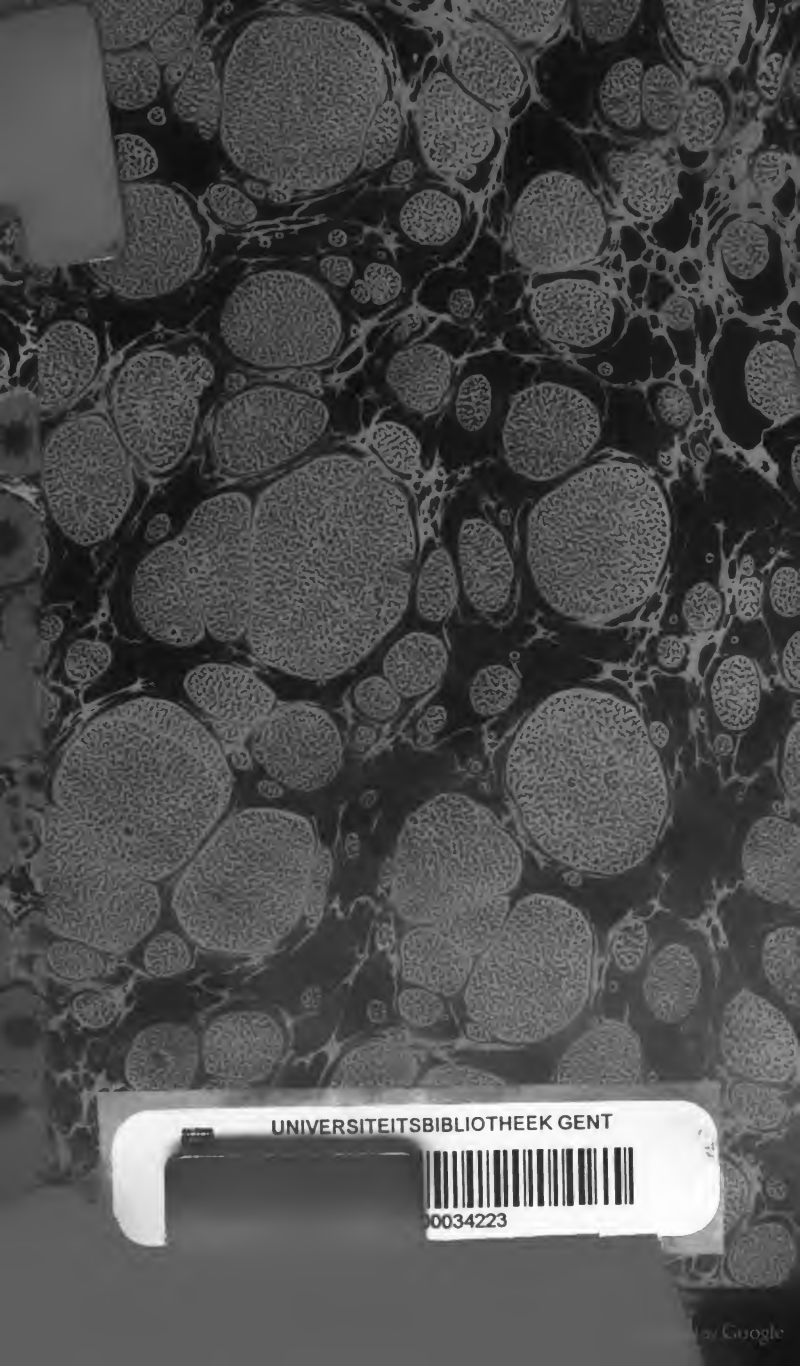
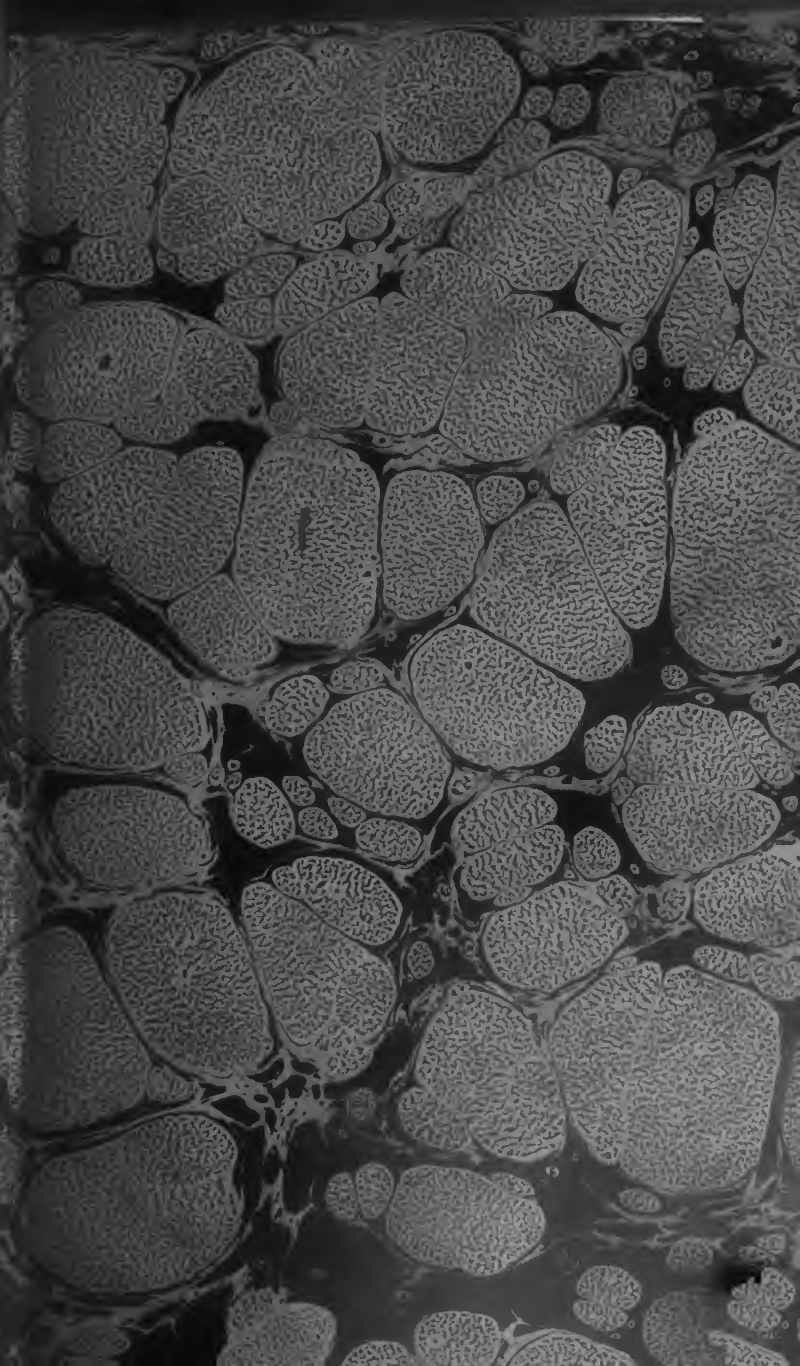




UNIVERSITEITSBIBLIOTHEEK GENT
00034223



HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

NEUNUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

Erste Hälfte.

Januar bis Juni.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1846.

Nr. 1. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte. Geschichtliche Untersuchung in fünf Büchern von Christian Carl Josias Bunsen, der Philosophie und der Rechte Doctor, der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin und der königlichen Gesellschaft der Literatur in London Ehrenmitglied, des archäologischen Instituts zu Rom Generalsecretär. Hamburg, Friedrich Perthes 1845. 1. Theil. 694 S. und 16 Zinktafeln. 2. Theil. 674 S. und 28 Zinktafeln. 3. Theil. 122 S. Urkundenbuch 129 S. und 9 Tafeln. 8.

Der Verf. dieser Anzeige ist durch Dankbarkeit für die gütige Zusendung dieses wichtigen Werks verpflichtet, das Seinige beizutragen, nm das Publikum auf dasselbe aufmerksam zn machen; es zu beurtheilen, ist er nicht im Stande. Auf dem Felde, welchem das Werk angehört, war er nie recht bewandert, und ist seit mehr als zwanzig Jahren durch andere Arbeiten ganz davon entfernt worden; er will daher auch seine Anzeige so fassen, dass der Herr Geheime Hofrath Bähr, als der eigentliche Redactor der Heidelberger Jahrbücher, dessen Studien das Werk näher liegt, als denen des Ref., durch einen Mann von Fach eine mehr ins Specielle eingehende zweite Anzeige schreiben lassen kann.

Was Ref. angeht, so freut er sich, dass jetzt endlich das Studium der ägyptischen Hieroglyphen und der Mythologie vom Rathen und Schwärmen, vom blossen Dechiffriren und Meinen auf einen ächt wissenschaftlichen Weg gebracht ist. Wir sind durch dieses Buch aus dem Morast auf trocknes Land gebracht, wo wir feststehen und zusehen können. Das ist ein grosses Verdienst; dass es das ist, muss Ref. gleich aussprechen, weil er offen gesteht, dass er nicht Herrn Bunsen's Meinung theilen kann, dass es jetzt gerade an der Zeit sey, über Urgeschichte und über Aegypten und Indien zu grübeln. Wir haben jetzt etwas ganz Anderes in Deutschland zu thun, dergleichen mag man in Rom, Turin, Oxford und Cambridge treiben. Die Jesuiten aller Art, die Beamten und

Diplomaten sähen freilich gar gern, dass der grübelnde Deutsche wieder wie vor Alters besser mit der Zeit vor der Sündfluth als mit der Gegenwart bekannt wäre!

Um gerecht zu seyn, will indessen Ref. anführen, dass Herr Bunsen, der mit unserm deutschen Misére in seiner Sphäre nichts zu thun hat, wohl thut, wenn er sich, wie weiland Wilhelm v. Humboldt, mit lauter Dingen beschäftigt, die einen vornehmen Mann berühmt machen, ohne ihn jemals zu compromittiren. Er verdient in der That, wie weiland Herr von Humboldt, wegen der Virtuosität in dem gewählten Fach, grosses und lautes Lob. Schon das ist eine Ehre für Deutschland, dass wir jetzt Jemand haben, den wir neben Champollion, Letronne und Birch nennen dürfen. Wenn man ausserdem dieses Werk des Herrn Bunsen und die Bücher seines quasi Gegners Letronne verbindet, so hat man jetzt Alles bei einander, was seit 1800 für Geschichte und Beschreibung Aegyptens von den Zeiten gleich nach der Sündfluth bis auf Muhammed mit einiger Sicherheit gesagt werden kann. Für Deutschland, wo jede neue Entdeckung im Alter thum gleich den armen Gymnasiasten aufgehalset und in hundert Büchern verbreitet wird, hat diess Buch und die darin neu aufgeschlossene Welt noch eine andere Bedeutung. Dieses Buch kann den Bücherfabrikanten neuen und reichen Stoff geben, nur weiss Ref. nicht, warum Herr Bunsen in der Vorrede in Bezug auf diese Art Geschichte Winkelmann, Herder, Kant citirt; denn dass er Niebuhr's Büste daneben stellt (in Kupfer oder Zink), ist ganz in der Ordnung. Herr Bunsen ist fest überzeugt, das Buch werde eine neue Welt der Geschichte aufschliessen. Darüber weiss Ref. nichts zu sagen, denn er ist kein Oedipus, und der Dichter sagt: „Prudens futuri temporis exitum caliginosa premit nocte deus"; soviel kann er mit Gewissheit behaupten, ohne Altägyptisch oder auch nur Koptisch zu verstehen und Hieroglyphen lesen zu können, dass gelehrten Forschern durch das Buch ein weites, neues Feld eröffnet ist. Die Zahl der über Manetho, Georgius Syncellus, Eratosthenes, Eusebius geschriebenen Folianten und Quartanten kann jetzt bedeutend anwachsen. Diese Bemerkung fügt Ref., der im Folgenden das grosse Verdienst des Herrn Bunsen dankbar anerkennen wird, hier bei, weil er glaubt, dass Herr Bunsen selbst gefühlt zu haben scheint, dass er mit etwas zuviel Anmassung von sich rede.

Er sagt S. XVIII. der Vorrede:

Ich arbeitete in den Jahren 1836 und 1837 Mehreres über die geschichtlichen Gleichzeitigkeiten aus und bereitete die Untersuchungen im sprachlichen und mythologischen Gebiete vor. Als nun mit dem Januar 1838 eine Stockung meiner amtlichen Thätigkeit in Rom eintrat, unternahm ich, im Bedürfnisse einer grossen Anstrengung, mit dem Anfange des Jahrs Hand an die vollständige Ausarbeitung des Werks zu legen. Die Arbeit schritt so rasch vorwärts, dass die chronologischen Untersuchungen des jetzigen zweiten, dritten und vierten Bandes dem grössten Theile nach während der ersten drei Monate jenes Jahrs im Wesentlichen so dargestellt und den Freunden mitgetheilt wurden, wie sie jetzt nach sieben Jahren erscheinen; auch die mythologische Arbeit, welche jetzt den sechsten Abschnitt des ersten Buchs bildet, wurde damals grösstentheils verfasst, in München aber vollendet.

Die Anschauung der Schätze des brittischen Museums und besonders der in und bei der grossen Pyramide gefundenen Inschriften und Kunstwerke gab in diesem und im nächsten Jahre Veranlassung und Lust zu manchen Ergänzungen und theilweise zur Umarbeitung. Die Darstellung trug in manchen Theilen noch zu sehr die Spuren der Untersuchungen und Vorarbeiten, aus denen sie hervorgegangen war. Eine vollständige neue Ausarbeitung begann im Januar 1841 in Bern in Folge der von Lepsius im Turiner Königspapyrus gemachten Entdeckungen und andern neuen Denkmalforschungen jenes Gelehrten. Damals wurde der dritte Band des gegenwärtigen Werkes bis auf kleine Veränderungen so verfasst, wie er jetzt gedruckt worden. Auch wurden die Zeittafeln der ägyptischen Geschichte, mit ihren jüdischen, babylonischen, assyrischen und persischen Gleichzeitigkeiten, die ich für meinen Gebrauch angelegt, in diesem Zeitraume vollendet und für den vierten Band dieses Werkes ausgearbeitet.

An dem zweiten Band ward die letzte Hand im December 1842 gelegt, als das wichtige Werk von Perring, die Fortsetzung des Vyse'schen Berichts über die Pyramiden von Gisch, mit den Ergebnissen der Oeffnung und Durchsuchung der übrigen Pyramidengruppen, ganz unverhoffter Weise mir neuen und reichen Stoff lieferte für die Behauptung, dass wir in den Pyramiden die Gräber der Könige des alten Reichs und die wichtigsten Denkmäler seiner Grösse finden. Mit dem Anfange

des Jahres 1843 begann der Druck des zweiten Bandes und wurde gegen Ende desselben beschlossen.

Die im September 1842 erfolgte Sendung von Lepsius nach Aegypten warnte einerseits vor Uebereilung hinsichtlich der aus Mangel an Denkmälern ungewissen Punkte der Forschung und mahnte andererseits an Bekanntmachung des sicher Gefundenen und durch die Denkmäler hinreichend Bestätigten. Bedeutende Ergänzungen und Berichtigungen des aufgestellten chronologischen Systems durch neu zu entdeckende Denkmäler konnten nur für das alte Reich erwartet werden, und zwar nur durch die Untersuchungen auf den Pyramidenfeldern von Giseh und Sakkorah und im Fajum, mit welchen jene Untersuchung zu beginnen hatte. Auch hierfür schien es jedoch wünschenswerth, die Forschung so zu geben, wie sie bis zur Zeit jener Unternehmung stand, und das, was sie während des Druckes liefern würde, seines Orts zu erwähnen, so weit es der chronologisch-geschichtliche Charakter dieses Werks erfordert, alles Uebrige Lepsius's weiteren Untersuchungen und eigener Darstellung überlassend. Dagegen schien es entschieden nicht unwichtig, das seit 1833 ausgebildete allgemeine Gebäude der ägyptischen Chronologie, wie es im Grossen und Ganzen auch von Lepsius bei seinen Forschungen zum Grunde gelegt worden, jetzt ans Licht treten zu lassen.

Ehe Ref. zu dem folgenden Satze übergeht, muss er gleich dagegen protestiren, dass Herr Bunsen, wie alle vornehm thuenden Gelehrten, so sehr oft die Miene annimmt, als wenn vom Scharfsinn, von der Gelehrsamkeit und von den akademischen Entdeckungen der Prahlenden das Heil der Welt abhinge. Das können sie den Fürsten und Aristokraten der Welt aufschwatzen, uns Plebejern nie. Ref. hofft keineswegs mit Herrn Bunsen, dass die ganze geschichtliche Wissenschaft wieder in die ägyptischen Gräber kriechen oder sich mit Klöstern, Domen, Urkunden und Burgen beschäftigen werde, wo sie lange genug bei Ratten, Rittern und Mönchen gesteckt hat. Das ist recht gut für Ritter und Pfründner der sogenannten Akademien; es passt für St. Petersburg, Rom, Berlin, Turin, Florenz, nicht einmal ganz für Paris und Copenhagen, aber vortrefflich für das römische München, für das hochkirchliche Cambridge und Oxford und für aller Curiosorum elegante Schaaren. Fistula dulce canit, volucrem dum decipit anceps. Wir lassen jetzt die Stelle folgen. Herr Bunsen sagt:

Auch die Rücksicht auf die allgemeinen Bedürfnisse der ägyptischen Bestrebungen schien diess wünschenswerth zu machen. Es ist Nichts für diesen Theil der Philologie zu hoffen, solange nicht die Theilnahme der gesammten geschichtlichen Wissenschaft dafür gewonnen wird. Diess aber setzt zweierlei voraus: einmal die Zusammenstellung und Darlegung alles Dessen, was durch die Hieroglyphik bisher gewonnen ist oder gewonnen werden kann; andererseits eine vom geschichtlichen Standpunkt aus unternommene Darstellung der Sprache und Schrift sowohl als des Göttersystems der Aegypter. An beiden fehlt es nicht blos in Deutschland, sondern überhaupt. Nach unserer Ansicht und nach dem Plane dieses Werks musste eine Darstellung, wie die zuletzt angedeutete, als die Thatsachen der vorchronologischen Zeit und der Urzeit enthaltend, im ersten Bande, neben der allgemeinen kritischen Untersuchung über die Quellen, ihren Platz finden.

Die Ausarbeitung dieses ersten Bandes erforderte meinerseits nicht allein ein tieferes Eingehen in alle Einzelheiten der hieroglyphischen Sprach- und Schriftlehre, als es bis dahin mir möglich und während Lepsius's Anwesenheit nöthig gewesen war, sondern auch gewissermassen einen Abschluss über die Hauptpunkte der den beiden letzten Bänden vorbehaltenen Untersuchungen. So ist es geschehen, dass dieses erste Buch später als das zweite gedruckt worden und nach manchen Unterbrechungen erst jetzt vollendet ist. Ich hoffe, dass die chronologische Fortsetzung des dritten Buches mit dem Urkundenbuche als dritter Band gleichzeitig wird erscheinen können. Damit ist die rein ägyptische Forschung abgeschlossen.

Die Uebersicht drs Ganges der in dem ersten Theile enthaltenen Forschungen hat der Verf. durch die Abtheilung selbst und durch Ueberschriften der Abschnitte und der Capitel und Paragraphen sehr erleichtert; wir sind daher im Stande, auch ohne in die Materie selbst einzugehen, die Leser der Jahrbücher auf die Hauptsache der in diesem Theile enthaltenen gelehrten Untersuchungen aufmerksam machen zu können. Die erste Abtheilung des ersten Buchs enthält nämlich zuerst in drei Abschnitten eine kritische Untersuchung über die Quellen und Hülfsmittel der ägyptischen Geschichte, welche in ältern und neuern Büchern enthalten sind. Um zu zeigen, auf welche Punkte der Verf. hier seine Aufmerksamkeit gerichtet hat, wollen wir den ganzen Inhalt des ersten

Abschnitts und den Schluss des dritten ausführlich mittheilen, weil das Uebrige aus der allgemeinen Ueberschrift von selbst hervorgeht. Der erste Abschnitt enthält nämlich zuerst die Untersuchungen über das Alter und den geschichtlichen Gehalt der heiligen Bücher der Aegypter, denen vorausgeschickt sind 1) Bemerkungen über beide Quellen der ältesten Geschichte, Jahrbücher und Lieder nach den Griechen; 2) über das Alter der Schrift bei den Aegyptern. Als heilige Bücher werden dann aufgeführt: 1) Die zwei Bücher des Sängers; 2) Die vier astronomischen Bücher der Horoskopen, 3) Die zehn Bücher der Hierogrammen; 4) Die zehn gottesdienstlichen Bücher des Stolisten; 5) Die zehn Bücher des Propheten; 6) Weltgeschichtliche Stellung der heiligen Bücher. Darauf folgt eine Abhandlung vom Todtenbuche, als einem Stück der heiligen Bücher, und einige Bemerkungen über das Alter der erhaltenen gleichzeitigen Denkmäler und geschichtlichen Urkunden. Das Folgende in diesem Abschnitt geht die Zeit an, welche der Verf. die Zeit des neuen Pharaonenreichs nennt. Da wird denn gehandelt von der Tuthmosistafel oder der Königsreihe von Karnak, von der Ramessestafel oder der Königsreihe von Abydos, und zuletzt von dem Königspapyrus. Ein eigener Paragraph ist zuletzt Manetho dem Sebenyten und seinen Nachfolgern gewidmet. Es wird nämlich in sieben besondern Stücken gehandelt 1) von Manetho's Persönlichkeit, 2) von Manetho dem Theologen, 3) von Manetho dem Geschichtschreiber und seinem Werke, 4) von der Manethonischen Chronologie der Urzeit, 5) von Manetho's Dynastien, 6) von der Zeitdauer von Menes bis Alexander, nach Manetho, 7) von Manetho's Nachfolgern Ptolemäus, Apion, Chäremon, Heroiskus.

Der folgende zweite geht die Forschung der Griechen über die ägyptische Zeitrechnung an. Hier ist es nicht nöthig, das Einzelne anzuführen, da allgemein bekannt ist, welche Griechen von Herodot bis auf Diodor von Sicilien von ägyptischen Dingen gehandelt haben. Alle diese Schriftsteller werden hier aufgeführt und der Kritik des Verf. unterworfen. Der dritte Abschnitt handelt auf eben die Weise von der Ueberlieferung und Forschung der Juden und der Christen in Beziehung auf die Zeiten der Aegypter. Wir wollen davon nur den Inhalt des zweiten und dritten Hauptstücks näher bezeichnen. Das zweite Hauptstück ist nämlich überschrieben: „Die Forschung des Morgenlandes über die ägyptischen Zeiten“, wo dann zunächst von den Juden, nämlich von den

Siebenzig und von Josephus gehandelt wird. Dann, was uns einigermassen befremdet, erscheint auch der Apostel Paulus. Dass Tatianus und Clemens von Alexandrien aufgeführt werden, wird Jedermann erwarten und natürlich finden. Unter der Aufschrift „Herausgeber der manethonischen Tafeln unter den Vätern“ wird von Julius Africanus und seinem chronologischen System und von Eusebius gehandelt. Dann folgen die Männer, welche Herr Bunsen byzantinische Forscher nennt. Theophilus, Panodorus und Anianus, Georgius der Syncellus. Hernach folgen Bemerkungen über das Werk des falschen Manetho von Hundsstern, über die sogenannte alte ägyptische Chronik, über die Königslisten des Ungenannten, endlich folgt ein Paragraph, überschrieben „Der Syncellus in Vergleich mit Eusebius und den spätern Byzantinern. Malalas, Cedrenus, die Osterchronik.“

Das dritte Hauptstück behandelt die Forschung des Abendlandes über die Zeiten der Aegypter. In diesem Hauptstücke werden nach einander aufgeführt: Joseph Scaliger, Mascham, Perizonius, Heyne und seine Schule, Heeren, Zoëge, die Sinologen und Indologen, Prichard und Rask. Darauf folgen die Aegyptologen unserer Zeit, wie sie der Verf. nennt. Diese sind: Champollion, Lord Prudhon, Felix, Wilkinson, Rosellini. Der vierte Abschnitt, über die Sprachbildung der Aegypter und über ihre Schriftzeichen, enthält Alles, was durch die neuesten Forschungen geleistet ist, und acht der angehängten Kupfertafeln erläutern und erleichtern das Verständniss. Die sechs andern Tafeln geben die Abbildungen ägyptischer Gottheiten. Erleichtert hat ferner der Verf. das Studium der altägyptischen Sprache durch den Anhang des Buchs. Dieser enthält nämlich zuerst „Nachträgliche Bemerkungen über das Koptische und dessen Verhältniss zum Altägyptischen“, und zwar A) von S. 520—550. eine vergleichende Uebersicht des koptischen Alphabets von Schwartze. B) S. 351—356. Betrachtung des koptischen Alphabets in seiner Entwickelung und in seinem Verhältnisse zum Altägyptischen. C) S. 557 bis 608. Zurückführung der altägyptischen Wörter auf die entsprechenden koptischen. Von S. 608—641. folgen Zusätze zu der vorher behandelten ägyptischen Laut- und Wortlehre. Besonders wichtig war dem Ref. der zweite Anhang, worin durch Erklärung der acht beigefügten Platten die Lehre von der ägyptischen Schrift anschaulich und alles Dunkle begreiflich gemacht wird. Ref. glaubt seine Pflicht gegen Herrn Bun-

sen und gegen das Publikum am besten zu erfüllen, wenn er die wenigen Worte, welche der Verf. den erläuternden Tafeln vorangeschickt hat, hier wörtlich einrückt.

„Die Grundsätze", heisst es S. 646, „nach welchen wir die Hieroglyphen im Allgemeinen haben ordnen müssen, sind im Texte entwickelt worden. Wir wünschen durch unsere Anordnung vorzüglich die grosse urgeschichtliche Thatsache der ägyptischen Schrift zur Anschauung zu bringen, und zwar so, dass sie möglichst in ihrer Entstehung und Entwickelung verstanden werde. Nech diesem Grundsatze der geschichtlichen Darstellung haben wir sämmtliche bisher gesammelte und erklärte hieroglyphische Zeichen mit Herrn Birch kritisch durchgegangen und jedes alsdann in die Klasse gestellt, welche nach jener Anordnung ihm zukommt. Zugleich haben wir denselben ersucht, seine eignen Schätze diesen Zusammenstellungen berichtigend und ergänzend hinzuzufügen. Dieser ausgezeichnete Sprachforscher und Archäolog ist unsern Wünschen mit so freundlicher Bereitwilligkeit und so wissenschaftlichem Eifer entgegengekommen, dass wir uns durch ihn in den Stand gesetzt sehen, nicht allein eine kritischere, sondern auch eine vollständigere (ein so gelehrter Sprachforscher als Herr Bunsen sollte billig wissen, dass kritisch keinen Comparativ zulässt) Darstellung aller Hieroglyphen zu geben, als bisher in den verschiedenen, zum Theil kostbaren und zum Theil sehr seltenen Sammlungen enthalten sind. Ein vollständiges Wörterbuch des Hieroglyphenschatzes, mit allen Mannigfaltigkeiten der Dar stellung und mit Anführung des Textes der entscheidenden Stellen darf die gelehrte Welt von Herrn Birch erwarten. Wir geben hier, so weit es der Stand der Hieroglyphik erlaubt, die Erklärung der Hieroglyphentafel dergestalt, dass wir zuerst das Bild nach seiner Nummer einfach erklären, dann seine Bedeutung und, wo sie bekannt ist, Aussprache geben und zuletzt die Gewähr für unsere Erklärung anführen. Die aus den Papyrusrollen und den Denkmälern angeführten Gewähr sind solche, welche Herr Birch selbst zuerst gefunden hat. Die angeführten Gewähren sind die Tafel von Abydos, Birch, Burton Excerpta hieroglyphica, Belmore Collection im brittischen Museum, das britische und das Berliner Museum, Dictionnaire Egyptien von Champollion, Grammaire Egyptienne von demselben, Monumens du musée de Leyden de Lemans, Lepsius Denkmäler, Lepsius Todtenbuch, Monumens de l'Egypte et de la

Nubie, Rosellini Monumenti civili, Rosellini Monumenti del culto, Rosellini Monumenti reali, Papyrus. Anastasi, Papyrus Burton, Papyrus Cadet, Papyrus Sams. Der Stein von Rosette, die Sarkophage, Sharpe Egyptien Inscriptions, endlich Wilkinson's bekanntes Buch.

Die ersten vier Tafeln enthalten 460 Dingbilder. Ueber diese Tafeln sagt der Verf. im Allgemeinen: Die Dingbilder begreifen nach uns alle nicht phonetischen Zeichen der Aegypter, mit Ausnahme derjenigen, welche entweder als Gattungsbezeichnung eines vorhergehenden Worts eine eigene Klasse bilden, die wir Deutbilder genannt, oder welche die Eigenthümlichkeit besitzen, dass sie gewöhnlich mit phonetischen Ergänzungen gebraucht werden, und also, nach unserer Anordnung, als Mischbilder die letzte Klasse der hieroglyphischen Zeichen ausmachen.

Unsere Tafeln geben 460 Nummern. Unter diesen sind höchstens zehn, welche nur durch Zufälligkeiten der Ausführung sich von andern Darstellungen desselben Gegenstandes unterscheiden. Solche reine Formwiederholungen haben wir nur ausnahmsweise aufgenommen, in Fällen, wo ein Missverständniss leicht war, z. B. in den verschiedenen Darstellungen der Gottheiten oder der Papyrus- und Lotuspflanze. Trotz aller Sorgfalt haben sich übrigens zuletzt doch noch einige Nachträge gefunden. Diese sind zum Schlusse mit fortlaufenden Nummern 431—461 aufgeführt. In der Erklärung haben wir jedes Mal bei den entsprechenden Gegenständen in der früheren Reihe 1—430 auf sie verwiesen, da nämlich, wo sie eigentlich eingeschaltet werden sollten, und ebenso haben wir bei ihrer Erklärung auf jene Nummern zurückgewiesen. Die Anordnung ist, wie im Text bereits angedeutet worden, die natürliche, von Champollion schon früh vorgeschlagene und angewandte: allgemeine kosmische Bilder, — menschliche Gestalten, erst stehende, dann liegende oder sitzende — Thiere nach ihren Gattungen, von den vierfüssigen an bis zu dem Gewürm — Pflanzen — Steine — künstliche und unbekannte Gegenstände.

Die fünfte Tafel enthält das, was der Verf. Deutbilder nennt. Er erklärt sich über den Grundsatz der Ausscheidung dieser Gattung Hieroglyphen auf folgende Weise: Jedes Dingbild geht in die Klasse der Deutbilder über, sobald es mehrere Wörter bezeichnet, mögen diese nun auch gleich ganz gleichbedeutend seyn oder verschieden in ihrer Bedeutung und nur durch einen sehr allgemeinen Gattungsbegriff unter

einander verbunden. Sie hören aber darum nicht auf, Dingbilder zu seyn und als solche dasjenige Wort zu bezeichnen, als dessen Bild sie zuerst gebraucht wurden. Die ägyptische Schrift zeigt hier dasselbe Gesetz der Entwickelung, welches wir in jeder Sprache und in jedem Sprachstamme beobachten. So ist Thier ursprünglich Hirsch, Reh (deer), dann vierfüssiges Thier, dann Thier im Allgemeinen; so whelp, junger Hund (Wolf), dann Junges eines Thiers, Cock, erst Hahn, dann das Männchen bei manchen Vögelarten, und so in unzähligen Beispielen.

C. Auf Tafel VI. und VII. folgen die Lautbilder oder Sylbenzeichen. Auf der 2. Abtheilung der VI. Tafel hat daher der Verf. 72 Sylbenbilder nach dem Buchstaben, mit dem sie anfangen, zusammengestellt. Um die Fortschritte der Buchstabenschrift unter der zwanzigsten Dynastie recht einleuchtend zu machen, sind auf der VII. Tafel als dritte und letzte Abtheilung 92 neue Zeichen für 13 der 15 Buchstaben zusammengestellt. Von diesen 92 Zeichen führt der Verf. ausserdem an, dass einige schon von der 20. bis 26. Dynastie als Bezeichnung von Sylben gebraucht, andere erst in der römischen zu Buchstaben gestempelt worden. Das römisch-ägyptische Alphabet, fügt der Verf. hinzu, worauf man verschiedentlich gesucht hat, Hieroglyphik zu gründen, bezeichnet umgekehrt den niedrigsten Stand derselben, eine Verderbung und Verwirrung des alten, einfachen und übersichtlichen Systems. Ja, es ist dieser Theil der unsicherste der ganzen Hieroglyphik.

D. Die VIII. Tafel enthält die Mischbilder. Der Verf. sagt: Die Mischbilder siud, nach unserer Darstellung, solche Hieroglyphengruppen, deren Hauptbestandtheil ein Ding- oder Deutbild ist, welches aber gewöhnlich mit einer vollständigen oder unvollständigen Lautergänzung vorkommt, durch welche ein Theil der Laute des Worts, gewöhniich der letzte Theil desselben, phonetisch ausgedrückt wird. So bezeichnet das sogenannte gehenkelte Kreuz den Begriff Leben, und ist als solches ein Dingbild. Sehr oft wird ihm, weil anx Leben heisst, ein a oder n oder x nachgesetzt; offenbar zur Sicherung der Aussprache. So erscheint also das eigentliche Dingbild als erster Buchstabe des Worts, welches durch die gesammte Gruppe dargestellt wird. Lepsius hat zuerst geltend gemacht, dass dieser Schein nicht der geschichtlichen Wahrheit entspricht, nach welcher jenes Bild immer ein Ding- oder Deutbild ist.

Der zweite Theil enthält das Labyrinth der ältesten Geschichte

Aegyptens, der zahlreichen Dynastien und zahllosen unaussprechbaren Königsnamen, deren Folgereihe von Manetho so, von Eartosthenes anders, von Eusebius anders und von Syncellus noch einmal anders angegeben wird. Das Publikum wird es dem Herrn Bunsen gewiss Dank wissen, dass er sich in die verworrenen Gänge gewagt hat, wohin ihm Ref. unmöglich folgen kann. Herr Bunsen hat indessen dabei doch auch ganz andere Dinge als bloss Namen und Zahlen ans Licht gebracht. Schon die Untersuchung über die ersten eilf Dynastien Aegyptens seit Menes führt zu sehr interessanten Resultaten für die innere Geschichte und für die unter diesen Dynastien unternommenen Riesenwerke. Am anziehendsten ist das, was von der 12. und 13. Dynastie gesagt ist. Zuerst gründet nämlich Herr Bunsen die ganze von ihm befolgte Chronologie auf die chronologische Prüfung der Angaben und verschiedenen Berechnungen der 12. Dynastie, hernach schöpft er aus dem, was in den letzten funfzig Jahren, und zum Theil erst ganz neulich, von den Monumenten dieser Zeiten ans Licht gebracht ist. Hier wird erst von der Sesostrissage gehandelt, dann S. 324—240, vom Labyrinth, und hernach von 340—362 von den Pyramidengruppen, der grossen Sphinx u. s. w. Zu diesem Abschnitt gehört der grösste Theil der Platten. Vermöge der gegebenen Zeichnungen kann man sich über die Lage und die Gegend orientiren; aus Durchschnitts- und Ansichtszeichnungen und aus dem Grundrisse über die Resultate der bisherigen Forschungen vollständig belehren.

Der dritte Theil, wie es der Verf. auch nennt, des dritten Buchs erster und zweiter Abschnitt, behandelt die Geschichte der 19. bis 26. Dynastie. Das Durchblättern dieses Buchs wird dem Leser einen Begriff geben, welche neue Welt hier den Gelehrten aufgethan wird, und er wird ahnden, wie viel dicker unsere Bücher über alte Geschichte werden geschrieben werden, wenn erst Bunsen's und Champollion's Forschungen in die deutschen Schulbücher übergegangen sind!! Diese hier erwähnten Dynastien allein reichen, wenn wir nicht irren, bis achtehalb hundert Jahr vor Salomo und gehen nur bis Cambyses herunter. Daraus kann man schliessen, wie hoch die achtzehn andern hinauf gehen. Uns schwindelt; wir führen daher, um ja unser Urtheil auf keine Weise in unsern kurzen, ganz nackten Bericht über das, was wir im Buche gefunden haben, einzumischen, wieder die eigenen Worte des Verfassers

an. Er sagt: Das dritte Buch behandelt das mittlere und das neue Reich, wie das zweite das alte. Hinsichtlich des mittlern Reichs, oder der Hyksoszeit, ist unsere Untersuchung, vom Standpunkte der rein ägyptischen Forschung, welcher die drei ersten Bücher gewidmet sind, fast eine nur chronologische. Es lässt sich von jenem Punkte, bei dem jetzigen Stande unserer ägyptischen Geschichtskunde, nicht mehr erreichen, als die Wirklichkeit jener neun Jahrhunderte des Manetho durch Urkunden des vierzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, ja selbst durch gleichzeitige Denkmäler nachzuweisen. Wir haben ausserdem, obwohl nur vorläufig, in das geschichtliche und weltgeschichtliche Verständniss jener dunkeln Zeit einzuleiten versucht, durch Wegräumung der selbstgeschaffenen Schwierigkeiten der bisherigen Forschung, nämlich gänzlich unbegründete Voraussetzungen.

Die Untersuchung über das neue Reich aber erfordert zwei Abschnitte. Von diesen ist der erste rein chronologisch, diess ist der zweite des Buchs. Erst nach Feststellung der Königsfolge, der Namen und der Zahlen lässt sich eine fruchtbare geschichtliche Untersuchung und Herstellung versuchen. Dies habe ich im dritten Abschnitte gethan. Ich habe denselben aber vom gegenwärtigen Bande getrennt, damit derselbe nicht zu sehr anschwellen möge. Dieser dritte Abschnitt sollte mit dem vierten Buche, welches eine synchronistische Darstellung enthalten wird, als vierter Band am Ende des Jahrs 1845 erscheinen, ist aber noch nicht in unsern Händen.

Hinter diesem Bande findet man auf 120 Seiten ein Urkundenbuch, welchem der Verfasser auch den lateinischen Titel gegeben hat: Veterum scriptorum de rebus Aegyptiacis et de Babyloniorum, Tyriorumque temporibus fragmenta. Diese sind: 1) Manethonis, aliorumque Aegyptiorum fragmenta. 2) Eratosthenis aliorumque Graecorum de temporibus Aegyptiorum fragmenta. 3) Aegyptiaca varia. 4) Babylonica et Tyria quaedam.

Ref. glaubt jetzt, sein Versprechen einer vorläufigen Notiz von einem sehr gelehrten und sehr gründlichen Werk über die Urgeschichte Aegyptens zu geben, so gut erfüllt zu haben, als es ihm möglich ist; er muss es aber einem Andern überlassen, das Werk zu prüfen und die Verdienste des Verfassers durch Eingehen in die Sache und in das Besondere der Forschung nach Verdienst zu preisen; er selbst hat den

Werth desselben gleich vorn in dieser Anzeige im Allgemeinen anerkannt. —

La Russie et les Jesuites de 1772—1820. D'après des documents la pluspart inédits par Henri Lutteroth. Paris. Librairie de L. R. Delay. Rue Trouchet 2. B. 1845. 112 S. 8.

Der Verf. dieser Schrift gehört weder zu Denen, die das Schimpfen und Schreien der Jesuiten mit Schimpfen und Schreien erwiedern, noch zu den Leuten, welche alles Das wiederholen, was im vorigen Jahrhundert gegen einen Orden gesagt ist, der aus der Politik des Obscurantismus eine Religion macht und als geheimer Bund, nicht als geistlicher Orden furchtbar ist; er hat vielmehr eine neue Seite jesuitischer Umtriebe ruhig enthüllt. Der Verf. beginnt seinen diplomatisch-historischen Bericht mit dem Augenblick, als gerade ein Jahr vor der Aufhebung des Jesuitenordens, eine Anzahl Jesuiten russische Unterthanen wurden. In Weissrussland, besonders in Mohilew, fand die Kaiserin Katharina II., als sie diesen Theil von Polen abriss, Jesuiten, und diese hatten, wie sie pflegen, in Weissrussland einen Gönner gefunden, der sie auch sogar gegen den Pabst in Schutz nahm, als dieser den ganzen Orden aufgehoben hatte. Der Bischof Stanislaus Sestrenowitsch von Mohilew, berichtet der Verf., in dessen Sprengel die Jesuiten einen Hauptsitz hatten, habe es auf sich genommen, zu bewirken, dass der Orden trotz des päbstlichen Ausspruchs, in Russland erhalten werde. Diess geschah; der Verf. fügt hinzu, dass um 1786 177 Jesuiten in Russland gewesen seyen, nämlich 98 Priester, 38 Studenten und 48 Laienbrüder. Die Kaiserin liess wirklich auf Betreiben des Bischofs, der einen sehr guten Kanal muss gehabt haben, den Jesuiten (d. h. als Orden) alle Güter, die sie in der Provinz besassen, befreite sie sogar von aller Grundsteuer unter der Bedingung, dass sie sich ausschliessend der Erziehung der römisch-katholischen Jugend widmen sollten. Die Kaiserin liess ihnen aber zugleich um 1774 andeuten, dass ihnen der zugesicherte Schutz sogleich werde entzogen werden, wenn sie die Bedingung, woran er geknüpft sey, im Geringsten verletzten. Der Verf. versichert, dass die Jesuiten in allen den Actenstücken, die er in Händen gehabt hat, sich mit Katharina und mit Kaiser Paul sehr zufrieden

bezeugt haben, nichts destoweniger wurden ihre Anmassungen aufs strengste zurückgewiesen. Sie wollten sich der Jurisdiction der Bischöfe entziehen, der sie nach ihrer Aufhebung unterworfen waren; sie wurden aber durch Decrete und Ukasen zum Gehorsam angewiesen. Schon um 1782 erklärte ihnen der Senat zu Petersburg, dass sie dem Erzbischof von Mohilew als ihrem rechtmässigen Obern Gehorsam schuldig wären. Daran kehrten sich aber weder die Jesuiten noch ihr General; der letztere schreibt vielmehr hier p. 10 ganz unverschämt an den Cultminister:

> Ew. Excellenz wird aus der oben gegebenen kurzen Darstellung der Lage der Sachen sehen, dass sie wenig mit den Gliedern des Ordens zu schaffen haben und dass ihr Geschäft in Beziehung auf den Orden sich fast allein darauf beschränkt, die Bitten anzuhören, die er etwa in Beziehung auf solche Dinge vorzutragen hätte, welche ohne erhaltene Erlaubniss der Regierung nicht eingeführt oder doch nicht zur Ausführung gebracht werden könnten, oder ihren Beschwerden Gehör zu geben, wenn sie sich über Beeinträchtigungen von Seiten der Weltlichen zu beschweren hätten.

Der Verf. des Buchs bemerkt mit Recht, das heisse mit anderen Worten:

„Sichert uns eure Unterstützung und die Gunst der Regierung, schützt unsern Orden bei und gegen Jedermann; im Uebrigen lasst uns in Ruhe."

Im Jahre 1800 hatten sie kaum, unter dem Vorwand, dem Gottesdienst der katholischen Kirche vorzustehen, die Erlaubniss erlangt, sich in Petersburg aufzuhalten, als sie auch eine Schule, hernach auch eine Pflanzschule von Jesuiten anlegten. Bald machten sie auch Proselyten, was ihnen harte Vorwürfe vom Kaiser zuzog. Sie mussten sich freilich fügen, hatten es im Jahr 1801 aber doch schon soweit gebracht, dass sie in diesem Jahre ein und zwanzig Collegiengebäude hatten, in denen sich im Anfange des Jahrs 247, und am Ende desselben 264 Individuen befanden. Schon um 1801 hatten sie den Pabst Pius VII. dahin gebracht, dass er den Orden, freilich vorerst nur für Russland, wiederherstellte. Diess geschah durch ein Breve vom 7. Mai 1801. Zum General des Ordens ward Franz Karen ernannt und ihm „Gewalt und hinreichende Vollmacht gegeben, um die Regel des heil. Ignaz v. Loyola aufrecht zu halten und zu befolgen." Auf diesem Grunde baute hernach

Thaddäus Brzozowsko einen sehr schlauen Plan, der Universität Wilna, welche damals einen neuen Unterrichtsplan eingeführt haben wollte, allen Einfluss dadurch zu entziehen, dass er sein Jesuiten-Seminarium zu Polotzk von der Universität Wilna ganz unabhängig machte. Die Jesuiten weigerten sich, von ihrer alten Methode abzugehen und beriefen sich auf den Satz, den **Genz** und andere Sophisten für sie angeführt haben, und der immer wiederholt wird, so lächerlich er auch ist, da theils die Falschheit offenbar einleuchtet, theils sich auf diese Weise die Unverbesserlichkeit aller Anstalten beweisen liesse, die ihre Zeit überlebt haben. „Nach der alten jesuitischen Methode", heisst es nämlich, „sind die grossen Männer der letzten Jahrhunderte gebildet und die Wissenschaften auf den Punkt gebracht worden, wo sie jetzt sind." Der Verf. sagt in dieser Beziehung p. 15 mit vollem Rechte: „Ce n'est la qu'un très faible échantillon des éloges, que les Jesuites prodignaient à leur méthode et à eux mêmes. Peutêtre l'assurance avec la quelle ils ont vanté leur mérite partout et en tout tems n'a-t-elle pas été un de leurs moindres ressources pour en persuader les autres." Die Jesuiten brachten es in der That dahin, dass sie es endlich wagen durften, sich und ihr Seminarium der Universität und ihren Lehrern feindlich entgegenzustellen, und der russischen Regierung auf ähnliche Weise zu reden, wie sie (denn die Bischöfe sind die Jesuiten) den französischen Ministern unserer Zeit reden. Diese müssen ihnen Gehör geben, denn ihr System beruht ganz allein auf Jesuiten und auf Jesuitenmoral (Doctrin genannt), auf Agiotage, Verführung der Volksvertreter und ihrer Wähler durch Geld und Gunst, und auf einem unmenschlichen mörderischen Krieg in Afrika; die Russen konnten doch wenigstens offen Gewalt anwenden. Das geschah denn freilich auch später. Um 1810 und 1811 war Russland von Napoleon bedroht und durfte einen so mächtigen Verbündeten, als der Pater General der Jesuiten war, nicht verschmähen. Das merkt man auch deutlich den von ihm eingereichten Vorstellungen aus den beiden Jahren an, aus welchen in dieser Schrift die schlagenden Stellen mitgetheilt sind. Wir wollen eine der Stellen, die für den Jesuitismus der eigentlichen Jesuiten und ihrer Schüler, der protestantischen Doctrinärs und gedungenen Schriftsteller, charakteristisch ist, hier mittheilen. Es ist eine Stelle aus einer Vorstellung des Generals der russischen Je-

suiten (denn andere gab es damals öffentlich noch nicht) vom 16. September 1811:

Ganz verschiedene Anstalten (des institutions nécessairement disparates), wie die der Universität und unserer Seminarien, lassen sich nicht denselben Vorschriften (reglements) unterwerfen, diese Wahrheit ist von jeher anerkannt worden und in allen Ländern, wo unser Orden Anstalten gegründet hat. Es ist ohne Beispiel, dass man versucht habe, uns den Gesetzen der Universitäten zu unterwerfen, dass man das Geringste habe ändern wollen an dem Gange, den wir bei unsern Studien befolgen, oder dass man die Obern in der Wahl der Professoren beschränkt habe. Unser Orden hat die Leitung einer grossen Zahl von Universitäten gehabt, auf vielen andern hatte er Collegien, und es verdient hervorgehoben zu werden, dass selbst auf den Universitäten, denen unsere Schulen angehörten, diese doch nie den Universitäten untergeordnet waren, wie man sie ihnen jetzt unterwerfen will. Wir fordern durchaus keine neue Gunst, wenn wir von der Gerichtsbarkeit der Universität befreit zu werden wünschen, wir verlangen nur das Fortbestehen eines Rechts, welches eben so alt ist, als unser Orden selbst. Wir verlangen ein Recht, dessen wir stets genossen haben, ohne dass man es je streitig gemacht hätte, und von dem gar nicht zu fürchten ist, dass es von uns übel gebraucht werde, weil es ja stets unser eigener Vortheil seyn wird, dem Zutrauen der Regierung zu entsprechen und ihren Schutz dadurch zu verdienen, dass wir uns ganz ohne Vorbehalt dem Nutzen des Kaiserreichs widmen.

Kaum war das Seminar von der Universität gelöst, so wird wiederholt angeklopft, dass man doch dies Seminar zu einer Universität erheben möge, es werde ja dort schon Alles gelehrt, was auf Universitäten gelehrt zu werden pflege, die Universität Wilna selbst habe ja so lange unter den Jesuiten gestanden und sich wohl dabei befunden, und ganz zuletzt wird gezeigt, wie wohlfeil man den Unterricht der Jesuiten habe, in Vergleich mit Universitäten. Die Stelle ist für die Schlauheit, mit welcher die Jesuiten die schlechtesten Motive in gloriam dei zu benutzen verstehen, bemerkenswerth.

(Schluss folgt.)

Nr. 2. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Lutteroth: La Russie et les Jesuites.

(Schluss.)

„Wir verlangen nichts“, schreibt der General, „als dass man uns im Besitze der Güter lasse, die wir schon haben. Nichts macht die Universitäten lästiger und kostspieliger für den Staat, als die Besoldungen der Professoren, die man oft mit grossen Kosten aus fremden Ländern kommen lassen muss. Das ist ganz anders bei uns; unser Orden liefert uns alle Professoren, deren wir bedürfen, und jeder dieser Professoren widmet alle seine Sorge und alle seine Arbeit ohne Bezahlung dem Unterricht, ohne Aussicht auf zeitliche Belohnung, blos um die Pflicht seines Berufs zu erfüllen.“

Eine andere Stelle eines andern Briefs des in Schafskleidern den Wolf versteckenden Generals der Jesuiten hat Herr Lutteroth selbst S. 23 sehr gut charakterisirt, wenn er sagt: Peut être n'a-t-on jamais écrit contre la Compagnie de Jésus des paroles aussi accusatrices que celles que nous venons de transcrire et qui dans l'intérieur du Père Général étaient destinées à la justifier. Quoi! dès qu'on entre dans cet ordre on en adopte tellement l'ésprit, les interêts, les maximes, qu'on ne s'appartient plus mais qu' on appartient au corps, au quel on est lié irrévocablement et à qui se corps appartient!! Die Stelle des Briefs ist folgende:

„Was die Jesuiten angeht“, sagt der Pater General, „so glaube ich, dass man nicht den geringsten Zweifel über ihre Grundsätze haben kann. Ich will hier nicht den Apologeten meines Ordens machen; auch nicht Lobreden auf ihn halten, die aus meinem Munde schlecht lauten würden; ich will nur sagen, dass man für ausgemacht annahm, dass die von den Jesuiten ihren Zöglingen eingeprägten Grundsätze, den Ideen von Verbesserung und Umwälzung, mit denen man sich trug, ganz entgegengesetzt wären, und dass man, um den Umsturz der Dinge in Europa, dessen Zeugen wir gewesen sind, zu bewirken, damit anfangen

müsse, dass man diese treuen Wächter von der Jugend entferne. Aber hat nicht Russland noch einen andern Bürgen der gänzlichen Ergebenheit der Jesuiten für dieses Kaiserreich? Verdanken wir nicht dieser Regierung allein die Erhaltung unserer Existenz? Wir können daher durchaus nur ein und dasselbe Interesse mit diesem Staat haben. Wären wir auch nicht aus Schuldigkeit und Pflicht der Religion getreue Unterthanen, so würden wir es aus Dankbarkeit seyn, um unseres eigenen Nutzens willen, und würden durch unser eigénes Bedürfniss gedrängt seyn, einer Regierung anzuhängen, der wir Alles verdanken, und welche sich das unbestreitbarste Recht auf eine unbeschränkte Ergebenheit erworben hat. Es ist freilich wahr, dass wir auch in unserm Orden einige Fremde haben; aber diese Fremden nehmen, sobald sie in den Orden treten, den Geist desselben an, sie kennen nur des Ordens Interesse und Maximen. Da sie unwiderruflich an eine Körperschaft gebunden sind, die dem russischen Reiche ganz angehört, so werden sie nothwendiger Weise Unterthanen dieses Reichs, und können durchaus kein Interesse mehr haben, welches mit dem dieses Reichs in Widerspruch ist."

Der König von Sardinien hatte in dieser Zeit, als der Pabst die griechische Kirche an sich zu ziehen hoffte, den Grafen Le Maistre nach Petersburg geschickt. Dieser machte dort bekanntlich aus dem Jesuitismus und Papismus eine Art Philosophie, die man aus seinen berüchtigten Büchern kennt, aus dem Essai sur le principe générateur des constitutions politiques, aus dem Buch vom Pabst und aus seinen Soirées de St. Petersbourg, welche hernach unter Ludwig XVIII. so grosses Aufsehen machten. Diesem Grafen, der ausdrücklich beauftragt war, des Pabsts Geschäfte mit dem Kaiser, also, was einerlei ist, die Geschäfte der Jesuiten zu besorgen, übertrug der Jesuitengeneral die Unterhandlung wegen Erhebung des Seminars zu Polotzk zu einer Universität, womit für die Jesuiten ein Vortheil verbunden war, von dem sie freilich Nichts sagten. Sie entgingen dann nämlich dem Cultministerium, dem, dem Scheine nach, Fürst Galitzin als Minister, in Wahrheit aber der wackere, gelehrte Graf Turgéneff, der unter Schlözer in Göttingen gebildet war, als Director vorstand, und kamen unter das Ministerium des öffentlichen Unterrichts, welches Graf Rasumowski leitete. Mit diesem führte Le Maistre eine für das Wesen des Papismus und Jesuitismus höchst merkwürdige Correspondenz, auf deren Druck Herr

Lutteroth Hoffnung macht, einstweilen aber höchst merkwürdige Stellen daraus mittheilt.

Der Verf. sagt, die fünf Briefe, die Le Maistre in dieser Angelegenheit an Rasumowski gerichtet habe, bildeten nach seiner Ansicht ein förmliches Buch, welches alle Vorzüge und Fehler habe, die dem Verfasser eigen wären. Seine Vorliebe für Paradoxien, seine beissende Ironie, seine leidenschaftliche Polemik, der schneidende Ton seiner Behauptungen, seine unrichtigen und bösgemeinten Citate finde man dort wieder, aber auch seine Liebe zum Guten, Wahren, Gerechten, welche Achtung verdient, obgleich er sich fast immer über den Gegenstand irrt, worin er sie sucht. Er beweist zuerst, dass Wissenschaft nur allein durch Hülfe der Jesuiten unschädlich gemacht werden könne, daraus folgt, dass die Vernichtung der Jesuiten Ursache geworden ist, dass innerhalb dreissig Jahren eine grässliche Generation heraufgekommen, welche die Altäre umgestürzt und den König von Frankreich ermordet hat; also (versteht sich) auch den russischen Kaiser ermorden kann. Sollte man es glauben, dass man mit dergleichen Argumentation auch jetzt wieder Fürsten und Grosse betrügt? Die Wissenschaft ist nach Le Maistre ein gar grässlich Ding. „Sie macht den Menschen taub, der Geschäfte und grossen Unternehmungen unfähig, disputirsüchtig, eigensinnig, auf seine eignen Meinungen bestehend und die anderer Leute verachtend, sie schafft kritisirende Beobachter der Regierung, Neuerer dem Wesen nach (par essence), Verächter der nationalen Obrigkeit und der nationalen Glaubenslehren.“ Der Diplomat des Pabsts und der Jesuiten macht daher auch dem russischen Minister starke Vorwürfe darüber, dass er sich einbilde, er sey dadurch dem Lande nützlich, dass er eine grosse Anzahl Unterrichtsanstalten gründe.

„Nehmen Sie einmal an“, schreibt Le Maistre an Rasumowski, „dass eine Regierung ihre Kassen erschöpfte, um in einem Lande, wo Niemand reist, prächtige Wirthshäuser zu bauen, so wäre das gerade dasselbe, was eine Regierung thut, die viel auf wissenschaftliche Anstalten verwendet, ehe der Nationalgeist noch auf Wissenschaft gerichtet ist. Man lässt sich gewaltig täuschen, wenn man sich bewegen lässt, mit sehr grossen Unkosten einen Käfig für den Phönix zu bauen, ehe man noch weiss, ob er auch kommen wird. Sie, mein Herr Graf, würden ihrem

Vaterlande den grössten Dienst thun, wenn sie den Beherrscher desselben von der grossen Wahrheit überzeugten, dass S. M. eigentlich nur zwei Arten Menschen nöthig hat, tapfere Leute und zuverlässige Leute (de gens braves et de braves gens); alle andere braucht er gar nicht, oder sie kommen von selbst." Er beweist hernach ferner, dass alle Leute, die man aus der Fremde hat kommen lassen, schlecht und nichtswürdig seyen, dass auch die, welche das nicht seyen, unbrauchbar und sogar schädlich seyen, weil Unterricht den Soldaten und Offizier verderbe und von acht Zehntheilen der Bevölkerung gar nicht verlangt werde. Wenn man die in diesem ersten Briefe vorgetragene vorbereitende Doctrin des papistischen Diplomaten kennt, wird man sich nicht wundern, dass er im zweiten den allerdings etwas zu umfassenden Unterrichtsplan, der damals in Russland vorgeschlagen war, sehr arg mitnimmt. Er schneidet sogar die Naturgeschichte weg, geschweige denn die politische Geschichte! „Nie", sagt er, „ist sie als Unterrichtsgegenstand, der einen eigenen Professor erfordert, in irgend einem Systeme des öffentlichen Unterrichts begriffen worden." Das Griechische scheint dem Diplomaten des Generals der Jesuiten eben so furchtbar, als es gar Vielen unserer Juristen vorkommt. „Glauben Sie", schreibt er, „Herr Graf, den fleissigen Leuten, die sich mit dieser so schönen und so schweren Sprache abgegeben haben, es gibt keinen jungen Mann in Russland, oder überhaupt unter den vornehmen Ständen, der nicht lieber drei Feldzüge machte oder sechs Schlachten beiwohnte, als dass er auch nur die griechischen Conjugationen auswendig lernte."

„Erst in den beiden letzten Briefen," berichtet Herr Lutteroth, „hat es endlich der Doctrinär des Jesuitismus und Papismus ausschliessend mit den Jesuiten zu thun. Die Jesuiten haben sich mit Politik abgegeben, ihr Anbeter und Diplomat kann es nicht leugnen; aber die Regenten haben das gewollt, folglich war es ganz recht."

> „Wenn ein Fürst den Einfall hätte", sagt der geistreiche Mann, „sein Land durch Gardeoffiziere regieren zu lassen, so stände das unstreitig ganz in seinem Belieben, und die Offiziere wären verbunden, ihm zu gehorchen. Dürfte man wohl hernach sagen, die Gardeoffiziere haben cabalirt; sie haben sich mit Staatssachen abge-

geben, man muss die Garde auflösen? Nichts wäre toller, als eine solche Behauptung."

Die Jesuiten waren es aber vorzüglich, die den Secten der Protestanten und Jansenisten entgegen standen, d. h. nach dem Zeugniss des Pater Petavius, den der gelehrte Diplomat als Gewährsmann anführt, so viel als sie waren, als Streiter gegen die beiden Secten, auch Vertheidiger der Monarchie, weil der Charakter jeder Secte mit sich bringt, dass sie die monarchische Gewalt hasst; von solchen Secten von Fürstenhassern ist aber Russland umgeben und bedroht:

„Bei einer so dringenden Gefahr", schreibt er, „ist Nichts vortheilhafter für das Heil Seiner kaiserlichen Majestät, als eine Gesellschaft, gebildet aus Männern, die den Leuten (allen Sectirern), von denen Russland Alles zu fürchten hat, ihrem Wesen nach (essentiellement) feindlich ist, besonders wenn man diese Gesellschaft zum Unterricht der Jugend gebraucht. Ich glaube sogar, dass es gegen die drohende Gefahr gar kein anderes Vorbeugungsmittel gibt, das mit Vortheil gebraucht werden könnte. Die Gesellschaft Jesu ist der bewachende Hund der Heerde, den man sich wohl hüten muss, zu verabschieden. Wenn ihr ihm auch nicht erlauben wollt (wie in Wallis und Luzern geschieht), die Diebe zu beissen, so mag das hingehen, es ist das eure Sache; aber erlaubt ihm wenigstens, um das Haus herum zu laufen (wie man in München, Würzburg, Aschaffenburg thut) und euch herauszubellen, wenn es Zeit ist, ehe man noch eure Thüren mit Nachschlüsseln geöffnet hat, oder ehe man zu euren Fenstern hereinsteigt."

Eine andere Stelle beweist deutlicher als irgend etwas Anderes, dass die Jesuiten die ganze Kunst, die Pascal so vortrefflich in ihrer Blösse dargestellt hat, noch immer treiben, und ihr Diplomat citirt in der That einen der Heroen der lettres provinciales, den Spanier Suarez, als Gewährsmann. Herr Lutteroth macht mit Recht auf das meisterhafte Taschenspielerkunststückchen des Grafen Le Maistre in der gleich unten anzuführenden Stelle aufmerksam. Herr Lutteroth fordert uns mit Recht auf, die jesuitische Gewandtheit der folgenden Stelle zu bewundern, wo per hocus pocus aus einem zugegebenen Fehler eine Tugend wird: „Ihr beschuldigt uns, dass wir uns mit Politik abgeben", sagen die Jesuiten. „Nun ja, um euch zu beweisen, dass wir mit Poli-

tik nichts zu schaffen haben, wollen wir auch sagen, welche Art Politik wir treiben, und ihr werdet gewiss diese so sehr nach eurem Geschmack finden, dass ihr die Augen gern schliessen und mit uns sagen werdet, wir sind ganz eurer Meinung, dass ihr keine Politik treibt.“ Die Stelle lautet:

„Seit drei Jahrhunderten gibt es einen Orden, der sich besonders dem Unterrichte der Jugend widmet, und dabei stets den Völkern und der dem Staate so theuern Jugend zuruft: Die Herrschergewalt (la souveraineté) stammt nicht vom Volke, oder wenn sie auch ursprünglich von diesem stammt, so darf doch dieses, die einmal einem Einzelnen überlassene Souverainität nicht wieder an sich nehmen. Gott selbst ist einzige Quelle der Herrschermacht, und wenn man der Person eines Monarchen gehorcht, so gehorcht man ihm. Aus tausend Gründen darf man den Fürsten nicht kritisiren, aus tausend Gründen muss man ihm gehorchen, nur dann nicht, wenn er ein Verbrechen befiehlt, selbst aber, wenn er ein Verbrechen befiehlt, muss man sich tödten lassen; stets bleibt die Person des Herrschers heilig und Nichts kann eine Empörung rechtfertigen, so lehrt Suarez. Von Religion brauche ich gar nicht zu reden, der Jesuitenorden hält unstreitig sehr eifrig an der Seinigen, die, was das Dogma angeht, fast die Eurige ist; aber niemals hat man die Jesuiten nur der geringsten Unbesonnenheit gegen die Gesetze des Landes angeklagt, oder sie auch nur in Verdacht gehabt.“

Dann bleibt noch der Vorwurf, dass sie einen Staat im Staate bilden wollen. „Die Jesuiten“, heisst es, „wollen einen Staat im Staate bilden; welche Abgeschmacktheit! — Eben so gut könnte man auch sagen, ein Regiment wolle einen Staat im Staate bilden, weil es nur seinem Obersten gehorcht und weil es sich für beschimpft halten würde, wenn man es der Zucht oder auch nur der Prüfung eines fremden Obersten unterwerfen wollte. (Man sieht, das Beispiel vom Militär ist eine ganz russische demonstratio ad hominem). Es bleibt nicht in seiner Caserne zum Exerciren, es stellt sich auf dem öffentlichen Platze auf. Wenn es schlecht manövrirt, so werden die Generalinspectoren und der Kaiser selbst es sehen und der Sache abhelfen; aber einem Regiment (und zwar einem solchen, von dem ich voraussetze, dass es seit drei hundert Jahren berühmt und untadelich war), unter dem Vorwand, Einheit zu bewahren, die Freiheit zu nehmen, sich selbst zu verwalten, das

Regiment mit allen seinen Oberoffizieren unter einen Hauptmann der Bürgermiliz zu stellen, der nie den Degen gezogen hat, das wäre eine sehr lächerliche Idee, wenn die Folgen nicht so ganz ausnehmend verderblich wären. Und doch, mein Herr Graf, ist es das, worauf das wunderliche Schreckbild eines Staats im Staate am Ende hinauskommt. Ein Staat im Staate ist ein im Staate versteckter und unabhängiger Staat; die Jesuiten, wie alle andern gesetzlich anerkannten Gesellschaften, sind unter der Hand des Fürsten, und die Jesuiten in Russland sogar mehr als die andern Gesellschaften, denn Russland darf sie nur fallen lassen, um sie zu vernichten."

Die Jesuiten erreichten ihr Ziel, sie wurden gelöst vom Ministerium des Cultus, wo ein Galitzin und besonders Turgéneff sie überwacht hatte, ihr Seminar ward eine Akademie und von der Oberaufsicht der Universität Wilna entbunden. Pater Brzozowski machte hernach dem Minister Galitzin und dem Director des Ministeriums Turgéneff die Aufwartung, und soweit Ref. den alten, gelehrten und trotz seiner Verehrung für St. Martin, dessen Tadel in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts er dem Ref. bitter vorwarf, sehr verständigen und milden Turgéneff kennt, glaubt er gern, was Herr Lutteroth sagt, dass er dem Jesuiten gerade heraus sagte: Ihr rennt in euer Verderben, ihr werdet so lange machen, bis man euch fortjagt.

Auch in Neapel waren die Jesuiten 1804 durch päbstliches Breve wieder als Orden erkannt worden, um 1812 arbeiteten sie daran, auch im damals revolutionären Spanien wieder als Orden erscheinen zu dürfen. Dazu sollte ihnen der russische Kaiser helfen. Dass Kaiser Alexander diess nicht ganz ablehnte, geht aus einem wichtigen, hier mitgetheilten Aktenstück hervor. Der russische Cultminister schreibt nämlich am 11. November 1812 an den Jesuitengeneral Brzozowski:

Hochwürdiger Pater!

Ich habe den Brief, den Sie am 30. Oktober an mich geschrieben hatten, Sr. M. dem Kaiser vorgelegt, zugleich auch die Note, die Sie der Regierungsjunta in Beziehung auf Wiederherstellung ihres Ordens in Spanien überreichen lassen wollen. Sr. M. haben mir befohlen, Ihnen zu erkennen zu geben, dass Sie der Ausführung Ihres Plans nicht hinderlich seyn wollen, obgleich Sie keinen Antheil daran nehmen können da der Gegenstand seiner Natur nach Ihnen durchaus fremd seyn muss,

weil ja diese Herstellung des Ordens ganz ausserhalb Ihres Reichs geschehen soll.

In diese Zeit fiel, nach dem Berichte des gut unterrichteten Verf., die Bekehrung des russischen Kaisers zur schwärmenden Frömmigkeit, welche mit Lesen der Bibel und mit Beförderung des Treibens der englischen Bibelgesellschaften begann. Des Kaisers Eifer für die Verbreitung der Bibel ward zuerst von griechischen, katholischen und armenischen Bischöfen eifrig gefördert, und zwei katholische Bischöfe erliessen in Beziehung darauf ermunternde Hirtenbriefe, nur allein die Jesuiten theilten des Pabsts Feindschaft gegen die Bibel, und dieser belohnte ihren gegen die Bibel bewiesenen Eifer durch völlige Wiederherstellung ihres Ordens. Der Jesuitengeneral Brzozowski nämlich hatte sich, als von allen Seiten Zustimmungen zur Verbreitung der Bibel beim Cultministerium einliefen, zum Minister Galitzin verfügt und ihm erklärt: Die römische Kirche verböte dem Volke das Lesen der Bibel, er könnte also durchaus sich nicht dazu verstehen, gleich den andern Geistlichen Mitglied einer Gesellschaft zu werden, die darauf ausginge, die heiligen Schriften zu verbreiten.

Der Verf. hat ganz Recht, wenn er meint, dass dieser jesuitische Eifer, zu dem übrigens gar keine Veranlassung war, weil Niemand den Pater General zwingen wollte, Mitglied einer Bibelgesellschaft zu werden, auf die Wiederherstellung des Ordens für die ganze Welt einen Einfluss hatte. Diese geschah durch die päbstliche Bulle vom August 1814, und zwar, wie der Pabst ausdrücklich in seiner Bulle sagt, auf einstimmiges Verlangen von beinahe der ganzen Christenheit. „Wir würden uns“, sagt der Pabst in der Bulle, „einer schweren Sünde vor Gott schuldig glauben, wenn wir, denen das Schifflein Petri vertraut ist, welches stets von heftigen Wogen hin und her geworfen wird, starke und erfahrene Ruderer verschmähten, die sich uns anbieten, um die Gewalt der Wellen zu brechen, die uns jeden Augenblick in unvermeidbarem Schiffbruch zu verschlingen drohen.“ Das Haupt dieser erfahrnen und starken Ruderer, Thaddäus Brzozowski, ward in der Constitution des Pabsts zum General des Ordens ernannt und ihm die Regierung desselben übertragen, wo dieser auch immer sich finden möge. Von jetzt an war das Verhältniss des Ordens zur russischen Regierung verändert, er war nicht mehr wie vorher, als sie ihn gegen den Pabst in Schutz nahm, mit ihr

innig verbunden, sondern er gehörte jetzt ganz allein dem Pabste. Dieser beschloss daher, da die Erziehung in Russland den Jesuiten vielfach vertraut wurde, und Erziehung und Unterricht ihnen von der Regierung zur einzigen Pflicht gemacht waren, den Orden in grösserem Maassstabe als bisher für Proselytenmacherei zu benutzen. Auf welche Weise die Jesuiten es dann anfingen, die Glieder der angesehensten Familien Russlands zu kirren und zur Apostasie zu bewegen, das mögen die Leser in dem Büchlein selbst aufsuchen. Es ist das sehr interessant, uns würde es aber zu weit führen. Endlich ging die Sache so weit, dass in einem Berichte an den Kaiser gesagt wird: „Nach und nach trieben sie ihre Kühnheit aufs Aeusserste, ihre Undankbarkeit ward zum völligen Ungehorsam gegen die Grundgesetze des Reichs.“ Die Jesuiten wendeten nämlich jede Art von Verführung gegen die ihnen anvertrauten Zöglinge und gegen andere Personen an, um sie dem Schoos der griechischen Kirche zu entziehen und sie ihrem eigenen Glauben zuzuführen. „Allein“, setzt Herr Lutteroth hinzu, „der Bericht sagt nicht, dass sich in dem Jesuitencollegium die Söhne von Männern befanden, welche grossen Einfluss hatten, und dass ihr Proselytismus sich sogar an einen jungen Prinzen Galitzin wagte, an den eigenen Neffen des Ministers des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, welche Ministerien der Kaiser seit Kurzem vereinigt hatte.“ Der Minister ward unmittelbar hernach mit dem Kaiser über eine freilich sehr russische Maassregel einig. Der katholische Bischof musste innerhalb weniger Stunden andere Geistliche für die Petersburger Kirchen schaffen, den Jesuiten wurde der Aufenthalt in Petersburg und Moskau verboten, sie mussten die Zöglinge fortschicken, ihr General und alle seine Jesuiten wurden mit Polizei aufs eiligste nach Witepsk und Polotzk gebracht (Januar 1816). Dem Pabst ward jetzt doppelt Angst für seinen lieben Jesuitengeneral, weil in dem Vertreibungsdekret zugleich gesagt war, die katholische Kirche in Russland solle wieder in die Schranken gebracht werden, worin sie zu Catharina's Zeiten gewesen sey. Der Pabst wollte also nicht, dass der General der wiederbelebten Jesuiten, die Quelle der Weisheit aller blindgläubigen Europäer, unter russischem Befehl sey; dagegen wollte Kaiser Alexander nicht, dass der General seiner Jesuiten in Rom wohne. Der Pabst rief daher den General nach Rom, der Kaiser verbot ihm aber, dahin zu gehen.

Die Jesuiten setzten indessen in Russland ihren Widerstand gegen die Bibelgesellschaften, die der Kaiser beschützte, fort, und machten, weil sie in Petersburg und Moskau nicht mehr verweilen durften, in andern Theilen des Reichs Proselyten; darüber findet man hier p. 89 ganz bestimmte Angaben. „Man hat gesehen“, sagt Herr Lutteroth, „dass um 1786 die Jesuiten in Russland nur 178 Personen ausmachten, und dass ihre Zahl um 1804 auf 264 angewachsen war. Zu der Zeit, von welcher wir reden (1816) waren ihrer nach einem von ihnen selbst herausgegebenen Verzeichnisse (Catalogus sociorum et officiorum societatis Jesu in imperio Rossiaco, in annum 1816) 674.“ Ein Theil dieses Jesuitenbataillons war in Corporalschaften und Wachtposten durchs ganze Reich vertheilt, von Polotzk bis nach Astrakhan und Odessa, von Witepsk nach Irkutsk und nach Omsk, und unterrichtete dort die Jugend in gelehrten Schulen oder die Alten in den Missionen des Ordens. Andere, die einzeln im Lande zerstreut waren, machten sich dem Orden nicht weniger nützlich dadurch, dass sie den Jesuitengeist im Innern der Familien der Grossen verbreiteten. Sie hatten, als ihre Collegien in Petersburg und Moskau geschlossen waren, eins in Mohilew eröffnet, wo sie ihre Proselytenmacherei an den ihnen vertrauten Kindern alsbald wieder übten, so dass man ihnen verbieten musste, andere als katholische Kinder aufzunehmen. Sie richteten ferner, als ihnen die Kinder des Adels entzogen wurden, ihre Bekehrungswuth gegen das Volk. Endlich wagten sie sich sogar, und das erbitterte den Kaiser vorzüglich, an das Militär zu Witepsk, welche Stadt dem Centralhauptquartier der russischen Armee, welche Armee des Westens genannt wird, sehr nahe liegt. Auch die Soldaten suchten sie zu bereden, dass sie nicht selig werden könnten, wenn sie sich nicht dem heiligen Stuhl unterwerfen würden; diess ging offenbar die ganze russische Kirche um so mehr an, als dabei vom Dogma keine Rede war, weil ja der Graf Le Maistre dem Grafen Rasumowski sagt: im Dogma sey die Religion der Jesuiten beinahe die der Russen. Herr Lutteroth fügt hinzu:

Der Kampf war also begonnen, und zwar um desto heftiger, als die Jesuiten bei dem Angeführten nicht einmal stehen blieben. Die Regierung entdeckte nämlich, dass sich die jesuitische Cabale bis nach China hinein erstreckte, und dass der Briefwechsel der Jesuiten dahin ging, die russische Mission, die in wissenschaftlicher Absicht eingerichtet war, aus

Peking zu entfernen. Jetzt machte der cabalirende Orden nicht mehr die Seelen allein der griechischen Religion streitig, sondern er griff den Kaiser selbst an und wagte dessen besten Absichten entgegen zu arbeiten. Nach allem Diesem war leicht vorauszusehen, dass unfehlbar bald ein neuer Sturm über die Gesellschaft Jesu ausbrechen müsste. Man fing damit an, dass man den Grafen Le Maistre, der bis dahin stets mehr der Diplomat des Ultramontanismus und der Jesuiten, als der Gesandte des Königs von Sardinien gewesen war, entfernte. Der Kaiser gab dem Könige von Sardinien zu verstehen, dass Le Maistre's Anwesenheit zu St. Petersburg ihm nicht mehr angenehm sey, und er ward im Jahre 1817 abgerufen. Endlich am 13. Mai 1820 erschien dann ein Dekret des Kaisers, vermöge dessen die Jesuiten aus Russland verbannt wurden. Dieses Dekret beruhte auf einem vom Staatsrath Turgéneff aufgesetzten, vom Minister Galitzin dem Kaiser übergebenen Bericht, den Herr Lutteroth dem wesentlichen Inhalte nach mittheilt, wesshalb wir uns für verpflichtet halten, die Leser der Jahrbücher mit dem Inhalte bekannt zu machen.

Es wird in diesem Berichte (der von ganz andern Grundsätzen ausgeht, als die sind, welche jetzt in Russland befolgt werden, wie Jeder sich leicht vorstellen wird, der den würdigen und achtbaren Grafen Turgéneff so gut kennt, wie ihn Ref. zu kennen glaubt) zuerst aufmerksam darauf gemacht, unter welchen Bedingungen der Orden in Russland zugelassen und auch nach seiner Aufhebung durch den Pabst geduldet worden. Diese Bedingungen habe jetzt der Orden verletzt. Nach diesem wird alles Vorherangeführte erwähnt und noch Anderes hinzugefügt. Unter das Letztere gehört, dass die Jesuiten die Juden hätten mit Gewalt bekehren wollen. „Man ist genöthigt gewesen", heisst es, „den Beistand der Ortsobrigkeiten in Anspruch zu nehmen, um die Judenkinder aus den Erziehungshäusern der Jesuiten herauszuholen. Aber wenn man damals auch einigen thätlichen Gewaltthätigkeiten gesteuert hat, so sind doch die Grundsätze noch immer dieselben, und die Jesuiten fahren fort darnach zu handeln, so oft auch die Regierung das Gegentheil befehlen mag." Eine Beschwerde anderer Art wird dann über die Jesuiten erhoben, welche alle ihre Beschützer in den Gegenden trifft, wo der Ultramontanismus herrscht, wie jeder weiss, der in der

katholischen Schweiz, in ganz Italien, in Irland, in Belgien und andern papistischen Staaten gereist ist.

„Diesen Eiferern für Ceremoniendienst und Pabstthum“, heisst es im Bericht, „welche sich als Lehrer und Erzieher dem ganzen Menschengeschlechte aufdringen wollten, gehörten über 22000 polnische Bauern als Leibeigne; diese alle liessen sie in einer ganz jämmerlichen Unwissenheit und in einem ganz scheusslichen Elend. Davon hatte der Kaiser selbst Gelegenheit, sich auf seinen Reisen zu überzeugen. Er traf auf einige dieser Unglückseligen, welche durch Krankheit aller Existenzmittel beraubt waren und denen man Pässe gegeben hatte, um ihr Brod zu betteln. Der Kaiser musste dem Pater General schreiben lassen, dass es den Grundsätzen des Christenthums geradezu entgegen sey, diese Leute der öffentlichen Barmherzigkeit anheim zu geben, und dass vor Allem für die Jesuiten, welche Vermögen genug hätten, um ihnen beizustehen, gar kein Entschuldigungsgrund vorhanden sey, wenn sie die Armen ganz verstiessen.“

Endlich wird in dem Bericht die ganze Erfahrung, die man in Russland über die Jesuiten gemacht habe, kurz zusammengedrängt. „Allen Handlungen der Jesuiten“, heisst es, „liegt Eigennutz und Egoismus als einzige Triebfeder zum Grunde, denn ihr einziges Absehen ist auf eine unbegränzte Ausdehnung ihrer Macht gerichtet und sie sind sehr geschickt, jedes ungerechte Verfahren durch irgend eine Ordensregel zu entschuldigen, ihr Gewissen ist eben so weit als lenksam.“

Das Dekret der Vertreibung ward vom Kaiser in der Form angenommen, wie Turgénieff vorgeschlagen hatte, und seine Redaktion desselben einem andern Entwurfe vorgezogen, den der Graf Capo d'Istria gemacht hatte. Der erste Artikel des Dekrets lautet: „Da sich die Jesuiten durch ihr Betragen des Schutzes des Reichs unwürdig gemacht haben, weil sie nicht blos die Pflichten der Dankbarkeit vergessen haben, sondern auch die Schuldigkeit vernachlässigt, die ihnen ihr Unterthaneneid auferlegte, so sollen sie unter Aufsicht der Polizei über die Grenze des Reichs gebracht werden und sollen künftig unter keinerlei Form und unter keinerlei Benennung wieder dahin zurückkehren dürfen.“ Die zehn andern Artikel betreffen die Art der Ausführung des Dekrets. Die Akademie der Jesuiten zu Polotzk und alle zu denselben gehörenden Schulen werden aufgehoben; die Universität Wilna wird in ihre vorigen

Rechte wieder eingesetzt; die Jesuiten werden in allen Pfarrbezirken durch Weltgeistliche oder durch Ordensgeistliche ersetzt, welche durch die geistiiche Behörde zu bestellen sind. Es wird daher den Jesuiten erlaubt, so lange zu bleiben, bis ihre Stellvertreter eintreffen. Ferner findet man in diesem Dekret die Bestimmungen über die Güter des Ordens und die Vorschrift, dass sie nie den Domänen des Staats einverleibt, sondern immer zu frommen Zwecken und zum Nutzen der römisch-katholischen Kirche verwendet werden sollen. Es wird jedoch allen den Jesuiten, welche das Gelübde noch nicht abgelegt haben, erlaubt, in ihre Familien zurückzukehren, und denen, die vom Pabst die Erlaubniss erhalten, Weltgeistliche zu werden oder in einen andern Orden zu treten, vergönnt, in Russland zu bleiben.

Das Dekret ward sogleich ausgeführt; die Jesuiten wurden an die Grenze gebracht, wo man jedem 30—50 russische Platina-Dukaten als Reisegeld bis an ihren künftigen Aufenthaltsort einhändigte. Jetzt ging freilich der Pater General nach Rom, wohin ihn der Pabst schon seit langer Zeit gerufen hatte. Was die Güter der Jesuiten angeht, so sagt der Verf., dass sie erst redlich unter andere Orden vertheilt worden, aber: Ce principe a été modifie, plus tard par d'autres qui malgré les termes positifs du décret de renvoi ont réuni les biens des Jesuites à la couronne, et se sont contentés d'en faire servir les revenus à l'entretien des etablissements du catholicisme en Russie. Und wann, wie und wo legt man Rechnung darüber ab? fragen wir unsern Turgéneff, der, wie es scheint, dem Herrn Lutteroth die Materialien geliefert hat.

Ref. hat sich in dieser Anzeige blos auf das beschränkt, was sich auf die Jesuiten bezieht, Herr Lutteroth hat aber auch angedeutet, auf welche Weise das Verfahren des Kaisers Alexander mit dem Fortschreiten desselben vom todten russischen Kirchenglanben zum biblischen Glauben, zur Theilnahme an den Bibelgesellschaften, zur Errichtung der heiligen Allianz und zum Glauben an die Frau von Krüdener zusammenhänge. Diess würde Ref. zu weit geführt haben, er will nur zum Schlusse noch aufmerksam machen, wie die auffallende Begünstigung der Jesuiten leicht einmal dazu dienen könnte, um Gewaltthaten der Ungläubigen gegen alle Gläubigen auf ähnliche Weise zu entschuldigen, wie hier die Misshandlung der Katholiken auf die Sünden der Jesuiten zurückgeführt wird.

Die Geschichte der Gesellschaft Jesu in Russland rechtfertigt freilich das Benehmen der russischen Regierung in ihren Straitigkeiten mit dem heiligen Stuhle nicht, wenn diess Benehmen, wie die katholischen Schriftsteller (nein, auch Augenzeugen und russische Unterthanen, die Ref. gesprochen hat) sagen, grausam und willkürlich ist. Vielleicht aber kann doch diese Geschichte dadurch, dass sie zeigt, wie der heil. Stuhl sich lange Zeit hindurch und noch ganz neulich bemüht hat, das Reich der Czars der Oberhoheit der Kirche zu unterwerfen, einigermassen erklären, woher die Gewaltthätigkeiten einer Politik rühren, der man fortdauernd so viel Ursache zum Misstrauen gegeben hatte, dass sie endlich, des Widerstandes müde, auch ihrer Seits angreifend ward.

Les saints inconnus, lettres d'un Parisien à un sien ami de Provins. Paris, librairie de Delay. 1845. 34 S. in gr. 12.

Diess Schriftchen scheint uns von demselben Verf. zu seyn, wie das vorher angezeigte, denn es ist gegen römisch-jesuitischen Trug gerichtet und am Ende mit der Chiffre H. L. unterzeichnet. Es hat den nützlichen Zweck, zu zeigen, dass man in Rom wie in Trier und überall einen lächerlichen Aberglauben erneuern will, gegen den der wackere und gelehrte Benedictiner Mabillon schon am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts geeifert hat. Der Verf. des Briefs stützt sich daher auf Mabillon, wenn er gegen den erneuerten Reliquienhandel protestirt. Dieser Handel mit Knochen und mit Zeugnissen, dass sie von diesem oder jenem Heiligen seyen, wird von Rom, wo, wie Dante sagte, ogni di Christo si merca, jetzt besonders nach dem südlichen Frankreich getrieben, und die Polizei hat sich schon mehrere Male einmischen müssen. Im Ganzen werden bekanntlich alle diese Missbräuche von einer doctrinären Regierung, wo neben Andern der Jurist Rossi eine Rolle spielt, in Schutz genommen. Diese Regierung will bekanntlich auch Volksunterricht und Krankenpflege gar gerne Mönchen und Nonnen anheimgeben. Da eine Regierung, der jedes Mittel Recht ist, auch bei den Reliquien, deren Uebersendung dem Verf. Anlass zu seiner Flugschrift gibt, ruhig zusah, so nimmt er in diesem Briefe Gelegenheit, mit den Worten eines katholischen Abts gegen alle diejenigen zu protestiren, die den heiligen Tempel in die schändlichste Trödelbude verwandeln. Die Veranlassung wird folgendermassen angegeben:

Der heilige Vater überschickte, um dem ganz neulich in Provins errichteten Kloster der Cölestinerinnen sein Wohlwollen zu bezeugen, für dessen Kapelle Alles, was man von einer Heiligen, deren Grab neulich in den Katakomben von Rom aufgefunden sey, beisammen habe, d. h. ein Stück des Schädels und einige andere Gebeine. Diess Geschenk entzückt die Nonnen und die ganze Gegend, und sie beweisen nach den jesuitischen Zeitungen bei der Gelegenheit den erfreulichsten Religionseifer. Statt sich damit zu begnügen, die Knochen, wie man ehemals that, unter dem Altar der Kapelle so niederzulegen, wie man sie empfangen hatte, befolgten die frommen Damen die neue Sitte, d. h. sie liessen eine schöne Abbildung der Heiligen in Wachs zu Paris verfertigen, und zwar in natürlicher Grösse. Im Kopfe wird das Stück Schädel, welches der Pabst geschickt hat, in das Wachs eingepasst, das Gesicht ist gar schön, nur ist sehr zu bedauern, dass man, wenn man das schöne Antlitz sieht, nicht weiss, ob es ähnlich ist. Alle andern übersendeten heiligen Knochen sind in der Wachsfigur an den Stellen des Leibes angebracht, wo sie während des Lebens gesessen haben. Das macht dann freilich, dass sie den Augen verborgen sind. Aber das schadet nichts; man hat nichts destoweniger das Wachsbild der Verehrung der Gläubigen öffentlich ausgesetzt. Die ganze Clerisei, an ihrer Spitze die Bischöfe von Meaux und von Nevers, zog in feierlicher Procession mit dem Bilde, welches auf einem reich geschmückten Paradebette lag, durch die Stadt. Jedermann drängte sich heran, um im Busen der Heiligen die blutige Spur des Dolchs zu sehen, mit dem sie, wie es heisst, durchbohrt ward.

Der Verf. fügt diesem Berichte die einzige Bemerkung bei, dass er aus M a b i l l o n's Schrift über die Verehrung unbekannter Heiligen nachweisen könne, wie leichtsinnig man in Rom in Rücksicht der Heiligen verfahre. Diess hier auszuführen, ist ganz unnöthig, Ref. hat nur aufmerksam machen wollen, wie weit es gekommen ist, dass man sogar den Biographen unzähliger Heiligen zu Hülfe rufen muss, um sich, Gott weiss welche Knochen und die Pfaffen, die damit handeln, vom Halse zu halten. Es heisst hier S. 7:

Der Pater M a b i l l o n erklärt sich in seiner Schrift über Verehrung unbekannter Heiligen, über die Regeln, welche man befolgen muss, um den Werth der Reliquien zu beurtheilen, die man aus den alten Beerdigungsplätzen, besonders aus den Katakomben zu Rom, hervorholt. Wer diese Regeln kennt, der wird sie gar leicht auf die Heilige anwenden, deren Gebeine, oder vielmehr ein Theil von deren Gebeinen, neulich von Rom nach Provins geschickt ist.

Diese wenigen Worte werden als Notiz für verständige Leser hinreichend seyn, die Andern sind ganz unverbesserlich.

Wir fügen dieser Anzeige noch die eines kleinen Büchleins bei, welches an sich ganz unbedeutend ist und auch nicht in unser Fach gehört, als Reliquie des unglücklichen Lenz aber gleichwohl anziehend ist, da er einer Periode angehört, in welcher er mit Göthe noch in keiner Berührung gewesen war.

Der verwundete Bräutigam. Von Jacob Michael Reinhold Lenz. Im Manuscripte aufgefunden und herausgegeben von Kr. L. Blum, Dr. Berlin, Verlag von Duncker und Humblot. 1845. XXIV. und 72 S. kl. 8.

Da hier weder von einer ausführlichen Anzeige eines Schauspiels, noch von einer ästhetischen Prüfung der Arbeiten des unglücklichen Lenz überhaupt die Rede seyn kann, so hebt Ref. nur ein paar Worte des Herausgebers aus der Vorrede aus, um zu zeigen, wie es sich mit dieser Reliquie verhalte, und zu beweisen, dass sie mit mehr Recht auf dem Paradebett vors deutsche Publikum getragen werden darf, als die Knochen der unbekannten Heiligen vor dem Publikum von Provins. Herr Dr. Blum schreibt:

Ein Mann von 83 Jahren schenkte mir ein Manuscript, welches 60 Jahre in seinem Pulte geruht. Dasselbe enthält auf 54 enggeschriebenen Oktavseiten das Drama, dessen Titel diess Büchlein führt. Dieses Manuscript ist von des Dichters eigner Hand geschrieben und trägt seinen Namen an der Stirn. Es war dem letzten Besitzer aus den Händen naher Verwandten des Verf. zugekommen, der wahrscheinlich selbst nur die einzige Reinschrift gemacht hatte. Wenigstens findet sich keine Spur, als wäre irgendwo sonst eine gedruckte Notiz über das Drama oder seine Veranlassung geblieben. Die Handschrift ist fliessend und bequem, das Ganze auf geringes Conceptpapier geschrieben, dessen sich Lenz, wie Göthe in Dichtung und Wahrheit erzählt, gewöhnlich bediente, ohne den mindesten Rand weder unten noch oben, noch an den beiden Seiten zu lassen.

Der Herausgeber fügt im Folgenden Bemerkungen über Lenz und über seine Beurtheiler bei, und sucht ihn in Schutz zu nehmen, hernach gibt er die Veranlassung an, welche Lenz den Stoff, oder vielleicht mehr den Anstoss zur Verfertigung des Stücks gegeben habe, und diese Angabe schliesst er S. XX. mit den Worten:

Diess die Anekdote, die dem sechzehnjährigen Dichter Veranlassung und Stoff zu seinem Festspiele gab. Ich denke sie ist einfach genug und ebenso einfach auch die Ausführung. Aber wie keck ist das Ganze entworfen und wie frisch durchgeführt! Man fühlt, es war ihm wenige Zeit zur Ausarbeitung gestattet. Herrscht bisweilen das Weiche und Schmelzende vor, so erinnert diess an jene Zeit der überströmenden Gefühle, die freilich ihren schönsten Ausdruck in noch heutzutage bewunderten Tonstücken finden u. s. w.

Schlosser.

Nr. 3. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kaiser Friedrich II. Ein Beitrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. Mit Benützung handschriftlicher Quellen der Bibliotheken zu Rom, Wien und München, verfasst von Dr. Constantin Höfler, ordentlichem öffentlichem Professor an der Ludwig-Maximilians-Universität, ordentlichem Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften u. s. w. München. Verlag der literarisch-artistischen Anstalt. 1844. Vorrede S. X. 323 S. Text. 327—431 Anhang (Documente). gr. 8.

In den trüben Tagen schmählicher Fremdherrschaft, den heitern ehrenhafter Befreiung und ihrer nächsten Folgen hat oft das fern gelegene Bild des Teutschen Mittelalters getröstet, ermuthigt, zu edlem Wetteifer mit den bessern Bestrebungen jener gewaltigen Zeit angespornt, wider die Blendwerke des Un- und Aberglaubens, der Zuchtlosigkeit, des kirchlich-weltlichen Knechtssinnes, der selbstsüchtigen Zersplitterung u. s. w. warnende Thatsachen in bunten, dennoch einheitsvollen Reihen aufgestellt. Die alten Kaiser stiegen aus ihren Gräbern empor und mischten sich unter die Lebendigen, schlagfertige Ritter und Bürger verliessen die Zinnen ihrer Mauern, Päpste und Mönche die Einsamkeit ihrer Paläste und Zellen, wandernde Sänger trafen noch einmal mit dem Liebreiz der vielgestaltigen Abentheuer das Ohr lauschender Zuhörer. Und bei dem Allen verzichtete man keineswegs auf den Ausbau der Gegenwart, welche als eine weitere, oft eigenthümliche, durch und aus sich bestimmte Fortsetzung der vaterländischen Vergangenheit betrachtet wurde. Auch das eiserne Gesetz des Krieges, die häufigen Wechsel der häuslichen und öffentlichen Verhältnisse drängten den betrachtenden Geist des Schriftstellers, Lehrers, nach dem darin gleichartigen Zeitalter hin. Nun kam der dreissigjährige Friede mit seinen Fortschritten in der Wissenschaft, Kunst, Gewerblichkeit, technisch-rhetorischen Thatkraft, deren Kritik den unruhigen, fehdelüsternen Gegensatz aufsucht, die Blössen und Gebrechen erspähet, die Tugenden und Lichtseiten verdeckt. Modernes

Selbstbewusstseyn, moderne Selbstvergötterung, moderne Schlaf- und Friedenssucht, welche durch eine Million stehender Soldaten dem Volk das Mark aussaugt und den Begebenheiten ihren Lauf lässt, selber müssig über militärische Unternehmungen der Engländer, Franzosen, Russen, Spanier den Stab bricht, ja, die Heldenthaten der eigenen Nation in den Staub tritt, wachsende Verweichlichung, Ueppigkeit und Armuth, das sind etliche Zeichen der behaglichen, selbstzufriedenen, vielfach unstäten und reizbaren Gegenwart. Und dennoch schläft sie am blumenbestreuten Rand eines Abgrundes, welchen das leibliche Elend der Massen und die geistige Selbstsucht der Minderheit in dunkle Aussicht stellt. Diesem öden Anstaunen laufender Kleinigkeiten tritt mit imponirender Stärke die Riesengestalt des freilich oft bösen, dämonischen Mittelalters entgegen. Es empfiehlt nicht sowohl einseitige Restauration der Klöster und Stammbäume als Rückkehr wider soldatische Bleikugeln und liberales Adresspflaster geharnischter Bürgerschaften, öffentlicher, vor dem Ring gehegter, heimischer Rechtspflege und gemeiner, den Grossen und Kleinen ergreifender Reichsehre und Reichseinheit. Endlich liegt noch eine besondere Anziehungskraft in dem gemessenen, rück- und vorwärts schauenden Gang der Clericalmacht. Sie oder die Hierarchie gewinnt seit Jahren immer neuen und häufig festen Boden, verwirrt die Gedanken des oft unberathenen weltlichen Regiments, schiebt ein wesentliches Fühlhorn, den Jesuitenorden, die Frucht des modern-mittelalterlichen Geistes, stets weiter vor, überfällt, zerstreut die schlummernden Feldposten und nähert sich leisen Schrittes, zur offenen Feldschlacht gerüstet, dem Mittelpunkt des feindlichen Bollwerkes. — Das Mittelalter bietet also der genussgierigen, selbstgefälligen Gegenwart für wahrhafte Lebensfragen practische Seiten dar, Schöpfungen und Kämpfe, deren treibende Kräfte und Beweggründe aus dem eigenen Boden, ohne fremde Zuthat, hervorgingen, in Liebe und Hass zusammenschlagend. Um so mehr ist es zu bedauern, dass etwa seit einem Jahrzehent die literarischen Leistungen in keinem richtigen Verhältniss zu den Ansprüchen jener wichtigen Zeitenwende stehen. Während die Franzosen, sicherlich ein practisches und seiner Kraft bewusst gewordenes Volk, neben dem unverwandten Blick auf ihre jüngste, militärisch-politische Entwicklung, mit rühmlichem Fleiss und Aufwand die Quellen

ihres Mittelalters eröffnen und benutzen, ist der gleichartige Kreis der Forscher und Liebhaber in Teutschland bei weitem kleiner denn früher geworden. Denn die herkömmliche Ansicht, dass nur Herren und Knechte, Pfaffen und allfällig Poeten den Grundstoff jener tausendjährigen Vorwelt bildeten, durchziehet einen grossen Theil der heutigen Zeitgenossen; sie wollen nur leben und zehren von den neuesten, ja allerneuesten Geschichten und scheuen den Aufenthalt in den ernsten, verwickelten Gängen früheren Daseyns. Jedoch ist diese reizbare Richtung sicherlich nur provisorisch; man wird, vielfach enttäuscht, das Gleichmass zwischen der heimischen Vergangenheit und Gegenwart wiederum aufsuchen, die Spreu vom Waizen sondern und den wahrhaft volksthümlichen Kern früherer Jahrhunderte den Fortschritten und Bedürfnissen der neuern Zeiten anzuschliessen trachten. Ja, es dürfte eine Entwicklung kommen, in welcher auf den hohen Schulen nicht nur die classischen, unvergänglichen Schriftsteller Roms und Griechenlands, sondern auch einzelne beredte und tief eindringende Zeugen des verschrieenen Mittelalters ihre Ausleger gewinnen, und die dermalen nur dem kleinen Kreise eigentlicher Forscher geöffneten Hauptquellen selbst in das grössere, gebildete Publikum eindringen. Was Perz in den Denkmalen der Teutschen Geschichte (Monumenta Germaniae Historica), Böhmer in den Teutschen Geschichtschreibern (scriptores rerum Germanicorum) und die Herausgeber der Urkundenbücher Frankfurt's, Lübeck's, Hamburg's boten und bieten, wird einst tiefer in den Saft der Teutschen Nationalerkenntniss eindringen und ächte Forderungen der Zeit mehr unterstützen denn schwächen oder gar bekämpfen. Denn abgesehen vom rein wissenschaftlich-historischen Standpunkte haben manche Evolutionen des Mittelalters die engste Beziehung zur Gegenwart, mag sie auch häufig aus kleinlicher Eitelkeit und kindlichem Selbstbehagen den unheimlichen Doppelgänger übersehen oder zurückschieben. So warf z. B. im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert ein fremdes, adoptirtes Kind den ächten Haussohn aus dem väterlichen Erbe und liess ihn verkümmern. Ziemlich allgemein erwacht dagegen heut zu Tage Theilnahme an dem undankbar behandelten Eigenthümer; man bemüht sich um Oeffentlichkeit, Geschworne, heimische, von vielfachem Firniss der Fremde gereinigte Rechte und bemitleidet diejenigen, welche solche

und ähnliche Bedürfnisse durch angeblich Französisch-revolutionären Ursprung abzuweisen trachten. Denn das Alles ist ächtteutsch und legitim, der Römische Eindringling aber unteutsch und aufgedrungen, obschon die stellenweisen Verdienste desselben auch nicht von ferneher sollen geläugnet oder herabgesetzt werden. Für die juridische, politisch-kirchliche und culturgeschichtliche Seite aber ist kein Abschnitt des Mittelalters, namentlich für Teutschland, bedeutsamer als das Zeitalter der Hohenstaufen. Welche Fülle von treibenden Kräften und Erscheinungen im religiösen und staatlichen, im wissenschaftlichen und künstlerischen Kreise, welche Reihe von Gegensätzen, Ausgleichungsversuchen und schneidenden Catastrophen! Hier ringen Kaiserthum und rationelle Brüderschaften (ketzerische Lichtfreunde) mit der Hierarchie und dem strengen, abgeschlossenen Dogma, dort kämpfen Lehenmonarchie und Lehen-(Feudal)republik, Adel und Bürgerthum um die staatsrechtlichen Gränzlinien der Lebensbefugnisse, erstreben weltliche Wissenschaft und Kunst Emancipation von dem bisherigen, einzigen Oberherrn, dem Clerus, treten Christenthum und Islam, Occident und Orient in die engste, mannigfaltigste Verflechtung ein, andere bekannte Conflicte nicht zu erwähnen. Diese wahrhaft grosse, für die Gegenwart besonders wichtige Zeit hat vor mehreren Decennien, namentlich durch Friedrich von Raumer in seiner noch nicht übertroffenen Geschichte der Hohenstaufen und F. C. Schlosser in dem vierten Bande der Weltgeschichte vielseitige Aufhellung gewonnen. Darnach wurde es stiller; die Forschung der Gelehrten und die Lust des Publicums wandten sich andern historischen Gebieten zu. Da erhält nun nach langer Unterbrechung das gewaltige tragische Drama des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts von München her einen neuen wichtigen Beitrag, den Kaiser Friedrich II. von Dr. Constantin Höfler. Laut der Vorrede (S. VI.) wollte der Verf. keine vollständige Biographie liefern, sondern nur die Lösung gewisser Probleme im Leben seines Helden versuchen, in der also entstandenen Skizze mit besonderer Vorliebe das behandeln, was andern Bearbeitern theils aus Mangel der Hülfsmittel entging theils in Folge unhaltbarer Standpunkte misslang, wie denn auf diese Weise eine für die Geschichte des Mittelalters überhaupt unentbehrliche und dauerhafte Leistung erstrebt wurde. Dieses edle

Selbstgefühl einer unverweslichen Errungenschaft, eines κτῆμα εἰς ἀεί, — tritt häufig in dem Buche selber hervor, indem bald die Ausfüllung einzelner Lücken, z. B. für die letzten dritthalb Jahre (S. 250), als nunmehr vollbracht angekündigt, bald der eine oder andere Vorgänger gerügt oder, wie der General von Funk (Leben Friedrich's II. Züllichau, 1792), gänzlich übergangen (ignorirt), bisweilen auch mit Bitterkeit getadelt wird, ein Urtheil, welches einen Fessmeier, Zschokke frivol-moderne Geschichtschreiber betitelt und den ehrlichen, gelehrten Baierischen Landsmann Aventin beschuldigt (S. 121), Actenstücke eines päbstlichen Agneten, Albert von Beham, willkürlich excerpirt und selbst interpolirt zu haben. So antikem Selbstbewusstseyn des eigenen Werthes fehlen übrigens, abgesehen von der heutigen beliebten Art des Imponirens und Vornehmthuns beginnender Literaturwirksamkeit, keineswegs einzelne reale Gründe und Hebel. Herr Höfler nämlich hat theils wirklich einzelne Punkte heller beleuchtet und im Sammeln wie Anordnen des Stoffes keine Mühe und Kunstfertigkeit gescheut, theils mehrere handschriftliche Quellen und Hülfsmittel benutzt und durch den Abdruck im Anhange der Forschung verdankenswerthe Dienste zu leisten getrachtet. Den neuen, hier gebrauchten Quellen gehören namentlich an Salimbene's Chronik aus der vaticanischen Bibliothek, die Regestenauszüge Papst Gregor's IX. und Innocenz's IV. aus der Vallicelliana, der Regestenband Innocenz's IV., welchen die königliche Bibliothek zu Paris aufbewahrt, das Conceptbuch Albert's von Beham aus der Münchener, ungedruckte Briefe aus der Wienerschen Hofbibliothek. Dieser frische Stoff befähigte den Verfasser, wie er in der Vorrede (Seite VII.) meldet, meistens nur Neues mitzutheilen, über das schon Bekannte möglichst schnell hinwegzugehen und überhaupt eine so feste, in der That seltene Stellung zu gewinnen, dass später etwa unternommene neue Forschungen sich zu den seinigen verhalten würden als wie zum Vordersatz die conclusio, wie zur Basis die Säule (S. VII.). Da nun überdiess die strengste Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit zugesichert werden, so dürfte der Leser mit Recht den Abschluss historischer Kenntnisse gegenüber dem Gegenstande erwarten. Demnach entsteht für den Berichterstatter die Pflicht, sich um die Verlässlichkeit und Treue der angezogenen neuen Subsidien in der Art zu

bemühen, dass vor Allem aus die diplomatisch-philologische Mittheilung jener Urkunden in Frage komme und darnach der historische Gehalt nebst der Weise des Gebrauchs untersucht werde. — Für den ersten Punkt, die sprachliche Gestalt des Textes der ungedruckten Documente, können die der Wiener Bibliothek entnommenen Handschriften, Briefe der Päpste und des Kaisers, eine Probe gewähren, deren Endergebnisse sodann für die Behandlungsweise anderer Documente ein entweder günstiges oder ungünstiges Präjudiz bilden müssen. — Es begegnet nun dem aufmerksamen Leser die seltsame und in der philologischen Kritik sicherlich befremdende Erscheinung, dass in den Erlassen (Publicationen) des allerdings ketzerischen, aber doch wissenschaftlich gebildeten Kaisers eine Reihe von unlogisch gegliederten, eben desshalb unverständlichen Sätzen, nachlässigen, ja barbarischen Ausdrücken und wirklichen Ungereimtheiten hervortritt und den Gedanken erweckt, der kirchliche Bannstrahl habe in der That auch die Kanzlei Peter's von Vinea in Verwirrung gebracht und gleich dem Gesang der Aeschyleischen Eumeniden, der Nachttöchter, sinnenbethörend, sinnenverrückend, eine dürre Seuche in's Menschenherz gebracht. Selbst dem Herausgeber wird es bisweilen bei der Sprach- und Geistesconfusion des Hohenstaufen unheimlich zu Muthe; er schlägt demnach oft ein frommes Kreuz oder schreibt ein spöttisches Siehe! (Sic) dazwischen. Vorliebe und Widerwillen sollten doch nicht auf Urkunden zurückwirken. Wie wunderlich z. B. wäre es, wenn ein gelehrter Kritiker des Aeschylos dem gefesselten Prometheus hin und wieder Unsinn, dem sieghaften Vater Zeus überall leuchtende Vernunft unterschieben und solche Grillen, sey es durch Nachlässigkeit der Abschreiber oder schlechten Stand der codices, beschönigen, wo nicht gar rechtfertigen wollte! Diese Betrachtung drängt sich demjenigen auf, welcher den Brief Friedrich's an seinen theuren Sohn Konrad und die Räthe desselben, besonders im Anfange, vergleicht und dann den ungeheuren Unterschied zwischen der Ur- und Abschrift erwägt. Nr. 56. S. 420. im Anhange beginnt das fragliche Schreiben, welches wahrscheinlich dem Jahre 1247 angehört, also: „Fridericus etc. Dilecto filio suo C. etc. suisque Consiliariis etc. Et si Pontifices et pharisei nequaquam adversus dominum christum consilium collegissent. Licet contra principes sedicionis contra Romanum principem ore et opere

fastuosus insurrexerit et blasphemus faciente tamen domino exercicium (Sic) qui superbis resistit ut de sanctuario suo prodeuntem nequiciam corrigendo compescit. humiliatus est fastus principis sacerdotum, et iam posito supercilio ad licita se inflectit." Der Vordersatz dieses Briefs, welchen dem Inhalte nach der Text (S. 199) benutzt, ist offenbar rein unverständlich. Dennoch bietet die Wienerische, von dem Verf. angezogene und gebrauchte Urschrift (Cod. ms. 590. olim philol. 305.) folgende, durch die unterstrichenen Worte deutlich bezeichnete Berichtigung. „Fridericus etc. Etsi pontifices et pharisei nequaquam adversus dominum Christum consilium collegissent, licet contra principes seditionis caput Romanus pontifex ore et opere fastuosus insurrexerit et blasphemaverit, faciente tamen domino exercituum qui superbis resistit et de sanctuario suo prodeuntem nequitiam corrigendo compescit, humiliatus est fastus principis sacerdotum et iam posito supercilio ad licita se inflectit." Entweder konnte nun Herr Höfler nicht richtig die Handschrift lesen oder er scheuete sich aus Ehrfurcht vor dem heiligen Vater Innocenz IV. die von dem Kaiser ausgegangene Betitelung eines Aufruhrstifters wider die Fürsten hervorzuheben. Beide Fälle würden aber gleich bedauerlich seyn. Derselbe Brief zeigt übrigens noch andere, jedoch weniger prägnante Unrichtigkeiten. So muss es z. B. statt preteritorum revocatio (bei Höfler Z. 14 von oben) heissen: petitorum renovatio; statt: „in sacrum Imperium et personam nostram os a modo ponere non presumat." (bei Höfler Z. 20 von oben) hat die Handschrift „os animamque." — Das kaiserliche Schreiben Nr. 57., entnommen dem Cod. ms. Nr. 590. (olim philol. Nr. 305.) zeigt eine Reihe falscher, den Sinn entstellender Lesearten. „tacuissemus", lautet z. B. der Höfler'sche Text (S. 422. Z. 8. von oben), „nisi quod tam atrox huius sermonis materia que nequivit non esse notoria si profundo nostro inspectore (?) meditamur sub sigillo silentii non debuit contineri." Wer begreift diesen Unsinn? Wer verstehet diesen unsern tiefen Inspector? Und dennoch hat der Herausgeber es vergessen, hier sein beliebtes Kreuz, sein Sic, welches da nützlich gewesen wäre, zu schlagen. Die Handschrift hat das Räthsel gelöst; sie zeigt das einfache Wörtchen „in pectore" (si profundo nostro in pectore meditamur), und der Kaiser redet plötzlich verständig. Der Höfler'sche

Friedrich'sbrief fährt weiter fort: „Nuper enim quod in turbatione asserimus et in assertione turbamur iste sacerdos magnus presul pacificus fidei nostre rector non contentis (sic) molimentis innumeris et seditionibus inhonestis“ etc. Allerdings ist der Wirrwarr arg und der, welcher ihn dem gelehrten Publicum vorführt, fertigt von neuem sein spöttisches Kreuz, das mehrfach erwähnte „sic.“ Der Wiener-sche Codex macht es aber unnöthig; er liest oder zeigt dem, der lesen kann und will, deutlich das Wort: „non contentus“, und Alles wird klar. Zeile 12 von unten hat unser Verf.: „qui ad tractatum huiusmodi medius intervenit.“ Es handelt sich hier um die bekannte, vom Papst angestiftete, durch einen Arzt eingeleitete Vergiftungsgeschichte. Der Codex liest: „qui ad tractatum huius medici medius intervenit.“ — Selbst gegen die einfachen Conjugationsregeln muss der arme ketzerische Kaiser sündigen, und sogleich schlägt Herr Höfler sein Kreuz des Abscheues. Denn Z. 2 von unten heisst es: „et fiere“ (sic), während die Handschrift ein deutliches „et fieri“ zeigt. Wenn man auch das barbarische „abiecti religionis pudore“ (Höfler, S. 423) statt abiecto der Handschrift für einen Druckfehler erklären wollte, so begegnen (S. 424) wiederum mehrere ärgere Verstösse in einem und demselben Satze. „Omissis“, lautet er, „de quibus ad presens non agi (sic. Höfler) quod dispensat.“ Hier verliert das diabolische Verwunderungszeichen alle Bedeutung durch einen Blick in den Codex; er hat: „non agi potest“ — und der Zauber ist zerronnen. Etliche Zeilen darauf heisst es: „depopulatur ecclesias et populum christianum distrait.“ (Sic.) Die kritische Rüge ist wiederum unnöthig; denn die Handschrift hat deutlich: „et templum christianum distrahit.“ — Man würde jedoch den Leser ermüden, wenn noch weitere Lücken, Verstandeswidrigkeiten und Barbarismen in den Höflerschen Briefen des Kaisers ihre urkundliche Documentirung empfingen; es möge daher genügen, schliesslich ein päpstliches, gleichfalls ungedrucktes Schreiben der kaiserlichen Hofbibliothek diplomatisch zu beleuchten und zu beweisen, dass Herr Höfler auch hier vor übertriebener Frömmigkeit entweder nicht sehen wollte oder konnte. Nr. 54 (S. 413) wird aus dem Cod. membr. (philol.) Nr. 305 ein allerdings werthvolles Breve des vierten Innocenz mitgetheilt. Der Anfang lautet: „Agni sponsa nobilis“ etc. S. 415 Z. 11 von oben heisst es:

„dum maternis monitis non admissis incorrigibilis prorsus existeret (scil. Fridericus) pharaonis duriciam imitatus qualibus potest sane meis (sic) advertere.“ Die unterstrichenen Worte mit der bekannten Bannformel sic enthalten wirklichen Unsinn, welchen man doch der päpstlichen Kanzlei nicht ohne Weiteres aufbürden darf. Dagegen hat die Wienersche Handschrift: „quilibet potest sane (sanae) mentis advertere“, Worte, welche, dem frühern Satze verbunden, den geregelten Ausdruck wiederherstellen. Der Höflersche Papst fährt fort: „per ipsas siquidem suam exponendo iustitiam viribus racionibusque fisscari.“ Welche entsetzliche Verwirrung, wobei selbst das beliebte Sic fehlt! — Wir müssen hier gegen Herrn Höfler den Anwalt des heiligen Vaters pflichtmässig darstellen und den wirklichen Bestand der Worte aufsuchen. Sie lauten in der Handschrift: „per ipsas (scil. literas Imperatoris) si quidem suam exponendo iustitiam viribus racionibusque firmari“, d. h. der Kaiser will durch die Briefe an sämmtliche Fürsten mit allen Kräften und Gründen seine Sache als gerecht nachweisen. Weiter schreibt der Höflersche Pabst: „vos contra matrem ecclesiam provocavit. nos satagens incastrare (?) sincerum et studiose nitens astruere vobis timendum facere“ (?). Dem Leser, welcher diesen vom Castriren und von andern Tollheiten handelnden Satz überblickt, schwindeln die Augen. Die Wiener Handschrift gibt aber das Heilmittel; es lautet: „vos contra matrem ecclesiam provocavit, studiose nitens astruere nobis invidiam.“ Woher der Münchener Gelehrte den übrigen Zusatz bezogen habe, ist unbekannt. Sollte er vielleicht glauben, die Kirche müsse dunkel, ja unlogisch und verworren sprechen? Das wäre aber wider die historische Wahrheit. — Diese Proben, welche man leicht vermehren könnte, werden den Beweis liefern, dass der Herausgeber die sonst werthvollen kaiserlichen und päpstlichen Schreiben der Hofbibliothek in Wien mit leichtfertiger Nachlässigkeit behandelt und in den seltsamsten Verstümmlungen dem Druck überliefert hat. Dass man daher gegenüber den von Rom, München und Paris gewonnenen Documenten, welche die grössere Hälfte bilden, auf einiger Hut seyn müsse, liegt nahe. Jedoch übernimmt Ref. die diplomatische Prüfung schon desshalb nicht, weil ihm für die meisten Urkunden dieser Gattung die Controlirungsbefugniss fehlt, und kleinere Versehen schon wegen des Uebergewichtes der lehrreichen Seiten keine rügende Bespre-

chung fordern. Auch über den historischen Werth des von Herrn Höfler oft gebrauchten und hoch angeschlagenen Albert von Beham ist im Einzelnen ein bestimmtes Urtheil nicht eher möglich, bis die verheissene Herausgabe des fraglichen Conceptbuches wirklich Statt gefunden hat. Aber im Allgemeinen darf man versichern, dass der gepriesene Albert nach den von Aventin bei Oefele (Scriptores rerum Boicarum t. I. p. 800 sqq.) gegebenen Auszügen und anderweitigen Berichten in dem trüben Lichte eines entschiedenen Parteimannes erscheint und keinen Sinn für die von so vielen Prälaten vertheidigte Ehre, wie Unabhängigkeit seines Teutschen Vaterlandes, offenbart, eben desshalb einseitig und für die geschichtliche Benutzung an Vorsicht mahnend. Diesem gewandten, unverdrossenen, dem Papst so unbedingt ergebenen Agenten, dass er selbst daran denken konnte, die Teutsche Krone an Dänemark zu bringen, wird von dem Verf. in mehreren langen Abschnitten blind gehuldigt und vertraut. Anders und wohl richtiger urtheilte über den fanatischen, unheimlichen Decan von Passau der Geschichtschreiber Aventin, welcher eben so sehr die Kenntnisse und Geistesfähigkeiten des Mannes anerkennt, als die Gesinnung und Tendenz desselben herabsetzt. „Albert von Beham", heisst es (lib. VII. p. 413. ed. Francof.), „war adelig, ränkevoll (factiosus), einflussreich (potens), gelehrt" (eruditus). Es wäre daher misslich, den Zeugnissen und Berichten eines so befangenen, parteiischen Zeitgenossen ohne Weiteres zu vertrauen; die historische Kritik fordert vielmehr Prüfung einseitiger Angaben und hütet sich vor rücksichtsloser Gläubigkeit. Diesem Gesetze folgt aber der Biograph Friedrich's II. keineswegs; ihm ist Albert von Beham eine fast urbildliche Natur ohne Schwäche und Makel; sie konnte und wollte nicht irren. — Die Art und Weise des Quellengebrauchs bestehet für den Verf. meistens darin, dass er ohne Benutzung anderer, bekannter Hülfsmittel seine einseitigen Berichte hervorholt, den Anklagen und Beschwerden der Kirche die rechtfertigende Gegenseite äusserst selten oder niemals vorführt, den Tagesprocess nicht aus der mannigfaltigen Collision feindseligen Stoffes werden und sich entwickeln lässt, sondern ihn als fertig und von vorne herein gegen den weltlichen Lehenstaat entschieden behandelt, also mehr die Rolle eines für die Hierarchie gleichsam gebornen und bestellten Anwalts spielt, denn die abwä-

gende, gleichmässige und besonnene Wirksamkeit des Historikers entwickelt. Dieser soll zwar auch sein festes, durch Forschung und Nachdenken begründetes Urtheil über den treibenden Kern einer Erscheinung und Persönlichkeit haben, aber nicht auf Kosten des Thatbestandes und der Gegenseite. Anders handelt Herr Höfler; er siehet und höret nichts, als päpstlich-kirchliche Dinge und Stimmen; die Rechtsmittel, Bestrebungen und Ansprüche der durch den Kaiser vielfach vertretenen Laienschaft sind für den Biographen gleichsam nicht vorhanden. Zwar betheuert er (Vorrede VII.), nur die Wahrheit gesucht und jedes tadelnde oder lobende Urtheil über die Befugnisse und Rechte der Päpste wie Könige sorgfältig vermieden zu haben, aber fast jede Seite des Buchs zeugt für das Gegentheil und beweist eine rücksichtslose Hingebung an die Forderungen des hierarchischen Princips. Dieser beinahe krampfhafte Eifer gehet so weit, dass ihm die Hohenstaufen von vorne herein als Usurpatoren und Inhaber einer durch Hinterlist und Eigennutz errungenen Parteiherrschaft (S. 1) erscheinen, welche im religiös-staatlichen Kreise despotisch nach Kräften Willkür, Knechtssinn gefördert und, um mit Innocenz IV. zu reden, eine wahrhafte Natternbrut (viperea propago. Anhang Nr. 34. S. 383), Geburt der Bosheit, den endlichen Fall und Tod verdient haben. — Nichts Löbliches und Ehrenhaftes gehet daher von den Unglückseligen aus. Verfolgt z. B. Friedrich II. die Ketzer nicht, so erhebt sich wider ihn die Rechtgläubigkeit, thut er es und veröffentlicht seine Strafedicte, so ist Herr Höfler auch da nicht zufrieden (S. 56 u. 297). Gedenkt der Kaiser des Kreuzzugsgelübdes nicht, so trifft ihn der verdiente Kirchenfluch, ziehet er hin in das gelobte Land und befreit mehr durch kluge Diplomatik denn Waffengewalt Jerusalem und die Christen, unser Biograph grollt fort mit dem heiligen Vater und ruft für die Bekämpfung des armen Hohenstaufen seinen Freund, den Orientalisten Neumann, herbei (S. 168). Dieser habe, sagt man, nachgewiesen in den Münchner Gelehrten Anzeigen, von welch schimpflicher Art die von Friedrich dem Sultan al Malek al Kamel geschwornen Eide (1229) gewesen seyen. Sieht man nun nach, so lautet die aus einer morgenländischen Quelle gezogene Eidesformel durchaus unschuldig. „Der Kaiser“, schreibt der Staatsmann Salaeddin,

„hat es versprochen und hat sein Wort gegeben, dass wir einen dauernden Frieden haben sollen. Er musste ihn durch einen Eid bestätigen; wenn er ihn bricht, so soll er das Fleisch seiner linken Hand essen müssen.“ — „Wohl bekomm's ihm!“ möchte man rufen, aber an Schmach des christlichen Namens weiter nicht denken. Denn dergleichen Formeln sind eben orientalisch-bildlich und werfen auf denjenigen, welcher sie gebraucht, keine weitere Schande. „Werde ich meineidig“, schwor z. B. am 3. November 1619 der Türkische Sultan Achmet dem Fürsten Bethlem Gabor, „so soll der höchste Gott meinen Leib in einen Steinfelsen verwandeln, und die Kraft der Erde mich nicht leiden, sondern sie soll sich aufthun, mich verschlingen mit Leib und Seel!“ (S. Khevenhiller, Annales Ferd. IX., 689.). Wie kann daher ein Historiker solchen Kleinigkeiten der Anklage nachgehen und die Hauptsache, Beschirmung der morgenländischen Christen, vergessen! — Dass ein so trunkener Hass gegen Teutschlands Kaiser und Weltlichkeit zu vielen und bedeutenden Irrthümern und Verrenkungen des Thatbestandes, auch bei Fleiss und Kenntnissen, führen musste, liegt auf der Hand. Etliche schlagende Fälle werden den Beweis liefern. Der Verf. beklagt wie anderswo, so bei dem Benehmen gegen die Ketzermeisterschaft Conrad's von Marburg den unkirchlichen, gewaltthätigen Sinn des Teutschen Volks und deutet an, dass ohne die geregelten Inquisitionen der übrigens weit zu hoch gestellten Dominikaner der Untergang des religiösen Lebens durch den wüthenden Laienhass gegen den Clerus unvermeidlich geworden wäre (S. 67). Dabei wird der Marburger Conrad als unschuldig gefallenes Opfer bedauert und das Zeugniss der, wie es scheint, von dem Herrn Höfler damals handschriftlich benutzten Wormser Annalen angezogen. Diese, mittlerweile durch Böhmer (Scriptores rerum German. t. II.) veröffentlicht, lehren aber fast überall das Gegentheil der von dem Biographen Friedrich's gelieferten Darstellung und bringen ein vollständiges Gemälde pfäffisch-socialer Verruchtheit auf der einen, edlen Widerstandes auf der andern Seite. Beinahe kein Zug des von Höfler angeblich nach den Annalen gezeichneten Bildes bleibt wahr, und eine in mancher Rücksicht wirklich neue Ansicht der Verhältnisse geht aus der treuen, genauen Schilderung jenes zeitgenössischen Berichterstatters aus

Worms hervor. Unser Verf. nennt z. B. den Grafen Heinrich von Sayn einen wilden und grausamen Menschen (S. 65), der Wormser, von dem Münchner Historiker benutzte Annalist dagegen einen mächtigen, reichen, christlich und redlich gesinnten Herrn („vir christianus prepotens et dives et honestissime vivens" Böhmer II., p. 176.). Herr Höfler, welchem hier wie so oft die unbedingte Frömmigkeit einen schlimmen Streich gespielt hat, lässt den Ketzermeister, Propheten und Beichtvater der heiligen Elisabeth von Papst Gregor IX. ausserordentliche Vollmachten gewinnen (S. 65), der Quellenschriftsteller aber auf eigene Rechnung hin handeln, ohne alle Instruction (S. 176. „nullum mandatum a sede apostolica habebant."): nach Höfler schickt der junge König Heinrich eine Klagebotschaft gen Rom, nach dem Wormser Annalisten der ächtchristliche (vir christianissimus), in einen gefährlichen, Leben, Ehre und Gut bedrohenden Ketzerprozess verwickelte Graf Heinrich von Sayn (S. 176.); nach dem Münchener ermordet dieser (der Graf) den fanatischen Priester, nach dem Wormser Berichterstatter vollziehen, ohne dass der Graf Heinrich erwähnt wird, etliche Ritter und andere an Leben und Gut bedrohete Leute (quidam milites [nach der Chronik Hirsaugens I., 558. die Herren von Dornbach] et alii quos ipsi tam in parentibus eorum quam in propriis personis infamaverant et dampnificaverant. p. 177.) das durch Nothwehr gebotene Strafurtheil. Unser Münchener bejammert den elenden Tod des frommen und eifrigen Mannes wie seiner Spiessgesellen, der Annalist dagegen vergiesst keine Thräne, und selbst der heilige Vater bleibt gleichgültig. „Wir wundern uns", spricht er, „dass ihr in Teutschland dergleichen unerhörte Urtheilsprüche (talia inaudita iudicia) so lange schweigend geduldet habt." — Und ein andermal sagte Gregor auf die Todesbotschaft der Ketzermeister: „Seht! die Teutschen waren immer toll (furiosi), und desshalb hatten sie jetzt auch so tolle Richter." (Annales Wormat. p. 177.) — Ein Teutscher Geschichtschreiber hat also im 19. Jahrhundert in stärkern Eifer für Ketzergerichte als ein Römischer Papst im 13.; der That ist der Fortschritt seltsam und zeugt von dem an schwärmerischen Uebergriffen fruchtbaren Boden der wegen ihres nüchternen, reflectirenden Wesens gepriesenen Gegenwart. Dergleichen zelotisches Unkraut sollte

man doch nicht pflegen, sondern in günstiger Stunde ausjäten durch Reduction auf Recht und Vernunft. — Conrad und Genossen begannen übrigens, was Herr Höfler verschweigt, ihre Inquisition ziemlich pfiffig. Zuerst nämlich wählten sie als Werkzeug und Gehülfen das arme, ungebildete Volk und fanatisirten dasselbe gegen die nach kurzer Procedur dem Scheiterhaufen bestimmten Irrgläubigen; darauf traten sie vor den jungen, leichtsinnigen König Heinrich und die Herrschaften (domini) und sprachen: „Siehe! wir wollen viele Reiche verbrennen und ihr sollt das Gut derselben haben. Und in den bischöflichen Städten bekommt der Bischof die eine, der König oder ein anderer Richter die andere Hälfte." — Jetzt war das revolutionäre Glaubenstribunal fertig; Schwärmerei und Habgier wirkten; viele wohlhabende Unschuldige wurden verurtheilt, ihre Güter nach der obigen Norm eingezogen. Den Schrei des Entsetzens beruhigten die Ketzermeister dadurch, dass sie sprachen: „Hundert Unschuldige müssen im Feuer sterben, wenn auch nur ein Schuldiger unter ihnen ist." (Annales p. 176.). — Nunmehr schonungsloses Verfahren. Wer die ketzerische Anklage eingestand, wurde oberhalb der Ohren geschoren („in capillis raserunt") und natürlich um Geld gebüsst, der Halsstarrige ohne Gnade verbrannt. Dabei erschollen oft die lächerlichsten Beschuldigungen: der oben genannte Graf von Sayn z. B., hiess es, habe nach Aussagen der Augenzeugen auf einem teuflischen Krebs (super cancro) geritten und halte in seinen Schlössern, welche man eben desshalb zerstören müsse, alte Zauberweiber (Hexen). Bei solcher Verlassenheit, bei wachsendem revolutionär-zelotischem Eifer blieb den Bedroheten zuletzt kein anderes Schirmmittel als die Nothwehr. Sie besannen sich kurz, erschlugen den unbeglaubigten Ketzermeister wie die Gehülfen desselben (30. Juli 1233) und retteten einstweilen Teutschland aus den Krallen der brutalsten, regellosesten Glaubensinquisition. Das Alles übergehet Herr Höfler, bricht dagegen in bittere Klagen aus über den Tod des grossen, frommen Conrad und die Straflosigkeit der Mörder (S. 66). Ueberhaupt ein Liebhaber des so oft und selbst durch Innocenz III. gemissbrauchten Ketzertribunals (S. 68 Note: „mit sanften Mitteln war wenig auszurichten") stösst unser Verf. (S. 67) schonungslos die wackere, Freiheit liebende Völkerschaft der Friesischen Stedinger in den Abgrund

des Verderbens und traut blindlings den tollen, in der päpstlichen Bannbulle erhobenen Anklagen. Es gehört aber wahrhaftig ein wirklicher Köhlerglaube dazu, wenn man mit unserm Verf. die unumstössliche Wahrheit jener albernen Vorwürfe behaupten (S. 67) und also annehmen will, die Stedinger, ein verständiges, arbeitsames und frisches Bauerngeschlecht voll Saft und Mark, hätten wirklich den Götzen Asmodi angebetet und eine Kröte geküsst, den leibhaften Satan, welcher bald als Gans und Ente erscheine, bald zum Ofen anschwelle oder die Gestalt eines blassen, abgehagerten schwarzäugigen Jünglings darbiete, bisweilen auch als schwarzer Kater mit eingelegtem Schweif hinter einer Bildsäule emporsteige u. s. w. (S. meine Entstehungsgeschichte der freistädtischen Bünde I., 67.). Nein, Priesterfanatismus, Adelshass, durch spätere Nemesis gerächte Gleichgültigkeit und Verblendung des Kaisers Friedrich brachten jene heldenmüthige Völkerschaft in übrigens ruhmvollen Untergang. Historiker aber sollten so ernste Erscheinungen nicht oberflächlich und mit dem schwärmerischen Auge des 13. Jahrhunderts betrachten, sondern gründlich und vorurtheilsfrei erwägen. Einen dritten Fall leichtfertiger und liebloser Kritik, welchen wir aus der Masse ähnlich behandelter Gegenstände herauswählen, liefert der Tod des Baierischen Herzogs und Pfalzgrafen Ludwig. Ohne Weiteres nämlich wird der Kaiser Friedrich als Anstifter und ein morgenländischer Assassine, welchen natürlich der Alte vom Berge bestellt hat, als Mörder bezeichnet. — (S. 77 u. die Note). Welche Gründe besitzt nun Herr Höfler zu dieser schweren Anschuldigung? Innocenz IV. hat es in der Anklageacte zu Lyon behauptet, und was ein Papst spricht, ist auch historisch stets unzweifelhaft. — Kann man aber einem so hartnäckigen, leidenschaftlichen Widersacher unbedingt vertrauen, wenn die Beweise fehlen? Unmöglich. — Aber Albert von Beham hat's gesagt. Freilich wohl; aber was entscheidet dieser ränkevolle Todfeind des Kaisers? Nichts. Kein Fürst jener Zeit konnte gewaltthätig sterben ohne den Alten vom Berge. Tolle Gerüchte der Art tauchten schon auf, als Friedrich der Rothbart Mailand belagerte und mehrere von seinen Feinden ausgegangene Attentate bestand. Noch ärger wurde es im 13. Jahrhundert; da trat der Alte vom Berge nach den von der Kirche begünstigten Gerüchten förmlich in den Dienst des ketzerischen Kaisers. Allein die

ganze Mordgeschichte ist erdichtet, und da, wo Privatrache eines Unbekannten wirkte, der Hohenstaufe vorgeschoben. Denn 1) erwähnt zwar der gleichzeitige Schriftsteller, der anonymus Saxo (bei Menken, Scriptt. III., 125.) den Mord, sagt jedoch kein Wort von einem Verdacht oder einem andern Indiz gegen den Kaiser. 2) zeugt die Mannichfaltigkeit der spätern Berichte für Privatrache irgend eines Unbekannten. Denn nach Etlichen wurde der Herzog zu Kelheim in Gegenwart des Gesindes von seinem Sprecher (morio, Hofnarren), welchen er neckte (Aventin VII., 409.), erstochen (Chronicon anonym. bei Freiberg's historischen Schriften I., 54.), nach Andern hatte es der König Heinrich zugerichtet, (Ebendaselbst), nach den dritten ein eifersüchtiger Eheherr, welcher zwei wilde Gesellen sandte (Aventin I., 1.), endlich musste auf Betrieb des Papstes und der Pfaffen der gebannte, gottlose Kaiser Friedrich an die Reihe kommen. Und diesen letzten Irrweg betritt nun ohne weiteres Bedenken Herr Höfler. Während er hier seinen verhassten Helden auf leeren Verdacht hin zum Mörder macht und später diese Anklage gegenüber dem Papst als Ziel ähnlicher Attentate ohne Zaudern wiederholt (S. 229.), ist ihm der von dem heiligen Vater wider den Kaiser ausgegangene Plan eine reine, boshafte Fabel. Der Englische, dafür zeugende Geschichtschreiber Matthaeus Parisiensis muss daher plötzlich mehr als billig Partei nehmen und keinen Glauben verdienen (S. 229). Dasselbe Urtheil ergeht über den weitläufigen Brief Fridrich's, welcher die arglistige, fruchtlose Vergiftungsgeschichte genau einberichtet und mit einer erbaulichen Nutzanwendung schliesst. „Sehet", heisst es da neben Anderm, „so liebte uns der heilige Vater, so entwickelte er den löblichen Eifer eines Seelenhirten. Sehet da die ehrenwerthen Werke des Priesterfürsten! Giftthat (veneficium) wird uns von dem bereitet, von welchem Wohlthat (beneficium) erwartet wurde." (Cod. Vindob. philol. 187. f. 74.). Dieses merkwürdige Schreiben theilt der Biograph zwar stellenweise im Texte mit (S. 234), zweifelt jedoch an der Aechtheit und entzieht ihm auch im Fall derselben alle Glaubwürdigkeit, indess die von der andern Seite gegen das Kirchenoberhaupt gerichteten Gewaltthätigkeiten ähnlicher Art nicht die mindeste Bedenklichkeit finden. Der leidenschaftliche, befangene und unkritische Sinn des Verf. stösst für die Erzählung sogar schätzenswerthe Documente zurück, welche er im Anhange abdrucken lässt. Diess begegnet z. B. der Rechtfertigung Friedrich's auf die Vorwürfe Gregor's IX. im Jahr 1236. Letztere werden breit genug herausgehoben, die rechtfertigenden Gegengründe (Anhang Nr. 26.) so gut als übergangen.

(Schluss folgt.)

Nr. 4. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Höfler: Kaiser Friedrich II.

(Schluss.)

Die Anordnung des Buchs entbehrt aller leitenden Grundsätze und jedweder Organisation. Abgerissen von verknüpfender Einheit werden die einzelnen Stücke zusammengenäht und ohne Rücksicht auf den Stoss und Gegenstoss der treibenden Kräfte, ohne Kenntniss und Beachtung der einander bekämpfenden Principien abgewickelt, dabei reichlich mit Ausfällen gegen die weltliche Macht und Belobungen der priesterlichen ausgestattet. Dasselbe Gesetz gilt natürlich gegenüber den Persönlichkeiten, Bundesgenossen und Hülfsmitteln hier des Kaiserthums, dort der Theocratie oder des Papstthums; jenes wandelt stets in der Nacht, dieses im Licht; an ein besonnenes Abwägen beider Potenzen, an ein auch nur mässiges Einvernehmen der Parteien, kurz, an ein historisches Urtheil wird nicht gedacht. Dieses aber verträgt sich recht gut mit der einen oder andern Seite; denn die weltgeschichtlichen Bewegungen des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts waren der Art, dass es keinem der streitenden Hauptquartiere an Achtung gebietender Intelligenz und Energie fehlte. Man kann desshalb immerhin ein Gibelline oder Welfe, auch nach so langem Zwischenraum seyn, jedoch mit der unabweisbaren Bedingung, dass auch die entgegengesetzte Fahne anerkannt und nicht mit Koth beworfen werde. Denn blind müsste derjenige heissen, welcher die grossen Verdienste der Kirche und ihrer Vorsteher um Einheit und Herrschaft des christlichen Princips, um Gesittung und stellenweise Freiheit der Völker gegenüber dem feudalaristokratischen Eifer läugnen oder verkleinern wollte; allein andererseits könnte man denjenigen starräugig nennen, welcher die Legitimität und Nothwendigkeit eines weltlich-imperatorischen Gegengewichts bezweifeln, Vaterland, Ehre, Männerwürde ohne Weiteres den modernen Incas, den Römischen Priesterkönigen, preisgeben wollte. Wie oft, so ist auch hier aus

dem Kampfe widerstrebender Grundkräfte die bewegende, lebendige Stärke des Zeitalters hervorgegangen. Und wenn in dem heidnischen Rom die gegenarbeitenden Mühlsteine der Plebs und des Patriciats nach dem glücklichen Ausdruck Göttling's (Staatsverfassung der Römer S. 8. der Vorrede) das rechte Homerische „Werk der Männer" zu Tage förderten, so sind in der kolossalen, christlich-mittelalterlichen Welt vielfach die Conflicte der beiden Schwerter, des kaiserlichen und päpstlichen Princips, die Lebensquellen rascher und dauernder Bewegungen geworden. Denn was wollte der geistlich-kirchliche Staat, welcher nur im Himmel seinen Oberlehenherrn suchte, in den Tagen des dritten Innocenz und der nächsten Nachfolger? Nicht wie unter dem siebenten Gregor Unabhängigkeit vom weltlichen Lehenstaat und Concurrenz mit demselben, sondern dictatorähnliche Ueberwachung der Laienverhältnisse und Herrschaft, ein christliches Chalifat. „Der heilige Stuhl, lautete die staatsrechtliche Lehre, trage, von Christus gegründet, den Character nicht nur einer priesterlichen, sondern auch königlichen Monarchie. Ihr sey die himmlische und irdische Machtfülle übertragen, ihr schwöre der Römische Kaiser Treue und Unterwürfigkeit." (So Innocenz IV. in einem ungedruckten Manifest bei Höfler S. 223.). Eine andere Grundlehre des neuen kirchlichen Staatsrechts forderte, dass der geistliche Bann auch den Gehorsam des Unterthanen gegen seinen weltlichen Oberherrn auflösen sollte. („Ei, qui Deo et Ecclesiae fidem non servat, fides servanda non est, a communione hominum separato." Brief Innocenz' III. vom Jahr 1211 an König Philipp August von Frankreich in den notices et extraits des manuscrits t. II. p. 279.). Indem diese offen verkündeten Principien der Theocratie, wenn sie practischen Vollzug erhielten, geraden Weges zur Weltherrschaft führten, kam für die Laienfürsten, namentlich den Teutschen Kaiser, die Pflicht der Nothwehr. Wie nun diese Conflicte und Kämpfe entstanden, fortschritten und in Folge beiderseitiger Extreme zum Untergang des einen Theils führten? diese Frage soll der Geschichtschreiber durch möglichst sorgfältige, unparteiische Gliederung der Thatsachen beantworten. Solchem Gesetz entspricht unser Biograph durchaus nicht; er ist in allen aneinander gereiheten Abschnitten der stete Ankläger des weltlichen Staats und Lobredner des

geistlichen. Hat Dante (Hölle, X., 120.) den Kaiser als Ketzer in einen glühenden Sarg versetzt, so fehlt auch der Cardinal Ottaviano Ubaldini in diesem Glühofen nicht, und Papst Bonifaz VIII. bekommt gleichfalls den gebührenden Lohn. Eine Unparteilichkeit der Art fällt unserm Historiker nicht ein; es ist seine beständige Lust, den Hohenstaufen durch das Fegefeuer der Ketzerei zu läutern und dabei, wie wir es bereits an einzelnen Beispielen zeigten, nach Belieben bald den Stoff auf die Seite zu schieben, bald zu verdrehen. So wird denn ohne Bedenken dem Kaiser der phantastische, d. h. von dem Biographen gefundene Plan, ein heidnisches Kaiserreich wieder aufzurichten, untergeschoben (S. 200.), und der Papst als Retter aus diesem Rückfall gepriesen (S. 210. 222.), so jedem Artikel der zweiten, von Gregor IX. erlassenen Bannbulle (1239) der unbedingteste Credit geschenkt (S. 110.) und die Apologie des Gegners durch Beibringung des von ihm ausgegangenen Gegenmanifestes nicht einmal angedeutet, viel weniger versucht. Es ist der Mühe werth, des Beispiels wegen diesem wichtigen Wendepunkte prüfend etwas näher zu treten. Der Papst wirft dem Kaiser hauptsächlich vor, er habe für die Vertreibung des kirchlichen Oberhauptes und der Cardinäle in Rom Unruhen angestiftet, dem für die Bekämpfung der Albigensischen Ketzer bestimmten Bischof von Praeneste die Reisepässe verweigert, mehre erledigte Pfründen nicht besetzt, Kirchen Siciliens in Festen umgewandelt, andere zerstört, den Johannitern und Tempelherrn ihre Güter vorenthalten, Mönche und Weltgeistliche beschatzt, Sardinien zum Reich gezogen, den Neffen des Königs von Tunis an der Taufe gehindert, Sicilien, ein Lehen des heiligen Stuhls, in Staub und Asche aufgelöst, die Unterstützung des gelobten Landes gehindert, den Namen Christi nach Kräften getödtet und noch andere Missethaten (excessus) begangen, über welche man seiner Zeit aburtheln werde. (S. die Bannbulle bei Matthaeus Paris. p. 487. und im Cod. Vindob. phil. 305. f. 93.). Diese letzten geheimnissvollen Worte bezogen sich offenbar auf die von Dominikanern und Franciscanern bereits umhergebotenen dogmatischen Anschwärzungen. Der Kaiser, hiess es, sey ein Atheist und Heide; er habe in Moses, Christus und Mohammed die drei ärgsten Betrüger erblickt, das heilige Abendmahl eine Posse (truffa) gescholten, die Göttlichkeit Christi folgerichtig,

weil Schöpfer und Geschöpf nicht demselben Wesen angehören könnten, geläugnet u. s. w. (S. Vita Gregorii IX. [bei Muratori, Script. III., 586.], wo die genannten Punkte, obschon unrichtig, bereits in die Bannbulle aufgenommen werden). Wie beantwortet nun Friedrich diesen plötzlich erhobenen Anklageact? In gemessener, versöhnlicher Sprache, welcher fruchtlose Friedensverträge vorangegangen sind. — „Er habe", antwortet der Kaiser, „nicht Meutereien in Rom angestiftet, sondern nur als Oberlehenherr seinen Vasallen wider die Eingriffe des Senators Hülfe geleistet; dem Bischof von Präneste sey der Reisepass oder Geleitbrief (literae securitatis) verweigert worden, weil jener Prälat unter dem Vorwand geistlicher Functionen nur an meuterischen Umtrieben gearbeitet habe („venit non evangelizare pacem sed gladium turbationis acuere." S. den von Höfler nicht benutzten Cod. philol. Vindob. f. 126.); die beklagte Nichtbesetzung mehrer Pfründen werde aufhören, sobald man dem weltlichen Oberherrn die Rechte der Vorfahren zugestände; etliche Sicilianische Kirchen seyen allerdings zerstört worden, aber unter der Minderjährigkeit des Königs und von den dafür bestraften Saracenen, andere Gotteshäuser habe man in derselben Zeit in Festen wider die Saracenen umgewandelt, aber auf Befehl der damaligen Regenten, der von Innocenz gesandten Legaten; den Ritterorden habe man nur widerrechtlich während der Minderjährigkeit besetzte Kronländereien wieder abgenommen, Geistliche lediglich in Bezug auf ihre weltlichen Güter besteuert, Sardinien als ein altes Reichslehen pflichtmässig eingezogen, den Neffen des Königs von Tunis nicht an der Taufe gehindert, sondern lediglich wider die Verfolgungen seines Oheims geschirmt; Sicilien, das Erbe der Väter, sey nach Kräften gehoben und die Sache des heiligen Landes nicht gehemmt, wohl aber gefördert worden. Grösseres werde geschehen, wenn der Papst Lombardien beruhigen wolle. Schliesslich sey man bereitwillig, eingeschlichene Missbräuche in sämmtlichen Königreichen hinwegzuräumen und der Kirche für gerechte Klagen Genugthuung zu geben." (S. Matthäus Paris. p. 496.). Wenn der Kaiser, ohne die ausgestreute Anklage auf Ketzerei und atheistische Ruchlosigkeit zu beachten*), dergestalt alle Hauptpunkte der Bannbulle

*) Im Augenblicke so schwerer Bedrängnisse und oft auch schmählicher Verkennung mochte der Kaiser an Vatatzes (Battarius) die folgenden

einer prüfenden Widerlegung unterwirft, so verdient dieses offene Benehmen sicherlich beachtet und gewürdigt zu werden. Dennoch schreitet unser Historiker behend darüber hinweg und tröstet sich mit dem Gedanken, dass jetzt erst die Welt alle Hebel der Hohenstaufischen Gewaltherrschaft über Europa's schönste Länder entdeckt habe (S. 110.). In so befangener, lückenhafter und leidenschaftlich-parteiischer Weise gestalten sich die einzelnen Abschnitte des Buchs nicht zu einem historischen Bilde des Kaisers Friedrich und seiner Zeit, sondern zu einer förmlichen, vielfach, wie wir zeigten, unbegründeten und lückenhaften Anklageacte des grossen, unglücklichen Hohenstaufen, welcher, nach seiner Licht- und Schattenseite aufgefasst, allerdings den Mittelpunkt eines reichen, bewegten Lebens darstellt. Für die Würdigung desselben hat aber unser Biograph so geringe Empfänglichkeit und Gabe entwickelt, dass er die Tragödie oft in ein Lustspiel umschafft, neben den Päpsten Franciskaner und Dominikaner als die ächten, allein wohlthätigen Träger ihres Jahrhunderts mit innerem Wohlbehagen hervorhebt, selbst allerlei Schwänke und Schnurren, Wunder und Ammenmährchen weitläufig, fast gläubig, einberichtet. „So", heisst es z. B. S. 312, „machte sich gegenüber der orientalischen Pracht des kaiserlichen Hofes und der Verweltlichung des Christlichen in jener Zeit ein heilsamer Gegensatz geltend, der längst verschollene Tugenden, apostolische Einfachheit, Lauterkeit und Armuth, die Gabe der Sprachen und der Wunder (!) wiederkehren machte und die tiefsten Gemüther am dauerndsten erfasste." — Möge diese, auch für das dreizehnte Jahrhundert sehr zu beschränkende Wundergläubigkeit nimmer wiederkehren!

---

merkwürdigen Worte richten: „O glückliches Asien, glückliche Fürsten des Morgenlandes, welchen die Waffen der Unterthanen nicht Furcht erwecken und die Neuerungen der Priester nicht Unruhe einflössen!" (Fridericus Battario, ein ungedruckter Brief im Cod. philol. Vindob. Nr. 305 f. 129.).

Im November 1845.

Kortüm.

Osteuropa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates. Von Dr. A. Hansen. Dorpat, bei Otto Model (Fr. Severin's Buchhandlung). 1844. 179 S. in gr. 8.

Auch mit dem weiteren Titel:

Beiträge zur Geschichte der Völkerwanderung. Erste Abtheilung. Osteuropa nach Herodot u. s. w.

Was vor mehreren Jahren Lindner in der auch in diesen Jahrbüchern (Jahrg. 1841. p. 928ff.) näher besprochenen Schrift: „Skythien und die Skythen des Herodot." Stuttgart 1841. versucht hat, das ist im Ganzen auch die Aufgabe dieser Schrift, deren etwas allgemeiner Titel Osteuropa eben nur auf diejenigen Länder und Gegenden sich bezieht, in welche Herodotus die verschiedenen, von ihm mit dem allgemeinen Namen der Skythen bezeichneten Stämme verlegt, und welche er aus Veranlassung des dahin vom Perserkönig Darius unternommenen Zuges in seinem vierten Buche näher beschrieben hat. Aber eben diese Beschreibung bietet, wenn man sie richtig verstehen und erklären, insbesondere die lokalen Nachrichten mit den entsprechenden Orten der Gegenwart in Verbindung bringen will, unendliche Schwierigkeiten, die Jeder bald fühlt, der sich an diese Völkertafel des südlichen Russlands wagt, wie sie der Altvater der Geschichte uns mittheilt, um diese älteste und wichtige Urkunde — denn von da an bis zu den Zeiten der Völkerwanderung sind fast alle Nachrichten über diese Länder dem Herodotus entnommen — richtig zu verstehen und auf die Gegenwart zu deuten. Bei dem in dem erwähnten Versuche Lindner's nur allzufühlbaren Mangel einer tüchtigen Sprachkenntniss, welchen eine sonst gute Kunde der neuern Geographie keineswegs zu ersetzen vermochte, mussten manche der dort gewagten Deutungs- und selbst Verbesserungsversuche höchst problematisch ausfallen, wie wir diess auch in jener Anzeige nachgewiesen haben, die mit dem freilich wenig tröstlichen Ergebniss schloss, dass in derartigen Fragen man am Ende jetzt so wenig wie vor zweitausend Jahren völlig aufs Reine zu kommen und eine genaue über die Haupt- wie die Nebenpunkte gleichmässig sich erstreckende Uebereinstimmung zu erzielen vermöge. Damit sollte jedoch am wenigsten jeder weitere Versuch zur Aufklärung und Verständigung des schwierigen Gegenstandes abgewiesen oder gar im Voraus über alle solche

Versuche der Stab gebrochen werden, die, wenn sie auch nicht das bemerkte Ziel vollkommen erreichen (was wohl unmöglich ist), doch Einzelnes durch genauere Auffassung und Erörterung aufklären, Anderes berichtigen können, und so in jedem Fall dazu beitragen, die Gränze des mit Sicherheit zu Ermittelnden und Dessen, was nun einmal sich nicht herausbringen lässt und demnach ungewiss gelassen werden muss, genau zu bestimmen und uns dadurch der Wahrheit um Vieles gewiss näher rücken. Diess ist aber nur auf dem Wege einer strengen Kritik und einer streng philologischen Forschung möglich; Beides wird man in dem neuen Versuche, den wir hier anzuzeigen haben, keineswegs vermissen, ja vielmehr darin den Ausgangspunkt und die solide Basis der ganzen Untersuchung bald erblicken, die auf diese Weise einen gewiss recht dankenswerthen Beitrag zum besseren Verständniss eines Abschnittes der Herodoteischen Musen bildet, welcher, von dieser Seite aus betrachtet, zu den schwierigsten des ganzen Werkes unstreitig gehört. Was der Verf. hier geleistet, mag am besten ersichtlich werden, wenn wir dem Gange seiner Schrift näher im Einzelnen folgen und damit auch zugleich das Verfahren desselben näher charakterisiren.

Der erste, gewissermassen einleitende Abschnitt soll die als Aufschrift gesetzte Frage beantworten: „Wie erlangte Herodot seine Kenntniss von Skythien?“ Was Ref. als das Ergebniss seiner Forschungen T. IV. p. 395. seiner Ausgabe aussprach: „mihi vix multum introrsus „ad loca mediterranea progressus esse videtur Herodotus, quem magis „credam in Graecis coloniis ad septentrionalem Ponti oram conditis versantem a Scythis ex interioribus regionibus huc commercii causa profectis accepisse, quaecunque de his ipsis regionibus earumque incolis „memoriae prodidit“; darauf läuft auch im Ganzen das Resultat der genauen, alle die hier in Betracht kommenden Stellen berücksichtigenden Untersuchung aus, die das Gebiet der Autopsie des Herodotus in Scythien als sehr enge betrachtet, und mündlichen, dort eingezogenen Nachrichten, der ἀκοή das Meiste, die Hauptsache zuweist (S. 6. §. 12 ff.). Darauf folgt zuerst eine „allgemeine Ansicht des Skythenlandes“ (§. 17 ff.) und dann die „genauere Beschreibung“ (§. 86 ff.). Die Einrichtung ist dabei so genommen, dass die einzelnen Angaben des Herodotus in einzelnen kleinen Abschnitten, die mit fortlaufenden Nummern oder §§ versehen sind, der Reihe nach vorgelegt und kritisch geprüft werden, um so

auf diesem Wege gleichsam stufenweis vorwärts schreitend, ein möglichst gesichtetes und zusammenhängendes Gesammtbild herodoteischer Kunde des östlichen Europa's — des Skythenlandes — zu gewinnen. Zuerst ist daher auch in der allgemeinen Ansicht von dem Namen des Landes und Volkes die Rede, wobei erinnert wird, dass dieser Name eine politische Bedeutung habe und das Land umfasse, welches die von den königlichen Skythen beherrschten Völker bewohnen (?), so dass also Σκύθαι in einer nationalen Bedeutung zu nehmen sey, wornach erstens auch ausser Skythien wohnende Völker (z. B. IV., 22. VII., 64.) hinzugerechnet werden müssten, dann zweitens sämmtliche Völker im skythischen Reiche, ohne Rücksicht auf Herkunft und Lebensweise; im engern Sinn dagegen bezeichne das Wort den herrschenden Stamm im Skythenreiche, und diess sey bei Herodot am häufigsten der Fall. Allerdings mag die Bezeichnung eines den griechischen Colonien zunächst wohnenden und mit ihnen in näherem Verkehr stehenden Stammes, dann von Herodot für alle die übrigen verwandten oder nicht verwandten Stämme und Völkerschaften, von denen er bei dieser Gelegenheit Etwas hörte, gebraucht worden seyn: und wenn diess die Ansicht des Verf. ist, so stimmen wir ihm durchaus bei. Darauf sucht der Verf. den Umfang und die Gestaltung dieses herodoteischen Skythiens zu bestimmen, und damit demselben die folgenden Theile des heutigen südlichen Russlands zuzuweisen: die heutige Provinz Bessarabien, die Gouvernements Cherson, Taurien, Jekaterinoslaw, Charkow, Poltawa, Kiew fast ganz, nebst Theilen von Woronesh, Kursk, Tschernigow, wozu, da im Osten erst der Tanais die Gränze mache, das Land der donschen Kasaken und im Westen wenigstens theilweise Podolien komme (§. 23.). Die übrigen Angaben über die Figur des Skythenlandes übergehen wir; ohne eine beigefügte Karte würde diess nicht wohl deutlich werden können.

In der genaueren Beschreibung bildet die Orographie die erste Abtheilung; dann folgt die Hydrographie, Meere, Seen und Flüsse umfassend; an dritter Stelle kommen dann die Sitze der einzelnen Völker zur Sprache, und zwar: A. Völker und Lokalitäten am Hypanis, B. längst des Borysthenes, C. östlich vom Pantikapes. Zuerst wird die Lage bestimmt; dann werden die übrigen, auf die Mehr- oder Gesammtzahl dieser Völker und des von ihnen bewohnten Landes bezüglichen Gegenstände besprochen: die klimatischen Verhältnisse, die Vegetation, die

Thiere, die Mineralien, die Menschen selbst und ihre Lebensweise, darauf die politischen Verhältnisse, der Götterglauben und Cultus sammt der Rechtspflege und Leichenbestattung, endlich die Sprache; ein besonderer Abschnitt ist den Sitten der Nachbarn gewidmet; an ihn schliesst sich die Geschichte der Skythen an, und zwar: I. Abstammung, nach der heimischen und hellenischen Sage; (ein II. haben wir vermisst); daran knüpft sich der Zug des Darius. Ein Anhang über die Nationalität der Skythen und ihrer Nachbarn macht den Schluss.

Wir haben absichtlich dieses Schema vorausgeschickt, um von dem Gang des Ganzen einen Begriff zu geben, und wollen nun unsere Bemerkungen über den Inhalt einzelner dieser Abschnitte folgen lassen. Die Abschnitte über Berge, Meere und Seen übergehen wir; warum der Verf. die Form Μαιῶτις, die nur einmal bei Herodot vorkommt, in die bei diesem Autor in den übrigen Stellen vorkommende Μαιῆτις verwandelt wissen will, ist nicht näher angegeben, wohl aber, dass schon Hippokrates (und setzen wir hinzu auch Aeschylus) diese Form hat, und diess muss uns etwas bedenklich machen. Was die Flüsse betrifft, welche genau und sicher nachzuweisen eine in Manchem so schwierige Aufgabe ist, so beginnt der Verf. mit dem Ister, dessen Lauf von Norden nach Süden, wie Niebuhr annimmt, er mit Herodot's eigener Aeusserung, welche diesen Fluss von Westen her kommen lässt, im Widerspruch findet; dann folgen dessen Zuflüsse, von welchen der skythische Πόρατα (griechisch Πυρετός) im Prut, und der Τιαραντός im wallachischen Flüsschen Tscherna erkannt wird, die übrigen drei, Ἄραρος, Νάπαρις und Ὀρδησσός aber nur muthmasslich mit dem Sert, Jalomiza und Ardisch in Verbindung gebracht werden; dann kommt der Τύρης (Dnjepr S. 19. Soll wohl heissen Dniestr?), Ὕπανις (Bug), in dessen Beschreibung die Worte Herodot's (IV., 52.) ῥέει — βραχύς von dem Verf., wir glauben mit Recht, auf die Seichtigkeit des Flusses gedeutet werden, der Βορυσθένης (Dnjepr), der Παντικάπης (muthmasslich die jetzige Konskaja oder Konka), der Ὑπάκυρις und Γέρρος: beide schwer zu bestimmen, hier auf den obern Donetz und den obern Don gedeutet; der Τάναϊς, in welchem der Verf. den obern Lauf der (bei Herodot gänzlich fehlenden) Wolga mit dem untern des Don zu einem Fluss verbunden glaubt; dann wird allerdings der ihm zufliessende Ὕργις auch eher, wie schon Reichard wollte, und der Verf. jetzt gleichfalls annimmt,

für den Irgis gelten können, der etwas oberhalb Saratow ostwärts her in die Wolga einmündet. Diesen Strom, dessen Nichterwähnung so grosse Schwierigkeiten in die richtige Auffassung der herodoteischen Beschreibung dieser Gegenden des östlichen Europa's wie des nahen Asiens gebracht hat, glaubt der Verf. zum Theil wenigstens auch in dem Araxes (I, 201) wieder zu erkennen, insofern auf die Wolga allein Einiges von dem passen könne, was Herodot diesem Flusse beilegt, der freilich in Anderm, was Herodot von ihm aussagt, uns wieder auf den Jaxartes hinweist, so dass hier verschiedenartige, dem Herodot zugekommene Nachrichten zu Einem Ganzen verbunden oder vielmehr zusammengeworfen erscheinen, das bei der genaueren Kunde, die wir jetzt besitzen, die aber dem Alterthum abging, nun in seine Theile zu trennen seyn wird. Uebrigens mag der vom Verf. gewählte Ausweg als ein in solchen Verhältnissen wohl zulässiger und auch weniger auffallender erscheinen, dem wir so lange gern folgen, bis ein Anderer (was wir freilich bezweifeln) den verwickelten Gegenstand besser entwirrt haben wird. In einem andern ähnlichen Fall sucht der Verf. durch blosse Umstellung der Worte (S. 34) den Herodot IV., 49. von einem Irrthum zu befreien, wenn anders hier nicht der Irrthum in einer falschen, dem Vater der Geschichte mitgetheilten und von ihm auch so berichteten Angabe zu suchen ist; es werden nemlich die drei grossen Flüsse, welche, von dem Hämus kommend, nordwärts der Donau zufliessen sollen: Tibisis, Atlas, Auras nun als von Norden her in diesen Fluss einmündende Ströme gefasst, wo sie dann auch mit mehr Recht auf die Theiss, und etwa auch auf die Flüsse Samos und Körös (wie der Verf. annimmt; Dönniges dachte an die Dristra und Turtukai) bezogen werden können, während die Worte: von den Gipfeln des Hämus kommend und nach Norden fliessend, auf die folgenden Flüsse bezogen werden, die durch das Land der Thracier, und zwar der Krobyzen (die allerdings in der Gegend von Tomi, also an den untern Donaulauf verlegt werden) der Donau zueilen: Athrys, Noes, Artanes. So ist allerdings in die Stelle ein Sinn und ein Verständniss gebracht, wenn man anders dem Herodot selbst oder seinen Gewährsmännern hier keinen Irrthum beilegen will. Noch bemerken wir, dass die bei Herodot öfters vorkommenden Angaben von Seen, aus welchen die Flüsse hervorgehen, vom Verf. auf die ausgedehnte Sumpfregion bezogen werden, die sich noch jetzt in vereinzelten Spuren zwischen der südli-

chen und nördlichen Landeserhöhung Russlands bis nach Polen und Deutschland hinein wahrnehmen lasse (S. 16).

In die folgende Untersuchung, welche nach den verschiedenen Flussgebieten die einzelnen von Herodot erwähnten Völker und deren Wohnsitze zu ermitteln strebt, können wir in der That kaum eingehen, ohne die betreffenden Stellen des Herodot selbst hier beizusetzen und an diesen Text die Ergebnisse anzuknüpfen, zu welchen der Verf. gelangt ist, Ergebnisse, die sich hier stets gewissermassen als eine Folge des Vorausgegangenen in dieser Zusammenstellung herausstellen und insofern allerdings gegründeten Anspruch auf eine Berücksichtigung machen können. Man würde übrigens sehr irren, wenn man glaubte, hier die grosse Anzahl der Vermuthungen über die Wohnsitze der von Herodot erwähnten skythischen Völkerschaften, unter der schon Ref. seufzte, als er die betreffenden Stellen in seiner Ausgabe zu erklären versuchte, mit neuen Hypothesen vermehrt zu sehen, an denen es der Phantasie unserer Gelehrten selten oder nie zu fehlen pflegt. Von derartigen willkührlichen Vermuthungen ist hier nirgends die Rede, wir haben es hier nur mit Ergebnissen zu thun, welche auf dem oben bemerkten Wege gewonnen sind, und darum oft nicht so befriedigend ausgefallen sind, als man es wohl wünschen möchte, eben weil die sichere Unterlage fehlt, die nicht durch irgend eine sinnreiche Combination ersetzt werden soll. Was hat man z. B. nur über die Melanchlänen (IV., 20.) nicht Alles vorgebracht, die als „Schwarzröcke“ sogar zu Esthen oder Finnen (weil diese sich schwarz kleiden) werden sollten, während unser Verf. (p. 50) aus der Art, wie Herodot sie nennt, unter Beachtung der von Diesem angegebenen Distanzen zeigt, dass sie kaum anders als im Rjäsanschen und Wladimirschen Gouvernement untergebracht werden können, indem nordwärts von ihnen nicht das Meer ist, sondern eine menschenleere Steppe. Was hat man, um ein anderes Beispiel anzuführen, über die bei Herodot alsbald (IV., 21) erwähnten Sauromaten nicht Alles behauptet? Herr Hansen sucht sie zwischen Don und Wolga, aufwärts bis Zarizin (p. 11); gewiss mit Recht, wenn man die Stellung und Fassung herodoteischer Worte erwägt, die auch Lindner veranlasst hatte, die Sauromaten in das Land der donschen Kasaken zu setzen. Als ein drittes Beispiel nennen wir die in der neuesten Zeit so viel besprochenen Budinen, die sich bereits zu allem Möglichen haben machen lassen müssen, bald zu den

Urvätern der Slaven, bald zu den Ahnen der Gothen und Germanen, bald auch zu den Nachkommen indischer Buddhadiener, während sie am Ende Nichts von allen Dem sind, sondern, wie hier gezeigt wird, als die nomadischen Bewohner eines Landes erscheinen, das unmittelbar an die Sarmatensteppe sich anschliesst, vom Saratow'schen Gouvernement aus bis in das fruchtbare Gouvernement Simbirsk (S. 52): eine Ansicht, die auch mit der schon von Heeren in seinen jetzt nicht mehr so wie sonst beachteten Ideen gegebenen Bestimmung so ziemlich zusammentrifft; was der Verf. weiter unten §. 455 über Budinen und Gelonen, und über slavische Elemente in denselben bemerkt, gibt er selbst nur als eine Vermuthung aus, auf die wir jedoch aufmerksam machen wollen. Mit grosser Vorsicht wird man überhaupt alles Das behandelt finden, was in den auf uns gekommenen Mittheilungen an das Gebiet der Sage hinstreift; selbst die Nachricht von dem Graben, welcher von den taurischen Gebirgen nach der Mäotis gezogen ist und die Ostgränze der königlichen Skythen in der Krimm bildet (IV., 3. vergl. 20), — eine allerdings jetzt schwer nachzuweisende Angabe — möchte der Verf. (p. 48) auf eine Mythe zurückführen, mittelst welcher etwas Auffallendes auf einen bestimmten Ursprung zurückgeführt werden sollte, was uns jedoch nicht recht einleuchten will. Den eben so sehr wie die Budinen in neuester Zeit besprochenen Hyperboreern will der Verfasser — und wer wird ihn desshalb tadeln wollen? — keine wirklichen Wohnsitze zuweisen; er findet in der ganzen Sage „eine idyllische oder, wenn man will, philosophische Fassung des armen Lebens dieser und anderer nordischen Völker, deren foeda paupertas schon bei den Agrippäern zum Vorschein kömmt u. s. w.“ So wenig auch Ref. je daran gedacht hat, in den Hyperboreern ein wirkliches Volk zu finden und dessen wirkliche Wohnsitze aufzusuchen, vielmehr alle darüber vorkommenden Traditionen lieber in das Gebiet einer fabelhaften Geographie und einer religiösen Mythik verweist, so kann ihn doch die Deutung des Verf. nicht befriedigen, da auf diese so manche Züge nicht passen, welche als charakteristische Momente dieses Mythus erscheinen, den wir übrigens hier nicht weiter verfolgen können. Wollte man die Uebertragung dieses mythischen Volksnamens auf einen bestimmten einzelnen Stamm in einzelnen Fällen annehmen (vergl. die Bemerkung in dem Excurs zu Herodot T. IV. p. 665); so wird selbst diess manchen Bedenklichkeiten unterliegen.

In den auf die erwähnte Völkerschilderung, die auch durch eine Uebersichtstafel S. 35 anschaulich gemacht wird, folgenden Abschnitten über klimatische und andere Verhältnisse, über die Stein- und Pflanzen- wie über die Thierwelt, so wie über die Menschen und deren Lebensweise, finden wir die Angaben des Herodotus vielfach mit den Berichten des Hippokrates zusammengestellt und aus dem jetzigen Erfund bewahrheitet, erklärt und ergänzt; und diess in derselben bündigen Weise der Darstellung, die durch das ganze Werk sich hindurchzieht. Es ist uns auch hier nicht möglich in das ganze Detail dieser Angaben einzugehen, die allerdings für das bessere Verständniss und die Einsicht der herodoteischen Nachrichten viel Dankenswerthes bringen; nur an Einem Orte stiess Referent auf eine etwas kühne Vermuthung im Gebiete der Etymologie Seite 64, wo wir in der Anmerkung lesen: „Es wäre nicht unmöglich, die Formen Σκύθαι und Σκόλοτοι aus einer gemeinschaftlichen abzuleiten, ja Σκόλοτοι scheint selbst von Γαλάται nicht fern zu seyn. Aber wie mir wahrscheinlicher ist, steckt der alte Name in den Golthes des Jornandes (Get. 23.), aus welchen die Ausgaben ganz willkührlich Gothos gemacht haben.“ Wir sollten denken, der Verf. hätte darnach keinen Grund, über einen etymologischen Versuch des Herodotus sich zu äussern, wie er §. 317. S. 109. thut. Auch die allerdings merkwürdige Erzählung Herodot's von der Behandlung der Stutenmilch IV., 2. wird einer Prüfung unterstellt, die in diesem Bericht „ganz offenbar Verwirrung“ findet, und unter Zuzug einer andern Stelle (IV., 64.) hier lieber an die Bereitung eines aus Stutenmilch bereiteten geistigen Getränkes, an den Milchbranntwein denken will. Auch hier wagt Ref., so wenig er das Schwierige der Deutung in einzelnen Punkten der erwähnten Stelle verkennen will, nicht so weit zu gehen, weil ihm Herodot's Worte, wie wir sie jetzt lesen, so etwas nicht zu verstatten scheinen, und zugleich manche einzelne Züge, wie z. B. das dem Vater der Geschichte wohl auffallende Eintreiben der Röhren, auch durch die Analogie neuerer Zeit bestätigt wird, wie der Verf. aus Pallas nachweist, und auch Ref. durch eine ähnliche Darstellung aus einem 1662 zu Dresden erschienenen Buche (Der Orientalisch-Indian. Kunst- und Lustgärtner) p. 252, wo eine Kuh, welche auf diese Weise gemolken wird, abgebildet ist, in den Nachträgen (zum Index T. IV. p. 561) nachgewiesen hatte. Weit schwieriger scheint uns die Angabe der geblendeten

Knechte, welche Herodot hiermit in Verbindung bringt, der die Sclaven geradezu οἱ τυφλοί nennt (IV., 20.). Gab öftere Erblindung unter den Knechten oder Sclaven der Skythen dazu die Veranlassung? und wurden dann die durch Krankheit oder auch durch Gewalt Erblindeten vorzugsweise zu diesem Dienste bei der Pflege der Heerden gebraucht? oder ist an einen Dolmetscherirrthum zu denken, da im Osmanischen Kiole ein Sclave und Kior ein Blinder heisst, wie wir Seite 77 lesen? Ref. wagt in der That nicht zu entscheiden. Manches Gute hat der Verf. in diesen Abschnitten zur richtigen Auffassung einzelner Züge aus Pallas und Andern, ja selbst aus Kohl beigebracht, was nur dazu dienen kann, die Treue und Verlässigkeit herodoteischer Schilderung, selbst aus dem, was, weil es an klimatische und lokale Verhältnisse geknüpft ist, heute noch so ist, wie es vor Jahrtausenden war, zu erweisen, uns aber darum um so vorsichtiger machen muss, wenn wir allerdings hier oder dort auf Etwas stossen, was nicht so ganz der Wirklichkeit, wie sie jetzt besteht oder von uns aufgefasst wird, entsprechen sollte. Wenn z. B. Herodot in der eben erwähnten Stelle IV., 64. von den kriegerischen Sitten der Skythen erzählt, welche das Blut des ersten von ihnen erlegten Feindes trinken, welche den in der Schlacht gefallenen Feinden die Köpfe abschneiden, um sie dem Könige zu überbringen und dadurch sich das Recht eines Antheils an der Beute zu erringen, dann aber das Fell des Kopfes abziehen, an die Zügel ihres Rosses binden und stolz umher reiten, zumal wenn sie, als Zeichen ihrer Tapferkeit, mehrere solcher Felle angehängt haben; so werden wir in diesen, aus dem Leben eines wilden Nomadenvolkes entnommenen und durch ähnliche Erscheinungen selbst neuerer Zeit bestätigten Zügen nichts so Befremdliches erblicken, und selbst das, was Herodot noch am Schlusse seiner Erzählung hinzusetzt, wie Manche sogar ganze Menschenfelle abziehen, das Fell dann auf Holz spannen und zu Pferde mit sich herumführen, wird uns nur als eine Steigerung der grausamen und wilden Sitte erscheinen, über die Herodot bei seiner genauen Beschreibung wohl näher unterrichtet worden war, während der Verf. hier mit Beziehung auf eine von Pallas berichtete Sitte der jetzt dort lebenden und herumziehenden Bevölkerung, in diesem auf Holz ausgespannten Menschenfelle, nur ein Stück des Hausrathes, nemlich den Branntweinschlauch erkennen will, der mit einem Rührstock versehen, unten breit und bauchig, oben mit engem Halse ganz

das Bild gewähre, das Herodot oder seine Berichterstatter vor Augen hatten. Schon der ganze Zusammenhang, in welchen Herodot diesen Zug bringt, scheint einer solchen Annahme zu widersprechen, in der hier vielleicht der Verf. zu weit gegangen ist, dessen Streben, aus der Gegenwart die Nachrichten des Altvaters zu erklären, wir gewiss achten und dankbar anerkennen. Mit ihm aber beklagen wir es, dass über die politischen Verhältnisse dieser skythischen Völkerschaften, über ihre Regierungsform und dergleichen, ebenso wie über die Verhältnisse der an der Küste angesiedelten griechischen Kolonien zu den Skythen und über diese Kolonien selbst so wenig in den Berichten des Herodotus angetroffen wird, der kaum Olbia nennt, das er doch gewiss näher kannte, da er jedenfalls diese Küstenstrecken besucht hat. Sollte sein Vorgänger Hekatäus von Milet darüber in einer Weise berichtet haben, welche den Herodotus auch in andern Theilen seines Werkes (man denke z. B. an Aegypten, an Theben und Anderes) zu einer Rücksicht bewog, das von seinem Vorgänger schon umständlich Berichtete nicht noch einmal zu erzählen, da er es der Wahrheit entsprechend fand? Oder blieb des Geschichtschreibers Absicht, uns auch darüber seine Wahrnehmungen mitzutheilen, unausgeführt, wie manches Aehnliche, was er uns in seinen Büchern verspricht, auch wohl mit der Zeit noch in sein Werk eingefügt hätte, wenn ihn der Tod nicht übereilt und sein Werk, von dieser Seite aus nicht ganz vollendet, auf die Nachwelt gebracht hätte? Für Beides werden sich Gründe auffinden lassen, um so weniger möchte Ref. eine feste Entscheidung wagen. Bei dem, was über den Cultus der Skythen zusammengestellt wird, möchten wir nur die eine Bemerkung über die nach Herodot IV., 6. 7. vom Himmel herabgefallenen goldenen Geräthschaften, dem, was der Verf. S. 85 darüber zu ermitteln bemüht ist, beifügen, indem es uns doch am nächsten zu liegen scheint, hier an Aerolithe und deren im Alterthum mehrfach vorkommenden Cultus zu denken, mag auch im Einzelnen die Sage diess noch mit weiteren Zusätzen ausgeschmückt haben. Ueber die schwierige Frage, für was denn eigentlich die wahrsagenden, androgynischen Enarees bei Herodot IV., 67. zu halten seyen, wagt der Verf. keine Entscheidung abzugeben; als Vermuthung spricht er aus, dass dieselben eine Art mönchischer Asceten gewesen, die in weiblicher Kleidung ihre Funktionen verrichtet, vielleicht gar Verbreiter eines neuen Cultus (woher das Letztere? werden wir

wohl hier fragen dürfen). Dass in dem Abschnitt über die Sprache der Skythen mehr eine Zusammenstellung der hierher gehörigen Aeusserungen Herodot's und der überhaupt bei ihm vorkommenden, hierher einschlägigen Namen, zunächst Eigennamen, als eine Erklärung oder Deutung derselben zu suchen ist, werden wir kaum noch ausdrücklich zu bemerken haben; auf welcher Grundlage hin sollen überhaupt Deutungsversuche angestellt werden? auf welche Sprache sollen die einzelnen Ausdrücke zurückgeführt werden? Etymologische Spielerei ist am wenigsten die Sache unseres Verf., so wenig hier, wo die nächste Gelegenheit dazu sich bot, wie in andern Theilen seiner Schrift. Nachdem er noch dasjenige, was von den Sitten der Nachbarvölker der Skythen vorkommt, zusammengestellt und hier mit manchen Bemerkungen begleitet hat, wendet er sich zur Geschichte der Skythen (§. 311. p. 107.), indem er zuerst die einheimische, dann die hellenische Sage berichtet und daran dasjenige anknüpft, was wir über die weitere Geschichte dieses Volks aus Herodot noch wissen, mit besonderer Rücksicht auf die vielbesprochenen Züge der Kimmerier. In der einheimischen Sage über den Ursprung der Skythen (IV., 5 ff.) glaubt der Verf., der ihr den Vorzug vor der griechischen gibt, eine Hinweisung auf ein Goldland zu erkennen, welches ihm der Altai ist; dorthin setzt er demnach die Entstehung wie die Ausbreitung des Volks; von dort aus begannen die Züge des Volks und die Wanderungen, welche über Vorderasien bis an die Gränzen Aegyptens, und nach Europa hinein bis an den Ister (nach der Sage IV., 11 ff. I., 73 ff.) sich ausdehnten. An der Möglichkeit dieser Züge zweifelt der Verf. keineswegs; die ähnlichen Züge der Mongolen im Mittelalter bilden nur eine Wiederholung dessen, was schon sechzehn Jahrhunderte vorher geschehen war (S. 113); aber im Einzelnen verhehlt er sich nicht die mancherlei Schwierigkeiten, die hier theils bei den einzelnen Lokalitäten, theils und besonders bei den chronologischen Bestimmungen hervortreten, wenn anders in das Ganze sammt seinen Einzelheiten Ordnung und Zusammenhang gebracht werden soll.

(Schluss folgt.)

Nr. 5. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Hansen: Osteuropa nach Herodot.

(Schluss.)

Ob es dem Verf. gelungen ist, diesen zu ermitteln, mögen urtheilsfähige Leser lieber bei ihm selbst nachlesen, da uns hier dazu der Raum gebricht; verschweigen aber können wir nicht, dass uns des Verf. Urtheil über Herodotus hier doch zu hart und darum ungerecht vorkommt. Den, wie aus hundert Stellen hervorgeht, so treuen und gewissenhaften Forscher beschuldigt der Verf. einer Verknüpfungssucht, welche das Ganze verwirre; „nicht Leichtgläubigkeit ist Herodot's Schwäche, sondern diese Sucht, anzubinden, abzuleiten, Nothbrücken zu bauen." Gerade dieser hier und auch an andern Stellen (S. 75. 125.) getadelten Sucht, die für Alles festen Grund und Boden in der Geschichte sucht und darin nicht aufs Geradehin jede Angabe, jede Nachricht aufnimmt, verdanken wir so viele der schätzbarsten Notizen, die oft allein ein Dunkel erhellen, das für uns sonst auf immer verschlossen wäre. Und liefert nicht gewissermassen die ganze Schrift des Verf. den besten Beweis für die Verlässigkeit und den Werth eines Geschichtschreibers, dem an treuer Beobachtungsgabe und gewissenhafter Berichterstattung doch wahrhaftig kaum ein anderer Reisender der alten und neuen Welt, selbst einen Marco Paolo nicht abgerechnet, an die Seite gestellt werden kann, der so sorgfältig stets zwischen dem unterscheidet, was er selbst gesehen und beobachtet, und was er von Andern gehört, dieses Letztere, wenn es Bedenken erregen kann, oft näher prüft und mit kritischem Auge beleuchtet, dem wir daher weder oberflächliche Kunde noch Forschung (wo diese vorkommt, wird sie denjenigen, von denen er seine Nachrichten einzog, zur Last fallen, so z. B. pag. 87. §. 259.), noch leichtgläubige Hinnahme jedweder Erzählung und Aufnahme derselben in sein Werk vorwerfen können. Die Untersuchung, welche §. 353 ff. p. 125 ff. dem Zuge des Darius gewidmet ist, sucht die einzelnen Angaben darüber bei Herodotus zusammenzustellen und in ein auch chronologisch geordne-

tes Ganze zu vereinigen. Die Veranlassung zum Zuge, wie sie Herodot am Anfang des vierten Buches angibt, als habe Darius die Skythen für frühere Einfälle und längere Occupation einzelner num seiner Herrschaft unterworfenen Länder Asiens strafen wollen, scheint dem Verf. eine Fiction des Herodotus, in Folge der eben erwähnten Verknüpfungssucht. Wir zweifeln jedoch nicht, dass Herodot, der selbst ganz Persien durchreist hatte, so Etwas als Veranlassung des Zugs gehört haben mochte, da derartige Erdichtungen ihm durchaus fern liegen; wohl mag er den von den Persern ihm angegebenen oder doch in Persien gehörten Grund damit uns berichten; und liegt nicht in den steten Kämpfen der im Norden und Westen des persischen Reichs lebenden Nomaden mit Persien schon seit Cyrus des Aeltern Zeit, der auf einem solchen Kriegszug den Tod fand, genug Grund und Veranlassung zu einem solchen Unternehmen, das durch fortgesetzte theilweise Einfälle und Streifzüge solcher Horden in das Gebiet der persischen Monarchie noch besonders hervorgerufen scheint, so dass es des sonst friedliebenden Königs Absicht allerdings gewesen, ein für allemal durch die Unterwerfung dieser Nomaden die Gränzen seines Reiches nach Norden und Westen sicher zu stellen? Vielleicht bringt uns auch darüber die Inschrift zu Bisutun, wenn sie ihrem ganzen Bestande nach gehörig entziffert ist, einige Aufschlüsse, da sie ja von Darius unmittelbar vor dem Zug wider die Skythen eingezeichnet worden seyn soll? Was bisher aus persepolitanischen Keilschriften entziffert worden, hat keineswegs die Angaben des Herodotus widerlegt, sondern eher sie bestätigt; Aehnliches werden wir wohl von dieser ungleich grössern Inschrift — sie soll vierhundert fünfzig Linien enthalten, zu erwarten haben, und sehen darum ihrer Bekanntmachung und Entzifferung, auch um des Herodotus willen, mit Verlangen entgegen. Auch die Angaben dieses Schriftstellers über den so weit ausgedehnten Zug des Darius, die weiten Märsche, das angebliche Vordringen bis tief in das Innere Skythiens, das sich unmöglich mit der geringen Zeit von sechzig Tagen vereinigen lässt (s. p. 130 ff., wo wir dem Verf. durchaus recht geben müssen), mögen aus persischen Berichten geflossen seyn, in deren Interesse es allerdings gelegen, den missglückten Zug auf diese Weise darzustellen und damit gewissermassen seinen unglücklichen Ausgang zu entschuldigen. Und griechische Berichterstatter mochten ihrerseits es auch nicht an einzelnen Uebertreibungen und dergleichen haben

fehlen lassen, um das Ausserordentliche dieser Unternehmung noch mehr hervortreten zu lassen, die, wie wir glauben, immerhin etwas zu beschränken seyn wird, zumal wenn wir an den sechzig Tagen festhalten, selbst angenommen, dass das Vorrücken des Darius in aller möglichen Schnelligkeit, in lauter Eilmärschen geschehen sey. Auch der Verfasser (S. 131) findet die Hauptschwierigkeit in der übermässigen Ausdehnung des Zuges über oder vielmehr um und durch wenig bekannte Länder; wir empfehlen seine Behandlung der ganzen Frage um so mehr, als derselbe hier stets sorgfältig das auszuscheiden gesucht hat, was als Wahrheit aus inneren Gründen sich darstellt, und was als blosse Zuthat und Uebertreibung erscheint. Ref. rechnet dahin auch die von Herodot verschiedentlich einzelnen Personen in den Mund gelegten Stücke, welche auf einer factischen Basis ruhen mögen; in der Ausführung, in der wir sie jetzt lesen, werden aber sophistische Einflüsse, wie sie auch in andern ähnlichen Reden des Geschichtschreibers sich finden (vergl. meine Ausgabe T. IV. p. 401), schwerlich zu verkennen seyn. Weiter in das Einzelne den Verf. zu verfolgen, erlauben uns die Gränzen dieser schon so weit ausgedehnten Anzeige nicht; wir bemerken nur noch, dass der Verf. in einem eigenen Anhang: „Ueber die Nationalität der Skythen und ihrer Nachbarn“ (S. 142—179) seine Ansicht von der mongolischen Abkunft der Skythen (§. 400) ausführlich zu begründen gesucht hat, gegenüber der von ihm hier bestrittenen Ansicht von Zeuss, der die Skythen dem medisch-persischen Stamm zuzählen will. Es hat der Verf. zu diesem Zweck alle die einzelnen Züge, welche in dem Leben und in den Sitten der von Herodot geschilderten skythischen Völkerschaften vorkommen und an mongolische Sitte, mongolisches Leben erinnern, zusammengestellt, um auch von dieser Seite seine Ansicht, die gewiss Vieles für sich hat, fester zu begründen. Sollte in dieser Zusammenstellung und Vergleichung des Alten mit Neuem auch Einzelnes noch Zweifel oder Bedenken erregen, im Allgemeinen wird man schwerlich das Gesammtergebniss bestreiten können; Ref. muss vielmehr dem, was S. 157. §. 425. in den folgenden Worten ausgesprochen ist, durchaus beistimmen: „Wer in diesen Zusammenstellungen nicht findet, was mir daraus klar hervorzugehen scheint, Verwandtschaft der skythischen Nationalität mit der mongolischen, wird doch aus ihr einmal manche Erläuterung zu Herodot's Mittheilungen schöpfen und zweitens wenigstens

zu der Anerkennung genöthigt seyn, dass noch bei keiner andern Nation so viele, mit skythischen übereinstimmende Züge der Sitten nachgewiesen worden sind. Auf eine systematische Zusammenstellung des Cultus können wir uns aber nicht einlassen, weil einmal der Götterglaube der alten Mongolen nicht hinreichend bekannt ist, weil zweitens die neuen Mongolen den alten Glauben nicht mehr haben und bei der Accomodationsfähigkeit des Lamaismus das Alte vom Neuen kaum zu scheiden seyn möchte." Und, setzen wir hinzu, auch die Angaben Herodot's sind über diesen Punkt im Ganzen zu dürftig; dabei sind wir, nach der Bemerkung des Verf., selbst nicht einmal sicher über das, was eigentlich skythisch ist und was den nicht skythischen Unterthanen der Skythen angehört. Auf die weiteren Versuche des Verf., das, was ihm über die tartarische Sprache bekannt geworden, auf Herodot's Nachrichten über die Skythensprache anzuwenden, kann Ref. sich nicht einlassen, da ihm diese Sprachen gänzlich fremd sind; ähnliche Rücksichten halten ihn auch ab, die Vermuthungen weiter zu verfolgen, welche §. 450 ff. der Verf. über die der skythisch-nomadischen, also mongolischen Bevölkerung beigemischten — slavischen — Stämme niedergelegt hat, woran sich noch einige weitere Vermuthungen über einige der von Herodot genannten Völkerschaften knüpfen; Ref. kann nur wünschen, dass der Verf. seine gründliche Forschung fortsetzen und in einem zweiten Band, wie er beabsichtigt, die Zeit nach Herodot etwa bis auf Constantin Porphyrogennetus in gleicher Weise behandeln möge: „ein dritter Theil soll aus diesen Materialien eine übersichtliche Darstellung dar Völkerwanderungen bis auf die Mongolenzeit liefern, soweit sie Osteuropa nicht überschreiten."

Megasthenis Indica. Fragmenta collegit, commentationem et indices adjecit Eugenius Alexis Schwanbeck, ph. Dr. Bonnae, sumptibus Pleimesii bibliopolae. MDCCCXLVI. IX. und 194 S. in gr. 8.

Die verschiedenen Geschichtschreiber der mit Alexander dem Grossen beginnenden macedonisch-alexandrinischen Periode haben, nachdem sie längere Zeit mehr oder minder vernachlässigt waren, in der neuesten Zeit die Aufmerksamkeit der Gelehrten wieder mehr auf sich gezogen und uns von einer Reihe derselben eigene Bearbeitungen und Fragmen-

tensammlungen verschafft, welche diesen bisher so lückenhaften Theil der griechischen Historiographie eine in Manchem sehr veränderte Gestalt verliehen haben. Diesen schätzbaren Versuchen, die wir hier nicht alle anführen wollen, reiht sich die vorliegende Schrift an, welche einen zum Theil im Alterthum schon verrufenen Schriftsteller gewissermassen wieder zu Ehren bringen, jedenfalls durch die sorgfältigste Behandlung der aus seinen Schriften auf uns gekommenen Nachrichten eine gerechte und billige Würdigung desselben bei der Nachwelt hervorrufen soll.

Die grossen Forschungen und Entdeckungen der neueren Zeit über ein Land, dessen Alterthum, dessen Sprache u. s. w. noch vor wenig Decennien unserer Gelehrtenwelt fast ebenso fremd war wie dem Alterthum, haben die auffallenden, unwahrscheinlichen Nachrichten der Alten über dieses Wunderland, die man bisher als Erdichtungen, bald absichtslose, bald auch geflissentlich veranstaltete, zu betrachten gewohnt war, jetzt in ganz anderm Lichte uns betrachten gelehrt; darum wird man es gewiss nur billigen können, dass der Verf. dieser Untersuchung über einen allerdings in diese Reihe fallenden Schriftsteller, neben den sorgfältig benutzten griechischen Quellen, insbesondere die Ergebnisse der neuesten Forschung über Indien und die alte Sprache und Literatur dieses Landes herzugezogen hat, um aus diesen Quellen die oft getadelten und missverstandenen Angaben des Megasthenes zu erklären und die Uebereinstimmung derselben mit jenen ältesten Quellen indischen Alterthums zu erweisen. Eben desshalb beginnt er nicht seine Darstellung in der gewöhnlichen Weise, durch Zusammenstellung der uns zugekommenen Nachrichten über das Leben und die Schriften des Megasthenes und deren Verknüpfung zu einem möglichst umfassenden Gesammtbild — bei der Dürftigkeit der Nachrichten über diese Punkte würde diess ohnehin sehr mangelhaft ausgefallen seyn, obwohl, wie wir ausdrücklich bemerken, der Verf. diesen Punkt nicht übergangen hat (vergl. S. 19), sondern er geht weiter zurück und führt in einem ersten Abschnitt: „De cogcognitione Indiae qualis ante Megasthenem apud Graecos fuerit“ die Schriftsteller vor, durch welche vor Alexander's des Grossen Zug eine, wenn gleich höchst dürftige Kenntniss des alten Indiens, oder richtig der nordwestlichen, an das persische Reich anstossenden Theile den Griechen zugekommen war. Er beginnt mit Homer, in dessen Versen Od. I., 23. 24. eine dunkle Anspielung auf Indien erkannt wird, das auch spä-

ter noch bei Herodotus (vergl. VII., 70. III., 101.) und Ctesias unter dem Namen der Aethiopen mit einbegriffen erscheine. Was der Verf. in dieser Beziehung über Ctesias bemerkt, scheint uns durchaus begründet; denn daraus allein ergibt sich das Verständniss einer Reihe von Stellen, die vielleicht noch grösser wäre, wenn nicht Photius den von Ctesias öfters von den Indern gebrauchten Ausdruck der Aethiopen vertilgt und durch den seiner Zeit und ihm selbst bekannteren und geläufigeren der Indier ersetzt hätte. Hier erscheint Aethiopisch und Indisch in ziemlich gleichem Sinn gebraucht. In so weit stimmen wir gern dem Verf. bei und nehmen daher auch unsere früher geäusserte Vermuthung, als ob Ctesias in den ersten Büchern seiner Geschichte, wo er von der assyrischen Weltmonarchie gehandelt, auch der Aethiopen (in Africa) habe gedenken können, um so eher zurück, als wir überzeugt sind, dass Ctesias, wo in seinen Bruchstücken der Ausdruck Aethioper und Aethiopisch vorkommt, nur Indien im Auge hat. Wenn aber dann der Verf. eine weitere Verwechslung zwischen Indien und Libyen annimmt, in so fern dieses ja eben die wahre Heimath der Aethiopier gewesen, namentlich auch bei Herodotus in dessen Beschreibung von Libyen (d. h. von der Nordküste): „miro modo res Africae et Indicae permiscentur, ut interdum „altera pars ab altera non sine magna difficultate internoscatur“ (p. 3. not.), so können wir ihm hier nicht folgen, zumal da die vorgebrachten Beweise keineswegs eine solche Behauptung zu rechtfertigen oder zu begründen vermögen. Der eine Beweis ist aus Herodot IV., 192. entnommen, dessen Worte: ἔλαφος δὲ καὶ ὗς ἄγριος ἐν Λιβύῃ πάμπαν οὐκ ἔστι, wohl von Indien, aber nicht von Libyen, das hier also der Geschichtschreiber mit Indien verwechsle, gelten sollen, wobei auch noch auf Ctesias verwiesen wird, in den indischen Excerpten cap. 13. Dort nemlich heisst es: ὗς δὲ οὔτε ἥμερος οὔτε ἄγριος ἐστὶν ἐν τῇ Ἰνδικῇ, eine Aeusserung, die, wie wir in den Anmerkungen zu dieser Stelle S. 304. nachgewiesen haben, auch bei andern alten Schriftstellern unter ausdrücklicher Berufung auf Ctesias wiederkehrt, aber, wie uns bedünkt, mit jener herodoteischen Aeusserung in keiner Berührung steht, die überdem auch von dem Hirsch, nicht blos von dem Schwein spricht, und gleichfalls durch andere Zeugnisse des Alterthums, die wir in der Note p. 624 angeführt, bestätigt wird. Ob sie freilich wahr sey oder nicht, das vermögen wir nicht zu entscheiden, obwohl die Naturkunde unserer

Zeit, welche jetzt diese Thiere in diesen Gegenden finden will, dagegen spricht. Aber wird daraus gefolgert werden können, dass sie auch schon im Alterthum, zu Herodot's Zeiten, dort sich fanden, und dieser Schriftsteller, der so wenig in der That von Indien weiss, ja, wenn der Verf. Recht hat, seine wenigen Notizen darüber sogar einem andern Schriftsteller abgeborgt hat, einem Irrthum hier unterlegen, der ihn eine indische Naturbeobachtung blindlings auf Libyen übertragen liess? Hat sich überhaupt der so behutsame und sorgfältige Forscher solche Verwechslungen und Irrthümer in seinem Werke zu Schulden kommen lassen, hat er nicht vielmehr überall das Gegentheil bewiesen? Und was die Quelle betrifft, aus der Herodot die in jener Beschreibung enthaltenen Nachrichten schöpfte, so sind wir noch immer der Ansicht, die wir schon vor zehn Jahren in unserer Ausgabe des Herodotus T. IV. p. 393 niedergelegt haben; dass nemlich Herodotus zur See bis Cyrene gekommen, und in dieser bedeutenden und reichen Handelsstadt, die eben so mit dem Binnenlande und den es bewohnenden Stämmen durch einen Caravanenhandel, wie mit dem africanischen Küstenland, insbesondere dem carthagischen in einem ähnlichen Handelsverkehr zur See gestanden, die Nachrichten eingezogen, welche er uns über Land und Volk am angeführten Orte mitgetheilt hat, wobei er gewiss mit derselben umsichtigen Kritik verfuhr, die ihn auch an andern Orten unter ähnlichen Verhältnissen stets geleitet hat. Einen weiteren Beweis für seine Annahme einer Verwechslung des Indischen mit Libyschem oder Africanischem findet der Verf. auch in der von Herodot an derselben Stelle erwähnten Benennung einer Gattung von Mäusen, ζεγέριες; einem libyschen Worte, wie Herodot ausdrücklich hinzusetzt, was auf Griechisch βουνοί, d. i. Hügel bedeute. Nun bedeutet aber im Sanskrit giri als Masculinum so viel wie ὄρος, βουνός, als Femininum hingegen μῦς! So der Verf., der in den ζεγέριες mithin ein Wort der Sanskritsprache, also des alten Indiens, erkennt. Hier kann Ref., der des Sanskrit unkundig ist, nicht folgen, es schwindelt ihm aber bei derartigen Etymologien oder Lautähnlichkeiten zu sehr, als dass er darauf weitere Sätze zu bauen vermöchte. Auch sieht der Verf. wohl zu Viel., wenn er in den Angaben des Herodotus über die africanische Thierwelt IV., 191. eine Beschreibung Indiens und der Wunder und Ungeheuer seiner Thierwelt zu lesen glaubt. Es bieten sich hier allerdings der Naturforschung einige Schwie-

rigkeiten dar, die aber nicht von dem Belang sind, um die ganze Nachricht zu verwerfen und statt auf Africa's Norden auf Indien zu beziehen; wir verweisen auf unsere Noten zu dieser Stelle; wir könnten, wenn anders hier der Ort dazu wäre, jetzt manchen Nachtrag zu unsern Noten zur Bestätigung der Nachrichten des Herodotus geben, und halten eben desshalb die Annahme einer Verwechslung mit Indien hier durchaus fern. Eine weitere Vermuthung des Verf., welche die Nachrichten des Herodotus, wie die damit zusammentreffenden des Hecatäus über Indien aus einer und derselben Quelle ableitet, und diese in dem von Scylax aus Caryanda, den Darius zur Erforschung des Indusstromes abgesendet hatte, hinterlassenen Reisebericht findet, können wir auch nicht so wahrscheinlich finden; Herodot's eigenes Zeugniss (vergl. III., 102. 105.) widerspricht und lässt in der Berufung auf Angaben der Perser, wohl auf Erkundigungen schliessen, die Herodot bei seiner Reise durch die innern Länder der persischen Monarchie selbst eingezogen und hiernach seinem Werke einverleibt hat; vergl. in meiner Ausgabe den Excurs zu III., 98. T. II. p. 647. Gegen eine Benutzung der Schriften des Hecatäus von Milet, Seitens des Herodotus, wie sie der Verf. S. 7 anzunehmen scheint, hat sich Ref. aus guten Gründen schon früher (T. IV. p. 400 seiner Ausgabe) ganz entschieden ausgesprochen, und er vermag auch jetzt noch nicht davon abzugehen.

Wenn wir in diesen Punkten anderer Ansicht sind, so freut es uns um so mehr, mit dem Verf. durchaus übereinstimmen zu müssen in dem, was er über Ctesias und dessen indische Nachrichten urtheilt, S. 8 ff. Bei der Uebereinstimmung des Ctesias in mehreren Punkten mit Angaben, die unter des Scylax Namen auf uns gekommen sind, vermuthet der Verf., Ctesias möchte Einzelnes aus Scylax entnommen haben, wie vor ihm Herodotus. Diess bezweifeln wir jedoch, schon um des Standpunktes willen, den Ctesias im Gegensatz zu den Griechen, zu Herodotus wie zu Andern, deren Nachrichten er vielmehr die seinigen, als die ächten und wahren, aus der ächten (persischen) Quelle geschöpften, entgegenstellen wollte, eingenommen hatte, unterschreiben aber in vollem Herzen die Worte des einsichtsvollen, im indischen Alterthum so wohl bewanderten Verfassers: „Hodie constat inter omnes, quos literae Indicae non latent, plurimam partem narrationum Ctesiae cum Indicis opinionibus congruere et propter hoc solum vituperandus videtur, quod quin

verae sint illae fabulae, nullo modo dubitans, sese ipsum res incredibiles vidisse interdum affirmavit." Und wenn dann weiter hinzugesetzt wird: „Neve omittamus, librum Ctesiae ipsum non superesse praeter eam partem, quae fabulis maxime abundat, et mire malam esse epitomen Photii, qui Indica, meliore parte praetermissa, in similitudinem libri fabularum formaverit", so halten wir diese Vermuthung für durchaus wahr, da Jeder, der den von Photius uns überlieferten Auszug der indischen Geschichten des Ctesias nur mit einiger Aufmerksamkeit durchgeht, bald sich davon überzeugen wird, wie der Patriarch fast nur auf unglaubliche, mährchenhafte, wunderhafte Angaben bei seinem Auszug Rücksicht genommen, und in Folge dieses Strebens Manches, was in historischer oder geographischer Hinsicht für uns von grossem Interesse wäre, übergangen und uns dadurch vorenthalten hat. Ctesias selbst hat Indien, aller Wahrscheinlichkeit nach, nicht gesehen; was er berichtet, beruht auf den Nachrichten und Erkundigungen, die er, während seines vieljährigen Aufenthalts am persischen Hofe, dort über die dem persischen Reiche unterworfenen oder doch tributpflichtigen Länderschaften des nordwestlichen Indiens (Panjab) einzog; dass diese Nachrichten nicht immer die lautere und ungemischte Wahrheit enthielten, kann bei dem schwachen Band, das diese Provinzen an Persien knüpfte, und dem geringen Verkehr dieser Länder und ihrer losen Verbindung mit den übrigen Theilen Persiens, in der That kaum befremden; dass die oft so wunderhaft klingenden Nachrichten von dem griechischen Arzt mit einer gewissen Begierde ergriffen und seinen wundergläubigen Landsleuten mitgetheilt wurden, wird eben so wenig befremden, zumal wenn wir erwägen, wie selbst noch später, als durch die Züge der Macedonier das Wunderland Indien dem Abendlande näher gerückt war, doch noch fort und fort solche wunderhafte Erzählungen über dieses Land und seine Eigenthümlichkeiten in der Menschen- und Thierwelt wie in der gesammten Natur auftauchten, von den griechischen Schriftstellern verbreitet wurden und, als Gegenstand angenehm unterhaltender Lectüre, einen Eingang fanden, der sich bis in die später veranstalteten Sammlungen der παραδοξογράφοι verliert. Ohnehin dürfen wir unsere Forderungen an die Schriftsteller, welche die Heerzüge der Macedonier begleiteten und dann das hier Bemerkte und Erlebte aufzeichneten, nicht zu hoch stellen; öfters selbst einer tieferen Bildung ermangelnd, griffen sie vorzüglich nach dem, was von griechischer Sitte

und Weise insbesondere abwich und dadurch Gegenstand der Aufmerksamkeit für sie geworden war, oder was den Charakter des Wundervollen, Staunenden an sich trug und dadurch einen Eindruck hervorrief, der sie über vieles Andere, ungleich Wichtigere, in den politischen und staatlichen Verhältnissen, im Cultus, im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, weggehen oder dasselbe auch ganz übersehen liess. Diese Verhältnisse, von dem Verf. S. 10 f. nach Gebühr hervorgehoben, sind bisher, wenn es sich um die Würdigung der Nachrichten dieser Schriftsteller und den Grad von Glaubwürdigkeit, den wir diesen überhaupt zu zollen haben, handelt, viel zu wenig berücksichtigt worden, während sie doch unserem Urtheil erst den rechten Standpunkt anweisen müssen.

Bevor sich der Verf. zu Megasthenes selbst und der Besprechung dessen wendet, was wir über sein Leben zu ermitteln im Stande sind, unterzieht er die gewöhnliche Annahme von einem Kriegszuge des Seleucus bis in die innersten Theile Indiens, wohin Alexander keineswegs gedrungen, zu den Gangesländern, einer Prüfung, welche diese Annahme auf das einfache Factum eines Kriegszugs reducirt, über dessen Umfang und Bedeutung wie Ausgang sich jedoch durchaus nichts Näheres ermitteln lässt (p. 18). Dass Megasthenes unter dem Gefolge Alexander's des Grossen bei dem indischen Zuge gewesen, ist auch dem Verf. höchst zweifelhaft; um 295 a. Chr. oder Olymp. 121, 2. glaubt er die Reise des Megasthenes nach Indien und den Besuch dieses Landes, welcher die Abfassung eines Werkes, das unter dem Namen Ἰνδικά von den Alten mehrfach citirt wird, veranlasste, setzen zu können (S. 20). Kabul und das Land der Fünfflüsse muss er jedenfalls besucht haben und selbst bis zur Stadt Pataliputra gekommen seyn; die andern Theile Indiens, namentlich die unteren Gangesländer scheinen ihm fremd geblieben zu seyn. Eine ausführliche Untersuchung hat der Verf. dem Werke des Megasthenes gewidmet: „De Indicis Megasthenis eorumque argumento“ p. 23—58; in enger Verbindung damit steht der folgende Abschnitt: „De fide Megasthenis, auctoritate et pretio“ p. 59—77. Gang und Inhalt des, so weit wie wir wissen, in vier Bücher abgetheilten Werkes näher zu bestimmen, unterliegt bei der Zahl und Beschaffenheit der auf uns gekommenen Fragmente nicht geringen Schwierigkeiten, die der Verf. durch eine genaue Prüfung aller einzelnen Angaben und ihrer Vergleichung mit andern, namentlich auch indischen Quellen zu überwinden ge-

sucht hat, um so wenigstens zu einer richtigen Erkenntniss dessen, was den Hauptcharakter wie den Hauptinhalt der Schrift ausmachte, zu gelangen. Neben dem Geographischen, aus dem Alles, was noch jetzt davon bekannt ist, angeführt wird, war es insbesondere die Schilderung des indischen Volkslebens, der Sitten, namentlich auch des Kastenwesens, des Cultus und dergleichen, welche einen Hauptinhalt des Werkes bildete, das zuerst die Kenntniss dieser Gegenstände den Griechen zugeführt zu haben scheint (vergl. p. 41 ff.). Der Verf. zeigt, wie deutlich Megasthenes in seinem indischen Herkules den Crischna, im Dionysus den Siwa beschrieben, und wie er selbst mit brahmanischer Lehre sich bekannt zu machen gesucht; auch Manches davon mitgetheilt. Bei dem Gebrauch, den nun spätere Schriftsteller, ein Diodor, ein Strabo, ein Arrianus und Andere von diesem Werke gemacht, bei dem Urtheil, das sie zum Theil über dasselbe ausgesprochen, entsteht nun für uns die schwierige Frage nach der Glaubwürdigkeit dieses Autors, die schon an Eratosthenes, dem Strabo und Plinius hierin beistimmen, einen heftigen Gegner und Tadler gefunden hatte. Ihrer Lösung ist ein eigener Abschnitt gewidmet, dessen Ergebniss wir beizutreten keinen Anstand nehmen. Megasthenes hat das Schicksal seines Vorgängers, des Ctesias, getheilt; auch er ist als ein fabelhafter Schriftsteller aus denselben Gründen schon im Alterthum bezeichnet worden, wo man freilich diejenigen Verhältnisse, Vorstellungen, Ideen u. s. w. nicht kannte, die jetzt, uns aus den altindischen Quellen bekannt geworden, so viel, wie die Schrift des Verf. zeigt, zur Aufklärung der auf den ersten Schein befremdlichen Angaben der griechischen Schriftsteller beitragen, bei welchen man Manches für Erdichtung hielt, was uns jetzt, näher bei Licht besehen, als altindisch in der That erscheinen muss. Von dieser Seite aus lässt sich Megasthenes so gut rechtfertigen, wie Ctesias, weil wir jetzt wissen, wie wir manche der vermeintlichen Mythen und Fabeln und Wunder zu verstehen haben, um in ihnen keine blosse Fiction der Griechen zu erkennen. Den Ctesias scheint Megasthenes nicht benutzt zu haben; beide zeichneten unabhängig von einander das auf, was sie gesehen, erlebt und gehört hatten; dass aber das Werk des Megasthenes die Hauptquelle der Kenntniss der späteren griechischen und römischen Welt geworden, und dass es dieses Ansehen und diese Bedeutung nur seinem gewichtigen Inhalt zunächst zu verdanken hat, während es von Seiten der Form und

der Darstellung keine besondern Ansprüche befriedigt zu haben scheint — der Verf. möchte in dieser Vernachlässigung der Form sogar eine Hauptursache des Untergangs finden; s. S. 26. — das wird man dem Verf. zugeben müssen, der seine gehaltvolle und gründliche Schrift, die überall eine nähere Bekanntschaft auch mit der altindischen Literatur zeigt, mit einem Ueberblick derjenigen Schriftsteller beschliesst, die nach Megasthenes über Indien geschrieben, ohne jedoch zu einem besondern Ansehen bei der Nachwelt zu gelangen, die es, wie hier nachgewiesen wird, vorzog, einem Megasthenes zu folgen und aus ihm die Nachrichten über Indien zu ziehen. Hat doch selbst Plinius, um von dem gelehrten Eratosthenes und Andern nicht zu reden, aus Megasthenes hauptsächlich das entnommen, was wir in seiner Naturgeschichte über Indien jetzt lesen. Eine Sammlung der aus dem Werke des Megasthenes noch vorhandenen Bruchstücke und eine wohlgeordnete Zusammenstellung derselben in einem kritisch berichtigten Abdruck lag anfangs ausser dem Plan des Verfassers, der den bisher von uns besprochenen Theil seiner Arbeit zuerst unter einem besondern Titel als Inauguralschrift *) herausgegeben und hier am Schluss blos einen Index locorum, qui ex Indicis Megasthenis supersint [sunt] beigefügt hatte. Jetzt erscheinen diese Fragmente (S. 85—178) in einem vollständigen Abdruck als Pars altera des Ganzen, und bilden so eine allerdings erwünschte Vervollständigung der ganzen Arbeit, zu welcher auch die nöthigen Register, und zwar sehr genaue, nicht fehlen.

Chr. Bähr.

Geognostische Karte von Thüringen bearbeitet von B. Cotta. Section I., Rudolstadt. Arnoldische Buchhandlung in Dresden und Leipzig. 1844. —

Der, wie bekannt von Werner ausgehende, Entwurf einer geognostischen Karte von Sachsen umfasste in weit grösserm Rahmen das ganze vormalige Königreich; die vollständige Bearbeitung und Veröffentlichung wurde jedoch, der bedeutenden Vorarbeiten ungeachtet, von der Regierung aufgegeben und auf das gegenwärtige Königreich beschränkt.

*) De Megasthene rerum Indicarum scriptore. Scripsit Eugenius Alexis Schwanbeck. Bonnae 1845. 8. — Eine Aeusserung des Verfassers S. 26 wäre hiernach wohl etwas anders jetzt zu fassen.

Indessen gelang es B. Cotta noch die vier Sectionen zu vollenden, welche den Thüringer Wald enthalten, nämlich Rudolstadt, Erfurt, Eisenach und Meiningen. Im Interesse der Wissenschaft entschlossen sich die betheiligten Regierungen — so weit wir unterrichtet sind, mit Ausnahme von Preussen — das Unternehmen zu unterstützen. Im Frühling 1843 begann Cotta — dem die Königlich Sächsische Regierung, auf Verwendung des Freiberger Ober-Bergamtes, sämmtliche Vorarbeiten zur Benutzung überlassen hatte — die Untersuchung und kartographische Bearbeitung des Thüringer Waldes an seinem südöstlichen Ende und bereits 1844 war das vorliegende Blatt vollendet, die Colorirung kostete jedoch so vielen Zeit-Aufwand, dass dasselbe erst gegen Ende von 1845 in die Hände des Publikums gelangen konnte.

Professor Cotta hat allen Erwartungen entsprochen, welche man von ihm nur immer zu hegen berechtigt war. Wer den scharfen, glücklichen Blick, die grosse Sorgfalt, die wissenschaftliche Pflichttreue kennt, womit dieser, in jeder Hinsicht so durchaus tüchtige, Gebirgsforscher bei seinen Untersuchungen und Aufnahmen zu verfahren gewohnt ist, wird weit entfernt seyn, irgend einen Zweifel gegen die Genauigkeit der Angaben aufkommen zu lassen. Geographisch bearbeitet und lithographirt wurde das Blatt in der K. Kameral-Vermessungs- und Gravier-Anstalt zu Dresden; die Ausführung lässt nichts zu wünschen übrig. Wir sehen dem Erscheinen der drei andern Sectionen mit besonderem Vergnügen entgegen und bemerken, dass ausserdem in demselben Formate, ein Uebersichtsblatt und eine Tafel Profile, so wie als Text eine geognostische Beschreibung Thüringens zu erwarten sind.

Es bildet diese „Karte von Thüringen“ eine Fortsetzung der „geognostischen Karte von Sachsen.“ Für jenes, in geologischer Beziehung so interessante und wichtige Gebirgsland war, von Heim bis auf Credner, nicht wenig geschehen; die Leistungen von Voigt, Sartorius, v. Buch, v. Hoff, Fr. Hoffmann, Keferstein u. A. verdienen Anerkennung. Aber eine, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft Genüge leistende allgemeine Darstellung fehlte. Werfen wir — um von der grossen Gesteinmannigfaltigkeit, welche schon die erste Section von Cotta's Karte darbietet, einen Begriff zu erhalten — einen Blick auf die Farben- und Zeichen-Tafel. Die vorhandenen normalen Gebilde sind:

Alluvium — Kalktuff und Torf.

Diluvium — Lehm, Sand, Kies, Gerölle, fremde und heimische Geschiebe. (Braunkohlen-Formation.)

Lias — dunkler Kalkstein; gelber Sandstein mit Kohle.

Trias-Gebilde — Keuper (bunter Mergel, Gyps, grauer Sandstein, Dolomit, Sandstein, Schieferthon und Lettenkohle); Muschelkalk (grauer Kalkstein und Dolomit, Gyps und Wellenkalk); bunter Sandstein (bunter Schieferthon und Mergel, Gyps; gelber, rother und weisser Sandstein).

Kupferschiefer-Formation — Stinkstein, Dolomit und Braun-Eisenstein; Gyps; Zechstein; Stinkstein; Kupfer-Schiefer; Todt-Liegendes (rothes Conglomerat, rother Sandstein und Schieferthon; Thonstein und Breccie; graues Conglomerat, grauer Sandstein; Schieferthon und Steinkohle).

Grauwacke- und Thonschiefer-Gebilde — (Grauwackeschiefer und Sandstein; Tafel- und Dachschiefer; Griffel- und Wetzschiefer; Grauwacke).

Als abnorme Massen stellen sich dar:

Grünstein; er blieb — wie diess in sehr zweckmässiger Art auf der Farben-Scala angegeben — auf das Grauwacke-Gebiet beschränkt, indem derselbe nur bis zur untern Grenze des rothen Todt-Liegenden reicht;

Granit (eigentlicher Granit, Granit mit Hornblende und Granulit), sein Empordringen blieb ebenfalls auf das Grauwacke-Gebiet beschränkt, und er erreichte, wie es das Ansehen hat, nicht das Niveau des Diorits.

Porphyr — unser Verf. unterscheidet: Glimmer-Porphyr und Mandelstein, welche sich nicht höher erheben, als Diorite und Granite, und Quarz-Porphyr, der bis in das rothe Todt-Liegende eindrang;

Erzgänge (Manganerze, Eisenstein, Kupfer- und Kobalterze führend, von Barytspath, Kalkspath und Quarz begleitet), sie reichen aufwärts bis in das Gebiet des bunten Sandsteins; endlich

Basalt, von ihm wurde das Muschelkalk-Gebilde durchbrochen.

Besondere Zeichen geben die Fall-Richtung der Schichten an, und Zahlen die Meereshöhe in Pariser Fussen.

Zur Verständigung der Ausdrücke „Quarz-führender“ und „Glimmer-führender“ (Quarz-leerer) Porphyr fügen wir,

aus anderweiten Mittheilungen des Verf., die Bemerkung bei, dass beide erwähnte Gesteine im Thüringer Walde scharf zu trennen sind, sowohl nach ihrem petrographischen Charekter, als nach den Alters-Verhältnissen. Ein dritter, noch neuerer Porphyr (vielleicht Melaphyr, als solchen sieht übrigens Credner den braunen Glimmer-Porphyr Cotta's an) hat Granit und Glimmerschiefer durchbrochen.

Leçons de Géologie pratique, professées au Collège de France, pendant l'année scolaire 1843—1844, par L. Élie de Beaumont, Membre de l'Académie royale des sciences de l'Institut de France, Ingénieur en chef des mines, Professeur au Collège royal de France cet. Tome I. Avec sept planches. XI. et 555 pag. in 8. Paris, chez P. Bertrand. 1845.

Es gibt Schriftsteller im Bereiche unserer Wissenschaft, deren Namen, und mit vollgültigem Rechte, einen so guten Klang hat, dass wir uns im voraus überzeugt achten dürfen, eine jede ihrer Leistungen werde nicht nur Belehrung und anziehende Unterhaltung gewähren, sondern als Gewinn für die Wissenschaft zu betrachten seyn. Indem unser Verf. seine, im *Collège de France* gehaltenen, Vorträge veröffentlichte, erwarb er sich von neuem den wärmsten Dank des, ihm ohnediess schon in vielfacher Hinsicht verpflichteten, gesammten Publikums, welches an der Geologie Theil nimmt. Hören wir zunächst Herrn von Beaumont selbst, wie sich derselbe im Vorworte ausspricht. Seine freien Vorträge wurden, von einem der tüchtigsten Arbeiter in diesem Fache, stenographirt. Er sah sich genöthigt, wie diess Jedem begegnet seyn muss, der in ähnlichen Fällen war, das auf solche Weise entstandene Manuscript theils abzukürzen, theils weiter auszudehnen, ja selbst Thatsachen einzuschalten, deren Kenntniss ihm spätere Forschungen gewährten, ebenso wurden neuere Werke und Abhandlungen nachträglich angeführt. Ein anderer, bei freien Vorträgen kaum zu vermeidender, Nachtheil ist der Mangel an Verhältniss in den verschiedenen Abschnitten. Bemerkungen, welche dem Verf. gemacht, Fragen, die an ihn gestellt wurden, Betrachtungen, die sich ihm selbst darboten, hatten nicht selten zur Folge, dass er diese und jene Theile weit ausführlicher behandelte, als solches ursprüngliche Absicht gewesen. „Vielleicht", sagt der Verf., „dürfte der

Titel, welchen dieser erste Band trägt, seinem Inhalte keineswegs zu entsprechen scheinen; nach demselben wäre man wohl berechtigt gewesen, ein geologisches „Vademecum" zu erwarten. Darauf könnte ich erwiedern, dass, nach meiner Ueberzeugung, auch nicht eine Thatsache erwähnt worden, deren Kenntniss für reisende Geologen als überflüssig zu erachten. Indem ich meinem Buche die Ueberschrift praktische Geologie gab, hatte ich zum Theil mehr die Absicht, anzudeuten, dass in demselben von Theorie wenig die Rede seyn werde. Auch wird man finden, dass wenn ich auf theoretische Fragen einging, diess mehr in der Absicht geschah, um Thatsachen in solcher Weise zu verbinden, dass sie zur Schutzwehr dienten gegen irrige Systeme, als um irgend einer besondern Theorie das Wort zu reden. Thatsachen, in ihren natürlichen Beziehungen zusammengestellt, sind der verlässigste Führer für den Beobachter. So findet die Praktik auf ihrem eigenen Gebiete den sichersten Compass, um sie zu leiten. Der Beobachter vervollkommnet sich, indem er durch Erfahrung Thatsachen gruppiren lernt und sich so einen Weg bahnt, um seine Blicke immer weiter zu richten; und wenn er hoffen darf, die Laufbahn weniger lang zu machen, für jene, die solche zu betreten wünschen, so geschieht diess ganz vorzüglich durch sorgsame Zergliederung bereits gesammelter Wahrnehmungen und indem man in ihrer Uebereinstimmung das Augenfällige ihrer Sicherheit zeigt und das Fruchtbringende dieser Erkenntniss-Quelle. Werden Thatsachen in solcher Weise verarbeitet, so kann es nicht fehlen, dass bald eine Theorie daraus hervorgeht."

So weit unser Verf. — Als wir, es sind sechzehn Jahre abgelaufen, eine *„Agenda geognostica"* ausarbeiteten, von welchem „Hülfsbuche für reisende Gebirgsforscher" bereits 1838 eine zweite Auflage nothwendig wurde, legten wir die *„Agenda"*, welche die Wissenschaft aus Saussure's Hand empfing, zum Grunde. Es musste desshalb erfreulich für uns seyn, dass Herr von Beaumont bei seinen *„Leçons de Géologie pratique"* ebenfalls von des erfahrenen Alpen-Wanderers *„Agenda"* ausging.

(Schluss folgt.)

Nr. 6. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Elie de Beaumont: Leçons de géologie pratique.

(Schluss.)

Niemand, wie Saussure — dessen hell sehendes Auge, dessen streng prüfender Sinn auf Bergeshöhen Thatsachen ohne Zahl aufzufinden wusste, welche seinen Vorgängern in den beengten Räumen der Büchersäle unbemerkt geblieben, der, unermüdet im Forschen, unablässig in seinen Anstrengungen, gewohnt, nicht vorgefassten Begriffen, sondern der Betrachtung der Natur sich hinzugeben, in seinen Wahrnehmungen, die auch für spätere Zeiten hohen Werth behalten, das Vorbild geliefert, wie beobachtet werden muss — Niemand, wie Saussure, hatte ein besser begründetes Recht, als Rathgeber aufzutreten. Allerdings hatte Saussure, seit dessen Wirken manches Jahrzehend ablief, bei weitem weniger Beobachtungen zu analysiren, als deren sich heutiges Tages darbieten, und so sah sich unser Verf. oft zu Ergänzungen genöthigt, indem theoretische Betrachtungen von ihm eingeschaltet wurden. Veranlasste dieser Umstand Herrn von Beaumont, nicht selten von seinem Führer abzuweichen, so fand sich dennoch, wie er ausdrücklich bemerkt, beinahe nie Gelegenheit, den von Saussure bekundeten Thatsachen zu widersprechen.

Diess vorausgesetzt, wollen wir nicht unterlassen, vom Inhalte vorliegenden Bandes — dem noch ein zweiter und dritter sich anschliessen sollen, deren Erscheinen im Laufe dieses Jahres versprochen wird — Rechenschaft zu geben.

Erste Vorlesung. Richtung, der die Geologie in ihrer fortschreitenden Entwickelung folgt. Naturgeschichte im Allgemeinen. Organisirte und unorganisirte Körper u. s. w. Berührungspunkte der Geologie mit andern Wissenschaften, wie Astronomie, Geographie, Meteorologie u. s. w. Bestimmter Charakter der Geologie. Nie war die Zahl der Forscher beträchtlicher, als in unsern Tagen. Ver-

mehrung der Reisenden. Grosse Expeditionen zur See u. s. w. Die Geologie, deren Ursprung in sehr frühe Zeiten zurückreicht, wurde erst ganz neuerdings mehr zu einem Gemeingute aller Gebildeten. Das Vorschreiten der Wissenschaft steht in Beziehung mit jenem der Reisen. Buffon; Linné; Saussure; Pallas; Haüy; Werner. Die neuere Geologie gewinnt an Umsicht. Freiberger Schule. Cuvier; A. von Humboldt; L. von Bach. Der Charakter der Geologie ist Ergebniss der Art und Weise, wie man sie erlernt. Vorkenntnisse, welche dem geologischen Beobachter unentbehrlich sind u. s. w. Agenda von Saussure.

Zweite Vorlesung. Gegenstand und Plan der zu haltenden Vorträge. Näheres über Saussure's Agenda und namentlich über deren Lücken. Was hat der Geolog in einem noch gänzlich unbekannten Lande zu thun? Gesteine; ihre Zusammensetzung und Classification; Lagerungs-Verhältnisse, Schichtung u. s. w. Mineralogische und paläontologische Merkmale.

Dritte und vierte Vorlesung. Geräthschaften, deren reisende Geologen nicht entbehren können. Nach manchen einleitenden Bemerkungen, die sämmtlich von Interesse sind, schildert unser Verf. die Geräthschaften, welche er abtheilt in lithologische (Hämmer, Meissel, Stahl, Lupen u. s. w.), stratigraphische (Compass — bei welcher Gelegenheit der Gebrauch dieses Instrumentes besonders genau und fasslich erklärt wird — Gradbogen u. s. w.) und in topographische (Barometer, Gradbogen, Sextant — das kleine Instrument unter dem Namen *snuffbox sextant* wird vorzugsweise gerühmt und dessen Anwendung entwickelt — *Camera lucida* nach Wollaston und Amici, *Daguerreotyp).* — Nun folgen Betrachtungen über die Art zu reisen und zu beobachten.

Fünfte bis eilfte Vorlesung. Vergebens würden wir versuchen, bei dem beschränkten Raume, der uns vergönnt, auch nur Andeutungen zu geben von der unendlichen Menge wichtiger und interessanter, und zu nicht geringem Theile noch wenig besprochener, Thatsachen und Beispiele, die in den sieben letzten Vorlesungen des vorliegenden Bandes enthalten sind. Wir müssen uns damit begnügen, die Leser dieser Blätter mit dem Allgemeinen des Inhalts bekannt zu machen. An die Wahrnehmungen, welche auf die Boden-Oberfläche

Bezug haben, reihen sich die Phänomene des lockern Bodens, Sand, Dünen, Rollsteine u. s. w., sodann folgen Betrachtungen über die niedern Gegenden von Holland und über jene der Nord-West-Küste des Adriatischen Meeres, ferner über die mittelländischen niedern Gegenden, Pontinische Sümpfe, Rhone-Mündungen, Mündungen der Donau und des Nils, des Ganges, Missisippi u. s. w.

Die, mit besonderer Sorgfalt ausgeführten, Tafeln stellen meist Gegenstände dar, welche auf die letzten Vorlesungen sich beziehen.

Simplification de l'étude d'une certaine classe de filons, par M. J. Fournet, Professeur a la faculté des sciences de Lyon. 107 p. in 8. Lyon, 1845. (Besonderer Abdruck aus den Annales de la Société royale d'agriculture, histoire naturelle et arts utiles de Lyon.)

Ein höchst schätzbarer Beitrag zur näheren Kenntniss einer Classe von Mineralien-Lagerstätten, über die man, die Theorieen und Hypothesen und deren Entstehen betreffend, noch keineswegs als abgeschlossen gelten können, nicht Aufklärung genug zu erhalten vermag. Es verdient dieser Beitrag um so mehr beachtet zu werden, da wir ihn einem ebenso ausgezeichneten Geologen als Bergmann verdanken, der zugleich im Bereiche der Physik und Chemie wohl erfahren ist. Wir begnügen uns, zu bemerken, dass die kleine Schrift, welcher fünf überaus zierliche Tafeln beigegeben sind, in drei Abschnitte zerfällt, wovon der erste allgemeine Entwickelungen enthält, ein zweiter die Vergleichung zwischen grossen und kleinen Gängen, und der dritte die, aus einer sehr bedeutenden Zahl interessanter Beobachtungen des Verf. sich ergebenden Schlussfolgen. Unser Wunsch, Fournet's Abhandlung auf deutschen Boden verpflanzt zu sehen, wird ganz in der Kürze in Erfüllung gehen; es ist eine mit Umsicht und Sorgfalt verfasste Uebersetzung unter der Presse, auf die wir das geologische und bergmännische Publikum aufmerksam zu machen uns erlauben.

Taschenbuch für Freunde der Geologie in allgemein fasslicher Weise bearbeitet von K. C. von Leonhard. Erster Jahrgang. Mit einem Stahlstiche, einer Lithographie und mehreren Zwischendrücken. XII. und 293 S. in 8. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1845.

Dieses Taschenbuch ist jenen zahlreichen Freunden der Gebirgskunde bestimmt, welchen Zeit und Verhältnisse nicht gestatten, dem Studium, aus Quellen schöpfend, in alle seine Tiefen zu folgen. Diesen soll es eine, ihrem Zwecke entsprechende, Uebersicht der fortschreitenden Wissenschaft gewähren. Der erste Jahrgang enthält mannigfaltige Mittheilungen über die durch den Bergbau gewährten Aufschlüsse, über aufgefundene Erz-Lagerstätten u. s. w., ferner über Metalle, Luft, Verbindungen von Gasen unter sich und mit andern Elementen u. s. w. Die Thatsache, dass heutiges Tages noch Steine „wachsen“, wird durch eine Reihe neuer Beispiele belegt. Ferner folgen Bemerkungen über Thier-Fährten, Versteinerungen, Reibungsflächen, über die Bildung von Mineralien durch Kunst u. s. w. Es ist die Rede von der Zunahme der Erd-Wärme gegen das Planeten-Innere, von Hebungen und Senkungen festen Felsbodens. Zur Charakteristik dieser und jener Gesteine findet man Beiträge, desgleichen zur Lehre von den Grotten, vom Stein- und Braunkohlen-Gebilde u. s. w. Ueber Gebirge, die Atmosphäre und deren Phänomene, so wie über Flüsse, See'n, Meer, Gletscher u. s. w. werden die Erfahrungen aus jüngster Zeit beigebracht. Den Schluss machen Mittheilungen über Erdbeben und Ausbrüche von Feuerbergen.

La géologie, dont l'origine est très ancienne, n'est devenue populaire que tout récemment — sagt einer der Koryphäen unter den Gebirgsforschern unserer Zeit (Élie de Beaumont in seinen, so eben erschienenen, mit Meisterhand verfassten *Leçons de géologie pratique).* Wir glauben uns schmeicheln zu dürfen, durch die:

Populären Vorlesungen über Geologie, oder Naturgeschichte der Erde auf allgemein fassliche Weise abgehandelt. 5 Bände mit 97 Stahlstichen, Lithographieen und einer Menge Vignetten, nebst einem geologischen und einem Vulkanen-Atlas. Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1836—1844.

einen kleinen Beitrag dazu geliefert zu haben, dass das geologische Wissen Gemeingut aller Gebildeten werden kann. Das vaterländische Publikum erwies sich, und fortwährend, sehr theilnehmend für die „Populäre Geologie.“ Auch im Auslande fand unser Streben Anerkennung, wie solches die verschiedenen Uebertragungen:

Popular lectures on geology cet. translated by J. G. Morris and F. Hall. Baltimore.

Géologie des gens du monde cet. traduite de l'allemand par Grimblot et Toulouzan. Paris.

Geologie, of natuurlijke geschiedenis uit-en inwendige der aarde cet. uit het hoogduitsch. Amsterdam.

darthun. Mit der „Populären Geologie“ steht das „Taschenbuch“ in unmittelbarster Beziehung; den Besitzern jenes Werkes werden durch letzteres die neuesten Entdeckungen, Erfahrungen und Beobachtungen nicht fremd bleiben. Jedes Jahr soll ein Bändchen von etwa fünfzehn Bogen erscheinen, genau im Formate der populären Geologie. Zu drei Jahrgängen, welche einen Band bilden, wird ein Register kommen.

Möge das Taschenbuch sich einer wohlwollenden, nachsichtsvollen Aufnahme erfreuen.

v. Leonhard.

G. C. Berendt: Die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt, gesammelt in Verbindung mit Mehren bearbeitet und herausgegeben. — I. Band. 1. Abtheilung. Der Bernstein und die in ihm befindlichen Pflanzen-Reste der Vorwelt, bearbeitet von H. R. Göppert und G. C. Berendt. IV und 125 S. 7 lithogr. Tafeln in Folio. Berlin, in Commission der Nicolaї-schen Buchhandlung. 1845.

P. B. Brodie: A History of the Fossil Insects in the Secondary Rocks of England, accompanied by a particular account of the strata in which they occur and of the circumstances connected with their preservation. 130 pp. 8. 11 lithogr. plat. London, J. van Voorst. 1845.

Nachdem man die untergegangenen Schöpfungen von Pflanzen und von Thieren mit derberen äusseren oder inneren Körper-Theilen, wie die

Mollusken, Korallen, Strahlen-Thiere, Knochen-Thiere, der Reihe nach zum Gegenstande eben so vielfältiger als gründlicher Untersuchungen gemacht hat, gewann unser Natur-System eine Bereicherung von vielleicht 30,000 Arten, die wohl schon dem fünften Theile aller lebend bekannten Spezies gleichkommen dürften und welche, in ziemlich ungleichem Verhältnisse in unsere systematischen Fachwerke eingetheilt, sich theils eng an die noch bestehenden Formen anschliessen, theils erwünschte Bindeglieder für weit geschiedene Organisationen andeuten, theils endlich eigenthümliche Erweiterungen des Systemes zu ihrer Aufnahme nöthig machen. Bedenkt man, dass sie eine lange Reihe von nacheinander bestandenen Bevölkerungen der Erdoberfläche repräsentiren, und dass, ausser einem grössern Theile von Europa, nur wenige vergleichungsweise kleine Punkte mit einiger Vollständigkeit in Absicht auf die fossilen Reste untersucht worden sind, wie denn überhaupt diese Art von Untersuchungen, wenn wir etwa von den älteren Leistungen Blumenbach's, Lamarck's, Brocchi's und Cuvier's, welche für die wissenschaftliche Behandlung derselben die erste Bahn gebrochen haben, absehen wollen, kaum 20 Jahre alt ist, — so dürfen wir schliessen, dass wir erst nur einen sehr geringen Theil der fossilen Wesen kennen und nach einer kurzen Reihe von Jahren die Anzahl der fossil bekannten Arten der der lebend bekannten — trotz der gleichzeitigen Zunahme dieser letzten — schon gleich kommen wird. Denn die numerische Kenntniss der fossilen Arten ist in dem genannten Zeitraume in einem geometrischen Verhältnisse gestiegen. Aber diese Untersuchungen haben noch einen andern, weit wesentlicheren Werth: sie enträthseln uns die Geschichte der Erd-Oberfläche seit ihrer Erstarrung; was bis jetzt als ein verhältnissmässig kurzer Zeitraum erschienen seyn mogte, das dehnt sich hiedurch zu einer langen Reihe von Zeitabschnitten aus, deren jeder reich ist an Ereignissen, die uns durch das vergleichende Studium der lebenden Naturkörper immer klarer, wenn auch zusammengesetzter, vor Augen treten. Wo diese Thiere, wo jene Pflanzen gelebt, da müssen Verhältnisse des Bodens, der Luft, des Klimas, da müssen gesellige Wechselbeziehungen zwischen verschiedenen Erdbewohnern bestanden haben, die uns nun mit einem Male wie etwas Erlebtes und Gesehenes lebhaft und sprechend vor die Augen treten. Manchfaltige Pflanzen-Formen, fast alle Thier-Klassen hatten bereits schon zur glänzenden Ausstattung dieser Bilder der Natur das

Ihrige beigetragen, als ihnen kürzlich Agassiz die Fische, Ehrenberg die polythalamischen Korallen und die kieselschaaligen Infusorien, und zwar in einem bis dahin auch nicht von ferne geahneten Reichthume beigesellten. Wie sehr sich indessen die letzten auch durch ihre mikroskopische Kleinheit anfangs als unbedeutend darzustellen scheinen, die endlose Masse von Arten und Individuen, ihre fast allgemeine Verbreitung, ihre unvergängliche Dauerhaftigkeit haben ihnen eine geologische Bedeutung angewiesen, welche von keiner anderen nebengeordneten Abtheilung des Thier-Reiches überboten wird. Aber noch waren die frühern Eingeweidewürmer gänzlich unbekannt, die es wohl auch bei ihrer völligen Weichheit, Vergänglichkeit und Kleinheit gleich den meisten (nicht kieseligen) Infusorien immer bleiben werden; während von Insekten (die Krustazeen ausgenommen) überall nur einzelne Repräsentanten in der Steinkohlen-Formation, in den Lias-Schichten, in den lithographischen Schiefern, in einigen tertiären Gesteinen vorgekommen und von Germar, Serres, Curtis beschrieben waren, und nur der an Alter der tertiären Braunkohle gleichkommende Bernstein bereits einen grösseren Formen-Reichthum daran gezeigt, den aber noch kein kundiges Auge bis jetzt zu entziffern unternommen hatte. Denn die Abbildungen, Beschreibungen und Bestimmungen, welche uns Sendelius in einem besondern Werke schon vor langer Zeit geliefert hatte, können heutiges Tages die Wissenschaft in keiner Weise mehr befriedigen; die wenigen Untersuchungen Schweigger's, welche bis jetzt als die gründlichsten gegolten, waren, wie wir zum ersten Male jetzt erfahren, von dem Getäuschten an Kopal-Insekten unternommen worden, welche bis zu dieser Stunde in dem Berliner Naturalien-Kabinete als Bernstein-Stücke aufbewahrt worden sind; und endlich sind die Untersuchungen der Breslauer Entomologen zwar über eine ansehnliche Sammlung erstreckt, aber nur summarisch gepflogen oder wenigstens nur so bekannt gemacht worden.

In unserer jetzigen Schöpfung sind die Insekten weitaus die zahlreichste Klasse und mögen jedenfalls über zwei Drittheile aller Arten betragen; sie sind daher, wenn auch individuell klein, doch ein sehr wesentlicher Theil der gegenwärtigen Bevölkerung, bedingend das Leben von zahllosen andern Thieren, und alle selber bedingt theils wieder durch höhere Thier-Formen und theils durch Pflanzen manchfaltiger Art. So lange wir daher von der Beschaffenheit der einstigen Insekten-Welt keine

genügende Vorstellung hatten, so mussten die Gemälde der früheren Natur sehr mangelhaft bleiben. Diesem Mangel wird nun durch die zwei im Eingange genannten Schriften in einer freilich sehr ungleichen Weise abgeholfen. Die erste von ihnen ist dadurch wichtig, dass sie es mit einer Insekten-Welt zu thun hat, die sich durch ihren grossen Reichthum an Arten sowohl, als durch das vorzügliche Erhaltenseyn ihrer Individuen auszeichnet. Denn es sind 800 Arten aus allen Ordnungen, die der Verfasser nach Ausscheidung alles Unsichern und Zweifelhaften in seiner 2000 ausgewählte Exemplare zählenden Sammlung, sowie in andern Sammlungen zu Königsberg, Berlin, Petersburg u. s. w. zu unterscheiden im Stande ist; und die Individuen, wie vollständig haben sie grossentheils ihre Flügel, ihre Füsse, ihre Fühler sogar bewahrt und bieten dieselben ausgestreckt in Natur oder in einem damit fast gleichbedeutenden Abdrucke dem Beobachter dar, wenn dieser das sie umschliessende Bernstein-Stück passend zuzubereiten, zuzuschleifen und zu poliren gewusst und sich auch in der Beobachtungs-Weise die nöthige Uebung verschafft hat, welche der täuschenden Lichtbrechung wegen allerdings nöthig ist. Weit minder wohl erhalten ist der Zustand und weit bescheidener ist die Zahl der Insekten, über welche Brodie verfügen konnte. Er hat kaum 90 Arten aus etwa 600 einzelnen Resten ermittelt. Diese Reste beschränken sich grossentheils nur auf einzelne Flügel und Füsse oder Flügel-Paare, selten mit dazwischen liegendem Leibe, oder auf einen Leib mit anliegenden Flügeldecken und allenfalls das Bruststück, seltener mit 1—2 Beinen; aber Köpfe und Fühler sind fast niemals beobachtet worden, und auch die erhaltenen Theile sind gänzlich zusammengedrückt und verkohlt oder auch nur als Abdrücke vorhanden. Aber diese Reste, wenn bestimmbar, sind darum von köstlichem Werthe, weil sie aus einer uns weit ferner liegenden Zeit herstammen, als die anderen, wo wir mithin erwarten dürfen, abweichendere Gestalten als im Bernstein zu finden, und ihre Anzahl kann wohl ergänzt werden durch Dasjenige, was im lithographischen Kalke Deutschlands durch Germar beschrieben und bestimmt worden ist.

Die Autoren beider Werke kommen darin überein, dass sie die geologischen Verhältnisse vollständig zu erörtern sich bemühen. Ja, die Brodie'sche Schrift ist eine fortdauernde Darlegung der geologischen Verhältnisse, in welcher der Verf. selbst bei Weitem den grössten Theil

der erörterten Reste mittelst kleinlicher und mühsamer Nachforschung gefunden und in ihrer Verbreitung verfolgt hat. Sie fanden sich grösstentheils in Gesellschaft von Farnen und Najaden-Resten, kleinen Krustern, Muscheln und Fisch-Schuppen, sowie auch seltenen Knochen von Ichthyosaurus und Plesiosaurus, in kalkigen Lagen des untern und obern Lias in Gloucestershire, — weniger in den Mittel-Oolithen, und zwar den Stonesfielder Schiefern, Forest-marble und Oxford-Thon; — eine wieder grössere und besser als die übrigen erhaltene Anzahl in der Wealden-Formation des Wardour- und Aylesbury-Thales, wo abermals Nadelholz-Blätter, Farnen und andere Kryptogamen-Reste, Kruster, kleine Fische und die ersten Süsswasser-Muscheln (Cyclas) mit einigen Reptilien-Resten ihre Begleiter sind. Nur ein längerer Aufenthalt an diesen Oertlichkeiten hat es dem Verfasser möglich werden lassen, eine vergleichungsweise so reiche Aerndte zusammenzubringen. — Auch Berendt bemüht sich, im Eingange seines Werkes (S. 1—26), der vom „Bernstein-Lande" handelt, das Alter des Bernsteins und seiner Insekten genauer zu bestimmen, findet aber dabei eine weit schwierigere Aufgabe, da Bernstein bekanntlich auch schon in alten Formationen, so wie in allen tertiären Abtheilungen angegeben wird, welche der Verf. jedoch zum Theile auf unrichtige Weise neben oder nach einander ordnet. Unzweifelhaft nemlich steht die grosse Masse des Preussischen Bernsteines mit einer oft von plastischem Thone begleiteten Braunkohlen-Formation, ungefähr aus der Zeit der Molasse, in Verbindung, welche unmittelbar unter den ober-tertiären (pliocenen) Schichten des Norddeutschen Muschelsandes ihre Stelle einnimmt, welche aber vom Verfasser in einer tabellarischen Zusammenstellung der Bernstein-führenden Bildungen (S. 10) mit dem weit älteren (eocenen) plastischen Thon und Grobkalke des Pariser Beckens verwechselt oder sogar noch unter diese verlegt worden, während er die Galizische Salz-Formation, welche ebenfalls ober-tertiäre Konchylien-Reste einschliesst, sich noch tiefer gelagert denkt. Die Schwierigkeit aber das Alter selbst des Preussischen Bernsteins zu bestimmen, wird dadurch vermehrt, dass aller an der Meeresküste ausgeworfene Bernstein von einem untermeerischen Lager herrührt, welches mitten in der heutigen Ostsee und zwar, wie die verschiedenen ihn anschwemmenden Windes-Richtungen mit ziemlicher Sicherheit andeuten, in 55° O. L. und 37°—38° Br. liegen muss. Aller an zahllosen Stellen

landeinwärts von der Küste gegrabene Bernstein liegt auf sekundärer Lagerstätte und ist seiner Zeit ebenfalls an der Seeküste — die sich successiv an allen diesen Fundorten desselben befunden hat und durch fortgesetzte Anschwemmungen von Sand und Thon, wie durch Hebung des Bodens mehr und mehr vorgerückt ist — ausgeworfen worden, um, selten in Gesellschaft von Kunst-Produkten, durch mitausgeworfenen Sand, Schlamm und Sprockholz bald wieder verdeckt zu werden. Dieses sogenannte Sprockholz, welches den Bernstein auch auf seinen sekundären Lagerstätten überall begleitet, bildet dann selbst wieder dünne Lagen von Braunkohle, während an manchen Orten sich sogar stehende Stumpfe und ganze Stämme von Nadelhölzern hinzugesellen. Dass aber der Bernstein hier überall nicht auf primitiver Lagerstätte ruhe, geht daraus hervor, dass diese Stumpfe und Stämme durchaus nie und das Sprockholz nur zuweilen in einzelnen kleinen abgerundeten Stücken selbst Bernstein-haltig oder mit Bernstein zusammenhängend befunden werden, obschon er offenbar ein wenig verändertes Baumharz ist, welches sich, wenn es dem blossen Auge auch nicht sichtbar seyn sollte, beim Verbrennen solcher Holzstücke durch seinen charakteristischen Geruch alsbald sicher verräth. Der Verf. stellt sich vor, dass der einstige Wald von Bernstein-Bäumen — welche jedenfalls den Nadelhölzern angehörten — an der erwähnten Stelle der Ostsee eine niedrige Insel bedeckt habe, die von aus Norden gekommenen Fluthen leicht überschwemmt werden konnte, durch welche der Wald zusammengebrochen und mit einem Theil seines Bernsteins begraben wurde, während ein anderer Theil desselben oberflächlich abgehoben vielleicht sogleich südwärts geführt worden, wie es bei jeder Aufwühlung des dortigen Seegrundes bei Stürmen noch jetzt geschieht. Obgleich sich der Verf. die Möglichkeit vorstellt, dass auch in andern Gegenden Europa's Bernstein-Bäume noch zerstreut vorgekommen seyen, so scheint er doch eher geneigt, allen über Europa verbreiteten Bernstein von jener einen Quelle abzuleiten, von wo aus die Stürme des Meeres ihn allmählich in immer kleiner und seltener werdenden Stücken bis zur Britischen Küste und selbst — mittelst einer Ost-Europa einst bedeckenden Meeres-Verbindung — nach dem Mittelmeere und bis Sizilien geführt hätten. Und was den ausserhalb Europa vorkommenden Bernstein betrifft, so vermuthet er, diese Angaben könnten (etwa die des Sibirischen ausgenommen) theils auf Verwechslung mit Kopal, theils auf absichtlicher Täuschung

der Reisenden beruhen. Wir sind indessen der Meinung, dass jene Angaben des auswärtigen Vorkommens, auch aus Nordamerika stammend, zu vielfältig konstatirt seyen und der „Bernstein", wenn auch in geringer Menge, doch in sehr vielen und zum Theil weit älteren als bloss tertiären Formationen gefunden worden sey, so dass die Abstammung des „Bernsteins" aus verschiedenen Zeiten, von verschiedenen Bäumen und aus verschiedenen Gegenden keinen Zweifel leide; dass dagegen eine genaue chemische Untersuchung des Bernsteins aus verschiedenen Gegenden und Formationen um so wüschenswerther sey, als der ächte Bernstein schon von dem — aus einer ganz andern Familie, den Leguminosen, abstammenden — Kopale so schwer zu unterscheiden ist und der Verf. selbst mehrmals auch Kopal unter dem in Preussen gegrabenen Bernsteine erkannt zu haben versichert. — Da der Bernstein (S. 27—40) dem jetzigen Kopale so ähnlich sieht, welcher wie er Insekten einschliesst, so sucht der Verf. auch hauptsächlich durch Vergleichung mit diesem die verschiedenen Formen zu erklären, in welchen der Bernstein vorkommt. Er scheint ihm zähflüssig an den Bäumen herabgeflossen und bald erstarrt zu seyn. Insekten, welche in der Luft oder im Boden mit ihm in Berührung kamen, wurden, so lange er noch klebrig und noch in Bewegung war, daran festgehalten und davon eingeschlossen. Die grossen unregelmässigen und wie aus einem Gusse gebildeten Massen mögen sich, wie die grossen Kopal-Massen, unter dem Stamme im Boden gesammelt haben; die Bernstein-Tropfen sind in dieser Gestalt an den Zweigen erstarrt; Stangen und Zylinder bildeten sich durch Verlängerung der Tropfen vor ihrer Erstarrung und durch allmähliche Ueberziehung durch andere; platte und flach-gewölbte Stücke waren zeitweise Ueberzüge der Rinde; schieferige entstanden durch wiederholte Bildung von neuen Schichten auf den vorhandenen alten, und mancherlei Gestalten konnten sich allmählich in zufälligen Räumen und Klüften im Inneren der Stämme ausscheiden. Manche Bernsteine enthalten noch Wasser eingeschlossen, welches indessen bei trockener Aufbewahrung verdunstet.

Unsere beiden Autoren haben sich gleichmässig beschieden, bei einer so schwierigen Aufgabe, als die Bestimmung ungenügend erhaltener Insekten-Reste ist, nicht ihren eigenen Kräften allein zu vertrauen, sondern den Rath und die Hülfe der bewährtesten Entomologen ihres Landes zu benützen. So hat sich Brodie mit Westwood zu diesem

Ende verbunden, obschon fast alle neu-aufgestellten Art-Namen als von ihm allein gegeben in den Verzeichnissen aufgeführt sind, und hinsichtlich der Kruster hat er sich sogar an Milne-Edwards in Paris gewendet, welcher denn auch eine in den Wealden eben nicht selten vorkommende Art als ein eigenes zwischen Serolis und den erratischen Cymothoiden (welche trockenes Land und Süsswasser bewohnen) stehendes Genus Archaeoniscus erkannt und in seiner Zeitschrift beschrieben hat; das Resultat, die Beschreibung, finden wir auf S. 12—15 aufgenommen. Die eben damit vorgefundenen und meist kleinen Fische endlich, welche Agassiz und Egerton zu bestimmen übernommen, gehören theils schon bekannten Geschlechtern an (Pholidophorus, Lepidotus, Leptolepis, eine Verbindung der Wealden mehr mit dem Jura als der Kreide andeutend); bald bilden sie neue Genera, wie Oxygonius Ag. und Ceramurus Eg. (die man also vielleicht als die ältesten ausschliesslicher Süsswasser-Geschlechter betrachten darf?). Ueber ihre Charaktere finden wir auf S. 15—17 einige Bemerkungen der genannten Autoren. Von den eigentlichen Insekten aber, worunter sich 18 Käfer, 3 Orthopteren, 12 Hemipteren, 7 Neuropteren und 14 Dipteren befinden, sehen wir, einige kurze Andeutungen bei der Inhalts-Angabe der Tafeln durch Westwood ausgenommen, leider überall nur die Namen angegeben, selbst wo die Reste neuen Arten oder neuen Geschlechtern zugeschrieben werden. Dieser letzten sind allerdings wenige; sie beschränken sich, ausser Archaeoniscus, auf das ausgestorbene, doch mit anderen Arten schon aus der Lias-Formationen bekannte Kruster-Genus Coleia und auf den Netzflügeler Orthophlebia, dessen Flügel jenen von Bittacus und Panorpa ähneln, aber gegen das Ende hin nur lauter gerade Adern besitzen. Diese beiden Formen sind aus dem Lias. Wenn nun unsere etwaige Erwartung in Bezug auf neue Gestalten hier getäuscht seyn sollte, so müssen wir uns erinnern, dass in festem Gesteine überhaupt die oben angedeutete Erhaltung der Fossil-Reste in der Regel nicht viel mehr als eben nur die Familie, etwa das Linneische Genus zu erkennen erlaubt, daher auch Curtis und Marcel de Serres mit den zahlreichen Insekten im Gypse von Aix nicht weiter gelangt sind. Denken wir uns ein ganz frisches Insekt mit seinem eignen Körper erhalten, aber der Fühler, des Kopfes, gewöhnlich der Füsse und endlich meistens auch noch des Rumpfes beraubt, oder dieser gänzlich zusammengedrückt, wie wenig würden

wir mit unseren Versuchen, es zu bestimmen, ausrichten? Doch auch schon die nähere Kenntniss der Genera oder Familien muss belehrend für uns seyn. Die im Lias gefundenen Reste gehören im Ganzen (einige Libelluliden ausgenommen) keineswegs Wasser-Bewohnern, sondern vielmehr Holz- und Kräuter-Fressern; sie sind aus allen Ordnungen, meistens klein, entsprechen den jetzigen Bewohnern nicht sowohl des heissen als des gemässigten Klima's, aber mehr Nordamerika's als Europa's, ein Resultat, zu welchem auch Germar bei den Insekten der Braunkohle gelangt war und das sich an den Pflanzen dieser Periode zuweilen zeigt. Die mitteln Oolithe haben zu wenige Reste geliefert, um ein allgemeines Resultat daraus ziehen zu können; es sind fast nur Käfer und einige Neuropteren-Flügel. Von den Wealden-Insekten hat der Verf. 70 Formen aus allen Ordnungen einer näheren Darstellung werth geachtet; auch hier ist ihre Kleinheit, besonders unter Käfern und Zweiflügelern, bemerkenswerth, da jetzt bekanntlich beide an Grösse abzunehmen pflegen in dem Maasse, als das Klima kälter wird; und wenn auch aus diesem Umstande allein, da er zufällig seyn kann, noch kein sicherer Schluss auf das einstige Klima gezogen werden kann, ja wenn man unter diesen Resten sogar Blattläuse bemerkt, die jetzt in den Tropen durch andere grössere Formen ersetzt werden, so kommen doch auch Ricania- und sonstige Flügel vor, die eher auf ein warmes, wenn auch nicht tropisches Klima hinweisen.

Bei Berendt finden wir zwar noch keine Beschreibung einzelner Insekten, aber wohl die der sie begleitenden Pflanzen von Göppert, die allgemeinen geologischen Beziehungen, die numerische Uebersicht und ein, wenigstens unserm Exemplare beiliegendes, Namens-Verzeichniss der im nächsten Hefte erscheinenden flügellosen Kerbthiere. Wie Göppert die Pflanzen, so haben Koch in Regensburg die ungeflügelten Insekten, Germar die Hemipteren und Orthopteren, Pictet die Neuropteren, Loew die Dipteren übernommen, und so werden, bis diese Ordnungen alle von je einem der ausgezeichnetesten Kenner derselben bearbeitet seyn werden, wohl auch die Käfer und Schmetterlinge noch ihre Freunde finden, nachdem bereits ein oder der andere Versuch des Verf.'s in dieser Absicht wegen zu gross befundener Schwierigkeit der Untersuchung fehl geschlagen ist. Bedenkt man nun, aus wie vielen verschiedenen Quellen

Verfasser einen Theil seines Materiales beziehen muss, dass seine Mitarbeiter durch ganz Deutschland, Polen und bis in die Schweiz zerstreut wohnen, dass es ihm in seinem Wohnorte an Künstlern gefehlt hat, daher manche Zeichnungen wieder kassirt und die Lithographien theils in Bonn und Breslau gefertigt werden mussten, so wird man sich gestehen, dass sich der Verf. dieses Werk in jeder Hinsicht zur Gewissensache und zur Lebens-Aufgabe gemacht zu haben scheine, da er weder Zeit, noch Mühe, noch Kosten dafür spart und er unpartheiisch und anerkennend die Ehre der Benennung der neuen Arten lieber regelmässig mit seinen Mitarbeitern theilt, als seinen alleinigen Namen denselben auf die Gefahr hin anhängt, wegen ungenügender Kenntnisse in dem weiten Umfange der Insekten-Welt ungenügende und falsche Bestimmungen zu geben. Werfen wir nun zuerst einen Blick auf die die Insekten begleitende Flora, so finden wir 25, und darunter 7 ausgestorbene, Pflanzen-Geschlechter mit 53 Arten, welche Göppert in diesem ersten Hefte mit gewohnter Sorgfalt und musterhaftem Fleisse äusserlich und unter Zuhülfenahme des Mikroskops beschrieben, abgebildet, überall mit denen der lebenden Welt verglichen und auf diese Weise bestimmt hat. Seine Forschungen bei dieser Veranlassung verbreiten eben so vieles Licht über den Bau der nächst verwandten Lebenden, wie über den der fossilen Arten selbst. Diese sind Farnen, einige kleine Kryptogamen, verschiedene Laubholz-Arten aus den Juglandeen-, Lorantheen- und Leguminosen-Familien, vorzugsweise aber strauchige Ericaceen, baumartige Amentaceen und zumeist Coniferen, ohne Wassergewächse. Da nun der Bernstein nach Berendt nur auf sekundärer Lagerstätte vorzukommen scheint, so sind wir nicht sicher, ob alle hier bezeichneten Pflanzen auch einstens in dem Bernstein-Walde gewachsen und mit ihm an gleicher Stelle auch zum zweiten Male abgelagert worden sind; einige Arten, wie die gewöhnliche Haselnuss, Tanne, Fichte u. s. w. könnten wohl jedenfalls zufällig erst auf der zweiten oder dritten Lagerstätte mit ihm zusammen gerathen seyn? Bei andern ist noch kaum eine Vermuthung zu wagen. Darf man aber auch nur die Mehrzahl der gefundenen Pflanzen-Arten dem Bernstein-Walde zuschreiben, so würde sein Bild sich dem der Wälder in unserem Europa oder Nordamerika am meisten nähern. Der Bernstein-Baum selbst war

eine Nadelholz-Art, deren mikroskopische Textur der unserer Tanne und Fichte am ähnlichsten gewesen, deren Harz-Absonderung aber so reichlich war, wie sie an lebenden Koniferen nur etwa noch bei der Neuholländischen Dammara australis bekannt ist, unter deren Wurzel Baron Hügel bei 20—30 Pfund schwere Harz-Massen gefunden hat. Der Verf. nannte diese Art schon früher Pinites succinifer, als er zuerst den Bernstein im Zellgewebe des zu Braunkohle verwandelten Holzes erkannte. Diess ist aber auch später nur in wenigen Stücken und immer nur in Form kleiner, vom Wasser abgerundeter Brocken gefunden worden; alle Bemühungen, es in grösseren Massen oder in den dieselben begleitenden ganzen Stämmen zu erkennen, welche immer auch in der mikroskopischen Textur abweichen, sind vergeblich gewesen.

Was endlich die im Bernstein gefundenen Insekten betrifft, so ergeben sich folgende Resultate. Man kennt 2 Geschlechter und 3 Arten Kruster, 5 G. und 10 A. Tausendfüsse, 51 : 124 Arachniden, 8 : 21 andere Flügellose, 140 : 280 Käfer, 90 Arten Hautflügeler, 25 : 51 Halbflügeler, ... Geradflügeler, 26 : 48 Netzflügeler und 68 : 308 Zweiflügeler. Doch ist ihre Manchfaltigkeit so gross, dass unter 20 Stücken Insekten-Bernstein immer noch eines ist, das dem Verf. eine neue Art bietet. Auch er macht die Bemerkung, dass so viele kleine Arten darunter seyen im Vergleiche mit den Arten derselben Geschlechter oder Familien in der jetzigen Schöpfung, was nicht zufällig seyn kann, da die fossilen Arten zum Theile absolut kleiner als alle lebenden, oder doch ihre kleinen Arten zahlreicher als diese sind. Nur eine Blatta und ein Platycerus sind grösser als ihre lebenden Verwandten. Unter den 2000 Individuen sind nur etwa 30, deren Körper-Länge noch 8‴—10‴ beträgt, und nur 1 (Agrion), der noch grösser ist. Auch die früheren Stände kommen vor. Eine bestimmte Jahreszeit ist weder in diesen noch in den Pflanzen ausgedrückt. Von Säugethieren ist ein Büschel Haare gefunden worden, die unter dem Mikroskop gesehen schuppig wie an den Fledermäusen sind; von Vögeln eine Feder; von Reptilien und Fischen nichts; denn was man dafür ausgegeben, sind künstlich gefertigte Einschlüsse. Von Würmern vielleicht ein Regenwurm. Die Formen der Insekten weichen wenig von den jetzigen ab; doch scheinen ihre Arten alle, ihre Genera nur geringen Theils und ihre Familien sel-

ten erloschen zu seyn. Von den Neuropteren hat man so viele Familien aufgefunden, als man lebende im Ganzen kennt. Die ausgestorbenen Genera betragen bei den Krustern und Tausendfüssen 0, bei den Arachniden $\frac{14}{51}$, bei den Apteren $\frac{2}{8}$, bei den Käfern $\frac{17}{140}$, bei den Halbflügelern 0, bei den Netzflügelern $\frac{2}{26}$ und bei den Zweiflügelern $\frac{26}{68}$. Diese Formen nun zerfallen ihrem Habitus nach 1) in solche mit ganz einheimischem Geschlechts-Typus, welche $\frac{7}{8}$ von allen ausmachen; 2) in solche mit fremdem, doch noch der nördlich gemässigten Zone entsprechendem Habitus, welche theils ans nördliche (Mochlonyx, Gloma) oder südliche Europa, theils aber auch an Nordamerika erinnern; 3) in solche mit tropischem Charakter; 4) in ganz fremde Formen. Bei den letzten sind am bemerkenswerthesten: unter den Spinnen die Archäiden, eine neue Familie mit kugelförmigem und dem Thorax aufgesetztem Kopfe, 4 zu jeder Seite stehenden rautenförmigen Augen, den Kopf überragenden Fresszangen mit langen Fangkrallen u. s. w.; dann die Familie der Glessaria unter den Lepismatiden; das ungeflügelte und Larven-ähnliche und desshalb noch etwas zweifelhafte Geschlecht Pseudoperla, das Pictet von den Nemouren in die Nähe der Phasmiden versetzt hat und welches die Orthopteren mit den Neuropteren verbindet. Man sieht, ein bestimmtes klimatisches Bild gestaltet sich auch hier nicht, aber die Klarheit der Formen und die Hindeutung auf Nordamerika wiederholt sich auch hier und gestaltet sich noch bestimmter als vorher.

Wir haben gerne diese wissenschaftlichen Resultate etwas ausführlicher erörtert, weil wir es für unsere Pflicht gehalten, ernstlich auf die Gediegenheit und Wichtigkeit eines Werkes hinzuweisen, welches als ein nationales betrachtet werden darf durch den schon angedeuteten Fleiss sowohl, welcher seine Ausarbeitung charakterisirt, als durch den Umstand, dass der Insekten-haltige Bernstein fast ohne Ausnahme ein Deutsches Eigenthum ist und ausserhalb der Grenzen Deutschlands nur nach dem um den Preiss des Geldes von hier geholten Materiale bearbeitet werden könnte.

(Schluss folgt.)

Nr. 7. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Berendt: Die Reste der Vorwelt im Bernstein, und Brodie: History of the fossil Insects.

(Schluss.)

Wünschen und verschaffen wir daher diesem Werke jede Unterstützung, die es schon um seiner selbst willen verdient, auch aus Rücksicht auf unsere nationale Ehre; möge ihm eine so freudige Aufnahme werden, dass es von dem Verf. rasch seiner Vollendung zugeführt werden kann: auch der sorgfältigst aufbewahrte Bernstein dunkelt mit der Zeit und die in ihm enthaltenen Einschlüsse werden hiedurch undeutlich. Sollte aber der Verf. das Werk unvollendet lassen müssen, wie bald kann uns seine Sammlung entführt seyn nach Ländern, die mit ihrem Gelde den Deutschen Fleiss aufzuwiegen im Stande sind. Diese Schätze werden dann ungekannt bleiben oder in einer fremden Zunge mit wahrscheinlich weit geringerer Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt beschrieben werden.

Doch müssen wir uns auch eine kritische Bemerkung noch zu machen erlauben. Sie betrifft den Einfluss vorgefasster Ansichten auf die Bestimmungen und auf die Terminologie. Es ist schon an anderen Orten so vielfältig darum gestritten worden, wie der Umfang des Begriffes einer Spezies zu bestimmen sey, dass wir uns hier nicht von Neuem darauf einlassen wollen. Die Einen sind aus diesem Streite mit der Ueberzeugung gegangen, dass einzelne Organismen-Spezies nicht nur innerhalb derselben Formation aus einer Schicht in die andere, sondern dass sie selbst in eine benachbarte Formation übergehen können; Andere haben geglaubt, in jeder Form einer andern Schicht auch eine neue Spezies zu gewahren, wie gross auch ihre Aehnlichkeit mit dieser oder jener Form der vorhergehenden Schicht seyn möge. So erkennt Philippi nach der sorgfältigsten vieljährigen Prüfung gegen 600 oder 700 Konchylien-Arten der Subapenninen-Formation auch unter den im Mittel-

meere lebenden wieder, während Agassiz und seine Schule nach den bei anderweitigen Untersuchungen gezogenen Resultaten und der Vergleichung einiger subapenninischen Konchylien-Spezies, jedenfalls aber ohne jene 600 Arten einzeln mit ihren lebenden Repräsentanten verglichen zu haben, bei jeder Gelegenheit erklären, dass gar keine fossile Art auch noch lebend vorkomme. Wie Agassiz nun, was er dort gefunden zu haben glaubt, sogleich generalisirt und als allgemeines Gesetz aufstellt, so wird dieses Gesetz von Berendt gleich von vorneherein als ein erfahrungsmässiges für sich und — wie es scheint — seine Mitarbeiter adoptirt; indem er bemerkt, dass keine Insekten-Art des Bernsteines mit einer noch jetzt lebenden identisch scheine, fügt er bei, „dass sich Diess im weiten Gebiete der fossilen Naturgeschichte bewährt habe“, einige Infusorien bei Ehrenberg ausgenommen. Aber wie gefährlich ist es, ein solches Resultat sogleich an die Spitze zu stellen! wie vielem Einfluss muss eine solche Voraussetzung auf alle nachfolgenden Bestimmungen haben! Denn nach der der Braunkohle angewiesenen geologischen Stelle über den mittel-tertiären Schichten und als Basis der subapenninischen oder obertertiären liegt sie zwischen zwei Gebilden, wovon das eine nach Deshayes 0,18 — 0,20 (in Deutschland wahrscheinlich mehr) noch jetzt lebende Arten, das andere nach Philippi 0,60 — 0,80 — 0,95 (nach Agassiz keine!) dergleichen enthalten soll. Wir bitten den Herrn Herausgeber und seine Freunde dringend, uns das unbefangene Resultat ihrer Untersuchung zu gewähren, unbekümmert um die Voraussetzungen der einen oder der andern Seite. Auch Göppert theilt jene Ansicht und spricht sie aus; und doch finden wir schon sogleich hier in seiner Arbeit Nüsse als Begleiter des Bernsteins aufgezählt, welche von denen der Corylus avellana durchaus nicht zu unterscheiden sind, und Baumstämme im Samlande, bei Danzig und bei Ostrolenka, deren Holz sich von dem unserer gewöhnlichen Fichte und Tanne bei der mikroskopischen Untersuchung nicht verschieden zeigt. Ja er hat Koniferen-Zapfen gefunden, welche von denen unserer Pinus sylvestris und P. pumilio in nichts abweichen, was insoferne allerdings auf die oben mitgetheilten Resultate immer ohne Einfluss bleiben könnte, als sie mit dem Bernsteine auf sekundärer Lagerstätte angenommen wurden und diese Hölzer und Zapfen selbst keinen Bernstein enthalten. Auch bei einigen andern Arten hat er keine nennenswerthen Unterschiede von dem Holze der Lärche und des Taxus auffinden können. Der

Verf. aber, von der Grundansicht ausgehend, dass Holz oder Zapfen nicht die ganze Pflanze seyen, und dass, wenn man alle andern Theile der Pflanze kennte, sich doch möglicher Weise Unterschiede ergeben würden, gesteht ihnen die Namen dieser lebenden Arten nicht zu. Jene Zapfen werden statt Pinus, Pinites sylvestris und Pinites pumilio getauft, mithin der Art-Charakter zugestanden, der Genus-Charakter aber durch die Endigung ites in Zweifel gelassen. Und würde denn nicht der Verf., wenn man ihm dieselben Zapfen in einem frischen Zustande zeigte, sie unbedenklich als Pinus sylvestris u. s. w. ansprechen, auch wenn er Blüthe, Blätter und Holz nicht Alles daneben hätte?

Folgt nicht aus seinem Grundsatze, dass man jedem andern Stückchen frischen oder fossilen Holzes, wenn es aus einer anderen Schicht, ja sogar wenn es aus derselben Schicht stammt, auch einen anderen Art-Namen geben müsse wegen der Unterschiede, die sich finden könnten, wenn man die ganze Pflanze hätte? Der Verf. begnügt sich aber, neue Namen nur bei neu scheinenden Schichten oder Formationen anzuwenden; er sanktionirt mithin von vorne herein den Grundsatz: „Neue Schichten, neue Organismen-Arten“, vor dessen unbedingter Annahme wir gewarnt haben; aber er thut es sogar in einem Falle, wo die Ablagerungen wenigstens theilweise in geschichtlicher Zeit erfolgt sind, indem man den Preussischen Bernstein zwar mit diesen Pflanzen-Resten, aber öfters auch mit und über Kunst-Produkten gegraben hat.

H. G. Bronn.

Report on the Geology of the county of Londonderry and of parts of Tyrone and Fermanagh. Examined and described under the authority of the Master general and board of ordonance. By J. E. Portlock. Dublin, published by Andrew Milliken, Hodges and Smith and Longman, Brown, Green and Longmans. London. 1843. XXXII. und 784 S. 8.

Eine geognostische Untersuchung der einzelnen Grafschaften Irlands, welche vor wenigen Jahren begonnen, hat Veranlassung zu diesem prachtvoll ausgestatteten und an wichtigen Thatsachen lehrreichen Buche gegeben; dasselbe ist in einzelne Capitel eingetheilt, aus welchen wir das Bedeutendste mitzutheilen versuchen wollen.

Chap. I. „Introductory remarks.“ In der Einleitung spricht sich der Verf. darüber aus, welche Schwierigkeiten er bei seinem Unternehmen gefunden, und wie namentlich die Ausführung der grossen, das Werk begleitenden geologischen Karte ihm mannigfache Hindernisse in den Weg gelegt habe.

Chap. II. „Review of the works of the preceding writers.“ Herr Portlock hat die Pflicht eines jeden Schriftstellers, sich von den Werken seiner Vorgänger und Zeitgenossen zu unterrichten, aufs Gewissenhafteste erfüllt. Es geht aus dieser Uebersicht der Literatur hervor, dass schon in früheren Zeiten die geognostischen Verhältnisse Irlands die Aufmerksamkeit der Naturforscher fesselte; mit dem Jahre 1829 beginnen die Arbeiten Griffith's, des bedeutendsten unter den Geologen Irlands. — Uebrigens zeigt der Verf. in seinem Werke oftmals, dass ihm die ausländische, namentlich deutsche Literatur keineswegs fremd blieb.

Chap. III. „Physical features.“ Auf wenigen Seiten werden die Oberflächen-Verhältnisse des Landes geschildert.

Chap. IV. „Strata underlying the basalt from the chalk to the new red sandstone inclusive.“ — Mit diesem Capitel beginnt die eigentliche geologische Darstellung. — Wenn auch die so mächtig entwickelten Trapp-Gesteine keine ausserordentliche Störungen veranlassten, so sind doch mannigfache Aenderungen und Umwandelungen, welche die secundären Gebilde in der mittelbaren oder unmittelbaren Nähe basaltischer Felsarten erlitten haben, nicht zu verkennen, wie zahlreiche Beispiele beweisen. Bei Ballycastle, in der Nähe des Meeres, treten Kreide und Basalt in Berührung; letzterer ist in gegen drei bis sechs Fuss mächtige Säulen abgesondert; zugleich erscheint ein eigenthümliches Conglomerat; in einem Kreide-Teig liegen Bruchstücke von Quarz und von Trapp. — Bei Portrush dringt Basalt in die Kreide ein und bildet ein Conglomerat mit den Kreide- und Feuerstein-Brocken, die er auf seinem Wege aus der Tiefe umschlossen, und welche sich meist sehr geändert zeigen. Höchst merkwürdig sind die Basalt-Massen, mitunter von drei Fuss Mächtigkeit, die in der Kreide liegen. „Auf welchem Wege sind sie hineingelangt?“ bemerkt mit Recht der Verf. Kein Basalt-Gang, keine Ader ist vorhanden, mit welchem sie in einem ursprünglichen Zusammenhang hätten sein können; sie müssen als völlig losgerissene Theile in die Kreide gelangt sein; entweder

rollten sie von älteren Trapp-Gesteinen hinab, oder — und für diese Annahme sprechen mehr Thatsachen — sie wurden durch irgend eine Eruptionskraft bombenartig in die noch nicht völlig erhärtete Kreide geschleudert. Auf S. 96 findet sich eine wohlgelungene Abbildung der „White Rocks" bei Dunluce, die von den Wellen des Meeres bespült werden. Diese glänzendweissen Kreide-Massen gleichen sehr jenen herrlichen Fels-Parthieen, welche sich bei Stubbenkammer auf der Insel Rügen an der Ostsee erheben. Wer je das Glück hatte, diese malerischen Felsen — besonders vom Meere aus — zu sehen, wird gewiss die Begeisterung, mit der unser Verf. von den „weissen Felsen von Dunluce" spricht, begreifen können. Solche erhabene Denkmale der Natur lassen sich indess eher fühlen als beschreiben. — Bei Carnowry kommen Basalt und Conglomerat in Berührung; ersterer dringt gangförmig in letzteres ein. Dort tritt auch ein Mandelstein auf, welcher kleine Brocken von Feuerstein umschliesst und allmählig in ein Conglomerat übergeht. Die Feuersteine sind theils geröthet, theils weiss. Besonders denkwürdige Verhältnisse hat man Gelegenheit zwischen Keady und Donalds Hill zu beobachten. Die gerötheten Feuersteine bilden eine Art von Conglomerat, und wo eine unmittelbare Berührung von Basalt und Kreide zu sehen ist, findet man letztere bis zu einer Tiefe von mehr denn zwei Fuss zertrümmert, und von tiefrother Farbe. Zugleich erscheint der Basalt in der Nähe der Kreide schieferig abgesondert; an der eigentlichen Berührungs-Stelle ist ein thoniges Band. — Als das Merkwürdigste erwähnt aber Portlock das Auftreten poröser Schichten inmitten der Kreide, in deren Höhlungen man Quarz- und Kalkspath-Krystalle trifft. Diese „dolomitischen Lagen", drei an der Zahl, haben im Durchschnitt eine Mächtigkeit von zwei Fuss sechs Zoll, und enthalten in ihrer oberen Hälfte Chalcedon-Drusen. Der Verf. sieht sie als das Ergebniss einer durch den Basalt an der Kreide bewirkten Umwandelung an. Noch an einem anderen Orte liegt zwischen dem „Trapp" und Feuerstein-Conglomerat eine Thonschicht, welche Fragmente zersetzten Basaltes umschliesst. Die Kreide-Lagen haben hier eine Mächtigkeit von zwölf bis zwanzig Fuss und der „mulatto-stone" oder erhärtete Grünsand ist nicht sichtbar. Die Kreide-Schichten mögen daher wohl einen doppelten Charakter besitzen; sie sind metamorphisch, bilden aber auch zugleich den Uebergang in den darunter befindlichen Grünsand. In

diesem wie in ähnlichen Fällen zeigt sich die Kreide überreich an Kieselerde, und kann daher keine Anwendung derselben stattfinden. — Besonders interessante Verhältnisse sind bei dem Steinbruch von Tamlaght bei Coagh. Ein mächtiger Trapp-Gang von fünf und dreissig Fuss Breite setzt durch die Kreide, deren Schichten unter beträchtlichem Winkel einfallen. Der Gang selbst besteht aus unförmlichen, geneigten Säulen; die Phänomene der Umwandelung sind gegenseitig. Während die Kreide in hohem Grade silificirt ist, finden sich auf der Aussenfläche und in den Höhlungen des Trapps Kalkspath-Krystalle. In der Mitte zeigt sich der Gang frisch und krystallinisch, an den Seiten weich und zersetzt. Ein eigenthümliches Mineral bildet gleichsam das Sahlband des Ganges zwischen Trapp und der erhärteten Kreide; dasselbe lässt hinsichtlich seiner Zusammensetzung Analogieen mit Magnesit oder Meerschaum wahrnehmen.

An die Schilderung der Verhältnisse zwischen Trapp und Kreide reiht sich eine Aufzählung der Petrefacten des Lias. Im Allgemeinen sind es die Versteinerungen, welche dem Lias oder dem unteren Theil des Oolith-Systemes angehören, während noch andere für eine höhere Schichten-Abtheilung sprechen; denn Pecten quinquecostatus und aequicostatus, Inoceramus Hamiltonii, Gervillia sind Petrefacten, welche den Grünsand bezeichnen.

Chap. V. Basalt. — Wie bereits aus den Andeutungen im vorigen Capitel hervorgeht, ist die Verbreitung basaltischer Gesteine keine unbedeutende. Merkwürdig ist die Höhe, zu welcher Basalt, namentlich östlich, gegen die Grafschaft Antrim, emporsteigt; so bei Knocklayd 1685 Fuss, bei Trostan 1810, White Mountain 1773 und bei Craignashoke 1996 Fuss über die Meeresfläche. Auf den verschiedensten Gesteinen nimmt Basalt seine Stelle ein, besonders auf Kreide, dann auf buntem Sandstein, auf dem Steinkohlen-Gebirge und auf Glimmerschiefer; der eigentliche prismatische Basalt, wie ihn der Verf. nennt, kommt nur in den Kirchspielen von Ballywillin und Craigahulliar vor. Aus der ganzen Art und Weise des Auftretens der basaltischen Gesteine geht hervor, dass dieselben nach Ablagerung der Kreide emporgedrungen sind. Die augitischen Gesteine von Portrush (wohl Melaphyr-artige Gebilde) dürften aber bereits in einer früheren Periode an die Erdoberfläche gelangt sein.

Chap. VI. „Tertiary-calcareus clays." — Auf wenigen Seiten schildert uns das sechste Capitel das Auftreten tertiärer, kalkiger Thone. Bei Laugh Neagh finden sich Thon, Sand- und Braunkohlen-Bildungen, die aus süssem Wasser abgesetzt wurden. Ausserdem erscheinen ganz jugendliche Muschelbänke, wie bei Myroe.

Chap. VII. „Crystalline schists, Gneiss. Mica schist. Hornblendic schist." Die Grundlage neptunischer Felsarten bilden die im Norden von Irland und Schottland so verbreiteten Schiefer-Gesteine, die, wie aus Allem hervorgeht, von hohem Alter sind. Schon ehe die neptunischen Massen sich auf ihnen ablagerten, scheinen sie wohl mannigfachen Störungen unterworfen worden zu sein, wie diess im Norden der Grafschaft Derry an mehreren Stellen zu sehen ist, namentlich in den Kirchspielen von Faughanvale, Dungiven, Tamlaght-Finlagan, am Coolagh-Fluss und im Moyola-Thale. In den Kirchspielen von Templemore, Faughanvale, Cloudermot herrscht Thonschiefer vor; in seiner Haupt-Streichungslinie entspricht er im Allgemeinen den Schiefern von Letterkenny in Donegal. Die Quarzschiefer verbreiten sich über einen beträchtlichen Theil der Kirchspiele von Faughanvale, Ober- und Unter-Cumber, Legavennon, Slieve-Buck u. s. w. Gegen Süden nehmen diese Gesteine einen mehr granitischen Character an. Der Glimmerschiefer geht oft in Gneiss über und kann bisweilen kaum von einem feinkörnigen Granit unterschieden werden. Die beiden erstgenannten Gesteine erscheinen im Wechsel mit andern; dies ist namentlich der Fall im Kirchspiele Banagher, Dungiven und in dem isolirten Zuge von Cooluasillagh, der den Gebirgs-District von Daon, Muinard und Sawel umfasst. Mit diesen Schiefer-Gebilden treten zugleich Hornblende-Gesteine auf, und von verschiedener Beschaffenheit; einige zeigen sich schieferig, andere nähern sich mehr den Grünsteinen. Im Allgemeinen kommen sie häufiger in der Region des Gneisses vor, als in jener des Schiefers, und treten oft in Berührung mit Kalkgesteinen. Ein solches Beispiel bietet der Steinbruch von Drumahoe bei Ashbrock am Faughan-Fluss. — Am Glenrandal-Fluss in Ober-Cumber finden sich Grünsteine, die ungemein reich an Eisenoxydhydrat und an Eisenoxyd sind, ja an manchen Stellen gleichsam in Eisenocker überzugehen scheinen. Die Art und Weise, wie der Kalkstein in eine Verbindung mit den Schiefer-Gebilden eingeht, ist

nicht ohne Interesse. In den mehr ausgesprochenen Schiefer-Gesteinen erscheint solcher bald in dünnen Lagen, bald in mächtigen Schichten, und derselbe dürfte, abwechselnd mit Thon- und anderen Lagen, abgesetzt worden sein, gleich den Schiefern und Kalken der Kohlen-Periode. In der Gneiss-Region erreicht der Kalkstein einen mehr krystallinischen Zustand.

Chap. VIII. „Simple Minerals." Höchst wichtige und schätzenswerthe Beiträge liefert dieses Capitel für die, bisher wenig gepflegte topographische Mineralogie Irlands. Der Verf. zählt uns nicht allein eine bedeutende Menge von Mineralien auf, sondern deutet auch auf die merkwürdigen Verhältnisse hin, unter welchen viele erscheinen. Wir erlauben uns, einige der bedeutenderen und ungewöhnlichen Vorkommnisse anzuführen. Bergkrystall von seltener Schönheit, theils grau, theils gelb gefärbt, findet sich in den Kirchspielen von Dungiven, Banagher und Cumber lose im Boden umherliegend; dieselben sind unter dem Namen „Dungiven crystalls" bekannt, man weiss aber nicht, aus welchem Gestein sie ursprünglich stammen. — Hyalith kommt ausgezeichnet bei Donalds Hill vor, in den Höhlungen eines Mandelsteines, aber nicht unmittelbar auf der Felsart, sondern auf einem erdigen, dem Eisenocker ähnlichen Mineral. (Ein ähnliches Beispiel bietet das Kaiserstuhl-Gebirge im Breisgau, wo Hyalith nie unmittelbar auf Dolerit erscheint, sondern stets durch eine Bitterspath-Lage von demselben getrennt ist; überhaupt pflegt Hyalith, in den meisten Fällen, entweder auf zersetzten Gebirgsgesteinen, wie in der Auvergne, in Schlesien aufzutreten, oder als Ueberzug auf einem anderen Mineral, das dann die Felsart bedeckt, wie in Böhmen auf zeolitischen Substanzen, auf Halbopal, Quarz). — Mit Recht bemerkt der Verf., dass es auffallend, wie bei der grossen Verbreitung von Gneiss und Glimmerschiefer Granat so äusserst selten sei, da nur wenige Fundorte kleiner Krystalle des Minerals bekannt seien. (Hier bietet uns der Schwarzwald ein treffendes Seitenstück; im ganzen Gebirge, das vorherrschend aus Granit und Gneiss besteht, kommt Granat nur an einigen Punkten und keineswegs ausgezeichnet vor). Dagegen ist Turmalin in dem Glimmerschiefer-Districte von Derry ein häufiges Mineral; besondere Beachtung verdienen die gekrümmten, gebogenen Turmalin-Krystalle. In grosser Menge und ungemeiner Mannigfaltigkeit der Formen findet man den Kalkspath fast in

sämmtlichen Felsarten, namentlich in Kohlenkalkstein und im „Trapp-Gebirge." In letzterem zeigt sich Kalkspath hauptsächlich bei Ballintoy in orangegelb gefärbten Krystallen von ausnehmender Schönheit, den Führern jener Gegend unter dem Namen „sugar candy stone" bekannt. Eigenthümlich ist das Auftreten von Kalkspath in krystallinischen Massen in der Kreide, bei Tickmacrevan, wo derselbe gleichsam den Feuerstein ersetzt und bisweilen kleine Belemniten einschliesst. Besonders ausgezeichnet finden sich aber die zeolitischen Substanzen, wie Thomsonit, Natrolith, Scolezit, Antrimolith, Harringtonit, Laumontit, Chabasie, Levyne, Analcim, Lehuntit, Hydrolit, Erinit, Stilbit, Heulandit, Brewsterit, Phillipsit, Rhodalit und Apophyllit. — Metalle sind im Allgemeinen nicht sehr häufig; Eisenkies kommt an mehreren Orten vor, so bei Prehen und am Hollywell Hill in sehr grossen Würfeln in Hornblendeschiefer; höchst merkwürdig ist aber die Art und Weise, wie sich das Magneteisen findet, nämlich auf der Insel Muck (Grafschaft Antrim) in Rauten-Dodekaedern, auf Klüften von Mandelstein, häufig mit kleinen Analcim-Krystallen bedeckt. Eisenglimmer kommt in sechsseitigen Tafeln mit Stilbit in Höhlungen von Grünstein vor; ferner werden noch angeführt: Magnetkies, Roth- nnd Braun-Eisenstein, Eisenspath, Bleiglanz und Kupferkies. Bei der grossen Verbreitung der Trapp- und krystallinischen Gesteine ist, wie der Verf. mit Recht bemerkt, der gänzliche Mangel von Prehnit und Flussspath auffallend, in dem alle bis jetzt genannten Fundorte dieser beiden Mineralien auf Irrthümern beruhen.

Chap. IX. „Silurian strata. Descriptive list of fossils." — Die scharfsinnigen und ausgedehnten Untersuchungen Murchison's, welche sein allbekanntes, wahrhaft classisches Werk „The Silurian system" heranreifen liessen, haben die Aufmerksamkeit der Geologen in den letzten Jahren mehr auf die ältesten Glieder in der Reihe neptunischer Formationen geleitet. Mit all der Frische neu geschaffener Dinge gingen diese Gebilde — wie sich der Verf. ausdrückt — aus dem früheren Dunkel, das sie deckte, hervor. — Der beschriebene District, welchen die silurische Gruppe einnimmt, ist nur ein sehr kleiner, aber er bietet wegen des wahrhaft grossartigen Reichthums seiner fossilen Fauna eine Fülle interessanter Daten. Die Schiefer, welche den geringen Raum in den Kirchspielen von Pomeroy und Desertcreat bedecken, werden ausschliesslich zu Platten benutzt. Früher rech-

nete man sie noch zu dem alten rothen Sandstein, aber einige Petrefacten, die man nach und nach in ihnen fand, gaben Veranlassung, diesen Gebilden eine andere Stelle im Silurischen Systeme zu geben, und obschon noch andere identische Ablagerungen nachgewiesen wurden, nehmen jene von Pomeroy und Desertcreat dennoch den ersten Rang ein. Diese Schiefer liegen theils auf granitischen, theils auf Hornblende-Gesteinen, und der ganze Raum, welchen sie bedecken, dürfte sich kaum auf eine deutsche Meile belaufen. Das isolirte, abgeschlossene Auftreten der silurischen Schiefer, der hohe Winkel, unter welchem die Schichten derselben einfallen, machen es mehr als wahrscheinlich, dass die Lage, welche sie behaupten, nicht ihre ursprüngliche ist, sondern dass sie heftigen Hebungen und Störungen unterworfen waren. Einige Kalk-Schichten von geringer, nur vier bis fünf Zoll, Mächtigkeit ausgenommen, die mit Quarz-Bändern wechseln und keine Versteinerungen enthalten, wohl aber Eisenkies in Menge, kommen nie Kalk-Lagen in der silurischen Formation vor. (Bekanntlich findet bei den Silurischen Gebilden Englands das Gegentheil statt). Ein Versuch, Unter-Abtheilungen aufzustellen, wird daher sehr erschwert.

Fast den grössten Raum des ganzen Buches nimmt die nun folgende Aufzählung der organischen Reste der Silur-Formation ein, durch zahlreiche, treffliche Abbildungen erläutert. Nicht weniger als hundert acht und achtzig Silurische Species sind genannt, von welchen hundert und fünf ein Allein-Eigenthum Irlands sind. Unter diesen verdienen die Trilobiten besondere Aufmerksamkeit, da sie in grosser Zahl — zwei und fünfzig Species — erscheinen. An die Uebersicht der Silurischen Petrefacten reiht sich gleich eine der dem Kohlen- und Kreide-Gebirge angehörigen Versteinerungen.

Als Hauptfolgerung hinsichtlich der Silurischen Gebilde geht ungefähr hervor: 1) eine grosse zoologische Abmarkungs-Linie zwischen denselben und den sie bedeckenden Gesteinen; 2) die grössere Anzahl von Petrefacten, die Irland und fremdländischen Gegenden gemein sind, im Gegensatz zu irländischen und englischen; 3) das Vorherrschen von bis jetzt nur in Irland bekannten Species.

Chap. X. „Old red sandstone and new red sandstone." — Es ist immer misslich, bemerkt Portlock, eine Abmarkungs-Linie zwischen successiven neptunischen Formationen zu ziehen, wenn auch

Glieder aufeinander folgen, die, wie z. B. Sandsteine, Schiefer, Kalke, in mineralogischer Hinsicht auffallende Contraste bieten; aber eine grosse Schwierigkeit ist es, bei weit erstreckten Sandstein-Massen eine Grenze aufzufinden, mit welchen nur Mergel, Schiefer und unreine Kalke auftreten, und zwar nur im Gemenge mit den Sandsteinen oder diesen untergeordnet. Auf solche Hindernisse stiessen Murchison und Sedgwick in Devonshire. Eine Scheidungs-Linie zwischen älterem und neuerem rothem (d. h. buntem) Sandstein zu ziehen, erforderte beharrliche Untersuchungen, an denen es indess Portlock nicht fehlen liess. Früher fand man in den Sandstein-Schichten der Grafschaft Derry nichts von Petrefacten; alle Scheidungs-Versuche konnten daher nur auf mineralogische Principien gegründet werden und mussten demnach stets schwankend bleiben. In den Kirchspielen von Maghera, Kilcronaghan, Ballynascreen und Desertmartin, wie in der Grafschaft Tyrone war das Auftreten des Bergkalkes ein sprechender Beweis, dass sämmtliche Sandstein-Schichten nicht zum bunten Sandstein gerechnet werden dürften; über der gänzliche Mangel an Bergkalk im nördlichen Derry hüllte die Sandstein-Gebilde jener Gegend in das Dunkel, welches erst Portlock's Forschungen einigermassen zu erhellen vermochten. In der Grafschaft Derry und einem Theil von Fermanagh — dem Schauplatze von Portlock's Untersuchungen — fand derselbe in isolirten Schiefer-Ablagerungen Fisch-Reste, welche man in Deutschland als bezeichnende Versteinerungen für das Muschelkalk-Gebilde kennt, nämlich Gyrolepis Alberti, Acrodus minimus und Saurychthys opicalis; über diesen Schiefer-Schichten lagen andere Schiefer, mit zahlreichen Eindrücken von Cardium striatulum, ein für die Oolith-Gruppe characteristisches Petrefact. Unter den zuerst genannten Schiefern findet sich kalkiger, und mit zunehmender Tiefe krystallinischer Sandstein, der manchen Abänderungen des neuen rothen Sandsteines gleichkommt. Im Allgemeinen geht hervor, dass die Schichten des „old red sandstone" in Derry mehr der oberen Gruppe dieses Systemes angehören und allmählig in die Kohlen-Gruppe übergehen, hingegen dürften die Sandstein-Ablagerungen in Tyrone und Fermanagh mehr zu der untern Abtheilung des (devonischen) Systemes zu rechnen sein und ein allmähliger Uebergang in die Silurische-Formation stattfinden. In Derry besteht der bunte Sandstein aus grobkörnigen Conglomeraten, mit welchen bisweilen Lagen unreinen

Kalkes auftreten; diese gehen in die Kohlen-Schichten über, und wenn die versteinerungsführenden Schiefer fehlen, ist es schwer, eine Grenze zu ziehen. Der Sandstein wird häufig von Barytspath-Adern durchsetzt.

Sehr deutlich ist der bunte Sandstein in dem Kirchspiele von Desertcreat ausgesprochen und dabei unterscheidet sich eine Parthie desselben so wesentlich von der andern, dass der Versuch einer Unter-Abtheilung nicht so gewagt erscheint. Der Sandstein verliert nämlich seine rothe Farbe und nimmt statt dessen eine graue an und zugleich Glimmer in seine Masse auf, die bedeutend härter wird. Solche Charactere walten über einen grossen Raum hin vor, und zeigen sich namentlich längs der Haupt-Erhebungs-Punkte. Diese Schichten dürften wohl als Repräsentanten der Silurischen Formation anzusehen sein; da aber weder andere mineralogische Merkmale, noch Petrefacten einen sicheren Anhaltepunkt geben, bleibt die Behauptung immer ungewiss.

Besonderes Interesse verdienen die Gegenden von Pomeroy und Killeeshil wegen der im Gebiete des bunten Sandsteines auftretenden Feldspath-Gesteine; sie setzen die Bergmassen von Cappagh, Barrack und Sentry-Box zusammen und finden sich noch in der Nähe von Ballygawley. Das Vorkommen von Porphyren im Sandstein-Districte ist keine ungewöhnliche Erscheinung. Nicht unwichtig ist das Verhältniss der Feldspath-Porphyre zu den Conglomeraten, wie z. B. am Cappagh-Berge. In der Tiefe liegt bunter Sandstein; über diesem Conglomerat, das Porphyr-Brocken umschliesst, dann folgt Porphyr, der bis zum Gipfel des Cappagh hinansteigt. An einem Punkte scheint der Porphyr in das Conglomerat hinabzureichen und einen dasselbe durchsetzenden Gang zu bilden. — In den Umgebungen von Killeeshil und Desertcreat, wo Porphyre innerhalb des Sandstein-Gebietes sich zeigen, lassen die Schichten in letzterem durchaus keine Störung wahrnehmen; anders verhält es sich in der Nähe der Feldspath-Gesteine von Ballygawley, wo Porphyr-Conglomerate auftreten und die Schichten des Sandsteines unter hohem Winkel einfallen. Barytspath-Adern setzen darin auf, so wie in den Feldspath-Porphyren von Pomeroy und Errigal Keerogue. In der letzten Gegend ist die Anordnung der Sandstein-Schichten seltsam. Während die östlich vom Porphyr befindlichen Sandstein-Lagen das südliche Einfallen der ganzen nördlichen Sandstein-Parthie zeigen, nimmt dasselbe in der Nähe des Porphyrs be-

deutend zu (zwischen 24 und 40°) und ist auf der westlichen Seite westlich, mit Ausnahme einer kleinen Masse. Die im Westen vorkommenden Sandsteine tragen den Character der unteren oder silurischen Abtheilung des old red sandstone, die im Osten jenen des Kohlengebirges. — Der Verf., welcher der neuen Lehre des Metamorphismus huldigt, glaubt einen Theil der Feldspath-Gesteine den „metamorphischen" Gebilden zuzählen zu müssen.

Chap. XI. „Igneus and metamorphic rocks." In diesem Capitel schildert Portlock hauptsächlich die Veränderungen, welche durch basaltische und dioritische Gesteine in den neptunischen Gebilden hervorgerufen wurden, und führt mehrere interessante Beispiele an. Bei Reubens Glen, im Kirchspiele von Desertmartin, setzt ein schmaler Grünstein-Gang durch den Sandstein, welcher in der Nähe desselben seine Farbe geändert hat, und hart, feldspathig geworden ist. An vielen Stellen, wie besonders bei Tremogne, treten syenitische und granitische Gesteine miteinander in Berührung. In den Kirchspielen von Pomeroy und Donaghmore erscheinen Porphyr und Trapp-Gesteine. Bei der Gortavoy-Brücke dringt ein Trapp-Gang durch Conglomerat und Sandstein, welche unmittelbar über versteinerungsführenden Schichten der Silurischen-Formation ihre Stelle einnehmen. Auch Pechstein-artige Gebilde kommen vor. Von den Porphyren von Sentry-Box, Barrack und Cappagh war bereits die Rede. So wie aus des Verf.'s mineralogischer Beschreibung hervorgeht, scheinen diese Porphyre nicht zu dem quarzführenden Porphyr gerechnet werden zu dürfen.

Chap. XII. „Carboniferous strata." Im Allgemeinen walten in dem nördlichen Theile von Derry, besonders im Kirchspiele Dungiven, die Kohlensandsteine vor, ohne dass sich Lagen von Bergkalk fänden, wodurch man die unteren Sandsteine und Schiefer von jenen, die in einen höheren Theil des Systemes gehören, scheiden könnte. In den Kirchspielen von Ballynascreen, Maghera, Kilcronaghan und Desertmartin herrschen immer noch die Kohlensandsteine, aber sie erscheinen nun im Wechsel mit Schiefer und unreinem Kalkstein; in Desertmartin kommt ein wohl ausgesprochenes und verbreitetes Glied des Kohlenkalksteines vor. Der Kalk von Cullion, in demselben Kirchspiel, obschon an seiner Basis Conglomerat-artig und dem „old red" sich nähernd, gehört doch zum Theil in ein höheres System; nach ihm

folgen Schiefer und Sandsteine; die ersteren enthalten Versteinerungen wie Nucula tumida, Orthis filiaria, Bellerophon Urii u. a., die sehr jenen aus den Schichten von Paisely gleichen; die Sandsteine werden in Tyrone mehr entwickelt. Der dem von Desertmartin entsprechende Kalkstein wird vorherrschend in den Kirchspielen von Derryloran, Donaghenry und Armagh; die wahren Kohlenkalksteine zeigen sich in den Kirchspielen von Aghaloo und Clogher, zugleich mit Kohlenschiefern, welche, obgleich nur von geringer Mächtigkeit, doch bezeichnende Petrefacten der Kohlen-Formation führen. Im östlichen Theile von Fermanagh walten Schiefer an der Basis des Systemes vor, während im westlichen Fermanagh, in Leitrim und Sligo, Schiefer und Kalkstein ihre bedeutendste Verbreitung erreichen und sich in den, für jene Gegenden so characteristischen, mauerartigen Abstürtzen erheben. — Der Verf. deutet darauf hin, wie schwierig eine allgemeine Verbindung der einzelnen Glieder der Kohlen-Gruppe ist. Am Schlusse des Capitels finden sich noch Mittheilungen über die Kohlengruben in Tyrone.

Chap. XIII. „Detritus.“ Mit einigen Bemerkungen über das aufgeschwemmte Land schliesst die geognostische Abtheilung. An diese reihen sich noch, unter der Ueberschrift „Economical Geology“, verschiedene Berichte über Mineralquellen, über das Klima, über die Regenmenge, die Ergebnisse des Bergbaues, über die Boden-Beschaffenheit u. s. w., was sich im Auszuge nicht gut mittheilen lässt. Dann folgen noch Nachträge zu den einzelnen Capiteln und ein sorgfältig ausgearbeitetes Register — was in derartigen Werken nie fehlen sollte — erhöht die Brauchbarkeit des Buches sehr.

Die Ausstattung von Portlock's Schrift ist, wie bereits bemerkt wurde, eine ungemein reiche. Ausser der schon erwähnten grossen geognostischen Karte sind noch beigegeben: neun Tafeln mit colorirten Profilen und Ansichten; acht und dreissig lithographirte Tafeln, Abbildungen von Petrefacten enthaltend, und sechs und zwanzig in den Text eingedruckte Holzschnitte. — Möge uns die Zukunft recht bald eine ähnliche geognostische Schilderung einer anderen Grafschaft des an Natur-Merkwürdigkeiten so reichen Irlands bringen!

Geognostische Skizze des Grossherzogthums Baden. Ein Leitfaden für Vorträge in höheren und Mittelschulen jeder Art, von Gustav Leonhard, *Dr. phil., Privatdocent an der Universität zu Heidelberg. — Mit einer geognostischen Uebersichtskarte. — Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1846. VIII. und 112 S. in 8.*

So viele gelehrte und umfassende Monographieen wir über die verschiedensten Theile des Landes besitzen, fehlte es dennoch bis jetzt an einer anschaulichen Zusammenstellung der geognostischen Verhältnisse des Grossherzogthums, wie sie der Verf. nun versucht hat. Bekanntlich ist Baden sehr reich an interessanten und wichtigen geologischen Phänomenen; schon die ungemeine Mannigfaltigkeit von Felsarten verdient Beachtung. In der gedrängten Inhalts-Uebersicht finden wir: plutonische und vulkanische Gesteine; zu jenen rechnet man Gneiss, Syenit, Granit, Porphyr, Serpentin, Diorit und körniger Kalk; zu diesen gehören Nephelinfels, Dolerit, Phonolith und Basalt. Unter den neptunischen Gebilden werden aufgezählt: Torf und jüngster Süsswasserkalk, Gerölle, Schuttland, Löss, Eisenerze, Süsswasserkalk, Muschelsandstein, Molasse, Süsswasser-Gyps; ferner Jura- und Lias-Formation; Keuper, Muschelkalk und bunter Sandstein; Todt-Liegendes, Steinkohlen-Gruppe, Grauwacke und Thonschiefer. — Gneiss und Granit spielen von den plutonischen Felsarten, was die Verbreitung betrifft, die bedeutendste Rolle; fast der ganze Schwarzwald ist aus denselben zusammengesetzt. Die vulkanischen Gesteine sind besonders merkwürdig wegen der späten Periode, in welcher sie dem Schosse der Erde entstiegen; denn alle Verhältnisse sprechen dafür, dass diess erst nach der Molasse-Bildung, wahrscheinlich in der Diluvial-Epoche der Fall war. Unter den neptunischen Felsarten haben, hinsichtlich der Verbreitung, Muschelkalk und bunter Sandstein die Oberhand. Letzterer zeigt sich in ausserordentlich verschiedenem Niveau, und gelangt zu Höhen, wie sonst nirgends in Deutschland; der Muschelkalk gewinnt besonderes Interesse wegen seiner reichen Steinsalz-Ablagerungen. Die geognostische Uebersichtskarte, welche die vorliegende kleine Schrift begleitet, sucht das Auftreten sämmtlicher Felsgebilde zu versinnlichen.

Nicht minder bedeutend, als die Zahl der Gesteine, ist jene der

einfachen Mineralien, welche in systematischer Ordnung aufgeführt sind. — Von den vierhundert und elf in den neuesten Lehrbüchern der Mineralogie genannten Mineralien kommen hundert und zwei in Baden vor. Von diesen finden sich der grössere Theil auf den Erzgängen im Gneiss oder Granit, oder im Kaiserstuhl-Gebirge. An die Aufzählung der Mineralien reiht sich noch eine kurze Geschichte des Bergbaues in Baden. Im Anhange ist die ziemlich reichhaltige mineralogische, geognostische und bergmännische Literatur chronologisch geordnet. Mannigfache Wanderungen in den verschiedensten Theilen des Landes gaben dem Verf. Gelegenheit, in die Untersuchungen Anderer auch eigene Forschungen zu verflechten. — Die Ausstattung der kleinen Schrift entspricht allen billigen Anforderungen.

G. Leonhard.

Physiologie.

Neue physiologische Abhandlungen auf selbständige Beobachtungen gegründet, für Aerzte und Naturforscher von P. F. H. Klencke, Dr. der Med., Chir. und Geburtskunde etc. Mit 26 mikroskopischen Figuren. Leipzig, bei Bösenberg. 1843. Gr. 8. VI. und 318 Seiten.

Die vorliegenden Untersuchungen sind eigentlich nur Fortsetzungen früherer Arbeiten, welche der Verf. entweder selbständig (z. B. Physiologie der Entzündung; Untersuchungen über die Nervenfaser und Innervation etc.) publizirt oder in Journalen und Societätsschriften (z. B. den Abhandlungen der k. Leopoldinischen Akademie u. s. w.) bereits mitgetheilt hat. Daher sind auch die einzelnen, hier aneinander gereihten Aufsätze nicht unter sich zusammenhängend, sondern finden bloss in dem Streben des Verf.'s, in den Tagesfragen der Wissenschaft ein Wort mitzusprechen, ihren Vereinigungspunkt.

(Schluss folgt.)

Nr. 8. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Klencke: Physiologische Abhandlungen.

(Schluss.)

Die erste Abhandlung ist über das Vorkommen und die Natur der Entophyten und Epiphyten des lebenden Organismus geschrieben. Verf. schliesst sich hier an die Beobachtungen eines Schweigger, Corda, Nyster, Ricord, Märklin, Heusinger, Jäger, Schönlein, Valentin, Henle u. A., welche theils auf der äussern oder innern Oberfläche, theils in den Absonderungs- und Aussonderungsstoffen thierischer Organismen pilzartige Wucherungen bemerkt haben. In Folge seiner mit diesen Vorgängern übereinstimmenden Beobachtungen glaubt der Verf. behaupten zu müssen, dass „es als krankhafte Erscheinung zwischen den sogenannten subordinirten Zellen eines Organismus noch eigenlebliche (eigenlebige) besondere Zellen gibt, welche ein selbständiges, parasitisches Leben repräsentiren und als unterste Organismen vegetabilischer (vegetabiler) Natur anzusehen sind. Die zweite Stufe dieser eigenleblichen Entophyten zeigt sich darin, dass die einfache Zelle sich entweder verlängert, sich abweichend gestaltet, scheibenförmig wird, Härchen und Zasern erhält, und endlich die dritte Stufe ist die gewöhnlich bekannte, schlechtweg als Pilze bezeichnete Bildung, wo sich meistens ganz einfache Zellen zu einem Zellensysteme gruppiren, zu ästigen, vegetabilischen Figuren entweder mit Sporidienzellen oder mit andern Fortpflanzungsgebilden. Die erste und zweite Art findet sich gewöhnlich nur innerhalb des Organismus und ich bezeichne sie als Entophyten, während die dritte pilzartige Form meist nur am äussern Organismus vorkommt und desshalb auch den Namen Epiphyten verdient und auch bereits erhalten hat."

Die Beobachtungen zu diesen Schlusssätzen machte er an Canarienvögeln, Hänflingen, Zeisigen, Buchfinken, Wiedehopfen, Staaren, Papageien, Fasanen, Enten und anderm Hausgeflügel, bei denen er, wenn sie längere Zeit im Käfig, besonders im Dunklen, gesessen hatten, im

Gewebe der Muskeln, Nerven und Eingeweide einzeln oder in Gruppen parasitische Zellen fand, welche theils auf der Stufe der Primitivzellen standen, theils zu Kysten in Bläschen entwickelt waren. Um diese Erscheinung zu erklären, nimmt der Verf. zur Generatio aequivoca seine Zuflucht, wonach aus zerfallenden, dem subordinirten Zustande eines Organismus entzogenen Zellen sich ein neues Wesen krystallisirt. „Demgemäss wird es geschehen müssen, dass innerhalb eines lebenden Organismus, sobald derselbe auf irgend eine Art abnorm umgestimmt und krankhaft wird, einzelne Zellchen oder Tröpfchen Bildungssaftes in eine abnorme Indifferenz zerfallen, indem die Lebensidee und Energie des organischen Principes in ihnen geschwächt, beschränkt und erloschen ist, und dass nun in dieser Materie ein neues, selbständiges, aber der Krankheitsidee subordinirtes Wesen hervorgeht, welches denn eben nichts Anderes als der Parasit ist, welchen ich z. B. hier beschrieben habe." — Diesen materiellen oder Zellen-Parasitismus — im Gegensatze zu dem mehr dynamischen der eigentlichen Parasitentheorie — hat im Grunde schon Müller in seinem Aufsatze über die Psorospermien (Archiv V. 1841.), die mit denen des Verf.'s erstaunliche Aehnlichkeit haben, angeregt, indem er die Frage: wie weit ist man berechtigt, sehr kleine, im Inneren anderer Wesen sich vorfindende und ihres Gleichen bildende Körper für Theilchen des Stammorganismus zu halten, und wann können dieselben als selbständige, vom Inhaber und seiner Natur verschiedene Fremdorganismen angesehen werden? dahin beantwortet: „So lange die pathologischen Körper nicht von den allgemeinen Eigenschaften der subordinirten Zellen abweichen, und so lange sie nicht Struktur und Eigenschaften annehmen, welche den, einem Ganzen subordinirten Zellen fremd sind, so lange sind die pathologischen Produkte als Theilchen des Inhabers zu betrachten." — Dass sich unsere in jüngster Zeit sehr in die Enge getriebenen Parasitiker mit Eifer auf diese Behauptung werfen, da sie in ihr den letzten Anker in der Noth erkannten, ist begreiflich, sowie auch, dass sie nur geringen Nutzen daraus ziehen konnten; denn welch ein himmelweiter Unterschied ist zwischen dem ideellen Parasitism eines Paracelsus und van Helmont und zwischen der atomistischen Parasitentheorie, welche die neueste Mikroskopie vorbereitet hat.

Der Verf. bekennt sich nun zu letzterer und hat seither eine Physiologie und Pathologie der Zelle geschrieben, wo die daher bezüglichen

oder auch scheinbar passenden Thatsachen breit genug abgehandelt sind. In Betreff seiner Ento- und Epiphyten theilt er noch Confervenbildung im Nasenschleim eines Rotz kranken Pferdes mit, welche sich durch Impfung und Injektion auf andere Thiere übertragen liess, sowie Schleimhautpilze, welche er bei chronischen Bronchitis fand. Ausserdem beobachtete er Pilzbildung bei Krebsgeschwüren, Aphthen und Akne. Verf. kommt hiebei auf den Streit zwischen Stilling und Hannover über die pflanzliche oder thierische Natur der sogenannten contagiösen Confervenbildung und schliesst sich hier gänzlich dem Ausspruche des letztern Forschers an, wonach an eine thierische Natur der Efflorescenz gar nicht gedacht werden könne. Er sucht aber Stilling's Deutung und Hannover's Widerlegung dadurch zu vereinen, dass er behauptet, beobachtet zu haben, dass in einzelnen schlauchförmigen Aussackungen einiger Confervenfäden kleine Körnchen, die sich vergrösserten und Thierchen ausschlüpfen liessen, enthalten seien, so dass also die Conferve als Fruchtlager jener Thierchen, welche häufig im Wasser vorkommen und von Conferven und Infusorien leben, diente. —

Die zweite Abhandlung bringt Experimente und Beobachtungen am Rückenmarke und an den Nerven. Hier sehen wir so recht die Art und Weise des Verf.'s. Nachdem er den bekannten, über die Funktion des Rückenmarks aufgestellten Grundsatz, „dass die vordern Stränge einzig und allein zentrifugal leitende oder motorische Nerven, die hintern Stränge aber einzig und allein zentripetal leitende oder sensible Nerven einschliessen", wiederholt und als Resüme seiner Beobachtungen ausgesprochen, kommt er auf ein Experiment, welches ihm noch Niemand nachgemacht hat, ja welches ihm selbst nur ein einziges Mal gelungen ist. Zufällig elektrisirt er einen Frosch, um die Stärke einer Elektrisirmaschine zu erproben und zufällig (denn in 20 folgenden Fällen zeigte sich diese Erscheinung nicht wieder) wird derselbe durch die elektrischen Schläge aller Empfindung beraubt, während ihm die Bewegungsfähigkeit blieb. Dieses Exemplar war nun ganz gemacht (? !), um auf das Brillanteste die Funktion der verschiedenen Rückenmarksstränge zu prüfen, und es ergab sich denn auch ganz natürlich bei Reizung der hintern nicht die mindeste Bewegung, während diese sich sehr lebhaft bei nur leiser Reizung der vordern Stränge äusserte. Zu bedauern ist, dass dem Verf. nicht auch bei irgend einem

Froschindividuum die Lähmung der vordern Rückenmarkstränge zufällig gelang, um auch den gegentheiligen Beweis liefern zu können. — Bei dieser Gelegenheit fand der Verf. auch, dass eine Reizung der vordern Rückenmarkstränge über den vierten Wirbel fast nur oder doch vorwaltend flektorische Bewegungen, dagegen wenn sie unterhalb des vierten Wirbels angebracht wird, constante Streckbewegungen zur Folge hat. — Ferner erklärt sich der Verf. gegen Arnold, Romberg etc. in Betreff der Abhängigkeit der Athembewegungen vom Nervus vagus, und schliesst sich hier an Volkmann's Ansicht an und sucht sich das Respirationsbedürfniss durch einen Athemhunger zu erklären. „Ebenso, wie der Hunger vom Zustande des Organismus in Bezug auf seine parenchymatöse Bildungsflüssigkeit abhängt und darin begründet ist, dass alle Parenchyme des Organismus sich nach Zufuhr von neuem Bildungssaft sehnen (sonderbarer Teleologismus bei einem enragirten Experimentator), so sehnt sich auch der Organismus nach Säuerung seines Blutes und seines Bildungssaftes, und indem die im ganzen Körper verbreiteten sensibeln Nervenfasern dieses Sehnen, welches aus organischem Mangel hervorgeht, erfühlen, und indem diese Nerven auf ihrem Wege durch das Gehirn durch die medulla oblongata laufen und hier ihre spezifisch motivirte Innervationsspannung und Strömung in die Bläschenmasse abgeben und nun die entsprechenden motorischen Fasern in Aktion kommen, um die Athemmuskeln zu bethätigen — entsteht die Befriedigung des Athembedürfnisses.“ Gewiss ein sehr lichtvoller Begriff, diese „spezifisch motivirte Innervationsspannung“, und sehr passend, um die Insuffizienz unserer Einsicht zu bemänteln! — Was der Verf. von der Nervenregeneration sagt, ist bloss eine Wiederholung und Fortsetzung früherer eigner und fremder Experimente. Das Resüme besteht darin: 1) Vereinigung verschieden funktionirter Cylinder findet nicht Statt; während normal zu einander gehörende Cylinder vollkommen anatomisch regeneriren — freilich nicht immer mit Restitution der Empfindung und willkürlichen Bewegung. 2) Die alten Cylinder des Stumpfes verkümmern anfangs etwas und werden so schmal, wie die neu entstehenden Cylinder des neuen Zwischenstücks. Nach 18 bis 20 Wochen findet man aber wieder die Elementarform. 3) Die Narbenanschwellung besteht aus grauer, körniger Masse, die anfangs hart ist, allmählig sich verliert, und der Regeneration die natürliche Weichheit und Farbe zurücklässt. —

Zuletzt folgt noch eine Exkursion über Natur und Funktion des sympathischen Nerven, welche aber nichts Anderes bringt, als was Schwann, Remak u. A. vor ihm sagten.

Die dritte Abhandlung weist einen merkwürdigen Parallelismus zwischen den Erscheinungen des Schwindels und der Gegenwart infusorieller Thierchen im lebenden Blute nach, welchen der Verf. mehrmals an sich und in fünf audern Fällen beobachtet haben will. Die kleinern von diesen Entozoen glänzten wie Silber auf dem trüben Blutscheibchen und umschlängelten es in rascher Bewegung, indem sie sich periodisch demselben näherten oder von ihm zurückzogen; die grössern dagegen bewegten sich raupenartig und langsam zwischen den Blutscheibchen, ohne sich anzuheften. Sie verriethen keine Struktur und waren bloss transparent. — Die vierte Abhandlung bildet einen Anhang zu der ersten, indem sie eine confervenartige Pflanzenentwicklung in der hintern Augenkammer schildert, welche durch Paracentese der Letztern und Ausfluss des humor aqueus herausbefördert wurde. — Die fünfte Abhandlung bringt fortgesetzte Untersuchungen über die Struktur der Retina, worin der Verf. Valentin, Hannover u. A. folgend, die Aufeinanderfolge der Retinaschichten vom Glaskörper aus so entwickelt: 1) Die eistoffige, sphärische Elementarformen in sich führende Schicht. 2) Die wahrhafte Retinaschicht, aus Primitivfasern und deren peripherischen Umbiegungen bestehend. Sie reicht über die Zonula. 3) Die graue Nervenbläschenschicht; reicht ebenfalls über die Zonula. 4) Die Stabzellenschicht mit Pigmentscheiden; reicht nicht über die Zonula. Hierauf folgt die Choroidea u. s. w.

In der sechsten Abhandlung erklärt sich der Verf. gegen die mechanische Ansicht über den Luftdruck, indem der menschliche Körper nicht als absolutes Vacuum aufgefasst werden dürfe, sondern in all seinen Theilen, in seinen feinsten Elementen von Luft durchdrungen, auf der Erdoberfläche keinen andern Druck zu erleiden habe, als der mehrere tausend Fuss hoch fliegende Vogel, indem Beide sich in ihrem Innern mit der Atmosphäre im Gleichgewicht befinden. — Die siebente Abhandlung betrachtet die Wasserrespiration und deren therapeutische Wirkung. Verf. zeigt, dass die bei den höhern Thierklassen, namentlich bei dem Menschen unbeachtete Respirationstendenz des

Darmes bei niedern Thierformen eine normale Funktion sei, glaubt aber, dass die Darmrespiration für die Pfortadercirculation von derselben Bedeutung sei, wie die Lungen für den allgemeinen Kreislauf, nämlich Ausscheidung der Kohlensäure bezweckend, was er durch ein Paar Experimente zu beweisen sucht. — Die achte Abhandlung enthält eine Beobachtung über die aktive Bewegung der Eier, welche der Verf. aus der Entfernung der Eierstöcke von dem Fruchthälter schliessen und dadurch beweisen zu können glaubt, dass er an Froscheiern Wimperhaare entdeckt zu haben behauptet, welche sich an dem in dem Eileiter angekommenen Eie nicht mehr vorfanden. Auch bei den Säugethieren hält der Verf. diese Erscheinung für möglich, da er bei Kaninchen in den Muttertrompeten Eier mit äusserst zarten Zäserchen fand, welche er für ausser Funktion gesetzte Cilien ansieht. — Die neunte Abhandlung ist über Hartig's Beobachtungen, die Pflanzenbefruchtung betreffend. „Ich glaube", sagt der Verf., „ein gewisses Recht erlangt zu haben, gerade über diese eben genannten Entdeckungen öffentlich zu reden, da mich meine isolirten, zufällig gemachten Beobachtungen, gleichzeitig mit Hartig's Entdeckungen, und ohne von denselben gewusst zu haben, auf einen Process hinwiesen, den nunmehr Hartig's Bemühungen vollständig aufgeklärt haben." Wer kann nun da den Beweis dafür oder dagegen liefern? Aber sehr auffallend ist es jedenfalls, dass es dem Verf. beständig so ergeht und dass gerade in dem Augenblick, wo er eine neue Entdeckung macht, diese bereits von einem Andern publizirt wird!! — Die zehnte Abhandlung betrifft merkwürdige Veränderungen der Spermatozoen und eigenthümliche Körperchen im menschlichen Samen, welche der Verf. als Beiträge zur Genesis und Morphologie der Samenthierchen nach R. Wagner's, Siebold's, Henle's u. A. Vorgange mittheilt. — Die elfte Abhandlung enthält neue Beobachtungen über den Einfluss der Nerven auf Entzündung als Nachtrag zu des Verf.'s früherer Schrift über diesen Gegenstand. Die Abhandlung ist gegen Hausmann's Ansicht von der Pathogenie der Entzündung gerichtet, indem dieser die Entzündung durch einen Anziehungsakt der Nerven auf das Blut, und zwar an der venösen Seite der Capillarität und in den Uebergangsgefässen erklärt, wodurch die Cirkulation gestauet und erst sekundär die arterielle Seite inflammatorischer Gefässparthien in Mitleiden-

schaft gezogen werde. Hausmann folgerte hieraus, dass eine Durchschneidung der zu den entzündeten Theilen laufenden Nerven die Anziehung der Innervation und Blutmasse aufheben müsse, wodurch die Stauung auf der venösen Seite entfernt und die mechanische arterielle Ueberfüllung und Erweiterung beendet würde. Hausmann stützt sich zum Beweise auf eine Reihe von Experimenten, aus denen hervorgeht, dass die Entzündung durch Unterbindung der betreffenden Arterie heftiger werde, sich jedoch durch Durchschneidung der Nervenparthien des entzündeten Theiles hebe. Gleich macht nun Verf. dieselben Experimente mit demselben Erfolge, glaubt aber Hausmann's dunkle Erklärung dadurch wesentlich zu verbessern, dass er die Entzündung für eine auf Qualitätsveränderung basirte Verstimmung des Blutes und des Parenchyms in den gesammten Haargefässnetzen einer Gegend ansieht, welche durch die peripherischen Nerven hervorgerufen und vermittelt werde. — Die zwölfte Abhandlung, ein Beitrag zur Lehre von der Krise in Krankheiten, ist ein sonderbares Ueberbleibsel von des Verf.'s früherer „zu abstrakter Deduktion“ in seinem System der Heilkunde. Verf. ergeht sich zuerst über den ideellen Organismus der Krankheit, wodurch er den Parasitismus retten zu können hofft. Gegen diesen ideellen Organismus ist der Heilsinn des (Mutter-) Organismus gerichtet, der durch seine Heilbestrebungen nach bestimmten, durch die Physiologie erkennbaren Gesetze die Krankheit tödten muss. (Verf. hat durch diese neue Benennung einer alten Sache den Phrenologen einen Fingerzeig zu wesentlicher Bereicherung gegeben.) Die indess von Schultz aufgebrachte Theorie der Krankheitsmauser kommt dem Verf. äusserst erwünscht, um sie in seinem Sinn auszubeuten. Die Krisen stellen sich hiernach als wahre Verjüngungsakte des Organism durch Ausscheidung der Krankheitsschlacke dar. Da nun die wahrhaft wissenschaftliche Eintheilung der Krankheiten (!) nur die von Carus angegebene „trichotomische“ nach drei Urkrankheiten — Fieber, Entzündung und Verbildung — ist, so gibt es auch dreierlei Krisen: 1) Krisen der Primärkrankheit, des Fiebers (der reinen, ideellen Krankheitsform). 2) Krisen der Sekundärkrankheit, der Entzündung (der mehr örtlich sich abspiegelnden Form). 3) Krisen der Tertiärkrankheit (der ganz substantiellen, nicht typischen Form). Wer nach näherer Auseinandersetzung lüstern ist, beliebe sich

im Buche selbst Raths zu erholen, weil wir hier die Geduld des Lesers auf keine grössere Probe stellen dürfen.

Summa summarum: Verf. sucht sich durch krankhafte Schreibseligkeit bemerkbar zu machen, ist aber nicht verlässig genug; denn Alles, was Andere vor ihm sehen, will er auch gesehn haben; das aber, was er sieht, findet selten Jemand nach ihm.

Das Lymphsystem und seine Verrichtung. Nach eignen Untersuchungen dargestellt von Dr. Gustav Herbst, Prof. der Medizin, Unterbibliothekar etc. zu Göttingen. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1844. XVI. und 363 S. gr. 8.

„Das Saugadersystem", sagt der Verf. in der Vorrede, den Zweck seiner Untersuchungen betreffend, „ist in Vergleichung zu den zahlreichen Beobachtungen über andre Theile des meschlichen Körpers nicht häufig im Zusammenhange untersucht worden. Zwar besitzen wir vortreffliche, mehr oder weniger vollständige anatomische Abbildungen und Beschreibungen der Zahl und der Verbreitung der Saugadern, allein diese Gefässe liegen so verborgen und ziehen sich nach dem Tode so sehr zusammen, dass sie bei den gewöhnlichen Leichenöffnungen nicht berücksichtigt zu werden pflegen. Aus diesem Grunde ist die Kenntniss dieses Gefässsystems, der in ihm enthaltenen Flüssigkeiten, der ihm beizulegenden Zwecke und ihm zustehenden Verrichtungen bisher eine beschränkte geblieben, und von einer zur andern Zeit wiederholte irrthümliche Aussprüche haben sich allmählig das Ansehen erwiesener Thatsachen angemasst. Als solche erwähne ich nur die Behauptungen, dass der Chylus ausserhalb der Gefässe durch die Wirkung des atmosphärischen Sauerstoffs sich röthe, dass die Lymphe keine Blutkügelchen enthalte und dass die röthliche Farbe der Lymphe und des Chylus nicht von wirklichen Blutkügelchen abhänge."

Um nun diese nnd andere Irrthümer zu berichtigen und das dunkle Gebiet des Lymphsystems möglichst aufzuhellen, hat der Verf. nicht nur alle vor ihm mit diesem Gegenstande beschäftigten Forscher geprüft, sondern selbst mannigfache Experimentaluntersuchungen vorgenommen und gibt in dem vorstehenden Werke die Ausbeute seiner Studien und Forschungen systematisch geordnet. Das Werk zerfällt hiernach in vier

Theile, wovon der erste die Beschreibung des einsaugenden Gefässsystems enthält, der zweite von dem Chylus und der Lymphe handelt, der dritte die Aufsaugung der Saugadern und der vierte die Sekretion derselben bespricht. Verfolgen wir nun die Ansichten des Verf. etwas näher, von denen im Allgemeinen gesagt werden muss, dass sie von dem regsten Forschungseifer und vertrauenerweckender Sorgfalt und Umsicht zeugen.

Nachdem der Verf. allgemeine Bemerkungen von den bisherigen Ansichten über das Saugadersystem, von seinen eigenen Bemühungen, von den Entdeckungen der Saugadergefässe und ihren verschiedenen Untersuchungsmethoden vorausgeschickt hatte, beginnt er im ersten Theile mit der Beschreibung des einsaugenden Gefässsystems und handelt im ersten Abschnitte von dem Ursprunge und den Anfangswurzeln der Saugadern, und zwar im 1. Capitel der Chylusgefässe, im 2. Capitel vom Ursprung der Lymphgefässe. Wir übergehen hier das, was der Verf. über die Leistungen anderer Anatomen sagt, und halten uns bloss an die Resultate seiner Forschungen. Der Verf. untersuchte zunächst die Anfangswurzeln der Milchgefässe in den Darmzotten, da die äusserst feinen Anfänge der Saugadern sich nur sehr schwer isolirt darstellen lassen, und glaubte mit Recht nach erwiesener gleicher physiologischer Bedeutung beider Theile des Saugadersystems auch auf gleiche anatomische Struktur schliessen zu dürfen. Durch diese Beobachtungen und Schlüsse gelangte der Verf. zu der Ueberzeugung, dass Chylus- und Lymphgefässe in Beziehung auf ihre Anfänge übereinstimmen, indem sie beide als einzeln stehende Hervorragungen mit blinden sackförmigen Ausstülpungen beginnen, und nicht, wie man bisher immer behaupten hörte, aus Netzen ihren Ursprung nehmen. Den Beweis hiefür findet der Verf. darin, dass die Milchgefässe bei leerem Zustande des Darmkanals eine der Lymphe vollkommen ähnliche Flüssigkeit führen; dass ferner die Saugadern des Dickdarms eine durchsichtige Flüssigkeit enthalten, d. h. Lymphe, während sich in den Zotten des Zwölffingerdarms Milchsaft findet; dass endlich nach Fohmann's Untersuchungen der Saugadern im zottenlosen Darmkanal der Fische mit einzelnen sackförmigen Wurzeln entspringen, was auch im Darmkanal jener warmblütigen Thiere der Fall sein muss, bei denen die Zotten fehlen. Der Unterschied des abweichenden Auftretens der Saugadern liegt also nur darin,

dass die Anfangswurzeln derselben bei manchen Thieren an der inneren Fläche der Gedärme als Zotten hervorragen, bei andern von der Darmschleimhaut bedeckt, in liegender Richtung fixirt sind, wie diess auch bei dem Dickdarm des Menschen der Fall ist. Wenn somit die Milchgefässe, da sie auch Lymphe führen, als Lymphgefässe sich darstellen und ihre Absorption eine fortwährende ist, so kann man wohl mit grosser Sicherheit auf die gleiche Einrichtung aller Lymphgefässe schliessen, nämlich auf die sackförmigen Anfangswurzeln, da ja überdiess alle Sekretionsgefässe nicht netzförmig, sondern mit geschlossenen blinden Enden entstehen. Endlich hat auch Fohmann die Lymphgefässe an den Bauchdecken der Aalraupe und auf den Eileitern der Rochen wirklich als geschlossene sackförmige Kanäle beginnen gesehen. — Auch in Betreff einer andern wesentlichen Einrichtung findet zwischen den Chylus- und Lymphgefässen Uebereinstimmung Statt. Die Darmzotten sind nämlich bekanntlich von einem äusserst zarten Gefässnetze umgeben, welches ein wahres Gespinnst um die einzelne Zotte darstellt. Dasselbe Verhältniss der Blutgefässe hat nun der Verf. an den Lymphgefässen des grossen Netzes entdeckt, indem er lebenden Thieren eine Leimlösung in die Blutgefässe injicirte, wodurch sich die Lymphgefässe des grossen Netzes anfüllten und zahlreich sichtbar wurden. Die Blutkapillargefässe sind dunkler und röthlich gefärbt, auch viel feiner als die Lymphgefässverzweigungen, auf welche sie durch vielfältige Anastomosen ein wirkliches Netz bilden, das mit den Häuten der Lymphgefässe zusammenhängt.

Der zweite Abschnitt handelt von dem Baue der Saugadern, und zwar im ersten Kapitel von den Häuten, im zweiten von den Klappen derselben. Verf. steht nicht an, die Fasern der äussern Haut des Milchbrustgangs und der übrigen absorbirenden Gefässe für Muskelfasern zu erklären und ihnen eine der Irritabilität sehr nahe verwandte Lebenskraft zuzuschreiben. Verf. stützt sich zum Beweise 1) auf die durch mikroskopische Untersuchung nachweisbare Aehnlichkeit der Längen- und Querfasern des Milchbrustganges mit den Fasern gewöhnlicher Muskeln; 2) auf die Beobachtung, dass doppelte und entgegengesetzte Muskellagen nur mit lebendigem Zusammenziehungsvermögen verbunden (z. B. im Darmkanal) sich finden; 3) auf den Umstand, dass die Lymphgefässerweiterungen bei Amphibien rhythmisch pulsirende Bewegungen zeigen; 4) auf die Bemerkung, dass kurz nach dem Tode einzelne

Strecken des Milchbrustgangs nicht selten enger zusammengezogen als der übrige Canal gefunden werden. — Der dritte Abschnitt handelt von der Verbreitung und der Vertheilung der aufsaugenden Gefässe. Verf. fand die Capacität der Lymphgefässe im Allgemeinen sehr bedeutend. Die nächst der Drosselschlagader befindlichen Saugadern zeigten nach den gewöhnlichen Injektionen den Umfang der inneren Drosselvene; der Milchbrustgang im angefüllten Zustande den der Vena azygos. Ja bei Hunden und Katzen fand er aus den mesaraischen Drüsen Chylusgefässe von der Dicke der Aorta aufsteigen. Eine direkte Verbindung der Saugadern mit den grössern Venen oder andern Blutgefässen, die bekannte Einmündung in die Schlüsselbeinvenen ausgenommen, hat Verf. nicht auffinden können. — Der vierte Abschnitt handelt von den Drüsen des aufsaugenden Gefässsystems. Verf. erklärt sich hier gegen die Ansicht, dass der Zweck der Drüsen sei, die assimilirbaren Partikeln der Lymphe eher in die Cirkulation zu bringen, als sie den ganzen Brustgang durchlaufen haben: 1) weil dieser Zweck durch jeden Widerstand der Lymphe auf ihrem Wege gestört werden würde; 2) weil die progressive Erweiterung der Lymphgefässstämme eine geringe Bedeutung hätte, wenn der Lymphe Nebenwege offen stünden; 3) weil die unterbundenen Saugadern platzen, was bei offenen Nebenwegen nicht der Fall sein könne; 4) weil durch solche Communikation die sorgfältige Verarbeitung des Stoffes gestört würde. Diese letztere ist aber der eigentliche Zweck der Saugaderdrüsen; denn ihre Verrichtung besteht in einer innigen Vermengung der aufgenommenen Stoffe, in einer Veränderung derselben und in einem der Sekretion verwandten Processe, wobei einzelne Theile der Blutflüssigkeit aus den Haargefässen abgeschieden in die Lymphgefässe übergehen — ein Vorgang, welchen auch andere neuere Forscher, namentlich Bouisson (Gaz. méd. de Paris 1844) zur Erzeugung des Chylus für nöthig erachten.

Der zweite Theil handelt von dem Chylus und der Lymphe, und zwar im ersten Abschnitt vom Speisesaft, im zweiten von der Lymphe, im dritten von der Fortbewegung derselben. Der Verf. spricht hier zunächst die Ansicht aus, welche sich durch das ganze Buch hindurchzieht, dass nicht bloss flüssige Bestandtheile, sondern auch kleine, feste Kügelchen aus dem Blute in Lymph- und Chylusgefässe übergehen, weil sich diese sowohl im Speisebrei der Dünndärme, als in den Milchgefässen

vorfinden. Von dieser Möglichkeit eines Ueberganges fester Theilchen rühre auch die grosse Abwechselung her, welche der Chylus nach der Beschaffenheit der Nahrungsmittel hinsichtlich seiner Farbe, seiner Coagulabilität, Flüssigkeit u. s. w. darbiete. Die im Brustgange enthaltene Flüssigkeit habe mit Unrecht den Namen Chylus, da der Milchbrustgang der gemeinschaftliche Hauptstamm fast aller Saugadern des Körpers ist und desshalb ein Gemisch von Chylus und Lymphe enthalte. Die Röthung, welche diese Flüssigkeit oft schon von Anfang, oder nach dem Stehen an der Luft darbietet, leitet der Verf. einzig und allein von den durch die beigemischte Lymphe zugeführten Blutkörperchen her, indem der Chylus eine solche Erscheinung durchaus nicht darbiete. Ausserdem enthalte der Chylus neben Blut- und Lymphkügelchen sehr kleine Moleküle, welche von den Fettkügelchen nicht verschieden zu sein scheinen und sich bewegende Moleküle, von runder Form und wechselnder Anzahl, welche der Verf. für Infusorien hält. Als Hauptmomente für die Fortbewegung der Saugaderflüssigkeit führt der Verf. an: 1) die grosse Elasticität der Saugadern, deren Sitz hauptsächlich die Fasern der innersten Haut sind. 2) Die der äussern, aus Längen- und Querfasern bestehenden Gefässhaut inwohnende lebendige Contraktilität. 3) Die Klappen der Saugadern. 4) Der Mechanismus der Respiration, der seinen Einfluss auf Blut- und Saftbewegung ausübt. 5) Die Muskelbewegung.

Der dritte Theil handelt von der Aufsaugung, und zwar im ersten Abschnitt von derselben im Allgemeinen, im zweiten von der Aufsaugung der Chylusgefässe, im dritten von derselben in den Lymphgefässen, und im vierten Abschnitte von der Aufsaugung nach dem Tode. Verf. hat hier eine reichliche Menge von Experimenten angestellt, aus denen er den Schluss zieht, dass der Uebergang feiner, von Wasser durchdrungener Stärkemehlpartikeln aus der Darmhöhle in die Milchgefässe nicht zu bezweifeln sei. Hieraus folgt als unbestreitbar erwiesene Thatsache das wichtige Resultat, dass die Saugadern des Magens und der Gedärme das Aufsaugungsvermögen im weitesten Sinne besitzen, indem sie sich nicht auf die Absorption für die Unterhaltung der normalen Vorgänge im Organismus zweckdienlicher Ernährungsstoffe beschränken, sondern auch an der Absorption rein wässeriger Materien, oder der eigentlichen Getränke Theil nehmen und nicht minder die Aufnahme ansehnlicher Mengen aller dem Darmkanal übergebenen, aufgelösten, der Erhal-

tung des Organismus selbst nicht entsprechenden, fremdartigen Substanzen in die Säftemasse des lebenden Körpers vermitteln. Ja diese Thätigkeit dauert sogar noch einige Zeit nach dem Tode fort, was der Verf. für die Chylusgefässe durch direkte Versuche ermittelt und daraus seine Schlüsse für die Lymphgefässe im Allgemeinen zieht.

Der vierte Theil handelt von der Sekretion der Saugadern. Wie schon oben erwähnt, versteht der Verf. darunter die Abscheidung gewisser Theile aus den die Lymphgefässe umspinnenden Kapillarkanälen, wodurch sie in die Höhle der Saugadern gelangen und mit dem in diesen enthaltenen Fluidum gemischt werden. Zum Beweise für das Statthaben eines solchen Processes beruft sich der Verf. auf nachfolgende Momente: 1) Die durch mikroskopische Untersuchung nachweisbare netzartige Umgebung der Darmzotten und Saugaderkanäle, eine Gebildung, welche die erste Bedingung der Sekretionsthätigkeit enthält; 2) das Vorkommen einer ansehnlichen Menge von Blutkügelchen in der Lymphe bei normalem Zustande und die Vermehrung derselben bei Beschleunigung der Cirkulation; 3) der rasche Übertritt von Stoffen aus dem Blute in die Saugadern, welcher durch Transfusion und Infusion bewirkt werden kann; die Anfüllung sämmtlicher Saugadern zur Zeit der Chylifikation, welche nur in einer Anziehung und Sekretion der dem Blute zugeführten Chylustheile durch die Anfangswurzeln der Lymphgefässe ihren Grund haben kann; 4) der Umstand, dass zur Zeit der Chylifikation die ausführenden Lymphgefässe mancher Drüsen ein weissliches, den Milchgefässen sich näherndes Ansehen darbieten, während die zuführenden Gefässe von blasser, durchsichtiger Farbe sind. Der Zweck dieser Sekretion aber ist: 1) Die Gelegenheit zu einem ruhigen Zusammensein, zu einer gegenseitigen, vollständigen Einwirkung und soviel als möglich homogenen Verbindung gewisser, ausgewählter, assimilirbarer Theile des Chylus mit entsprechenden Blutstoffen zu vermitteln; 2) Vorbereitung der durch den Stoffwechsel verbrauchten Materie zu ihrem Eintritt in den Blutkreislauf und zur spätern Erreichung anderer Zwecke; 3) fortwährende Erneuerung des Blutes, deren Mangel es zugeschrieben werden muss, dass Thiere, denen der Milchbrustgang unterbunden oder durchschnitten ist, ungleich früher, als nach der gänzlichen Entziehung aller Nahrungsmittel, sterben. —

Dieses sind die Resultate des vorliegenden Werkes in ihren Haupt-

umrissen. Wenn auch unverkennbar nicht alle abgezogenen Schlussfolgerungen über jedem Zweifel erhaben erscheinen und noch manches Hypothetische hervortritt, wie z. B. die Annahme eines Ueberganges von festen Theilchen, so muss man die Sorgfalt und Umsicht des Verfassers nichtsdestoweniger in gebührender Weise anerkennen und seinem Fleisse, seiner Ausdauer alle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Druck und Ausstattung gehören zu den vorzüglichen.

Quitzmann.

Wörterbuch der lateinischen Sprache, nach historisch-genetischen Principien, mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, bearbeitet von Dr. Wilhelm Freund. Dritten Bandes erste Abtheilung. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagshandlung. 1845. C — Patricia Colonia. 607 S. mit gespaltenen Columnen. Lex. 8.

Gesammtwörterbuch der lateinischen Sprache, zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben; enthaltend: sowohl sämmtliche Wörter der alt-lateinischen Sprache bis zum Untergange des weströmischen Reiches, mit Einschluss der Eigennamen, als auch die wichtigsten mittel- und neu-lateinischen Wörter, namentlich die in die neueren europäischen Sprachen übergegangenen, so wie die lateinischen und latinisirten Kunstausdrücke der Medicin, Chirurgie, Anatomie, Chemie, Zoologie, Botanik u. s. w., mit durchgängiger Unterscheidung der klassischen von der unklassischen Ausdrucksweise, und mit vorzüglicher Berücksichtigung der ciceronianischen Phraseologie. Von Dr. Wilhelm Freund. Nebst einem sprachvergleichenden Anhange. Erste Abtheilung. A — K. Breslau, bei G. Ph. Aderholz. 1844. XII. S. und 1862 Columnen, deren zwei eine Seite bilden. Zweite Abtheilung. L—Z. 1845. 1730 Col., deren 2, und 40 Col., deren 3 eine Seite ausmachen. Lex. 8.

Ref. hat seit 10 Jahren die verschiedenen Theile und Theilstheile des grösseren Werkes in diesen Jahrbüchern angezeigt (1835. Junius S. 581 — 600; 1837, 7. S. 639 — 658; 1841, 6. S. 894 — 907; 1844, 6. S. 827—836.), und seine allgemeine Ansicht über die Lei-

stung des Herrn Dr. Freund, so wie sein motivirtes Urtheil über Einzelnes ausgesprochen. Es haben auch andere kritische Zeitschriften mehr oder minder zustimmend sich vernehmen lassen, und im Ganzen wurde erkannt, dass in dem Werke ein bedeutender Fortschritt der Lexikographie nach dem gegenwärtigen Standpunkte der lateinischen Sprachwissenschaft zu erkennen sey, und dass es, als Leistung Eines Mannes, wenn es auch nicht alle (ohnehin zum Theil sehr abweichende, ja sich widersprechende und einander aufhebende) Anforderungen befriedige, die ihm vielseitig gewordene Anerkennung verdiene.

Haben wir nun gleichwohl, neben der verdienten Anerkennung, verschiedentlich in unsern Anzeigen Zweifel, Desiderien und Wünsche, auch Zusätze und Berichtigungen verschiedener Art niedergelegt, so sind dieselben dem Verf. so wenig als unsern Lesern, das wissen wir, als Herabsetzung des Werthes dieses Werkes erschienen. Hat sich nun aber herausgestellt, dass hier und da ein nur in Glossarien vorkommendes Wort aufgenommen ist, während ein anderes, gleichberechtigtes, fehlt, dass einzelne Bedeutungen fehlen, einzelne Stellen nicht das beweisen, was sie beweisen sollen, einige nicht richtig citirt sind und dergleichen, so zeigt sich diess auch in der vorliegenden grösseren Hälfte des dritten Bandes, welchem der Rest (das P von patricida an, und der Buchtabe Q) in wenigen Wochen nachfolgen sollte. War nun auch das letztere Versprechen, vom Mai d. J. auf der Rückseite des Interimstitels datirt, nicht gerade buchstäblich zu nehmen, da verschiedene Ursachen leicht eine Verzögerung verursachen konnten, so ist doch die sicherste Aussicht auf baldige Vollendung des Werkes gegeben *).

Im Ganzen ist der Fleiss des Verf. sich gleich geblieben. Eigene Forschung ist überall sichtbar, doch wird darunter Niemand verstehen, dass sich der Verf. nicht auch der Forschungen und mancher Citate Anderer hätte bedienen sollen; dass er Tausende von Stellen, und besonders grösstentheils da, wo es von Wichtigkeit war, nachschlug, sieht man deutlich, ob ihm gleich dennoch Manches entgangen ist.

Da wir oben von Wörtern sprachen, die eben so gut aus Glossarien aufgenommen werden konnten, als manche andere, die wir fanden, so wollen wir abermals hier eine kleine Nachlese niederlegen.

*) Es ist inzwischen noch vor Ablauf des Jahres 1845 der fehlende Rest erschienen. Die Redaction dieser Jahrb.

Ausser Lemuria gab es auch eine Form Lemurilia für dasselbe Lemurenfest, nach dem von Henr. Steph. herausgegebenen Glossarium, wo freilich falsch Lamurilia steht. — Bei Lapidicina, aus Festus, sollte bemerkt seyn, dass es eine falsche Form für Lapicidina (aus Lapidicidina) sey, wie sich wirklich für Lapicida eine Form Lapidicida findet. — Neben Lepista war aus demselben Glossar Lepistra, als andere Schreibart anzuführen; Librius, erklärt durch πλακοῦς, fehlt; ebenso Limare für rimare (wo der Wechsel von r und l stattfindet, also nicht an lima zu denken ist). Die Vertauschung des r mit l haben die Sprachorgane herbeigeführt. Vergl. J. G. Vossius, de Litterarum Permutatione, vor seinem Etymologicum Ling. Lat. So ging ἕλμινς in vermis über, dagegen λείριον in lilium, dann παῦρος in paulus. — Ferner fehlt, aus derselben Quelle, Longanimus und Longanimis, μακρόθυμος; Marrugina, ἀκανθῶδες δένδρον; Modulanter, εὐρύθμως; Nixae, ὠδῖνες; unter Nocti-luca fehlt die Bemerkung, dass es auch als nomen proprium für Ἑκάτη νυκτοφαίνουσα vorkomme. Unter Novacula die Nebenform Novaculum; auch Noxatio, εὐθύνα findet sich nicht aufgenommen, so wie Occupativus, καταληπτικός, Offimentum, πηλός; Orceolus, wahrscheinlich Dialektsverschiedenheit oder verschiedene Aussprache, für Urceolus, wie Opopa für Upupa; Paleta, σφενδόνη δακτυλίου; Pariolus, andere Aussprache für fariolus, gewöhnlich hariolus. —

Um noch über einige andere Gegenstände zu sprechen, betrachten wir die Artikel aus dem Buchstaben L.

Sehr undeutlich gesagt ist es, wenn es heisst: L als 50 sey der Form nach analog dem V für 5. — Unter Labare steht die Stelle aus Celsus [III., 19.] mit einem Druckfehler, cordiacus für cardiacus. Ist es aber kein Druckfehler (wie es denn wirklich im Schol. antiq. Juvenal. V., 32. p. 593. Cramer. steht), so musste auch im ersten Bande des Werkes cordiacus in der Reihe stehen, wenigstens bei cardiacus angeführt seyn, dass es sich auch cordiacus geschrieben finde. — Unter der Bedeutung dahingleiten sollte bei labor auch ein Beispiel von dem Hinfliessen eines Flusses stehen, wovon bei Horatius die zwei passenden Beispiele sind: Od. I., 2., 18—20: vagus — labitur — amnis, Epist. I., 2., 43: [amnis] labitur et labetur, in omne volubilis aevum. —

(Schluss folgt.)

Freund: Wörterbuch der lateinischen Sprache.

(Schluss.)

Unter laboratus ist falsch citirt Val. Flacc. Argon. V., 253. für 226. (nicht 225, wie Forcellini hat); auch in der Stelle falsch geschrieben (wie auch Forcellini hat) Phryxi statt Phrixi (vergl. Heyne ad Apollodor. I., 9, 1. p. 62.). Doch bedarf es keiner Nachweisung, da Herr Dr. Fr. im „Gesammtwörterbuche" selbst vor der Schreibung Phryxus warnt. Unter lacus und lacuna sollte die Aehnlichkeit mit dem deutschen Lache, ja die Stammverwandtschaft angedeutet seyn, wie diess in dem „Gesammtwörterbuche" geschehen ist. — Eben so liess sich unter laedo auf das verwandte deutsche (ver-)letzen hindeuten, wovon noch in der schwäbischen Mundart die Letze, d. i. Verletzung, sich findet. Merkwürdig ist, dass die ältere deutsche Sprache auch von laetor eine Form sich letzen hat. Man bildete nemlich von laetitia die Lätitz, davon sich lätitzen, und, synkopirt, sich letzen, wie es in einem alten Communionliede (Wohl mir, Jesus, meine Freude u. s. w.) heisst: „wie er sich mit dir mög' letzen, dich zu seinem Erben setzen". Unter laetor haben wir übrigens noch eine grammatische Bemerkung zu machen. Richtig ist, dass man sagt: laetari aliqua re und laetari in aliqua re; aber laetari aliorum dolore ist etwas Anderes, als laetari in aliorum dolore, und das sollte angedeutet seyn. Das Erstere ist sich darüber freuen, dass Andern wehe geschieht. Das Zweite: sich freuen, während oder ungeachtet Andere Schmerz empfinden oder trauern. Herr Dr. Fr. macht auf diesen Unterschied im Gesammtwörterbuche aufmerksam. Wenn aber unter laetor in den Wörterbüchern und auch hier die Stelle Virg. Aen. XI., 280. zum Beweise angeführt wird, dass laetor auch mit dem Genitiv construirt werde [nec veterum memini laetorve malorum], so ist diess doch eigentlich nicht ein von laetor regierter Genitiv, sondern von memini, nach welchem sich die Construction des Satzes, vermöge der grammatischen Figur Zeugma, richtet; es ist s. v. a. laetus memini. Wenn aber Aen. XI., 73. steht laetus laborum, Aen. I., 441. laetissimus umbrae und Vellej. II., 93. laetus animi, so ist diess weder mit dem obigen memini laetorve malorum gleich, noch sind die letztern drei Verbindungen einerlei, es sind vielmehr dreierlei Constructionen, was wir nicht auseinander zu setzen brauchen; nur zu laetissimus umbrae bemerken wir, dass es bedeutet: einen reichen, starken, kräftigen Schatten gewährend. Bunt unter einander gemischt hat solche mit Adjectiven verbundene Genitive auch Ruddimann Inst. Gramm. II. p. 73—78. zusammen gestellt. — Unter Lapis steht unrichtig aus Plin. 36, 46: Cappadocia lapis repertus est statt in Cappadocia lapis repertus est. — Seltsam ist unter

lego in der Stelle Ovid. Fast. II., 254. geschrieben: Fiscus non erat apta legi, für Ficus. — Unter letum hätte in der Stelle aus dem Cresphontes des Ennius bei Gell. VI., 16, 10. der tetram. (octonarius oder, wie Cicero in den Tusculanen 1, 43. sagt, septenarius) troch. geschrieben werden sollen: Ego meae quum vitae parcam, letum inimico deprecor, nicht Ego quum meae v. p. — Bei levis steht durch einen wunderlichen Schreibfehler in der Stelle de Finn. I., 12: dolor in longinquitate brevis solet esse, da es doch heisst: in longinquitate levis, in gravitate brevis s. e. Unter demselben Worte, unter B. 2. steht die Bedeutung gelind, mild, aus Liv. V., 23: tandem eo, quod levissimum videbatur, decursum est. Dabei wird gesagt, diese Bedeutung sey sehr selten *). Es mag seyn. Aber dann gehörte wohl auch hierher die unter II. A. gesetzte Stelle aus Cic. Tusce. I., 40. pre. quod enim levius [schonender] huic levitati nomen imponam? — Unter liber bemerken wir, dass (S. 77. b.) zu der Stelle de N. D. I., 44: Ludimur ab homine — ad scribendi licentiam libero, keine der angegebenen Bedeutungen ganz passt, sondern keck, dreist, welches der Verf. ohne Zweifel unter seinem „u. dergl.“ mitbegriffen haben will. — Unter levo (S. 74. a.) steht die Stelle aus Plaut. Mi. Glor. I., 6, 57: Levando morbum mulieri video. Das muss doch levandum heissen, wie in den Ausgaben steht. — Unter liberalis (S. 81. a.) ist die Stelle aus Cic. de Rep. I., 5: Quam ob rem neque sapientis accipere habenas, quum — cohibere non possint —, nicht verständlich, wenn man nicht, nach sapientis, das im Text stehende esse (oder est) einrückt, und possit, wie es heisst, statt possint schreibt. — Unter libero (S. 82. b.) wäre bei der Construction mit dem Genitiv doch wohl so viel Raum gestattet gewesen, zu sagen, dass diess ein Gräcismus sey. Und wenn es unter ε heisst, liberare werde auch mit blossem Accusativ construirt (also ohne Angabe wovon), so durfte wohl beigefügt seyn, der Gegenstand, wovon der Mensch als befreit angegeben werde, erkläre sich aus dem Satze selbst. Heisst es z. B. vectigales multos liberavit, so versteht es sich, dass nicht von etwas Anderm, als a vectigali solvendo, die Rede ist; und wo es nicht so nahe liegt, z. B. in den angeführten Stellen aus ciceronischen Briefen, so steht es wenigstens in der nächsten Umgebung, oder der Correspondent weiss schon, von was, und kann gar nichts Anderes denken. Gerade so unter Libet, wenn es heisst, es komme auch ohne Dativ vor, so musste entweder diese Bemerkung gar nicht gemacht oder beigefügt werden, es geschehe nur, wenn sich der, dem es beliebe, von selbst verstehe, z. B. Faciat, quod lubet. Was aber von libet (ohne Dativ) gilt, gilt auch für licet; und wenn es hier heisst, das Nomen des Subjectsatzes stehe in der Regel im Accusativ, so wäre besser gesagt, licet werde gewöhnlich mit dem Accus. cum Inf. construirt, und dieser Accus. cum Inf. sey das Subject. Ueber die Construction von licet mit dem Dativ und Infinitiv konnte jetzt auch Krüger's

*) Diess ist sehr natürlich. Denn kommt die Bedeutung mild, gelind wirklich dem Worte levis zu, was wohl nicht geläugnet werden dürfte, so hat dasselbe, bei seiner grossen Aehnlichkeit mit lenis, gewiss an manchen Stellen diesem den Platz räumen müssen. S. des Ref. grössere Ausg. von Cic. de N. D. II., 57. p. 451 sq.; de Div. I., 17. p. 84.; de Rep. II., 40. p. 326.; Tusce. I., 38. p. 313.; I., 40. p. 327.; II., 21. p. 566.; IV., 22. p. 380.; V., 26. p. 158.

Grammatik §. 482. angeführt werden. Sagt der Verf. S. 93. b. unter ε: licet werde auch „mit ut, und häufiger mit blossem Conjunctiv" construirt; so ist diess wahr; aber, ohne darum Grammatik und Syntax in das Wörterbuch einschwärzen zu wollen, würden wir wenigstens angedeutet haben, dass diess zwei sehr verschiedene Constructionen sind. Mit blossem Conjunctiv ist ja schon der Satz ein reiner Concessivsatz, der nur durch licet als solcher gleichsam angekündigt wird, der aber den Conjunctiv haben müsste, möchte licet darin stehen oder nicht. Es steht nemlich licet in einem solchen Satze parenthetisch, mit der Bedeutung eines Zwischensatzes ausserhalb der Construction, wie wenn man im Deutschen spräche: Er mag (ich wende Nichts ein) davon gehen; abeat, licet, wie abeat, nihil impedio. Folgt aber ut auf licet, wie pro Mur. 4, 8: neque iam mihi licet, neque est integrum, ut meum laborem — impertiam; dann steht der Satz so, als hiesse es: neque iam mihi licet, neque per temporis rationem fieri potest, ut — impertiam. Aus dem Grunde aber, weil licet mit dem blossen Conjunctiv im Conjunctivsatze gleichsam parenthetisch steht, kann auch quamvis licet im Concessivsatze stehen, ohne dass der Ausdruck tautologisch und zu tadeln wäre; denn auch quamvis (quantum vis) ist ein eigener Satz für sich, und steht gleichfalls ausserhalb der Construction. Denn sagt man quamvis licet insecteris istos, non tamen adducar, ut — so ist das s. v. a. insecteris istos, per me licet, quantum vis: non tamen etc. Wir machen diese, für den Verf. durchaus überflüssige, Bemerkung nur darum, um anzudeuten, dass diessfallsige Winke, aber in einem kurzen, gedrängten Ausdruck, nicht überflüssig gewesen seyn dürften, dergleichen er übrigens an manchen Stellen gegeben hat. — Unter demselben Artikel (licet) findet sich noch ein Fehler in einer Stelle aus Quinctilian X., 1, 99: in comoedia maxime claudamus für claudicamus. — Unter lineo steht die Stelle aus Cato de R. R. 14, 3: Succidet, dolabit secabitque materiam dumtaxat conductor. Hier steht gar das Verbum nicht, für dessen Gebrauch die Stelle als Beweis angeführt wird. Auch findet es sich nicht in der Ausgabe von Ausonius Popma*), noch in der Zweibr. Ausg. der Scrr. Rei Rust. In beiden steht: „dolabit, serram l. lineam l. materiam dumt. secabit facietque." Aber in fünf Wörterbüchern, dem Thesaur. L. L. von Lucius, Thes. Erud. Schol. von Faber (ed. Gesn.), dem Thes L. L. von Rob. Stephanus (ed. Birr.) und dem Thes. L. L. von Gesner, nebst dem Forcellinus, findet sich wirklich dolabit, lineabit, secabitque. Diess ist also geradezu bei unserm Verf. durch Versehen weggeblieben. Wie sich nun aber die Sache mit dem Wort lineabit verhält, und ob nicht dieses Verbum bloss den Lexicographen gehört (wie nach einer Bemerkung von Ruhnken, in seiner Vorrede zu dem ins Holländische übertragenen Scheller, sich gar manche Wörter finden), wüsste Ref. nicht zu erklären hätte er nicht im grossen Scheller'schen Lexicon (3. Aufl. von 1804.) die Bemerkung gefunden: dieses lineabit sey in allen Edd. vor dem Victorius wirklich gestanden; die Neuern, z. B. Gesner, haben, wie wir oben geschrieben; Schneider aber (den Ref. nicht nachsehen kann) habe di Lesart dolabit, lineabit secabitque etc. wieder aufgenommen. So steht sie denn auch in Herrn Dr. Fr.'s Gesammtwörterbuche. — Unter lucidus gehört wohl auch, dass es bei Horat.

*) Franekerae, 1620. 8.

Carm. Sec. 2. (lucidum coeli decus) vom Phöbus gesagt werde. — Bei ludibrium (S. 139. a.) steht unter c.: principes feminarum — in corporum ludibria deflebant; aus Curt. 10., 1, 3. Dort steht aber das ganz überflüssige in nicht. — Unter Ludicer muss es in der Stelle aus Cic. N. D. I., 37: pueri — delectantur heissen, nicht delectatur. — Unter Lupus (nom. propr.) ist der Druckfehler Lutilius Lupus für Rutilius. — Unter Lux fehlt die Bedeutung als Liebkösungswort, z. B. Cic. Famm. 14, 21: mea lux, meum desiderium. Im Gesammtwörterbuch steht sie, doch ohne Citat. — Unter luxus, verrenkt, möchten wir doch nicht behaupten, dass in der Stelle bei Marc. Empir. 36: Emplastrum utile ad luxa vel fracta, das Wort luxa substantivisch stehe; unter fractus fiel dem Verf. nicht ein, auch dieses als substantivisch gebraucht anzuführen. Lieber würden wir sagen, luxa stehe neben fracta participialisch, wo dann membra zu denken, nicht aber gerade „Verrenkungen" zu übersetzen ist. Endlich unter luxus (Ausschweifung) sollte es aus Sall. Cat. 13. non famem aut sitim statt situm heissen.

Es ist aber Zeit, abzubrechen, und, ungeachtet obiger Ausstellungen, die sich bei einem Werke von solchem Umfang noch leicht vermehren liessen, demselben wiederholt die verdiente Anerkennung auszusprechen wegen der Eigenschaften, die sich, wie im Anfang, so auch in der Fortsetzung im Ganzen gleich geblieben sind. Hat auch dieses Werk das Ideal eines Lexikons, wie wir es uns denken, und wie schon Verschiedene theoretisirend und mit Proben ihre Ideale dem Publikum vorgelegt haben, nicht erreicht, so ist in dessen Leistung doch ein bedeutender Fortschritt sichtbar; und wer auch künftig, auf des Verf. Schultern stehend, und ihn eben darum übersehend, sich recht gross dünken mag, der mag sich nur zum Voraus bescheiden, dass auch er eben ein menschliches Werk liefern und der Kritik Blössen darbieten werde.

Wir gehen zu des Verf. zweitem Werke, dem „Gesammtwörterbuche" über, das vollendet vor uns liegt.

Man würde sich irren, wenn man dieses Werk als einen blossen Auszug aus dem grössern betrachtete. Wenn sich irgendwo die Wahrheit des Satzes: dies diem docet bewährt, so ist es bei Werken, die aus einer grossen Menge von Einzelnheiten entstehen und zusammengesetzt werden müssen, zumal bei lexikographischen Arbeiten. Der Verf. des grossen Werkes hat diesen Einfluss der Zeit und der Uebung und der fortwährenden Erweiterung und Berichtigung durch Forschung in die Breite und in die Tiefe bei diesem kleinern Werke nicht unbenützt gelassen. Schon in der Anzeige des grössern Werkes, von dem wir so eben den grössern Theil des dritten Bandes besprochen haben, haben wir Einiges angeführt, das sich besser oder verbessert in dem Gesammtwörterbuche findet, welches wir jetzt noch kürzlich besprechen wollen.

Der ausführliche Titel sagt hinlänglich, was der Verf. geben und leisten wollte. Schon aus dem Titel erhellt, dass das Gesammtwörterbuch Manches, ja Vieles enthalten muss, was im Grossen nicht gesucht werden darf, nemlich die wichtigsten mittel- und neulateinischen Wörter, namentlich die in die neuern europäischen Sprachen übergegangenen, die lateinischen und latinisirten Kunst-

ausdrücke der Medizin, Chirurgie, Anatomie, Chemie, Zoologie, Botanik u. s. w. Darüber wird nun Mancher bedenklich fragen, ob sich wohl diese Zwecke mit einem Schulwörterbuche vereinigen lassen, ohne die Jugend zu verwirren und ihr gar zu viel Entbehrliches, ja Ueberflüssiges zu bieten? Die Antwort wird sich vielleicht aus folgenden, der Vorrede entnommenen Bemerkungen ergeben. Der Verf. hegt die Ueberzeugung, dass für die Geschichte der lateinischen Wörter der Untergang des abendländischen Reiches keinen völligen Abschluss, sondern nur einen Abschnitt bilde. Der Abschluss sey zwar dort für die Grammatik, aber für die Wörter und ihre Geschichte nicht. „Sie accommodirten sich den Zeitbegriffen und Zeitbildungen, setzten neue Bedeutungen an, nach in der Vernunft begründeten Analogieen, wodurch sich auch eine naturgemässe Erweiterung und Fortbildung des Wortvorraths gestaltete, den die Wörtergeschichte, d. h. die Lexikographie, in den Bereich ihrer Darstellung zu ziehen hat." Es wird diess an dem Worte ingenium nachgewiesen, und die Entwicklung, bis auf die französischen Wörter génie, engin und ingénieur gezeigt. Eine ähnliche Ausdehnung gab schon vor mehr als hundert Jahren (1739) seinem, auch für Schulen berechneten Handwörterbuche in drei starken Oktavbänden der alte Benjamin Hederich, Rector in Grosshayna, wovon der dritte Band deutschlateinisch ist*). Das Buch ist umfangreicher als das vorliegende Gesammtwörterbuch, da auch Dufresne darin excerpirt ist. Die Autoritäten sind überall angeführt, aber nur die Namen, nicht die Stellen angegeben. Der Buchstabe K, der im Gesammtwörterbuche fünf Artikel auf zehn Zeilen hat, hat bei Hederich drei volle Columnen mit 45 Artikeln. Ein wesentlicher Vorzug des Freund'schen Werkes aber ist, ausser der schärfern Kritik und Auswahl, der bessern Anordnung der Bedeutung und der genauern Anführung vieler wichtigen Stellen, zuerst die Sorgfalt des Herrn Dr. Fr., dass das Material in diesem, auch für die Schulen bestimmten Wörterbuche nicht bunt durch einander läuft, wie bei H., bei dem man erst bei dem, übrigens sehr genauen, Register der Autoritäten das Zeitalter findet, welchem die Wörter angehören; denn dass zuvörderst die gutklassische Prosa, von Cicero bis zum jüngern Plinius, von der übrigen vor- und nachklassischen, und von der poetischen Latinität, nicht bloss durch Beifügung der Autoren-Namen, sondern auch durch Druck und Zeichen auf den ersten Blick kenntlich gesondert werden; dass ferner, vorzüglich im Interesse der Lateinisch-Lernenden und Schreibenden, innerhalb der klassischen Prosa selbst zwischen ciceronischer und nichtciceronischer Latinität unterschieden worden ist, eben so alle nur einmal oder selten vorkommenden Wörter, Wortformen und Wortbedeutungen auch schon äusserlich durch ein vorgesetztes Zeichen bezeichnet sind, und so der Schüler,

*) Der Titel dieses mit Unrecht vergessenen Buches zeigt deutlich den Zweck des Verfassers: „Benjam. Hederici Lexicon Manuale Latino-„Germanicum, omnium sui generis Lexicorum longe locupletissimum, adeo-„que ad intelligendos cum veteres, tum medii atque recentioris aevi „scriptores quarumcunque artium ac scientiarum apprime commodum, „notisque et observationibus orthographicis, etymologicis, criticis, anti-„quariis passim distinctum. Accedit compendiorum Scripturae signorum-„que in scriptoribus veteribusque monumentis interpretatio. Lips. J. F. „Gleditsch." Die lateinisch-deutschen Theile 2970 und 2966 Columnen

abstrahiren von dem in Doppelklammern befindlichen Material, und sein Auge auf das durch den Druck Hervortretende richtend, ein Wörterbuch der klassischen Prosa besitzt, ohne für die nichtklassische Sprache eines besondern Lexikons zu bedürfen. Innerhalb der klassischen Latinität (sagt der Verf. ferner) ist auf die ciceronianische Ausdrucksweise die vorzüglichste Sorgfalt verwendet worden. Er habe, sagt er, eigens für diesen Theil eine Sammlung ciceronischer Phrasen angelegt, deren Zahl die Summe von 20000 übersteige; wo er der Phrase keinen Namen beigefügt habe, sey immer Cicero gemeint, während anderer Autoren Namen sich jedesmal beigesetzt finden. (Tausende von Stellen Cicero's sind übrigens auch speciell mit Angabe des Orts citirt.) Ueberdiess seyen zur Heraushebung der einzelnen Stellen bemerkbare einfache typographische Zeichen gebraucht, auch die sinnverwandten und sinnentgegengesetzten Wörter (Synonyma und Contraria) durch den Druck kenntlich gemacht, und dabei der Druck, ohne zu verwirren, mit möglichster Raumersparniss eingerichtet. Was die Anhänge der aus lateinischen Wörtern umgeformten italiänischen *), französischen und deutschen Wörter betrifft, so bezweckt der Verf. damit, den Schüler frühzeitig auf den Zusammenhang der lateinischen Sprache mit den neuern Sprachen aufmerksam zu machen und ihm so auf die einfachste Weise die Kenntniss des Ursprungs dieser Wörter beizubringen: „eine Seite „des Unterrichts (fügt er hinzu), welche zur Zeit noch in so hohem Grade ver- „nachlässigt ist, dass man bei Lernenden — wenn nicht auch bei Lehrenden — „oft vergebens nach dem Ursprunge solcher Wörter fragt, und nicht selten die „abenteuerlichsten und unnatürlichsten Conjecturen zur Antwort erhält." Ref. kann diess aus eigener vieljähriger Erfahrung vollkommen bestätigen, und muss diesen Mangel leider noch weiter ausdehnen, als der Verf. aus Höflichkeit gethan hat. Fragen wir nun nach der Leistung des Verf., so müssen wir bemerken, dass er im Ganzen nicht weniger geleistet hat, als er in der Vorrede und auf dem Titel verspricht, dass das Werk in hohem Grade reichhaltig und mit ziemlicher Consequenz durchgeführt ist, und von einem aufmerksamen Schüler, trotz der Mischung der Latinität aller Zeitalter, ohne Verwirrung gebraucht werden kann, so wie es diejenigen nicht oft rathlos lässt, welche bei vorgerückten Jahren, jenseits der Schulzeit, in besondern Wissenschaftsgebieten, namentlich den Naturwissenschaften, sich werden Raths erholen wollen.

Dass das Buch kein blosser Auszug aus dem grössern Werke sey, haben wir schon bemerkt; dass hier viele Wörter sich finden, die im grössern plangemäss weggelassen sind, versteht sich gleichfalls aus dem Obigen. So sind hier z. B von Axamenta bis zu Ende des A 26 Artikel, im grössern nur 20; in dem angeführten Hederich'schen Werke aber sogar 55; im Buchstaben X hat das grössere Werk von Herrn Dr. Fr. 30, das kleinere 34, das von Hederich 90 Artikel, im Buchstaben Z sogar das letztere 212, während das grössere von Fr. 72, das kleinere 80 Wörter hat.

Es kann von einem Handwörterbuche nicht gefordert werden, dass alle Beweisstellen genau citirt seyen; es ist diess indessen, wie gesagt, an einer

*) Der Verf. schreibt, wie Viele, italienisch, da doch das Wort nicht von Italien, sondern nach und aus Italiano gebildet ist.

grossen Menge von Stellen dennoch geschehen *). Unbequem ist es aber, wenn an einer nur mit dem Namen des Schriftstellers bezeichneten Belegstelle ein Fehler ist, den der Nachschlagende nicht berichtigen kann; z. B. unter A, ab S. 4 ist aus Propertius citirt: Munus ab ingenio notior ille tuo, offenbar falsch. Aber nicht Jeder entdeckt gleich, dass die Stelle aus IV., 1, 126. ist, und es murus statt munus heissen muss. Auf derselben Seite wird aus demselben Schriftsteller servator ab Alba citirt und erklärend beigesetzt: „vom albanischen Geschlechte." Besser war es jedoch, den ganzen Vers zu citiren, der den Augustus anredet: Mox ait, o longa mundi servator ab Alba, und Prop. IV., 6, 37. steht. — Bessere Anordnung der Bedeutungen haben wir unter vielen Artikeln, unter andern bei adhinc, abalieno, abduco gefunden. Unter dem letzten Worte sollte nur in der Stelle aus Cic. Famm. IV., 4, 5: a quo studio te abduci negotiis, intelligo ex tuis literis kein Komma nach negotiis stehen sollen. Unter dem Worte abemito sollte zur Erklärung nicht demitto, sondern demito stehen, wie auch wirklich beim Festus steht und das folgende auferto lehrt. — Wenn wir bei dem Anfange der einzelnen Buchstaben in dem grössern Werke über den Buchstaben selbst jedesmal kürzere oder längere belehrende Aufsätze oder Abhandlungen finden, so hat dagegen der Verf. für gut gefunden, sie in dem Gesammtwörterbuche grösstentheils wegzulassen. Wir würden doch Manches davon aufgenommen haben, da das Buch Manchem wird dienen sollen und müssen, der sich wohl für immer damit begnügen will, und wohl auch von diesen Dingen Einiges erfahren dürfte. Alles Nothwendige und Nützliche in dieser Hinsicht, recht zusammengedrängt, würde das Buch kaum um einen halben Bogen vergrössert haben. Um nicht zu weitläuftig zu werden und nicht zu desultorisch zu verfahren, knüpfen wir nur noch in Betreff einzelner Artikel einige Bemerkungen an Wörter aus dem Buchstaben B an.

Eine Verbesserung finden wir unter dem Worte barbaricus. Da steht im grössern Werke, es gebe zwei Adverbien davon, barbaricum nnd barbarice, und für jenes ist aus dem Sil. Ital. 12, 413: barbaricum et immane gemens angeführt. Diess war ein Versehen, das in dem Gesammtwörterbuche berichtigt ist, indem als Adverbium bloss barbarice, aus dem Capitolinus, dagegen barbaricum als von Dichtern adverbialisch gebrauchtes Neutrum angegeben wird. Mehrere Beispiele finden sich in Zumpt's Grammatik §. 267 und 383; Feldbausch's Grammatik §. 471; Madvig's Grammatik §. 302; Haase zu Reisig's Vorlesungen über lat. Sprachwissenschaft p. 684. Anm. 555. und die daselbst Angeführten. — Auch unter basilicus finden wir Etwas, was im grössern Werke fehlt, nemlich die Bedeutung „Königswurf" im Würfelspiel, der sonst auch Venereus heisst. Vergl. J. Meursii Graecia Ludibunda, p. 8. — Unter bellator hätten wir den im grössern Wörterbuche gegebenen Wink, wie sich miles davon unterscheide, nicht weggelassen, sondern wenigstens gern kurz angedeutet gesehen. — Unter benigne sollte der Scheidungsstrich vor dem Citat Cic. Off. 2., 15, 52. weg seyn, denn die vorhergehende Stelle aut operâ benigne fit etc. steht eben dort. — Unter benignus sollte S. 453. a. die Stelle aus Horatius (sie steht Sat. 2., 3, 3.) vini somnique benignus nicht durch

*) Auch sieht man deutlich, dass der Verf. eine Menge Stellen neu nachgeschlagen hat, und viele genauer angibt.

wein- und schlaftrunken übersetzt seyn", sondern: die mit Wein und Schlaf gütlich thuend. — Im grössern und kleinern Werke findet sich nicht das Wort Bisultor, welches bei Forcellini und Scheller (im grössern Werke) noch aus Ovid. Fast. V., 590. angeführt ist, jedoch mit der Bemerkung, dass dort wohl besser bis ulto gelesen werde, da man sonst in Bisultor einen Beinamen des Mars gefunden habe, was auch wirklich noch Burmann vertheidigt. Die Weglassung geschah ohne Zweifel absichtlich, wie diess auch schon Scheller im Handlexikon gethan hat. Ref. hätte es mit der Bemerkung, dass es verdächtig sey, dennoch aufgenommen, da es dem Lesenden in ältern Ausgaben und mythologischen Werken vorkommen kann und er sich dann doch muss Raths erholen können. — Unter bonus würden wir „wohl", als Bedeutung dieses Adjectivs, wegstreichen. — Unter bracteatus vermissen wir die mittelalterliche Bedeutung Blechmünze (auch ohne numus).

Wir brechen hier ab, um noch ein paar andere Gegenstände zur Sprache zu bringen. So dankenswerth wir die Zugabe der vielen Ausdrücke aus dem Gebiete der Naturwissenschaften finden, welche in Betreff der neulateinischen Artikel der Verf. einem klassisch gebildeten Arzte, dem Herrn Dr. Günsburg in Breslau, verdankt; so wird doch, eben weil man das Bedürfniss in dieser Hinsicht befriedigt sieht, Mancher ähnliche Wünsche in Hinsicht lateinischer Kunstausdrücke aus andern Wissenschaften hegen, z. B. der Philosophie, der Theologie, der Jurisprudenz; Andere werden fragen, warum, da so viele Versfüsse (amphimacrus, creticus, proceleusmaticus, epitritus, dochmius und dergl.) aufgeführt sind, andere (freilich seltenere) fehlen, z. B. der orthius, dasius, Doriscus und ähnliche; warum die Ausdrücke terminus major, t. minor, t. technicus nicht aufgenommen sind, die in der neuern Latinität so häufig vorkommen, warum Feudum fehlt und die davon abgeleiteten Wörter, eben so viele mathematische Ausdrücke, ellipsis, parabole, hyperbole (als Kegelschnitte); und so könnte auch nach andern Dingen gefragt werden, die man nur darum vermissen dürfte, weil auf einem andern Gebiete ähnlicher Art viel gegeben ist. Endlich, um mit den drei sprachvergleichenden Wörterverzeichnissen zu schliessen, könnte, so dankenswerth sie sind, hier abermals nach dem Princip gefragt werden, nach welchem das eine Wort aufgenommen, das andere, dem Anschein nach gleichberechtigte, weggelassen worden ist. Vielleicht wird der Verf. antworten, er habe nur Beispiele, und zwar recht schlagende, ohne besondere Auswahl geben wollen. Eine Vollständigkeit habe er weder beabsichtigt noch erzielen können, ohne das Buch übermässig zu vergrössern, und so habe er denn aufgenommen, was sich ihm ungesucht dargeboten habe, und Schülern oder Erwachsenen die Freude, noch mehr dergleichen zu finden, nicht verderben wollen. Ohne übrigens das Buch zu vergrössern (denn die letzte Seite bot noch Raum für fast hundert Wörter dar), konnte immerhin noch eine Anzahl recht treffender und passender Beispiele gegeben werden, deren wir hier einige, ohne das Deutsche beizusetzen, anführen: avena, apium, asellus, blaterare, bucca, calx, calix, census, carcer, caseus, catena, circulus, coquus, corbis, cucumer, curtus, darare, facula, falsus, febris, feriae, flamma, floccus, fluctus, fructus, gilvus, gusto, habere, herus, incendo, inter, labium, lacus, lens, lingo, lubricus, martes, mercatus, mulus, nicto, non, nurus, occare, obferre, palus (udis)

Pfuhl, palus (i) Pfahl, par, pellis, penicillus, pluma, rectus, rosa, scribo, securus, solea, strata (via), strigilis, sugere, tegula, vacillo, vallum, vannus, vellus, vermis, vidua, volgus.

Wir denken, dieses Buch werde mehrere Auflagen erleben, da es wohl manchem Studirenden ein Begleiter auf den verschiedenen Stadien seiner Laufbahn werden dürfte. Zu diesem Zwecke haben wir einige Bedenken, Zweifel und Fragen geäussert, und einige wenige Berichtigungen beigebracht, einige Wünsche und Vorschläge beigefügt, und scheiden von dem Verf. mit der Versicherung, dass uns dessen ungeachtet sein Buch geeignet scheint, Bedürfnisse zu befriedigen und Ansprüchen zu genügen, die sonst schwerer und auf einem kostspieligeren Wege mit Mühe befriedigt werden konnten.

G. H. Moser.

Kurze Anzeigen.

Grösstentheils neue Aufgaben aus dem Gebiete der Géométrie descriptive nebst deren Anwendung auf die constructive Auflösung von Aufgaben über räumliche Verwandtschaften der Affinität, Collineation etc. Systematisch geordnet und gelöst von Leopold Mossbrugger, Professor an der Kantonsschule in Aarau. Zürich, Verlag von Meier und Zeller. 1845. Gross Quart. Ein Band Text mit VI. und 145 S. und ein Band mit 58 Figurentafeln.

Das Feld der Géométrie descriptive ist seit ihrem Begründer Monge sehr häufig bearbeitet worden; und namentlich in der neuesten Zeit sind viele derartige Schriften sowohl in französischer als in deutscher Sprache erschienen. Allein die neu hinzugekommenen Untersuchungen und die neu gewonnenen Resultate stehen durchaus nicht im Verhältnisse mit der Unmasse dieser sich immer fort und fort vermehrenden Schriften.

Ganz anders verhält es sich mit vorliegender Schrift. Der Herr Verfasser sucht

1) den in der That noch immer sehr geringen Vorrath von Aufgaben im Gebiete der Géométrie descriptive durch neue, bisher noch ungedruckte Aufgaben zu vergrössern, bei deren Auflösung die rein geometrische Construktion vorherrschend ist. Sodann sucht der Herr Verfasser

2) die in der neueren Geometrie, besonders über die Verwandtschaften der Affinität, Collineation, Reciprocität auf rein analytischem Wege angestellten Untersuchungen und gewonnenen Resultate unter konstruktive Anschauungsformen zu bringen. Damit in Verbindung steht,

3) dass der Herr Verf. bei seinen Aufgaben und deren Lösung vorzüglich auf Allgemeinheit gesehen, und niemals durch bequeme Annahmen, welche doch nicht immer stattfinden können, eine an sich schwierige Aufgabe in eine leichte oder gar unbedeutende verwandelt hat.

Der Inhalt des in zwei Abtheilungen gebrachten Buches ist folgender:

Erste Abtheilung. **Erstes Kapitel.** Aufgaben über Linien im Raume, über Ebenen und über die Verbindung beider. **Zweites Kapitel.** Aufgaben über von Ebenen begränzte Körper und deren Projektionen. **Drittes Kapitel.** Darstellung räumlicher Systeme, welche zu einander in Verwandtschaft der Affinität, Collineation und Reciprocität stehen, mittelst der orthographischen Projektion.

Zweite Abtheilung. Körper von krummen Flächen begränzt. **Viertes Kapitel.** Aufgaben über schneidende und berührende Ebenen mit krummen Flächen und über Construktion von Flächen aus gegebenen Stücken. **Fünftes Kapitel.** Aufgaben über Durchschnitte von Flächen mit Flächen, und geometrische Oerter.

Die öfters sehr verwickelten und schwierigen Zeichnungen sind von Künstlers Hand sehr genau und vollständig ausgeführt; ein Vorzug, welcher manchem Werke dieser Art abgehen dürfte.

Der Herr Verleger hat für die äusserliche Ausstattung so sehr gesorgt, dass das Werk jedem andern dieser Art, welches zu den schönsten gehört, wenigstens an die Seite gestellt werden darf.

Ref. hat dieses Werk mit Aufmerksamkeit durchgangen, und spricht die Ueberzeugung aus, dass es jeder Freund dieses Zweiges der Mathematik mit Freuden begrüssen, und sowohl dem Herrn Verfasser als dem Herrn Verleger dafür Dank wissen wird.

Dr. G. Strauch.

Deutsche Mystiker des vierzehnten Jahrhunderts herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band.

Auch unter dem Titel:

Hermann von Fritslar, Nicolaus von Strassburg, David von Augsburg, zum ersten Male herausgegeben. Leipzig, 1845. XLIV. und 612 S.

Bei weitem der grösste Theil unserer Literatur im Mittelalter gehört dem Gebiete der Poesie an; die poetische Darstellung ist damals so überwiegend gewesen, dass sie selbst bei Gegenständen angewandt worden ist, für welche sich weit mehr die prosaische Form eignet. Trotz dieser Zurücksetzung und Beschränkung ist die Prosa jener Zeit unter der Pflege gewandter Meister zu einer Bedeutsamkeit herangereift, dass ihr natürliches und ächt deutsches Gepräge später selten erreicht und wohl kaum übertroffen wurde. Bekannt sind bereits die Predigten des Franziscaners Bertold, wiewohl sie noch nicht vollständig und auf die ihm gebührende Weise veröffentlicht worden sind; bekannt sind auch noch andere Predigten, unter denen die von Grieshaber mitgetheilten den Bertoldischen am nächsten stehn, aber die grössere Zahl der uns überkommenen prosaischen Schriften liegt noch da und dort in Handschriften verborgen, da die Gelehrten ihr Augenmerk bisher fast nur auf die Dichtungen gerichtet haben. Mit Recht glaubt darum Herr Pfeiffer, dass eine Sammlung deutscher geistlicher Redner und Philosophen, die er herauszugeben beabsichtigt und deren ersten Band wir hier schon als erschienen ankündigen,

auf eine beifällige Aufnahme Anspruch machen dürfe. Die Schriften der sogenannten deutschen Mystiker tragen so viel dazu bei, uns eine genaue Einsicht in die damaligen geistigen und religiösen Bewegungen zu verschaffen, die mit den jetzigen Verhältnissen so viel Aehnlichkeit haben; sie sind namentlich als erste Versuche einer selbständigen deutschen Philosophie von solcher Wichtigkeit, dass sie vor vielen andern Denkmalen in Prosa den Druck verdienen.

Der erste Band enthält die Legendensammlung des Hermann von Fritzlar aus dem XIV. Jahrhundert; der Verfasser, der dem Herausgeber ein begüterter Laie gewesen zu sein scheint, behandelt ausser dem Leben der Heiligen auch spekulative und metaphysische Fragen der damaligen Zeit. Seiner Legendensammlung reihen sich dann die Predigten des Dominicaners Nicolaus von Strassburg an, ebenfalls aus dem XIV. Jahrhundert, der in dem Bestreben, zu allegorisiren, zwar nicht so kühn, aber darum auch viel fasslicher als sein Zeitgenosse Eckhart ist. Den Schluss bilden die Schriften des Franziscaners David aus der Mitte des XIII. Jahrhunderts, die der Herr Herausgeber als Anhang und zuletzt aufgeführt hat, weil sie nicht eigentlich mystisch sind. So viel ist gewiss, dass sie ihrem Werthe nach weit über den beiden erstern stehen. Auch nach der chronologischen Reihenfolge hätten sie die Sammlung eröffnen sollen.

Herr Pfeiffer hat die Texte der drei genannten Schriftsteller, deren Werke mit geringer Ausnahme hier zum ersten Mal im Druck erschienen, mit grosser Sorgfalt und Kenntniss behandelt. Ueberdiess sind die vollständigen Lesarten beigefügt, sowie Anmerkungen grammatischer, lexicographischer und sachlicher Art, wobei er besonders die Laien im Auge gehabt hat. Dem Ganzen geht eine Einleitung voran, die den wissbegierigen Leser vielfach belehrt und zu der Lectüre der mitgetheilten Denkmale anregt. Allen denen, die sich für Cultur- und Literargeschichte deutscher Vorzeit interessiren, ist diess Buch als ein sehr schätzenswerther Beitrag zur genauern Kenntniss des XIII. und XIV. Jahrhunderts zu empfehlen.

Heidelberg, am 28. December 1845.

K. A. Hahn.

---

1. Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Von Dr. Michael Sachs. Berlin. Veit und Comp. 1845.

Auch das Judenthum hat seine historisch-romantische Schule. Der allgemeine Zwiespalt zwischen dem religiösen Positivismus und der philosophischen Kritik hat auch das jüdische Bewusstsein nicht verschont; und der Bruch zwischen der lebendigen Ueberzeugung und der veralteten Lehre, zwischen den universellen sittlichen Tendenzen der Gegenwart und der particularistischen mittelalterlichen Anschauung ist so offenbar, dass sich keine Partei mehr darüber täuscht. Aber die Lösung dieses Zwiespalts wird auf verschiedenen Wegen gesucht. Die vorherrschende kritisch-reformatorische Partei will das moderne jüdische Bewusstsein von der Quelle aller jener zeitwidrigen Elemente abschneiden; sie will dem gedanken- und inhaltslos gewordenen Ceremonialgesetz seine Autorität absagen, und den Bruch, den die Praxis längst erzeugt

hat, auch theoretisch proclamiren. Dagegen glaubt eine andere, dieser diametral entgegenstehende Partei, welche man eben als die historisch-romantische bezeichnen kann, die Lösung des Zwiespalts dadurch zu finden, dass sie das jüdisch-religiöse Bewusstsein wieder auf das Stadium der Naivität und der Glaubenseinfalt zurückführen möchte, wo das Gemüth in der reinen Hingebung an das Religiöse, und trete dieses auch in noch so bizarren Formen auf, seine volle Befriedigung findet. Jene Richtung will eine Reform, diese eine Restauration; jene will, da wo der Geist verschwunden, auch den morschen Behälter zerschlagen; diese will das antike Gefäss anfputzen und mit einer künstlichen Glaubensessenz füllen, deren süsslicher Duft den morschen Modergeruch vertreiben soll. — Mit diesen Strebungen der romantischen Partei im Zusammenhange steht auch die Vertiefung in das poetisch-religiöse Leben des Mittelalters; das Zurückgreifen in Zustände, für deren zauberhaftes, magisches Halbdunkel unser lichtgewöhntes Auge die Sehkraft verloren hat, und in denen man sich mehr mit dem somnambülen Instinkt eines Nachtwandlers, als mit dem Leitstern eines vernünftigen Bewusstseins zurechtfinden kann.

Innerhalb dieser Tendenzen fällt auch das gegenwärtige Buch, dessen nähere Besprechung uns obliegt. Der Verf. will uns eine der interessantesten und reichsten Epochen des jüdisch-literarischen Lebens auf dem Gebiete der neuhebräischen Poesie vorführen; jene Zeit, wo der Mittelpunkt des jüdischen Geisteslebens von dem asiatischen Boden, auf welchem eine abenteuerliche und mährchenhafte Phantasie alle seine Produktionen umrankte, zuerst unter dem südeuropäischen Himmel von Spanien, Italien und der Provence versetzt wurde, wo die schöpferische Regsamkeit arabischer Wissenschaft und die lebensfreudige Poesie, von der die Welt des Mittelalters wiederklang, mit ihrem Schwung und mit ihrer Begeisterung auch das empfängliche Gemüth jüdischer Poeten mit sich fortriss. Aber der Verf. stört einigermassen die Unbefangenheit, die der Leser behalten muss, um diese mittelalterliche Poesie zu geniessen. Er kann es nicht verbergen, dass er eine Tendenz verfolgt, und dass er den poetischen Blumenstrauss auch als eine Geissel gebrauchen will, um die gegenwärtige Zeit wegen ihres Mangels an Glauben zu züchtigen. „Seht", ruft er seinen reformatorisch-kritischen Glaubensgenossen zu, „auch jene Männer standen auf der Höhe des wissenschaftlichen Bewusstseins ihrer Zeit, sie haben ihre Denkkraft an den dialektischen Problemen des Aristoteles geübt und mit Lust und Freudigkeit über das dogmatische Material ihrer Religion philosophirt; und doch haben sie Nichts von ihrer Glaubensinnigkeit eingebüsst, und doch seht, mit welcher glühenden Hingebung sie sich in den religiösen Gedanken vertiefen, welche Fülle geistigen Gehaltes sie in den überkommenen, heiligbewahrten Formen zu finden wussten!" — Wenn uns diese Benutzung einer glaubensvollen Poesie als Waffe in der theologischen Polemik des Tages einerseits den schönsten Genuss ein wenig trübt, so ist anderseits doch gewiss der religiös-philosophische Dualismus des Mittelalters kein stichhaltiges Argument, das man gegen die neue Zeit vorbringen kann. Wer weiss nicht, dass unter der Herrschaft des missverstandenen Aristoteles alle Philosophie wenig mehr als ein dialektischer Formalismus war, dem jeder Inhalt angepasst wurde, und dass es nur jener, in ihrem Denkstoffe so ganz und gar vertieften Zeit möglich war, in der Scholastik eine

scheinbare Vermählung zwischen dem Dogma und der Speculation zu feiern, die sich nun schon lange in einen blutigen Unfrieden aufgelöst hat. Dieser messianische Zustand, wo der träumerische, unschuldige Glaube, wie ein Kind mit den giftigen Nattern der Dialektik friedlich spielte, kehrt nun und nimmer wieder; der Geist muss aus der ungewissen Schwebe heraus und sich rechts oder links entscheiden. — Ueberdiess widerlegt sich der Verf. selbst dadurch, dass er eingesteht, wie unbehaglich und fremd sich jene jüdischen Metaphysiker auf die Länge in dem öden Dunstkreis der damaligen Spekulation fühlten, und dass diese religiöse Poesie eigentlich nur eine Flucht sei aus jenem Gebiet auf den verlassenen heimischen Boden des positiven Glaubens. Es ist also nur eine süsse Selbsttäuschung, wie sie die Romantik zu ihrer Existenz immer bedarf, wenn der Verf. in dem mittelalterlichen Geistesleben eine Harmonie findet, die der Mitwelt als Beispiel vorgehalten werden könnte, eine Selbsttäuschung, die gefährlich wird, wenn sie zur Grundlage praktischer Bestrebungen verwendet wird. Der Verf. spannt überdiess seine apologetischen Tendenzen zum Behufe theologischer Polemik noch weiter aus, als es der Kreis seiner literarhistorischen Darstellung erfordert. In dem ersten Abschnitte seiner geschichtlichen Entwicklung der jüdisch-religiösen Poesie gibt er nämlich Andeutungen über den Bildungsgang der jüdischen Literatur nach der Zerstreuung über die Entstehung der Thalmude und der Midraschim. Nun hat sich bekanntlich diese Literatur eine fast canonische Autorität im Judenthum erobert und mehr als zwölf Jahrhunderte das ganze jüdische Leben in seiner wissenschaftlichen und religiösen Thätigkeit so sehr beherrscht, dass es der gegenwärtigen jüdisch-theologischen Kritik nicht leicht wird, den ungeheuren Einflüssen eines, wenn auch aus ganz fremden politischen und sittlichen Elementen hervorgegangenen Geistes ein Ende zu machen. Unser Verf. aber, der, wie es scheint, den Thalmud noch immer für das Haupt- und Grundbuch des Judenthums hält, sucht denselben als eine organische Entwickelung des jüdischen Bewusstseins aus dem Kern und Mittelpunkt der Bibel heraus darzustellen, und so demjenigen, was eine nüchterne Kritik nur für ein Produkt momentaner Anschauungen erkennt, eine grössere Geltung zu vindiciren, als stände es im innigsten Zusammenhange mit den unerschütterten Fundamenten des Glaubens. Aber auch hiebei ist der Verf. durch seine romantische Betrachtungsweise getäuscht. Er zeigt uns nur die eine, ihm verständliche volksthümliche poetische Seite des Geisteslebens jener Zeit, die sich in den s. g. hagadischen (mythischen) Elementen des Thalmuds ausspricht, in welchen allerdings der Zusammenhang mit den geschichtlichen Voraussetzungen sichtbar und die Produktion sich noch organisch erweist. Dagegen übersieht der Verf. das ungeheure Gebiet des Doctrinellen und Praktischen, die halachische Seite des Thalmuds, die sein eigentliches Wesen ist, und die im Grunde allein und ausschliesslich die Herrschaft geübt hat. In diesen praktisch-doctrinellen Elementen den organischen Zusammenhang mit den geschichtlichen Voraussetzungen, ja nur mit der heiligen Schrift zu entdecken, in ihnen eine wahrhafte Fortbildung des Volksbewusstseins und nicht vielmehr grossentheils eine labyrinthische Verirrung und Verwirrung einfacher, überkommener Normen zu finden, dürfte dem Unbefangenen und Vorurtheilsfreien sehr schwer werden.

Darum kann dasjenige, was der Verf. über den organischen Zusammenhang jener Literatur mit dem Volksleben sagt, nur als eine halbe Auffassung einer nicht zu trennenden Doppelthätigkeit des Geistes, für den Werth und die Bedeutung des Thalmuds nicht genug beweisen; und wir müssen alle polemisch-apologetischen Versuche in diesem Zusammenhange als einseitig und beinahe störend betrachten, wie wir denn selbst über diese Abwehr beinahe den eigentlichen Inhalt des Buchs zu besprechen vergessen.

Die mitgetheilten Proben aus den vorzüglichsten religiösen Dichtern der spanischen Schule werden mit aller Treue und Kunstfertigkeit der Uebersetzung von dem der poetischen Handhabung der Sprache sehr gewandten Verf. wiedergegeben, doch können sie den künstlerischen Eindruck der gleichfalls abgedruckten Originale nicht völlig erreichen. Den Hauptreiz der neuhebräischen Poesie jener Epoche bildet neben ihrem wehmüthigen, erhabenen Inhalt doch auch die wundervolle Behandlung der Sprache, die im Grunde nur ein armes Material, und auch das nur für die eine religiöse Seite der poetischen Anschauung darbot. Und doch wussten jene Poeten nicht nur die künstliche Metrik der arabischen Dichtungen, den Reim und das Akrostichon durchgehends zu verbinden, sondern bis auf wenige einzelne Verirrungen des Geschmacks, die klassische Reinheit der biblischen Poesie zu bewahren und Reminiscenzen aus dieser Poesie mit den eigenen Schöpfungen zu einem reizvollen Mosaike zu verschlingen. Viele der mitgetheilten Stücke werden jedoch — auch ihres eigenthümlichen Inhalts wegen — das Interesse des Lesers ansprechen, besonders da der Verf. den schwierigen Stücken Erläuterungen beigab, die namentlich die philosophischen Einflüsse der Zeit auf die Poesie geschickt nachweisen.

Die eigentliche literarhistorische Darstellung, die den Hauptinhalt des Buches ausmacht, umfasst die Anfänge der nachbiblischen Literatur, die Geschichte der jüdischen Liturgie, die Verpflanzung der wissenschaftlichen Thätigkeit des Judenthums aus Asien nach Südeuropa, den Einfluss des Aristoteles auf die jüdische Bildung und eine Charakteristik der spanischen Dichterepoche in einzelnen Biographien. Dem Verf. gebührt die Anerkennung einer klaren, lebendigen Darstellung dieser Literaturepoche, in ihrem Zusammenhange, eine um so schwierigere Aufgabe, als die geistige Thätigkeit dieser Zeit erst durch die literarhistorische Forschung der letzten Jahre mehr ans Licht gebracht worden ist, und trotz der verdienstvollen Bemühungen von Männern, wie Zunz, Geiger, Rapaport, Dukes u. A. doch noch viele Lücken auszufüllen bleiben. Vorliegende Arbeit ist also von doppeltem Interesse für die Freunde mittelalterlicher Literatur, denn sie bietet eben so viel Belehrung als poetischen Genuss, sobald man gegen die polemischen Nebenabsichten des Verf. mit einer eignen freien Anschauung bewaffnet ist.

---

2. *Lehr- und Lesebuch zur Sprache der Mischnah von Dr. Abraham Geiger, Rabbiner zu Breslau. Abtheilung II.: Lesebuch zur Sprache der Mischnah. Breslau, Leuckert 1845.*

Das grosse, weitschichtige Gebiet der thalmudischen Quellen ist bis auf den heutigen Tag selbst für die Kenner der nachbiblischen Literatur der Juden

ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Ein eigentlich wissenschaftliches Interesse für die Produktionen des jüdischen Geistes, die in so wunderbarer labyrinthischer Architektonik in dem Complex der rabbinischen Aufzeichnungen aus den Anfängen des Mittelalters vor uns liegen, ein Interesse für das Object um seiner selbst willen, hat dem Studium dieser Literatur von Seiten christlicher Gelehrten nie zu Grunde gelegen; und selbst die protestantische Theologie aus dem 16. und 17. Jahrhundert, die verhältnissmässig am tiefsten in jene Quellen eingedrungen ist, verfolgte doch auch mehr confessionelle, theologische, als eigentlich wissenschaftliche Zwecke. Seit Buxtorf aber ist die Hingebung in diese Literatur eine Seltenheit geworden; und Ausnahmen, wie Eisenmenger und Hartmann, die ihre grössere oder geringere Kenntniss im Interesse einer inhumanen Polemik missbrauchten, gereichen der wissenschaftlichen Unparteilichkeit ihrer Zeit eben so wenig zur Ehre, als die Leistungen von Furenhus und Rabe geeignet sind, das Bedürfniss auf diesem Gebiet zu befriedigen. — Es ist daher als ein verdienstliches Werk eines der hervorragendsten Talente auf dem Gebiet der neuern jüdischen Theologie anzusehen, den Versuch zu einer wissenschaftlichen Behandlung der thalmudischen Quellen gemacht zu haben, die auch für die nichtjüdischen Freunde dieser Literatur ihre guten Früchte tragen wird. Die vorliegende Schrift von Geiger enthält eine Chrestomathie der Mischnah, die zwar an sich nicht umfangreich, aber durch die Mannigfaltigkeit in der Auswahl und die Geschicklichkeit in der Anordnung der Stücke ganz geeignet ist, von Sprache, Geist und Charakter jener Hauptquelle der rabbinischen Literatur ein vollständiges Bild zu geben und in das Studium derselben einzuweihen. In einem frühern Hefte hat der Verf. bereits eine Grammatik der Mischnahsprache gegeben, worin die Principien, nach denen diese Fortbildung des biblischen Hebraismus vor sich gegangen, so wie die Art, wie die Mischnahsprache verwandte und fremdartige Elemente in sich aufnahm und verarbeitete, dargestellt sind. Als eine Fortsetzung dieser interessanten, von keiner Vorarbeit unterstützten linguistischen Forschung, erscheint in dem uns vorliegenden Hefte das den Sprachproben beigegebene Glossar, welches für den weitern Ausbau der hebräischen Lexicographie eine treffliche Propädeutik ist. — Ist auf diese Weise für die Ueberwindung der grossen formellen Schwierigkeiten beim Verständniss jener Quellen gesorgt, so gebührt die eigenthümliche Behandlung des materiellen Inhalts der mitgetheilten Stellen eine nicht geringere Anerkennung. Bei den in der jüdischen Theologie noch immer geführten Streitigkeiten über die Autorität der thalmudischen Quellen ist es gewiss wichtig, das wahre und ursprüngliche Verhältniss der Mischnah zur heiligen Schrift, so wie zu ihren weitschichtigen Commentaren vorzüglich zu dem babylonischen Thalmud zu erkennen. Der Verf hat schon anderweitig nachzuweisen versucht, dass die Mischnah sich nicht mehr in einem klaren, lebendigen Zusammenhang mit dem biblischen Geiste wusste, sondern dass ihre Exegese eine ebenso gesuchte als getrübte war; und die Beiträge zu dieser eigenthümlichen Verwendung und Behandlung des biblischen Wortes für die mischnaitische Doctrin finden sich in diesen Proben, namentlich im zweiten halachischen Theile reichlich. — Anderseits hat der Verf., um dem Leser die Mischnah in ihrer wirklichen, unveränderten Anschauungsweise vorzuführen, nicht die

oft willkührlichen Erläuterungen der Gemara adoptirt, sondern in seinen inhaltreichen, für die nachbiblischen Institutionen und Alterthümer höchst belehrenden Anmerkungen einen eigenen Weg der Interpretation eingeschlagen, ohne jedoch die herrschende Erklärung zu übergehen. Diese Arbeit ist durchaus geeignet, ein neues Interesse an dem Studium der nachbiblischen religiösen und wissenschaftlichen Quellen des Judenthums zu erwecken, und wir wünschen ihr überall eine Aufnahme, die den gelehrten Verf. zu der verheissenen Fortsetzung bestimmen möchte.

Beiträge zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des alten Testaments von Heinrich Ewald und Leopold Dukes. Band I. Ueber die arabisch geschriebenen Werke jüdischer Sprachgelehrten. Mit einer Abhandlung über den gegenwärtigen Zustand der alttestamentlichen Wissenschaft von H. Ewald. XXIV. und 160 S. 8. — Band II. Literaturhistorische Mittheilungen über die ältesten hebräischen Exegeten, Grammatiker und Lexicographen, nebst hebräischen Beilagen von Leopold Dukes. VIII. und 198 S. 8. — Band III. Grammatische Werke des R. Jehuda Chajjug aus Fetz, enthaltend: 1) Von den ruhenden Buchstaben (אותיות הנוח). 2) Von den Zeitwörtern mit doppelten Buchstaben (פעלי חכפל). 3) Von der Punktation (הנקוד). Aus der Münchner Handschrift zum erstenmale herausgegeben und mit Noten versehen von Leopold Dukes. 204 S. 8. Stuttgart. Ad. Krabbe. 1844.

Was Herr Gfrörer in seiner Kirchengeschichte von dem wohlthätigen Einflusse des Islams auf das Christenthum in dogmatischer Beziehung sagt, kann gewissermassen auch vom Judenthume gelten, in so fern es durch den Koran und die aus demselben hervorgegangene Sprachwissenschaft wieder zur Quelle der jüdischen Religion, zur Kenntniss des alten Testaments zurückgeführt ward. Durch die Mischna und mehr noch durch den Talmud ist die heilige Schrift: die Quelle des Lichts und der Wahrheit, zu einem reinen Behälter herabgesunken. Sie war nur noch der Rahmen, welcher einen Wust von Traditionen, die ihrem Geiste wie ihrem Worte ganz zuwider waren, zusammenhalten sollte. Jedem Satze, jedem Worte, ja fast jedem Buchstaben der Bücher Moses wurden Dogmen, Gesetze und Ceremonien aufgepfropft, die ihre eigentliche Bedeutung ganz entstellten. Wie das spätere Papstthum, betrachtete auch das talmudische Judenthum aus denselben Ursachen die gründliche Bibelforschung als eine Ketzerei, und noch zu unserer Zeit dürfte bei manchem alten polnischen Rabbiner das Studium der hebräischen Sprache als eine den Glauben gefährdende Kenntniss verpönt sein.

(Schluss folgt.)

Nr. 10. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Im Osten, und mehr noch in Spanien, wo so manche Blüthe der modernen europäischen Wissenschaft unter mohammedanischer Pflege sich neu erschloss, ward auch zuerst durch die zahlreichen Arbeiten über arabische Grammatik und Exegese des Korans der Weg zur hebräischen Sprachkunde und zu einer natürlichen Auslegung des alten Testaments gebahnt, auf welchem einzelne gelehrte Juden fortwandelten, bis ihn endlich im 16. Jahrhundert auch das zur lebendigen Urquelle des Glaubens zurückkehrende Christenthum betrat, das in seinem freiern Aufschwunge bald auch hierin seine Wegweiser weit hinter sich zurückliess. Ein Werk, in welchem theils biographische Nachrichten über die bedeutendsten Männer, welche den Grund zu dieser neuen Wissenschaft gelegt, die auf die ganze Gestaltung der Religion den grössten Einfluss übte, enthalten sind, theils ihre grammatikalischen, lexikalischen und exegetischen Werke selbst mitgetheilt werden, muss daher bei dem Bibelforscher wie bei dem orientalischen Philologen und Literaturhistoriker die freundlichste Aufnahme finden, besonders wenn dessen Verfasser, wie in gegenwärtigem Falle, ihrer Aufgabe in jeder Beziehung vollkommen gewachsen sind. Herr Dukes hat sich schon längst durch manche grössere Arbeit und zahlreiche kleinere Aufsätze als ein Kenner der mittelalterlichen jüdischen Literatur bewährt und von den Verdiensten des Herrn Ewald um die orientalische Philologie im weitesten Sinne des Wortes zu reden, wäre eben so überflüssig und ungeeignet, als wollte man bei Besprechung eines neuen Werks von Boeckh oder Jakobs dem Leser ihre frühern Leistungen auf dem Gebiete der hellenischen Sprachwissenschaft und Alterthumskunde ins Gedächtniss zurückrufen. Wir beginnen daher auch sogleich mit der nähern Inhaltsanzeige des reichen Materials, das in diesen drei Bändchen enthalten ist, und übergehen die von Herrn Ewald dem ersten Bändchen vorausgeschickte Abhandlung, in welcher er durch eine kurz vorher gegen ihn erschienene Schrift genöthigt war, von sich selbst und seinem Verhältnisse zu andern Gelehrten zu reden.

Das erste Bändchen enthält: 1) Die Psalmen nach Saadia, dem als Uebersetzer des Pentateuchs längst berühmten Gelehrten aus Fajjum. Hiezu benutzte der Herausgeber den Cod. Poc. Nr. 281., Cod. Huntingt. Nr. 416. und später auch eine Handschrift der königlichen Bibliothek zu München. Die ersten fünf Psalmen werden vollständig, von den folgenden aber, um überflüssige Wiederholungen zu vermeiden, nur die Uebersetzung derjenigen Verse oder Sätze mitgetheilt, deren Bedeutung den Exegeten irgend eine Schwierigkeit darbietet. 2) Das Buch Jjob nach Saadia, Ben-Gekatilia und einem ungenann-

ten Uebersetzer. Ebenfalls nach einer Oxforder Handschrift, welche man bisher blos für eine Uebersetzung Saadia's hielt, während sich bei näherer Untersuchung herausstellte, dass sie einem späteren Bearbeiter angehört, der häufig neben Saadia noch Ben-Gekatilia und einen dritten ungenannten Uebersetzer anführt. 3) Ueber die ältesten hebräischen Sprachforscher Juda ben Garisch, Chajjug und R. Jona. Ersterer gehörte, nach der Meinung des Herrn Ewald, in das zehnte christliche Jahrhundert. Er lebte in Fez und hinterliess ein sprachvergleichendes Werkchen unter dem Titel Risalah (Sendschreiben). Abu Zakaria Chajjug oder Chiug war ebenfalls aus Fez und lebte im elften Jahrhundert, und seine auf der bodlejanischen Bibliothek erhaltenen arabischen Abhandlungen sind die ältesten bekannten Versuche zur Gründung einer bestimmten hebräischen Sprachwissenschaft. Eine weitere wissenschaftliche Ausbildung erhält die hebräische Grammatik im zwölften Jahrhundert durch R. Jona oder Abu-l-Walid Merwan Jbn Ganach aus Cordova. Er schrieb zuerst Ergänzungen zu Chajjug, dann ein Sendschreiben gegen gewisse Marktschreier, welche diese Ergänzungen angefochten, und vermischte grammatikalische Bemerkungen. Sein Hauptwerk ist „das Buch der Untersuchung" (Kitab Attankih), welches in zwei Theile zerfällt, in einen lexicalischen, aus dem schon Gesenius Proben mitgetheilt, und in einen grammatikalischen, der hier zuerst näher erörtert wird. Den Schluss dieses Bandes bilden einige Bemerkungen über den Ausleger R. Tanchum von Jerusalem.

Das zweite Bändchen enthält: 1) Eine Darstellung der literarischen Thätigkeit Saadia's, in welcher sich werthvolle Ergänzungen zu den schon vorhandenen schätzbaren Arbeiten Rapaport's und Munk's finden, und in der besonders Saadia's Leistungen auf dem Gebiete der Grammatik und Exegese näher beleuchtet werden. 2) Kürzere biographische und literarhistorische Notizen über folgende jüdische Gelehrten Adonim ben Tamim, Jehuda ben Karisch, Menachem ben Seruck, Donasch ben Librat, Jehuda Chajjug, Hai Gaon, Isaak Gekatilia, Isaak ben Saul, Jona ben Ganah, Salomo ben Gabirol, Samuel Hanagid, Moses Hakohen ben Gekatilia und Jehuda ben Balam. 3) Hebräische Beilagen: a) Saadia's Buch von den 90 Wörtern, die nur ein Mal in der Bibel vorkommen, der älteste bekannte lexicographische Versuch eines jüdischen Gelehrten. b) Das Vorwort und einige andere Artikel aus dem hebräischen Wörterbuche des Menachem ben Seruck aus dem Anfang des elften Jahrhunderts.

Der Inhalt des dritten Bändchens ist schon auf dem Titel angegeben und bedarf keiner Bevorwortung, da bekanntlich die hier edirten Werke Chajugs, des Grossmeisters der hebräischen Grammatiker, die Grundlage aller späteren linguistischen Arbeiten der spanischen Juden bildete. Das arabische Original befindet sich in Oxford, hebräische Uebersetzungen von Jbn Esra und Moses ben Gekatilia sind auch in Deutschland mehrmals vorhanden. Die hier zum ersten Mal gedruckte ist von Ersterem.

Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik. Vortrag, gehalten in der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten zu Dresden 4. Oktober 1844. von M. Steinschneider. Prag, 1845. Verlag von Wolf Pascheles. VI. und 32 Seiten in 8.

Diese Vorlesung, welche, wenn Ref. nicht irrt, auch neben den andern zu Dresden gehaltenen Vorträgen im Protokolle der ersten Versammlung der deutsch-morgenländischen Gesellschaft abgedruckt ist, hätte wohl in diesem besondern Abdrucke weiter ausgeführt zu werden verdient, denn man findet hier, wie der Verf. selbst gesteht, mehr Andeutungen und Anweisungen, als eigentliche Behandlung des Stoffes; dazu wird der Leser noch meistens auf Werke verwiesen, welche selbst auf öffentlichen Bibliotheken selten zu finden sind. Mehreremale muthet der Verf. dem gelehrten Publikum sogar zu, sich nähere Belehrung aus der Allg. Zeit. des Judenthums zu holen, ein Blatt, das wegen seiner ewigen Klatschereien kaum in den Lesezimmern jüdischer Commis und Schöngeister von altem Schlage einen Platz ansprechen kann. Aus diesem Tadel selbst geht indessen schon hervor, dass wir auch aus dieser kurzen Abhandlung die Gewissheit geschöpft haben, dass Herr Steinschneider, ein Schüler Zunz's und Fleischer's, denen auch dieses Schriftchen gewidmet ist, uns mehr hätte bieten können als hier geschehen. Folgende Uebersicht des Inhalts wird Jeden überzeugen, dass die darin genannten Gegenstände in 32 Seiten kaum berührt werden konnten. I. Die bisherige Behandlung des Neuhebraismus, insbesondere der fremdsprachlichen Elemente. II. Die Sprache der Juden im Verhältniss zu ihrer Geschichte. III. Die neuhebräische Sprache im Verhältnisse zum Organismus der Literatur. IV. Die Hauptquellen für Fremdwörter. 1) Kommentare und Lexicographie. 2) Uebersetzungen. 3) Reisebeschreibungen. 4) Naturhistorische Werke. 5) Werth und Kritik der Quellen. V. Die vorzüglichsten influirenden Sprachen im Einzelnen. 1) Aramäisch. 2) Persisch. 3) Die klassischen Sprachen. 4) Arabisch. 5) Romanische Sprachen. 6) Deutsch. 7) Sprachen von geringerer Bedeutung (Slavisch, Türkisch, Tartarisch, Berberisch).

Möge der Herr Verf. das Thema, über das er nur seinen Vortrag mitgetheilt, ausführlich behandeln; seine Arbeit wird gewiss den Freunden der mittelalterlichen hebräischen Literatur willkommen sein.

Geschichte der Reformation zu Heidelberg von ihren ersten Anfängen bis zur Abfassung des Heidelberger Catechismus. Eine Denkschrift zur dreihundertjährigen Jubelfeier daselbst am 3. Januar 1846. Von D. Seisen, Licent. Theolog., Evangelischem Pfarrer. Heidelberg, akadem. Verlagshandlung von J. C. B. Mohr. 1846. X. und 206 S. 8.

Zu den interessantesten literarischen Erscheinungen, welche durch das am 4. Januar d. J. in würdiger und wahrhaft erhebender Weise hier gefeierte Reformationsfest *) veranlasst wurden, gehört die oben angegebene Schrift des

Herrn Pfarrers Lic. Seisen in Schopfheim. Da er seit längerer Zeit mit der pfälzischen Geschichte sich beschäftigt, so fühlte er sich als geborner Heidelberger, welcher auf hiesigen Schulen und hiesiger Universität gebildet und längere Zeit als Privatdocent an der Universität und als Geistlicher bei der evang. protest. Gemeinde zum heil. Geist hier gewirkt, um so mehr gedrungen, auch seinen Beitrag zur Feier dieses Tages darzubringen, und mit Vergnügen erfüllt Unterzeichneter den Wunsch der verehrlichen Redaction, diese Schrift, welche der hiesigen theologischen Facultät und dem hiesigen Evangelischen Kirchengemeinderathe gewidmet ist, in diesen Blättern anzuzeigen.

Es ist dieselbe ein dankenswerther Beitrag zur kirchlichen und profanen Localgeschichte der Pfalz im Zeitalter der Reformation, und da der Herr Verf. ebensowohl die allgemeinen Bewegungen und Fragen der Reformation, als die religiösen Bewegungen der Gegenwart in der protestantischen und katholischen Kirche mit wissenschaftlichem Freimuthe beachtet, so wird dadurch das Interesse an der Schrift gerade für unsere Zeit noch erhöht.

Mit gewissenhafter Treue und dem grössten Fleisse hat Herr Seisen alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, besonders ungedruckte Actenstücke, welche sich ihm hier darboten, benutzt und die wichtigsten Urkunden wörtlich mitgetheilt; weil ihm jedoch ein weiterer Leserkreis als die Gelehrte Welt vorschwebte, so hat er die sprachlichen unverständlichen zugänglich gemacht.

Der Inhalt der Schrift ist in folgende Abschnitte eingetheilt: 1) Einleitung. 2) Vorbereitungen zur Reformation. 3) Erster Ausbruch der Reformation in Heidelberg. 4) Reformation der Lehranstalten. 5) Die Einführung des Interims. 6) Erneuerung der Reformation durch Otto Heinrich. 7) Die letzten kirchlichen Veränderungen zur Einführung des Calvinismus in Heidelberg. 8) Gleichmässige Veränderungen der Lehranstalten. 9) Johann von Laski. 10) Caspar Olevian. 11) Zacharias Ursinus. 12) Der Heidelberger Catechismus.

Sollen wir Einzelnes, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, anführen, so erwähnen wir zuerst das herrliche Lied des frommen Bischofes Paul Speratus von Pomesanien (im Königreiche Preussen): „Es ist das Heyl uns kommen her", welches uns Herr Seisen hier in seiner ursprünglichen Redaction mittheilt (S. 27. 28.). Es ist bekannt, dass in der heiligen Geistkirche, als Messe gelesen werden sollte, die Gemeinde (im J. 1545.) in heiliger Begeisterung mit gewaltigen, bedeutungsvollen Klängen dieses ächt evangelische Lied anstimmte und die weiten Räume der Kirche von demselben wiederhallten. Ferner ist beachtenswerth (S. 96) ein früher nicht gedruckter, aus den hiesigen Universitäts-Acten entnommener Brief Melanchthon's, „des Reformators der Pfalz", an die hiesige Universität, d. d. 1. Jan. 1560, welchen der zur Professur der Physik berufene Neffe Melanchthon's, Sigmund Melanchthon, mitbrachte. Weiter glauben wir auf die nach Form und Inhalt besonders gelungenen, aus den Quellen geschöpften Lebensbeschreibungen Joh. v. Laski's, Olevian's und Ursinus (S. 126—168) aufmerksam machen zu müssen. Einer eignen Bearbeitung von Joh. v. Laski's Biographie, zu welcher Herr Seisen uns Hoffnung macht, sehen wir mit Vergnügen entgegen. Besonders aber verdient der letzte Abschnitt der Schrift (S. 168—206), welcher

über die Entstehung und äusserliche Beschaffenheit, so wie über den eigenthümlichen Charakter des Heidelberger Catechismus, der hauptsächlichsten Frucht der Heidelberger Reformation, handelt, hervorgehoben zu werden. Zugleich verweisen wir hier auf eine vortreffliche Abhandlung über diesen Catechismus von dem um Schule und Kirche so hochverdienten Kirchenrathe Dr. Abegg, welche derselbe in den Studien von Daub und Creuzer Bd. II. S. 112—140. niedergelegt hat, und woselbst er S. 130. aus der Kirchenrathsordnung vom Kurfürsten Friedrich III. v. Jahre 1565. Cap. VIII. §. 4. anführt: „Es wird den „beiden kirchenräthlichen Commissariis, welche die in jeder Classe jährlich „im Monat Mai zu haltende Synode zu dirigiren haben, zur Pflicht gemacht, „ipso facto zu declariren, dass weder dieser Katechismus, noch diese Kirchen„ordnung für unverbesserliche, ewige Norm gelten solle." Und Herr Seisen spricht sich über die symbolischen Bücher (S. 61) also aus: „Und jetzt, nach „einer Entwickelung von dreihundert Jahren soll dieser Buchstabe der symbo„lischen Bücher noch unangefochten neben der heil. Schrift in beinahe gleicher „Geltung bestehen? Wäre das nicht der engherzigste, traurigste Rigorismus, „eine Rückkehr nicht auf den Boden der Reformatoren, sondern noch unter den„selben hinab? eine Verläugnung aller geistigen, successiven und darum nie in „sich fertigen Entwickelung, eine Vergöttlichung des Menschenworts, womit „das, was ungeheure Kräfte aus der Kirche Christi hinausgeschafft, auf der „andern Seite wieder hereingezogen würde? Wir sind schon einmal glücklich „an dieser Klippe vorübergekommen; aber die Stelle wird durch immer neue „Vertiefung stets gefährlicher. Es ist an der Zeit, den Kampf des Buchstabens „mit dem Geiste muthig auszukämpfen, mit der Zuversicht, dass, wo der Geist „des Herrn ist, da ist Freiheit!"

Nach dieser Darlegung des Inhalts des Buches, so wie im Allgemeinen der Art und Weise, wie der Herr Verf. seinen Stoff behandelt hat, sei es uns gestattet einige Bemerkungen beizufügen, vorzüglich um zu beweisen, mit welchem Interesse wir die Schrift selbst gelesen haben.

S. 17. heisst es: „der Augustinermönch Martin Luther reiste 1518. in Geschäften seines Ordens nach Rom." Diess ist ein Versehen von Seiten des Herrn Verfassers. Die Reise nach Rom machte Luther i. J. 1510. Struve erzählt in seiner pfälzischen Kirchenhistorie S. 9. hierüber folgendes: „Lutherus verfügte sich im Monath Aprilis 1518 nacher Heydelberg. Denn, als daselbst in einer gewissen Ordens-Angelegenheit ein Convent der Augustiner angestellt worden, wolte Lutherus, um seinen Gehorsam zu bezeugen, nicht der Letzte seyn, sondern kam zu Fusse dahin, mit Churfürst Friedrichs von Sachsen Recommendation versehen." Ueber Luther's mehrmalige Anwesenheit in Heidelberg verweisen wir auf: „Die Heidelberger Säcularfeier der Reformation: Auch zu Heidelberg war Doctor Martin Luther. Eine akademische Gedächtnissrede von Dr. Paulus. Heidelberg. 1817. 4.", in welcher ausgezeichneten Schrift auch alle auf Luther's Anwesenheit zu Heidelberg sich beziehenden alte Urkunden und Nachrichten, mit historischer Beleuchtung, abgedruckt sind.

S. 25. sagt der Herr Verf.: „wir waren nicht so glücklich, die wichtige Urkunde (das Gutachten Melanchthon's vom Jahre 1545 über die Kirchen-

Reformation) zu finden." Wir können ihm dasselbe nachweisen. Es ist in deutscher und lateinischer Sprache abgedruckt in Bretschneider's: „Corpus Reformatorum" Vol. V. p. 578—643, und ist nichts Anderes als die: „Reformatio Wittebergensis." Die Veranlassung zur Abfassung derselben wird von Bretschneider l. l. p. 579. in folgenden Worten angegeben*): „Occasionem scribendi dederat mandatum Caesaris in Comitiis Spirensibus (1544), ut quilibet ex proceribus formam et modum emendandorum sacrorum conscribi curaret, eamque in proximis Comitiis Wormatiae (1545) habendis exhiberet." Der Kurfürst von Sachsen gab nun seinen Theologen in einem ebenfalls von Bretschneider l. l. p. 533. mitgetheilten Schreiben den Auftrag, eine solche Schrift abzufassen. Diess geschah, und sie ist das erwähnte Gutachten. Zuerst wurde es von Melanchthon in deutscher Sprache abgefasst und findet sich in Luther's Werken von Walch Th. XVII. S. 1422. Dann aber auch von demselben übersetzt. Die Ueberschrift ist: „Anno 1545. Wittenbergische Reformatio, durch Ph. Mel. ins Latein, darbei die lateinische Schrift, wie die K. M. der wegen zu Worms anzulangen seyn sollt." Die lateinische Uebersetzung, oder vielmehr Ueberarbeitung, denn das lateinische Gutachten ist ausführlicher als das deutsche, gab Pezelius zuerst heraus in seinen Consiliis Melanchthonis (Neustadt 1606) Tom. I. p. 586—627. Dass dieses Gutachten auch an den Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz geschickt, oder „pro informatione Friderici II." aufgesetzt worden, ist sehr wahrscheinlich, besonders da Büttinghausen (Beiträge zur pfälz. Geschichte. Mannheim 1776. 8. Bd. I. S. 130.) sagt, dass damals Friedrich II. „nicht nur die Religions-Sachen zwischen dem Kayser und den Protestanten zu vermitteln auf sich genommen hatte, sondern auch die Reformation in der Pfalz nicht hinderte." Dass es aber (wenigstens zunächst) nicht für den Kurfürsten Friedrich abgefasst worden, sagt schon Seckendorf in histor. Luther. Praeloq. Cap. 3. und lib. III. p. 522—536.

Die ziemlich allgemein verbreitete Ansicht, dass das dem Kurfürsten Friedrich II. von Melanchthon gegebene Gutachten ein von der „Reformatio Wittebergensis" verschiedenes sei, ist ohne Zweifel dadurch entstanden, dass Pezelius in dem Register zu seinem Buche (P. II. p. 407.) bei dem Jahre 1545 schreibt: „Consilium reformandae ecclesiae Papisticae conscriptum a Ph. Mel. pro informatione ad Palatinum Electorem Fridericum Ludovici fratrem." Und wenn Struve in seiner pfälz. Kirchenhistorie S. 33. sagt: „Es befindet sich dasselbe in parte secunda Consiliorum Melanchthonis ad a. 1559.", so ist er im Irrthum; denn dort findet sich das Consilium ad Fridericum III. Vergl. Annal. Univ. Heidelb. T. VIII. fol. 3. a. Gedruckt wurde dasselbe zu Heidelberg von dem akademischen Buchdrucker Ludovicus Lucius im Monat September 1560. 4. Die erste Uebersetzung

*) Dass Kurfürst Friedrich II. den Melanchthon um ein Gutachten angesprochen, sagt weder Sleidan in seinem Werke: „De statu religionis et reipublicae" (1558), noch Hubertus Thomas Leodius in seiner Biographie Friedrich's (1565), sondern nur Alting (Histor. Eccles. Palat. 1701. p. 157.) führt es an, und Struve (Pfälz. Kirchenhistor. 1721. p. 32.) erzählt es Alting nach, welcher in den älteren Zeiten Struve's Führer ist. Vergl. auch Wundt, Magazin für die Kirchen- und Gelehrten-Geschichte der Pfalz. Bd. I. S. 155.

dieses Gutachtens wurde in demselben Jahre hier gedruckt, und zwar in Quart unter dem Titel: „Bericht und Rathschlag des Herrn Philippi Melanchthonis, vom Streit des Heiligen Nachtmals, und zänkischen Kirchendienern, an den Durchlauchtigsten Hochgebornen Fürsten und Herren, Herren Friedrichen etc. etc.“

Doch wir schliessen, um nicht zu weitläufig zu werden, unsere Anzeige, und sprechen nur noch den Wunsch aus, dass die Schrift des Herrn Pfarrers Seisen selbst, deren Druck und Ausstattung eben so schön als gefällig ist, recht viele Leser finden möge. **Hautz.**

Aristophanis Ranae. Emendavit et interpretatus est Franc. Volcm. Fritzchius, in academia Rostochiensi eloquentiae et poesis professor. Turici. Sumtu Meyeri et Zelleri. MDCCCXLV. VIII. 62 und 458 Seiten in gr. 8.

Schon der Name des gelehrten Herausgebers, wie der Umfang der von ihm hier gelieferten Bearbeitung eines der gelesensten, aber auch in mancher Hinsicht schwierigsten Dramen des Aristophanes lässt erkennen, dass es sich hier nicht um eine Ausgabe gewöhnlicher Art handelt, veranstaltet zu dem Zwecke akademischer Vorlesungen*) oder auch zum Schulgebrauch, und desshalb mit einigen, überall her zusammengelesenen Noten versehen; es handelt sich hier vielmehr um eine Ausgabe, die den strengen Anforderungen der Wissenschaft sowohl in kritischer als exegetischer Hinsicht Genüge leisten und Beides, Kritik wie Exegese, zu dem Abschluss bringen soll, welchen der jetzige Standpunkt der philologischen Forschung, zumal in Behandlung der griechischen Dramatiker, möglich machen kann. So trägt freilich das Ganze das Gepräge einer eben so ernsten und gründlichen, als besonnenen und wohlüberlegten Arbeit; die Resultate vieljähriger Studien und vertrauter Bekanntschaft mit dem Dichter selbst, wie mit den übrigen, ihm nahe liegenden Schriftstellern Griechenlands, so wie der auf ihn bezüglichen Untersuchungen und Forschungen der neueren Zeit sind hier niedergelegt: „quum subita editio neque mihi satisfacere neque aliis probari posset, festinavi lente et quantum certi editores universo Aristophani non tribuunt, tantum ego operae studiique in hac una fabula collocavi.“ So spricht sich der Verf. selbst in der Vorrede aus; die Wahrheit dieser Behauptung wird Jeder bald gewahr werden, der auch nur einen Blick in diese Ausgabe werfen will, bei welcher der Commentar an fünftehalbhundert Seiten in gross Octavformat bei dem im Ganzen kleinen, obwohl sehr deutlichen, selbst zierlichen Druck einnimmt, indem die kritischen und metrischen Anmerkungen, welche auf die Gestaltung des Textes und dessen Abtheilung, von den erklärenden, welche auf das Verständniss des Textes in sprach-

*) Um auch diesem Zweck zu genügen, ist in kleinerem Format, demselben, in welchem früher die einzelnen platonischen Dialoge erschienen sind, ein besonderer Abdruck des Textes erschienen, was man, bei der grossen Correctheit des hier gegebenen Textes, gewiss nur billigen kann. Er wird besonders ausgegeben unter dem Titel: Aristophanis Ranae. Ex recensione F. V. Fritzschii. In usum scholarum. Turici, prostat in libraria Meyeri et Zelleri. MDCCCXLV. 75 S. in kl. 8.

lich-grammatischer wie sachlicher Weise sich beziehen, nicht getrennt sind; wie denn nach unserem Ermessen jede derartige Trennung, insbesondere des kritischen und des exegetischen Theils, nur die bequemere Auffassung erschwert, oft selbst Wiederholungen herbeiführt, welche hier streng vermieden sind. Neue Hülfsmittel zur Gestaltung des Textes standen dem Herausgeber zwar nicht zu Gebot (und sind wohl bedeutende überhaupt noch für uns zu erwarten?); aber dagegen ist von den vorhandenen ein Gebrauch gemacht worden, wie ihn wohl keiner der bisherigen Herausgeber gemacht hat, und dadurch eben ist der Text wie die Versabtheilung an sehr vielen Stellen verbessert oder vielmehr wieder hergestellt worden; einige von G. Hermann mitgetheilte kritische Bemerkungen sind, wie billig, in den Commentar aufgenommen, welcher die Nachweisung der abweichenden Lesearten und die Rechtfertigung dessen, was in den Text aufgenommen oder auch beibehalten worden, enthält, auch gelegentlich hier und dort manchen andern Verbesserungsvorschlag aus anderen Autoren bringt, den wir dankbar aus der Hand eines so umsichtigen und erfahrenen Kritikers annehmen. In Verbindung mit der kritischen Erörterung steht, wie bemerkt, ungetrennt die Erklärung, die, was Jeder weiss, bei diesem Stück auf grosse Schwierigkeiten stösst, auf deren Lösung vor Allem das Streben des Herausgebers gerichtet war. Dadurch wird der bedeutende Umfang des Commentars gerechtfertigt, der in bündiger Kürze überall jeden Gegenstand verhandelt, aber auch kein zur Lösung schwieriger Fragen, oder zum Verständniss dunkler Stellen mitwirkendes Moment unbeachtet gelassen hat, der nicht in Citaten, gehäuft auf Citate, die Schätze gelehrten Wissens auskramt, aber doch überall da, wo Belege und Nachweisungen zu geben sind, sie mit weiser Sparsamkeit ohne überströmende Fülle, beifügt; der darum auch ausführlichere, dem nächsten Gegenstand schon ferner liegende Digressionen vermieden und auf das sich beschränkt hat, was mehr oder minder zur gründlichen Erfassung und zum richtigen Verständniss nothwendig erscheint, in dieser Hinsicht auch von den bisherigen Erklärungen dieses Drama den Gebrauch gemacht hat, der in der zweckmässigen, auch offen anerkannten Benutzung fremder Leistungen erlaubt seyn wird. Dass die alten Scholien überall zu Rathe gezogen worden sind, bedarf wohl keiner besondern Erwähnung, wenn es nicht wäre, um auf die zahlreichen Verbesserungen aufmerksam zu machen, welche bei dieser Gelegenheit dem oft so entstellten Texte derselben zu Theil geworden sind. So ist nach einem Guss die Erklärung dieses Stücks nach allen Seiten hin durchgeführt; wir haben nun zu den Fröschen einen kritisch-exegetischen Commentar, wie wir ihn auch für die übrigen Stücke des Aristophanes, demnächst die Nubes und den Plutus, nach der Andeutung der Vorrede von dem Herausgeber zu erhalten hoffen. Im Einzelnen die Belege unseres Urtheils anzuführen und zu diesem Zweck einen Theil des Commentars prüfend zu durchgehen, Einzelnes etwa auch zu bestreiten, wo wir anderer Ansicht sind oder etwas Besseres an die Stelle des vom Herausgeber Gegebenen setzen zu können glauben, unterlassen wir hier um so mehr, als schon der beschränkte Raum dieser Anzeige diess nicht erlauben würde, auch andern Blättern, zunächst den speciell der Philologie gewidmeten Zeitschriften, diess füglich überlassen werden kann, zumal da von Jedem, der mit Aristophanes näher sich beschäftigt, ein näheres

Eingehen in diesen Commentar zu erwarten ist, dessen allgemeinen Charakter richtig bezeichnet zu haben, wir auch ohne Vorlage weiterer Belege wohl behaupten können. Aufmerksam zu machen auf eine solche Erscheinung in einer Zeit, in welcher Aristophanes, wie selbst die mehrfach in den letzten Jahren erschienenen Uebersetzungen beweisen mögen, keineswegs vergessen, ja Gegenstand erneuerter Aufmerksamkeit und Pflege geworden zu seyn scheint, hinzuweisen auf das durch diese Leistung gewonnene bessere Verständniss eines der namhaftesten Stücke, das allein kann der Zweck dieser Anzeige seyn, die nur noch am Schlusse der Correctheit des Drucks und der typographischen Ausstattung zu gedenken hat, welche auch dieses Product der Züricher Presse auszeichnet. Wenn der fern von dem Orte des Drucks lebende Herausgeber in dieser Hinsicht der Mitwirkung seines in Zürich lebenden Bruders, des gelehrten, durch classische Bildung ausgezeichneten Theologen dankbar gedenkt, so mögen wohl die schönen Worte, welche daran sich knüpfen und den Schluss der Vorrede bilden, hier noch eine Stelle finden: „Hic (frater) tam singularem fidem praestitit, ut in tantis locorum intervallis quid meo libro Turici futurum esset, haud magnopere laborarem. Quem ego non tam quia meus frater est, deamo, quam quod a parente, Venerabili Sene atque a fratre nostro natu majore nihil degeneravit. Namque his triumviris idem propositum est, quod optimo cuique theologo, non ut suo commodo prospiciant, infatuent alios, sed ut christianae religionis et sanctitatem tueantur et lucem longe lateque diffundant. Neque vero assimilatae superstitioni aut modus ullus aut finis statuetur, nisi verae religionis libertas data fuerit, cujus salute apparet Germaniae ipsius salutem contineri.“ Worte, mit welchen wir wohl die verwandte Erscheinungen unserer Zeit berührenden, Aeusserungen des Altmeisters classischer Philologie, Gottfried Hermann's, am Eingang seines letzten Programms (De Prometheo Aeschyleo. Lipsiae 1845. 4.) zusammenstellen und zur Beherzigung empfehlen möchten!

Prolegomena in Platonis Rempublicam scripsit Georg. Ferd. Rettig. Bernae. Sumptibus Huberi et sociorum (Körber). MDCCCXLV. VI. u. 327 S. gr. 8.

Was Tiedemann und nach ihm auch Andere in einzelnen Umrissen oder in den sogenannten Argumenten versucht hatten, welche Inhalt und Gang des platonischen Werkes nach seinen Hauptmomenten darlegen und damit eine richtige Vorstellung von dem Werke selbst geben sollten, das hat der Verfasser dieses Buchs in einer freilich weit umfassenderen und gründlicheren, durchaus erschöpfenden Weise zu leisten unternommen: „operis Platonici de Republica argumentum, finem, constructionem, artem his prolegomenis illustrare propositum nobis fuit“, so lauten die Worte, mit denen er sein Vorwort beginnt. Und dass eine solche Untersuchung, durch welche ein richtiges und allseitiges Verständniss dieses Werkes allein möglich werden kann, nicht blos wünschenswerth, dass sie vielmehr nothwendig war, wird Jeder gern zugeben, der die frühern Versuche so wie die Verschiedenheit der Ansichten kennt, die über Anlage und Ausführung, Tendenz und Bestimmung des platonischen Werkes selbst und dergleichen mehr bis in die neueste Zeit laut geworden sind. Vor Allem aber wird man zuerst den Inhalt des Werks und den successiven Gang

der Entwickelung genau kennen müssen, ehe man zu einem richtigen Urtheil über Bestimmung und Tendenz des Ganzen gelangen kann; Ersteres zu bewirken, ist die Absicht des Verf., dessen gründliche Studien der Schriften Plato's schon aus mehreren früher erschienenen Programmen bekannt sind. „Quod vix aliter fieri poterat", sagt er desshalb weiter in dem Vorwort, „quam ut totum opus ab initio usque ad finem, strenue sequentes ipsius auctoris vestigia perlustraremus, singularum partium argumentum et nexum expenderemus, virorum doctorum de iis rebus sententias examinaremus, falsa refelleremus, vera defenderemus, quorsum spectarent et pertinerent omnia ostenderemus." Mit diesen Worten hat er allerdings vollkommen das bezeichnet, was den eigentlichen Inhalt seiner Leistung ausmacht, welche von der Stelle im Eingang des Timäus, wo mit der Beziehung auf die Politeia auch eine Andeutung ihrer Tendenz in den Worten ausgesprochen ist: χθὲς που τῶν ὑπ' ἐμοῦ ῥηθέντων λόγων περὶ πολιτείας ἦν τὸ κεφάλαιον, οἵα τε καὶ ἐξ οἵων ἀνδρῶν ἀρίστη κατεφαίνετ' ἄν μοι γενέσθαι ihren Ausgangspunkt nimmt, und die aus dieser Aeusserung, in Verbindung mit einigen andern desselben Dialogs, sich ergebenden Sätze in einem Vorabschnitt zusammenstellt, um dann unmittelbar zu der näheren Darlegung des Inhalts der einzelnen zehn Bücher zu schreiten, und hier ganz besonders den inneren Zusammenhang des Ganzen, und damit auch seinen harmonischen, nach allen Theilen wohl gegliederten Bau darzustellen. Denn dass bei einem Werke, welchem Plato bis zu seinem Tode die ungetheilteste Sorgfalt zuwendete, an ein planloses Verfahren nicht zu denken, dass vielmehr Alles in eine innige Verbindung mit einander und in einen Zusammenhang gebracht ist, in welchem Nichts hinzugesetzt, aber auch Nichts hinweggenommen werden kann, würde man dem Ref. gerne auch dann zugeben, wenn er nicht selbst mit so grosser Genauigkeit eben diesen Zusammenhang und diese innige Verbindung aller einzelnen Theile des Werkes zu Einem in sich in der That abgeschlossenen Ganzen nachgewiesen hätte. Was Plato von Andern verlangt, was er als allgemeine Regel in der schönen Stelle im Phädrus aufstellt: δεῖν πάντα λόγον ὥσπερ ζῶον συνεστάναι σῶμά τε ἔχοντα αὐτὸν αὑτοῦ, ὥστε μήτε ἀκέφαλον εἶναι μήτε ἄπουν, ἀλλὰ μέσα τε ἔχειν καὶ ἄκρα, πρέποντ' ἀλλήλοις καὶ τῷ ὅλῳ γεγραμμένα (p. 264. C.), das glaubt unser Verf. mit allem Recht auch auf diese grossartige Schöpfung Plato's anwenden zu können, und sein ganzes Buch ist eigentlich der Nachweis dieses Satzes oder die Anwendung dieser Vorschrift auf die Politeia, in welcher nun aus der genaueren Erörterung des Inhalts und des Gangs der Darstellung, auch der von Manchen bezweifelte oder bestrittene Zusammenhang der einzelnen Bücher und deren innige Verbindung unter einander erkannt wird. In dieser Beziehung nemlich hatte früher Schleiermacher manche Behauptungen aufgestellt, deren Unhaltbarkeit der Verf. jedoch auf eine schlagende und, wie wir hoffen, allgemein überzeugende Weise dargelegt hat. Denn nicht durch Zufall entstanden ist die gegenwärtige Abtheilung des Ganzen in zehn Bücher; sie ist keineswegs das Werk späterer Grammatiker, etwa der Alexandriner, sondern sie ist, wie der Verf. nachweist, eine ursprüngliche, d. h. eine von Plato selber ausgegangene, mit dem Inhalt und der Tendenz des Werkes, mit Anlage und Ausführung desselben innig zusammenhängende. Um diese in einer befriedigenden Weise zu zeigen, musste aber der

Inhalt eines jeden einzelnen Buches genau nach seinen einzelnen Theilen durchgangen, deren Zusammenhang unter einander, wie mit dem Ganzen des Werkes dargelegt und so der innig in allen seinen Theilen und Gliedern zusammenhängende, künstlerisch so schön gefügte Bau des Ganzen nachgewiesen werden. Darum wird von dem Verf. eine genaue und ausführliche Erörterung des Inhalts und des Gedankenganges eines jeden einzelnen Buches gegeben, hier aber am Schlusse eines jeden Buchs nochmals auf den innern Zusammenhang eines jeden dieser Bücher im Inhalt mit dem vorausgehenden wie mit dem nachfolgenden hingewiesen und somit seine Stellung als eine gewissermassen nothwendige gerechtfertigt. In Folge dessen wird auch die in neuester Zeit aufgestellte Behauptung, wornach das erste Buch erst nach Vollendung der übrigen Theile hinzugekommen, und demnach von dem übrigen Ganzen zu trennen sey, verworfen; es wird vielmehr der innere und nothwendige Zusammenhang dieses Buchs mit den folgenden Büchern gezeigt und eben so dasselbe auch bei einem jeden der folgenden Bücher versucht, ja sogar der Grund der Abtheilung aus dem Inhalt und dem Gange der Entwicklung, wie selbst aus künstlerischen Rücksichten erwiesen, so sehr auch Plato es vermieden, einer streng systematischen Form des Vortrags zu folgen, da er eine freiere, dadurch auch ansprechendere Weise des Vortrags vorzog. Nun wird es freilich bald klar, wie wenig Schleiermacher (dessen Verdienste um Plato, früher mehrfach überschätzt, jetzt immer mehr auf ihr wahres Maass zurückgeführt werden) in den inneren Ideenkreis der Politeia einzudringen, und den Kern des Ganzen wie den Zusammenhang der einzelnen Theile zu erfassen vermochte. Wir begreifen nun das Verhältniss, in dem insbesondere das erwähnte erste Buch, wie eine Art von Einleitung, zu den drei nächsten Büchern steht, mit welchen es gewissermassen eine erste Abtheilung des Ganzen bildet, dessen zweite in den drei folgenden Büchern zu erkennen ist; daran knüpfen sich passend das achte und neunte Buch im Inhalt an, während das zehnte, auch wenn man es, dem ganzen Gang der Erörterung zufolge, welche im vorhergehenden geschlossen ist, nicht für absolut nothwendig halten sollte, doch als ein dem kunstvollen Bau des Ganzen sich passend anfügender Schluss erscheint, den man eben desshalb nicht wohl vermissen könnte. Wir wollen in dieser Beziehung des Verf. Worte selbst beifügen; sie mögen zugleich als eine Widerlegung der (wie auch wir überzeugt sind. irrigen) Ansicht Schleiermacher's gelten, welche den Schluss des neunten Buchs als das eigentliche Ende der Politeia ansehen will, wo der Leser befriedigt scheiden werde, ohne etwas zur Sache Gehöriges zu vermissen: „Non poterant tamen tantis de rebus habiti sermones tam exiliter decurrere quasi flumen paulatim exarescens sed imponenda iis erant, quasi aedificio summa arte perfecto aut deorum aedi, coronidis instar, ornamenta quaedam illustria, admiranda, quod decimo libro vere factum videmus. Agnosces igitur in his quoque poeticam operis indolem et auctoris artem.“ Ueberhaupt, und diess ist gewiss eines der schönsten Ergebnisse dieser ganzen Untersuchung, erkennen wir nun den inneren Bau des ganzen Werkes, das nicht aus mehreren einzelnen, abgesonderten, stufenweise gefertigten Massen besteht, sondern ein schönes, in allen Theilen wohl angelegtes und mit gleicher Kunst zusammengefügtes Werk bildet. An dieses, durch eine umfassende Untersu-

chung S. 1—281 gewonnene Resultat schliessen sich noch einige Excurse, von welchen der erste wie der dritte Schleiermacher's Ansichten über Zweck und Bestimmung des Werkes noch besonders widerlegen, der zweite aber einen Abdruck der Stelle des Proclus bringt, in welcher die Ansichten der alten Forscher über Plato's Werk besprochen sind; der vierte bringt über die Zahlen im achten Buche — ein vom Verf. schon früher behandelter Gegenstand, eine neue Untersuchung, in welcher die darüber ausgesprochenen Ansichten anderer Gelehrten gleichfalls berücksichtigt werden.

Aus dieser kurzen Anzeige ist zur Genüge ersichtlich, dass der Verf. einen sehr dankenswerthen, zum Verständniss der platonischen Schrift selbst nothwendigen Beitrag gegeben hat, der die Aufmerksamkeit aller Freunde Plato's wohl verdienen dürfte, zumal da auch im Einzelnen viele Stellen nun besser verstanden und richtiger als bisher aufgefasst werden können. Wünschenswerth dürfte es aber wohl erscheinen, in einer weiteren Fortsetzung dieser Studien die von Plato in diesem Werk niedergelegten Sätze selbst einer näheren Prüfung unterworfen zu sehen, eben sowohl im Verhältniss zu Aristoteles und dessen Lehre, wie zu den Lehren anderer Forscher der alten wie auch der neuen Zeit. Durch das vorliegende Werk ist eine solche Untersuchung in der That sehr erleichtert, in sofern Plato's Ansichten selbst — diess war ja vor Allem nothwendig — nun nach ihrem wahren Inhalt und Zusammenhang ermittelt und dargelegt sind.

Commentationum Pindaricarum Particula Prima. Scripsit Rudolphus Rauchenstein, ph. Dr. Gymnas. Argor. Prof. et h. t. Rector. Aroviae. Apud H. R. Sauerlaender. MDCCCXLIV. 32 S. in gr. 4. Particula altera. Ibid. MDCCCXLV. (Auch mit dem besondern Titel: Annotationes in Pindari Olympia). 35 S. in gr. 4.

Wir haben in diesen Jahrbb. 1843. p. 774 ff. der Einleitung der Pindarischen Lieder gedacht, in welcher der Verf. eine zweckmässige Anleitung zur Lectüre derselben jüngeren Lesern gegeben hat; wir haben damit eine Art von Verpflichtung übernommen, auch von den weiteren Bemühungen des Verfassers zum besseren Verständniss des, allen Commentaren zum Trotz in Vielem noch so wenig verstandenen Dichters Nachricht zu geben. Jetzt liegen zwei Programme vor uns, welche mit der Kritik und Erklärung Pindar's sich beschäftigen, und als dankenswerthe Beiträge den bisherigen Commentaren, auf welche sie vielfach Rücksicht nehmen, sich anreihen. Particula I., dessen Eingang mit der schönen Schilderung eines schweizerischen Scheibenschiessens man mit besonderem Vergnügen lesen wird, hat es mehr mit der Kritik, Particula II. dagegen mehr mit der Erklärung zu thun, obwohl auch diese mit der Kritik nicht selten verbunden ist, und neben der zunächst behandelten Stelle gelegentlich auch gar manche andere behandelt wird. Es kann nicht unsere Absicht seyn, alle die einzelnen Stellen aus den verschiedenen Siegeshymnen Pindar's, welche im ersten Programm besprochen werden, unter manchen Abweichungen von den bisherigen Herausgebern und Auslegern, nahmhaft zu ma-

chen und die Ansichten und Verbesserungsvorschläge des mit seinem Schriftsteller so wohl vertrauten Verf. mit einem Urtheil zu begleiten, das der Verf. selbst über seine Leistungen in den Worten S. 5. ausgesprochen hat: „De meis autem quae nunc proferam, ipse sentio, nonnulla esse certa, alia probabilia, nonnulla dubia, alia feliciorem post me conjectorem inventurum." Gerechte und billige Anerkennung wird von dem Verf. allem Dem gezollt, was vor ihm andere Erklärer des Pindar geleistet, ohne dass jedoch der Wahrheit dabei Etwas vergeben wird. So, um ein Beispiel anzuführen, wird Jeder, der mit Pindar sich beschäftigt hat, das Urtheil, das I. p. 27. über Dissen und seine Leistungen gefällt wird, eben so wahr als gerecht und billig finden. Es lautet nemlich folgendermassen: „Et ab aliis et a me observatum est, Dissenium, ceteroquin in primis de Pindari interpretatione meritum, verum et simplex et quod poesis postularet, nonnunquam propterea non vidisse, quod poetae verba nimis anxie premeret, quod figurate dicta proprie acciperet, quod nonnulla vel invita ad res praesentes referret, poeticae dictionis et liberioris imaginandi rationis non semper memor. Sed ille tamen viam munivit et ἀκυρωτὰν ὁδόν effecit; posteriorum erit, si quid poterunt, singula itineris impedimenta, quae relicta sunt, removere." Und allerdings sind in der Erklärung Pindar's noch gar manche Schwierigkeiten zu beseitigen, wesshalb auch jeder Beitrag zu deren Lösung erwünscht seyn muss, zumal wenn er von gründlichen Studien dieses Dichters, wie sie hier überall hervortreten, ausgegangen ist. Particula II. bringt uns solche Beiträge zur Erklärung der olympischen Siegshymnen, und zwar mit besonderer Berücksichtigung der vielgelesenen ersten Siegeshymne; nicht blos der Sinn einzelner Verse und die richtige Auffassung einzelner Worte wird besprochen, sondern auch der innere Zusammenhang des Ganzen, der durch alle Theile hindurchziehende Faden, kurz die Grundidee eines Hymnus und die Art und Weise der Ausführung, wird zum Gegenstand besonderer Erörterung erhoben. In dieser Beziehung fehlt es aber bekanntlich bei Pindar noch sehr; die bisherigen Herausgeber haben darauf noch nicht alle wünschenswerthe Rücksicht genommen; und doch bedingt die richtige Auffassung der Grundidee und die Erkenntniss des inneren Zusammenhangs eines Liedes eben so sehr das Verständniss des Einzelnen, das so leicht sonst einer Missdeutung unterliegt. Es lag nun nicht in der Absicht des Verf., zu allen olympischen Hymnen derartige Erörterungen zu geben, wie er sie z. B. zur zweiten Hymne S. 17 ff. vorlegt; er wollte ja nur einzelne Beiträge zur Erklärung einzelner Stellen liefern, und wir hoffen, er setzt dieselbe fort und füllt auf diese Weise manche Lücken aus, die bei der Erklärung des Pindar uns noch entgegentreten. Wir greifen, um von diesem seinem exegetischen Verfahren eine Probe zu geben, gleich zu der vielbesprochenen und vielgedeuteten Stelle der ersten Hymne Vers 8 ff.: ὅθεν ὁ πολύφατος ὕμνος ἀμφιβάλλεται σοφῶν μητίεσσι, κελαδεῖν Κρόνου παῖδ', ἐς ἀφνεὰν ἱκομένους μάκαιραν Ἱέρωνος ἑστίαν: denn hier scheint der Verf. die schwierigen Worte ὅθεν — μητίεσσι eben sowohl der grammatischen Construction als dem Sinne nach richtig aufgefasst zu haben, wenn er darin den Gedanken ausgedrückt findet: „unde poetae concitantur ad laudes Jovi canendas", oder wörtlicher genommen: „Olympia, unde poetis causa et materia canendi venit, unde poetarum animis spiritus divinus afflatur et offun-

ditur, qui eos incitet ad canendum Jovis filium: von wo das vielgepriesene Lied der Dichter Geist umwallt, zu singen etc.“ Auch die Lesart ἱκομένους (statt ἱκόμενοι oder ἱκομένοις) wird gerechtfertigt und die Beziehung des Accusativs zu dem Genitiv κελαδεῖν nachgewiesen. Schwerer wird es uns, dem Verf. in der Deutung der Worte Vers 25. zu folgen: τοῦ (Πέλοπος) μεγασθένης ἐράσσατο γαιάοχος Ποσειδᾶν, ἐπεί νιν καθαροῦ λέβητος ἔξελε Κλωθὼ ἐλέφαντι φαίδιμον ὦμον κεκαδμένον. Hier soll, wenn wir den Verf. richtig verstanden haben, keine Beziehung auf den Vulgärmythus enthalten seyn, welcher die heisshungrige Ceres ein Stück von der Schulter des Pelops verschlucken lässt, welches die Göttin dann durch eine elfenbeinerne Schulter ersetzt; es soll nur der Gedanke in diesen Worten ausgesprochen seyn: „Neptunus puerum amavit propter pulcritudinem, quum inde a natalibus humero eburneo insignis esset.“ Die Parze, die den Knaben aus dem reinen Kessel herausnimmt, soll nichts Anderes bedeuten, als das erste Bad, aus dem der eben geborne Knabe herausgenommen ward, wobei der Verf. an die Parzen, die als λόχιαι θεαί der Geburt beistehen, denken will. Mit dieser Deutung scheint uns aber das Charakteristische der ganzen Ausdrucksweise wegzufallen, durch welche Pindar dem in der Vulgärfassung allerdings anstössigen Mythus ein höheres Gepräge zu verleihen sucht, das den tiefen, der ganzen Mythe zu Grunde liegenden Sinn den Geweiheten, den Gebildeten nicht verkennen liess. Schon die Verbindung des Pelops mit Poseidon, dem mächtigen Erderschütterer, kann uns auf die physikalische Bedeutung dieser Mythe hinleiten, auf gewaltsamen Untergang und Zernichtung, aus der ein neues Leben, ein neuer Naturleib verjüngt und schöner als der verschlungene und in den Abgrund der Mutter Erde (Demeter) aufgenommene, emporsteigt, an das Tageslicht geführt aus dem dunkeln Schoosse (Kessel) des Schicksals durch die Göttin, die Alles was da ist, ans Licht, ans Leben gebracht hat, die den Lebensfaden spinnende Parze. Doch es ist hier nicht der Ort, in eine nähere Betrachtung solcher Mythen einzugehen, deren tieferen Sinn ein Pindar so gut wie andere Gebildete seiner Zeit fühlte, deren äussere abstossende und abschreckende Fassung er aber in seinem Liede abzustreifen, zu veredeln und zu verklären verstand. Der Verf. scheint auch so etwas gefühlt zu haben, da er die Worte folgen lässt: „Jam non negamus quidem, vulgatam de humero comeso et a Cerere restituto fabulam Pindaro fuisse cognitam; immo vero Pindarus cognitam habuit et verbis fortasse ἐλέφαντι φαίδιμον ὦμον κεκαδμένον leviter ad eam respexit, sic autem fabulam narrare instituit, ut statim ab initio appareret, deseri ab eo vulgarem atque impiam narrationem novamque viam iniri.“ So weit gehen auch wir bereitwillig mit; nicht so, wenn nun fortgefahren wird: „Unum vero illud negamus, Pindarum fabulam notam et tralaticiam hic narrare. Quod quum jure negemus, dimittendum etiam illud, quod turbas et labores ingentes interpretibus attulit, quod putaverunt Pindarum narrare fabulam, quam non crederet, tanquam crederet, postmodo eandem magna cum indignatione ab eo rejici. Illud igitur quod Ceres dicitur humerum gustasse, quod Pelops mactatus et artibus quibusdam, quas Medea mentiebatur, in lebete recoctus revixisse fertur, quod humero eburneo donatus pro comeso traditur, haec inquam omnia mittantur et planissima erunt Pindari verba.“ Wir glauben vielmehr das Gegentheil; wir glauben die Beziehung oder Anspielung

auf jene Naturmythe festhalten zu müssen. — Auch in den Worten Vers 28 ff. ἦ θαύματα πολλὰ καί που τι βροτῶν φάτις ὑπὲρ τὸν ἀλαθῆ λόγον δεδαιδαλμένοι Ψεύδεσι ποικίλοις ἐξαπατῶντι μῦθοι wird es uns schwer, die Lesart der besseren Codd., die auch der Verf. vertheidigt, beizubehalten und dafür nicht φάτιν als den zu ἐξαπατῶντι (was der Verf. absolut nimmt) gehörigen Accusativ aufzunehmen. Halten wir an φάτις als Nominativ fest, mit welchem unser Verf. als Nebenbestimmung die Worte ὑπὲρ τὸν ἀλαθῆ λόγον verbindet (ist diess ohne allen Zusatz eines Artikels oder eines Participiums zulässig?), so muss dann das folgende: δεδαιδαλμένοι — μῦθοι als eine Art von Apposition oder Wiederholung des schon in φάτις gegebenen Subjects betrachtet werden, was, zumal ohne allen weiteren Zusatz, doch etwas auffallend und hart erscheint. Wir theilen darum unser Bedenken dem Verf. mit, dessen Ansicht: „recepto φάτις sententia fit optima“ uns nicht recht zusagen will; seine Erklärung der Stelle selbst wollen wir hierher setzen: „Profecto mirabilia sunt multa ac fere etiam hominum sermo, dum verum excedit, exornatae inquam versicoloribus mendaciis fabulae fallunt.“ — In der schwierigen Stelle Vers 50: (ὅτι) τραπέζαισί τ᾽ ἀμφὶ δεύματα κρεῶν σέθεν διεδάσαντο καὶ φάγον vertheidigt der Verf. die Lesart δεύτατα (für δεύματα), welche allerdings als die Lesart der ältern Codd., und somit als diplomatisch beglaubigt erscheint. Aber er nimmt diesen Ausdruck nicht in dem Sinn, in welchem G. Hermann ihn nimmt, als extremitates corporis, sondern er nimmt ihn in dem natürlichen Sinn von ἔσχατα, als dem letzten Theile oder Stück Fleisch, insofern bei dem Heisshunger der Gäste auch dieses Stück verschluckt worden, mithin Alles aufgezehrt, Nichts übrig geblieben sey, so dass in diesem besondern Zuge die Gefrässigkeit aufs stärkste bezeichnet und dargestellt werde. Jedenfalls möchte diese Erklärung mehr befriedigen, als das so zweifelhafte und in seiner Bedeutung so wenig sichere δεύματα! So könnten wir fortfahren und noch an einer Reihe von Stellen, namentlich auch aus der zweiten olympischen Hymne nachweisen, was der Verf. für Pindar im Einzelnen hier geleistet hat, wenn es anders nöthig wäre, durch solche Vorlagen die Freunde pindarischer Muse noch besonders auf einen dieser werthvollen Beiträge aufmerksam zu machen, deren Fortsetzung wir dringend wünschen.

Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen. Verlag der J. G. H. Cotta'schen Buchhandlung. 1845. VIII. und 284 S. in gr. 8.

Es würde ein in der That vergebliches Bemühen seyn, wenn wir es versuchen wollten, hier eben so wie bei andern Werken, eine Art von Auszug unsern Lesern vorzulegen, um sie durch Andeutung der Gegenstände, welche der Reihe nach behandelt werden, mit dem Buch selbst und seinem Inhalt bekannt und ihnen damit auch ein begründetes Urtheil darüber möglich zu machen. Denn das Ganze ist ein leben- und seelenvolles Gemälde, von einer wahren Künstlerhand und doch frei und ungezwungen ausgeführt. Bald werden uns herrliche Naturschilderungen vorgeführt, bald treten wir in die geschichtliche Vergangenheit zurück, an welche die gegenwärtigen Zustände sich

ungezwungen anknüpfen; bald führt uns der Verf. in das Gebiet der Wissenschaftlichkeit und der kritisch-ästhetischen Bestrebungen unserer Zeit, während poetische Betrachtungen, welche die Gefühle und Empfindungen des Verf. aussprechen, mehrfach in diess ansprechende Bunte einer Reiseschilderung eingewoben sind. Diese Mannigfaltigkeit des Inhalts, wodurch jede Uniformität eines trocknen Reiseberichtes vermieden bleibt, ist es, was das Ganze so anziehend macht; nicht ein statistisch-ethnographisches Tableau mit allen möglichen und genauesten Angaben über Ein- und Ausfuhr, Zollerträgnisse, Fabriken, Handel, Bevölkerung, Beamtenstand, geistlichen und weltlichen, und was dergleichen Dinge mehr sind, darf hier erwartet werden: wohl aber eine getreue, mit vielen andern Bemerkungen geistreich durchwebte Schilderung eines Landes, das bisher ausser dem Bereich der Touristen so ziemlich lag, das wenig gekannt und besucht, doch der Naturschönheiten so viele besitzt, und an Denkmalen alter Kunst nichts weniger als arm ist, das dabei von einem Menschenschlag bewohnt ist, der kräftig und stark, von der Verweichlichung europäischen Lebens noch weniger berührt, auch von der kosmopolitischen, Alles nivellirenden Civilisation unserer Zeit noch nicht bewältigt worden ist, dadurch aber an Interesse so sehr gewinnt.

Triest bildet den Ausgangspunkt, der durch die Bequemlichkeit einer wohlgeordneten Dampfschiffahrt nicht wenig erleichterten und geförderten Reise; dem edlen Zajotti vergisst der Verf. nicht, bei dieser Gelegenheit einige Worte des Andenkens nachzurufen, die auch diesseits der Alpen Anklang finden werden. Isola und Kapodistria, dann Pirano, Pisino, Pola mit seinem römischem Amphitheater, Lussin, Osero, Cherso, Veglia werden nach einander besucht und in der freien und ungezwungenen Weise, die wir eben hervorgehoben haben, geschildert; Fiume, die neu aufblühende, ungarische Handelsstadt, bildet den Schluss der istrischen Reise, auf welche dann die Fahrt nach Dalmatien folgt. Die Hauptpunkte, welche hier geschildert werden, sind Zara mit seinen nächsten Umgebungen, dann Sebenico, Spalato mit dem gewaltigen Pallaste des Diocletian, der bei aller der Zerstörung und Entstellung, die ihn im Laufe der Zeiten getroffen, doch noch immer so majestätisch erscheint, „dass wir gedrungen sind, dem byzantinischen gekrönten Schriftsteller beizustimmen in seiner Behauptung, kein Plan und keine Beschreibung könne ihn erreichen“ (S. 172). Aber über diesen und andern grossartigen Resten römischer Herrschaft werden auch die Denkmale des Mittelalters nicht übersehen; jene herrlichen Dome, in der Zeit venetianischer Herrschaft, an die so Vieles hier erinnert, erbaut; jene Festen, durch welche die kluge Politik dieses grossen Seestaates sich den Besitz dieser ihm so wichtigen Buchten, Hafen und Küstenstrecken zu sichern und zu erhalten wähnte; jene Reste einer im Dienste der Religion und der Kirche stehenden Malerei, von der auch Dalmatiens Kirchen Zeugniss geben können; das und so manches Andere wird eben so sehr beachtet, als das Volk, das keine Ursache mehr hat, die Zeiten der Venetianerherrschaft, aber auch nicht die, wenn auch nur kurze Periode fränkischer Occupation zurückzuverlangen; gern verweilen wir bei der Schilderung seiner Sitten, seiner Eigenthümlichkeiten und dergleichen, die für uns so viel Anziehendes hat. Ausser den genannten Punkten geben Lessina, Lissa, Cattaro und die Bocche di Cattaro Veranlassung zu den anziehendsten Schilderungen; Ragusa bildet den Schluss. Wir unterlassen es, Auszüge aus diesen in frischer Erinnerung aufgezeichneten Skizzen zu geben, oder Einzelnes weiter hervorzuheben; wo sollten wir anfangen, wo enden? Möge Jeder lieber selbst zu diesen Briefen und Erinnerungen greifen, er wird sie nicht unbefriedigt aus der Hand legen, der Verf. selbst aber möge noch öfters uns mit solchen Gaben erfreuen!

Nr. 11. **HEIDELBERGER** **1846.**

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Nr. 1. Zur Kenntniss der Gesellschaft Jesu, von einem Katholiken. Zürich und Winterthur, im Verlage des literarischen Comptoirs. 1843. 78 S. gr. 8.

Nr. 2. Der Jacobiner in Wien. Oesterreichische Memoiren aus dem letzten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts. 1843. Zweite Ausgabe. 322 S. in 12.

Nr. 3. Bibliothek ausgewählter Memoiren des XVIII. und XIX. Jahrhunderts, herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Dritter Band. Michael Oginski's Denkwürdigkeiten über Polen, das Land und seine Bewohner. 1. Theil 395 S. 2. Theil 313 S. 3. Theil 428 S. und eine Einleitung von CXX. S. als Beifuge, enthaltend polnisch-russische Wahlverwandtschaften vom Einzuge der Polen in Moskau (1605) bis zum Einzug der Russen in Warschau (1831). Herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. Belle Vue bei Constanz, Verlags- und Sortimentshandlung zu Belle Vue. 1845.

Der Verf. dieser Anzeige glaubte längst im Stande zu seyn, die Bemühungen des Herrn Pipitz um die Verbreitung einer freien Ansicht von Kirche und Staat zur Kenntniss des Publicums der Jahrbücher zu bringen; er kann aber nur selten einmal einen Artikel für dieses Journal arbeiten, und hat es daher bis jetzt aufschieben müssen. Er muss sich freilich auch jetzt sehr kurz fassen, weil er glaubt, dass man weder eine Recension, noch eine ausführliche Anzeige von Büchern erwarten wird, welche ganz eigentlich für das grössere Publicum geschrieben und zur allgemeinen Lectüre geeignet sind, die also in viele Hände kommen und keines Referenten bedürfen, um zugänglicher zu werden.

Der Verfasser der anzuzeigenden Bücher ist ein Kärnthner und hat geistliche Studien gemacht, auch die Weihen erhalten, deren er jetzt gern entledigt wäre, ohne sich desshalb vom Schoosse der katholischen Kirche ausschliessen zu wollen. Ueber seine persönlichen Verhältnisse hat er in den „Fragmenten aus Oesterreich. Mannheim 1839." und in

den „Memoiren eines Apostaten. Stuttgart 1842." Winke gegeben; über seine Richtung als Eiferer gegen Obscurantismus wollen wir hier ein paar Worte vorausschicken. Wir glauben nicht besser darthun zu können, dass Herr Pipitz vom Schimpfen und Schmähen weit entfernt ist, und sich nicht einmal als einen erbitterten Feind der Jesuiten beweist, als wenn wir einige Stellen aus Aufsätzen einrücken, welche er später, als er Nr. 1. herausgegeben hatte, in periodische Blätter hat einrücken lassen. Man wird seine Mässigung daraus um so viel leichter erkennen, als die Anonymität ihn würde geschützt haben, wenn er sonst an Ausfällen Vergnügen fände.

Der erste dieser Aufsätze steht in den Blättern für literarische Unterhaltung vom Juli 1844. Nr. 202—204. Es sind Bücheranzeigen; der Aufsatz ist aber dabei eigenthümlich. Die Ueberschrift ist: Die streitende Kirche in der katholischen Schweiz. Der Inhalt betrifft, wie schon die Ueberschrift zeigt, das Treiben der Jesuiten in der Schweiz. Mit diesem Inhalte hat Ref. nichts zu thun, weil er an eine Anzeige von vier dort angeführten Büchern geknüpft ist und eine Anzeige von Anzeigen lächerlich wäre. Ref. will nur eine einzige Stelle ausheben, um in Beziehung auf die ganze literarische Thätigkeit des Herrn Pipitz zu beweisen, dass er, obgleich er seiner Weihen ledig zu werden wünscht, doch kein Feind des Katholicismus oder auch nur der Geistlichkeit ist. Er sagt nämlich dort bei Gelegenheit von Edgar Quinet's Buch über die Jesuiten dasselbe, was Ref. auch sagen würde.

Die Vorlesungen Michelet's und Quinet's tragen den Stempel des Augenblicks, der sie hervorrief, des Auditoriums, für welche sie bestimmt waren, und den des verschiedenen Berufs der Verfasser. Sie sind nicht frei von Spuren eigener Entrüstung, die durch persönliche Angriffe erzeugt wurde, sie sind im Hinblick auf eine lebhafte, der Aufregung gewohnte und bedürftige Jugend geschrieben, und wären dem Geschmack deutscher Leser zusagender, wenn sie weniger rednerischen Schmuck zur Schau trügen; endlich scheint es, als ob der Dichter hie und da der nachhelfenden Hand des Geschichtschreibers, dieser der ergänzenden Phantasie des Dichters benöthigt wäre.

Der zweite Aufsatz ist in denselben Blättern für literarische Unterhaltung vom Mai 1845. Nr. 124. enthalten. Er ist überschrieben: Die alten und die neuen Jesuiten, von einem Katholiken. Die-

ser Aufsatz enthält weder Ausfälle noch Schmähung, noch irgend eine Declamation, sondern ganz nackte Angaben über das, was die Jesuiten waren und was sie jetzt wieder in allen Ländern Europa's geworden sind. Am Schlusse wird angegeben, wie furchtbar nach einem 1841 in Rom bekannt gemachten Verzeichnisse das gesammte Heer der Jesuiten ist. Der den Jesuiten affiliirte Orden der Ligorianer oder Redemptoristen ist nämlich fast eben so zahlreich, als der eigentlich sogenannte Jesuitenorden, und dieser hat jetzt 16 Provinzen, 211 Häuser, 3565 Mitglieder. Wir führen auch diesen Aufsatz nur an, um zu zeigen, dass man in dem Schriftchen, dessen Titel oben angegeben ist, nur Thatsachen und keine Schimpfworte oder Declamationen findet. Weil in dem Schriftchen Nr. 1. von Oesterreich besonders gehandelt wird, so wählen wir aus dem Aufsatz in den Blättern für literarische Unterhaltung ein Beispiel von dem, was der Verf. nach unserm Urtheil durchaus richtig von Frankreich sagt:

„Nach dem Geständnisse eines Ministers", heisst es Nr. 124, „gab es in Frankreich 1843 etwa 256 Jesuiten, die sich mit Seelsorge beschäftigen oder auf Lehrstellen vorbereiten. Man darf dabei nicht vergessen, dass ihr Daseyn in Frankreich, welches ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen entgegen ist, jetzt mit der nämlichen Frechheit verkündigt wird, wie es ehemals geleugnet wurde. Nach einer Angabe in P. Ravignan's Schrift „Von dem Bestande und der Verfassung der Jesuiten" beläuft sich die Anzahl derselben auf 206 Priester, die in 20 Diöcesen vertheilt sind; doch sind die Novizen und Laienbrüder in dieser Zahl nicht begriffen. Ausserdem werden 315 französische Jesuiten auswärts für den Unterricht und die Missionen verwendet. — Die Gesellschaft besitzt Grundeigenthum im Werth von zwei Millionen. Dazu kommen 200000 Franken Zins von Capitalien (die aber grösstentheils der Lyoner Provinz gehören), 300000 Franken Ertrag von Predigten und Almosen für gute Werke, die den ehrwürdigen Vätern anvertraut werden, 40—50000 Franken Zuschuss von der Lyoner Gesellschaft für Verbreitung des Glaubens, und ein nicht unbeträchtlicher Gewinn, den sie an dem Verschleiss von Büchern und aus ihren Lehranstalten ziehen. Lyon ist bekanntlich der Hauptsitz des Vereins zur Verbreitung des Glaubens, der nach einem Rechnungsabschluss vom Monat März 1842 2752215 Francs eingenommen hat. Auf die Verwendung dieser Fonds üben die

Jesuiten den grössten Einfluss." — Ref. glaubt durch die angeführten Stellen der Blätter für literar. Unterhaltung Zweck und ruhiges, praktisches Verfahren des Verf. hinreichend bezeichnet zu haben, und geht jetzt zu

Nr. 1. über. Der Verf. spricht sich über den Zweck des Buchs im Vorworte so bestimmt aus, dass Ref. für rathsam hält, bei der Anzeige desselben des Verf. eigene Worte zu gebrauchen. Bei Veröffentlichung dieser Beiträge, sagt er, beabsichtigt der Verf. zunächst denjenigen, welche vermöge Beruf und Stellung auf die Entscheidung der in einigen katholischen Ländern schwebenden Frage, ob die Erziehung der Jugend wieder ganz oder doch theilweise den Jesuiten anvertraut werden solle, einzuwirken haben, solche Materialien an die Hand zu geben, die, weil sie meistens in verschollenen oder schwer zugänglichen Schriften zerstreut sind, ihrer Aufmerksamkeit sonst leicht entgehen könnten. Er hatte dabei besonders Oesterreich und die Schweiz im Auge. In Oesterreich hat die Gesellschaft Jesu von Gallizien aus, auf welche Provinz sie lange beschränkt war, in der neuesten Zeit ihren Weg nach dem Erzherzogthum Oesterreich, nach Steiermark, dem lombardisch-venetianischen Königreich und nach Tyrol gefunden, wo (in Insbruck) man jetzt damit umgeht, ein grosses Pensionat nach dem Muster des in Freiburg in der Schweiz bestehenden zu errichten, und zu diesem Zweck nach allen Seiten hin Aufforderungen zu Beiträgen ergehen lässt. Die Regierung hat indessen erklärt, dass öffentliche Fonds nicht dazu in Anspruch genommen werden dürfen, wofür sie den Dank aller Wohlgesinnten verdient. In der Schweiz bemüht sich eine Partei, die ihre Macht nur auf den „Druck von Aussen" einer missleiteten Volksmenge stützt, und keinen der in der Eidgenossenschaft geachteten Männer geistlichen oder weltlichen Standes unter die Ihrigen zählt, das heranwachsende Geschlecht des wichtigsten katholischen Cantons, Luzerns, unter die Leitung des Ordens zu bringen, und macht kein Geheimniss daraus, dass sie mit dem Gelingen ihres Plans die Bahn zu weiteren Erfolgen, vor Allem zur Ueberlieferung des gesammten Unterrichtswesens der katholischen Schweiz an die Jesuiten geöffnet sieht.

Aus der Schrift selbst wollen wir einige historische Notizen ausheben, die uns besonders anziehend gewesen sind. S. 9 sagt der Verf.: „In Oesterreich hatten sich die Jesuiten so brauchbar gezeigt, dass Ferdinand II. sie in seinem Testamente mit ausdrücklichen Worten seinen

Nachfolgern empfahl, und diese verfehlten auch nicht, die Empfehlung zu beherzigen. Zur Zeit der Aufhebung besass der Orden in der österreichischen Provinz ein Professhaus (das grossartige Gebäude umfasst jetzt die Bureaus des Hofkriegsraths), 31 Collegien, 3 Probehäuser, 33 Seminarien, 22 Residenzen, 11 Missionshäuser und zählte 1772 Gesellschaften. In der böhmischen Provinz waren ein Professhaus, 26 Collegien, 3 Probehäuser, 25 Seminarien, 13 Residenzen, 12 Missionshäuser, 1239 Gesellschaften. Bei allem Guten, mit dem ihnen der fromme Franz, unter dessen Erziehern sich auch ein Exjesuit Namens Diesbach befunden hatte, zugethan war, lag es doch nicht in seiner Macht, ihnen zu der vorigen Blüthe zu verhelfen.

Bis 1827 blieben sie auf Gallizien beschränkt, seither sind ihnen in den italienischen Provinzen, in Oberösterreich, Steiermark und Tyrol Collegien eingeräumt worden, so dass sie jetzt, 269 an der Zahl, sieben Klöster bewohnen. Vier und dreissig Ordensglieder sind auf Pfarreien vertheilt (s. Becher's Uebersicht der Bevölkerung der österreichischen Monarchie nach den Ergebnissen der Jahre 1839—1840.), die übrigen widmen sich theils der Jugenderziehung, theils vorderhand dem beschaulichen Leben. In Gallizien werden eine philosophische Kanzel (in Tarnopol mit fünf Professoren, ihr Director ist der Provinzial des Ordens in Gallizien) und zwei Gymnasien (zu Tarnopol und Sandec) von den Jesuiten versehen: in Tyrol gehören die Lehrer des Gymnasiums zu Insbruck, der Rector, die Präfecten und theilweise auch die Lehrer der dortigen Theresianischen Ritteracademie dem Orden an. Bei dem Ueberflusse von Welt- und Ordensgeistlichen, mit dem Tyrol gesegnet ist (auf 329 Einwohner kommt ein Weltgeistlicher, auf eine Bevölkerung von 812000 Seelen in runder Zahl 828 männliche Ordenspersonen, dazu noch 432 Nonnen, also auf ungefähr 210 Einwohner ein geistliches Individuum), erscheint es einigermassen auffallend, dass man gerade diese Provinz auswählte, um dort mit der Jesuitenpädagogik einen Versuch anzustellen. Da der Zweck ihrer Berufung nach Oesterreich überhaupt und nach Tyrol insbesondere gewiss nicht darin bestand, dass sie sich die Pflege der Wissenschaften und eine Förderung derselben angelegen seyn lassen sollten, so ist wohl überflüssig, zu untersuchen, was sie auf diesem Gebiete eigentlich geleistet haben.

Näher erklärt sich der Verf., wenn er das, was er hier sagt, S. 11 folgendermassen fortsetzt:

„Kaiser Franz wenigstens, der in seinem Testamente ein bedeu-„tendes Legat den Jesuiten ausgesetzt haben soll, liess es ihnen „sicher nicht auf den Grund hin zukommen, dass sie gründlichere „Philologen oder scharfsinnigere Philosophen seyen, als die übrigen „Ordensgeistlichen seiner Staaten. Noch verdient bemerkt zu wer-„den, dass die Verfügung Kaiser Joseph's II., durch welche dem „Regularklerus untersagt wurde, mit auswärtigen Obern in Verbin-„dung zu stehen, auf die Jesuiten keine Anwendung findet; unterm „18. November 1828 gestattete ihnen Franz II. den ungehinder-„ten Nexus mit ihrem General."

Ebenso wurden sie laut jenes Hofkanzleidecrets vom 8. April 1828 von den Bestimmungen des allgemeinen Amortisationsgesetzes dispensirt und haben, wenn sie unbewegliche Güter erwerben, davon blos Anzeige an die Behörde zu machen.

Eine andere Stelle ruft uns ins Gedächtniss zurück, dass es doch unter Ferdinand I., Kaiser von Oesterreich, noch nicht ganz so arg ist, als es unter dem deutschen Kaiser Ferdinand II. und unter Leopold I. war. Der Verf. sagt in dieser Beziehung Seite 12: „Kaiser Ferdinand II. hatte dem Orden 36 Collegien erbaut; Leopold ertheilte dem Wiener Jesuitencollegium ständische Rechte und hatte bereits die Urkunde der Schenkung der Grafschaft Glatz für sie ausfertigen lassen, als glücklicherweise Lobkowitz es noch zur rechten Zeit verhinderte." Dann geht der Verf. zur Schweiz über, und widerlegt den Inhalt der Schrift, die ein als Protestant verkappter Jesuit herausgegeben hat unter dem Titel: „Der Jesuitismus, treu geschildert von einem Protestanten. Gegenstück zu der Schrift: Das Verhältniss der Jesuiten zum Leben u. s. w. Zürich 1841." Was der Verf. bei der Gelegenheit sagt, wird urkundlich durch Stellen aus den zu Luzern bei Petermann 1842 herausgegebenen Missionspredigten eines Damberger und Consorten ergänzt. —

Die zweite Abtheilung des Büchleins enthält in ihrem ersten Capitel die genaue und umfassende Schilderung des Ordens, welche einer der gelehrtesten und geachtesten Jesuiten, der im deutschen Collegium lehrte, wichtige Ordensämter bekleidet hatte, und bei Pabst Innocenz X. und

vielen Cardinälen in grossem Ansehen stand, entworfen hat. Dieser Jesuit war Melchior Inchhofer, der, nachdem er fast 40 Jahre im Orden zugebracht, unter dem Namen Lucius Cornelius Europäus das Buch „De Monarchia Solipsorum“ schrieb. Seite 30—31 wird berichtet, was der Orden ihm dafür zugedacht hatte; der Streich gelang aber nicht, so fein er auch angelegt war; denn die Sache endigte nicht, wie sie nach der Absicht der Jesuiten endigen sollte. Sie entführten ihn aus dem deutschen Collegium zu Rom, um ihn unschädlich zu machen; diess machte aber so viel Aufsehen, dass sie ihn sogleich wieder freilassen mussten. Sie läugneten daher hernach, dass der gelehrte und allgemein geachtete Pater Inchhofer Verfasser der „Monarchia Solipsorum“ sey, aus welchem Buche der Verf. im Folgenden einen genauen Auszug gibt.

Auf dieses erste Capitel des zweiten Abschnitts folgt von S. 40 ein zweites, welches der Verfasser folgendermassen beginnt: „Nachdem wir das Urtheil angehört haben, welches von einem der ausgezeichnetesten Mitglieder der Gesellschaft Jesu selbst über diesen Orden gefällt worden ist, — ein Urtheil, welches durch die Berufung auf die Schriften von Jarrige, Scoti, Mariana u. A. m. zu verschärfen, wir uns vor der Hand absichtlich enthalten haben, — ist es unsere Absicht, vom Allgemeinen auf das Besondere übergehend, die vorzüglichsten der vielen Klagepunkte zu berühren, die gegen den Orden fast von seiner Stiftung an bis auf unsere Zeit geltend gemacht wurden.“ Was hernach in diesem und dem folgenden Capitel angeführt und urkundlich belegt wird, müssen die Leser im Buche selbst nachlesen, da es keinen Auszug verträgt. Ref. gesteht, dass er über das Verhältniss des Ordens zu unserer Zeit nichts Besseres kennt, als diese Schrift. Auf diesen 78 Seiten ist mehr ächte, historische Belehrung gegeben, als in vielen dicken Büchern, oder gar in französischen und deutschen Schmähschriften gegen den Orden und gegen den Papismus überhaupt, wo nur gar zu oft Hesiod's ὅτι πλέον ἥμισυ παντός nicht beachtet wird.

Nr. 2, „Der Jacobiner in Wien“, gehört nicht in des Ref. Fach, nur soviel kann er versichern, dass die zu Grunde liegenden Denkwürdigkeiten authentisch sind. Er seiner Seits hätte lieber gesehen, wenn blos die gemeine Sprache des auch vom Ref. hie und da benutzten Buchs geändert und eine bessere an ihrer Stelle gebraucht wäre; dass Erdich-

tetes eingeschoben ist, gefällt ihm nicht. Es wird dadurch die Wirkung geschwächt, nicht erhöht, weil die Wahrheit der Fiction, und umgekehrt wieder die Fiction der Wahrheit schadet; überhaupt pflegt jede Halbheit dem, der das Wesen der Erscheinungen zu erforschen strebt, verhasster zu seyn, als offenbare Lüge. Diess gilt indessen nicht von der Masse der gewöhnlichen Leser, denen daher auch das Buch so wie es ist, sehr willkommen gewesen seyn mag, weil es schon die zweite Auflage erlebt hat.

Nr. 3. ist unstreitig ein nützliches und zu empfehlendes Unternehmen, weil man auf diese Weise die Geschichte am besten popularisiren und dem Volke statt der entnervenden und der Sittlichkeit höchst verderblichen Romane Bücher in die Hand geben kann, welche eben so unterhaltend als unterrichtend sind. Die in den beiden ersten Bänden enthaltenen Denkwürdigkeiten sind zu bekannt, als dass hier der Ort seyn könnte, davon zu reden; Ref. will also nur einige Worte über die drei Theile des dritten Bandes sagen, welche Oginski's Denkwürdigkeiten enthalten.

Die drei Bände, welche die Denkwürdigkeiten selbst enthalten, muss Ref. aus vielen Ursachen übergehen, besonders aber, weil ihm die Uebersetzung derselben, die in dieser Bibliothek gegeben wird, hinter der von Friedrich Gleich, welche 1827 in 2 Bänden, Leipzig bei C. H. F. Hartmann, erschienen ist, zurückzustehen scheint. Er wird sich daher begnügen, nur wenige Worte über die Einleitung beizufügen, welche ein besonderes Heft ausmacht. Damit die Leser der Jahrbücher selbst über das Verhältniss der Uebersetzungen urtheilen können, will Ref. den Anfang von beiden hier abschreiben. Dieser lautet in Nr. 3. wie folgt:

Wenn man die dreissig letzten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts vorüberziehen gesehen hat und an dem dermaligen Zeitpunkt angelangt ist, wenn man Zeuge der ausserordentlichsten und unerwartesten Ereignisse, welche dieser Rahmen in sich schliesst, gewesen ist, und bei den abwechselnden Auftritten, die ihn ausgefüllt haben, nicht blos den müssigen Zuschauer gemacht, sondern zuweilen auch handelnd mitgewirkt hat, so kann man unmöglich dem Drange widerstehen, die hauptsächlichsten Ereignisse aufzuzeichnen und seine Ansichten darüber, seine Erinnerungen und seine Betrachtungen aufs Papier zu werfen. Dieselbe Stelle übersetzt Herr Gleich auf folgende Weise:

Wenn man die letzten dreissig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts an sich vorübergehen sah und bis zur heutigen Periode gelangte, wenn man Zeuge der ausserordentlichsten und unerwartesten Ereignisse war, die diese Aera umfasst, und nicht allein stets blos Zuschauer war, sondern zum Theil auch als handelnde Person in diesen mannichfaltigen Scenen auftrat, dann ist es fast unmöglich dem Drange zu widerstehen, sich die Hauptbegebenheiten anzumerken und seine Ansichten, Erinnerungen und Bemerkungen zu Papier zu bringen.

In der Einleitung wird auf den ersten 56 Seiten ein sehr kurzer Bericht von den Berührungen gegeben, worin die Polen mit den Russen gekommen waren, bis auf das Jahr 1763. Dort folgt ein Abschnitt, überschrieben: „Stanislaus August und Katharina II. Untergang des alten Polens.“ In der Note wird das Verzeichniss der Schriften über die letzten Zeiten Polens gegeben, welches wohl hätte vollständiger seyn müssen, wenn alle Schriften angegeben werden sollten, und sehr viel kürzer hätte seyn müssen, wenn nur die wichtigsten Schriften sollten angeführt werden. Das Folgende ist als kurze Uebersicht der Geschichte Polens von der Wahl des Stanislaus Poniatowsky bis auf die Theilung, und von da bis auf den Untergang des Reichs, in Beziehung auf Oginski's Denkwürdigkeiten sehr gut und passend; an sich würde es einseitig seyn und verräth zu sehr einen sichtbaren Einfluss polnischer und einseitig französisch-polnischer Schriftsteller.

Louis Blanc, Geschichte der letzten zehn Jahre von 1830—1840. Aus dem Französischen übersetzt von Gottlob Fink. Nebst einem Vorwort zur Verständigung der Deutschen und Franzosen, von einem deutschen Publicisten in der Fremde. Erster Theil. Julirevolution. Zürich und Winterthur, Verlag des literarischen Comptoirs. 319 S. grösstes 8. Zweiter Theil. Die reaktionäre Politik Ludwig Philipp's. 326 S. Dritter Theil. Weitere Entwickelung der reaktionären Politik Ludwig Philipp's. Kämpfe der Parteien. Londoner Conferenz und belgischer Feldzug. 335 S. Vierter Theil. Die Aufstände in Lyon und Paris. Aprilprozess. Fieschi's Attentat und die Septembergesetze. Zunahme der gouvernementalen Bedeutung des Königs. 373 S. Fünfter Theil.

Reaktion der Continentalpolitik gegen die Julirevolution. Neue Organisation der demokratischen Parthei. Kampf der parlamentarischen und der königlichen Prärogative. Die orientalische Frage. Politische Schlussbetrachtungen. 340 S. 1843—1845.

Eine Anzeige des Originals dieser Uebersetzung würde viel zu spät kommen, da das Buch in Aller Händen ist und allgemeinen Beifall gefunden hat; Uebersetzungen zu kritisiren ist aber des Ref. Sache nicht; er glaubt daher seiner Pflicht zu genügen, wenn er blos ihres Daseyns gedenkt. Von dem Vorworte, welches Deutschland angehört und angeht, will er jedoch etwas genauere Notiz nehmen.

Was das Buch selbst angeht, so begreift Ref. sehr gut, warum es auch unter denen, die das Princip des Verfassers und seine Ansicht des wirklichen Lebens, wie es ist, und in einer Zeit wie die unserige seyn muss und seyn kann, nicht billigen, zu denen er auch selbst gehört, so vielen Beifall gefunden hat. Man freut sich des Buchs nicht darum, weil es schön geschrieben ist, wie die Leute das nennen, sondern weil der Verf. seine eignen Ueberzeugungen, wahr oder falsch, ausspricht, weil er auch gegen die, welche er bestreitet, gerecht ist, und im Ganzen von Sophistik, wenn auch nicht von System und Doctrin frei ist. Diess ist in unserer Zeit bei Büchern über Politik, Religion, Geschichte so selten, dass diess Buch in Frankreich und für Frankreich eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ist, weil dort Alles Parthei, Alles Erwerb ist; denn selbst die Gegner gewisser herrschenden Vorstellungen sind diess gewöhnlich nur so lange, bis sie gekauft werden. In Deutschland ist es wenig besser seit einigen Jahren. Bei uns hat jede kleine Regierung ihre oft sehr unwissenden Sophisten und Doctrinärs, und Keiner kann Versorgung finden, dessen Ansicht der des leitenden juristischen Beamten eines kleinen oder grossen Landes nicht entspricht. Das ist aber nicht genug, von allen Kathedern gehen theologische, politische, historische Systeme unduldsamer Katheder-Matadoren aus, die in hochtrabenden Phrasen oder gar in Kunstausdrücken und philosophischem Kauderwelsch ausgesprochen werden. Unsere Theologen, Staatsweisen, Kathederhelden können ganz einfache Wahrheit des Lebens und des Evangeliums nicht neben ihrem pomphaften Nimbus dulden, der aus Berlin kommt.

Da Ref. einmal des Originals erwähnt hat, so will er noch hinzu-

setzen, dass er durch zweimaligen Aufenthalt in Paris in den Stand gesetzt ward, über die Wahrheit der Schilderungen des Verf. zu urtheilen; in diesem Buche leuchtete ihm diess besonders aus dem ein, was von den Abentheuern und vom Charakter des unglücklichen Sohns des in Florenz lebenden ehemaligen Königs von Holland berichtet wird. Ref. kennt ihn ganz speziell und findet, dass Charakter und Zusammenhang der Thatsachen hier ganz vortrefflich entwickelt sind. Das gestehen auch sogar die nächsten Anverwandten des unglücklichen Prinzen.

Von Systemsucht ist freilich weder Louis Blanc noch irgend Jemand sonst frei, da wir in einer Zeit leben, wo Jeder laut und schreiend durch Theorie und prahlendes Lärmen, Niemand still und ohne alle Eitelkeit praktisch dem Staate und der Kirche helfen will. Wollen doch selbst die Theologen und die Regierungen durch mit Ruhm und Orden zu belohnende byzantinische Concilien, die Ersten essend und trinkend und sich brüstend, die Andern gebietend und schreibend von oben her, durch Phrasen, nicht aber, wie unsere Väter sagten, durch ein Leben voll Gottseligkeit und Ehrbarkeit, wie es Christen gebühre, als Theologen in Demuth und Stille wirkend, von unten Religion wieder begründen! Wie thöricht! Es ist daher freilich auch Herr Louis Blanc bei aller Treue, Wahrhaftigkeit, Freimuth, wie es uns scheint, mit einem System, oder, wenn man will, mit einer Grille behaftet, welche ihn zu Redensarten und Träumen führt, von denen er, wie unsere Theologen von Schelling, oder Hegel und Schleiermacher in den Sumpf gelockt wird. Doch ist er nicht so hochmüthig, wie unsere Theologen, er hält nicht, wie diese, das Irrlicht, das ihn in den Sumpf lockt, für den Stern der Weisen des Morgenlandes. Nach diesen Bemerkungen, welche der Ref. für nichts Anderes angesehen wissen will, als für das, was sie sind, für augenblickliche Einfälle, wendet er sich zu dem der Uebersetzung vorgesetzten Vorworte.

Ref., der weder einer der Teutonen des Jahres 1813, noch ein Franzosenhasser ist, sieht aus dem Vorworte mit tiefem Schmerz, wohin das lächerliche Gerede von Conserviren, welches von unseren Beamten, von bezahlten Sophisten ausgeht, in einem Lande führen wird, wo ja Alles immer von selbst beim Alten bleibt, man mag im Bierhaus sagen was man will. Der Vorredner nämlich will uns mit den Franzosen vereinigen. Sieht er denn nicht, dass bei uns die Freiheit nach und nach,

bedächtig und ruhig, wie wir sind, Eroberungen macht, dass aber das französische dreiste Reden und Schreiben, welches er rühmt, am Ende zu Nichts, als unter Napoleon zum Militärdespotismus, unter Ludwig Philipp zum Corruptionsdespotismus geführt hat? Dass das heftige Schelten in der Schweiz einen Zustand herbeigeführt, der die Freiheit auch sogar den ruhigsten und edelsten Gemüthern verhasst macht? Wir wollen, um uns näher erklären zu können, gleich den Anfang hier einrücken und mit kurzen Bemerkungen begleiten:

Die Geschichte der französischen Revolution in den Jahren von 1830 bis 1840, heisst es, wird hier wiedergegeben, wie der Franzose sie verfasst, frei und ohne Umschweif, im Sinne der Partei einer neuen Demokratie und völlig unverstümmelt, wie die Presse der Schweiz erlaubt. So bleibt das Buch französisch auch im Deutschen. Kein Deutscher wagt über sein Vaterland so zu schreiben.

Dieses Werk des freien Mannes, das Erzeugniss einer Welt, die uns weit vorangeeilt (wir lassen ihr gern den Vorsprung, der der Sittlichkeit eben so verderblich ist, als der Religion, weil auf der Ersten nur Mönchsmoral und Grundsatzlosigkeit, von der Andern nur Jesuitismus und blinder Aberglauben, oder gänzlicher Mangel an wahrer, praktischer Religiosität übrig bleiben kann), wird die Deutschen gewaltig anziehen; aber es wird sie an vielen Stellen eben so gewaltig abstossen, eben so tief verletzen. Es ist dem Hochmuth und dem Taumel unserer Romantik (diesen und die folgenden Sätze billigt Ref. durchaus, denn der Verf. hat den wunden Fleck unseres Gelehrtenwesens und unserer dienstbaren Literatur sehr gut getroffen, die Ritter und beredeten Akademiker und Schönschreiber gut bezeichnet), der Aberweisheit unserer amtlich Berufenen, ja sogar dem nüchternen Bewusstseyn über unsere, nicht eben glänzende Vergangenheit und Gegenwart allzu schroff entgegengesetzt.

Diese Sätze würde Ref., wie er oben angedeutet hat, nur theilweise missbilligen, theilweise aber als durchaus treffend in sofern anerkennen, als vom deutschen literarischen Hochmuth in literarischen Dingen die Rede ist. Spricht nicht selbst in Sachen blosser Erfahrung oft der erste beste Gelbschnabel ohne alle Scham über Resultate der Lebenserfahrung eines halben Jahrhunderts, die Jemand ausspricht nach dem System seiner Katheder- oder Buchweisheit? Wir bedürfen aber, um zu genesen, der Franzosen nicht, auf die uns der Verf. verweist; denn es

ist schon so weit gekommen, dass das Schreien und Schimpfen Niemand mehr rührt oder bewegt. Der Verf. dieser Anzeige hat jetzt acht und fünfzig Jahre lang (denn er war früh reif) das deutsche Leben und die deutsche Literatur mit angestrengter Aufmerksamkeit, und zwar über fünf und zwanzig Jahre lang, ohne an Buchmachen zu denken, also ohne eigenes Interesse, beobachtet; er kann den Vorredner versichern, dass das Publikum nach und nach mündig geworden ist. Wir bedürfen der Franzosen durchaus nicht. Wie sonderbar, dass uns der Verf. zum Kosmopolitismus rufen will, und uns mit der Franzosenliebe und dem Schimpfen auf Deutschland anfangen heisst, da wir doch nur, weil wir Kosmopoliten waren, noch jetzt keine Deutsche geworden sind!! Was die Literatur angeht, so galt, wie der Vorredner aus Schütz's Correspondenz, aus Böttiger's und der Schlegel Treiben, aus der Geschichte der Göttinger Anzeigen, der allgemeinen deutschen Bibliothek und des Athenäums lernen kann, noch um 1786, der elendeste Wisch, der von einem partheiischen oder am Ende gar erkauften Recensenten in einer gedruckten Recension gelobt wurde, für ein Meisterwerk; welches Journal oder welche Zeitung könnte jetzt einen Schriftsteller machen oder niedermachen? Was Freimüthigkeit angeht, so glaubt Ref., der sie sehr liebt, selbst erfahren zu haben, dass dem Einzelnen sehr oft nur die Unabhängigkeit der Seele und Entsagung auf gewisse äussere Vortheile, auf Toaste und Gastmahle mangelt, um zu reden, wie es ihm ums Herz ist, wenn er in den Schranken des Gesetzes bleibt. Kann uns etwa das Beispiel der Literatur von Paris zur Unabhängigkeit führen? Sind es die Regierungen, welche die Hoftheologen, die servilen Redner unserer Kammern, die gedungenen Journalisten und Sophisten hervorrufen, oder drängen sich diese nicht vielmehr den Fürsten auf? Sind es nicht viel mehr die nach Besoldung, Amt, Orden schnappenden Individuen des Bürgerstandes, alsdie Fürsten, die auf uns lasten? Sollen wir darum uns und unsern Fürsten die Franzosen auf den Hals holen? Auch diese werden, wenn wir aufhören, die Lohndiener zu ehren, am Ende der Zeit folgen; wir bedürfen ihrer; sie werden endlich in allem Billigen nachgeben, weil es ihr eigener Vortheil ist, wenigstens die, welche keine Jesuiten oder Pietisten hegen. Uns drücken nicht die Fürsten, sondern die Servilität der rohen Lohndiener; wird sich diese verlieren, wenn wir, wie der Vorredner will, den französischen Liberalen das Ohr leihen? Wer-

den etwa diese sklavischen Seelen dann nicht, wie alle Jacobiner zu Napoleon's Zeit bewiesen haben, den Fremden huldigen? Oder haben etwa die Franzosen, seitdem Ref. sie zur Zeit der Republik und unter Napoleon die Deutschen überall misshandeln sah, nicht bloss hörte oder las, ihre Natur geändert? Das meint freilich der Vorredner darthun zu können; er schliesst aber aus dem, was hie und da Einer unter Tausenden sagen oder denken mag, viel zu schnell aufs Allgemeine. Ref. meint, wir müssen auch auf die Gefahr hin, von unsern Landsleuten ein wenig gehudelt zu werden, wieder ganz und durchaus Deutsche werden und uns lieber heftig und zankend und polternd gegen diejenigen unserer Landsleute richten, die uns verrathen und verkaufen, um zu glänzen und zu prahlen, als auf französische Weise politisiren, oder auf Fürsten und Minister schimpfen, um uns ihnen hernach theuerer verkaufen zu können. Die, welche eine Demokratie predigen, bedenken nicht, dass diese beim gegenwärtigen Zustande der Sitten und der Civilisation unfehlbar zu schauderhafter Despotie führen würde.

Der Vorredner kommt S. V. auf den Communismus der Herren Louis Blanc und Proudhon, worauf sich Ref. nicht einlassen will, weil man in dergleichen Dingen die Zeit walten lassen muss. Diese wird schon ans Licht bringen, dass die preussische Synodalreligion bei gegenwärtigem Stande der Dinge so wenig dauerhaft Wurzel fassen kann, als der deutsche Katholicismus, so aufrichtig und herzlich Ref. dem letztern das beste Gedeihen wünscht. Der Vorredner schreibt sehr gut und sehr verständig; er nimmt weder Louis Blanc noch den Communismus geradezu in Schutz, sondern er deutet an, wo es beiden fehlt; aber er ist immer mehr auf Seiten der Franzosen; er weiset uns an die Danaos dona ferentes, da wir doch die Danaos und ihre dona aus Erfahrung kennen. Er redet oft wie ein Pariser oder der National.

Er sagt in dieser Beziehung S. VII.: Sind die Irrthümer und Einseitigkeiten der Franzosen gefährlich, weil sie praktische Missgriffe erzeugen, so sind die unpraktischen Gedanken des befangenen Teutonismus darum nicht weniger schädlich. Eine dreissigjährige Fortsetzung jener somnambülen Deutschheit, deren Herrlichkeiten sämmtlich in den Brunnen gefallen sind, wäre schon als alter Schaden eine bedenkliche Sache; aber wenn auch die Form eine andere geworden ist, die Täuschungen über unsere eigene Herrlichkeit und über das Unglück der Franzosen, über

unsere Sittlichkeit und ihre Unsittlichkeit, über unsere Sicherheit und ihre Gefahr beherrschen noch so viele Köpfe in Deutschland, dass es fast den Anschein hat, als könnten nur grosse politische Krisen sie aufheben. (Wir begreifen nicht, wie man den Deutschen Ungerechtigkeit Schuld geben kann, wenn täglich in den französischen Gerichten, in den Journalen aller Farben, in den französischen Kammern über Nepotismus der Minister und Deputirten, über Kauf und Verkauf der Stimmen, über Agiotage, Wucher und über schamlose Vergeudung geklagt wird — selbst von den Deputirten, die sich verkaufen. Es sind ja jetzt auch die Gerichte nicht mehr unpartheiisch!!)

Um zu beweisen, dass er Recht hat, führt der Vorredner eine deutsche Schrift an, die dem Ref. unbekannt ist, deren Verfasser er daher nicht vertheidigen will. Ref. führt aber die Stelle nur an, um zu zeigen, wie er es versteht, wenn er sagt, der Vorredner greife die Deutschen bloss darum an, um ihnen die Franzosen vorzuziehen. Er kann sich irren; allein Veranlassung zu seinem Irrthum hat doch unstreitig die Stelle des Verf. gegeben, die hier folgt. Die Stelle lautet:

Herr L. Stein beschenkt uns mit einem ausführlichen Buche über Kommunismus und Socialismus, Probleme der Humanität, welche die Geschichte des Menschengeschlechts nicht eher aufgeben wird, als bis sie gelöset sind. Der Verf. ist noch jung, schwerlich wird er sein dreissigstes Jahr schon überschritten haben, aber er spricht in seinem Buche wie der älteste Altdeutsche, der eben darum, weil er ein Deutscher ist, Alles besser weiss als die Franzosen. Er erkennt das Problem, auch die untern Classen zu freien Menschen zu machen (Also auch die Demokraten wollen, wie die Bureaukraten und Berliner, Alles machen, nicht aber nur, wie die Natur thut, die Hindernisse des Werdens und Seyns wegschaffen?), gar nicht an; auf keiner Seite seines Buchs stellt er die Aufgabe, aber er löst alle Schwierigkeiten des Kommunismus und Socialismus durch die Rückkehr zur deutschen Ruhe und zur deutschen Weisheit. Kann es für einen deutschen und für einen Hegel'schen Christen noch Probleme geben? Nein. Der Vorredner thut auch Hegel, von dessen Manier, seine Weisheit vorzubringen, Ref. gar kein Freund war und ist, im Folgenden bitter Unrecht. Man begreift daher auch leicht, wie er hernach ausdrücklich sagen mag, es sey den Deutschen nur dadurch zu helfen, dass man sie französire und revolutionire;

obgleich wir nicht einsehen, wie das die Deutschen, die vorher dumm und bettelstolz waren, auf einmal klug und demüthig machen solle. Bleiben aber die Menschen wie sie sind, was hilft es, die Form der geselligen Verhältnisse ändern, wenn die Gesellschaft dieselbe bleibt? Die deutsche Veränderung im Staat, der Literatur und der Kirche, oder die stille Revolution hat sich, wie das Gesetz der Natur gebietet, von Innen nach Aussen entwickelt, sie bedroht in unsern Tagen, wie Jeder, der nicht ganz blind ist, sehen kann, überall von Innen das eiserne Band, das uns äusserlich noch immer fesselt, zu zersprengen; ist das nicht besser, als wenn die Bewegung von Aussen begonnen hätte, wie in Frankreich, wo man jetzt müde ist, während es in Deutschland kräftig vorwärts geht? Der dauernde Kampf wird die Gemüther stählen und den Servilismus lähmen, ohne das gesellige Band und die natürliche Ordnung der Classen und Stände gewaltsam zu zerstören. Ref. will und kann den Verf. hier nicht widerlegen oder mit ihm disputiren, sein Zweck ist nur, der bestimmt ausgesprochenen Meinung eine andere ebenso bestimmt entgegen zu setzen. Diess gilt nur dem Resultat. Was den Inhalt der Vorrede angeht, so wird der Deutsche wohlthun, ihn zu beherzigen, um nicht verstockt zu scheinen. Ref. kann dem Verf. nicht folgen, er ist durchaus anderer Meinung, aber er hat aus dem Vorworte viele Belehrung gezogen. Er hat sich auch des kräftigen und gediegenen Vortrags gefreut, nur bedauert er, dass der Verf. zuweilen ganz in Heine's und anderer Halbfranzosen Ton fällt. Wer kann es ertragen, wenn er z. B. S. XI. ausruft:

Nichts schärfer, treuer und gründlicher als die jungen französischen Schriftsteller, ja man würde nicht zuviel sagen, wenn man behauptete, ein französisches Weib, die Sand, hätte mehr Gedanken zur Welt gebracht, als alle die Perrückenstöcke der hochwohlweisen Universitätsphilosophie, seit Hegel todt ist, zusammengenommen. Weiter unten sagt er ausdrücklich, dass er alle Religion auf den dürren Verstand zurückführen und alle Fantasie und Begeisterung von der Religion ausschliessen wolle; ist denn die Fantasie nicht ebensogut ein ursprüngliches Vermögen der Seele, als der Verstand? Wäre es nicht grausam, uns, die wir durch Alter dem Leben und seinen Genüssen abgestorben sind, die Flügel der Fantasie abzuschneiden, die uns träumend in elysische Gefilde tragen? Anders ist, wenn davon geredet wird, Jemand mit Gewalt gläubig oder selig zu machen.

Ref. bricht hier ab; denn mit dem, was von S. XIII. an bis zu Ende folgt, ist er durchaus unzufrieden. Er sieht daraus nur soviel, dass das Wort „Freiheit" jetzt oft auf dieselbe Weise missverstanden und missbraucht wird, wie Ref. zu der Zeit, als er sich noch mitunter um Universitätsangelegenheiten und Studenten bekümmerte, das Wort „akademische Freiheit" täglich missbrauchen hörte.

Nr. 12. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Ueber das Princip der Rechtgläubigkeit und seiner Consequenzen. Von einem Weltbürger. Breslau, 1845. Bei G. P. Aderholz. 46 S. in kl. 8.

Der Verf. ist ein berühmter Lehrer der deutschen Rechtsgeschichte (also nicht, wie man nach Druckort und Inhalt vermuthen könnte, der Prof. Regenbrecht). Ref. wollte eben ein treffliches Buch desselben, das seinem (des Ref.) Fach angehört, ausführlich anzeigen, als er inne ward, dass, um diess so gründlich zu thun, als das Buch es verdient, seine Zeit nicht hinreiche; er war daher froh, als ihm das kleine Schriftchen zur Hand kam. Er hofft auf diese Weise dem Verf. seine Hochachtung zu beweisen und Verzeihung zu erhalten, wenn er die Anzeige des rechtshistorischen Werks, das ihm sehr bedeutend scheint, verschiebt, bis er dringende Arbeiten beendigt hat und ein gründliches Werk gründlich prüfen kann.

Der Verf. geht in dem Schriftchen vom Begriff der Kirche aus und zeigt, warum in Staaten des Alterthums mit ihren Staats- und Naturreligionen die Vorstellung eines Staats neben der Kirche, oder umgekehrt, was einerlei ist, durchaus fremd bleiben musste. Mit der Entstehung einer Kirche hing zusammen, dass der grosse Unterschied, der im Christenthum zwischen Lehre und Cultus besteht und im Alterthum nicht stattfand, ins Licht trat. Der Verf. will übrigens nicht mit Zumpt behaupten, dass Griechen und Römer nur einen Cultus, aber durchaus gar keine Lehre gehabt hätten. Diess führt zu dem Satz, dass bei Nationalreligionen die Ceremonien, der Cultus, bei der christlichen die Lehre Hauptsache sey. Er zeigt ferner, dass eine Religionslehre, wenn sie auf dem reinsten, sittlichen Grunde ruhe, das beste Band verschiedener Völker für den Zweck der Menschheit sey. Aus dieser Ursache, fährt er fort, ist das Christenthum die beste Weltreligion, da hingegen alle andere Religionen nur Nationalreligionen waren. Die reine Lehre verbindet die Völker, der blosse Cultus trennt sie.

Von S. 8 an zeigt der Verf., dass zugleich grosse Gefahr dabei sey, dass eine Religion, welche zur Staatsreligion geworden ist, auf einer Lehre

beruhe, da man diese nur aus Urkunden und Büchern einer vergangenen Zeit schöpfen könne. Es heisst hier in Beziehung auf das Treiben der neuen Berliner Hesshuse und Osiander, die neue Concordienformeln und neue Symbole, also eine neue Consistorialreligion schaffen wollen, und wie das Lessing dem weiland Pastor Göze umgekehrt in den Mund legt, weil der wünscht, dass der Geistliche erst für die Laien denke, dann für sie esse, einstweilen für uns essen wollen, bis sie auch für uns denken dürfen. Seite 8 und 9:

Mag ein gottgeweihter Priester, vermöge der Würde, die er bekleidet, mag ein in bestimmten Formen versammeltes Concil, oder wer irgend sonst berufen seyn, etwaige Zweifel zu lösen, welche in Betreff des Inhalts jeder objectiven Regel der Deutung entstanden sind, um somit den Begriff der wahren Rechtgläubigkeit festzustellen; es sind zuletzt doch immer nur Menschen, welche sich eben so gut irren können, wie jeder Einzelne, der in den Kern jener Quellen zu dringen sucht. Der in seiner, Gott sey Dank, unveräusserlichen Freiheit sinnende und denkende Geist wird alle ihm gesetzte Schranken durchbrechen.

Im Folgenden beweist der Verf., dass es allerdings ein Bedürfniss des Menschen und eine weise Einrichtung der Gottheit sey, dass Dinge, die der Verstand nicht begreift und welche die Geschichte nicht erreicht, uns als Mysterien vorschweben; aber, setzt er S. 10 hinzu, ein Anderes ist es, wenn aus jenen Mysterien ein Gewebe von Dogmen entstanden ist, welche nun schlechterdings in dieser einen concreten Form geglaubt werden sollen; wenn sich dieses System von Dogmen immer mehr mit solchen Sätzen bereichert, in denen ein Ueber- und Aussernatürliches ausgesprochen wird, und wenn die unbedingte Annahme eines solchen Systems in einer völlig krystallisirten Gestalt zur Bedingung der ewigen Seligkeit gestempelt werden soll. Es kann gar nicht fehlen, dass nicht durch alles Diess sogenannte Ketzerei gerade in den trefflichen Geistern immer häufiger und umfangreicher hervorgerufen werden sollte. Will man also Einheit erhalten, so muss man zu allen den grässlichen Mitteln, die er S. 11 anführt, seine Zuflucht nehmen. Leider, fügt er hinzu, findet das Gesagte die vollkommenste Anwendung auf die Geschichte des Christenthums in den vergangenen Jahrhunderten. Es hat sich in seinem Schoosse ein solches System von positiven Dogmen, wie es oben geschildert worden, ausgebildet, und die zur Hierarchie gewordene, den Staat

beherrschende Kirche hat dasselbe durch die grausenerregendsten Mittel aufrecht zu halten gesucht.

Diess führt den Verf. auf den Titel der geistlichen Gesetze Gregor's IX., wo von den Ketzern die Rede ist, auf die Bulle in coena domini, auf das Vergebliche aller Greuel der Verfolgung, auf die vielen Ketzer im Mittelalter und auf die Reformation. Er fügt aber S. 13 hinzu:

Der Protestantismus wurde eben gleich wieder unprotestantisch, und statt das Wesen desselben in einem bestimmten Geiste und Gegensatze zu suchen, ging man auch hier wieder sehr bald zu der Ansicht über, dass es vor allen Dingen auf ein abgeschlossenes dogmatisches System ankomme, welchem denn in der neuen Kirche, wie in der alten, die christliche Moral gleichfalls nur nachhinkte. Die Bibel war also nicht mehr genug, wie Luther und Calvin gesagt hatten; die Theologen verfertigten also, sie wussten am besten warum, die Concordienformeln, welche jetzt neu fabricirt werden sollen (NB. wenn es geht, woran wir zweifeln). Wenn es ginge, würde es an Jammer, wie der, dessen der Verf. S. 14 und 15 kurz erwähnt, und den Plank in seiner Geschichte des kirchlich-protestantischen Lehrbegriffs so vortrefflich ausführlich dargestellt hat, nicht fehlen. Mit diesen Bemerkungen verbindet der Verf. hernach einen Blick auf den Zustand, den der dreissigjährige Krieg in Deutschland herbeiführte. Er zeigt bei der Gelegenheit sehr gut, dass aus dem westphälischen Frieden, der unter fremder Bürgschaft geschlossen, nicht Religionsfreiheit, sondern Verfolgung erzeugte, für die beiden allein geduldeten Parteien der Protestanten die Nothwendigkeit hervorging, Formeln zu erfinden, worauf sie die Ihrigen, wie auf ein Polizeigesetz, verpflichten könnten.

Diese, sagt er dann S. 16, fanden die Lutheraner zusammengetragen in dem Concordienbuche, welches mit Vorrede und Unterschrift der Reichsstände, so viel ihrer über die Concordienformel einverstanden waren, zu Dresden schon 1580 unter öffentlicher Autorität deutsch herausgegeben worden war. Der Verf. beweist alsdann, und diess zeigt uns die geistlichen Herren und gelehrten Theologen von der Seite, von der sie jeder von uns aus der Geschichte und aus dem Leben kennt, dass es immer noch ein grosses Glück war, dass die Bewachung der Rechtgläubigkeit von den Theologen an den Staat kam. Es heisst: „Wer „sich etwas gründlicher in den Geist der Geschichte vertieft hat, wird

„schwerlich auf die Klagen der Theologen, dass der Staat ihnen nicht „erlaubt, die Kirche zu regieren, ein grosses Gewicht legen und dem so „oft wiederholten Verlangen nach einer allgemeinen Kirchenverfassung, „welches sich auf theologischem Gebiet vernehmen lässt, sicherlich kein „besonders geneigtes Gehör schenken.“ Es wird vortrefflich angegeben, was jene Geistlichen unserer Tage, die wir überall finden, wo sie nicht hingehören, die auf Reisen, bei Ehrenessen, bei Zusammenkünften, bei Berathschlagungen über den Glauben, kurz überall, wo Etwas zu glänzen, zu repräsentiren, zu prahlen, zu kriechen, zu schleichen und kabaliren ist, die Ersten sind, eigentlich wollen.

Wir zweifeln sehr, sagt er S. 17, ob die Theologen, welche als die eifrigsten Wortführer einer neu zu begründenden protestantischen Kirchenverfassung auftreten, mit den neuen Einrichtungen, die der Staat machen würde, ihre Wünsche erfüllt finden würden. Nicht eine Vereinigung von Monarchie und freier Gemeindeverfassung, nicht eine Aufnahme der Kirchensachen in den Kreis der allgemeinen Landes und Volksangelegenheiten, mit denen sich dann auch der volksvertretende Körper zu beschäftigen haben würde, sondern eine kirchliche Aristokratie, erhöhte Rechte der Geistlichkeit, mehr oder weniger die Einführung des Unterschieds einer herrschenden und einer dienenden Kirche; das ist es, was wenigstens Vielen jener geistlichen Herren als der Polarstern ihrer Sehnsucht in der Phantasie entgegenleuchtet. Der Verf. geht noch weiter als Ref., der ihm sonst in Allem unbedingt beistimmt, gehen würde. Er sagt nämlich:

„Wir können aus den obigen Gründen auch unser Bedenken gegen jede Synodalverfassung in der protestantischen Kirche nicht unterdrücken.“ Diesen Satz führt er hernach gründlich, gelehrt und ruhig durch. „Die Laien, sagt er unter andern, die sich verleiten lassen, in jenen Ruf so vieler Theologen nach einer allgemeinen protestantischen Kirchenverfassung mit einzustimmen, scheinen die Gefahren, welche mit einer Verwirklichung ihrer Wünsche oder Vorschläge sehr leicht verknüpft seyn dürften, nicht zu sehen, und namentlich nicht zu bemerken, wie sie damit der Hierarchie in die Hand arbeiten und den Götzen der Glaubensdespotie heraufbeschwören, gegen den sie sich gerade wappnen zu müssen

glauben. Ein Glück ist, dass in den menschlichen Dingen eine gewisse Trägheit des Widerstandes liegt, und dass sie sich im Wesentlichen doch ihren Grundprincipien gemäss zu entwickeln pflegen. Missbräuche sind überall möglich. Es kann sich hier immer nur um ein Mehr oder Weniger handeln; die Hauptsache aber ist, dass denselben nicht durch gewisse sanctionirte Lebensformen geradezu eine Begünstigung zu Theil werde.“ Seite 20 ff. zeigt der Verfasser, dass, obgleich die Katholiken den ganzen Vortheil der Leitung des Kirchenwesens durch den Staat nicht erlangten, doch auch bei ihnen seit dem westphälischen Frieden die Hierarchie einen kräftigen Stoss erlitt, kommt aber sogleich wieder auf den Protestantismus zurück.

Es wird hier nachgewiesen, wie im 18. Jahrhundert die Kirche von Symbolzwang, den man ihr jetzt so gerne wieder aufdrängen will, damit unser hochwürdiger Götze, Heshusius und Consorten wieder für uns denken können, nach und nach frei geworden sey, und dass durch das berühmte quatenus bei der Unterschrift der dem Herrn Ripstein und Shnetlage so theueren symbolischen Bücher der erste Schritt geschehen sey, um jedem Lehrer und jeder Gemeinde das Rechte, die Bibel nach ihren Fähigkeiten und nach den Bedürfnissen ihres religiösen Lebens zu deuten und zu verstehen, zu sichern. Die ungeheuern Stürme, sagt hernach der Verfasser, welche die Revolution herbeiführte, rissen aber Alles in Deutschland aus den Fugen und fast wurde dem lebenden Geschlechte das eigne gewohnte Haus entfremdet.

Dies führte natürlich und nothwendig zu den Anordnungen im Religionswesen, welche dadurch herbeigeführt wurden, dass die drei Religionen aufhörten, in bestimmten Staaten im engeren Sinne herrschende Religionen zu seyn, oder dass unter katholischen Regierungen die Protestanten, unter protestantischen die Katholiken auf gewisse Rechte keinen Anspruch machen durften. Der Verfasser als Rechtslehrer hat sehr klar, bündig und kurz gezeigt, wie schwierig dadurch besonders die Stellung der protestantischen Regenten ward, die oft ebensoviel oder noch mehr katholische als protestantische Unterthanen erhielten und zwar mehrentheils solche, die vorher mit dem Krummstabe regiert, also ein Jahrhundert zurückgeblieben waren, und von unzufriedenen Pfaffen unablässlich aufgerüttelt wurden. Dies führt ihn Seite 28 auf Preussen.

Referent muss hier abbrechen, er empfiehlt aber den Lesern dieser

Jahrbücher sehr dringend, die kleine Schrift ganz zu lesen, er hat noch keine gründlichere, ruhigere, gemässigtere, rechtlichere Deduction der Berechtigung des Deutschen zum freien Urtheil in Religionssachen, keine dringendere Beweisführung (ohne alle Affectation von Liberalismus) gegen alle Versuchung, den Glauben durch Gesetze reguliren zu wollen, irgendwo gelesen. Was der Verfasser am Ende will und meint, mögen dem Leser die Schlussworte Seite 46 zeigen:

„Aus allen diesen Gründen begrüssen wir die neuen Erscheinungen „in der katholischen, wie in der protestantischen Kirche mit Freude und „Hoffnung. Denn es leuchtet durch sie das Morgenroth herüber."

In diesem Augenblicke erhält Referent alle offizielle Actenstücke, welche der Staatsrath von Lausanne in seinem Kampfe mit den pietistischen Geistlichen des Waadtlands bekannt gemacht hat, und die interessante Schrift des Baron v. Reiffenberg, von dem er noch einige andere anzuzeigen hat. Er will im dritten Heft der Jahrbücher beider gedenken. Die offiziellen des Waadtlandes will er bloss alle kurz aufzählen, weil vielleicht vielen seiner Landsleute damit gedient seyn kann, das, was die Regierung gethan hat, vollständig zu kennen. Er wird ab ovo anfangen, da der Sendung, wofür er verbindlich dankt, auch die Loi Ecclésiastique du 14. Decembre. Lausanne 1840., und das Décret sur la Circonscription des Paroisses, 95. Pages kl. 8. beigefügt war.

Schlosser.

Joh. Sam. Traugott Gehler's physikalisches Wörterbuch neu bearbeitet von Brandes, Gmelin, Horner, Littrow, Muncke, Pfaff. Eilfter Band. Sach- und Namenregister mit ergänzenden Zusätzen von G. W. Muncke. Nebst Nachträgen zum Verzeichniss geographischer Ortsbestimmungen von C. L. v. Littrow. Mit 5 Kupfertafeln. Leipzig, 1845. XII. und 1144 S. 8.

Dieser Registerband macht den Schluss des grossen physikalischen Wörterbuches, welches schon im Jahre 1825 begonnen, seitdem ohne eigentliche Unterbrechung fortgesetzt, im Jahre 1844 beendigt und jetzt mit diesem Registerbande geschlossen wurde. Wenn man bedenkt, dass der verewigte Gehler, seinen Studien nach Jurist, im Jahre 1797 sein hierbei zum Grunde liegendes, für die damalige Zeit hinlänglich vollständiges, Werk allein zu vollenden vermogte, so wird sehr bald die unglaub-

liche Erweiterung klar, welche der Physik im Laufe dieses Jahrhunderts zu Theil geworden ist. Inzwischen enthält jenes ältere Werk in 5 Bänden nur 4728 Seiten, das neue dagegen in der doppelten Anzahl Bände 16171 Seiten bei grossem Format und lexikographischen Druck, und übertrifft somit an Umfang alle dieser Wissenschaft angehörige Werke nicht bloss des Inlandes, sondern auch des Auslandes.

Wenn es für das patriotisch gesinnte teutsche Publicum erfreulich seyn muss, zu sehen, dass ein so grosses und äusserlich sehr anständig ausgestattetes vaterländisches, rein wissenschaftliches Werk wirklich zu Stande kommen konnte, so werden auch einige, in der Vorrede zu diesem Registerbande enthaltene, auf die Ausarbeitung des Ganzen bezügliche Angaben nicht ohne Interesse seyn. Von den fünf Gelehrten, die sich anfangs zur gemeinschaftlichen Herausgabe vereinigten, wurden zwei, Brandes in Leipzig und Horner in Zürich, im Jahre 1834 durch frühzeitigen Tod ihren Familien, zahlreichen Freunden und der gelehrten Welt entrissen. Wer zu würdigen weiss, wie schwer es ist, in den Kreis einer fremden, bereits weit vorgerückten, literärischen Arbeit einzutreten, wird es ein Glück nennen, dass der berühmte Wiener Astronom v. Littrow sich bereit fand, die entstandene Lücke auszufüllen. Aber auch dieser erlebte die Beendigung nicht, hinterliess jedoch alle seine Beiträge vollendet in Manuscript, unter andern namentlich die trefflichen Artikel: Weltall und Weltsystem. Der älteste unter den Mitarbeitern, der Veteran der teutschen Physiker, Pfaff in Kiel, hat allerdings die Beendigung erlebt, aber leider gestattet ihm sein fortdauerndes Augenübel nicht, mit ungetrübter Freude ein literärisches Erzeugniss zu betrachten, für welches er stets mit dem lebhaftesten Interesse erfüllt war.

Ref. ist weit entfernt, über den wissenschaftlichen Werth und den praktischen Nutzen des ganzen Werkes ein Urtheil auszusprechen, auch steht ihm dieses bei seinem Verhältniss zu demselben überall nicht zu; es darf daher hier nur von dem letzten, dem so eben erschienenen, Registerbande die Rede seyn. Ein Wörterbuch scheint eigentlich mit dem Erforderniss eines Registers unverträglich zu seyn; allein jener Titel ist schon bei der älteren Ausgabe, noch mehr aber bei dieser neuen, zunächst nur deswegen gewählt, weil die mitunter sehr umfangreichen einzelnen Abhandlungen in alphabetischer Reihe auf einander folgen, wie unter andern daraus sofort deutlich hervorgeht, dass der ausführlichste

unter allen Artikeln, der über Wärme, einen ganzen Band von mehr als 1100 Seiten füllt. Schon hierdurch ist sicher die Zugabe eines Registers gerechtfertigt; sie stellt sich aber ausserdem durch eine andere Betrachtung als nothwendig heraus. Bei den bekannten raschen Fortschritten der Naturwissenschaften musste nothwendig während eines Zeitraumes von zwanzig Jahren zu dem früher Bekannten eine Menge Erweiterungen, Veränderungen und Berichtigungen hinzukommen, die sogar manche der älteren Lehren wesentlich anders zu gestalten vermogten. Die sämmtlichen Mitarbeiter hatten es sich daher von Anfang an zur Pflicht gemacht, jede in die von ihnen übernommenen Zweige einschlagende neue Entdeckung oder Berichtigung sorgfältig zu beachten, und an geeigneten Stellen nachzutragen; denn nur auf diese Weise liess sich bis zu einem gewissen Zeitabschnitte für alle einzelne Theile eine mindestens annähernde Vollständigkeit erreichen. Inzwischen war dieses Mittel nicht völlig genügend, sofern manche früher abgehandelte Lehren in den späteren Artikeln nicht wieder erwähnt wurden, und der eigentliche Zweck konnte daher vollständig nur durch Supplemente erreicht werden, wie solche auch im fünften Bande der älteren Auflage enthalten sind. Wie leicht indess diese Supplemente damals dem einzelnen Herausgeber werden mogten, so war es doch ganz unmöglich, sie bei der neuen, ungemein erweiterten Auflage, und obendrein nach dem Tode von drei Mitarbeitern anzuschaffen. Um daher die unvermeidlich vorhandenen wesentlichsten Lücken mindestens bis zu einem gewissen Grade auszufüllen, entschloss sich Ref., im Sachregister die wichtigsten übersehenen oder neu hinzugekommenen Erweiterungen bis zum Schluss des Jahres 1844 als Zusätze aufzunehmen. Für die von ihm selbst ausgearbeiteten Artikel war diese Aufgabe nicht sehr schwierig, desto mehr dagegen für die übrigen, deren Inhalt ihm unmöglich auf gleiche Weise gegenwärtig seyn konnte, und er muss daher in dieser Beziehung die gütige Nachsicht des Publicums sehr in Anspruch nehmen. Zugleich mussten diese Zusätze kurz zusammengefasst werden, weil sonst ihre Ausarbeitung zu viele Zeit erfordert, und den Umfang des ohnehin grossen Werkes zu sehr erweitert haben würde. Ref. war eifrigst bemüht, diesen verschiedenen Forderungen so weit als thunlich zu genügen, und die Zusammenstellung der gesammten physikalischen Disciplinen bis zum Schluss des Jahres 1844 zu vervollständigen. Hieraus wird zugleich von selbst klar, wie für den Registerband noch

fünf Kupfertafeln nöthig werden konnten, die nicht zu dem Atlas des Hauptwerkes, sondern zu den späteren Zusätzen gehören. Uebrigens zeigt ein auch nur oberflächlicher Blick in das vorliegende Sachregister sehr bald die Unentbehrlichkeit desselben, sofern es nicht bloss der Mühe überhebt, die weitläufigen Artikel zu durchblättern, um das Gesuchte aufzufinden, sondern auch die verschiedenen Orte zusammengestellt, an denen von den nämlichen Problemen, mitunter von verschiedenen Mitarbeitern, gehandelt ist. Endlich ist das Register auch für diejenigen nützlich, die das grosse, und daher nothwendig kostbare, Werk nicht selbst besitzen, die einzelnen Theile aber aus öffentlichen Bibliotheken entlehnen können, in deren keiner von einiger Bedeutung man dasselbe vermissen dürfte. Aus allen diesen Gründen ist zu erwarten, dass die Ausführlichkeit des Registers sich keinen Tadel zuziehen wird.

Dem Namenregister ist eine ganz andere Einrichtung zu Theil geworden, als bei der älteren Bearbeitung; denn statt dass dort bloss die Stellen angegeben sind, wo die Autoren vorkommen, sind hier zugleich ihre Leistungen kurz angedeutet, was übrigens bei der häufigen Erwähnung der nämlichen Gelehrten wohl unumgänglich nöthig war, um des höchst langweiligen und zeitraubenden Aufsuchens der vielen einzelnen Stellen überhoben zu seyn. Der Zweck dieses Registers ist zunächst die Nachweisung der Quellen, aus denen geschöpft wurde, theils zur Prüfung des aus ihnen entnommenen, theils um in manche spezielle Untersuchungen tiefer einzugehen, als der Umfang der gewählten Darstellung im Wörterbuche gestattete; von der anderen Seite ist dasselbe aber auch in literärgeschichtlicher Beziehung nützlich, sofern es einen schnellen Ueberblick der Leistungen der einzelnen Gelehrten gewährt. Hierbei war eine genaue Sonderung der verschiedenen Gelehrten von gleichem Namen sehr wünschenswerth; allein einer solchen genauen Sonderung standen bedeutende Schwierigkeiten entgegen, sofern hauptsächlich Engländer und Franzosen bloss die Namen ohne sonstige nähere Bezeichnung zu nennen pflegen, so dass man oft selbst in den Fällen, wo man die Abhandlungen vor Augen hat, nicht zu unterscheiden vermag, welchem der gleichnamigen Autoren sie zugehören. Ref. hat sich, ohne dass es ihm gestattet war, in eigentlich tiefere literärhistorische Forschungen einzugehen, alle Mühe gegeben, in dieser Beziehung gehörig zu sondern und möglichst genaue Angaben aufzunehmen, ist aber dennoch nicht ohne Sorge, dass

sich mitunter Versehen eingeschlichen haben. Ueber den grossen Fleiss und den regen Eifer der sämmtlichen Bearbeiter des ausführlichen Werkes, dem sie eine wünschenswerthe Vollendung zu geben stets eifrig bemüht waren, herrscht im Publicum eine allgemeine beifällige Stimme, und so hofft dann Ref., in dem Registerbande dem Ganzen einen angemessenen Schluss gegeben zu haben.

Muncke.

Ph. Matheron: Catalogue méthodique et descriptif des corps organisés fossiles du departement des bouches-du-Rhône et lieux circonvoisins, précédé d'un mémoire sur les terrains supérieurs au grès bigarré du Sud-Est de la France. 269 pp., 41 pll. Marseille, 1842 [et 1843, en 2 livraisons]. Chez l'auteur.

Alc. d'Orbigny: Paléontologie Française; description zoologique et géologique de tous les animaux mollusques et rayonnés fossiles de France, avec les figures de toutes les éspèces, lithographiées d'après nature par M. J. Delarue. Paris. 8. — Terrains crétacés. Vol. I. Céphalopodes, 662 pp., 148 pll. 1840. Vol. II. (Pteropodes et) Gasteropodes, 456 pp., pll. 149—236. 1842. Vol. III. Lamellibranches, p. 1—448. ..., pl. 237—385.... = 102 livrais. — — Terrains jurassiques. Vol. I. Céphalopodes, p. 1—368, pl. 1—132 = 33 livrais. — Chez l'auteur et chez Arthus Bertrand.

Hardouin Michelin: Iconographie zoophytologique; description par localités et terrains des Polypiers fossiles de France et Pays environnants, accompagnée de figures lithographiées par Ludovic Michelin. Livrais. I—XIX., p. 1—224., pll. 1—55, in 4. Paris, chez P. Bertrand, depuis 1843.

Die paläontologischen Studien hatten sich lange Zeit nur auf ein blosses Sammeln und ein oberflächliches Vergleichen der fossilen Körper und auf ein Zusammenstellen ihrer Abbildungen in Kupfer-Werken beschränkt, deren einige noch jetzt durch die Treue ihrer Darstellung schätzenswerthe Hülfsmittel der Verständigung darbieten, obschon eine genaue Bestimmung der Arten unter sich und oft auch nur dem Genus nach noch überall vermisst wurde, als mit dem Anfange dieses Jahrhun-

derts zuerst der Verfasser der Histoire naturelle des Animaux sans vertèbres, dessen konchyliologischer Theil noch jetzt als Grundlage der Bestimmungen aller lebenden Arten dient, durch die Zierlichkeit und vollständige Erhaltungsweise der unter-tertiären Konchylien in der Nähe der Französischen Hauptstadt, seines Wohnortes, veranlasst wurde, solche zu sammeln, zu bestimmen, zu beschreiben und abzubilden. Was er damals in Frankreich für die Konchylien, das begann 10 Jahre später in England Sowerby, in Italien Brocchi für eben dieselben, und in Frankreich selbst der unsterbliche Cuvier für die Wirbelthiere, eine Arbeit, zu welcher auch ihm die an den Mauern der Hauptstadt gelegenen Gyps Brüche mit ihren mehr und weniger vollständigen Säugethier-Skeletten das erste anziehende Material boten, obschon er später seinen Forschungen, wie sie in den „Ossemens fossiles" erschienen sind, eine allgemeine Ausdehnung gab. Nach so gediegenen Vorgängern hätte man erwarten dürfen, das Studium der fossilen Körper in Frankreich einen ununterbrochenen Aufschwung nehmen zu sehen. Diess geschah aber merkwürdiger Weise gerade für die Konchylien, welche am wenigsten Schwierigkeiten darzubieten schienen, nicht, während die fossilen Knochen zu untersuchen auch nach Cuvier's Tode überall zu einer Art Liebhaberei wurde und, wie in Deutschland Kaspar von Sternberg, so in Frankreich Adolph Brongniart für die wissenschaftliche Untersuchung der von der Natur angelegten Herbarien die Bahn brach, Alexander Brongniart und Desmarest aber durch ihr Werk über die Kruster auch hier den ersten wissenschaftlichen Schritt thaten. Vom Jahre 1824 an sehen wir zwar Deshayes die Lamarck'sche Untersuchung der Pariser Tertiär-Konchylien in einem jetzt längst vollendeten Werke neu aufnehmen; wie seit 1826 Alcide d'Orbigny die bis dahin und noch von ihm selbst zu den Cephalopoden gerechneten, lebenden wie fossilen, mikroskopischen Polythalamien einer allgemeinen Bearbeitung unterwarf. Aber erst von dieser Zeit an sieht man da und dort kleinere Bücher und einzelne Abhandlungen, diese hauptsächlich in den mit 1834 begonnenen werthvollen Mémoires de la société géologique de France, immer noch hauptsächlich über die fossilen Konchylien bloss einer Familie oder einer Gegend erscheinen, zur nemlichen Zeit, wo ungefähr in England Miller die Krinoiden bearbeitete und in Deutschland Goldfuss sein nunmehr einem allzufrühen Ende zugeführtes Werk über Deutsche Korallen, Stralenthiere und Kon-

chylien unternahm. Im Ganzen aber blieben in Frankreich die fossilen Konchylien anderer Formationen, die Stralenthiere*), die Korallen noch unbearbeitet bis zum Beginn des vierten Decenniums, obschon Lamarck auch darüber schon manches Werthvolle in seiner Naturgeschichte der wirbellosen Thiere niedergelegt hatte, das mehr in Deutschland als in Frankreich hervorgesucht wurde.

So stunden die Verhältnisse, als der inzwischen von einer langjährigen naturwissenschaftlichen Reise nach Süd-Amerika zurückgekehrte Alcide d'Orbigny, der Sohn eines schon um dieselbe Wissenschaft bemüheten Vaters und in jeder Weise tüchtig vorbereitet zu einem solchen Unternehmen, zwei paläontologische Werke zugleich herauszugeben begann, die „Histoire naturelle des Crinoides vivans et fossiles, 1840, 4." und das oben genannte über die Konchylien. Die erste dieser Schriften durfte mit um so mehr Freude begrüsst werden, als es dem Verf. vergönnt gewesen, die Französischen Krinóiden nicht nur in ausserordentlicher Anzahl, sondern auch grossentheils in einer ausserdem nur selten vorgekommenen Vollkommenheit der Erhaltung kennen zu lernen. Indessen sind in dem genannten Jahre nur drei reichhaltige Lieferungen und später keine mehr erschienen, sey es nun, dass der Verf. die Fortsetzung auf unbestimmte Zeit vertagt, oder dass er sie ganz aufgegeben habe, um den ihr zugedacht gewesenen Inhalt mit in seine Paläontologie aufzunehmen, wie die weitere Ausführung des Titels zu vermuthen gestattete, obschon man auf den Umschlägen der neuesten paläontologischen Lieferungen noch bis zur Stunde die Ankündigung findet, dass die „Crinoides" in 8 Lieferungen und jede derselben 3 Monate nach der vorhergegangenen erscheinen: eine unbekümmerte Verfahrensweise, welche ernste Missbilligung verdient. Da wir über das künftige Schicksal dieses Werkes nichts wissen, so sehen wir uns, auf diese gelegentliche Erwähnung desselben beschränkt.

Das Buch von Matheron, keineswegs ein blosser Namen-Katalog, ist zwar später als das d'Orbigny'sche begonnen worden und

*) Wir übersehen nicht Desmoulins' Buch über die fossilen Echiniden, was indessen mehr eine Zusammenstellung und Sichtung alles bis dahin in der Literatur Zerstreuten nach einem Systeme dieser Körper bezweckt, als eine Beschreibung neu entdeckter Arten aus Frankreich. Einen kleinen Theil dieser letzten Aufgabe löste Grateloup.

fällt gänzlich innerhalb den dem letzten gesteckten Bereich; da es indessen seinen Plan nicht weit über die Grenzen eines Departements ausdehnt, so ist ihm in Jahresfrist möglich gewesen wenigstens seinen vorläufig beabsichtigten Zweck zu umfassen und uns dabei mit fossilen Wesen bekannt zu machen, die wir bei d'Orbigny zum Theile erst sehr spät erwarten dürfen. Wir glauben aber um so mehr auf diese Schrift aufmerksam machen zu müssen, als es, wie bei allen in der Provinz erschienenen und gar, wie hier, nur vom Verfasser zu beziehenden Werken in Frankreich sehr schwer hält, sich solche zu verschaffen; unsere Bemühungen, Diess auf dem Wege des Buchhandels zu erlangen, sind vergeblich gewesen, und wir konnten nur durch freundliche Vermittlung eines Strassburger Spediteurs dazu gelangen, wo die Kosten bei dem an sich mässigen Preisse 7 Gulden nicht weit überstiegen. Das Buch beginnt mit einer geognostischen Uebersicht der Formationen des Departements der Rhone-Mündungen, welche vom Bunten Sandsteine an aufwärts in aller Vollständigkeit erscheinen, und, indem es diese mit fortlaufenden Nummern versieht, wird es ihm im Verfolge leicht, die Formationen des Vorkommens mit Bestimmtheit und Kürze auszudrücken. Ein kleiner Theil der in diesem Werke beschriebenen Körper gehört tieferen Schichten als dem Portlandstone, ein anderer nach des Verf.'s Ansicht diesem selbst, die grösste Anzahl den Kreide-Gebilden, dem Neocomien, dem Gault, der chloritischen und der oberen Kreide an; — wir lernen ferner hier zuerst diejenigen interessanten Konchylien näher kennen, welche zu Fuveau u. s. w. in den mittel-tertiären Süsswasser-Schichten mit den Gyps-Bildungen von Aix unter dem Calcaire moëllon und der Molasse vorkommen, so wie andere grossentheils meerische, die den mittel- und ober-tertiären Schichten angehören, aus welchen Marcel de Serres bereits Manches bekannt gemacht hat. Der Verf. hat hier offenbar mit Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit gearbeitet, wenn es auch kaum einem Zweifel unterliegen kann, dass die über 600^{m} Mächtigkeit erreichenden Schichten, welche dem Verf. ihrer Lagerungs-Weise nach als — problematisches — Portland-Gebilde erscheinen, der Kreide anheimfallen müssen, da sie keine anderen als schon bekannte und zum Theile charakteristische Kreide- oder ganz neue, aber durchaus keine Portland- oder noch ältere Versteinernngen enthalten. Zu jenen gehören viele Rudisten, wobei die Chama ammonia, der Spatangus retusus, der Pecten quinquecostatus u. s. w. Der

Verf. bemerkt selbst, dass die aus dem untern Theile dieser Ablagerung entnommenen Versteinerungen d'Orbigny's mittler Abtheilung des Neocomien entsprechen, zuweilen aber auch von ihm zu deren oberer Abtheilung bezogen werden; er selbst führt auch manche derselben als zugleich im Neocomien anderer Gegenden des Departements vorkommend auf, vermag aber demungeachtet die Schwierigkeit in Bestimmung des Alters dieser Schichten nicht zu beseitigen, welche ihm die Lagerungs-Folge darzubieten scheint und welche zu lösen wir natürlich den an Ort und Stelle Verweilenden überlassen müssen. — — Es sind nun vorzugsweise zwei Gruppen von fossilen Konchylien in diesem Werke, welche unsere Aufmerksamkeit wesentlich in Anspruch nehmen, die Rudisten der Kreide-Gebilde und die mittel-tertiären Süsswasser-Bewohner, welche die Gyps-Fische begleiten. Die ersten erscheinen hier in fast eben so beträchtlicher Anzahl (29 Arten) als die zweiten, die uns bekanntere Formen sind. Hippuriten und Radioliten, so wie Caprinen, zwischen und hinter welchen sich andere Gestalten anreihen, Diceras- und Chama-artige, welche der Verf. zu einer Reihe von eigenen Geschlechtern erhebt, die er 1843 Requienia (Requienites Mathn. 1839 = Caprotina d'Orb. 1842 mit dem Typus Chama ammonia Goldfuss), Monopleura (? Chama Münsteri Goldf.), Dipilidia und Plagioptychus nennt. Diese Körper stammen meistens von dem, durch seinen Rudisten-Reichthum längst bekannten Etang de Berre und Plan d'Aups, wo sie sich eben auch durch vortreffliches Erhaltenseyn auszeichnen. Bei d'Orbigny würden sie wohl auf eine etwas geringere Anzahl von Geschlechtern beschränkt werden; bis dahin aber bleibt diese Schrift zum Studium der Rudisten-Formen ein unentbehrliches, ja vielleicht das nothwendigste Hülfsmittel. — Die mittel-tertiären Binnen-Konchylien bieten Arten aus den Geschlechtern Cyclas und Cyrena, Helix, Lychnus nov. gen., Pupa, Bulimus, Auricula, Cyclostoma, Planorbis, Limnaea, Physa, Melania, Melanopsis, Paludina, Neritina und Ampullaria dar. Neben Formen, welche den noch einheimischen ähnlich sind, erscheinen manche ausländische Genera (Cyrena, Melania, eine linksgewundene Ampullaria) und solche Arten von inländischen, die sich durch Grösse und Skulptur auszeichnen, riesenmässige Physen, Limnäen und Bulimen mit fremdgestaltigen Melanien und Melanopsen, wie wir sie in älteren tertiären Formationen schon gewöhnt sind, und aus welchen man wohl eher auf ein eocenes als mit Élie de Beaumont

auf ein miocenes Alter der Schichten schliessen möchte. Am bemerkenswerthesten indessen ist das Genus Lychnus mit seinen 3 Arten, das sich durch seine umgekrümmte Achse oder Spindel auszeichnet und entweder zu Streptaxis gehören oder seine Stelle zwischen diesem und Anostoma nehmen wird, jedenfalls daher von ganz fremdländischem Typus ist. Im Uebrigen möchten wir aber des Verf.'s Cyclostoma Aquense, nach der Abbildung, lieber für einen Bulimus mit Südamerikanischer Verwandtschaft, als für ein wirkliches Cyclostoma halten, wie uns auch seine Ampullaria Galloprovincialis von einem diesem Genus allzufremden Habitus zu seyn scheint. — — Der Katalog zählt im Ganzen 382 Arten aus den verschiedenen Formationen auf, von welchen gegen 230 als neu beschrieben und abgebildet werden. Da die an Kreide-Versteinerungen reiche Schrift gleichzeitig mit einem Theile von d'Orbigny's Paléontologie der Kreide erschienen ist, so ist es nicht zu wundern, wenn einige Arten unter doppelten Benennungen hier und dort vorkommen. Im Uebrigen hat Matheron von anderen literärischen Hülfsquellen zu Bestimmung der Fossil-Reste einen nur so mässigen Gebrauch gemacht, dass z. B. sogar Villeneuve's statistisches Werk über die Rhone-Mündungen, das vor 20 Jahren erschienen ist und Abbildungen einiger Rudisten aus denselben Lagerstätten nebst vielen systematischen Namen Anderer enthält, welche wenigstens in die öffentliche und mehre Privat-Sammlungen Marseille's übergegangen sind, gänzlich ignorirt wird, obschon sich der Verf. auf dem Titelblatte „Membre de l'Académie et de la Société de statistique de Marseille" nennt, so dass man zweifelhaft bleibt, ob man mehr zu seinen Gunsten handeln würde durch die Annahme, er habe dieses grosse, in Marseille erschienene Werk nicht gekannt, oder durch die andere, er habe es nicht kennen wollen. Wir neigen uns zur ersten, da er auch von den vorausgegangenen Arbeiten Marcel de Serres' und insbesondere Murchison und Lyell's, welche freilich nur in einem Englischen Journale erschienen sind, aber gerade auch von Cyclas- und Melania-Arten aus dem Gypse von Aix Beschreibungen und Abbildungen (nach denen wir keine Art wieder zu erkennen vermogten) liefern, keine Notiz nimmt, und weil es uns auch vorkommt, als seyen manche andere Zitate nur aus sekundärer Quelle aufgenommen. Und so fürchten wir, dürften einer späteren Prüfung der Synonyme in diesem Werke überhaupt und bei den Rudisten insbesondere gar manche Zurückführungen

auf schon bestehende Benennungen vorbehalten bleiben, dergleichen wir denn auch schon mehre bei d'Orbigny finden. Immerhin bleibt eine grosse Anzahl wirklich neuer Arten übrig, und schon die vortrefflich lithographirten Figuren der fossilen Reste geben übrigens dem Buche jedenfalls auch als Verständigungsmittel einen andauernden Werth.

Wie man sagt, sollen die Rückkehr von Ewald und Beyrich aus dem südlichen Frankreich über Paris und ihre Aeusserungen über die Menge neuer Petrefakten-Arten, die sie dort zusammengebracht, die Veranlassung zu dem oben bezeichneten Unternehmen d'Orbigny's geworden zu seyn, wenn es auch schon vorher bekannt war, dass die Französischen Alpen reiche Fundstätten enthalten. D'Orbigny unternahm seine Paléontologie, anfangs auf die Kreide beschränkt, auf eigene Rechnung in Lieferungen zu 4 Oktav-Tafeln mit zugehörigem Text, wovon jede Tafel übrigens möglichst viele Arten in der Regel aus einerlei, oder doch jedenfalls aus nächst-verwandten Geschlechtern in mehrfachen Ansichten enthält. Ein Aufruf an seine Landsleute um Beiträge hatte den glänzendsten Erfolg; seine Wohnung ist dadurch eine überfüllte Petrefakten-Niederlage geworden; eine jährliche Reise nach den Fundorten selbst bereichert ihn noch mehr und setzt ihn in den Stand, sich über die Bildung und Folge der die verschiedenen Arten enthaltenden Schichten und über das Zusammenvorkommen der ersten genauer zu unterrichten. Er hat sich zu dem Ende ein eigenes geologisches System für die Kreide-Periode gebildet, dessen Haupt-Glieder folgende sind:

I. Kreide	Terrain Senonien	Weisse Kreide; Upper Chalk.
	Terrain Touronien	Craie chloritée, Glauconie crayeuse; Craye tufau; Grès vert supérieur; Upper Greensand; Chalk-marl; Chloritische Kreide; Bakuliten Kreide.
II. Gault	Terrain Albien	Glauconie sableuse Brongn. Grès vert; Blue marl; Speeton clay.
III. Neocomien	Terrain Aptien	Plicatula- u. Austern-Thone Cornuel. Argile téguline Leymerie.
	Terrain Néocomien	Thone mit Spatangus retusus. Lower Greensand Fitton's.

(Schluss folgt.)

Nr. 13. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

D'Orbigny: Paléontologie.

(Schluss.)

Eine vergleichende Tabelle, dem zweiten Bande angehängt, gibt uns Kunde, auf welche Weise die einzelnen Glieder dieser Formation in dem Pariser-, dem Pyrenäen-, dem Loire- und dem mittelmeerischen Becken vertreten und entwickelt sind, und welche Petrefakten-Arten sie in jedem derselben vorzugsweise bezeichnen. Das ist eine instruktive Zusammenstellung, dergleichen wir in Deutschland noch nicht besitzen, und welche darum auch für uns eine leitende Bedeutung gewinnt. Roemer hat zwar für das nördliche Deutschland etwas Aehnliches versucht; aber wie nicht alle in seine Tabelle aufgenommenen Arten durch seine Hände und Augen gegangen, so ist es ihm auch nicht gelungen, die einzelnen Ablagerungen auf eine so geringe Anzahl von Haupt-Gliedern zurückzuführen. Vielleicht indessen ist Diess d'Orbigny auch etwas zu sehr gelungen, worauf wir am Ende zurückkommen wollen. Die Abtheilung des Buches nach den geologischen Haupt-Perioden bietet manche Bequemlichkeit dar. Welche grosse Bedeutung aber ferner dasselbe durch seinen Reichthum an Beschreibungen und Abbildungen habe, mag sich aus der Angabe entnehmen lassen, dass die Kreide-Gebilde allein, ohne der schon zahlreich bereit gelegten Nachträge zu gedenken, bis jetzt

im I. Bande 250 Arten Cephalopoden,
im II. Bande 300 Arten Gasteropoden

geliefert haben, während aus der Jura- und Lias-Formation ebenfalls schon gegen 150 Cephalopoden-Arten vorliegen, aber noch lange nicht erschöpft sind. Die Abbildungen sind durch Schönheit und Genauigkeit ausgezeichnet, und Delarue verdient es wohl, auf dem Titel mitgenannt zu seyn. Vielleicht dürfte man ihnen vorwerfen, dass sie allzu vollständig seyen, da offenbar die meisten unter ihnen nach mehren Individuen oder auch nach den erhaltenen Theilen eines einzelnen Individuums ergänzt sind; und man würde sehr irren, wollte man an den zitirten Fund-

stellen so schöne Exemplare aufsuchen. Die Diagnosen und Beschreibungen der Arten sind im Allgemeinen vortrefflich, die Benützung der vorher erschienenen Französischen wie Englischen, Deutschen, Schwedischen wie sonstigen fremden Literatur sehr reichlich, daher die aufgenommenen Synonyme zahlreich und nur ohne Noth zu weitläuftig zitirt, da man hundertfältig dasselbe Werk immer wieder fast seinem vollständigen Titel nach hinter dem Synonyme genannt und denselben Namen, wenn er gleichlautend in zehn Werken wiederkehrt, auch 10mal eine neue Zeile beginnend findet. An neuen Genera der Kreide findet man bei den Cephalopoden: Ancyloceras, Helicoceras, Ptychoceras, Toxoceras, — Conoteuthis — und Belemnitella; unter den Gasteropoden: Bellerophina, — Actaeonella, Avellana, Globiconcha, Ringinella, (diese 4 mit Tornatella oder Actaeon verwandt) — Pterodonta und Columbellina (von den Stromhiden ausgeschieden), — Rissoina (deren Verwandtschaft aus dem Namen erhellt), Ditremaria (bei Pleurotomaria) Chemnitzia und andere mehr. Bei jedem Genus findet man zuerst seinen Charakter und sein äusseres Verhalten vollständig und gedrungen angegeben, dann die Beschreibung und das Vorkommen der einzelnen Spezies und am Ende wieder eine Zusammenstellung des geologischen Verhaltens aller beschriebenen Arten, was sogleich eine klare Uebersicht und bei Arten-reicheren Geschlechtern schon erhebliche Resultate gewährt. Am Ende jedes Bandes sind dann alle Resultate zu einem ansprechenden Bilde zusammengetragen; man erfährt, wie viele und welche Arten aus den in demselben Bande abgehandelten Geschlechtern und Arten in jeder der eben durch ihre Verbreitung begründeten successiven Gebirgs-Abtheilungen vorkommen, wie sie sich in dieser Beziehung gegen die übrigen Ordnungen, und wie geographisch in den gleichzeitigen Formations-Abtheilungen der neben einander gelegenen Becken des Landes verhalten; auch wird auf die jetzigen Verhältnisse der lebenden Schöpfung vergleichende Rücksicht genommen. Es würde uns weit über die uns gesetzten Grenzen hinausführen, wollten wir diese Resultate hier erschöpfend mittheilen. Jedoch Einiges kritisch zu beleuchten, liegt im näheren Zwecke dieser Anzeige. Das neue Genus Helicoceras d'Orb. begreift solche (in der Kreide erscheinende) Ammoneen-Formen mit thurmförmig wie bei Turrilithes, gewundenen, aber getrennten Umgängen. Es ist bereits von anderer Seite her dagegen eingewendet worden, dass es in der Sächsischen Kreide

Turrilithen-Arten gibt (und wir haben selbst solche), deren Windungen bei manchen Individuen getrennt erscheinen, und Hamites-Arten, deren ohnehin getrennte Windungen, statt in einer Ebene, Thurmförmig aufgerollt sind, so dass dieselbe Turrilithes- oder Hamites-Art zuweilen auch als Helicoceras erscheine, mithin auch solche Arten, die vielleicht regelmässig mit jenem Charakter vorkommen könnten, wenigstens nicht verdienten ein eigenes Genus zu bilden. Von einer anderen Seite ist bereits nachgewiesen worden, dass die drei im Lias angegebenen Turrilithen (ein Genus, das sich ausserdem ganz auf die Kreide beschränkt) nur auf unsymmetrisch entwickelten Individuen von Ammoniten beruhen, welche Erscheinung aber im Lias nicht ganz selten und am Ammonites Amaltheus als A. paradoxus längst bekannt ist, so dass auch T. Boblayei, U. Coynarti und T. Valdani nachweislich dem Ammonites raricostatus, A. capricornus und A. bifer Quenst. entsprechen. Das Genus Chemnitzia d'Orb. begreift die meerischen Formen des bisherigen vagen Geschlechtes Melania, deren Gehäuse thurmförmig, aussen gewöhnlich mit schiefen Falten bedeckt, dessen Spindel gerade und dessen Spitze (vom Embryo-Zustande herrührend) rechtwinkelig gegen die übrige Achse eingebogen ist. Dieser Charakter von noch sehr problematischem Gewichte ist indessen in späteren ausgebildeten Stadien oder bei nicht ganz vollkommen erhaltenen Individuen nichts mehr zu erkennen, und es bleiben hauptsächlich nur die schiefen Rippen oder Falten als massgebendes Kennzeichen zurück. Es ist zwar schon einige Zeit her, dass der Verf. dieses auch an lebenden Arten reiche Genus in seinen „Mollusques des Canaries" aufgestellt hat; es scheint uns aber von dem schon weit länger bestehenden Genus Turbonilla Leach und Risso nicht verschieden zu seyn, wie es schwer seyn wird, es von den neuerlich aufgestellten Genera Loxonema Phillips 1841 (für alle fossilen Arten), Parthenia Lowe 1841, Pyrgiscus Philippi 1841 und Orthostelis Aradas 1842 (alle für meist lebende Arten) zu unterscheiden, wenn nicht das lebende Thier gewichtige Unterschiede darbietet, welches bei Chemnitzia noch unbekannt, bei den nachher angegebenen Generibus aber als mit einem Rüssel versehen bezeichnet wird, einem Charakter, der den mit einem Gehäuse ohne Mündungs-Ausschnitt oder Kanal versehenen Weichthieren ganz fremd und in einer etwas anderen Weise nur bei Ampullaria bekannt ist. — Unter Solarium vereinigt der Verf. mit dem durch seinen Habitus wohl abgegrenzten Lamarck'schen Geschlechte dieses

Namens noch Euomphalus Sow. und Bifrontia Deshay., indem die Euomphalen nur die älteren Formen seyen. Diese letzte Annahme mag genetisch ganz zulässig erscheinen; streng systematisch genommen liegt aber in der gekerbten oder ungekerbten, rinnenförmigen oder einfachen Beschaffenheit des Nabels ein Unterschied zwischen beiden Geschlechtern, den der Verf. erst aus der Diagnose entfernen musste, daher wir denn auch hinsichtlich der grossen Menge von Arten in dieser Vereinigung keinen wissenschaftlichen Vortheil erblicken, während dagegen Bifrontia die jüngeren Arten unseres Genus Schizostoma enthält. Diesen Zusammenziehungen gegenüber scheinen uns die mit Actaeon verwandten Genera viel zu sehr vervielfältigt worden zu seyn, da sie zum Theil kaum auf spezifischen Verschiedenheiten beruhen und weder in einer Verschiedenheit des Habitus noch des Vorkommens eine Stütze finden. Unter den Bivalven erblicken wir eine Reihe von Formen, welche in weiterem Umfange fast gleichzeitig auch Agassiz in seinen „Myaceen" bearbeitet und zur Gründung einer ansehnlichen Anzahl neuer Genera benützt hat. Offenbar hat er dabei die noch lebenden Muschel-Genera zu wenig berücksichtigt, indem er seinen allgemeinen Ansichten zufolge geneigt seyn musste, in den den älteren Formationen angehörigen Muschel-Formen eigene Genera zu erblicken. D'Orbigny aber ist wiederholt in der günstigen Lage gewesen, an den Steinkernen der Myaceen Eindrücke von Zähnen und Leisten zu gewahren, welche der erste nicht zu beobachten Gelegenheit hatte, und vermogte so auch durch positive Merkmale einen Theil der fossilen Formen auf die lebend erkannten Geschlechter zurückzuführen; einige Homomyen werden zu Panopäen, einige andere, so wie Arcomya und Goniomya werden mit Pholadomya vereinigt, was wir jedoch wenigstens hinsichtlich des im Habitus so ausgezeichneten Genus Goniomya nicht billigen können, zumal man auch die eigentlichen Pholadomyen im fossilen Zustande nach keinem anderen als dem aus dem Habitus entnommenen Charakter ansprechen kann; einige Platymyen und die Cercomyen werden Anatinen; einige Ceromyen und die meisten Gresslyen zu Lyonsien (Osteodesma Desh.). Agassiz hat zwar bereits seine Genera vertheidigt, jedoch in vielen Fällen eine nähere Verwandtschaft eingestanden, als ihm selbst anfänglich klar gewesen schien, und eines oder das andere nur noch auf sekundäre und ganz habituelle Merkmale (Grösse und dergleichen) zu stützen vermogt. Die d'Orbigny'schen Untersuchun-

gen haben uns mithin hierüber sehr wesentliche Aufschlüsse gewährt; obschon auch hier, in Ermangelung der Kenntniss des Muschel-Schlosses, ein guter Theil der Bestimmungen noch hypothetisch ist. — Unter den allgemeinen, von d'Orbigny erlangten Resultaten ist eines, das er in dem vorliegenden Werke, wie bei andern Gelegenheiten vielfältig ausgesprochen, dass nemlich keine Petrefakten-Art aus einer Formation in die andere hinüber reiche. Er stellt hiebei unter dem Namen von Formationen nicht etwa bloss die Jura- den Kreide-Gebilden gegenüber, sondern versteht unter dem Ausdrucke selbst die Glieder, die er nach obiger Eintheilung der Kreide-Bildungen (S. 192) als Terrains bezeichnet. So kategorisch er sich nun auch in dieser Hinsicht auszudrücken pflegt, so findet man doch, wenn man seinen Text durchgeht, dass er aufrichtig genug ist, eine Ausnahme von Zeit zu Zeit zuzugestehen. Fünf Cephalopoden-Arten gehen nach ihm aus dem Gault in das Terrain touronien und eine aus diesem ins Senonien über (I, S. 624, 627.). Bei den Polythalamien mit von einander abgeschlossenen Kammern, welche, so lange sie nicht zerbrochen sind, mit Luft gefüllt auf dem Wasser zu schwimmen fähig bleiben, hat er denn auch für diese Ausnahme eine besondere Erklärung erdacht: das Wasser hat sie bei Wiederaufwühlung älterer Sand-Ablagerungen, in denen sie eingeschlossen gewesen, emporgehoben und in eben neu entstehenden Niederschlägen wieder abgesetzt. Unglücklicher Weise aber kommen nach seinem eigenen Geständnisse ähnliche Beispiele auch bei andern als solchen geschlossenen Schaalen vor*). Ja d'Orbigny ist trotz seiner Vorliebe für jenen Satz an einem andern Orte, in seiner Abhandlhng über die mikroskopischen Polythalamien der Pariser Kreide, zu erklären genöthigt, dass unter 40 oder 50 Arten 2—3 namentlich angegebene vorkommen, die er selbst nach der gewissenhaftesten Untersuchung von solchen, die noch lebend im Mittelmeere vorkommen, nicht zu unterscheiden im Stande ist, und so die von Ehrenberg erlangten Resultate zu bestätigen. Hier kommen also identische Arten in zwei nicht successiven, sondern durch die ganze Tertiär-Zeit von einander getrenn-

*) D'Orbigny hatte selbst zwei Gastropoden angegeben, welche aus dem Albien ins Touronien übergingen, nimmt sie aber später (II, 411.) mit einem der obigen Cephalopoden wieder zurück, da sie alle drei in einer Schicht vorkommen, die er bis dahin als ein Uebergangs-Glied zwischen Albien und Touronien angesehen. Worauf war denn aber bis dahin diese dem Verf. sonst fremde Ansicht von einem Uebergangs-Glied begründet, wenn es nur Gault-Petrefakten enthält?

ten Haupt-Perioden der Erd-Bildung vor! Mit welchem Rechte will man nun läugnen, dass identische Arten nicht noch viel eher in zwei unmittelbar aufeinander folgenden Zeit-Abschnitten, wie in der Kreide- und Tertiär-Periode, oder in dem Terrain albien und aptien u. s. w. haben bestehen können? D'Orbigny hat zwar auch hierüber eine ausweichende hypothetische Erklärung, wie er uns selbst mittheilte: es seye dieselbe Art-Form in der späteren Periode neu geschaffen und daher eigentlich auch als eine neue Art zu betrachten. Doch ändert diese Hypothese an der Thatsache des späteren lebendigen Wiedererscheinens derselben Art-Form Nichts, und er ist aufrichtig genug, dieser neuen Art in solchem Falle den alten Namen zu geben und Jedem zu überlassen, ob er seine Hypothese sich dabei ins Gedächtniss rufen wolle. Noch eine andere Befürchtung können wir ebenfalls nicht verschweigen: dass es nämlich keineswegs in allen Fällen erwiesen seyn dürfte, dass gerade an allen Lokalitäten, wo d'Orbigny eine Art zitirt, die sie liefernde Schicht dem von ihm im Allgemeinen bezeichneten Terrain auch wirklich angehöre; indem es nicht überall so leicht ist, eine jede Grenz-Schicht genau einem von beiden Terrains zuzuweisen, oder anzugeben, aus welcher dieser Schichten jedes einzelne an ihn eingesendete Exemplar abstamme. Wenn Diess aber auch für Frankreich bis jetzt der Fall wäre, so haben wir an einem andern Orte gezeigt, dass es unmöglich sey anzunehmen, dass überall in Europa oder in der alten Welt oder auf der ganzen Erd-Oberfläche alle vorhandenen Schichten einem Französischen Schichten-Typus entsprechen, dass nicht überall dieselben Schichtungs-Abschnitte bestehen können und nicht überall dieselben Thier-Arten ganz gleichzeitig entstanden und vergangen seyn können; dass mithin um so mehr Ausnahmen von der anfänglichen Regel sich finden müssen, je weiter man die Forschungen über die Erdscholle hinaus erstreckt, die man sich zufällig zum Typus gewählt hatte. Diese schon lange von uns vorgetragene Ueberzeugung hat sich mit grösster Bestimmtheit für die sämmtlichen früher sogenannten Uebergangs-Formationen durch die unabhängigen Untersuchungen de Verneuil's und d'Archiac's, des Verf.'s Landsleute, als richtig herausgestellt, und wird es auch für die Kreide thun. Ja d'Archiac selbst hat ein ähnliches Verhältniss bereits auch bei der Kreide nachgewiesen, wie es insbesondere keinem Zweifel unterliegt, dass u. A. der so ausgezeichnete Pecten quinquecostatus durch die ganze Kreide-

Periode hindurch geht. Matheron allein führt ihn aus eigener Anschauung auf in seinem Portland, in seinem Neocomien, in seiner Craie ligno-marneuse zunächst über dem Gault, in der Craie chloritée und in der weissen Kreide. Ja, wollte man allen vorhandenen Angaben vertrauen, so wäre schon jetzt der Gegenbeweis sehr reichlich geliefert; doch wollen wir mit dem Verf. eingestehen, dass viele derselben theils auf unrichtiger Bestimmung der Arten und theils auf ungenauer Angabe der Formationen beruhen mögen und die einzelnen Fälle daher ohne neue Prüfung kaum als Detail-Beweise gebraucht werden dürften. Eine andere hierher noch gehörige Betrachtung aber ist die folgende: auch d'Archiac, Leymerie, Agassiz, Roemer haben nach den Resultaten ihrer paläontologischen Untersuchungen die Kreide in mehre, je 3—4 Abtheilungen getrennt, deren Grenz-Linien aber bald etwas höher und bald etwas tiefer als die des Verf.'s liegen; und Jeder behauptet, dass nach seiner Eintheilungsweise keine oder doch die geringst mögliche Anzahl von Arten aus einem Formations-Abschnitt in den anderen übergehen. Uns scheint aber eben in dieser anfangs bestätigend erscheinenden Uebereinstimmung der Resultate ein grosser Widerspruch zu liegen. Wenn indessen der lebende Uebergang auch nur einer einzigen Art aus einer Formation in die andere feststeht, so kann die Wiederholung der Erscheinung bei anderen weniger befremden, als es die Nichtwiederholung thun würde. —

Wir wenden uns zum dritten der Eingangs genannten Werke, welches den ersten und einzigen Versuch enthält, uns mit den Französischen Korallen bekannt zu machen, und ebenfalls noch nicht vollendet ist, auch wahrscheinlich die anfangs beabsichtigte Zahl von 24 Lieferungen mit je 3 Tafeln überschreiten wird, und welches offenbar in Folge eines dringend gefühlten Bedürfnisses entstanden ist. Leider hat dasselbe keine besondere geologische Grundlage, sondern der Verf. gibt uns diese Fossil-Reste Parthie'n-weise, so dass jede Parthie zwar aus einerlei Gegend und einerlei Formation bald in einem engern und bald in einem weitern Sinne entnommen erscheint, aber die verschiedenen Parthie'n selbst ohne Ordnung so auf einanderfolgen, wie der Verf. zufällig zu deren Bearbeitung gelangt ist. Ihm ist Diess bequem, nicht aber dem Publikum, das nun weder das geographisch oder geognostisch, noch das systematisch Zusammengehörige beisammen sieht. Wir treffen zuerst eine Abtheilung aus

den Ardennen, „grösstentheils“ aus dem unteren Grünsand, dann eine aus dem unteren Oolithe im Calvados, einige Arten aus dem Muschelkalk, andere aus dem „untern Grünsand“ von Vaucluse (von ockrigem Ansehen und in vielen Sammlungen als von Saint-Paul-Trois-Châteaux stammend angegeben), eine grosse Menge aus der „mittlen und obern Abtheilung“ des terrain supracrétacé von Turin, Asti, Nizza, Siena, Piacenza u. s. w., womit denn freilich die Grenzen Frankreichs auch nach Süden hin weit vorgeschoben werden; darunter sind die meisten in Michelotti's Zoophytologia aufgeführten Arten enträthselt; daran reihet sich eine Parthie aus der Uebergangs-Gruppe (Kohlen-Kalk) von Sablé im Sarthe-Dept.; eine grössere aus dem Korallen-Kalk von Saint-Mihiel, Meuse, viele Arten aus der chloritischen Kreide im Calvados und den Nachbar-Gegenden, welche indessen oft ausgewaschen nur im Diluviale liegen [daher ihr Ursprung nicht immer genau verbürgt werden kann], dann noch eine Anzahl aus dem Groupe supracrétacé des Pariser Beckens: zahlreiche aber meistens kleine und sehr zierliche Arten des Pariser Grobkalkes, über welche nur Weniges durch Lamarck etwa und Goldfuss (Defrance gab fast nur Namen) benannt geworden war, und welche geologisch genommen eine Korallen-Schöpfung repräsentiren, wie sie uns keine andere Oertlichkeit wieder bietet; viele Arten aus der devonischen Gruppe von Boulogne, andere aus dem Grünsand [scheint uns wenigstens zum Theile Glauconie oder Kreide] von Mans; die interessanten, meistens schon von Lamouroux beschriebenen Arten aus dem, dem Forestmarble entsprechenden Korallen-Oolith von Ranville im Calvados, ... Man sieht, des Interessanten ist Vieles und Manchfaltiges vorhanden. Der Verf. bringt uns insbesondere eine Menge von Lamarck'schen und Defrance'schen Arten (er konnte die Sammlung des letzten selbst benützen) zur deutlichen Anschauung, von welchen man bis jetzt nur Namen oder allenfalls Diagnosen besass und oft ganz ohne Auskunft über Fundort oder Formation gewesen ist. Zwar ist der Text im Anfange des Werks etwas spärlich und scheint mit dem Fortschreiten desselben im Ganzen zu gewinnen. Diess gilt insbesondere in Bezug auf die Cyathophoreen, eine kleine den Cyathophyllen verwandte Gruppe, mit der sich der Verf. viel beschäftigt hat. Jene letzte Bemerkung können wir auch auf die im Ganzen wohlgelungenen Abbildungen übertragen. Sie sind zwar nicht wie die d'Orbigny'schen ergänzt und verschönert,

sondern geben öfter nur den Total-Eindruck des ganzen Polypen-Stockes mit deutlicherer oder vergrösserter Ausführung einer einzelnen Stelle, welches Verfahren wir an sich nicht missbilligen können, ja jene ersten Bilder in der That oft so zierlich sind, dass man nicht an sie erinnert wird, wenn man zufällig die Originalien zu Gesicht bekömmt. Die vorliegenden 55 Tafeln liefern die Abbildungen von beiläufig 400 Arten, welche in dem zugehörigen Texte beschrieben werden. Dieser gibt eine lateinische Diagnose von jeder Art und ausserdem gewöhnlich noch weitere Bemerkungen in Französischer Sprache. Der Fundort wird zwar jedesmal noch genauer bezeichnet, nicht aber die Formation. Man sieht aus dem Obigen, dass die Nachweisungen über diese dürftig sind; bald weiss man nicht genau, was man unter z. B. „unterem Grünsand" zu verstehen habe, und bald sind unter die Angehörigen einer Formation auch einzelne Fremdlinge gemischt. Die Angaben darüber, was von den Italienischen Arten mittel- oder ober-tertiär sey, sind nicht überall genügend oder richtig, und so ist es uns keineswegs überall möglich geworden, die Formation genau und sicher anzusprechen. Systematische Grundlage des ganzen Werkes scheint De Blainville's Manuel d'Actinozoologie zu seyn; gleichwohl bleibt man über den Umfang, worin manche Genera genommen werden sollen, oft im Unklaren, indem darüber nirgends Etwas angegeben und selbst mehre neu aufgestellte Genera nicht näher definirt werden. Obschon der Verf. auch sonst die eben nicht reichliche hieher gehörige Literatur ziemlich vollständig benützt zu haben scheint, so muss es doch vorzugsweise auffallen, dass ihm die Arbeiten Schweigger's und insbesondere Ehrenberg's, in welchen unter Allen am meisten mit Zuhülfenahme von zahlreichen Beobachtungen an lebenden Thieren eine Zurückführung der Korallenstöcke auf solche Genera erstrebt wird, die der Organisation des Thieres entsprechen, gänzlich unbekannt oder wenigstens unberührt geblieben sind. Auch unsere eigene mit Diagnosen der neuen Arten versehene Uebersicht der Italienischen Tertiär-Reste hätte bei der, von diesen handelnden Abtheilung wohl eine Berücksichtigung verdient und würde einige neue Namen erspart haben. Neu aufgestellt finden wir folgende Genera: Stephanophyllia, deren Typus unsere Fungia elegans ist, mit weiter entferntstehenden und mehr ästigen Lamellen als bei anderen Fungien; Caninia aus Calamoporen gebildet, deren inneren Querwände an einer Seite einen trichterförmigen

Sack bilden und damit in einander stecken; Cyathophora, Cyathophyllum-artig, aber die Lamellen erscheinen nur streifenartig innen an den Seitenwänden und auf dem Rande der Querwände; Guettardia, ein Bryozoe, welchen Guettard schon abgebildet und Mantell als Ventriculites quadrangularis aufgestellt hat; Turonia, Schwämme mit Röhren durchzogen, von Tours, Turbinia; Uteria und Clypeina, drei mikroskopische und zweifelhafte Körper aus dem Pariser Grobkalke; Dendropora zu den Tubularieen gehörig etc. Das Lesson'sche Genus Flabellum wird auf einige fossile Arten ausgedehnt, und einige andere Genera werden bestimmter charakterisirt (Astraea, Acervularia etc.). Jedenfalls ist dieses Werk für das künftige Studium der Arten fossiler Polyparien ganz unentbehrlich.

Ehe wir diese Arbeiten verlassen, bleibt uns noch übrig einige allgemeine Bemerkungen über das Formelle darin, besonders die Namengebung beizufügen. Die Regel- und Grammatik-widrige Bildung neuer Genus-Namen ist in Frankreich so allgemein, dass man sich nicht wundern darf, sie auch in diesen Schriften anzutreffen; doch machen d'Orbigny'n gegenüber Matheron und Michelin löbliche Ausnahmen. Wenn wir uns auch zur Regel bekennen, lieber einen schlechten Namen zu behalten als noch einen, wenn auch guten, zu machen, so können wir den Missbrauch doch nicht ungerügt übersehen. Dahin gehören vor allen Dingen die Menge der voces hybridae, Griechische Wörter mit Lateinischer und oft adjektiver Endigung (Ditremaria d'Orb.) oder Zusammensetzung (Globiconcha d'Orb., Posterobranchus d'Orb.; wogegen noch mehr zu bemerken wäre); — daher, in Folge der Neigung alle Namen der Mollusken-Genera weiblichen Geschlechts zu machen, die männlichen Namen mit weiblicher Diminutiv-Endigung, oft selbst wieder als voces hybridae (Acteonella von Actaeon, Bellerophina von Bellerophon); dazu die ganz ungrammatischen Wörter (Ringinella d'Orb., Trochatella Less., Doriprismatica d'Orb., Doridigitata d'Orb., Cardiapus d'Orb., Paludestrina d'Orb., Buccinanops d'Orb., welche übrigens meist nicht fossilen Genera angehören) u. s. w. Alle drei Autoren, insbesondere aber d'Orbigny, haben ferner die Gewohnheit eine sehr grosse Anzahl von Arten theils nach den Orten und vorzüglich nach den Personen zu benennen, von welchen sie dieselben erhalten haben. Es wäre an sich dagegen nichts einzuwenden, wenn es nicht bis zum Missbrauch über-

trieben wird. Diess geschieht aber offenbar insoferne jene Personen theils blosse Sammler, welche mit der Wissenschaft sonst keine Beziehung haben, theils aber und hauptsächlich insoferne dieselben Namen in allen etwas Arten-reichen Geschlechtern mehr oder minder vollständig wiederkehren; und da M a t h e r o n seine Materialien zum Theil von denselben Personen und Orten erhalten hat, so steigt demnach der Missbrauch noch bedeutender. Dem Leser sind wenigstens die meisten dieser Personen unbekannt, ihre Namen neu, jedenfalls aber alle Beziehungen derselben zur Sache fremd; er ist somit ohne Hülfsmittel diese Namen in seinem Gedächtnisse festzuhalten, indem er sich gar nichts dabei denken kann. Sieht man den Index der einzelnen Bände an, so muss man mehr an die Absicht des Verf.'s glauben, seine versteinerte Gevatterschaft durch Verbindung ihrer Namen mit den ältesten Denksteinen der Erde zu verewigen, als eine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen. Ferner ist die adjektive Form, in welcher er diese Namen den Petrefakten verbindet, eben sowohl gegen die bisherige Uebung als gegen Wohllaut und Kürze. Es war bis jetzt gewöhnlich, die Personen-Namen im Genitiv beizusetzen und die adjektive Form dann anzuwenden, wenn man ausdrücken wollte, dass sich die Person um die wissenschaftliche Kenntniss gerade dieser Art besonders verdient gemacht habe, was doch von blossen Sammlern und Liebhabern nickt hauptsächlich gesagt werden kann. Dieses ewige a n u s und i a n u s immer an denselben Personen-Namen, um Art-Namen zu bilden, ist daher in aller Weise eine höchst unerquickliche Erscheinung. Der die Gasteropoden enthaltende zweite Band der Kreide-Versteinerungen allein enthält Astierianus 5, Aunisianus 1, Cassisianus 3, Chassyanus 1, Cornuelianus 2, Coquandianus 3, Dupinianus 14, Espaillacianus 2, Goupilianus 2, Hugardianus 3, Itierianus 4, Moreausianus 2, Martinianus 2, Marottianus 5, Mailleanus 3, Matheronianus 2, Pailletteanus 3, Renauxianus 8, Requienianus 11, Royanus 1, Roycrianus 1, Rouyanus 2, Robineausianus 1 Raulinianus 4, Uchauxianus 3, Vibrayeanus 5 Male u. v. a., Alles Benennungen theils nach bekannten und unbekannten Personen und theils nach ebenfalls oft unbekannten Orten. Welche Menge von a n u s allein in e i n e m Buche! und hinter jedem a n u s der Name „d'O r b i g n y's" als Pathen! Dazu nun noch alle die sus, acus, inus und ensis und die Genitiv-Formen, so wie die eben so zahlreichen Wiederholungen in jedem der andern Bände. Als weitere

Bemerkung muss sich hiebe bald aufdrängen, wie nothwendig es bei solcher Menge fremder Namen werde, diese Adjektive und Genitive nicht auf willkürliche Weise oder gar mit Entstellung des Stammwortes zu bilden, sondern sie nach festen Regeln zu behandeln, welche freilich bis jetzt noch überall nicht darüber eingeführt gewesen sind. Ob die zu verewigende Person Paul oder Pauli oder Paulo oder Paulus heisse, kann der Leser nur erfahren, wenn im Genitiv unabänderlich ein einfaches i, im Adjektiv unabänderlich ein „anus" (nicht ianus) angehängt, die Adjektive nach Orts-Namen aber so viel möglich durch Anhängung eines einfachen ensis (nicht iensis) gebildet werden, es sey denn, dass dafür schon andere feste und bekannte Endigungen klassischer Namen aus alter Zeit bestehen. Brongniart heisst ein Botaniker, Brongniartia ganz zweckmässig ein nach ihm benanntes Pflanzen-Genus; Brongniartanus könnte man also die Art eines anderen Genus nennen, mit welcher er sich vorzugsweise beschäftigt hat, Brongniartianus aber wäre eine fremde Art, welche mit dem Genus Brongniartia irgend eine Beziehung hätte. Oben müsste daher überall wenigstens anus statt ianus stehen. Daraus geht weiter hervor, dass man auch Otto-i (nicht Otto-ni oder Otto-nis) und Goldfuss-i (und nicht sogar mit Michelotti „Goldfi"), aber bei Geschlechts-Namen Defranceia, nicht Defrancia schreiben müsse, was denn angemessen auszusprechen wäre. Unsere Verfasser indessen nehmen, — wie freilich der bisherige Brauch gestattet, — kein Bedenken nach dem Orte Royan eine Art Royana zu nennen, nach dem Naturforscher Fleuriau eine zweite Fleuriausus, nach Moreau eine andere Moreausianus, nach Robineau-Desvoidy eine vierte Robineausianus und eine fünfte Robinaldi, nach dem Orte Ervy eine andere Ervyna, und eine schlechthin „Bauga" nach einem Sammler dieses Namens. Von anderen Benennungen der Art kann man den Ursprung weder erfahren noch errathen. Diese Beispiele indessen werden genügen, um zu zeigen, dass eine Regel unerlässlich sey, und wenn auch das Vorgeschlagene nicht in allen Fällen den Beifall der Philologen haben sollte, wenn auch die Römer selbst einst freier insbesondere mit solchen Namen schalteten, die sie nur durch das Gehör in Erfahrung brachten, so muss man sich erinnern, dass die Fortschritte der Zeit andere Bedürfnisse für die Sprache geschaffen haben und dass es seitdem in allen lebenden, den Wissenschaften dienenden Sprachen Regel geworden ist, Eigennamen unangetastet zu lassen. — Eine letzte Aus-

stellung, welche freilich heutzutage wohl keinem Bildner neuer Namen ganz zu vermeiden möglich ist, betrifft die wiederholte Anwendung schon ein- oder mehr-mals vergebener Namen. D'Orbigny verfällt in diesen Fehler am wenigsten, obschon er die meisten Namen zu vergeben hat, woran freilich zum Theile die vorher gerügte Art der Namengebung Ursache ist. Michelin belegt sogar selbst zwei neue Astraea-Arten mit dem Namen A. polygonalis. Von dieser Unachtsamkeit abgesehen, sind indessen solche Missgriffe nicht zu vermeiden, bis nicht ein allgemeiner paläontologischer und zoologischer Nomenklator vorhanden ist, wie wir durch Steudel einen für die Botanik haben.

H. G. Bronn.

Voyage dans l'Amérique méridionale (le Brésil, la République orientale de l'Uruguay, la République Argentine, la Patagonie, la République du Chili, la République de Bolivia, la République du Pérou), exécuté pendant les années 1826—1833. Par Alcide d'Orbigny. Géologie (macht die dritte Abtheilung des III. Bandes aus). Avec un Atlas. 289 pag. in 4. Paris, chez P. Bertrand et Strasbourg chez Ve Levrault. 1843.

Den ebenso muthvollen als ausdauernden Forschungen des Verf. verdankt die Wissenschaft ein Werk, das zur fortschreitenden Entwickelung unserer geologischen Kenntnisse von Süd-Amerika sehr wesentliche Beiträge liefert.

Zur Zeit, als Herr d'Orbigny mit den Vorbereitungen für die Reise beschäftigt war, über die er nun seinen Bericht mittheilt, — das heisst vor ungefähr zwanzig Jahren — befand sich die Geologie noch weit entfernt von der ehrenwerthen Stufe, welche sie heutiges Tages in der Reihe der Wissenschaften einnimmt. Indessen war jener Zweig der Naturkunde unserm Verf. keineswags fremd geblieben; von seinem Vater und von Fleuriau de Bellevue wurde, in frühen Jahren schon, dessen Aufmerksamkeit den Sedimentär-Ablagerungen zugewendet, und den zahlreichen von ihnen umschlossenen fossilen Resten, auch hatte er sich bereits mit Untersuchungen eines Theiles der Kreide-Gebilde vom Eilande Aix, so wie der Jura-Formation bei La Rochelle beschäftigt, und namentlich in beiden Gegenden die Petrefacten mit Erfolg studirt *(Ann. des*

sciences nat. 1825.). Unterstützt durch A. v. Humboldt und durch Al. Brongniart mit Rath und That, war d'Orbigny im Anfange des Jahrs 1826 so weit, dass er Süd-Amerika nicht ohne Nutzen zu durchwandern hoffen konnte; auch hatte die fernländische Pilgrimschaft, zu welcher er sich anschickte, in ihm den Entschluss zur Reife gebracht: sich ganz der Geologie und den übrigen Zweigen des naturgeschichtlichen Wissens zu widmen. Im Juli-Monat 1826 verliess unser Reisender Frankreich. Rio de Janeiro war der erste Ort, wo der Boden Amerika's von ihm betreten wurde. Nach achtjähriger Abwesenheit, im Februar 1834, befand er sich wieder ihm Heimathlande. D'Orbigny zögerte mit Herausgabe seiner Beobachtungen, weil es ihm noch an vergleichenden Anhalte-Puncten fehlte, weil er sich nicht auf diese und jene, mit aller Sorgfalt erforschten, Stellen aus Selbst-Erfahrung zu beziehen wusste. Dem eignen Geständnisse zu Folge, hatte er Frankreich zu jung verlassen, um mit allen, für Geologie wichtigeren Gegenden vertraut zu seyn; nur einige Theile des Reiches waren ihm bekannt geworden. Der Verfasser durchwanderte nun die Französischen Bergketten, um, nach erlangter Kenntniss des Inlandes, Vergleichungen mit dem anstellen zu können, was er unter fernen Himmelsstrichen gesehen hatte.

Diess vorausgesetzt, wollen wir versuchen, den Lesern der Jahrbücher die allgemeinen Betrachtungen d'Orbigny's über die Geologie von Südamerika mitzutheilen. Es ist uns hier nicht vergönnt, bei Einzelheiten zu verweilen; wir vermögen dem Verf. bei seinen umfassenden Schilderungen der Oertlichkeiten, der verschiedenen Fels-Lagen und der in ihnen enthaltenen organischen Ueberbleibsel nicht zu folgen; nur eine gedrängte Zusammenfassung der Hauptpuncte ist es, die wir im Auge haben.

Es zerfällt das Ganze in zwei Haupt-Abtheilungen. Die erste umfasst Alles, was das grosse Tertiär-Becken der Pampas betrifft, von der Grenze Paraguay's bis Patagonien. Die zweite liefert eine Beschreibung des Freistaates von Bolivia, oder der Geologie der Cordilleren-Kette und der Ebene des mittlern Amerika's, im Osten jenes Gebirgszuges gelegen. Die gesammte erforschte Landstrecke würde, vereinigt gedacht, einen Flächenraum einnehmen, dreimal grösser, als das Französische Reich. Denn die Beobachtungen des Verf. erstrecken sich aus N. nach S. vom 12. bis zum 42. Grade südlicher Breite, oder auf eine Länge von 775 geographischen Meilen; und aus O. nach W. vom 45. bis zum 80. Grade west-

licher Länge von Paris, oder auf eine Breite von 900 geographischen Meilen: eine Oberfläche begriffen zwischen dem Küstenlande des grossen Weltmeeres und jenem des Atlantischen Oceans, vom nördlichen Patagonien bis Lima, oder bis zum Zusammenfluss des Mamore und Itenes.

In ihrer orographischen Gesammtheit betrachtet, zeigt die Oberfläche, wovon die Rede, grosse Mannigfaltigkeit der Gestaltung. Im Osten unermessliche Gruppen niederer Berge, eine Masse bildend, deren Verzweigungen sich mehrere Grade südwärts von einer bis la Plata gezogenen Linie erstrecken; im Westen die Cordilleren, deren erhabene Gipfel auf der andern Seite des Magelhaens-Strasse beginnen und mit Columbien endigen. Zwischen beiden grossen Systemen nimmt, von Patagonien aus, eine beinahe ebene Fläche den Raum ein, zwischen der mächtigen Cordilleren-Kette und der Gebirgsmasse von Brasilien, bis zum la Plata- und Amazonen-Becken reichend; hier erweitert sich dieselbe plötzlich nach O. und reicht fernhin auf beiden Ufern des Riesen amerikanischer Ströme. Diese unermesslichen Reliefs, diese ausgedehnten Senkungen, welche, von einer Seite zur andern, das südliche Festland durchfurchen, dürfen nicht für Werke des Ungefährs gelten; begnügte sich die alte Geographie damit, solche als „zufällige“ zu bezeichnen, so liegt es der Geologie unserer Tage ob, die Erscheinungen zu erklären. Erforscht man die Zusammensetzung der Berge und der Ebenen, betrachtet man sie zugleich als Gegenstände und als Zeugen der Katastrophen der Weltfeste, so werden wir uns ohne allen Zweifel der Kenntniss zugeführt sehen, nicht nur wesshalb Gebirgsketten dieser oder jener Richtung folgen, warum Berge mehr oder weniger über die grosse Wasserfläche emporsteigen, sondern wir werden auch Aufschluss erlangen über die wechselseitigen Zeitscheiden der zahlreichen Umwälzungen, welche einander folgten, und wodurch die Aussenfläche des Planeten mannigfaltige Aenderungen erlitt. — Der Boden Amerika's bietet die einleuchtendsten Beweise. Ein Blick auf Karten zeigt uns die mächtige Cordilleren-Kette, welche gewissermassen die Westseite des südlichen Continentes begrenzt. Leicht ist es wahrzunehmen, dass jene Gebirgsreihen, weit entfernt, einer gleichmässigen Richtung zu folgen, zuerst, im Süden, einige Grade aus SO. nach NW. streicht; mit dem 20. Grade biegt sich dieselbe plötzlich gegen W. und zieht sodann auf ungefähr fünf Länge-Grade aus NW. nach SO. Im Süden dieser Linie ändert sich die Richtung der Kette von neuem; sie

biegt N. 40° O. oder S. 40° W. Diese deutlich verschiedenen Richtungen der Cordilleren, in geographischer Hinsicht allerdings ohne Bedeutung, erlangen in geologischer unbegrenzte Wichtigkeit. Es können dieselben keineswegs einer Epoche angehören, und desshalb muss man zu erforschen streben: ob sie von mehreren geschiedenen Systemen abhängen, oder ob sie durch drei, in ihren Alters-Beziehungen ungleichen, Emporhebungen erzeugt worden, die einander kreuzen. Ein solches Voraussehen wird hier durch Beobachtungen vollkommen bestätigt; denn es thut die Geologie dar: dass die Cordilleren-Kette nicht einer einzigen Erhebung angehört, sondern vielmehr das Ergebniss verschiedener Dislocationen ist, welche einander folgten.

Wir haben nun, mit unserm Verf., die mannigfaltigen Formationen in chronologischer Folge zu betrachten und die Störungen kennen zu lernen, die sie erlitten haben; es möge Nachstehendes als gedrängtes Gemälde der gesammten geologischen Phänomene gelten, welche d'Orbigny in Süd-Amerika auffand.

1. Gesteine feuerigen Ursprungs.

Granitische Gebilde. Sie erscheinen sehr verbreitet und überdecken weit ausgedehnte Gegenden im Osten von Süd-Brasilien und vom Freistaate Uruguay. Im Westen treten dieselben um Valparaiso auf, um Coquimbo (Küste von Chile), um Cobija (Küstenland von Bolivia), bei Palca und Pachia (auf dem westlichen Gehänge der Peruanischen Cordilleren); endlich trifft man jene Felsarten — denen unser Verf. Syenite, Diorite u. v. a. beigezählt, was allerdings manchen Tadel finden dürfte — hin und wieder in sämmtlichen Theilen zwischen den Cordilleren und den Bergen Brasiliens. Im zuletzt genannten Lande traten die „Diorite", nach Pisis, durch Zerreissungs-Spalten im Silurischen Gebiete hervor und setzen in O. und W. streichende Gebirgs-Ketten zusammen, deren Höhen das Meeres-Niveau um ungefähr 1100 Meter überragen; dahin die Kette des Itaculumi [Itacolumi?]. Um Valparaiso, Coquimbo, Cobija und Palca bilden „Diorite", „Schrift-Granite" und „Syenite" am Küstenlande des grossen Oceans wenig bedeutende Bergketten aus N. nach S. ziehend, und einzelne rundliche Höhen, stets gegen Westen hin und am Fusse der grossen Linien von Porphyr-Gebilden.

(Schluss folgt.)

Nr. 14. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

D'Orbigny: Voyage.

(Schluss.)

So haben, vom 17. bis zum 34. Breitegrade, die „granitischen“ Felsarten dieselbe relative Stellung, in Beziehung zu den „Porphyren“, und die einzige Ausnahme, welche der Verf. wahrnahm auf dem westlichen Gehänge der Cordilleren, ist eine „Syenit“-Höhe, die bei Pachia (Peru) inmitten von „Porphyren“ hervorragt. — Das Alter der „Ergüsse“ granitischer Gesteine betreffend, so ist d'Orbigny der Meinung, dass jene im Osten der Gneiss-Periode angehören, oder dem Silurischen Gebiete, und dass die von Santa-Lucia der Trias-Formation vorangingen, indem ihre Schichten wagerecht darauf gelagert erscheinen, während jene vom Illimani neuern Ursprungs sind, als letztere Gebilde. Was die mit „Porphyren“ in Berührung stehenden „Granite“ betrifft, so wird über deren relatives Alter kein entscheidendes Urtheil ausgesprochen; sie dürften neuer seyn, als die Störungen im Trias-Gebiete nnd vielleicht selbst als die Kreide-Ablagerungen. [Wir erinnern an die bekannten Phänomene unfern Meissen in Sachsen, deren wahre Verhältnisse heutiges Tages wohl nur von äusserst wenigen Geologen noch verkannt werden.]

Porphyr-Gebilde. Unser Verf. zählt denselben bei: „Syenit-Porphyre“, Melaphyre, gewisse Mandelsteins und „Wacken.“ Sie scheinen auf dem ganzen beträchtlichen Raume zwischen Patagonien und dem Orinoco zu fehlen. Ebenso sieht man keine Spur derselben auf dem grossen Bolivianischen Plateau und auf der westlichen Hochebene dieser Gegend; allein so wie diese Plateaus überschritten worden, zeigt sich das gesammte westliche Gehänge der Cordilleren aus jenen Felsarten zusammengesetzt, die einen breiten Streifen zu bilden scheinen aus der Nähe des Chimborazo bis zur Magelhaens-Strasse. Die „Syenit“-Porphyre dürften zu den ältesten gehören. Beachtet man nur die grossen Massen, so scheint es, dass der „Porphyr“-Streifen im O. der Cordilleren, zwischen dem Ende der Kreide-Periode und den ältesten meerischen Tertiär-Abla-

gerungen, eines der ersten Reliefs des Chilenischen Systemes gebildet haben.

Trachytische Gesteine. Sie haben ihren Sitz auf der Cordilleren-Kette und pflegen die „Porphyre“ zu begleiten. In Bolivia zeigen sich dieselben nur auf dem grossen Plateau, auf dem westlichen Plateau und am West-Gehänge der Cordilleren. Der Verf. unterscheidet drei Arten solcher Gebilde, welchen zugleich eben so viele verschiedene Regionen angehören. Eine Art, sehr reich an Glimmer, mehr oder weniger dicht, enthält keine Augite. Dahin sind sämmtliche Trachyte im O. des grossen Bolivianischen Plateaus zu zählen, so namentlich jene zwischen las Penas und der Gegend um Potosi. Man findet sie nie von Bimsstein-Conglomeraten begleitet, wie solches bei den übrigen „Trachyten“ der Fall. Eine zweite „Trachyt“ Art, ganz erfüllt von Augit-Krystallen und reich an Mesotyp, bildet, vom 15. bis zum 20. Grade südlicher Breite, einen ungeheuern Dom, welcher das westliche Plateau ganz zusammensetzt. Die dritte Art endlich besteht aus weisslichen trachytischen Conglomeraten, gebildet aus Quarz-Krystallen [eine bei Verhältnissen wie die, wovon die Rede, sehr ungewöhnliche Erscheinung] und häufig auch aus grossen Bimsstein-Stücken. Das Chilenische System mag sein Haupt-Relief der Eruption trachytischer Gebilde verdanken; den Conglomeraten stehen in den Cordilleren nirgends emporhebende Wirkungen zu. Die Trachyte folgen, was ihr Alter betrifft, der Tertiär-Formation.

2. Sedimentär-Gebilde.

Gneiss. Das Gestein zeigt sich an zahllosen Stellen in Brasilien und ist ferner weiter gegen N. in Pernambuco und Cayenne verbreitet, durch A. v. Humboldt wurde es zu Caracas nachgewiesen u. s. w. Inmitten des Continentes fand der Verf. einen unermesslichen Streifen, welcher die ganze Provinz Chiquitos vom 60. bis 65. Grade westlicher Länge von Paris, und vom 16. bis zum 18. Grade südlicher Breite durchzieht. Ueberall ruhen die Silurischen Formationen auf Gneiss, in Brasilien, wie im O. der Provinz von Chiquitos, und wo jene Ablagerungen fehlen, erscheint der Gneiss oft bedeckt durch weit jüngere Gebilde, so namentlich durch Streifen der Tertiär-Formationen, welche der Verf. als „Patagonische“ bezeichnet.

Silurisches Gebiet. Die dahin gehörenden — durch Murchison in andern Erd-Gegenden so meisterhaft geschilderten — Gebilde sind vorzugsweise schön entwickelt in der neuen Welt. Es finden sich dieselben auf sehr bedeutenden Räumen und auf weit von einander entlegenen Puncten. Man vermisst sie gänzlich im Westen der eigentlichen Cordilleren, auf dem westlichen Plateau und in den, westwärts vom grossen Bolivianischen Plateau gelegenen, Gegenden. Die ersten Streifen zeigen sich nach O. hin zwischen dem Sorata und dem Illimani u. s. w. Weit grössere Entwickelung erlangt das Silurische Gebiet im O. der östlichen Cordilleren; es erscheint hier auf einem Raum von einem halben Breite-Grade. Sodann trifft man es wieder in der Provinz Chiquitos u. s. w. Die Zusammensetzung des Gebietes fand der Verf. überall sehr einfach. Auf beiden Gehängen der östlichen Cordillere zeigen sich, aus der Tiefe nach dem Tage hin: Thonschiefer, häufig Chiastolithe führend, stellenweise mehrere hundert Meter mächtig; sodann sehr Glimmer-reiche Sandstein-artige Gebilde, höchstens fünfzig Meter mächtig. Die gewöhnlich vorkommenden fossilen Reste — *Cruziana rugosa* und *furcifer*, *Lingula marginata*, *Münsterii* und *dubia*, *Orthis Humboldtii*, *Calymene Verneuilii* und *macrophtalma* u. s. w. — zeigen, in ihrer Gesammtheit, eine überraschende Aehnlichkeit mit den in Europa in demselben Gebiete enthaltenen. Die Silurischen Ablagerungen ruhen in der Provinz Chiquitos auf Gneiss. Auf der östlichen Cordillere erlitten sie Störungen durch granitische Gesteine, und auf dem südöstlichen Theile des Plateaus von Bolivia durch Trachyte. An sämmtlichen Orten, wo d'Orbigny beobachtete, erschien das Silurische Gebiet durch eine ungeheure Masse festen Sandsteines bedeckt, welche, nach Lagerungs-Verhältnissen und nach Petrefacten, das Devonische Gebiet vertreten muss. Ein eigenthümliches und höchst wichtiges Interesse erlangen die Silurischen Formationen noch dadurch, dass in ihnen die reichsten Gold-Gruben des Freistaates Bolivia umgehen, so wie einige Silber-Gruben. Ueberall, wo man Gold anstehend gefunden, erschien es inmitten des Thonschiefers auf Quarz-Gängen.

Devonisches Gebiet. Als solches betrachtet der Verf. eine ungeheuere, über weite Strecken verbreitete, Masse von lichte gefärbtem Sandstein, welche, meist in gleichförmiger Lagerung, fast überall das Silurische Gebiet bedeckt. Man kann zwei Systeme der Devonischen Gebilde unterscheiden, das von Bolivia und jenes von Chiquitos, im er-

sten erreichen die Schichten beinahe das Niveau ewigen Schnees (1700 Meter), im letzten dürften sie, wenigstens nach den Vegetations-Verhältnissen zu urtheilen, nicht über 1500 Meter absoluter Höhe emporsteigen. Die vorkommenden organischen Ueberbleibsel sind: *Spirifer boliviensis* und *quichua*, d'Orb., *Orthis inca*, *pectinatus* und *latecostata*, d'Orb., *Terebratula peruviana* und *antisiensis*, d'Orb. Seine eigenen Wahrnehmungen abgerechnet, hat unser Verf. in Erfahrung gebracht, dass die nämlichen quarzigen Gesteine in Brasilien sehr häufig sind, auf den Ketten von Parecys, Diamantino, im Westen von Motogrosso [Mattogrosso?] u. s. w.; ja er äussert, man dürfte solche auch weiter ostwärts finden, in der Provinz Minas-Geraes, und diese Vermuthung scheint durch die Gehalt-reichen Arbeiten von Pissis bestätigt worden zu seyn. — Auf eine Thatsache von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit macht d'Orbigny aufmerksam. Die, über Gneiss gelagerten, Silurischen Gebilde bestehen aus Thonschiefer; nun treten plötzlich die Devonischen, quarzigen Sandsteine, auf. Man kann annehmen: der Thonschiefer sey, zur Zeit seiner Ablagerung, in Schlamm-artigem Zustande gewesen, während der Sandstein feiner Sand war. Es drängen sich hier zwei Fragen auf über den beziehungsweisen Ursprung jener Felsarten. Rührt der Schlamm der Schiefer, welche nach einer mittlern Mächtigkeit einiger hundert Meter, Tausende von Quadrat-Meilen bedeckte, vom Detritus der Gneiss-Gesteine her? Auf welche Art lagerte sich, nach der Silurischen Periode, die ungeheuere Sandstein-Masse ab? Augenfällig ist, dass letztere nicht durch Zersetzungen oder durch Umwandelungen der Schiefer entstehen konnte; dafür ist die Beschaffenheit beider Gebilde zu verschieden. Um über das Phänomen Aufklärung zu erlangen — das nicht als Ausnahme von der Regel gelten kann, da es sich um Gebilde handelt, die über Räume von so gewaltiger Erstreckung verbreitet sind — müsste man, so ist d'Orbigny's Ansicht, dem scharfsinnigen Gedanken von d'Omalius d'Halloy sich zuwenden: er würde die Schiefer-Bildung durch Auswürfe, „Ausspritzungen" *(éjaculations)* von Schlamm erklären und jene des Sandes oder Sandsteines durch „*éjaculations*" von Quarz.

Steinkohlen-Formation. Sie ist in Süd-Amerika auf das deutlichste durch darin enthaltene fossile Reste charakterisirt. Wir überlassen unsern Lesern die Listen der vom Verf. im Kalke und im Kalkhaltigen Sandsteine, welche das Kohlen-Gebilde unterteufen, aufgefundenen

Petrefacten in den Reise-Bericht, der von uns besprochen wird, zu vergleichen, und fügen nur bei, dass die Formation — überall wo d'Orbigny solche beobachtete, auf dem Devonischen Gebiete ruhend — zumal im O. und W. des grossen Systemes von Bolivia vertheilt erscheint und hier Höhen von mehr als 4000 Meter erreicht. [Die gesammte, von d'Orbigny unter dem Ansdrucke „Kohlen-führendes System“ zusammengefasste, Lage erschien in zwei Abtheilungen, in kalkige und sandige geschieden. Sollte letztere nicht vielleicht einer der Gruppen angehören, welche in Europa über der eigentlichen Steinkohlen-Gruppe ihren Sitz haben, und etwa dem bunten Sandsteine beizuzählen seyn?]

Trias- oder Salz-führende Gebilde. Ohne grosse Räume einzunehmen, zeigen dieselben in Bolivia keine unbedeutende Verbreitung. Auf dem westlichen Cordilleren-Gehänge und auf dem westlichen Plateau dieses Gebirges vermisst man sie u. s. w. Es besteht die Formation aus einem Wechsel Bittererde-haltiger Kalksteine, bunter Thone und zerreiblicher thoniger Sandsteine.

Jura-Gebilde. Vor nicht langer Zeit stellte unser Verf. deren Gegenwart in Amerika gänzlich in Abrede und nun scheint ihm die Sache zweifelhaft. Aus Coquimbo (Chile) kam ein Block dichten gelblichen Kalksteins, viele Terebrateln enthaltend, nach Paris. Unter diesen befand sich eine, der *Terebratula concinna* so nahe stehend, dass man solche wohl für eine Abänderung ansprechen dürfte. Jene Form ist in Europa ausschliesslich im *Forest-marble* bekannt. Wäre demnach anzunehmen, dass in Amerika ein einziger Streifen der Jura-Gebilde jener Epoche vorhanden sey? (Neuerdings wurden vom Amerikanischen Geologen Lea gewisse Ablagerungen in Columbia, nach der Gegenwart von Ammoniten in denselben, als der Jura-Formation zugehörend erklärt. — Wir können nicht unterlassen, daran zu erinnern, dass der „Mangel der Jura-Formation“ von Leopold von Buch als einer der bemerkenswerthesten Umstände in der Amerikanischen Geologie schon seit langer Zeit bezeichnet wurde.)

Kreide-Gebilde. Sie zeigen in der neuen Welt eine Entwickelung in sehr grossartigem Massstabe; so hat man dieselben namentlich längs der ganzen Cordillere nachgewiesen, von Columbia bis zur Magelhaens-Strasse und so weiter. In Columbia treten schwärz-

liche, sehr dichte, bituminöse Mergel, so wie braunlich-gelbe Kalke auf, die in Sandsteine übergehen, alle ganz erfüllt sind von Petrefacten; an der Magelhaens-Strasse finden sich gleichfalls thonige, schwärzliche, dichte Felsarten, welche, „in Folge metamorphischer Einwirkungen", täuschend das Ansehn gewisser alter „Uebergangs-Gesteine" erlangt haben; demungeachtet enthalten sie unläugbar Kreide-Fossilien. Die, nach dem mitgetheilten Verzeichnisse sehr reichhaltige und vielartige, Fauna jener Formationen gehört in Columbia, wie solches vom Verf. an einem andern Orte ausführlicher dargethan worden, zum *étage néocomien*; das Nämliche scheint an der Magelhaens-Strasse der Fall zu seyn. — Eine beachtungswerthe Thatsache ist folgende. Nach den Beobachtungen von d'Orbigny zeigen die fossilen Reste Columbiens fünf mit denen des Pariser Beckens identischen Gattungen, so dass man zu glauben geneigt seyn könnte, es habe, seit jener Epoche, eine Verbiudung statt gefunden zwischen den Europäischen und amerikanischen Meeren, und der Atlantische Ocean bereits ein einziges Becken von Europa bis Amerika gebildet. Auf der andern Seite steht den Petrefacten des Chilenischen Systemes, so wie denen der Magelhaens-Strasse, Analogie mit dem mittelländischen oder Pyrenäen-Becken zu. Wäre daraus der Schluss abzuleiten, dass, zu jener Zeit, die beiden besagten Meere durch ein Continent geschieden gewesen, welches sich von Europa, in der Richtung der Azoren, bis Amerika erstreckte?

Tertiär-Gebiete. Der Verf. theilt, aus Gründen, die er sehr umfassend darlegt, für deren Entwickelung uns jedoch hier kein Raum vergönnt ist, die „*terrains tertiaires*" in „*guaraniens*" — gewöhnlich aus drei, in gleichförmiger Lagerung über einander ihre Stelle einnehmende Schichten-Reihen bestehend: eisenschüssige Sandsteine, thonige Kalke und graue, gypsige Thone; von Petrefacten keine Spur — „*patagoniens*" — unbezweifelte Meeres-Gebilde, mit Muscheln erloschenen Gattungen zugehörend — und „*pampéens.*" Letztere nehmen den ganzen Grund des Beckens der *Pampas* ein, bedecken einen Flächenraum von wenigstens 23,750 Quadrat-Stunden, und erheben sich, nach N. und W., vom Meeresspiegel bis zu hundert Meter über denselben. Man hat darin bis jetzt nur Gebeine von Säugethieren gefunden, Reste von Fleischfressern und von Nagern (diese besonders häufig), ferner von Zahnlosen, Pachydermen, Wiederkauern und Vierhändern. Es ist diess die letzte

Ablagerung von hoher Wichtigkeit, welche der gegenwärtigen Ordnung der Dinge vorherging.

Diluvial-Gebilde. Der Verf. rechnet dazu auf dem Boden Amerika's Alles, was der Epoche heutiger Zeit angehört, und unterscheidet Land- und marinische (oder quaternäre) Diluvial-Formationen. Jene sind im Allgemeinen sandig und scheinen von den verschiedenen andern, den Boden überdeckenden, Gebilden abzustammen. Sie nehmen besonders über dem „*terrain pampéen*" ihre Stelle ein und mengen sich, in ihren obern Theilen, mit Dammerde. Der Verf. fand am Rio Securi in denselben Bruchstücke von Töpfergeschirr in Menge. [Es würden sonach, dem allgemein üblichen Brauche zu Folge, die fraglichen Ablagerungen der post-diluvianischen Zeit beizuzählen seyn.] Die als „marinische" bezeichneten Diluvial-Gebilde, weit über dem gegenwärtigen Niveau des Meeres ihre Stelle einnehmend, umschliessen nur Reste organischer Wesen, deren ähnliche noch zu heutiger Zeit an derselben Küste vorhanden sind.

Dieser Uebersicht der verschiedenen Formationen reihen sich Betrachtungen an über Erdbeben und Thermen. — Das letzte oder XIII. Capitel enthält eine Gesammt-Uebersicht der grossen geologischen Ereignisse, wovon das südliche Amerika der Schauplatz gewesen. Sieben verschiedene Zeiträume kommen zur Sprache. Im ersten derselben wird jener Welttheil — zu Folge geologischer Untersuchungen einer der ältesten unserer Erde — betrachtet, wie er nach der Bildung des Gneiss- oder Primordial-Gebietes beschaffen gewesen, im letzten Zeitraum findet man die Schilderung nach dem Entstehen der Diluvial-Ablagerung. Süd-Amerika scheint seinen ersten Relief in den östlichen Gegenden des heutigen Brasiliens erhalten zu haben. Durch die Silurischen Ablagerungen wurde dieses früheste Festland gegen W. hin vergrössert. Nun folgten die Kohlen- und Trias-Gebilde. Bis dahin war Amerika sehr erstreckt in der Richtung aus O. nach W. Als die Entstehung der Kreide-Gebilde vorüber war, erlangten die Cordilleren, stets im Westen der bereits erhöhten Erdstriche, ein neues Relief aus N. nach S.; die Gestalt des Continentes erlitt gänzliche Aenderung. Diese Form vervollkommnete sich mehr und mehr; es stieg die Gesammt-Kette nach Ablagerung der Tertiär-Formation hervor; als die Trachyt-Massen am Tage erschienen, trat das grosse Becken der Pampas aus dem Wasser; und Amerika ward so, wie wir es heutiges Tages sehen. — Das Erscheinen der Trachyt-Gebilde,

denen die erhabensten Gipfel der Cordilleren von Chile und Peru angehören, dürfte nicht die letzte der grossen geologischen Bewegungen gewesen seyn, wovon Süd-Amerika der Schauplatz war. Man muss glauben, dass das Emportreten jener gewaltigen Massen dem Entsehen des „*terrain pampéen*" verbunden war, und dieses Gebilde findet sich überdeckt mit Ablagerungen, welche auf ein noch neueres grossartiges Ereigniss hinweisen. Letzteres möchte im ersten Aufleben der, heutiges Tages noch thätigen Amerikanischen Feuerberge zu suchen seyn, die, bis zur Zeit, wovon die Rede, ihr Wirken nicht begonnen hatten. Die weithin ausgedehnte Reihe der Vulkane Chile's, gleichsam geordnet nach der Axe des Trachyt-Streichens ist der letzte, der äusserste Zweig jener grossen vulkanischen Kette, die, auf einen weiten Halbkreis der Erde sich stützend, gezogen vom Bolivianischen Freistaate bis zum Birmanen-Reiche, die Grenzen der grossen Masse Amerikanischer und Asiatischer Länder bezeichnet und die weite Ausdehnung des stillen Oceans. Ohne Zweifel war es ein fürchterlicher Tag in der Geschichte der Bewohner unserer Weltfeste, vielleicht selbst in der Geschichte des Menschen-Geschlechtes, jener Tag, wo eine unermessliche vulkanische „Batterie", die nicht weniger als zweihundert und siebenzig Hauptschlünde zählte, zum ersten Male ihren gewaltigen Donner ertönen liess. Vielleicht beziehen sich die Sagen von einer allgemeinen Fluth auf das grossartige Ereigniss. Der Verf. ist dieser Ansicht sehr zugethan, welche vor ihm, jedoch nur als Hypothese, ausgesprochen worden. Er beruft sich, zur Begründung seiner Meinung, auf mehrere Thatsachen, die, sollten sie auch isolirt bleiben, von Geologen beachtet werden müssen.

Von den zehn Tafeln des Atlasses enthalten drei geologische Karten die Freistaaten Argentina (La Plata) und Bolivia, so wie der Provinz Corrientes; eine Tafel, die letzte, stellt Süd-Amerika mit seinen verschiedenen geologischen Zeiträumen dar, auf den übrigen findet man vielartige lehrreiche Durchschnitte, Ansichten u. s. w.

Ein mit Sorgfalt bearbeitetes Register — Zugaben der Art vermisst man leider bei den meisten Reisewerken und das Studium derselben wird dadurch nicht wenig erschwert — beschliesst das wichtige Buch, welches wir der Beachtung des geologischen Publikums nicht genug empfehlen können.

Der Bergwerksfreund, ein Zeitblatt für Berg- und Hüttenleute, für Gewerke, so wie für alle Freunde und Beförderer des Bergbaues und der demselben verwandte Gewerbe. Neunter Band. Mit 51 in den Text gedruckten Figuren. 574 S. 8. Berlin, 1845. Verlag von W. Hermes.

Mit wahrem Vergnügen beeilen wir uns, den Lesern der Jahrbücher von der Fortsetzung eines Unternehmens Kenntniss zu geben, auf das, wie die Anzeigen der früheren Bände darthun, besonderer Werth zu legen ist.

Der IX. Band umfasst folgende Original-Aufsätze und Uebertragungen aus fremdländischen Zeitschriften u. s. w. (Wesshalb wir auch der letztern mitunter zu gedenken uns gestatten, darüber haben wir früher das Nöthige bemerkt.)

Ueber die Anwendung von Gussstahl zu Bergbohrern, Bergeisen und Keilhauen, Die Versuche wurden, was die Gussstahl-Bohrer betrifft, von Herrn Gruben-Director Hülssmann auf der Centrum-Grube bei Eschweiler angestellt und ergaben, dass jenes Gezähe besonders vortheilhaft ist bei tiefen Bohr-Arbeiten vermittelst Gestänge im festen Gestein. Ob, wie behauptet wird, das Abbrechen eines solchen Bohrers im Bohrloche nie zu befürchten sey, wollen wir dahin gestellt lassen. Zu Keilhauen lässt sich Gussstahl mit Eisen zusammenschweissen, ohne dass er an Güte verliert. — Erfahrungen und daran sich knüpfende Betrachtungen über den Einfluss eiserner Bohrstangen und eiserner Wagen-Laufschienen auf die Compass-Nadel von den Herren Augustin und Brathuhn. Resultat für den Markscheider ist, dass das Eisen der Schienen-Wege, der Bohr-Gestänge u. s. w. nicht nur retractorisch, oder von gleichsam passivem Einfluss auf die Magnetnadel sey, sondern in der Regel von activem Einflusse, entweder attractiv oder repulsiv; mit andern Worten: dass jedes Eisenstück selbst ein Magnet sey, dessen Polarität wahrscheinlich um desto mehr hervortritt, je näher die Form der eines Stabes, je näher die wagerechte Lage dem magnetischen Meridian, und je länger es in dieser Lage beharrt hat. — Ueber das sächsische Gesetz von 1822, die Gewinnung der Stein-, Braun- und Erdkohlen, so wie des Torfes betreffend. Von Dr. J.

Weiske. — Lechatelier und Fournet über das Sprengen mit Anwendung Bickford'scher Patentzünder. Es war um so mehr an der Zeit, auf diese Methode zurückzukommen, da sie, nach übereinstimmenden Urtheilen, grössere Sicherheit der Arbeiter, Verminderung der versagenden Schüsse und Ersparung an Material bedingt. (Der Original-Aufsatz steht in *Annales des Mines.)* — Schittko's Separations-Grundsätze und ihre Anwendung beim Bergbau. — Betrachtungen über die Erscheinungen bei der Erzeugung des Roheisens im Hochofen. Von C. Mayerhofer. — Ansichten über einige national-öconomische Einrichtungen des Staates für den Bergbau, mit nächster Rücksicht auf die im Königreiche Sachsen bestehenden Verhältnisse. Von Hoffmann. — Das Zubruchegehen einer Abraums-Braunkohlen-Grube in der Nähe von Eisleben. Von Ziervogel. — Ueber das Ausgiessen des Roheisens zu Gänzen in eiserne Formen, welche mit einem Kalk-Ueberzuge versehen sind. Die Vortheile dieser Methode verdienen, was auch manche Hütten-Besitzer dagegen einwenden dürften, ernste Beobachtung; denn: die Kalklage, welche mit dem flüssigen Roheisen in Berührung ist, nimmt einen Theil des in diesem enthaltenen Schwefels hinweg und Jeder kennt den nachtheiligen Einfluss, welchen Schwefel auf das Eisen ausübt. Ferner vermindert jene Methode den Abgang, welchen Roheisen bei seiner weitern Bearbeitung erleidet, und endlich wirkt diese Art des Abgiessens vortheilhaft auf Beschaffenheit des Roheisens. (Aus dem *Bulletin du Musée de l'Industrie* vom Jahre 1844 entnommen.) — Die Anwendung der Drahtseile bei Wältigung der Grundwasser. Von Pernollet. (Aus den *Annales des Mines.)* Die Leichtigkeit des Apparates, seine grosse Stärke im Vergleiche zu dem kleinen Raum, welchen er einnimmt, die wenigen Verbindungs-Stellen und die leichte Erkennbarkeit der schadhaften Puncte geben ihm entschiedene Vorzüge vor dem bisher angewendeten hölzernen und eisernen Gestänge. — Ueber die vom Obersteiger Kind zu Luxemburg im Bohrwesen eingeführten Verbesserungen. Es kann nur sehr erfreulich seyn, dass diesen wichtigen Erfindungen nach und nach immer mehr die wohlverdiente Anerkennung zu Theil wird. Die Braunschweigische Regierung hat Herrn K.

seine neuesten Verbesserungen — sie beziehen sich: 1) auf einen Apparat, mittelst dessen der Bohrer mit der Bohrstange oder Bohrspindel, frei vom Gestänge abfallend, auf den Bohrort wirkt; 2) auf einen Bohrer, mittelst dessen unterhalb einer eingelassenen Röhrentour die für deren Nachrücken nöthige Weite sogleich mit erzielt wird, und 3) auf eine Versicherung, welche bei vorkommenden Bohrer-Brüchen sehr zweckdienlich den erfolgten Bruch andeutet und den abgebrochenen Bohrer zugleich mit zu Tage führt — um eine Summe abgekauft, welche dem Interesse entspricht, das ein solches Bohr-Verfahren für ein Land von so beschränktem Flächenraum haben kann; die französische Regierung verlieh dem Erfinder nicht nur das nachgesuchte Brevet für Frankreich, sondern man stellte ihm auch die Zutheilung der goldenen Preis-Medaille in Aussicht; in Preussen wurde dem Herrn K. ein Patent auf acht Jahre ertheilt. Wir können den Wunsch nicht unterdrücken, die Erfindung möglichst bald veröffentlicht zu sehen, weil damit ohne Zweifel ein grosses Feld für weitere Entdeckungen eröffnet werden dürfte. — Beschreibung einer eigenthümlichen Methode, den Torf und ähnliche Brenn-Materialien zu verdichten. Diese Methode, worauf der Professor Schafhäutl in München am 5. August 1841 ein Privilegium auf drei Jahre erhalten hatte, besteht in Anwendung einer von demselben erfundenen Walzen-Presse, welche ihre verdichtende Kraft in einem Momente nur auf einen einzelnen Breite- oder Längetheil des zu verdichtenden Torf-Prisma's oder Brenn-Materials ausübt, und diese verdichtende Wirkung auf alle andern parallelen Theile der zu pressenden Substanz überträgt, wobei zugleich die Seiten-Ausdehnung der letzten so viel als möglich verhindert wird. (Beigegebene Zeichnungen erläutern das Weitere.) — Ueber Fabrikation des Guss- und Dampf-Stahles. Von K. von Luynes. (Aus dem *Bullet. du Musée l'Industrie 1844.*) — Ericson's Heisse-Luft-Maschine, und die Wieder-Erzeugung der bewegenden Kräfte in der Natur. (Aus dem Englischen des Sargent.) — Darstellung des Klaviersaiten-Drahtes aus Eisen und Stahl auf der Königshütte im Hannöverischen. — Ueber Ventilation in Kohlen-Gruben. (Aus Faraday's Vortrag, *Report. of Pat. Invent. 1845.*) Die Veranlassung war die Explosion in der Grube zu Haswell, bei welcher fünfundneunzig Menschen das Leben einbüssten, ohne dass man begreifen

konnte, wie die gewaltige Gasmenge sich so rasch zu entwickeln vermogte, da kaum eine Stunde vor dem Unfall kein Gas vorhanden war. — Ueber die Förderung in Gruben. Von M. J. Callon. (Das Original steht in *Ann. des Min. 1844.)* — Ueber den Abbau der mächtigen Kohlenflötze von Blanzy im Saone- und Loire-Departement. Von M. Harmet. (Dieselbe Quelle.) — Neues System der Wasser-Gewältigung, bei welchen die hölzernen und eisernen Schacht-Gestänge durch Scheiben, englische Ketten und Drahtseile ersetzt werden. Von Henevaux de Gougnies. (Aus dem *Bullet. du Mus. de l'Indust. 1844.)* — Die Aufbereitung des Bleiglanzes in Oberschlesien. Von Delesse. *(Ann. des Min. 1844.)* — Ueber Erzeugung und Anwendung brennbarer Gase in der Technik. Bei einer Versammlung von Berg- und Hüttenmännern aus dem Mansfeld'schen und Anhalt'schen im Jahre 1845 wurde die Frage verhandelt: wie es komme, dass man so wenig über Darstellung und Verwendung von Gasen aus rohen Brenn-Materialien höre, da diese Art von Wärme-Erzeugung, theoretisch betrachtet, so viele Vortheile in Aussicht stelle? Es wurde Gelegenheit gegeben, nicht nur zu weitern Besprechungen über den so wichtigen Gegenstand, sondern auch zur Besichtigung der, in gleichem Grade einfachen und wirksamen Anlage auf den Frisch-Hütten des Eisenhütten-Werkes Mägdesprung. Gleichzeitig vereinigte man sich zu einer Besprechung über Gas-Angelegenheiten. Das erfreuliche Resultat war: durch Abwägung der Vortheile und Nachtheile unserer bisherigen Feuerungen, namentlich des Schacht- und Flammenofen-Betriebes im Gegensatze zur Gas-Anwendung und durch Darlegung der Gründe für das bis jetzt noch zaghafte Vorschreiten dieser Art der Hitze-Erzeugung, eine Meinung auszusprechen und daran diejenigen Thatsachen zu knüpfen, welche durch Erfahrung sich bewährt haben. Indem die achtbaren Fachmänner durch obige Mittheilungen ihren Vorsatz zur Ausführung bringen, rechnen sie nicht nur auf Unterstützung, wo man die von ihnen entwickelten Ansichten theilt, sondern auch auf Angriff, in sofern sie sich irrige Behauptungen zu Schulden kommen lassen. Feuer, das belebende Princip der technischen Gewerbe, wurde bisher in Schachtöfen mit oder ohne Gebläse, oder auf Rosten erzeugt. Diese Art der Hitze-Entwickelung wird angegriffen, da in derselben mancherlei Uebelstände entgegentreten.

Dahin vor Allem die Uebelstände beim Schachtofen-Betrieb, wie: Verwendung meist verkohlter Brenn-Materialien; Verluste, besonders durch Gas-Bildung bei der Verbrennung (Bunsen wies nach, dass von der im Eisenhohofen entwickelten Wärme 49,55 Procent, ungefähr die Hälfte des Brenn-Materials, bei dem bisherigen Verfahren durch Kohlenoxyd-Bildung gänzlich verloren würde, dass jedoch der Wärme-Verlust, namentlich das zur Erhitzung der Gase nöthige Brenn-Material, noch 25,4 Proc., mithin die gesammte Einbusse beim bisherigen Eisen-Hohofen-Processe nicht weniger als 75 Proc., drei Viertheile des angewendeten Brenn-Materials, beträgt); eine mitunter schädliche Einwirkung beim Mengen des Brenn-Materials mit dem Erze auf das Product; Wirkung der zum Schmelzen nöthigen Hitze auf einen verhältnissmässig zu kleinen Raum u. s. w. Sodann kamen die Uebelstände beim Betriebe gewöhnlicher Flammenöfen zur Sprache: kostspielige Schornsteine; Störungen im Processe während des Feuerns; unvollkommene Verbrennung (die bei Oefen für hohe Temperaturen auf dem Heerde benutzte Wärme ist nicht über ein Achtel bis ein Zehntel derjenigen anzuschlagen, welche das Brenn-Material entwickeln kann) u. s. w. Diesen Uebelständen stehen nun, als Vortheile, welche bei der Erzeugung und Verwendung von Gasen zu erwarten sind, entgegen: Benutzung roher, unverkohlter Brennstoffe; Möglichkeit vollständiger Verbrennung; Erzeugung sehr hoher Temperatur in ziemlich grossen Räumen, mithin gleichzeitiges heftiges Einwirken auf beträchtliche Massen ausgebreiteten Schmelzgutes; Leichtigkeit, die Hitze zu verstärken und zu schwächen u. s. w. Die Nachtheile, welche bei Gasen nicht ausbleiben dürften, sind, so weit man solche bis jetzt zu beurtheilen vermag: Gefahren mit Explosionen verbunden; Möglichkeit grösserer Unterhaltungs-Kosten im Vergleich zu andern Oefen und sorgfältiges Trocknen der Brenn-Materialien (denn die kräftigsten Kohlenwasserstoff-Gase entwickeln keine kräftige Hitze, sobald sie mit namhaften Quantitäten von Wasserdampf gemengt sind). Unter Hinweisung auf das, was von Leithe, Bandelot, d'Andelarre, Faber de Faux, Heine, Ebelmen, Delesse, Scheerer und Langberg über Zusammensetzung und Benutzung der Hohofen-Gase gesagt worden, so wie auf die Mittheilungen von Heine, Ebelmen, von Scheuchenstuel, Miller u. A. über Darstellung von Gasen aus rohem Brennmaterial und deren Verwendung, erfolgt der Uebergang zur Entwickelung der Art und Weise, wie

man am einfachsten und rationell das Gas als Gas entwickeln, naturgerecht verbrennen, oder im Allgemeinen eine dem verschiedenen Bedarf entsprechende Flamme am wohlfeilsten erzeugen kann; es werden das Trocknen und Darren der Brennmaterialien beschrieben, der Gas-Entwicklungs-Ofen, die Verbrennung des Gases vermittelst natürlichen Luft-Zutrittes sowohl, als vermittelst Gebläse-Luft. Wir wünschen im lebhaften Interesse der guten Sache, dass diese sehr lobenswerthen Bestrebungen von bestem Erfolg seyn und der Redaction des Bergwerksfreundes recht viele Mittheilungen zukommen mögen darüber: ob, wo und mit welchen Erfolgen, unter welchen Umständen und bei welchen Uebelständen mit Gas gearbeitet wurde oder noch wird. — Elsner's Beiträge zur Theorie des Mansfelder Röst-Processes silberhaltiger Kupfersteine. — Detmold, Verbesserung in der Construction und Einrichtung der Oefen. (Entnommen aus dem *London Journal of arts.)* — Ueber das Verpuddeln von Roheisen, welches zu Montblainville im Depart. d. Maas vermittelst der brennbaren Gase eines Frischfeuers betrieben wird. Von Sauvage. (Aus den *Ann. des Mines.)* — Ebelmen, über die Gas-Erzeugungs-Oefen auf den Hüttenwerken zu Audincourt. (Nämliche Quelle.) — Goldenberg, die Verhältnisse des Eisenhütten-Wesens in Deutschland zu England und Belgien. Ungeachtet seines Reichthumes an Eisenerzen nimmt Deutschland nur den vierten Rang ein; die jährliche Production in den Zollverein-Staaten und in Hannover beträgt 150,000 Tonnen, jene in England 1,500,000 Tonnen u. s. w.

Es werden diese Andeutungen genügen als Beweise vom reichen und mannigfaltigen Gehalte des neuesten Bandes der so sehr nützlichen Zeitschrift.

v. Leonhard.

Ausgewählte Bibliothek der Klassiker des Auslandes. Vierzigster Band: Dante Alighieri's prosaische Schriften, übersetzt von Karl Ludwig Kannegiesser. Zweiter Theil. Leipzig, bei Brockhaus 1845.

Dieser zweite Theil enthält die Werke über die Monarchie und über die Volkssprache und vierzehn theils ganz bestimmte, theils noch

verdächtige Briefe von Dante. Was von der Uebersetzung des ersten Theils, der das Convito enthält, gesagt ist, das gilt auch von diesem zweiten. Besonders ist die Uebersetzung des Buchs De Monarchia äusserst wichtig, indem dadurch ein Haupttheil der praktischen Philosophie Dante's und damit eine der Grundideen der Divina Commedia ihre Verbreitung finden, so dass, so hoffe ich wenigstens, nun Mancher, der sich bisher durch die erbaulichen aber falschen Erklärungen der Mystiker hat führen lassen, sich selbst die ganz klaren Ideen Dante's über die Verhältnisse des Zeitlichen und Ewigen bekannt machen, und so das grosse Gedicht, das die Zeitlichkeit und Ewigkeit umfasst, mit eigner Kraft und eignem Licht prüfen und erkennen kann. Ein solcher wird denn inne werden, dass Witte, der sich durch seine Forschungen in Italien und seine Textberichtigungen um Dante sehr verdient gemacht und besonders in seinem Commentar zu dessen lyrischen Gedichten grossen Scharfsinn und tiefes Studium gezeigt hat, doch die eigentlichen, der ganzen Divina Commedia zu Grund liegenden philosophischen Principien Dante's nicht klar hervorgehoben hat, weil er unbegreiflicher Weise das hierzu höchst wichtige Buch De Monarchia ganz ignorirt. Ein solcher wird ferner inne werden, dass Blanc in seiner Erklärung der beiden ersten Gesänge der göttlichen Komödie ebenfalls die Grundprincipien Dante's nicht erkannt hat, und dadurch in eine Menge Irrthümer und Verlegenheiten gerathen ist; dass zum Beispiel die Deutung, welche Blanc dem Virgil gibt als Symbol der vom Himmel erleuchteten Vernunft nur so lange passt, bis man den ersten Gesang des Inferno und darin die Rede Virgils selbst liest; dass ihm die ethisch-religiöse Bedeutung des Gedichts mit der politischen in Widerspruch zu seyn scheint; dass er daher seine erste Deutung der drei bekannten Thiere im Inferno I., die im Allgemeinen noch die alte ist, durch seine letzte, die er doch nachher auch ungenügend findet, verwirft, und auf diese Art also nichts erklärt, sondern gerade an der Stelle, wo der für das ganze Gedicht wichtige Zusammenhang Dante'scher Ideen über das Zeitliche und das Ewige und das Verhältniss beider zu einander recht klar hervorgehoben werden sollte und bei einer gehörigen Benutzung der prosaischen Schriften des Dichters auch könnte, uns völlig im Stich lässt. Ein solcher wird endlich inne werden, dass die Mystiker gar nichts erklären, was freilich auch nicht ihr Amt ist.

Um aber die prosaischen Schriften Dante's auf diese Art nützlich zu machen, hätten sie, wie ich schon bei der Anzeige des Convito bemerkte, mit reichlichen Anmerkungen versehen seyn dürfen, worin der Zusammenhang der einzelnen Stellen in den verschiedenen Büchern und den Gedichten Dante's nachgewiesen oder noch besser dessen philosophische Ansichten zum Behuf des Verständnisses der Div. Commedia in ein gewisses System gebracht worden wären. Doch ich begrüsse auch die blosse Uebersetzung als einen Anfang zu einem so schwierigen Unternehmen mit Vergnügen. Die beiden philosophischen Werke De Monarchia und De vulgari Eloquio sind in lateinischer Sprache, und zwar in sehr schlechtem Lateinisch abgefasst. Der früher sehr verdorbene Text ist zwar in neuerer Zeit vielfach berichtigt worden, wobei auch wieder Witte das Meiste und Vorzüglichste geleistet hat, leidet aber doch noch an manchen Entstellungen und Undeutlichkeiten. Die Hauptansichten Dante's treten wohl am Ende ziemlich klar hervor, das scholastische Gewand, worein sie gehüllt sind, macht aber doch das Studium derselben äusserst schwierig und langweilig. Daher mag wohl ein jeder Beitrag zu einem künftigen Verständniss dieser mittelalterlichen Werke nützlich seyn, und so erlaube ich mir hier, diejenigen Stellen aus dem ersten Buch des Werks De Monarchia (Uebersetzung S. 3—13) hervorzuheben, worin ich mit dem Herrn Uebersetzer nicht übereinstimme.

Seite 3 Zeile 16 würde ich statt dass setzen: „damit man mich nicht zeihe“, weil sonst der Sinn unverständlich wird, indem man glauben kann, dass der Satz mit der Conjunction dass das Objekt zu dem Verbum: es verlangt mich, sey.

S. 5 Z. 1—15. Die Gegensätze speculari und operari scheinen sich mir auf Dante's fast überall hervortretende Annahme eines zwiefachen Lebens zu beziehen, nämlich eines contemplativen und eines aktiven. Ich glaube daher, dass die Uebersetzung von speculatio und operatio durch Forschung und Hervorbringung diesen Gegensatz nicht genug hervorhebt, der grade zum Verständniss der göttlichen Komödie, der darin geschilderten zwei Reiche, der zweifachen Unordnung in der Welt und der zwei Führer Dante's höchst wichtig ist.

(Schluss folgt.)

Dante's Schriften von Kannegiesser.

(Schluss.)

Es ist hier der Ort nicht, diese Idee weiter auszuführen, was ich mir für eine besondere Abhandlung vorbehalte. Aber ich verweise unter vielen andern Stellen auf den 4. Traktat des Convito, Cap. 17, wo Dante ein doppeltes Wohlergehen der Menschen nach dem zwiefachen Leben, dem aktiven und dem contemplativen, annimmt, wovon das letztere vorzüglicher als das andere ist und zur höchsten Glückseligkeit führt; und auf Cap. 22. desselben Traktats, wo noch einmal ausführlich erklärt wird, dass das Leben der Seele ein doppeltes ist, nämlich ein thätiges (pratico) und ein beschauliches (speculativo); hierbei wird denn von Dante besonders in einer Parenthese bemerkt, dass pratico è tanto quanto operativo, welcher letztere Ausdruck in dem hier beleuchteten Satz mit operatio und operari einigemal gebraucht wird. Beide Wörter haben also denselben Sinn, und Herr Kannegiesser hätte sie lieber nicht verschieden übersetzen sollen. (Im Convito durch Wirkung, hier durch Hervorbringung). — Dann möchte ich in dem lateinischen Text in dem Satz, der hier in der 9. Zeile übersetzt ist, den Ablativ operatione in den Nominativ operatio umwandeln, weil der Satz, so wie er jetzt steht und übersetzt ist, einen baaren Unsinn enthält. Es ist zu verwundern, dass der Herr Uebersetzer bei dieser Stelle nicht gestutzt und, da er ja die Florentiner Ausgabe von Allegrini zu Grund legte, nicht einmal einen Blick auf die gegenüberstehende italienische Uebersetzung des Ficino geworfen hat. Die Uebersetzung heisst: „Einiges gibt es, was, unserer Macht unterworfen, wir nicht allein durchforschen, sondern auch hervorbringen können, und hierbei wird die Hervorbringung nicht wegen der Forschung, sondern diese (die Forschung) wegen jener vorgenommen, insofern sie (also die Forschung) bei einer solchen Hervorbringung der Zweck ist", während es offenbar

heissen muss: „weil (quoniam) hier die Hervorbringung der Zweck ist.“ Ficino hat: émperocchè in essa il fine è operare.

Auf derselben Seite, Z. 17, scheint mir der Satz, wenn auch nicht unrichtig, doch ziemlich undeutlich zu seyn: „Wenn in dem Hervorbringlichen (in den Handlungen) der Urgrund und die Ursache von Allem der letzte Zweck ist, denn von ihnen geht die erste Wirkung aus, so folgt“ etc. Eine wörtliche Uebersetzung des letzten Satztheiles wäre wohl jedenfalls deutlicher gewesen: „Wenn in den Handlungen das bewegende Princip und die Ursache aller ihr letzter Zweck ist, denn er bewegt (leitet, bestimmt, movet) zuerst den Handelnden, so folgt, dass das Verhalten (die Beschaffenheit, ratio) aller Dinge, die auf einen Zweck hinzielen, von diesem Zweck bestimmt wird.“ Herr Kannegiesser hat ratio durch Grund übersetzt, und bei ihm lautet der letzte Satz: „so folgt, dass jeder Grund derjenigen Dinge, welche einen Zweck haben (quae sunt ad finem), von dem Zwecke selbst hergenommen wird.“ Das Wort Grund macht zum wenigsten einige Verwirrung, da es in demselben Satz auch für principium gebraucht ist, und drückt wohl gar nicht den Begriff ratio in dem nächsten Satz aus: nam alia erit ratio incidendi lignum propter domum construendam, et alia propter navim, denn anders ist das Verhalten beim Holzschneiden (die Art des Holzschneidens), um ein Haus, und anders, um ein Schiff zu bauen. Herr Kannegiesser: „denn anders ist der Grund beim Holzfällen, wenn man ein Haus, als wenn man ein Schiff zu bauen hat.“ — Endlich hätte ich in dem folgenden Satz auf derselben Seite mit Ficino das finis utilis in finis ultimus verwandelt, von welchem in allen vorhergehenden Sätzen die Rede war, und also den Satz der Uebersetzung: „wenn es also Etwas gibt, das als Zweck des Bürgerthums des menschlichen Geschlechts nützt“ so ausgedrückt: „wenn es also einen letzten Zweck des Bürgerthums des menschlichen Geschlechts gibt.“

S. 6 Z. 3—9 zeigt sich einige Flüchtigkeit in der Uebersetzung, indem der Herr Verfasser in der 6. Zeile vergessen hat, dass er vorher einige Satzglieder des Textes zusammengezogen hat, wodurch nun der Accusativ: „und endlich einen edelsten Zweck“, nirgends passt. Auch glaube ich nicht, dass es Dante's Meinung ist, als wenn die Natur, worauf das Pronomen sie in der Uebersetzung offenbar hindeutet, ein Hauswesen, eine Gemeine, ein Bürgerthum, ein Reich anordne, sondern

dass in dem Text das Subjekt für alle diese Sätze das in dem letzten befindliche, Deus aeternus, ist, besonders da es in diesem ausdrücklich heisst, dass Gott alle jene Dinge arte sua, quae natura est, zum Daseyn ruft. Die Natur ist das Werkzeug des Schaffens, aber Gott hat und denkt dabei den Zweck. — Nachdem ferner im Text die verschiedenen Zwecke hergezählt sind, wozu ein Hauswesen, eine Gemeine, ein Bürgerthum, ein Reich angeordnet wurde, und dann gesagt ist, dass es auch einen letzten Zweck gebe, wozu das ganze Menschengeschlecht geschaffen sey, heisst es weiter: „Et hic (ultimus finis) quaeritur, tanquam principium inquisitionis directivum, und dieser letzte Zweck ist nun zu erforschen als das leitende Princip der ganzen Untersuchung", was Herr Kannegiesser unbegreiflicher Weise übersetzt: „Und hier kommt es auf einen leitenden Urgrund der Untersuchung an."

S. 6 Z. 19. Es ist vorher angeführt, dass jedes erschaffene Wesen nicht an sich Zweck des Schöpfers ist, sondern eine besondere Wirksamkeit zum Zweck hat; ferner dass jedes einzelne Wesen, jede Gemeine, jede Bürgerschaft, jedes Reich ihre besondere Wirksamkeit zum Zweck ihres Daseyns haben. Dann wird in dem bezeichneten Satz von diesen Einzelnen aufs Allgemeine geschlossen: Est ergo aliqua propria operatio humanae universitatis, ad quam ipsa universitatis hominum in tanta multitudine ordinatur, folglich gibt es auch eine besondere Wirksamkeit der menschlichen Gesammtheit, zu welcher nur die Gesammtheit aller Menschen in iher ganzen Menge (als Gesammtheit) bestimmt ist; d. h. welche Wirksamkeit nicht der Zweck vieler Einzelnen, sondern Aller zusammen ist. Dieser Sinn der Worte wird aus dem Folgenden klar; ich weiss aber nicht, was man sich bei dem Satz der Uebersetzung denken soll: „wonach die Gesammtheit der Menschen selbst bei einer so grossen Menge geordnet wird."

Dante kommt hierauf zur Untersuchung, von welcher Art diese Wirksamkeit der menschlichen Gesammtheit sey, und sagt, diess würde klar werden, wenn erst das höchste Vermögen der gesammten Menschheit erforscht wäre (Herr Kannegiesser: „wenn das Ziel der Macht der ganzen Menschheit sichtbar wird"). Nachdem nun noch ausgeführt ist, dass keine Kraft, die mehreren der Art nach ganz Verschiedenen zukommt, das höchste Vermögen für irgend Einen von diesen seyn kann, sondern dass das höchste Vermögen einer jeden Art nur dieser aus-

schliesslich zukommen muss, so ist nun der Schluss auf das Menschengeschlecht so: „die höchste Kraft im Menschen ist also nicht das Seyn an sich, einfach genommen, weil dieses auch den Elementen zukommt, noch ein zusammengesetztes Seyn, weil dieses auch in den Mineralien gefunden wird (Herr Kannegiesser hat in naturalibus durch in den Thieren übersetzt!), noch ein belebtes Seyn, weil diess auch den Pflanzen, noch ein empfindendes Seyn, weil diess auch den Thieren zukommt (in der Uebersetzung ist bruta durch das Leblose gegeben!!), sondern ein durch die geistige Kraft (die Intelligenz als Vermögen) empfindendes Seyn, denn dieses kommt keinem Wesen weder ober- noch unterhalb des Menschen zu." Herr Kannegiesser scheint sich aber um den Zusammenhang dieses Satzes mit der ganzen vorhergehenden Untersuchung, die darauf führt, gar nicht bekümmert zu haben, und fängt ihn so an: „Es ist also nicht eine des Ziel betreffende Kraft im Menschen, das Sein selbst einfach genommen, weil auch so genommen die Grundstoffe daran theilnehmen, noch auch das Seyn als zusammengesetzt genommen" etc. Esse apprehensivum ist hier durch: das wahrnehmbare Seyn gegeben; hätte aber der Herr Uebersetzer noch einmal das 2. Kapitel im 3. Traktat des Convito durchgesehen, wo von dem Vermögen des Menschen die Rede ist und gesagt wird, dass der Mensch das Empfindungsvermögen mit den Thieren gemein hat, so hätte er hier wohl auch ein empfindendes Seyn angenommen, besonders da nach jenem Kapitel das Empfinden hier nothwendig die Mitte zwischen dem Leben und dem Denken einnehmen musste.

S. 7 Z. 10. Dante hat also gesagt, das Empfinden und das Denken vereinigt sey das dem Menschengeschlecht zukommende Vermögen. Es gebe zwar, fährt er nun fort, noch andere Wesen, denen auch das Denken zukomme, aber ihr Verstand „sey nicht ein Vermögen wie bei dem Menschen", non tamen intellectus earum est possibilis ut hominis. Dante meint hier offenbar die Engel, über deren Natur er im Convito Tract. II. Cap. 5. und Tract. III. Cap. 13. Einiges sagt, besonders, was hierher gehört, dass diese Engel nicht das doppelte Leben, des aktive und das contemplative, wie die Menschen, sondern nur das höchste und vollkommenste, nämlich das contemplative oder beschauliche Leben haben. Da nun hier später behauptet wird, dass der contemplative Verstand im Menschen durch Erweiterung aktiv (handelnd und bil-

dend) wird, intellectus speculativus extensione fit practicus, was bei den Engeln nicht der Fall ist; so scheint mir der Ausdruck in der Uebersetzung: „der Verstand der Engel ist nicht ein Vermögen wie bei dem Menschen" undeutlich, da der Sinn ist: der Verstand der Engel bleibt immer contemplativ, und wird nie zugleich auch aktiv wie bei dem Menschen. „Denn diese Engel", heisst es weiter, „sind bloss allgemeine contemplative Wesen (species quaedam intellectuales; später ist species mit universalis als gleichbedeutend hingestellt), und ihr Seyn besteht in nichts Anderm, als in dem Beschauen dessen, was sie sind (im Convito II., 5. heisst es: Der Beschauung gewisser Engel folgt der Kreislauf des Himmels, der der Regierer der Welt ist, die gleichsam ein geordneter Staatsverein ist, gedacht in der Beschauung der Beweger), und diess thun sie ohne Unterbrechung, denn sonst wären sie nicht ewig." In der Uebersetzung heisst der Satz so: „denn dergleichen sind gewisse Verstandeswesen und nichts Anderes, und ihr Wesen ist nichts Anderes als die Verstandeseinsicht, was es heisst, dass sie sind, weil sie ohne Einschub auf andere Weise nicht ewig wären." (!!)

S. 7 Z. 19. Sicut necesse est multitudinem (esse) rerum generabilium, ut potentia tota materiae primae semper sub actu sit (sowie auch eine Vielheit der erschaffbaren Dinge nothwendig ist, damit das ganze Vermögen der ersten Materie immer in Thätigkeit sey) hat Herr Kannegiesser übersetzt: wie denn auch die Vielheit der erschaffbaren Dinge als ganzes Vermögen des ersten Stoffes immer thätig seyn muss. (!)

Im folgenden Satz begreife ich nicht, warum der Herr Uebersetzer aus dem Commentar des Averroes zu den Schriften des Aristoteles, wie er im lateinischen Text angegeben ist, eine Abhandlung des Arabers über die Seele gemacht hat.

S. 7 Z. 29 hätte ich agere und facere statt durch Thun und Machen lieber durch Handeln und Bilden übersetzt, weil diess wohl deutlicher und dem ganzen Sinne angemessener ist. Hiernach bedeutet der Satz: der Zweck des praktischen Verstandes ist das Handeln und das Bilden; das zu Handelnde wird durch die politische Weisheit, das zu Bildende durch die Kunst geordnet; Beides aber dient der Spekulation als dem Höchsten.

S. 8 Z. 7. Dante wiederholt noch einmal, dass das Geschäft des

Menschengeschlechts als Ganzen darin besteht, das gesammte Vermögen des Geistes in Bewegung zu setzen, theils zum Forschen (Weisheit), theils zum Handeln (Klugheit). Um nun zu beweisen, dass zu der rechten Bewegung dieses höchsten Vermögens ein allgemeiner äusserer Friede nothwendig sey, macht er einen Schluss vom Besondern auf das Allgemeine: „da nun das Ganze sich wie der Theil verhält, und es bei dem einzelnen Menschen (also dem Theil) der Fall ist (et in homine particulari contingit), dass er bei äusserer Ruhe (eigentlich: sitzend und ruhend, sedendo et quiescendo) in Klugkeit und Weisheit vollkommener wird (prudentia et sapientia perficitur), so erhellt, dass auch das ganze Menschengeschlecht in der Ruhe des Friedens für sein eigenthümliches, fast göttliches Werk die meiste Freiheit und Leichtigkeit hat." Es ist unbegreiflich, wie Herr Kannegiesser in diesem Satz geradezu baaren Unsinn hat übersetzen können. Sein Satz heisst: Und weil sich das Ganze wie das Einzelne verhält und den besondern Menschen angeht, was sitzend und ruhend durch Klugheit und Weisheit vollbracht wird, so erhellt etc. (!)

S. 10. Z. 18. heisst es im Text: Constat quod totum humanum genus ordinatur ad unum. Ergo unum opportet esse regulans sive regens. Das erste ad unum muss wohl nach der ganzen vorhergehenden Ausführung den Zweck bedeuten, wozu das Menschengeschlecht bestimmt ist, und das zweite unum das Mittel, wodurch dieser Zweck erreicht werden soll. In den vorhergehenden Sätzen ist dasselbe an den einzelnen Familien, Gemeinen, Bürgerschaften und Reichen nachgewiesen, dass, weil sie zu Einem Zweck angeordnet sind, auch nur Ein Leiter und Regierer seyn müsse. Diese Verschiedenheit des Mittels und des Zwecks, und die Bestimmung des erstern durch den letztern scheint mir in der Uebersetzung nicht klar genug hervorgehoben. Wenigstens könnte durch den Satz: „Da die ganze Menschheit sich nach Einem ordnet, so muss Eines das Regierende und Leitende seyn, und diess ist der Kaiser" — leicht die Vorstellung erweckt werden, Dante sey der Meinung, dass das ganze Menschengeschlecht des Kaisers wegen da sey, was in direktem Widerspruch mit seinen später ausgeführten Ansichten steht.

S. 11. Z. 14. „Und so müssen sich alle unterhalb der Reiche zuvorbemerkten Theile und die Reiche selbst nach einem Oberregierer ordnen" (omnes partes praenotatae infra regna) — scheint

mir undeutlich. Die partes infra regna sind offenbar die einzelnen Theile, welche dem Begriff der Reiche untergeordnet sind, nämlich die Familie, Bürgerschaft und Gemeine.

Dann sagt Dante, dass die menschliche Gesammtheit in Hinsicht auf ihre Theile (Familie, Bürgerschaft, Reiche und Völker) ein Ganzes ausmacht, aber in Hinsicht auf das ganze Weltall nur ein Theil ist. Dann fährt er fort: Sowie nun jene untergeordneten Theile der menschlichen Gesammtheit ihr selbst als Ganzem entsprechen, so entspricht sie selbst als Theil wieder ihrem Ganzen. Dass Herr Kannegiesser hier inferiora humanae universitatis durch: das Niedere der menschlichen Allgemeinheit übersetzen konnte, sollte fast darthun, dass er beim Niederschreiben eines Satzes den vorhergehenden schon nicht mehr wusste, und sich also um den Zusammenhang der Ideen nicht kümmern konnte.

So ist der darauf folgende Satz: „Ihre Theile entsprechen ihr wohl und gut nach Einem Urgrund nur" — durch die vier letzten Worte und besonders den fremdartigen Urgrund wieder ganz aus allem Zusammenhang gerissen, und man kann sich dadurch in Dante's Ideengang gar nicht zurechtfinden. Der Sinn des Satzes ist: die Theile der menschlichen Allgemeinheit (d. h. die Reiche, Völker, Bürgerschaften etc.) entsprechen ihrem Ganzen (der gesammten Menschheit) nur dadurch, dass sie jede Einen Führer (Leiter, Regierer) haben (per unum principium tantum) — denn diess allein kann aus dem Vorhergehenden entnommen werden, ut ex superioribus colligi potest de facile; — ebenso entspricht auch die menschliche Gesammtheit (als Theil des ganzen Weltalls) diesem ihrem Ganzen nur dadurch, dass sie Einen Führer und Leiter oder Einen Herrscher hat (per unum principium tantum, scilicet unicum principem), denn das Weltall als Ganzes der menschlichen Gesammtheit hat ebenfalls nur Einen Regierer, diess ist Gott oder der Allherrscher (Deus et Monarcha).

S. 12 Z. 13. Dante sagt: „das Menschengeschlecht ist am meisten Gott ähnlich, wenn es am meisten Eines ist. Denn die wahre Natur der Einheit ist in ihm (in Gott) allein, vera enim ratio unius in solo illo est." Was soll man sagen, wenn Herr Kannegiesser den letzten Satz so übersetzt: denn wahr ist das Verhältniss des Einen im Ganzen. (!)

S. 13 oben ist der Satz: „so befindet sich die Menschheit dann am besten, wann sie von einem einzigen Fürsten gleichwie von einem

einzigen Beweger und Gesetze, gleichwie von einer einzigen Bewegung in seinen Bewegern und Bewegungen geleitet wird" — im höchsten Grade unverständlich, und hätte durch ein paar eingeschaltete Worte ganz klar herausgestellt werden können. Der Sinn desselben ist: Sowie der Himmel (der im vorhergehenden Satz mit seiner Einrichtung dem Menschengeschlecht zum Vorbild gesetzt ist) durch einen einzigen Beweger (Gott) und nach einem einzigen Gesetz (dem der obersten Bewegkraft) geordnet ist, so soll auch das Menschengeschlecht, damit es zum Glück und zu seinem Ziel geführt werde, von einem einzigen Beweger, dem Kaiser, und nach einem einzigen obersten Gesetz durch alle untergeordneten Beweger und Leiter (die einzelnen Fürsten und Obrigkeiten) geordnet werden.

Mehr Proben der Uebersetzung mitzutheilen, würde, glaube ich, die Grenzen der Anzeigen in diesen Jahrbüchern ungebührlich überschreiten, da ich hier erst bis zur 13. Seite gekommen bin. Allein auch die wenigen Ausstellungen werden meinen Wunsch rechtfertigen, dass Herr K a n n e g i e s s e r die philosophischen Schriften D a n t e 's noch einmal zum Gegenstand genauer Forschungen machen und uns dann eine neue Uebersetzung mit vielen Anmerkungen liefern möchte, die bei seiner Bekanntschaft mit der Div. Commedia gewiss zum Verständniss derselben sehr fruchtbringend wären, und wobei er nicht gerade Rücksicht auf die Unterhaltung der Leser, wie bei gegenwärtiger Sammlung, zu nehmen hätte. Unter den Briefen, in deren Mehrzahl die auch der Div. Comm. zu Grund liegende Idee eines zwiefachen Lebens, einer doppelten Führung und Regierung der Menschheit sehr deutlich hervortritt, ist der wichtigste der an C a n G r a n d e S c a l i g e r (in dieser Sammlung der 14.), wo der Gegenstand und Zweck des Gedichtes ausführlich dargelegt wird. Hier heisst es besonders, der Zweck der Div. Comm. sey, die Lebendigen i n d i e s e m L e b e n (v i v e n t e s i n h a c v i t a) aus dem Zustand des Elends herauszuführen und zu dem des Glücks zu geleiten. Die Art der Philosophie aber (nach dem 16. §. des Briefes), welche angewandt wird, um die Menschen zu belehren, zu bessern und zum Glück als zu ihrem Ziel zu führen, welche also als Mittel zu dem Zweck des Gedichtes dient, ist ausschliesslich die m o r a l i s c h e oder e t h i s c h e P h i l o s o p h i e, und D a n t e ergeht sich in metaphysische und theologische Forschungen nur, um seine moralischen Lehren zu begründen. Auf den

besondern Ausdruck viventes in hac vita und auf die Art der Philosophie, die dem Zweck des Gedichts dienen soll, haben die meisten Commentatoren bis jetzt zu wenig Rücksicht genommen.

E. Ruth.

Quellensammlung der badischen Landesgeschichte. Im Auftrage der Regierung herausgegeben von F. J. Mone. Erster Band. Erste Lieferung. Text Bogen 1 bis 30 einschliesslich. Karlsruhe. Druck und Verlag von C. Macklot. 1845. 240 S. in gr. 4.

Mit dem Erscheinen dieses ersten Bandes ist ein Unternehmen ins Leben gerufen, dem alle Freunde einer ernsten, quellenmässigen Erforschung vaterländischer Zustände schon längst verlangend entgegengesehen, und es ist ausgeführt auf eine Weise, die es würdig allen den ähnlichen Unternehmungen an die Seite stellen lässt, die innerhalb wie ausserhalb Deutschland, durch Fürsten und Regierungen, wie durch gelehrte Vereine unternommen, ein gleiches Ziel, oft mit weit ausgedehnteren Mitteln ausgerüstet, verfolgt haben. Ausgegangen von einem Fürsten, der mit warmer Liebe jeder Richtung auf dem Gebiete vaterländischer Forschung zugethan ist, gefördert durch die Sorge der Regierung und der Stände, welche die zur Ausführung nöthigen Mittel nicht abgelehnt haben, ist es unter die Leitung eines Mannes gestellt worden, der vor Andern dazu berufen, die in ihn gesetzten Erwartungen in jeder Hinsicht gerechtfertigt und dem Ganzen den Charakter der Gediegenheit, der urkundlichen Treue, der gewissenhaftesten kritischen Sorgfalt verliehen hat, wie diess bei einem solchen Werke nur immer verlangt werden kann. Für die vaterländische Geschichtsforschung ist in den neuesten Zeiten manch einzelner schöner Beitrag ans Licht getreten; die Forschungen des Herausgebers selbst, von denen wir in diesen Blättern früher (s. Jahrgg. 1845. p. 197 ff. über „Mone's Urgeschichte von Baden") berichtet haben, gehören hierher, und verbinden sich mit andern Detailforschungen, von welchen wir, so weit es möglich war, hier stets Nachricht zu geben gesucht haben. Soll nun aber, neben so manchen schätzenswerthen Einzelbeiträgen, wie wir sie in der That in den letzten Jahren gewonnen haben, für das Ganze unserer Vorzeit, besonders in den früheren Perio-

den des Mittelalters, etwas Gründliches geschehen, so ist dazu vor Allem nöthig die Bekanntmachung der ältesten Quellen, und zwar in Texten, die durch ihre diplomatische Treue einen Grad von Verlässigkeit bieten, wie ihn der historische Gebrauch verlangt. Dem fühlbaren Mangel solcher Texte soll durch diese Publication abgeholfen und damit der geschichtlichen Forschung selbst eine breitere und sichere Unterlage verliehen werden, auf welcher allein sie dann weiter fortgeführt und gründlich gefördert werden kann. Das ist der nächste Zweck des Unternehmens, von dem uns hier ein erster Theil vorliegt, dem hoffentlich recht bald eine weitere Fortsetzung folgt, die auch die allgemeine Vorrede, welche über Plan und Anlage, wie Zweck und Bestimmung des Ganzen sich näher auszusprechen hat, bringen dürfte. Denn eine solche vermissen wir noch bei diesem ersten, uns vorliegenden Theile, von dessen Inhalt, wie von der Anordnung und Einrichtung der einzelnen Theile wir hier einen einfachen Bericht vorlegen wollen, der keinen andern Zweck hat, als aufmerksam zu machen auf ein Unternehmen, das in den Bemühungen unserer Zeit, die Quellenschriftsteller unserer Geschichte in gereinigten Texten möglichst vollständig und getreu ans Tageslicht zu fördern, gewiss eine ehrenvolle Stelle einnimmt und darum auch ausserhalb seines nächsten Kreises in Baden selbst, alle und jede Beachtung anzusprechen hat. Mehr als einen solchen Bericht wird man von dem Referenten, der Natur der Sache nach, in diesen Blättern nicht verlangen wollen.

Was zuvörderst die äussere Einrichtung und Ausstattung betrifft, so lässt diese wohl kaum noch Etwas zu wünschen übrig; das eigens gewählte Quartformat mit doppelten Columnen anf jeder Seite wird schon um der Bequemlichkeit des Gebrauches willen den Vorzug verdienen vor dem Folioformat, das bei unserer jetzigen Art und Weise zu studiren, immer mehr den kleineren Formaten hat Platz machen müssen, und in einzelnen Fällen, wie z. B. bei den „Monumenta Germaniae“, schon besondere Abdrücke in Octav nöthig gemacht hat; Lettern, Druck und Papier können Jeden überzeugen, dass die Presse in Baden es mit jeder andern in derartigen Leistungen aufzunehmen vermag; das Ganze zeigt in der typographischen Ausführung eine Präcision, der auch die — hier vor Allem nothwendige — Correctheit des so schwierigen Drucks durchaus entspricht. Wir haben sinnstörende Druckfehler nicht entdeckt.

Denn den unbedeutenden Fehler Seite 113 in der Note („Gregor und Tours“ statt „Gregor von Tours“) wird man doch wahrhaftig nicht anrechnen wollen. Von der besondern Einrichtung im Druck des Textes und der Noten wird noch besonders die Rede seyn.

Wenden wir uns nun zu dem Inhalt, so besteht derselbe aus drei Abtheilungen: Leben der Heiligen, Chroniken und Annalen. Was in diesen drei Abtheilungen gegeben wird, sind zunächst Inedita oder solche Edita, welche in einer mangelhaften, unzuverlässigen Fassung bisher bekannt, nun durch neue, vom Herausgeber aufgefundene Hülfsmittel ihre wahre, urkundliche Gestalt erhalten haben, und darum einen erneuerten Abdruck rechtfertigten. Wo diess nicht der Fall war, unterblieb der Wiederabdruck; der Verf. begnügt sich in solchen Fällen, die wir unten noch nahmhaft machen werden, blos die wichtigen Varianten mitzutheilen, die er zu solchen, schon gedruckten Texten in Handschriften, die bisher unbenutzt und unbekannt waren, aber doch werthvoll sind, aufgefunden hat. In Bezug auf die lateinischen Texte ist in Allem mit der Genauigkeit und Sorgfalt verfahren worden, an die wir durch Pertz und seine Mitarbeiter in den „Monumenta Germaniae“ allerdings gewöhnt worden sind; die Abweichungen der Handschrift, sey es einer oder mehrerer, sind aufs Genaueste unter dem Texte mitgetheilt, dessen Abdruck ein möglichst getreues Bild der ältesten noch vorhandenen Abschrift oder auch Urschrift darstellen soll; man wird bei der musterhaften Genauigkeit, mit der hier verfahren ward, der unermüdeten Ausdauer nicht vergessen dürfen, welche einem so wenig lohnenden, aber nothwendigen Geschäfte sich rücksichtslos unterzog. Kurz, was die kritische Behandlung der Texte betrifft, so ist geschehen, was nur immer geschehen konnte und was nur immer verlangt werden kann; wir werden noch specielle Belege davon anführen. Und diess gilt nicht blos von den lateinischen Texten, das gleiche kritische Verfahren ist auch bei den altdeutschen Texten, welche mitgetheilt werden, beobachtet worden, wobei jedoch natürlich noch besondere Verhältnisse berücksichtigt werden mussten, über welche wir S. 83 eine Andeutung des Herausgebers lesen, die allerdings als eine Norm gelten muss, nach der er überhaupt in der Publikation derartiger Texte zu verfahren gedenkt. Wir theilen sie desshalb als beachtenswerth hier vollständig mit:

„Die Behandlung teutscher Texte beruht auf besondern Regeln.

Schriften wie die folgende [„Das Leben des Grafen Eberhard III. von Nellenburg"] hatten zunächst einen heimathlichen Charakter und einen landschaftlichen Zweck, und diesem gemäss auch eine mundartliche Abfassung. Diese muss im Abdruck bewahrt werden. Ist keine Urschrift vorhanden, so muss man die Eigenthümlichkeit jeder alten Abschrift beibehalten. Die Sprache und Manier der höhern Stände des dreizehnten Jahrhunderts darf also für solche Schriften kein Massstab seyn und der Text nicht durch eine Auswahl von Lesarten gebildet werden in der Absicht, ihn der Umgangssprache der höheren Stände zu nähern, sonst verfälscht man seinen Ursprung und liefert einen Text, wie er nie bestanden hat. Die Regeln für den Herausgeber sind vielmehr diese: es wird eine sorgfältige und wo möglich die älteste Handschrift abgedruckt und nur da geändert, wo sie offenbare Fehler hat; die Abweichungen der andern Handschriften, wenn sie zahlreich sind, werden für jede Handschrift unter einer eigenen Rubrik mitgetheilt, damit man den Charakter jeder Abschrift leichter überschauen und beurtheilen kann, als wenn die Lesarten aller Handschriften unter einander stehen. Dadurch wird die Eigenthümlichkeit jeder Quelle gewahrt und anschaulich gemacht. Denn solche Schriften haben, wie gesagt, eine landschaftliche Färbung und diese muss ihnen bleiben. Auf die Zierlichkeit ihrer Sprache kommt es nicht an, sondern auf ihre Zuverlässigkeit, und dazu gehört auch ihre mundartliche Eigenheit, die allein schon jede vorschnelle Aenderung verbietet."

Der Herausgeber, der jedem der von ihm mitgetheilten Stücke die nöthigen einleitenden Bemerkungen, insbesondere auch über die neu benützten kritischen Hülfsmittel vorangehen lässt, beginnt, wie billig, mit den Vitis Sanctorum — bekanntlich, neben den so dürftigen annalistischen Aufzeichnungen, den ältesten und wichtigsten, oft einzigen Quellen einer Zeit, in welcher von Stiftern und Klöstern die Cultur unseres Landes, die physische wie die geistige, ausging, an diese sich anlehnte; wesshalb wir die Gründer dieser Anstalten in dem ehrenden Gedächtniss der Nachwelt so hoch gestellt und durch Aufzeichnungen ihres Lebens und Wirkens verherrlicht sehen. Die vorliegende erste Abtheilung enthält eilf solcher biographischen Aufzeichnungen: zuerst das Leben des heiligen Fridolin, jenes Iren, der in dem Rheinthal und dessen Umgebungen in der ersten Hälfte des sechsten Jahrhunderts als

Glaubensbote erschien und durch die Stiftung von Seckingen sich verewigt hat. Zwar ist die älteste Aufzeichnung der Art, welche der Periode der Wirksamkeit dieses Iren in unsern Gegenden ziemlich nahe kommen mochte, untergegangen, wenn sie anders nicht noch irgendwo in Frankreich aufgefunden wird, was jedoch zu bezweifeln steht, zumal da spätere Ueberarbeitungen solcher Aufzeichnungen eben die Veranlassung gaben, die frühere zu vernichten und selbst das Material, auf das sie geschrieben war, zu andern Zwecken zu benutzen, oder auch oft nur gemacht wurden, um eine ältere, verloren gegangene zu ersetzen. Wir besitzen über das Leben des heiligen Fridolin blos noch eine jüngere Aufzeichnung aus dem zehnten Jahrhundert, durch einen Hörigen des von Fridolin gestifteten Klosters Seckingen, mit Namen Balther, abgefasst, und von ihm seinem Lehrer Notker zu St. Gallen dedicirt, unter welchem Notker jedoch, wie der Herausgeber nachweist, weder der Stammler, noch der Arzt dieses Namens, sondern Notker Labeo (mit den grossen Lippen), † 1022, gemeint ist. Und damit ist auch ein sicherer Anhaltpunkt für die nähere Bestimmung der Abfassungszeit gewonnen. Aus einer jetzt verlorenen St. Gallen'schen Handschrift erschien diese Vita zuerst in Colgan's Actt. Sanctt. Hibern. p. 481 ff. und daraus in den Actt. Sanctt. Mart. T. I. p. 430 ff.; da jedoch dieser zwiefache Abdruck auf urkundliche Treue in keiner Weise Anspruch machen kann, so war ein neuer, auf alte Urkunden gestützter und dadurch verlässiger Text allerdings nothwendig. Und einen solchen zu geben, ward möglich durch eine aus Säckingen stammende, jetzt zu Carlsruhe befindliche Pergamenthandschrift des zwölften und eine Basler Papierhandschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, wozu noch für Cap. 40, das sich jetzt als eine in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gemachte, daher auch in der Carlsruher Handschrift fehlende Einschaltung darstellt, hinzu kommen vier andere Handschriften des XIII. und XIV. Jahrhunderts. Dazu kommt noch weiter eine merkwürdige Uebersetzung dieser Vita ins Deutsche, welche schon im XIII. Jahrhundert gemacht, in einem alten, höchst seltenen, mit Holzschnitten ausgestatteten Druck — zwischen 1480 und 1500 — so wie in einer zu St. Gallen befindlichen, 1432 zu Seckingen geschriebenen Handschrift vorlag. Von diesem, auch sprachlich merkwürdigen Document ward bei der Bildung des Textes ebenfalls ein kri-

tischer Gebrauch gemacht, und finden sich die bemerkenswerthesten Abweichungen unter den übrigen, dem lateinischen Texte unterstellten Noten sorgfältig aufgeführt; der vollständige deutsche Text wird erst später, am Schluss der ersten Abtheilung S. 99 ff., in einem durchaus getreuen Abdruck mitgetheilt, was bei der Seltenheit jenes Druckes, auch abgesehen von andern Rücksichten, schon um der Vollständigkeit willen gewiss wünschenswerth war. Die Zeit der Abfassung dieser Uebersetzung wird aus sprachlichen Rücksichten, so wie mit Bezug auf eine in der Vorrede vorkommende Stelle, in welcher Notker von St. Gallen selig genannt wird, in die oben bemerkte Periode verlegt, da eine Abfassung, welche über das XIII. Jahrhundert hinausgeht, hiernach nicht wohl möglich ist. Auffallend war uns in dieser Beziehung eine Stelle in dem lateinischen Text Cap. 6., wo von den philosophischen Studien Fridolin's in seiner Jugend die Rede ist, wie er verschmäht die Kunst trüglicher Sophistik und Syllogistik, „ne dum in aliquo Pythagoricae Platonicaeque sapientiae posthumus heres inconvenienter videretur summae sapientiae sibi contubernalem amicitiam offendisse probaretur, sicut scriptum est: omnis sapientia a domino deo est.“ Hier, in dem ursprünglichen Text, ist also von pythagoreischer und platonischer Weisheit die Rede; die deutsche Uebersetzung setzt den Aristoteles hinzu und weist damit auf eine schon spätere Periode hin, in welcher die mit dem Namen dieses Philosophen bezeichnete dialektische Weisheit in den Schulen des Mittelalters Eingang und eine Verbreitung gefunden hatte, wie wir beides im X. Jahrhundert am Ende der karolingischen Herrschaft noch nicht finden. Eine ähnliche merkwürdige Variante ist Cap. 43. (II, 10.), wo an die Stelle der Worte: a supervenientibus Ungaris (man denke an das zehnte Jahrhundert und die um diese Zeit vorkommenden verheerenden Züge dieses Volks bis tief nach Süddeutschland herein) in der Uebersetzung die Worte treten, die allerdings dem XIII. Jahrhundert besser entsprechen: „von disen heyden und ungeloubigen Luten.“ — Um auf den lateinischen Text, als die älteste Quelle, zurück zu kommen, so sind unter demselben, wie ihn der Herausgeber, insbesondere nach der ältesten, jetzt Karlsruher Handschrift gestaltet hat, genau die Abweichungen der andern vorhandenen Texte, der handschriftlichen wie der gedruckten, aufgeführt; auch einzelne erklärende

Bemerkungen sind theils aus Colgan, theils und insbesondere vom Herausgeber beigefügt, dem wir auch namentlich dafür sehr zu Dank verpflichtet sind, dass er hier wie bei den folgenden Texten die lateinisirten Ortsnamen in den ihnen heut zu Tage entsprechenden nachzuweisen gesucht hat; ein Verdienst, das Jeder, der den Stand unserer mittelalterlichen Geographie, zumal für die frühere, hier in Betracht kommende Periode kennt, doppelt anerkennen muss; dem Herausgeber stand hier die sprachliche Forschung zu Gebote, die ihn z. B. bald die richtige Herleitung des Ortsnamens Seckingen aus dem Irischen, der Muttersprache Fridolin's (s. die Note zu II., 4. oder Cap. 37. p. 14) finden liess, insofern dort seacadh (trocknen), seachanadh (theilen), seachad (bei seit, neben) und an (Wasser) vorkommt, lauter Ausdrücke, die in der lateinischen ursprünglichen Bezeichnung der von Fridolin gestifteten Anlage Secani, minderrichtig Seconi (irrthümlich durch Neugart von secare, a sectione Rheni abgeleitet) wiederkehren; denn Fridolin machte, wie der Herausgeber ganz richtig bemerkt, keinen Rheindurchschnitt, sondern er legte nur den nördlichen Arm des Rheins trocken und leitete dessen Wasser in den andern, südwärts in einem Bogen fliessenden Arm, in dem er noch heut zu Tage fliesst, wie diess Jeder leicht bemerken kann, der auf der andern (Schweizer) Rheinseite den Weg aufwärts von Rheinfelden über Stein nach Seckingen einschlägt.

An zweiter Stelle folgt das Leben des in der Geschichte des VII. Jahrhunderts nicht minder bedeutenden Trudpert, den die Tradition ebenfalls als einen der irischen Sendlinge bezeichnet, die in den obern Rheingegenden das Evangelium verbreitet, obwohl der Name dieses Missionärs eher auf deutsche Abstammung schliessen lässt, wenn derselbe anders nicht eine Uebersetzung eines fremden, deutscher und lateinischer Zunge nicht geläufigen Namens ist. Diese Vita ist in einer dreifachen Fassung vorhanden, einer ältern, kürzern aus dem Anfang des neunten, dann in einer zweiten und in einer dritten Ueberarbeitung aus dem Anfang des zehnten (oder vielmehr aus dem Ende des neunten) und dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts (1279—1280). Die erste und älteste Fassung, von F. M. Lorenz (Acta Trudperti Martyris. Argentor. 1777. in 4.) herausgegeben, erscheint hier in einem Wiederabdruck, bei dem

dasselbe kritische Verfahren eingehalten ward, dessen wir schon rühmend gedacht haben; auch sind die als Einschiebsel verdächtigen Stellen durch Klammern kenntlich gemacht; die beiden andern Fassungen sind offenbar Ueberarbeitungen, bei welchen man den ältern Stoff in eine zierlichere Fassung zu bringen versuchte und hier zugleich die gebotene Gelegenheit benutzte, Einzelnes oft weiter auszuführen, Anderes, was man ausgelassen glaubte, an passender Stelle einzufügen u. s. w., um auch auf diese Weise den Werth der neuen Arbeit zu erhöhen. Insofern hat der Herausgeber nicht Unrecht, wenn er eine solche Ueberarbeitung eine Stylübung nennt, durch welche der Verfasser seine Kenntniss zeigen wollte, wesshalb er den ausgewählten Redensarten seiner Zeit gern folgt und diese überall anzubringen sucht. So vermögen uns diese Ueberarbeitungen allerdings auch von formeller Seite, abgesehen von ihrem materiellen, historischen Werthe, einen Begriff zu geben von der Schulbildung jener Zeit, gerade wie in der römischen Kaiserzeit ähnliche Produkte eines Schulfleisses, die zugleich als Muster des Styls und der Behandlung eines Gegenstandes für jüngere Leser gelten sollten, aus den Schulen der Rhetoren hervorgegangen sind. Dieses Streben der Schule und einer gelehrten Schulbildung, die uns an die in der Karolinger Zeit wieder hervorgerufenen Studien der altclassischen (römischen) Literatur erinnert, blickt oft noch durch in einzelneu Redensarten, Umschreibungen und dergleichen, welche eine ganz heidnische, unchristliche Färbung an sich tragen; was derartiges aus dieser Umarbeitung vom Herausgeber angeführt ist, lässt sich durch ähnliche Belege aus ähnlichen Umarbeitungen früherer Aufzeichnungen wohl bestätigen. Die erste, ältere, dieser beiden Umarbeitungen der Vita Trudperti war schon von Hergott (Genealog. Habsburg. I. p. 289.) herausgegeben worden nach einer St. Gallen'schen Handschrift aus dem Ende des IX. oder dem Anfang des X. Jahrhunderts.

(Schluss folgt.)

Nr. 16. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR

Mone: Quellensammlung der badischen Landesgeschichte.

(Schluss.)

Unser Herausgeber erhielt eine genaue Abschrift dieses Codex, und damit die Möglichkeit, manche Fehler in dem von Hergott gelieferten Texte zu berichtigen; neben einer Basler und Stuttgarter [ehedem Zwiefalter*)] Handschrift, die schon von dem genannnten Gelehrten zu Tage gefördert waren, kam noch die Abschrift einer Handschrift zu Einsiedlen aus dem zwölften Jahrhundert hinzu, welche mit der Basler einen von den beiden andern Codd. mehrfach abweichenden Text liefert; der Herausgeber hat diese Abweichungen genau unter dem von ihm gelieferten Abdruck aufgeführt, und in demselben zugleich alle diejenigen Worte, welche in der älteren Vita sich nicht finden, demnach der späteren Ueberarbeitung angehören, durch Cursiv-Lettern kenntlich gemacht, was die Vergleichung und die Uebersicht ungemein erleichtert. Wir bedauern hier, dass der Herausgeber nicht Gebrauch machen konnte von einer fünften Handschrift dieser Vita, welche sich in einem Pergamentcodex des dreizehnten Jahrhunderts findet, der aus der Abtei Salem oder Salmansweiler am Bodensee in die hiesige Universitätsbibliotkek im Jahr 1827

*) Es ist diess wohl dieselbe, nach welcher Pez, der sie als eine 500 Jahre alte Handschrift bezeichnet, diese Vita herausgegeben hatte in einer Schrift, die uns freilich nur aus den Actt. Eruditt. ann. 1731. p. 242 ff. bekannt ist, die auch unser Herausgeber nicht gekannt zu haben scheint: Bernh. Pezii, Bened. et bibliothec. Mell. ad virum cl. Marcum Hanzizium Soc. Jes. aliosque in Germania, Gallia et Germania viros Epistola, in qua vetustissima acta S. Trutperti Mart. in Brisgovia, auctore Erganbaldo nunc primum publici juris facit et illorum super eorundem sinceritate et αὐθεντίᾳ sententiam rogat, simulque diluit, quae eruditissimi homines contra receptam apud Salzburgenses de S. Ruperti aetate traditionem scripserunt. Viennae Austr. typis Jo. Petr. van Ghelen. Prostat apud Petr. Conr. Monath. 1731. 4.

gekommen ist. Diese sehr schön geschriebene Handschrift, welche noch mehrere andere Vitae Sanctorum enthält *), bringt nach dem Leben des h. Alexius auch diese Vita, mit der einfachen Aufschrift, die mit rother Dinte und mit grösseren Buchstaben am Rande steht: Incepit vita sancti thrutberti. Wir haben diese Handschrift mit dem vom Herausgeber gelieferten Text verglichen und gefunden, dass sie der von ihm mit A bezeichneten und seinem Text zu Grund gelegten St. Gallen'schen Handschrift am nächsten steht, daher auch die Einschaltungen, welche die Zwiefalter Handschrift an mehrern Orten (s. p. 2. 10., insbesondere auch am Schluss den Zusatz) enthält, hier ganz fehlen. In sofern kann auch diese Handschrift nur zu Bestätigung des vom Herausgeber gelieferten Textes selbst in der Schreibung der einzelnen Worte dienen und sein Verfahren rechtfertigen. Weitere Aufschriften fehlen; über den Namen Otbertus hat eine neuere Hand einigemal miles geschrieben, eben so über das Cap. 4 erwähnte Bächlein Niu maga, die Worte vel Acha, über episcopo Cap. 10 steht confessus. Am Schlusse des Textes stehen in rother Dinte die Worte Explicit vita sancti thrutberti; dann kommen, mit einem rothen Streifen eingefasst, die nachfolgenden

*) Sie enthält nach dem Prologus in historiam peregrinorum eine Reihe von solchen Heiligengeschichten, gedruckten wie ungedruckten, zuerst die Vita Ruomaldi (von Petrus Damianus; gedruckt. Vergl. auch Monum. German. VI. p. 846 ff.), dann Vita S. Eufrasiae (bei Surius 13. März), S. Maglorii Confessoris (verschieden von der bei Surius 24. October), Passio S. Matthaei Apostoli (übereinstimmend mit Actt. Sanctt. 24. Februar T. III. p. 441 ff.) Liber S. Leontii de vita et actionibus S. Johannis patriarchae Alexandriae (übereinstimmend mit Actt. Sanctt. 23. Januar. T. II. p. 498 ff.), Vita S. Nichasii et sociorum ejus; Quomodo Wistanus beatus injuste depositus per virtutem S. Edwardi fuerit restitutus; De Ecclesia Westmonasterii quam beatus Petrus dedicavit; Vita S. Godrici; Excerptum de vita S. Dunstani Archiepiscopi; De vita et miraculis beati Petri etc. (in den Actt. Sanctt. 8. May T. II. p. 322 sq.); Vita S. Petri Tarenthasiensis Archiepiscopi etc. (ibid. p. 323 ff.); Vita Eadmundi regis et martyris (von Abbo; bei Surius 20. November T. VI. p. 506 ff. etwas verschieden); Vita S. Mauri Abbatis (aus dem bei Surius 15. Januar. T. I. p. 336 ff. Gedruckten.); Vita S. Alexii Confessoris (gedruckt in den Actt. Sanctt. 17. Juli T. IV. p. 251 ff.). Nun folgt die Vita Thrutberti, dann Liber de descriptione terrae Agarenorum, darauf Liber belli Christiani in obsidione Damiatae exacti (bei Muratori Scriptt. Rerr. Ital. VIII. p. 1085 ff. aber etwas ausführlicher). Nun folgen auf den noch beiden freien Blättern von etwas jüngerer Schrift: Statuta imperatoris Friderici iunjoris anno verbi incarnati MCCXX.

Verse, die wir als eine Vervollständigung des Textes hier wenigstens mittheilen wollen *):

Has erchanbaldus thrutberti martyris almi
Presul per cineres renovando struxerat edes
Tactus amore dei. venerandos scribere sancti
Actus non piguit. sed et id pro posse peregit.
Exaltare patrem consolarique colentes
Hunc praeferre loco per quem locus iste sacratur.
Invitans populos monachorum cultus amator
Quos zelo vi virtuti simul arte peregit
Sub pede thrutberti. ya [eia] memento mei
Spernere mi monachi talem nolite patronum.
O quicunque legis, liber est correctior iste
Idem correxit carmina qui posuit.

Dieselbe neuere Hand, deren wir eben gedachten, hat in fast unleserlichen Zügen darunter gesetzt: epitaphium sive sepulcrum. Diese Verse sind ganz verschieden von denen, welche am Schluss der Vita in der Basler und Zwiefalter Handschrift folgen und vom Herausgeber Seite 26 mitgetheilt werden; sie sind auch verschieden von den Schlussversen, die in der Handschrift sich finden, aus welcher die Bollandisten (Actt. Sanctt. April. T. III. p. 415.) die dritte, noch spätere Umarbeitung dieser Vita mitgetheilt haben; nur die vier ersten Verse mit einem etc. werden dort mitgetheilt, als „initium epitaphii vel encomii, recentissima quidem manu sed antiquissimorum versuum relatrice, scriptum, extremo in margine libri.", und hier stossen wir im zweiten Verse auf restruxerat statt struxerat, vor dem übrigens auch in der Heidelberger Handschrift ein re gestanden, welches ausradirt worden ist. So wird die Vermuthung Mone's, restruxerat möge wohl ein Schreib-

*) Auch Mabillon, der auf seiner Reise durch Deutschland Salem besuchte, sah dort dieselbe Handschrift, von der er eine kurze Notiz gibt und dann die hier abgedruckten Verse gleichfalls mittheilt; s. die Variae Observatt. (hinter dem Iter Germanicum) unter Nr. XIII. p. 20 der Vett. Analectt. in der Folioausgabe. Wenn er aber dann weiter hinzusetzt: „Exstat vero (haec vita) non solum in Salmensi monasterio, sed in aliis „quoque Sueviae bibliothecis, at sine nomine auctoris", so ist unsers Wissens ausser der bemerkten Zwiefalter Handschrift jetzt noch keine andere zu Tage gekommen. Sind diese Handschriften später verloren gegangen oder verschleudert worden? oder sollte Mabillon (was wir jedoch kaum glauben können) sich geirrt haben?

fehler für struxerat seyn, bestätigt. Wir hätten demnach in der Salem-Heidelbergischen Handschrift wohl die Quelle, aus welcher in der jüngern Handschrift, welche die Bollandisten vor sich hatten, dieses Epitaph abgeschrieben war. Und wollen wir unsere Vermuthung noch weiter ausdehnen, so lässt die Angabe derselben Bollandisten, dass sie die Acta Trutperti in einer kürzern Fassung, als der von ihnen gegebenen, in einer Reichenauer Handschrift besässen, selbst der Vermuthung Raum, dass diese Reichenauer Handschrift keine andere als die Salem-Heidelbergische ist, welche aus der Reichenau nach Salem früher schon, Gott weiss wie, gekommen. Uebrigens bemerken wir, dass der Herausgeber die dritte Ueberarbeitung, welche bei den Bollandisten sich findet, weggelassen hat; ein Wiederabdruck dieser Vita, welche die bekannte, vielbesprochene, mehr als zweifelhafte Stelle über die Abstammung der Grafen von Habsburg von Otbert, dem Stifter der Abtei des h. Trudpert im Münsterthal enthält, erschien mit Recht als unnöthig.

An den h. Fridolin und Trudpert reihen sich die Lebensgeschichten des dritten dieser Glaubensboten, des h. Pirminius, dessen Thätigkeit, in die erste Hälfte des achten Jahrhunderts fallend, durch die Stiftung der Reichenau, dieses Sitzes und Mittelpunktes gelehrter Bildung und wissenschaftlicher Cultur in den nächstfolgenden Jahrhunderten, für die Nachwelt so bedeutend geworden ist. Nur wenige Trümmer geben noch jetzt Zeugniss von dem Ansehen und der Bedeutung dieses so reichen Stiftes, das jedoch schon im Mittelalter in Verfall gerieth, seine wissenschaftlichen Schätze auf verschiedene Weise nach und nach verlor, so dass jetzt nur noch ein verhältnissmässig geringer Theil seiner Handschriften vorhanden ist, welche in der Hofbibliothek zu Carlsruhe sich befinden. Von dem Leben des Stifters dieser Abtei, dem h. Pirminius, besitzen wir mehrere und verschiedene Abfassungen; eine solche, jedenfalls jüngere, ist die bei Brower und Mabillon bereits gedruckte, zu welcher der Herausgeber drei Handschriften auffand, deren Varianten er mittheilt, indem er einen Wiederabdruck nicht nöthig fand; für den Verfasser dieser dem Erzbischof Ludolph von Trier (994—1008) dedicirten Vita hält er nicht den Reichenauer Mönch Warmann, der nachher Bischoff von Constanz ward und dort 1034 starb, sondern einen gleichnamigen Abt des von Pirmin gleichfalls gestifteten Klosters zu Hornbach (bei Zweibrücken in Rheinbaiern), in dessen Nähe, im Bliesgau, zu Medelsheim

(das vielbesprochene Meltis, wie der Verf. ganz richtig deutet; vergl. meine Gesch. d. Karoling. Lit. §. 114.) Pirminius Chorepiscopus war, bis er ins Kloster Hornbach sich zurückzog, wo er 758 starb. Statt dieser hier nicht wieder abgedruckten Vita erhalten wir dagegen eine ältere, deren Abfassung nicht ohne Grund gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts (jedenfalls wohl vor 888) gesetzt und nach der Reichenau selbst verlegt wird. Aus demselben neunten Jahrhundert lag eine Handschrift dieser Vita, jetzt zu Einsiedlen befindlich, vor; sie bildet die Grundlage des hier gegebenen Textes, zu welchem ausserdem noch eine Engelberger Handschrift des XII., eine Windberger aus dem Ende desselben Jahrhunderts, und ein zu Reichenau durch den Prior Johann Egon im siebenzehnten Jahrhundert von einer älteren, jetzt verschwundenen Handschrift genommenes Apographum, benutzt ward; von mehreren andern, jetzt gleichfalls verschwundenen Handschriften wird ebenfalls Nachricht gegeben; wir wünschen, dass es dazu diene, an den betreffenden Orten genauere und wiederholte Nachforschungen zu veranlassen, die am Ende doch vielleicht nicht ganz unbelohnt bleiben. Ausser dieser älteren, mit gleicher Genauigkeit wieder abgedruckten Vita wird noch weiter aus dem erwähnten Apographum eine Vita metrica mitgetheilt, welche die jüngere Fassung in einer metrischen Form wiedergibt, wie denn Uebertragungen der Art, ebenfalls als Versuche gelehrter Schulbildung, in jenen Zeiten überhaupt nicht minder vorkommen, wie die vorher erwähnten prosaischen Ueberarbeitungen älterer Aufzeichnungen. Es ist nicht unglaublich, dass der Verfasser dieser Vita metrica der nach den Begriffen jener Zeit gelehrte Abt Heinrich von Reichenau (1206—1234), ein geborener Graf von Calw, war, von welchem versichert wird, er habe ein Leben des h. Pirmin geschrieben. Beweisen lässt es sich freilich nicht; als ein Beweis der gelehrten Schulbildung jener Zeit und der Behandlung der Poesie wird gewiss diese Vita gelten können, deren poetische Fassuug in den gereimten Hexametern und andern derartigen Spielereien allerdings den Geist jener Zeit, die auf solche Dinge besondern Werth legte, erkennen lässt. An diese 496 Verse zählende Vita metrica, deren Text, jetzt mehrfach berichtigt, auch lesbarer geworden ist, reihen sich, nach einer Brüssler Handschrift des XII. Jahrhunderts, die 1012 im Kloster Hornbach verfassten Miracula s. Pirminii episcopi, die der Verf. nicht ohne Grund als den zweiten Theil oder die Fortsetzung einer in

diesem Kloster abgefassten (jetzt verschwundenen) Lebensbeschreibung des heiligen Stifters betrachtet; sie vervollständigt in Manchem das uns aus andern Quellen Bekannte, hat eine an die Poesie vielfach anstreifende Fassung, die sogar eine Umsetzung aus einer metrischen Vita in die prosaische Fassung vermuthen lässt; gerade wie wir oben den entgegengesetzten Fall wahrgenommen haben.

Die Vita S. Liobae (der h. Lioba, welche aus dem Kloster Wiborn in England nach Tauberbischofsheim zur Aebtissin des dortigen Klosters berufen ward) ist, weil sie schon dreimal (zuletzt in der Actt. Sanctt. Sept. T. VII. p. 748 ff.) abgedruckt ist und die dazu gefundenen Handschriften keinen neuen Text lieferten, nicht wieder abgedruckt worden; nur die Abweichungen dieser Handschriften werden mitgetheilt. Dasselbe ist der Fall mit der Vita Meginradi oder Meinradi, zu welcher aus zwei ehedem Reichenauer, jetzt Karlsruher Handschriften einige Varianten mitgetheilt werden. Merkwürdig auch in sprachlicher Hinsicht ist die nun folgende Vita Findani, jenes Iren, der um die zweite Hälfte des neunten Jahrhunderts, durch die Einfälle der Normannen wahrscheinlich vertrieben, nach dem Kloster Rheinau, etwas unterhalb Schaffhausen kam, und dort auch starb, abgefasst durch einen irischen Verfasser, wie die mannichfachen Beziehungen auf irische Orte und Verhältnisse, die Einfügung irischer Worte und Stellen erkennen lassen. Mehrere dafür verglichene Handschriften machten es dem Herausgeber möglich, den Text in einer ungleich bessern Gestalt zu geben, als er in dem, auch von Mabillon (Actt. Sanctt. IV. 1. p. 377.) wiederholten Abdruck bei Goldast Scriptt. rerr. Alamann. I. p. 318. erscheint; dabei sind den kritischen Noten manche schätzenswerthe Bemerkungen beigefügt. Darauf folgen wieder zwei die Reichenau betreffende Stücke: die Miracula S. Marci, die bei Pertz (Monum. Germ. VI. p. 449 ff.) unvollständig sich finden, hier aber vollständig abgedruckt sind; die für die Lokalgeschichte der Insel, ihre Umgebung, ihre Verbindung mit dem Orient darin vorkommenden Nachrichten rechtfertigen durchaus diesen Wiederabdruck; dann die durch manche darin enthaltenen geschichtlichen Nachrichten wichtige, bei Pertz ebenfalls nur unvollständig (l. l. p. 146), hier aber vollständig abgedruckte Erzählung vom heiligen Blut zu Reichenau. Für die Vita des h. Konrad, Bischofs zu Constanz, welche in der älteren wie in einer jüngeren Fassung bei Pertz 4. l. p. 429 sich

findet, werden blos Varianten aus einigen von Pertz nicht benutzten Handschriften mitgetheilt; ein vollständiger Wiederabdruck erschien auch hier nicht nothwendig; dagegen wird aus drei Handschriften eine dritte jüngste Bearbeitung derselben Vita mitgetheilt, welche in gewisser Hinsicht einen Auszug der ersten bildet, aus welcher die Hauptpunkte herausgenommen und zusammengestellt sind. In einer deutschen Sprache, welche dem dreizehnten Jahrhundert angehören dürfte, wird aus drei Handschriften das Leben des Grafen Eberhart III. von Nellenburg, der in das von seinem Vater 1052 gestiftete Kloster zu Schaffhausen, etwa 1072 eintrat und dort, nachdem er vorher Wallfahrtsreisen nach Rom und Spanien unternommen, den Rest seiner Tage zubrachte (etwa bis 1078), mitgetheilt; es enthält für die Geschichte der Gegend wie des Geschlechts wichtige Nachrichten, und scheint eine Bearbeitung eines ursprünglich lateinischen Textes zu seyn, den wir nicht mehr besitzen. Nach den oben angeführten Grundsätzen ward in der Kritik des Textes verfahren; die nun weiter folgende deutsche Bearbeitung der Vita Fridolin's ist schon oben besprochen worden.

In der zweiten Abtheilung: Chroniken, nimmt die Chronik von Petershausen (Casus Petershusensis monasterii) den ersten und auch bedeutendsten Platz ein, da sie von p. 112 bis 170 reicht, nebst einigen Nachträgen p. 175 aus einer ehedem St. Blasischen, jetzt Karlsruher Handschrift. Diese Chronik, deren Titel uns unwillkührlich an die ähnlichen Casus S. Galli erinnert, ist zwar von Ussermann (Prodromus Germaniae sacrae I. p. 261 ff.) schon herausgegeben worden, aber eben so unvollständig als verstümmelt hier und dort. Statt dessen erhalten wir hier einen allerwärts vervollständigten, wesentlich erweiterten Abdruck, und zwar nach der jedenfalls vor 1159 zu Petershausen selbst gemachten Urschrift, deren Verfasser, wie es scheint, ein Neffe des Abts Gabino († 1156) war. Diese Urschrift befindet sich in einem schön geschriebenen Pergamentcodex, der auch noch einiges Andere, auf den Gottesdienst des Klosters Bezügliche enthält, jetzt auf der Heidelberger Universitätsbibliothek, wohin derselbe mit den schon oben erwähnten Salemschen Handschriften im Jahr 1827 kam. Ueber die Handschrift selbst und deren Verfasser findet man in der Einleitung S. 112. 113. das Nöthige von dem Herausgeber bemerkt, der den Abdruck mit der gewohnten Sorgfalt besorgt hat in einer Weise, welche den Unterschied

dieses Textes von dem Ussermann'schen bequem erkennen lässt. Von der Chronik von Bürglen (um 1128—1160), deren lateinischen Text Heer bekannt gemacht hatte (Anonymus Murensis denudatus. Friburg. 1755. p. 365 ff.), ward die deutsche Bearbeitung, die im Karlsruher Archiv sich jetzt befindet, nicht mitgetheilt, weil sie, auch als Sprachdenkmal, zu unbedeutend erschien; die Hauptabweichungen von dem lateinischen Texte werden jedoch p. 176 angegeben. Dagegen folgt als Ineditum eine zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts aufgezeichnete Stiftungsgeschichte der Abtei Salmansweiler oder Salem (De fundatione claustri Salemitani), aus einem Cartular, das in dem Archiv der Markgrafen von Baden zu Karlsruhe sich befindet; manche dankenswerthe Bemerkung, namentlich über die oft schwer verständlichen Ortsnamen, welche darin vorkommen, ist in den Noten des Herausgebers enthalten. (Auch von dieser Chronik finden sich die vier ersten Capitel unter derselben Aufschrift De fundatione claustri in einer auf der Heidelberger Bibliothek jetzt befindlichen Salem'schen Handschrift des vorigen Jahrhunderts, mitten unter andern die Abtei Salem betreffenden Bullen, Statuten und dergleichen, wahrscheinlich eine Abschrift einer älteren Aufzeichnung). Ein gleiches Ineditum ist die unmittelbar folgende, aus einem Copialbuch des Domstifts Speyer (jetzt im Landes-Archiv zu Karlsruhe) herausgegebene Chronik der Bischöfe von Speyer, geschrieben um 1280, wie in der Einleitung, die sich über die Handschrift selbst und deren Schreiber näher verbreitet, gezeigt ist. Als Zusätze gibt der Herausgeber ebenfalls aus einem bischöflichen Speyer'schen Lehenbuch, das jetzt im Karlsruher Archiv sich befindet, zuvörderst Verzeichnisse der Bischöfe von Speyer (Nomina episcoporum ecclesiae spirensis), d. i. kurze annalistische Aufzeichnungen mit manchen bemerkenswerthen Notizen; auch hier ist die erste Schrift von dem, was durch andere Schreiber hinzugefügt und eingeschaltet worden, durch verschiedenen Druck hervorgehoben; dann kommen aus derselben Quelle noch einige ähnliche alte Aufzeichnungen über die im Dom zu Speyer begrabenen Kaiser. Ebenfalls ein Ineditum ist die auch von einigen weitern Zusätzen begleitete Chronik des Klosters Lichtenthal (bei Baden), aus einer Handschrift dieses Klosters, welche ins dreizehnte Jahrhundert fällt; es lässt sich diese Chronik wohl den Schriften anreihen, welche die sechshundertjährige Jubelfeier im verflossenen Jahre hervorgerufen hat; vergl. diese

Jahrbb. 1845. p. 921 ff. Ein weiteres Ineditum ist die Chronik von Oberried (einem drei Stunden von Freiburg bei Kirchzarten gelegenen St. Blasischen Orte) aus dem auf dem Landes-Archiv befindlichen Copialbuch von Oberried. Daran schliesst sich aus einer Einsiedler Handschrift die Geschichte der Aufhebung der Abtei Reichenau, von Columban Ochsner, einem Mönche zu Einsiedlen (der vielleicht früher in Reichenau gewesen war) aufgezeichnet, mit der Aufschrift: Facti species, qualiter monasterium Divitis Augiae mensae episcopali constantiensi incorporatum fuerat, von 1508—1563. Ein durch seinen Inhalt in vielen Beziehungen wichtiger, durch das Verschwinden der Urschrift aber doppelt wichtiger Beitrag ist die nun folgende, von verschiedenen Verfassern aufgezeichnete Sinsheimer Chronik; die Bemerkungen, welche der Herausgeber in den Noten beigefügt, erhöhen den Werth dieses Bruchstückes, das nach einer im Jahr 1824 durch den Herausgeber genommenen Abschrift hier abgedruckt ist.

Die dritte Abtheilung bringt unter der Aufschrift: Jahrgeschichten des Landes (S. 214—240) eine Reihe von einzelnen annalistischen Notizen, welche der Verfasser in verschiedenen Handschriften hier und dort auffand und, weil sie irgend ein bemerkenswerthes Factum der Vorzeit, eine merkwürdige Naturerscheinung, eine für die Culturgeschichte wie für die Kirchengeschichte beachtenswerthe Nachricht und dergl. enthalten, oder auf rechtliche Verhältnisse und dergl. sich beziehen, hier nach den Jahren geordnet, zusammengestellt hat, unter genauer Angabe der Quelle und des Fundortes bei jeder einzelnen Mittheilung. Wir sind dem Herausgeber in der That zu grossem Danke für diese mit so vieler Mühe und Sorgfalt gesammelten Notizen verpflichtet, welche mehrfach ergänzend und vervollständigend in unsere bisherige Quellenkunde eingreifen. Die erste Notiz der Art betrifft Fridolin aus dem Jahr 495, die letzte den Bodensee, der 1573 zugefroren war, und dann folgen erst noch Jahrgeschichten von Reichenau von 830—1561. Es ist uns in der That nicht möglich, alle diese Notizen hier anzuführen und auf den daraus im Einzelnen erwachsenden Gewinn hinzuweisen; als Beispiel erwähnen wir hier nur die mannigfachen Nachrichten, welche sich auf alte Stiftungen beziehen, auf St. Gallen, Reichenau, wie auf Frauenalb, Gottsau, Sinsheim, Amorbach u. s. w., auf die Bischöfe zu Constanz, auf mehrere Markgrafen von Baden wie Pfalzgrafen (Ludwig II., Ru-

precht I., Friedrich I.), oder auf Ereignisse, die beide berühren, wie die Schlacht bei Seckenheim 1462, ferner auf so manche alte Geschlèchter des Landes, wie z. B. schon um 1160 in einer Notiz der Wernher von Roggenbach vorkommt, der auch den Zähringer Bertold IV. bei einem Besuch der Abtei St. Peter 1152 begleitete (s. Sachs, Bad. Gesch. I. p. 129.); in einer Notiz von 1524 kommen die Edlen von Handschuchsheim vor, deren letzter Spross 1600 im Kampfe mit einem Edlen von Hirschhorn zu Heidelberg fiel; auch manche den Bauernkrieg betreffende Notizen fehlen nicht; desgleichen manche, welche auf denkwürdige Naturereignisse sich beziehen, insbesondere auf grosse Kälte, und in Folge dessen auf das Zufrieren des Bodensee's, wie diess aus den Jahren 1326, 1463, 1504, 1573 berichtet wird, was allerdings zur Ergänzung und theilweisen Berichtigung dessen dienen kann, was über denselben Gegenstand in Schwab's Bodensee p. 298 bemerkt ist. Für die Culturgeschichte dient eine Nachricht über Heinrich Suso vom Jahre 1366, in dem er starb. — Wir können nur wünschen, dass diese Mittheilungen auch für die Folge fortgesetzt werden, und wollen uns freuen, wenn wir recht bald von einer weiteren Lieferung dieser Quellensammlung zu berichten haben.

Chr. Bähr.

Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Ein Beitrag zur Geschichte Schwabens, Graubündtens, der Schweiz und des Vorarlbergs, von Dr. J. N. von Vanotti, Komthur des Königl. Ordens von der würtembergischen Krone, Domkapitular zu Röttenburg, Mitglied mehrerer historischen Vereine. Bellevue bei Constanz, Verlags- und Sortimentsbuchhandlung zu Belle-Vue. 1845. XXII. und 660 S. gr. 8. Mit acht genealogischen Tafeln und zwei Abbildungen.

In vorliegender Schrift hat der durch mehrere kleinere historische Beiträge schon ehrenvoll bekannte Verf. einen Stoff gewählt, der in Anbetracht seiner Grösse sowohl, als der wenigen geordneten Vorarbeiten und der Verwirrung, welche so viele gleichzeitige, oft gleichnamige Linien des nemlichen Geschlechts hervorbringen, wohl zu den schwie-

rigsten gehört, die im Gebiete geschichtlicher Monographien Süddeutschlands sich darboten.

Das Geschlecht Montfort-Tübingen-Werdenberg, welches wir denn doch für eines und dasselbe anerkennen müssen, ist aber schon durch den Reiz seines Alters der genauesten Durchforschung werth. Er hat ferner einentheils auf die Geschichte Schwabens, Helvetiens und Vorarlbergs von den Höhen des Bernhardins und der Rheinquellen bis zu den Schluchten der Tamina, von den Waldeshöhen Mountafuns und den Waidbergen des romanischen Walserthales bis an die lieblichen Gegenden des Bodensees, die fruchtbaren Hügel Schwabens und die wasserarmen Berge der rauhen Alp bald fördernd, bald zerstörend, so mächtig gewirkt, dass eine gründliche Geschichtforschung sich desselben nicht entschlagen kann. Anderntheils wird die menschliche Theilnahme auf dasselbe auch durch den ungeheuren Schicksalswechsel gelenkt, welche es, verdient oder unverdient, erduldete, während an diesem mächtigen, zwei Nationalitäten überschattenden Baume ein Zweig nach dem andern verdorrte, bis der letzte Sprosse, wenn auch nicht buchstäblich an Hunger, so doch in dürftigen Umständen verkümmerte. Wäre daher der Verf. auch nur einen Theil dieses reichen Gemäldes aufzurollen durch seine Studien befähigt gewesen, so müssten wir auch dieses mit gebührendem Danke anerkennen. Nun aber hat er für den einen Zweck von früher Jugend an die oberschwäbischen Klosterarchive, die reichen Sammlungen in Donaueschingen und Sigmaringen durchforscht und die freundlichen Mittheilungen eines v. Raiser, Bergmann, Zellweger u. A. — unter denen wir freilich ungerne den rüstigen Forscher vaterländischer Adelsgeschlechter auf der alten Meersburg, den Freiherrn von Lassberg vermissen — gewissenhaft benützt. Und so tritt uns hier nun, als Ergebniss einer langjährigen Forschung, die vollständige Geschichte dieses Geschlechtes in allen Linien (mit Ausschluss der Pfalzgrafen von Tübingen) entgegen, welche auf den Dank der Freunde gründlicher Geschichtsforschung die gerechtesten Ansprüche erheben kann. Ein Verzeichniss von 12 Manuscriptensammlungen und 35 Druckschriften gibt die Quellen an, deren sich der Verf., so viel Ref. vergleichen konnte, auf's Gewissenhafteste bediente.

Mit diesem ehrenden Urtheile nun könnte Referent seine Anzeige schliessen, denn dass einzelne Mängel in einer solchen Erstlingsbearbei-

tung sich haben einschleichen können, ohne dem Verdienste des Ganzen Eintrag zu thun, wird jeder billige Beurtheiler von selbst glauben.

Er hält sich aber verpflichtet, genauer auf das verdienstliche Werk einzugehen, um einerseits dasselbe durch die Aufzählung des Dargebotenen einem grössern Theil bekannt zu machen, andererseits um durch einige Berichtigungen und Zusätze aus dem Gebiete seiner Forschung dem Verf. die Aufmerksamkeit zu bezeugen, die er seinem Werke gebührender Weise zugewendet hat.

Von den zwei grossen Abtheilungen des Werkes enthält die erste (S. 1—206) die Geschichte der Grafen von Montfort, die zweite (S. 210 bis 470) die der Grafen von Werdenberg. Ein Anhang (S. 473—658) enthält theils Regesten des Geschlechtes von 1122—1779 mit Angabe des Ortes, wo sich die einschlägigen Urkunden befinden, theils Abdrücke von Urkunden selbst, sechszehn an der Zahl. — Dem ersten Abschnitte geht eine Einleitung voraus, welche über „den Zustand Rhätiens und Oberschwabens, über den Ursprung und Zusammenhang der Familien der alten Grafen von Montfort und Bregenz und der Pfalzgrafen von Tübingen" berichtet. — Hier kann man natürlich keine Vollständigkeit erwarten; nur in kurzen Umrissen gab der Verf. die Ergebnisse fremder Forschung.

Desto mehr ist es aber dem Ref. aufgefallen, dass Stälin, dieser ausgezeichnetste Ordner der geschichtlichen Fragmente Schwabens weder unter den Quellen namentlich aufgeführt ist, noch dass die Benützung des ersten Bandes seiner Würtembergischen Geschichte aus der Darstellung dieses Abschnittes erhellet, wiewohl bei der bekannten Humanität jenes so wackern Forschers gewiss auch der im Manuscripte bereits vollendete zweite Theil dem Verf. zur Benützung offen gestanden wäre.

So ist nun wohl die vom Verf. §. 3 hervorgehobene Abtheilung der Familien Oberschwabens in den Berchtoltischen und Welfischen Stamm*) geschichtlich nachgewiesen; — die Aufzählung der Argen- und Linzgaugrafen aber unter dem letztern beruht auf der irrigen Annahme, dass

*) Dieser Name scheint richtiger gewählt, als der Burkartische, wenn man mit dem Verf. den Markgrafen Burkhard von Rhätien dem Geschlechte der Linzgaugrafen entspriessen lässt und jene von Warin und Ruothart ableitet; — aber dieses haben wir im Texte abzuweisen versucht.

Imma, die Mutter der Kaiserin Hildegart, die Gemahlin des Landgrafen Ruothart gewesen sey. Dagegen hat Leichtlin (Zähringer S. 41) mit Recht Kerolt für ihren Gatten angenommen, wie denn auch dieser Name mit ihrem Sohne, dem Bruder der Kaiserin Hildegart, zum ersten Male in dem Gottfriedischen Stammbaume erscheint (vergl. Stälin I. S. 242. 243. mit den daselbst angeführten Stellen). Von diesen Grafen des Argen- und Linzgaues aber stammt, wie Stälin S. 559 schlagend nachgewiesen hat, der Graf Adalhart von Buchhorn ab und mithin wohl auch Ulrich oder Uzo (nach Stälin's Stammreihe Adalhart's Bruder und dieses Namens der Sechste) von Bregenz. Denn der nur 200 Jahre jüngere Chronist von Petershausen (Mone, Quellensammlung zur bad. Landesgeschichte I. Heft S. 119) behauptet ausdrücklich, dieser sey von einem Ulrich entsprossen, dessen Nachkommen die väterlichen Güter Bregenz und Buchhorn etc. bis auf den heutigen Tag besitzen.

Warum aber der Name Ulrich und mit ihm dieses Geschlecht mit dem Jahre 909 aus der Reihe der Linzgaugrafen verschwinde, dürfte nicht mehr zu enthüllen seyn. Das angeführte Chron. Petrhusian. deutet auf eine Blutschuld, an einem Könige begangen, hin. Dieses ist wohl nur der Nachklang der ersten Ungnade Ulrich's in Folge seiner Theilnahme an der Empörung Bernhart's, des natürlichen Sohns Karl des Dicken, der 892 getödtet wurde.

Die Ermordung des Markgrafen Burchart (911) kann es auch nicht seyn, denn wir finden Ulrich zwei Jahre später mit Berchtolt und Erchanger im Kampfe gegen die Ungarn (Stälin S. 266). Am wahrscheinlichsten ist die Annahme seiner Verbindung mit den eben genannten Kammerboten, die im Streben nach der herzoglichen Macht unterlagen. Was die Zeitangabe des Erlöschens des von den Linzgaugrafen stammenden Geschlechtes der Grafen von Bregenz betrifft, so scheint diese allerdings das fünfte Jahrzehnd des XII. Jahrhunderts zu seyn; — aber nicht nach dem Vorkommen Rudolf's in Salemitaner Urkunden (denn dieses geht nur in das vierte Jahrzehend zurück, wie die Summa Salemitana T. I. fol. 16 klar beweist), sondern nach der Aussage des Chronisten von Petershausen „Cujus posteritas adhuc apud Brigantium floret“ (bei Mone S. 119). Und dass derselbe um die oben angegebene Zeit schrieb, hat Mone (a. a. O. S. 113) mit dem ihm eigenthümlichen Scharfblick nach-

gewiesen. — Dass nach dem Ausgang der Bregenzer Grafen ihre Herrschaft an Rudolf von Pfullendorf „Sororium comitis Rudolfi de Brегantia“ (Otto de S. Blas. c. 21. ad ann. 1167.) und von diesem um 1170 an die Hohenstaufen gelangte, ist vom Verf. S. 15 und 17 dargethan. Dagegen wäre irrig anzunehmen, dass die Ansprüche der Grafen von Pfullendorf an Bregenz erst auf dieses späte Ehebündniss sich gründeten. Vielmehr hatte ja schon hundert Jahre früher Ludwig Graf von Pfullendorf (und seine Brüder oder Verwandten, wie aus dem Ausdrucke Pfullendorfenses sich schliessen lässt) die Hälfte der Pfarrkirche zu Bregenz inne, wie der Chronist von Petershausen mit dürren Worten sagt (Mone, Quellensammlung etc. S. 146).

Wir übergehen nunmehr die Darstellung der Berchtoltischen Geschlechter, der rhätischen Verhältnisse und der zum Theil auf keinen, zum Theil auf verdächtigen Urkunden beruhenden Namen Montfortischer und Werdenbergischer Grafen und heben aus §. 4 nur den Umstand hervor, dass um die Mitte des XI. Jahrhunderts das nachmals Montfortische Gebiet (vg. Eichhorn Cod. dipl. p. 41. Nr. 35) in der Grafschaft Otto's, Rudolph's und Egino's gelegen sey. In beiden letztern aber erkennt Ref. die gleichzeitigen Erbauer einer Burg auf dem erkauften Achalmin-Berge, d. i. die Stammväter der Grafen Achalm-Urach-Freiburg und Fürstenberg (Stälin, S. 564), welche etwa durch die fränkische Dynastie von Münch-Aurach (wohin Namenähnlichkeit und andere Spuren weisen) als kaiserliche Beamte hieher versetzt wurden.

S. 16 weist sodann der Verf. die Verwandtschaft der Pfalzgrafen von Tübingen mit den Grafen von Bregenz aus guten Quellen nach. Die Identität dieses schon im XI. Jahrhundert urkundlichen Geschlechtes aber mit den Grafen von Montfort ist zwar allerdings durch Namensähnlichkeit sehr wahrscheinlich, wird aber nicht für unbestreitbar gelten können, wenn nicht noch ein anderer Gewährsmann, als Tschudi, die (S. 21 angeführte) Urkunde beibringt, deren Unterzeichnung also lautet: „Comes Monteforti et carnalis frater ejus videlicet Rudolfus Palatinus de Tuvingen.“ — Mit der Annahme des handschriftlichen II. Theiles der Episcop. Constant. von Neugart, dass diese beiden Brüder mit einem dritten, Namens Heinrich, die Enkel des letzten Bregenzer Grafen Rudolf's von seiner Tochter gewesen seyen, schliesst die Einleitung des Verf. S. 24 mit sieben Schluss-Sätzen und einem Nachtrage über die rothe, weisse

und schwarze Fahne der Montfort-Werdenbergischen Geschlechter. — Wir haben uns vielleicht über Gebühr dabei aufgehalten, weil gerade in den dunkelsten Zeiten das Meiste daran liegt, Urkundlich-Erwiesenes von Unerwiesenem und von Vermuthungen strenge zu sondern, damit nicht aufs Neue wieder jene heillose Verwirrung einreisse, welche von Rüxner's Zeit an die historische Forschung über Deutschlands Geschlechter so lange trübte. — Gewünscht hätten wir noch, dass gerade hier der Verf., nach Stälin's Art, durch kurze, mit Belegen versehene Stammtafeln das Ergebniss seiner Ansichten und Forschungen anschaulich gemacht hätte.

Der erste Abschnitt nun, welcher mit dem ersten urkundlich erwiesenen Hugo von Montfort, Herrn zu Feldkirch (1188), anhebt, behandelt mit Ausschluss der von seinem Sohne Hugo II. absprossenden Grafen von Werdenberg, das Haus Montfort, welches unter Hugo's I. Enkeln um 1300 in die Feldkircher und Tettnanger Linie sich spaltet, von denen wiederum die erstere mit Rudolph V. erlöscht, der noch bei Lebzeiten 1375 seine Herrschaften an Oesterreich verkaufte und so den Grund zum österreichischen Vorarlberg legte. Es ist dieses der nemliche Herr, dessen Andenken die in ihrer städtischen Entwickelung mannigfach durch ihn geförderte Stadt Feldkirch noch lange nach seinem Tode durch Jugendspiele feierte.

Bei dieser Linie muss aber unter den Kindern Rudolf's I. dessen Tochter Adelheit aufgeführt werden, die Gemahlin Heinrich's von Griesenberg, des treuesten Anhängers ihres Oheims, des Abtes von St. Gallen, Wilhelm von Montfort. Sie brachte nach des Gatten Tode 1327 die St. Gallischen Pfandschaften Elgg, Bazenheid u. A. eventuell an ihre Brüder Ulrich v. Montfort und Rudolph, den Bischof von Constanz (vgl. Wegelin, Gesch. v. Toggenburg I. S. 103—113).

Die Tettnanger Linie aber, von der mit des Stifters Sohne, Wilhelm III., der Bregenzer Zweig wieder abfällt, zeigt schon im zweiten Gliede durch Verschuldung und Verpfändungen den beginnenden Zerfall des Geschlechtes. Im dritten Geschlechte wurde auch wieder eine dreifache Erbtheilung vorgenommen, in welcher ein Zweig die von den Werdenbergern erworbene Pfandschaft der gleichnamigen Herrschaft, der andere Tettnang, der dritte Rothenfels und Argen mit Wasserburg erhielt. Da jedoch die beiden ersten schon in der zweiten Generation erloschen

und auch der letztere 1574 ausstarb, so gingen sämmtliche noch übrige Güter an die Grafen von Montfort-Beckach über, eine Nebenlinie des Bregenzer Zweiges.

Anziehend ist, was der Verf. S. 153—154 von den Mitteln erzählt, welche Graf Ulrich wählte, um der Reformation in seinen Besitzungen entgegen zu arbeiten. Doch ist ihm die beharrliche Weigerung des Grafen, dem sittenlosen Leben seiner Geistlichen Einhalt zu thun, entgangen. Diese schildert der Brief eines Zeitgenossen (des Pauliner Priors Hieronym. Lüthold von Langenau) d. d. 4. Aug. 1584 zu bezeichnend, als dass wir uns nicht erlauben dürften, einen Auszug aus diesem Actenstücke hier einzuschalten ..... „Und was erstlich die aus- oder abschaffung der concubinen oder priesterköchinnen anlangt, wer ser guott ... das alle geistlichen ohn alle makel rain und ohn straffbar leben das auch in disen und andern Fählen den Tridentinischen und canonischen Decreten gemäss gelebt und die Reformacion vilerley Gebrechen a capite Iren Ursprung genommen hett, oder noch neme, Es will aber laider allenthalben bey gaistlichen und weltlichen manglen und siend sonderlich der priester uff dem land und einödinnen sachen nitt wie die der Herren Jesuitter Tumbherren u. d. g. ... sondern dermassen beschaffen, dass man sie zuo verhiettung mercrer ergernuss huorerey und ander besorgenden newen noch grössern sünden und unrahts nitt ohne megtt hausen lassen khan und muoss man also ad vitandum majus malum von nott wegen quod minus est eligiren, welches auch der hailig vater pius V. nach gendetem Concilio In dergleichen Fehlen gedulden und zusehen miesen. So haben nach gehaltenem Constancischem Synodo die Cardinälische hinderlassene verordnete Räth solches an die hieländische priesterschaft gleichfahls begehrt, es ist inen aber alsbald den 7 Dec. Ao 67 von Weilund dem Wohlg. h. h. Ulrich graffen zu Montfortt etc. aus oberzehlten Ursachen abgeschlagen worden etc. —“

Dieses auch für die gereizte Stimmung unserer Tage bedeutungsvolle Aktenstück ist im F. F. Archive zu Donaueschingen.

(Schluss folgt.)



Nr. 17. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Vanotti: Geschichte der Grafen von Montfort.

(Schluss.)

Auch jener Bregenzer Zweig, dessen wir oben erwähnten, theilt sich unter den Söhnen des Stifters in die Herrschaft zu gleichen Theilen, und die eine Hälfte wird von der Erbtochter Elisabeth mit ihrem zweiten Gatten Wilhelm, Markgrafen von Hochberg, schon 1451 an das stets auf der Lauer stehende Oesterreich verkauft. Ihr Vetter Hugo aber, durch die Erbtochter des Grafen von Pfannenberg in Steiermark zu grossen Gütern gelangt, stiftet nach geschehener Erbtheilung die Beckacher Linie, während sein kinderloser Bruder 1525 auch seine Hälfte an Bregenz in willkommener Weise an Oesterreich verkaufte, so dass dieses jetzt von den Lechquellen und dem Ursprung der Bregenzer Aache den ganzen Bregenzer Wald, von den Höhen des Adlerberges bis zum Passe von Luziensteg die Güter des Hauses Montfort errungen hatte.

Bei diesem Zweige hätte Ref. zu S. 173 Folgendes werth gehalten, der Vergangenheit entrissen zu werden. Es ist dort die durch die Tapferkeit der Bregenzer Bürger und die rechtzeitige Hilfe der Ritterschaft vom St. Georgenschild glücklich abgeschlagene Belagerung von Bregenz erwähnt. Die Volkssage nun, welche so oft ergänzt, wo Urkunden schweigen, erzählt, eine Bettlerin, Gutta, habe dem Grafen die Stunde des Angriffes der Appenzeller verrathen, hierauf sey die Hilfe aus Schwaben im Hohlwege zwischen der Aachbrücke und Stadt in den Hinterhalt gelegt worden und habe die unvorsichtig eindringenden Appenzeller von rückwärts angegriffen, während die Besatzung einen Ausfall machte, wodurch die wilden Bergbewohner eine so bedeutungsvolle, weil die erste, Niederlage erhielten. Auf alle Gnadenanerbietungen aber habe die Frau sich nur ausgebeten, dass man ihren Namen ehrend der Nachwelt verkünde. So sey es geschehen, und wirklich ruft der Nacht-

wächter von Bregenz zwischen dem 11. November und 2. Februar täglich nach dem ersten Wächterrufe „Ehr Gutta!" (vergl. u. a. Beda Weber's Tyrol etc. III. Bd.).

Dass die Beckacher Linie zu Ende des XVII. Jahrhunderts Tettnang und Langenargen geerbt habe, ist erwähnt; — es geschah mit Aufopferung der steirischen Güter, und bald war durch schlechte Wirthschaft und Unglücksfälle auch diese Linie in die tiefste Schuldennoth gesunken. Oesterreich nun, schon lange der bedeutendste Gläubiger, übernahm die Herrschaft und — bezahlte den übrigen Creditoren 24 Kreuzer vom Gulden. Den Grafen aber warf es eine Pension aus, und so starb denn, wie der Verf. S. 205 eindringlich geschildert hat, dieses Geschlecht, welches einst mächtig auf die steirischen, schwäbischen, vorarlbergischen und schweizerischen Angelegenheiten eingewirkt hatte, zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit den letzten Sprösslingen, Xaver und Anton, in einem Caplaneihause zu Mariabronn in so bescheidenen Verhältnissen aus, dass die Volkssage ihr Ende bis zu völligem Hungertode übertrieb.

Der II. Abschnitt, die Grafen von Werdenberg, zeigt durch die Abtheilung in viele gleichzeitige, meist feindlich einander gegenüberstehende Linien, durch die rasche Aufeinanderfolge der Bündnisse und Kriege mit der Schweiz und Oesterreich und den eigenen Sippen noch verworrenere Verhältnisse, als das Montfortische Haus, und es ist desshalb ein entschiedenes Verdienst des Verf., dass er dieselben vor unsern Augen entwirrt.

Das Geschlecht von Werdenberg schied nemlich schon in der ersten Generation die Sarganser Linie mit Hartmann I. aus (1260). Die Werdenbergische Hauptlinie aber erwarb Heiligenberg durch Kauf von den gleichnamigen Grafen (1277), und die Grafen wohnten meistens auf jenem Edelsitze über den schönen Ufern des Bodensees. Mit Hugo X. starb das Geschlecht in der fünften Generation aus, nachdem List und Gewalt der österreichischen Herzoge es aus dem grössten Theil der Besitzungen im Rheinthale getrieben und Rudolf, den Bruder des letzten Grafen, zu solcher Verzweiflung gebracht hatte, dass er im Zwilchkittel die Appenzeller anführte und in der Schlacht am Stoss blutig die Falschheit seiner Feinde bestrafte. — Ref. hat aus den ihm zugänglichen Quellen zu dieser (S. 212—273 behandelten) Linie Folgen-

des zu berichtigen. Wenn S. 207 der Verf. glaubt, Albrecht I. sey um 1323 gestorben, so ist er durch die aus Joh. v. Müller angeführte Stelle (II. Cap. I.) irre geführt worden. Denn jener Graf verwaltet nicht nur noch 1323 die Vogtei des Klosters Salem und quittirt über 70 Pfund Pfennige Schirmgeld, sondern auch seine Frau, Katharina von Kyburg, quittirt an St. Catharinentag 1328 desgleichen über die nemliche Summe mit den Worten: „von dheinem reht noch dheiner gewonhait sunder von liebi und ouch schirmes willen in den wir sie genummen haben an Grave Albrechts statt, wan er in dem lande nit was.“ Dass auch der 1329 und 1330 in der nemlichen Angelegenheit quittirende Graf Albrecht der erste seines Namens gewesen sey, scheint dem Ref. aus dem Umstande hervorzugehen, dass erst 1331 Graf Heinrich (der Zweite von Werdenberg-Sargans zu Trochtelfingen) ankündigt, er habe Salem in seinen Schutz genommen, und dass 1333 Albrecht (II.) als Vogt von Salem auftritt, was doch wohl nicht anders erklärt werden kann, als wenn Albrecht I. 1331 gestorben und sein Sohn erst 1333 mündig, oder in den Besitz der väterlichen Rechte gesetzt worden ist. — Die Beweisstellen hiezu liefern die s. g. Salemitanischen Anticategoriae, eine von Dr. Klock 1618 zu Gunsten dieses Klosters herausgegebene Prozessschrift, deren Existenz dem Verf. entgangen zu seyn scheint (S. 135—144). — Unter den vom Verf. S. 239 geschilderten Händeln Albrecht's II. war auch der Jurisdictionsstreit mit Salem zu erwähnen, welchen Kaiser Karl IV. zuerst gütlich schlichtete, hernach, „weil Grave Albrocht diesen Vergleich fravelich überfahren“, durch Abnahme der Schirmvogtei zu Gunsten des Klosters beendigte (vergl. „Summarischer Bericht über die zwischen Salem und Grafschaft Hailigenberg schwebende Strittigkaiten“, ein vom Bürgermeister Joh. v. Pflummern in Ueberlingen 1630 herausgegebenes Rechtsgutachten.).

Die Sarganser Linie, welche ausser dieser Herrschaft auch Vaduz (das jetzige Fürstenthum Lichtenstein) in der Erbtheilung unter Hartmann I. erhalten hatte, erheirathete unter dessen Sohn Rudolf durch die Erbtochter der Markgrafen von Burgau die Herrschaft Albeck bei Ulm u. A., wovon dieser schwäbische Zweig der Sarganser Linie den Namen führte. Die von Rudolf's Bruder, Hugo, fortgeführte Sarganser Hauptlinie nannte sich auch blos Herrn von Sar-

gans und starb mit Georg II. zu Anfang des XVI. Jahrhunderts aus, nachdem sie zwar in der zweiten Geschlechtsfolge das reiche Erbe der Freiherrn von Vaz im hohen Rhätien erheirathet hatte, aber durch die Kriege mit den Schweizern, für und gegen Oesterreich und mit den eigenen Sippen so herunter gekommen war, dass Sargans die Stammburg, welche heut zu Tage noch wohl erhalten in das Rheinthal und auf seinen fabelhaften Durchbruch durch den Wallensee herabblickt, an Oesterreich zuerst verpfändet, hernach verkauft wurde, und dass der letzte Sprössling, Georg II., als Söldner desjenigen Herzogs sein Leben endigte, den er mit wechselndem Glücke einst selbst bekriegt hatte. Mit eindringlicher und über den sonst etwas trockenen Ton der geschichtlichen Forschung sich erhebender Rede hat der Verf. diese Verhältnisse (S. 273—356) geschildert. — Ref. fügt bei, dass S. 280—281 als jüngerer Bruder Rudolf's und Hartmann's jener Ulrich von Sargans einzuschalten sey, welcher von 1337—1358 als der Dritte dieses Namens die Würde eines Abtes von Salem bekleidete und u. A. von seinem Vetter Wilhelm von Montfort das Geschenk eines Hauses und Weinberges in Markdorf an sein Kloster bewirkte (vergl. Apiarium Salemitanum p. 95—98.).

Die obenerwähnte Albecker Linie kam unter Heinrich II., dem Sohne des Stifters, durch Heirath mit Agnes, der Tochter Eberhard's von Würtemberg, in den Besitz der kurz zuvor von der Grafschaft Hohenburg abgekommenen Herrschaft Trochtelfingen und zu grosser Aufnahme, da dieser Herr Kaiser Ludwig's Landvogt in Oberschwaben wurde. — Von seinen Kindern behielt Heinrich III. die Albeckische Herrschaft, welche sein Enkel, der letzte Sprössling der Albeckischen Linie, um 1400 an die Stadt Ulm verkaufte, oder wie die Volkssage prägnant ausdrückt, in Lebkuchen aufass (S. 381.). Ref. fügt hier bei, dass jene ungenannte Tochter Heinrich's II. und der Agnes von Würtemberg, welche S. 369 vom Verf. erwähnt wird, Irmengard geheissen habe, die Gemahlin Graf Heinrich's III. von Fürstenberg-Haslach, der 1358 starb. Sie erhielt die Nutzung der Städte Bräunlingen und Haslach, verzichtete aber dagegen durch die Hand ihrer Oheime Ulrich und Eberhard von Wütemberg auf Heimsteuer und Morgengabe (1358. 1359. Urkunden im F. F. Archive zu Donaueschingen.).

Eberhard, Heinrich's III. jüngerer Bruder, stiftete die Trochtelfinger Linie, welche sich später von der neu erworbenen Herrschaft Sigmaringen schrieb. Diese, die glücklichste des ganzen Geschlechtes, bestund noch in fünf Generationen, und brachte ihre Güter durch die Erbtochter Anna an Friedrich, Landgrafen von Fürstenberg, mit Ausnahme von Sigmaringen und Vehringen, welche der Kaiser an sich zog und dem Hause Zollern verlieh. Dagegen war dieses Erbe durch Heiligenberg ansehnlich gemacht, welche Grafschaft die Trochtelfinger nach dem Aussterben der ältern Werdenbergischen Linie unter mancherlei Kämpfen 1428 als Erbschaft behauptet hatten, und die jetzt noch eine der schönsten Besitzungen der Fürsten von Fürstenberg bildet.

So weit sind wir dem Verf. in der sehr fleissig ausgearbeiteten Schilderung des weit verbreiteten Geschlechtes durch mehr als sechs Jahrhunderte gefolgt. Und wie das Grosse und Gewaltsame noch lange in der Geschichte nachklingt und oft in dem letzten Sprössling eines Hauses wieder gewaltig aufflackert, um dann auf immer zu erlöschen; — so finden wir die Greuel des Faustrechtes, an welchen dieses berühmte Geschlecht nach und nach verkümmerte, zu einer Zeit wieder auflebend, als schon längst die Sonne milderer Gesittung und feiner Bildung die Finsternisse des Mittelalters bekämpfte. Wir meinen die greuelvolle Ermordung des Grafen Andreas von Sonnnenburg durch den Bruder des letzten Stammhalters dieser Linie, den Grafen Felix von Werdenberg († 1530), welche in ihrer ganzen Schändlichkeit der Verf. mit den Worten eines Zeitgenossen, des Chronisten Grafen Werner's von Zimmern, aufs Eindringlichste geschildert hat (S. 457 ff.).

Ref. schliesst seine Anzeige mit der erfreulichen Bemerkung, dass der Verf., so oft sich Gelegenheit darbot, Züge aus dem Volksleben in seine Darstellung aufnahm, und mit dem aufrichtigen Wunsche, dass sein Beruf, als Würdeträger der Kirche, in unsern so widerlichen Zeitverhältnissen ihn weder der nöthigen Lust noch Musse zu einem ähnlichen Beitrage für die vaterländische Geschichte berauben möge.

Druck und Papier sind sehr gut. Ausser den in einem Verzeichnisse angemerkten Druckversehen sind dem Ref. nur folgende zwei aufgestossen: S. 6 Z. 4 von oben ist „von“ vor Bregenz zu streichen, und S. 110 Z. 3 v. o. ist 1574 statt 1374 zu lesen.

Fickler.

Nachtrag zur Beurtheilung des Höfler'schen Kaiser's Friedrich II.

(Heidelberger Jahrbb. d. Literatur Nr. 3. u. 4. 1846.)

Mit möglichster Unbefangenheit und Sorgfalt wurde das obige Werk im Jännerheft der Jahrbücher beurtheilt, die gute und schlimme Seite desselben hervorgehoben, als Endergebniss freilich die einseitige, parteiische und also auch häufig unrichtige, gegen Thatsachen und feste Grundsätze der historischen Kritik verstossende Anklagetendenz wider den grossen Hohenstaufen bezeichnet. Dieses Resultat einer, wie man glaubte, stets von erwägenden Gründen und Beweisen begleiteten Prüfung hat der Herr Professor Höfler in den Münchener gelehrten Anzeigen (Nr. 33. und 34.) in einer oft leidenschaftlichen, gereizten Sprache zu entkräften oder, wie sein Ausdruck besagt, abzufertigen getrachtet. Wie lautet diese Vertheidigung? — Erstens tadelte der Recensent die fahrlässige, corrumpirende Art, mit welcher der Verfasser die in der Vorrede angekündigten neuen Documente behandelt, Briefe des Kaisers und der Päpste mehrmals auf eine wahrhaft schauerliche Weise entstellt und in diesem kläglichen Aufzuge dem gelehrten Publicum vorführt (s. Recens. S. 38—41.). Statt diesen Tadel entweder stillschweigend und dankbar für die Berichtigung hinzunehmen oder als unbegründet zu widerlegen, bemerkt Herr Höfler seinerseits, jene der Wienerischen Hofbibliothek entnommenen Urkunden habe er (Höfler) zum Unglücke für den Recensenten nicht persönlich eingesehen und abgeschrieben, sondern in ihrer gegenwärtigen Gestalt von Wien erhalten; die Schuld falle also auf den Scriptor oder anderweitigen Beamten der k. k. Hofbibliothek. Ausreden der Art können jedoch unmöglich überzeugen; sie beweisen nur den flüchtigen, unkritischen Sinn des Verfassers, welcher sich hier brüstet mit neuen literarischen Subsidien und dort ohne Tact für den innern und formellen Gehalt derselben seinen Lesern den tollsten, elendesten Text aufbürdet, und endlich als eigentlichen Verführer zu den begangenen kritischen Sünden das gefällige Beamtenpersonal der k. k. Hofbibliothek aus Dankbarkeit angibt. So wenig als der Herausgeber Römischer

oder Griechischer Schriftsteller ohne weiteres die Schuld schlechter, von ihm jedoch als gut und tüchtig anerkannter Texte dem etwanigen Abschreiber beilegen darf, gilt auch für den Herausgeber mittelalterlicher Documente keine Freisprechung von sprachlich-kritischer Mühe und Sorgfalt. Briefe der Kaiser und Päpste sind eben auch literarische Denkmale, welchen Gedanken und Formen als wesentliche Kennzeichen beiwohnen. Diese Wahrheit ist so alt und trivial, dass es Beleidigung wäre, länger davon zu sprechen. — Ferner behauptet Herr Höfler, welcher das Gewicht der auf philologische Fahrlässigkeit lautenden Anklage wohl fühlt, mit stolzer Zuversicht (S. 263), viele der in den Wienerischen Handschriften enthaltenen Briefe seien nur sogeheissene dictamina (Stylübungen), und man dürfe ihre Authenticität beanstanden. — Hoc credat Judaeus Apella! — Warum beschwert denn der ungläubige Herr sein Urkundenbuch mit so leichter Waare? Warum mindert er durch dieses kecke, mit der Einsicht in die Urkunden nach eigenem Geständniss nicht betraute Urtheil den Werth der von ihm in der Vorrede gepriesenen Documente? Man sieht, der kritische Kopf stehet hier nicht an seinem Platz, und je mehr man ihn untersucht, desto stärker werden die Widersprüche und unheimlicher die Urtheile. —

Zweitens hat die Recension den Vorwurf erhoben und durch Beweise zu erhärten getrachtet, der Biograph habe eine unlautere Befangenheit entwickelt, überall und rücksichtslos die Parthei der Kirche genommen, die Kirche immer nur aus dem Standpunct des Anklägers, nicht des gerechten, beiden Seiten Raum gewährenden Geschichtschreibers betrachtet und dadurch sein Gemälde trotz mancher guten Seiten gröblich und entgegen der Wirklichkeit entstellt. Herr Höfler läugnet das Alles; er sagt, es sei ihm nur um Wahrheit zu thun; ob der Kaiser oder der Papst Recht habe? u. s. w., das kümmere ihn nicht; der Recensent habe ihm (dem Biographen) gleichsam Alles verdreht und Tendenzen, Ansichten sogar untergeschoben. Es genügt, etliche Fälle dieser langen Gegenrede hervorzuheben. Am Schluss der Kritik (S. 53) wurde bemerkt, der Verfasser gehe in seinem Lobpreisen der Franciskaner und Dominikaner so weit, dass er allerlei Schwänke, Schnurren und Ammenmährchen weitläufig, fast gläubig, einberichte und so bisweilen aus der Tragödie ein Lustspiel schaffe.

Wie vertheidigt sich Herr Höfler gegen diese, übrigens nur einen Nebenpunct treffende Rüge? Er sagt S. 275: „Ich habe die Einfalt jener Zeiten hervorgehoben; das Einfältige kömmt auf Rechnung eines Andern." Recensent, ohne unwillig über einen Gruss der Art zu werden, begnügt sich damit, dass er noch einmal die merkwürdige, gottselige Betrachtung des Herrn Höfler aus seinem Buche (S. 312) als Beweis des ausgesprochenen Tadels hervorhebt. „So aber machte sich (der Verfasser spricht von dem moralisch-geistigen (ipsissima verba) Uebergewicht der Franciskaner) gegenüber der orientalischen Pracht des kaiserlichen Hofes und der Verweltlichung des Christlichen in jener Zeit ein heilsamer Gegensatz geltend, der längst verschollene Tugenden, apostolische Einfalt, Lauterkeit und Armuth, die Gabe der Sprachen und der Wunder wiederkehren machte und die tiefsten Gemüther am dauerndsten erfasste." — Diese, namentlich die unterstrichenen Worte, schildern doch offenbar nicht die Einfalt der Zeiten, sondern das subjective, an die Wunder der Mendicanten gläubige Urtheil des Herrn Geschichtschreibers und Legendenreferenten. „Id quod erat demonstrandum." Herr Höfler, welcher meinetwegen das Alles berichten, aber als Genosse des neunzehnten Jahrhunderts nicht in der Gestalt eines Thaumaturgen glauben durfte (denn eigentliche Wunder geschehen nicht), nennt, mit sich selber von neuem im Widerspruch, dergleichen Züge den Humor des Tragischen. Etwa den lustigen Rath (clown) des Trauerspiels? — Gott bewahre wenigstens unsere Zeit vor dergleichen Humor!

Gegenüber dem Vorwurf, einzelne Thatsachen und Verhältnisse dem unbedingt kirchlichen Standpuncte aufgeopfert und dadurch Irrthümer begangen zu haben, ist die erstrebte, wiederum sehr leidenschaftliche Vertheidigung äusserst schwach und machtlos. Diess erhellt aus einem Blick auf die Geschichte des berüchtigten terroristischen Ketzermeisters Conrad von Marburg. Wenn Herr Höfler S. 67 Anmerkung ausdrücklich bemerkt, dass die Kirche mit sanften Mitteln (d. h. doch wohl Lehre, Mission) gegen die Sectirer nichts ausrichten konnte, und also hier wie anderswo die Nothwendigkeit der Glaubenstribunale durchschimmern lässt, wenn er meldet, dass in jedweder andern Zeit die blutige That, d. h. die Ermordung Conrad's (S. 35), einen allgemeinen Abscheu würde erregt haben, — liegt denn in diesen klaren Worten nicht ein Bedauern jenes schlechten Menschen und der von

ihm geführten Rotte? Offenbar. Demnach bleibt auch die Aussage, der Recensent habe dem Biographen Friedrich's eine grobe Unwahrheit aufgebürdet, natürlich gehaltlos. Ferner behauptet Herr Höfler dreist, er habe den Grafen von Sayn, den Hauptgegner Conrad's, keineswegs einen wilden und grausaman Menschen genannt, wie solches der Recensent hervorhebe. Nun stehet aber buchstäblich S. 65 geschrieben: „Es war diess (soll heissen: dieser, der Graf von Sayn) ein wilder und grausamer Mensch." Hat also der Verfasser, obschon er unten in der Note die gesta Trevirens. citirt, nicht die getadelte, dem Wormser Annalisten widersprechende Characteristik geliefert und den christlich und redlich gesinnten Grafen von Sayn (Annal. Worm. II. p. 176) falsch gezeichnet, also den erhobenen Tadel verdient? — Offenbar. — Ferner meldet der Wormser Annalist ausdrücklich, Conrad und seine Mithaften, Dorso und Johannes, hätten keine päpstliche Vollmacht besessen, dennoch aber ausgestellt. „Impulsabant hi tres (Conradus de Marburg, Conradus Dorso et Johannes) multos dominos et nobiles ac milites et cives, et multos ex illis raserunt et plures combusserunt. Et ecce mirum! Quidam de praedicatoribus, et de fratribus Minoribus totaliter adheserunt eis, quod ipsi ab eis mandata recipientes, qui tamen nullum mandatum a sede apostolica habebant, et obedierunt eis et combusserunt sicut et illi" (pag. 176). Was thut nun Herr Höfler so klaren Worten gegenüber in seiner Apologie? — Er beziehet (S. 270) aus eigener Machtvollkommenheit den Mangel an Vollmachten, den Satz, „qui nullum mandatum habebant — nur auf Dorso und Johannes, obschon nicht zwei, sondern drei Personen (hi tres), also auch der eigentliche Ketzermeister, von dem Berichterstatter zusammengefasst werden. Das heisst nicht einen Tadel widerlegen, sondern tiefer in den Irrthum hineinrennen. Wenn übrigens der Biograph Friedrich's die Wormser Annalen nicht kannte, warum gab er sich denn S. 66 den Schein dieser Kenntniss, andeutend, die Veröffentlichung jener Annalen werde der Begebenheit die rechte Würdigung bringen? Rec. musste aus diesem Wink folgern, Herr Höfler habe bereits handschriftlich jene Quelle gekannt. Denn warum, dachte man, hätte sonst die Andeutung plötzlich den Fluss der Relation unterbrochen? — Es wäre leicht, aber fruchtlos, dem Herrn Apologeten noch weiter zu folgen, jenes, weil kein Punct der

Recension widerlegt erscheint, dieses, weil das Gesagte genügt, um an mehren Beispielen die Gehaltlosigkeit der erhobenen Einreden nachzuweisen. Durch Schimpfen und Schmähen, wie wenn der Recensent von jeher keine abweichende Meinung anerkannt habe und im rohen Uebermuth, bäurischem Magisterton u. s. w. ein hochverdientes historisches Werk, die Höfler'sche Geschichte, herabgerissen und dadurch für die Zukunft allen historischen Credit verloren habe, — durch dergleichen Künste kommt unser Biograph sicher zu keinem Ziel. Der Unterzeichnete wenigstens wird niemals in solche Ausbrüche einer lächerlichen, bornirten Leidenschaft einstimmen, sondern Waffen der Art gerne dem Verfasser des Pseudo-Fridericus überlassen.

Kortüm.

Geschichte der Chalifen. Nach handschriftlichen, grösstentheils noch unbenützten Quellen bearbeitet von Dr. Gustav Weil, a. o. Professor der morgenländischen Sprachen und Bibliothekar an der Universität Heidelberg etc. Erster Band. Vom Tode Mohammed's bis zum Untergange der Omejjaden, mit Einschluss der Geschichte Spaniens vom Einfalle der Araber bis zur Trennung vom östlichen Chalifate. Mannheim. Bassermann, 1845. 45 Bog. 8.

Der Verf. hat bei Bearbeitung des vorliegenden Werks dieselbe Methode befolgt, wie bei dem „Leben Mohammed's", jedoch mit Berücksichtigung des natürlichen Unterschieds zwischen einer Biographie und einer allgemeinen Geschichte. Dort musste die Persönlichkeit Mohammed's von allen Seiten beleuchtet werden, weil von ihr die ganze religiöse und politische Umwälzung der arabischen Halbinsel ausging. Die Chalifen stehen zwar der Mehrzahl nach noch als Lenker an der Spitze der öffentlichen Angelegenheiten, sie bilden aber nicht mehr den Mittelpunkt, um den sich die ganze Geschichte ihrer Zeit dreht. Darum konnte hier nur so viel aus dem Privatleben der Chalifen aufgenommen werden, als zum richtigen Verständnisse ihrer äussern Wirksamkeit nothwendig war. Die verschiedenen Wahlsprüche oder Siegelinschriften der Chalifen hat der Verf. darum weggelassen, weil er sie für eine spätere Erdichtung hält; denn in den ältesten Quellen, wie Ibn Kuteiba und Tabari findet man auch keine Spur davon; auch harmoniren sie höchst selten mit dem Cha-

rakter der Chalifen, daher sie keinerlei historisches Interesse bieten. Abu-l-Abbas ist der erste Chalife, bei welchem Tabari die Inschrift seines Siegelrings erwähnt; darum mag der Leser, der die frühern auch für ächt hält, sie bei Elmakin nachschlagen, ebenso die physische Beschaffenheit der Chalifen, die man zwar bei Ibn Kuteiba auch findet, wo aber häufig sich widersprechende Traditionen angeführt werden, so dass man am Ende doch keine genaue Kenntniss derselben erhält. Vorliegende Arbeit ist in sofern dem Leben Mohammed's nachgebildet, als der Verf. sich nicht damit begnügt hat, alte Irrthümer zu berichtigen und unbekannte Thatsachen aus neuen Quellen herbeizubringen, womit er eigentlich seine Aufgabe als Orientalist gelöst hätte, sondern auch hier sein besonderes Augenmerk darauf richtete, historische Gewissheit sowohl von frommen Sagen als von absichtlichen Entstellungen zu reinigen. Diese Sonderung war bei der Chalifengeschichte in sofern leichter, als unter den Quellen schon nicht mehr dieselbe Uebereinstimmung herrscht, wie sie der Glaube an den Propheten hervorgebracht, und die Wahrheit häufig durch Vergleichung der verschiedenen Darstellungen unter einander ermittelt werden konnte. Schwieriger ward sie aber zuweilen, weil dort oft schon ein gesunder Verstand ausreicht, um die nackten Thatsachen durch den Schleier zu durchblicken, in welchen sie später Aberglaube und Wundersucht gehüllt, während sie hier nicht selten aus politischem oder religiösem Parteigeiste mit vieler Gewandtheit entstellt werden. Man bedenke nur, dass die ganze Geschichte der Chalifen, bis zum Untergange der Omejjaden, erst unter den Abbasiden, die sie vom Throne verdrängt, geschrieben worden, und man wird gerne glauben, dass die mit der neuen Dynastie befreundeten Chroniker die untergegangene nicht mit schmeichelhaften Farben malten. Eben so wenig können wir von Autoren, welche die Rechtmässigkeit der Nachfolge Ali's als eine Glaubenssache betrachten, eine unparteiische Darstellung des Kampfes erwarten, den er und seine Nachkommen gegen Muawia und sein Geschlecht führten.

Da der Verf. in der Vorrede die handschriftlichen Quellen angegeben, die er zu diesem Bande benützt hat, so will er sie hier nicht alle wiederholen. Die wichtigsten sind: Abd Almahasin, Djahabi und Masudi bis zur Regierung Abd Almalik's, die Annalen des Tabari für die weitere Periode, und Ibn Abd Alhakam für die Geschichte Akrika's und Spaniens. Unter Tabari, dem ausführlichsten und unpartei-

ischsten aller arabischen Historiker, meint er den 10., 11. und 12. Band des arabischen Urtextes, welchen die königliche Bibliothek zu Berlin besitzt, und die königl. preussische hohe Regierung ihm gnädigst hier zu benützen gestattete, eine Liberalität, welche um so mehr Anerkennung verdient, als sie noch keineswegs allgemein geübt wird, besonders bei so werthvollen und unersetzlichen Handschriften. Die persischen und türkischen Uebersetzungen und Bearbeitungen dieses Autors dürfen nur mit der grössten Behutsamkeit gebraucht werden. Ref. hat schon im 3. Doppelhefte des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift, bei der Anzeige der konstantinopolitanischen Ausgabe des Tabari, darauf aufmerksam gemacht, dass der Uebersetzer nicht nur Vieles aus dem Urtexte ausgelassen, sondern auch Manches entstellt und Anderes zugesetzt. Inzwischen hat er sich aber durch Vergleichung jener Uebersetzung mit den Berliner Handschriften auch überzeugt, dass förmliche Fälschungen sowohl zu Gunsten der Aliden als der Abbasiden vorkommen. Wo zu Ehren Ali's und seines Hauses der Urtext verfälscht worden, hat der Verf. als warnendes Beispiel für allzugläubige Orientalisten, die besonders persische Quellen benützen, denen diese Bearbeitung Tabari's zum Muster diente, in den Noten zu gegenwärtigem Bande angegeben. Hier nur ein Beispiel aus der Geschichte der Abbasiden, welches erst im folgenden Bande Platz finden kann:

Ibn Hubeira, Statthalter von Jrak, des letzten Omeijaden Merwan II., behauptete sich noch mehrere Monate nach des Chalifen Tod in der festen Stadt Wasit gegen die Abbasiden. Er ergab sich erst, als Abu Djafar, der Bruder des Chalifen, später unter dem Namen Manssur bekannter, ihm und seinen Truppen eine vollständige Amnestie zusagte und mit den heiligsten Schwüren besiegelte. Bis hierher lauten Urtext und Uebersetzung gleich. Im erstern heisst es aber dann (T. XII. f. 43.): „Abu Djafar wollte den mit Ibn Hubeira geschlossenen Vertrag erfüllen, aber Abu Muslim stachelte den Chalifen fortwährend an, ihn aus dem Wege zu räumen. Ibn Hubeira war anfangs behutsam und begab sich nur von zahlreichen Schaaren begleitet zu Abu Djafar. Doch nach und gewann er immer mehr Vertrauen und erschien zuletzt nur noch in Begleitung von drei Freunden. Einmal redete er Abu Djafar mit den Worten „O. Mann" an, doch entschuldigte er sich wieder und sagte, er habe sich so aus Gewohnheit ausgedrückt, nicht aus Mangel an Ehrerbietung gegen

den Bruder des Chalifen. Abu Djafar verzieh ihm, aber Abu-l-Abbas drang fortwährend in ihn, diesen Feind ihres Hauses aus der Welt zu schaffen, und drohte ihm sogar zuletzt. Endlich gab Abu Djafar nach. Er verbarg hundert Mann in seinem Hause und liess Ibn Hubeira nebst seinen Freunden, den Häuptern von Mudhar und Keis, zu sich rufen und zusammenhauen."

Statt dieser einfachen und wahren Geschichte, welche aber freilich die ersten Abbasiden als meineidige Meuchelmörder brandmarkt, liest man in der türkischen Uebersetzung (T. V. p. 155.): „Einige Tage nach der Capitulation hörte Abu Djafar, dass Ibn Hubeira den Vertrag verletzt, indem er heimlich das Volk gegen Abu-l-Abbas reizte. Abu Djafar schwieg und berichtete nichts davon an den Chalifen, denn er wollte vorher die Sache näher untersuchen. Er erhielt aber bald ein Schreiben von demselben, in welchem ihm Ibn Hubeira als ein Aufrührer geschildert ward, dessen Blut vergossen werden dürfte, indem ja er den Vertrag verletzt. Abu Djafar untersuchte die Anklage, und als glaubwürdige Zeugen sie für begründet erklärten, und sich herausstellte, dass er wirklich Verrath geübt, gab er den Befehl, ihn und seine Freunde, 42 an der Zahl, hinzurichten."

Dieses Beispiel wird schon genügen, um einerseits das Misstrauen zu rechtfertigen, das Ref. nicht nur gegen die Uebersetzungen des Tabari, sondern überhaupt gegen alle spätern Quellen hat, andererseits um zu zeigen, dass man noch keine Geschichte des Orients geschrieben hat, wenn man sich damit begnügt, bald aus diesem, bald aus jenem orientalischen Werke ein Stück zu übersetzen und durch einige europäische Wendungen zu einem Ganzen zu verbinden. Man wird es nach dieser Erörterung auch natürlich finden, dass unser Text noch zahlreiche Noten nachschleppt, in welchen grösstentheils die verschiedenen Quellen wörtlich angeführt und ihr gegenseitiger Werth erwogen wird. Historiker und Orientalisten werden dem Verf. gewiss dafür danken, und andere Leser können sie ja leicht übergehen. Dazu kamen noch andere Anmerkungen, welche theils Legenden und Anekdoten, theils literarische Notizen enthalten, die häufig mehr noch als äussere Begebenheiten ein treues Bild des Lebens geben. Ob der Verf. in der äussern Darstellung Fortschritte gemacht, darüber mag das Publikum urtheilen, er kann nur versichern, dass er eifrig darnach gestrebt hat, so viel als möglich das

morgenländische Colorit mit europäischer Klarheit und Bestimmtheit zu verbinden.

Der 2. und 3. Band dieses Werkes, welche die Geschichte der Abbasiden enthalten sollen, werden in nicht sehr langen Zwischenräumen nachfolgen.

Weil.

Demosthenis Oratio in Aristocratem. Graeca emendatiora edidit, apparatu critico, collatione codicis Parisini Sigmatiac denuo instituta, Prolegomenis, Commentario perpetuo atque Indicibus instruxit Ernestus Guilielmus Weber, Weissenseas, Phil. Dr. et Professor illustris Gymnasii Wimariensis. Jenae, Croeker 1845. 8. XVI. und IXXXIV. und 588 nebst 2 nicht paginirten Blättern Corrigenda.

Der Text ist, was man nur billigen kann, auf eine nochmals angestellte Vergleichung des Cod. Σ gegründet. Ausserdem hat Herr Weber die Varianten aus den sechs alten Ausgaben gesammelt. Hierbei ist die Mühe grösser als die Frucht. Denn nur drei, Ald., Felic. und Lambino-Morel., haben kritischen Werth, die andern, die Paulina, Herwag. und selbst die Wolfischen mehr oder weniger sind Nachdrucke zu nennen. Die Varianten aber hat Herr Weber übersichtlich geordnet, nur glaube ich, dass man einen noch einfachern Weg einschlagen kann, wenn man nemlich überall da, wo Handschriften oder Drucke weiter nichts als Wiederholungen von einem andern sind, blos das Original anführte, es sey denn, dass die Copie eine zufällige oder absichtliche Variante bietet. Zum Beispiel Cod. Bavar. ist Wiederholung von F, ferner Ital. ist gar derselbe Codex, der auch Venetus Marcian. 417. heisst, aus welchem nach den Marginalien einer Aldina die Appendix Francof. in der Wolfischen Ausgabe von 1604 geflossen ist. S. Notitia Cod. Demosth. I. p. 11 sqq. Wozu also die Anführung dieser drei? In dieser Hinsicht wird man eine Angabe der Handschriften nach Classen und Familien, wie sie Herr Weber in einer eigenen Abhandlung noch zu liefern verspricht, um so mehr jetzt schon vermissen, als meine vor 12 Jahren angefangene Notitia Codicum vorerst blos eine nach den Herausgebern des Demosthenes gesonderte Masse seyn sollte, damit man nur einmal

erführe, was benutzt sey und was noch benutzt werden könne. Nach Familien berichtete ich über diese Masse in meiner Didot'schen Ausgabe, aber, durch den vorgesteckten Raum und Zweck beschränkt, kurz. Den Grundsatz aber, welchen Herr Weber über Behandlung der Wortkritik aufstellt, nemlich dass das von den besten Handschriften Gebotene nach der Schreibart des Schriftstellers beurtheilt werden müsse, unterschreibe ich im allgemeinen, und diese Maxime habe ich, namentlich bei einzelnen Formen, selbst befolgt. Allein eben daher weiss ich auch, dass man damit nicht ausreicht, indem man sich bei einseitiger Befolgung derselben oft in einem Cirkel bewegt. In den meisten Fällen ist es gerathener, die von der besten Handschrift überlieferte Lesart aufzunehmen, wenn sie nur nicht an und für sich fehlerhaft ist, als diese dem vermutheten Sprachgebrauch aufzuopfern, welcher aus der besten Handschrift erst bewiesen wird. In der Vorrede genannter Ausgabe habe ich mehre Beispiele von verschiedenen Formen angeführt, welche Demosthenes nebeneinander braucht, aber auch von solchen, welche als vereinzelte den durch überwiegend viele andere Stellen als demosthenische erhärtete weichen müssen, beides nach dem Grundsatz der Wahrscheinlichkeit. Uebrigens hat Herr Weber den demosthenischen Sprachgebrauch kennen zu lernen durch diese sorgfältige Arbeit beigetragen. Wesentlich stimmen wir beide auch darin überein, dass die mit Cod. Σ gleichzeitige manus correctrix der ersten Schrift vorzuziehen sey. Das lässt sich an vielen Stellen augenscheinlich zeigen. Aber es müsste auch überall gesagt werden, welches die alte und welches eine neuere Correctur ist. Der ursprüngliche Schreiber des Σ, meint Herr Weber, hätte im Streben nach grösserer Energie des Ausdrucks den Demosthenes nach dem Demosthenes verbessert und abgekürzt. Daher sey die grosse Anhänglichkeit an diese Handschrift zu verwerfen, welche wir, Funkhänel, Baiter, Sauppe und ich, uns hätten zu Schulden kommen lassen. Zum Belege werden folgende Beispiele angeführt, auf welche wir also vor altem Andern uns einlassen müssen.

§. 193: Χωρὶς δὲ τούτων, εἰ μὲν ἐχθρὸς ὢν Χαρίδημος κακῶς ἐποίει. ψίλος δὲ φήσας εἶναι μετεβέβλητο, τάχ᾽ ἂν ταῦτά τις ἤκουεν. So die Vulgata, nur dass Bekker Χαρίδημος einklammert. Ich habe diess in Σ, Ή (= meinem Florentiner LIX., 9., welchen Bekker blos zur Midiana verglichen hat), Lind. (= meinem Lindenbroger), Urbin.

(= meinem Urbinas 113), ferner in Bekker's F, Υ, Σ fehlende, in v nach ἐποίει gesetzte, also in der Familie des Aug. I., auch in meinen Vindd. 4. und 6. erscheinende unnöthige Wort gestrichen, wie auch Herr Weber thut. Die viel bedeutendere Variante ist aber, dass folgende Handschriften εἶναι nicht haben: Σ, II Lind., Urb., Υ, Ω. Mein Vind. 6 und Cod. s lassen alle Worte nach ἐποίει φίλος bis nach οὗ φίλος offenbar aus Versehen weg. Es steht also jenes εἶναι (das nach φήσας) nur in der Familie des Aug. 1.; auch in meinen Vind. 4. (welcher sonst gewöhnlich mit Υ übereinstimmt) und in F (daher auch in Bav.). Demnach fordert die urkundliche Kritik, das Wort wegzulassen, wie Funkhänel, die Züricher und ich gethan haben. Darüber urtheilt aber Herr Weber: „Nemo probabit ut graece ea vi dictum qua illi verba φίλος δὲ φήσας μετεβέβλητο — receperunt." Die Gräcität dieser Construction ist leicht zu beweisen. Denn μεταβάλλομαι φίλος ist ein gewöhnlicher prägnanter Ausdruck und heisst, „ich werde mit eingetretener Veränderung ein Freund", wie μεταβάλλω auch heissen kann: „ich erhalte" oder „ich gebe etwas nach eingetretener Veränderung", das Passiv ebenso „ich tausche ein, ich vertausche." Es hat dieselbe Construction, wie ἐπανορθοῦσθαι, welches Stallbaum (ad Plat. Euthyphr. p. 61 seiner Specialausgabe) damit vergleicht, und wie μεταλλάττεσθαι, μεθίστασθαι, auch das lateinische mutari, corrigi, worauf Ast ad Plat. Phaedr. p. 266 (= Vol. I. p. 333) aufmerksam macht. Die Verba, welche eine Veränderung bedeuten, können wie die, welche überhaupt ein „Machen" bezeichnen, construirt werden, im Activ mit einem doppelten Accusativ, nicht blos dem des Objects, sondern auch unmittelbar mit dem des Prädicats, und im Passiv können sie, wie die Verba „Werden", auch das Prädicat im Nominativ zu sich nehmen. Lucian. Philop. c. 3: ἐκ γυναικῶν ὄρνεα μεταβαλλόμενα. Dem. Eubul. §. 47: ἔλαχον ἱερεύς. Eurip. Heraclid. 796: Νέος μεθέστηκ' ἐκ γέροντος αὖθις αὖ. Plat. Rpbl. IX. p. 571 A: αὐτὸς δὴ λοιπὸς — ὁ τυραννικὸς ἀνὴρ σκέψασθαι πῶς τε μεθίσταται ἐκ δημοκρατικοῦ γενόμενος ποῖός τίς ἐστι. Dionys. Arch. II., 3: Ἠγανάσθησαν — τὴν χείρονα τύχην διαλλάξασθαι δοῦλαι δὴ ἐξ ἐλευθέρων γενόμεναι, „mit dem schlechteren Loos zu vertauschen."

(Schluss folgt.)

Nr. 18. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Demosthenis Oratio in Aristocratem.

(Schluss.)

Ueber das Activ s. Astii Lexic. Plat. s. v. Μεταβάλλω, Διαλλάττω, und andere Lexx. Dieser Gebrauch erhellt noch deutlicher aus Wendungen, wie ἑτέραν μεταλλάξας τὴν χώραν Lycurg. Leocr. §. 86, wo weder der Artikel, noch ἑτέραν zu streichen ist, denn es heisst eigentlich „die Gegend (das Vaterland) in eine andere (Gegend) verändern." Kürzer Aristoph. Avv. 117: Αὖθις αὖ ὀρνίθων μεταλλάξας φύσιν „sich verwandelnd in die Natur von Vögeln, ihre Natur eintauschend." Mit φήσας aber darf man in vorliegender Stelle φίλος nicht verbinden, deswegen habe ich nach Funkhänel's Vorschlag dieses durch Commata getrennt und habe übersetzt: „Praeterea si, hostis quum esset, nocuisset, in amicum autem, ut vult, mutatus esset, audiri fortasse haec potuissent." Wörtlich: „Wenn er sich geändert und, da er das gesagt hat, (wirklich) ein Freund geworden wäre, so liesse sich das hören."

§. 26: Οὐ δὴ δεῖν ᾤετο τῷ τῆς αἰτίας ὀνόματι τιμωρίαν προςγράφειν, ἀλλὰ κρίσιν· καὶ διὰ ταῦτα, ἄν τις ἀποκτείνῃ τινὰ, τὴν βουλὴν δικάζειν ἔγραψεν, καὶ οὐχ ἅπερ, ἂν ἁλῷ, παθεῖν χρὴ εἶπεν. So Herr Weber nach Reiske mit Bekker und Dindorf. Ausser im Barocc. findet sich χρὴ nur noch in meinen Vindd. 4. und 6., fehlt aber auch in meinen Π, Urb., Lind., und Σ, auf dessen Rande jedoch, was Bekker nicht bemerkt, als wirkliche Variante steht χρ. ἃ ἁλῷ παθεῖν εἶπεν, giebt statt dessen blos ἂν ἁλῷ, εἶναι. Bei so überwiegender Autorität ist χρὴ nicht aufzunehmen. Dazu kommt, worauf Benseler De Hiatu p. 117 aufmerksam macht, dass ein Hiatus wie χρὴ εἶναι nicht demosthenisch wäre. Lautete aber die Stelle διὰ ταῦτα „ἐάν τις ἀποκτείνῃ τινά" τὴν βουλὴν δικάζειν ἔγραφε, καὶ οὐχ ἅπερ, ἂν ἁλῷ, (nach Σ) εἶναι oder (statt dieses letzten Wortes nach den andern Codd.) παθεῖν mit oder ohne hinzugefügtem εἶπεν, so läugnet Herr Weber mit Unrecht die Gräcität derselben. Denn folgen wir dem Σ, so ist nach οὐχ

das kurz vorhergehende ἔγραψε zu ergänzen, folgt man den andern Handschriften, so gehört die Negation zu εἶπεν, der Relativsatz aber ἅπερ, ἂν ἁλῷ, εἶναι bleibt so griechisch wie die Vulgata ἅπερ, ἂν ἁλῷ, παθεῖν. Für diesen Gebrauch des Infinitivs im Relativsatze bei oratio obliqua s. Schaefer Apparat. V. p. 505. IV. p. 293. ad Plutarch. IV. p. 289. Haack. ad Thuc. II., 102. und Andere. Vergl. ferner nur aus derselben Aristocr. §. 53. ἐφ᾽ οἷς ἐξεῖναι κτεῖναι. Ebenso §. 60. zweimal, dann §. 74. (gerade wie Lept. §. 158). §. 194: δι᾽ ὃν ὑμῖν προςήκειν (geringere Codd. haben προςήκει) ἐπιορκῆσαι. Diese Construction ist in unserer Stelle um so zulässiger, als δεῖν ᾤετο vorausgeht und es einerlei ist, ob ich sage „und nicht (schrieb er), was, im Falle einer überführt wäre, stattfinde“ oder „stattfinden solle.“ Ich übersetzte: Propterea, si quis etc. scripsit, non, quae fiant, si quis convictus sit. Diese Stelle giebt mir zugleich eine gewünschte Gelegenheit, einen Fehler meiner Ausgabe zu verbessern. In der vorhergehenden Zeile steht πρὸ μὲν τοῦ τὴν κρίσιν γενέσθαι. Den zweiten Artikel streicht Herr Weber, weil ihn Σ und App. Frncf. nicht haben. Er steht auch nicht in meinen Vindd. 4. und 6., und nicht in meinem II. Es gehen die Verbrechen voraus, auf welche sich das Gericht bezieht, darum war ich vielleicht zu ängstlich, in der Nähe eines Artikels den andern zu streichen, weil sehr oft durch Nachlässigkeit der Abschreiber der eine von zweien ausbleibt. Allein die Autorität genannter Handschriften hebt uns über dieses Bedenken hinweg, und Herr Weber macht darauf aufmerksam, dass κρίσις hier allgemein gesagt werde, „ehe ein Gericht stattfindet“, wie das Wort noch oft in dieser Rede gebraucht wird. Zugleich bemerke ich, dass der bisherige kritische Apparat diese Variante aus App. Frncf. nicht aufgenommen hatte. Viel wichtiger indess als die Vervollständigung aus diesem Anhang ist die genauere Vergleichung von Σ, welche Herr Weber anstellen liess, wovon gleich das Folgende ein Beleg ist.

§. 156: Ἡ ὑμετέρα — εἴτε χρὴ φιλανθρωπίαν λέγειν εἴθ᾽ ὅ τι δήποτε, wo Bekker die Variante φιλανθρωπία aus Σ giebt. Die genauere Collation des Herrn Weber aber führt φιλανθρωπίαν an, und ich vermuthe, dass bei Bekker Σ statt F verschrieben ist. Denn Bav. hat den Nominativ. Den Accusativ haben auch meine II, Urb., Vindd. 4. 6., Lind. Nur möchte ich den Nominativ bei λέγειν nicht geradezu

ungriechisch nennen, wenn er die angefangene Construction bei εἴτε — εἴτε fortsetzt, obschon unter den vielen von Herrn W e b e r gesammelten Beispielen vom Genitiv und Dativ es allerdings auffallend ist, dass kein Nominativ nachgewiesen werden kann.

§. 94: Εἰ μηθεὶς ἄλλος ἦν ὅστις ἤμελλεν ὁμοίως τούτῳ — γράφειν, ἴσως ἂν ἧττον ἦν δεινόν. So Aug. 1., Vind. 6., Ald., Morel., und so wählte Herr W e b e r unter den sehr bedeutenden Varianten im letzten Satze. Denn Σ hat: ἴσως ἂν ἦν τοῦτο. — II, Urb., F, Y, Ω: ἴσως ἂν ἦν ἧττον τοῦτο. — Obs., Ital. (App. Frncf.): ἴσως ἂν ἧττον ἦν τοῦτο δεινόν. — Vind. 4: ἴσως ἂν ἦν ἧττον δεινόν. — Felic. (Herw., Paul.): ἴσως ἂν ἧττον ἦν δεινὸν τοῦτο. — Herr W e b e r sagt zwar, die App. Frncf. habe ἴσως ἂν ἧττον ἦν τοῦτο ohne δεινόν. Allein es steht blos darin: γράφειν] ἧττον ἦν τοῦτο. Weil nun dieser Anhang die Varianten der Ald. und, wie gesagt, hauptsächlich des Ital. (= Venet. 417) enthält, und dieser Codex τοῦτο δεινὸν hat, so folgt, dass die App. Francf. das im Wolfischen Texte vorhandene δεινὸν nur nicht noch einmal aufführen sollte. — In unserer Stelle nun scheinen mir alle Varianten aus folgender Dittographie erklärbar: ἴσως ἂν ἦν (ἧττον) τοῦτο (δεινόν). Denn dass ἧττον δεινὸν eine alte Variante ist, beweiset des S o p a t e r's in Hermog. Vol. V. p. 36. Wlz.: ἧττον ἂν ἦν δεινόν. Bekanntlich ist schon früh in den Rhetorenschulen der Text des Demosthenes verändert worden.

Allein der Ausdruck ἴσως ἂν ἦν τοῦτο ist nicht demosthenisch, sagt Herr W e b e r, obwohl gut griechisch, wofür er selbst eine völlig gleiche Stelle aus Aeschyl. Sept. adv. Theb. 663 (nicht 868) anführt: τάχ' ἂν τόδ' ἦν. Was ist aber daran nicht demosthenisch? Dieser Redner setzt ἔστι mehr als einmal für ἔνεστι, z. B. Phil. I. §. 42: οὐ γάρ ἐστιν, οὐκ ἔστιν ἕν' ἄνδρα δυνηθῆναι etc. ὑποσχέσθαι — ἔστιν. wie Aeschin. f. leg. § 34: ὡς ἦν ὕστερον ἀκούειν (cf. ἐξῆν αὐτῷ μὴ γράφειν Aristocr. §. 93.). „Der Sinn ist aber dem Zusammenhang entgegen. Diceret orator e mente hominum illorum doctt., psephisma Aristocratis fortasse valere posse, si nullus alius existeret, qui pariter atque ille contra publicas utilitates scripturus esset. Probaret igitur aliqua ex parte ejus auctoritatem. At num talia apte dicere ei licuit summa ope in antecedentibus molienti, ut psephisma contra leges esse ostenderet." Das ist aber auch nicht der Sinn, welchen ich mit der aufgenom-

menen Lesart verband. Demosthenes wollte nicht sagen, „so wäre dies Psephisma erlaubt“, sondern „so wäre der Vorschlag vielleicht möglich, ohne dass ich dagegen aufträte“, d. h. so könnte man sich ihn vielleicht gefallen lassen, meinetwegen möchte er seyn. Dieser Sinn ist dem Zusammenhang vollkommen gemäss.

§. 15: Παρεσκεύασαν ἄνθρωποι (so schreibt Herr Weber, nicht mit Schäfer ἄνθρωποι, weil es, sagt er, allgemein ausgedrückt, nur in Gedanken auf Aristokrates und seinen Anhang zu beziehen sey), ὅπως — εἷς — πᾶσαν ὑφ' αὑτῷ ποιήσεται τὴν ἀρχήν. Den Dativ haben die geringern Autoritäten F (daher die Ald. und aus dieser die folgenden Ausgaben bis auf Reiske herab), v und App. Frncf., unter den meinigen der Rand des Π von zweiter Hand. Σ und alle andern Codd. haben αὑτὸν, welchen Casus daher Bekker zuerst aufgenommen hat. Herr Weber stellt den Dativ wieder her als demosthenisch. Mit grossem und dankenswerthem Fleisse bringt der Herausgeber die Stellen zusammen, in welchen dieser Ausdruck bei Demosthenes vorkommt, und man muss gestehen, dass dadurch bewiesen ist, dass die vorliegende Stelle die einzige bleibt, in welcher der Accusativ mit so guter Autorität vorkommt. Besonders scheint die Parallelstelle dieser Rede §. 179 für den Dativ zu sprechen: ἐνεχείρει — πᾶσαν ὑφ' ἑαυτῷ ποιήσασθαι τὴν ἀρχήν. Demungeachtet halte ich diese Gründe für scheinbarer als für haltbar. Denn 1) ist die Verwechslung ῳ und ον zu häufig, als dass man grosses Gewicht auf die Stellen legen könnte, wo Varianten vorkommen, und diese kommen doch in sehr vielen der übrigen vor, nemlich f. leg. §. 77: ἵνα μὴ — πάνθ' ὑφ' ἑαυτῷ ποιήσηται, hier hat die Familie des Aug. I. ὑπ' αὐτὸν (im Aug. I. selbst durch Correctur aus ὑπ' αὐτῶν). Cor. §. 48: ἕως Θετταλίαν ὑπὸ Φιλίππῳ ἐποίησαν ist dieser Hiatus auffallend. In der von Hermogenes angeführten Cor. §. 44. ἐποιεῖθ' ὑφ' ἑαυτῷ hat dieser Rhetor Invent. IV., 4. zweimal p. 160. und p. 164. Wlz. ἑαυτόν. Ebenso hat in Cor. §. 71. ὑφ' ἑαυτῷ ποιούμενος Alexander Rhet. p. 440. Wlz. ἑαυτὸν (jedoch marg. ex. Paris. ἑαυτῷ). In den übrigen, auch von Rhetoren citirten Stellen findet sich der Dativ. 2) Wäre es denn nicht möglich, dass auch Demosthenes einen Sinnunterschied in dieser Construction gemacht hätte? und wäre es alsdann nicht bedenklich, eine Stelle, in welcher sich ein anderer Sinn nachweisen liesse, nach einigen andern Parallelstellen zu ändern?

dass aber Demosthenes beide Casus braucht, bezeugt auch Priscian XVIII. 31. Vol. II. p. 268. Kr., wo von verschiedenen Constructionen der Präpositionen gehandelt wird: „Demosthenes pro Ctesiphonte: καὶ τὸν Ἑλλήςποντον ὑφ' ἑαυτῷ ποιούμενος. Idem in Philippicis ὑφ' ἑαυτὸν ποιούμενος." So giebt Krehl mit der Bemerkung: „Binis his Demosthenis locis scriptum legitur ὑφ' ἑαυτῷ. Equidem priore loco restitui ὑφ ἑαυτῷ, altero reliqui ὑφ' ἑαυτόν. Ich glaube umgekehrt, dass in der ersten Stelle Cor. §. 71. der Accusativ, und dass in der zweiten Phil. II. §. 7. (cf. Phil. III. §. 21. Chers. §. 60.), weil sie so von andern Rhetoren citirt werden (s. bei Herrn Weber), von Priscian der Dativ gesetzt war, und es also heissen müsse: „Idem in Philippicis ὑφ' ἑαυτῷ ποιούμενος, oder wahrscheinlicher ποιήσασθαι, denn so steht in den Philippicis. Jedenfalls wollte Priscian die doppelte Construction beweisen. Denn er fährt fort: „Et nostri sub imperio et sub imperium suum facit gentes." Der Unterschied aber besteht darin, dass ὑφ' αὑτῷ ποιεῖσθαι die Ruhe, schon das Resultat der Handlung, anzeigt, in der Construction mit dem Accusativ die Bewegung, noch das Streben nach dem Resultat, angedeutet wird. Ist dies richtig, so konnte nicht einmal der Dativ in vorliegender Stelle der Aristocratea stattfinden, denn da handelt sich's erst noch vom Erstreben einer künftigen Unterwerfung.

Im Commentar werden ausser den Sprachbemerkungen und Worterklärungen die Sachen und Beziehungen der Rede erörtert, aber auch das Kunstwerk als solches berücksichtigt, und zwar nach Anleitung der alten Rhetoren, deren Stellen gehörig mitgetheilt werden, gewiss zum grossen Nutzen nicht blos der studirenden Jugend, für deren Unterricht hier reicher Stoff geliefert wird, sondern bei der jetzt seltener gewordenen Kenntniss der gesunden Rhetorik auch zum merklichen Gewinn für die Leser überhaupt. Durch dies Alles möchte aber der Commentar Manchem zu weitläufig geworden seyn. Das Grammatische tritt in der Bearbeitung einer Rede, wie die Aristocratea ist, natürlich gegen die Sacherklärung zurück. Dennoch ist auch jenes so gründlich und reichlich behandelt, dass die Wissenschaft Vortheil davon hat. So z. B. die Bemerkungen über αὐτός an verschiedenen Orten, die Berichtigung gegen mich über den Tropus etymologicus, über welchen s. auch Lobeck's Index Lect. 1835. und dessen Paralipomena p. 521 ff. Die Sacherklärung verbreitet sich nothwendiger Weise hauptsächlich über die Geschichte

des Charidemus und seiner Zeit und über den Blutbann nach attischem Rechte. Der Herr Verf. hat es daher für zweckmässig erachtet, Rumpf's Programm De Charidemo, mit den nöthigen Anmerkungen bereichert, am Ende der Prolegomena wieder abdrucken zu lassen. Die Zeitgeschichte erscheint durch die 84 Seiten starke, schön geschriebene Einleitung in hinlänglich hellem Lichte. Es wird darin die damalige Lage Griechenlands, das Kriegswesen, besonders das Söldnerwesen (p. XXVIII. bis LIX.), Veranlassung der Rede und die dabei handelnden Personen geschildert, Alles mit Gründlichkeit. Das Jahr der Rede wird gegen Rumpf und A. G. Bekker auf Ol. 107, 1 Anf. bestimmt. Dass aber damals nicht, wie Weber nach Böhnecke annimmt, Demosthenes 29 Jahre alt war, sondern 32, suche ich in der Recension über Böhnecke's Werk (in Zeitschr. f. Alterth.) zu zeigen, und Hermann's neueste, obschon sehr scharfsinnige Abhandlung De Demosth. anno natali hat mich noch nicht wankend gemacht. Ob Droysen's Abhandlung über denselben Gegenstand, welche, wie ich höre, eben in Bonn für das Rhein. Museum gedruckt wird, damit übereinstimmt, weiss ich noch nicht. Diese vielfache Bearbeitung desselben Gegenstandes zeigt aber seine Wichtigkeit. Auch das kann ich nicht gut heissen, dass, Herrn Weber zufolge, Euthykles, des Aristokrates Ankläger, ein Thasier, welcher das attische Bürgerrecht erhalten hätte, seyn soll nach Argum. II.: Ἀριστοκράτης οὖν τις, Ἀθηναῖος ὑπειλημμένος, ἔγραψε τοιοῦτο ψήφισμα etc. Εὐθυκλῆς δέ τις Θάσιος τὸν δῆμον ἐπελάβετο τοῦ ψηφίσματος. So Herr Weber, weil die Thasier von Alters her mit den Atheniensern verbunden gewesen wären. Allein wie sehr hatten sich die Zeiten geändert! Und hätte wohl Einer, welchem selbst das Bürgerrecht geschenkt worden wäre, gegen diesen Gesetzesvorschlag auftreten können, auch ohne es nur einmal zu erwähnen? Es ist vielmehr, wie schon Hier. Wolf vermuthete, mit meinen Vindd. 6. und XX. sicher Θριάσιος zu lesen. Dieselben Handschriften haben weiter oben εὖ ὑπειλημμένος. Daraus habe ich nach §. 6. der Rede (cf. Phil. IV. §. 42.) εὐεργέτης ὑπειλημμένος ergänzt. Die von Herrn Weber vor Ἀθηναῖος und nach ὑπειλημμένος gesetzten Commata müssen demnach wieder weg, und in meiner Ausgabe, was ich bei dieser Gelegenheit bemerken will, der Druckfehler τοῦτο in τοιοῦτο corrigirt werden, wie schon meine lateinische Uebersetzung zeigte, welche tale hat. Auch hätte ich besser so

interpungirt: Aristocrates quidam, Atheniensis, qui de populo bene meritus esse videbatur.

Unter den im Commentar gegebenen historischen Erörterungen wählen wir die schwierige Stelle §. 199 f. aus: τὰς δὲ τῶν ξένων (sc. δωρεὰς ἐδίδοσαν) πῶς; ἐκεῖνοι (die Vorfahren) Μένωνι τῷ Φαρσαλίῳ δώδεκα μὲν τάλαντα ἀργυρίου δόντι πρὸς τὸν ἐπ' Ἠιόνι τῇ πρὸς Ἀμφιπόλει πόλεμον, τριακοσίοις δ' ἱππεῦσι, πενέσταις ἰδίοις, βοηθήσαντι etc. — πολιτείαν ἔδοσαν. — Καὶ πάλιν Περδίκκᾳ τῷ κατὰ τὴν τοῦ βαρβάρου ποτ' ἐπιστρατείαν βασιλεύοντι Μακεδονίας, τοὺς ἀναχωροῦντας ἐκ Πλαταιῶν τῶν βαρβάρων διαφθείραντι καὶ τέλειον τἀτύχημα ποιήσαντι τῷ βασιλεῖ, οὐχ ἐψηφίσαντ' ἀγώγιμον etc. Jenes Ereigniss soll sich nach Herrn Weber's Meinung auf Ol. 104 beziehen, als Timotheus Amphipolis erobern wollte. Denn Eion wäre (Theopomp. bei Harpokrat. s. v. Ἠϊών) von den Athenern zerstört worden, nachdem diese die Amphipoliten daraus vertrieben. Weissenborn aber sey mit sich selbst im Widerspruche, weil er (Hellen.) p. 141 diese Hülfsleistung Menon's bei Eion auf Olymp. 76, 1. setze und doch p. 174 Eion in den ersten Zeiten Philipp's zerstört werden lässe. Darin kann ich an und für sich keinen Widerspruch finden. Allein beide Forscher unterscheiden hier nicht das mendäische, von Manchen auch verschieden geschriebene (Ἠιών zweisilbig) Eion von dem strymonischen. Bei diesem Letztern kann allerdings nicht*) Olymp. 76, 7. Menon gegen Amphipolis geholfen

*) In meiner Recension über Weissenborn's Hellen. (Zeitschr. f. Alterth. 1845. Suppl. II. Nr. 22—23.) habe ich auch die Stelle der Aristocratea für Olymp. 76, 1. noch gelten lassen und die vom Scholiasten zu Aeschines (p. 755 Rsk.) angeführte fünfte Niederlage der Athenienser bei Amphipolis auf Olymp. 92, 4., und die siebente auf Olymp. 93, 1. gesetzt. Das hiesse, diese beiden, doch auseinander liegenden, in dasselbe Jahr setzen. Ich beeile mich, den mir unbegreiflichen Irrthum zu berichtigen, weil in so schwierigen Untersuchungen aus einem Irrthum leicht mehrere entstehen. Die Annahme von Olymp. 93, 1. für das siebente Unglück halte ich auch jetzt noch für richtig, aber das fünfte möchte ich nicht sowohl wie Böhnecke (p. 140) nach der Besetzung der Stadt durch Brasidas, aber doch bald nach Kleon's unglücklicher Schlacht setzen, der nicht sehr correcten Wortstellung οἱ ἐνοικοῦντες ἐπ' Ἠιόνα Ἀθηναῖοι ἐξηλάθησαν ungeachtet. Denn so Etwas ist bei einem Scholiasten nicht auffallend. Aus dem, was ich oben im Texte über die Macht der Chalcidenser in Amphipolis zu jener Zeit (Olymp. 89, 3.) an-

haben. Denn damals, als Cimon es von den Persern für die Athenienser eroberte, worüber ich der Kürze wegen auf des gelehrten Bähr Noten zu Herodot VII., 10. verweise, existirte Amphipolis noch nicht; es kann also auch kein Krieg gegen diese Stadt geführt worden seyn. Dass ich aber für Eion's Einnahme jetzt nicht mehr wie früher nach Diodor (XI., 60.) Olymp. 77., 3, sondern Olymp. 76., 1. setzen muss, hat uns Krüger (Studien p. 39 ff.) gelehrt. Hagnon gründet Amphipolis erst Ol. 85., 4. Also kann Ol. 76., 1. mit des Demosthenes Worten nicht gemeint seyn, aber auch nicht Ol. 104., denn damals lebte der hier gemeinte Menon nicht mehr, wie sich weiter unten zeigen wird; auch ist Ol. 104. für eine Ol. 107., 1. gehaltene Rede, wo alte Beispiele als Beweise angeführt werden, eine zu junge Zeit.

Das von Theopompus erwähnte Factum fällt in dem mendäischen Eion vor: Ἠιών*). Δημοσθένης ἐν τῷ κατὰ Τιμοκράτους (nach einer sehr häufigen Verwechslung statt Ἀριστοκράτους, womit unsere Stelle gemeint ist). Ἠιὼν πόλις Θράκης, Μενδαίων ἀποικία, ὥς Θουκυδίδης, Θεόπομπος δ' ἐν τῇ Δ' φησιν, ὥς Ἀθηναῖοι ἐκβαλόντες ἐξ Ἠιόνος Ἀμφιπολίτας κατέσκαψαν τὸ χωρίον. Was hier beide Geschichtschreiber von dem mendäischen**) Eion erzählen, geht auf verschiedene Zeiten. Thucydides (IV., 7.): Im Frühling des 7 Kriegsjahres Ol. 88., 3. a. Chr. 425 nimmt der atheniensische Anführer Simonides einige Athenienser aus den benachbarten Besatzungen und eine Menge Bundesgenossen und be-

---

führe, ist es mir wahrscheinlich, dass von diesen die noch wenigen übrigen atheniensischen Bürger und die atheniensisch Gesinnten vertrieben worden und in das benachbarte Eion geflohen sind, das nur 25 Stadien (Thuc. IV, 102., wofür Diodor ungenauer gegen 30 Stadien sagt XII., 74) entfernt war. Auf diese Weise lassen sich des Scholiasten Worte ohne alle Veränderung erklären.

*) Harpokration wird wohl Ἠιών (zweisilbig ἠών) geschrieben haben, denn dieser Artikel folgt nicht zwischen Ἠε. und Ἠκ., sondern nach Ἠφ., und Codd. A D haben ἠμών.

**) Otfr. Müller Maked. p. 26. tadelt mit Recht, dies mendäische Eion nach Pierien zu legen. Eustathius ad Iliad. β' Vers 561. setzt dreierlei, 1) das hier bei Thucydides vorkommende, eine chersonesische Stadt; 2) den berühmten Hafen von Amphipolis; 3) das pierische. Das erste und das dritte hat Stephan. Byz. s. v. Der Schol. ad Thuc. I., 98. bezeichnet 2 als thracisch, das zweite und das dritte. Und wahrscheinlich waren das zweite und das dritte derselbe Ort.

setzt dies den Athenern feindliche Eion, welches im Chersones, in der Nähe der Bottiäer und Chalcidenser lag. Ueber diese Lage s. Bähr zu Herodot. VII., 25. und jetzt noch Tafel Via Egnat. III. p. 9 ff. Die Chalcidenser aber verjagen den Simonides wieder daraus. Das von Theopompus berührte Factum muss wahrscheinlich in die ersten Jahre Philipp's fallen, denn unser Geschichtschreiber erzählt es im vierten Buch seiner Philippica, welches die Zeit nach der amphipolitanischen Gesandtschaft an Athen, welche im 3. Buch erwähnt wird und Ol. 105., 2. fällt, und die Zeit vor den Ol. 105., 4. erfolgten thessalischen Bewegungen behandelt zu haben scheint. So lange aber Philippus Amphipolis noch inne hatte oder schon belagerte, wird diese ohnehin im Innern gespaltene Stadt nicht Macht genug gehabt haben, zugleich eine entlegene Stadt besetzt zu halten. Erst nachdem sie von Philipp für frei erklärt worden Olymp. 105., $^1/_2$, lässt sich dies denken. Dazu passt es, anzunehmen, dass sie sich dem chalcidischen Bunde anschloss, da sie schon früher Ol. 89., 3. Chalcidenser in sich aufgenommen: Thuc. V., 6. und 21. Unter diesen vielleicht dieselben, von welchen Aristoteles spricht Polit. V. cap. 5. p. 1306. Bkk.: Καὶ ἐν Ἀμφιπόλει, ᾧ ὄνομα ἦν, Κλεότιμος τοὺς ἐποίκους τοὺς Χαλκιδέων ἤγαγε, καὶ κατελθόντων διεστασίασεν αὐτοὺς πρὸς τοὺς εὐπόρους. cap. 3. p. 1303: Ἀμφιπολῖται δεξάμενοι Χαλκιδέων ἀποίκους ἐξέπεσον ὑπὸ τούτων οἱ πλεῖστοι αὐτῶν. Durch diese für den Zeitraum, in welchem Amphipolis Freiheit genoss, gewonnene Zusammenstellung gewinnt man auch für die sonst dunkle Stelle in unserer Rede §. 149 f. hinreichendes Licht: Timotheus wird von den Atheniensern ausgesandt gegen Amphipolis und den Chersones Ol. 105., $^1/_2$., als Kotys noch lebte, der Ol. 105., 2. ermordet wurde, da tritt Charidemus in die Dienste der Olynthier, welche sowohl den Atheniensern Feind waren, als auch Amphipolis inne hatten: μισθοῖ — αὐτὸν Ὀλυνθίοις τοῖς ὑμετέροις ἐχθροῖς καὶ τοῖς ἔχουσιν Ἀμφίπολιν κατ᾽ ἐκεῖνον τὸν χρόνον. Man hat zwar gesagt, wegen des wiederholten Artikels könne das letzte (τοῖς ἔχουσιν Ἀμφ.) nicht auch auf die Olynthier gehen, sondern es müssten zwei einander entgegengestellte Begriffe seyn. Allein ohne dies zu läugnen, dass hier ἐχθροῖς und ἔχουσι entgegengesetzt werden, geht doch beides auf Ὀλυνθίοις, von welchen beides prädicirt wird, dass sie sowohl Feinde der Athenienser waren, als auch Amphipolis inne hatten. Die Olynthier aber waren bekanntlich das Haupt der Chalcidenser. Dann ist

dadurch auch das klar, dass damals Timotheus das in der Nähe der Chalcidenser gelegene und von den Amphipoliten besetzte, ursprünglich mendäische Eion mag zerstört haben, wovon Theopompus spricht. Dass aber Demosthenes davon nicht sprechen kann, beweist der Beisatz τῇ πρὸς Ἀμφιπόλει.

Buttmann nun (Prolegg. ad Plat. Menon. p. 2f.) wollte auf diese Erwähnung des Redners Thuc. II., 22. beziehen. Hier wird nämlich erzählt, dass ein Pharsalier Menon im ersten Jahre des peloponnesischen Krieges Ol. 87., 1. a. Ch. 431. nach einem alten Bündnisse (der Pharsalier) dem bedrängten Athen Hülfe geleistet habe. Damals wurde aber kein Treffen bei Eion gegen Amphipolis geliefert, was auch nicht möglich war, da diese Stadt damals noch die Athenienser inne hatten. Dies ist von Buttmann übersehen worden. Auch noch im 7. Jahr des Kriegs Ol. 88., 3. v. Chr. 425 ist die Gegend atheniensisch, denn in dem Winter von 424 auf 425 fängt der atheniensische Anführer Aristides bei dem strymonischen Eion den Perser Artaphernes: Thuc. IV., 50. Auch noch Ol. 89., $^2/_3$ v. Chr. 422. Thuc. V., 6. behaupten Eion die Athenienser. Es ist nur eine Zeit übrig, in welcher das in Frage stehende Ereigniss vorgefallen seyn kann; auf diese Zeit passt aber auch Alles. Es ist der berühmteste, bei Eion gegen Amphipolis geführte Krieg; Demosthenes sagt: πρὸς τὸν ἐπ' Ἠιόνι τῇ πρὸς Ἀμφιπόλει πόλεμον. Da ist unter Kleon gegen Brasidas im 10. Kriegsjahre Ol. 89., $^2/_3$ v. Chr. 422 die Schlacht geliefert worden, welche Thucydides weitläufig beschreibt im Anfange des V. Buches, und der Scholiast des Aeschin. f. leg. p. 755 R. als die vierte Niederlage bezeichnet. Es ist dieselbe, in welcher Sokrates kämpft. S. Plat. Apolog. c. 17. p. 28 E. und die dazu von Forster citirten Stellen. Dass bei dieser Gelegenheit auch der Pharsalier Menon, der Sokratiker, mit seinen Penesten und mit Geld die Athenienser unterstützte und ohne Zweifel seine Reiter auch selbst anführte, ist um so wahrscheinlicher, als die Thessalier, namentlich auch die Pharsalier, den Atheniensern befreundet waren, so dass Brasidas in Eilmärschen und nur mit grosser Anstrengung durch Thessalien kommen konnte. Thuc. IV., 78. Ebenderselbe Phrrsalier Menon findet sich Ol. 94., 4. v. Chr. 401 unter den Feldherrn des Cyrus. Xenoph, Anab. I. init. II. fin. Die Identität dieses Feldherrn und des sokratischen Menon haben die Bearbeiter der platonischen Schriften erwiesen; sie geht aber unwidersprechlich auch

schon aus Athen. XI. p. 505 sq. hervor. Hingerichtet wird er Ol. 95, 1. Anabas. II. fin. Er war zwar damals noch jung, aber doch alt genug, um einen Sohn haben zu können, Anabas. II. fin. Daher könnte allerdings ein Sohn desselben Ol. 104. dem Timotheus geholfen haben. Allein es findet sich auch keine leise Spur davon, dass dieser Feldherr von einem Menon wäre unterstützt worden. Dagegen ist das nicht ohne Wahrscheinlichkeit, dass es Dieses Sohn, also ein Enkel des Sokratikers Menon, aus Pharsalus ist, welcher sich Ol. 114., 3. im Lamischen Kriege auszeichnet, Plut. Pyrrh. init. Phoc. cap. 25.

Die andere Schwierigkeit der ausgewählten Stelle ist, wie man will, grösser oder kleiner. Man hält es für ausgemacht, dass sich Demosthenes im Namen Perdikkas geirrt hätte, da zur Zeit der Perser Alexander Philhellen über Macedonien herrschte, sein Sohn aber, Perdikkas II., damals wohl kaum geboren war. Dieser allgemein angenommenen Ansicht huldigt auch Herr Weber, und ich weiss nach mancherlei andern Erklärungsversuchen nichts Besseres.

Aus der Note über den Areopag knüpfe ich einige Worte an die vor 16—18 Jahren viel behandelte Stelle §. 66 an, welche heisst: τοῦτο μόνον τὸ δικαστήριον οὐχὶ τύραννος, οὐχ ὀλιγαρχία, οὐ δημοκρατία τὰς φονικὰς δίκας ἀφελέσθαι τετόλμηκεν. Damit scheint bekanntlich, um von Anderm nicht zu reden, im Widerspruch zu stehen Lysias De Caede Eratosth. §. 30: Τῷ δικαστηρίῳ τῷ ἐξ Ἀρείου πάγου, ᾧ καὶ πάτριόν ἐστι καὶ ἐφ' ὑμῶν ἀποδέδοται τοῦ φόνου τὰς δίκας δικάζειν, διαῤῥήδην εἴρηται. Der Widerspruch besteht oder verschwindet, je nach dem, als man diese letzten Worte übersetzt, „welchem die Blutgerichte zu hegen sowohl herkömmlich ist, als auch zu euerer Zeit zugestanden" oder „zurückgegeben." Denn waren jene zur Zeit der Zuhörer dieser nach Franz Ol. 95., 4. oder nach Andern Ol. 94., 2. gehaltenen Rede dem Areopag zurückgegeben worden, so hatte dieser Gerichtshof sie vorher verloren, dann natürlich durch Ephialtes Ol. 80., 1, welcher das Ansehn des Areopags geschmälert hat. Und dies ist allerdings der Worte einfachster Sinn, an welchem ich mordicus festhielt, obschon er nicht blos mit der Aristocratea, sondern auch mit Anderm, und namentlich mit Philochorus ap. Phot. Append. s. v. Νομοφύλακες im Widerspruche stand, wo behauptet wird, dass Ephialtes dem Areopag alles Andere genommen und nur die Processe über Leib und Leben (τὰ

ὑπὲρ τοῦ σώματος?) gelassen habe. Will man noch jene Bedeutung von ἀποδέδοται allein gelten lassen, so kann man sich, um den Widerspruch zu lösen, die Sache etwa so denken: Ephialtes hat zwar dem Areopagus den Blutbann gelassen, allein im peloponnesischen Kriege trat eine factische Aenderung ein. Da hat man, vielleicht unter den Dreissigen, wenn auch nicht gewagt durch einen förmlichen Beschluss diesem hohen Gerichtshofe diese Competenz zu nehmen, doch es zu verhindern gewusst, dass die Processe wegen Tödtung vor ihn gebracht wurden. Diese Ansicht äusserte schon 1830 K. Fr. Hermann in diesen Jahrbüchern p. 696 und citirt dafür sehr passend Schol. ad Aeschin. Timarch. ad p. 65 §. 39: Οἱ λ' τύραννοι διὰ Λακεδαιμονίων κατασταθέντες καὶ τὴν πάτριον πολιτείαν τῶν Ἀθηναίων καταλύσαντες ἐλυμήναντο τοὺς Δράκοντος καὶ Σόλωνος νόμους. Die gemeinschaftlichen Gesetze Drakon's und Solon's zusammen waren aber gerade die über die Tödtung. Auf diese Art liesse sichs denken, dass es nöthig geworden wäre, bei der Wiederherstellung der Verfassung unter Euklid dem Areopag genannte Gerichtsbarkeit ausdrücklich zurückzugeben. Zu dieser Annahme fand ich mich namentlich durch Hermann's eben genannte Recension über Forchhammer's Schrift De Areopago bewogen, obgleich mir immer noch Diodor's XI., 77. Ausdrücke, Ephialtes habe dem Areopag die πάτρια καὶ περιβόητα νόμιμα καταλῦσαι, bedenklich blieben. Vergl. Pausan. I., 29, 15: Ἐφιάλτης — τὰ νόμιμα τὰ ἐν Ἀρείῳ πάγῳ μάλιστα ἐλυμήνατο. Cicero (Rpbl. I., 27.) spricht gar von einem aufgehobenen Areopag: Athenienses quibusdam temporibus sublato Areopago nihil nisi populi scitis agebant. Es ist aber vielleicht nicht einmal jene Annahme nöthig, sondern man kann, zumal in Berücksichtigung, dass das Perfectum ἀποδέδοται dasteht, und nicht ein Ereigniss durch den Aorist erzählt wird, in der Stelle des Lysias übersetzen: „als auch ist es noch zu euerer Zeit zugestanden." Vergl. Demosth. Olynth. II. §. 30: τοῖς μὲν ὥςπερ ἐκ τυραννίδος ὑμῶν ἐπιτάττειν ἀποδώσετε. Aristotel. Polit. IV., 12, 3: Μάλιστα δ' ὡς ἁπλῶς εἰπεῖν ἀρχὰς λεκτέον ταύτας, ὅσαις ἀποδέδοται βουλεύσασθαί τε περί τινων καὶ κρῖναι καὶ ἐπιτάξαι. Und ein ähnlicher Gegensatz, wie von πάτριον und ἐφ' ὑμῶν, findet sich auch Demosth. Olynth. III. §. 23: Ἅ τις ἂν κεφάλαι' εἰπεῖν ἔχοι τῶν τ' ἐπὶ τῶν προγόνων ἔργων καὶ τῶν ἐφ' ὑμῶν. — ὥςπερ ὑμᾶς οὗτοι νῦν. Diese Bedeutung entfernt sich nicht weit von der durch Gottfr.

Hermann gegen Böckh aufgebrachten (nunc competit), welcher auch Herr Weber beipflichtet; wir hätten aber gewünscht, dass der gelehrte Herr Verf. des Commentars auf diese Controverse näher eingegangen wäre.

Mit dem Areopag steht das Institut der Epheten in genauer Verbindung, welchem Herr Weber längere Noten widmet, die wir leider nicht im Einzelnen begleiten können. Die Idee aber, welche er dem Ganzen zum Grunde legt, ist p. 269 ausgesprochen, dass die Areopagiten mit zu vielen wichtigen Geschäften überhäuft gewesen, daher der Gesetzgeber manche untergeordnete Geschäfte bei Untersuchungen der Tödtungen den Epheten übertragen habe. Daher käme ihre Name Ἐφέται. Die Annahme von dieser passiven Bedeutung des Wortes, „denen Etwas übertragen wird", sagt uns zwar besser zu als die, „weil man an sie hätte appelliren können", wie man es sonst erklärt. Dem attischen Recht widerstrebt eine solche Appellation. Aber ich möchte nicht von dem Uebermass von Beschäftigung der Areopagiten die Epheten herleiten. Denn überladen können dieselben auch in der Zeit der noch vollen Wirksamkeit nicht gewesen seyn. Sondern ich denke mir, wenn auch nicht mit Buttmann (Gramm. Vol. II. p. 421. 2. Ausg.) einverstanden, der das Wort activisch fasst, weil die Epheten als Bluträcher im Namen des Staates die Hand an den Mörder gelegt hätten, vielmehr dass ἐφέται der allgemeine Name sey für alle Richter, denen die Blutrache überlassen worden, dass er also ursprünglich auch den Areopagiten zukomme. Im Laufe der Zeit aber, wo mit diesem Institut so viele Veränderungen eintraten, hiessen die Richter auf dem Areshügel nicht mehr Epheten, so wurden nur noch die Richter über Tödtung in den vier andern Stätten genannt. Die Epheten allein sassen hier zu Gericht, nicht auch Heliasten, wie Forchhammer im Index Lectt. Kil. 1845. 2. gezeigt hat, indem dieser Gelehrte die bisher dagegen sprechende Stelle (Demosth.) c. Neaer. §. 10. urkundlich wieder herstellte und glücklich erklärte: ὀλίγας ψήφους μεταλαβὼν, ἐκ πενταχοσίων δραχμῶν (statt des δικαστῶν von geringer Autorität) ἀπῆλθεν ἐπιορκηκώς, „um 500 Drachmen meineidig." Weniger gewiss ist seine Conjectur in einer andern Stelle Isocrat. c. Callimach. §. 54: ὥστ' ἐπ' ἀκουσίῳ ν (i. e. πεντήκοντα) μὲν δικαζόντων statt ὥσθ' ἑπτακοσίων μὲν δ. In diese Untersuchung schlägt auch die Untersuchung ein, womit derselbe scharfsinnige Forscher im Oster-Index

Lectt. Kil. desselben Jahres uns beschenkt hat, worin er zu zeigen sucht, dass Polluc. Onom. VIII., 125. κατὰ μικρὰ δὲ κατηγελάσθη (statt κατὰ μικρὸν δὲ κατεγελάσθη) τὸ τῶν Ἐφετῶν δικαστήριον zu lesen sey. Gegen diese Conjectur haben wir, dass καταγελάζω nicht nachgewiesen werden kann, dass κατὰ ohne Bedeutung bliebe, und dass die Variante κατελύθη das κατεγελάσθη voraussetzt.

Aus allem Dem aber wird man sich von dem Reichthume und der Vortrefflichkeit der vorliegenden Ausgabe überzeugt haben, welcher Herr Weber die Timocratea und Or. fals. leg. auf ähnliche Weise will folgen lassen. Hoffentlich bald! Diese Bearbeitung schliesst sich an die besten Ausgaben einzelner demosthenischer Reden an. Sehr leid thut es mir, dass meine Ausgabe Herrn Weber zukam, als die seinige der Aristocratea fertig war, so dass er die Abweichungen nur noch anhängen konnte. Auch die Züricher erhielt er erst spät.

Dr. Vömel.

Sammlung von mathematischen, namentlich von Differential- und Integralformeln, nebst den Gleichungen etc. derjenigen krummen Linien, die am häufigsten Anwendung finden. Von Johann Andreas Schubert, Professor der mathematischen Wissenschaften an der technischen Bildungsanstalt zu Dresden. Zweite unveränderte Ausgabe. Dresden und Leipzig 1845.

Ref. hat schon von der ersten Ausgabe dieses Buches dargethan, dass es eines der überflüssigsten und zwecklosesten ist, womit das mathematische Publikum belästigt werden kann.

Sein Inhalt kann nach zwei Beziehungen abgetheilt werden; denn einmal enthält es allgemeine und besondere Formeln, die in die Lehrbücher gehören, und desshalb keine Sammlung vergrössern sollten; sodann enthält es auch noch Integralformeln, für welche allerdings eine Sammlung nöthig ist, aber Herr Schubert hat nur einen Theil derjenigen Integralformeln gegeben, welche schon in der Sammlung von Meier Hirsch stehen, so dass derjenige, welcher eine Sammlung von Integralformeln nöthig hat, immerhin gezwungen ist, neben der Schubert'schen noch die M. Hirsch'sche zu halten.

Im ganzen Buche ist aber keine Spur von Eigenthümlichkeiten zu

finden. Alles ist abgeschrieben. Um dieses darthun zu können, will Ref. den Inhalt des Buches seinen Lesern nach den zwei Beziehungen vorführen, nach welchen er abgetheilt werden kann.

I. Formeln, welche in die Lehrbücher gehören.

Diese hat Schubert an zwei verschiedenen Plätzen seines Buches angebracht, nämlich S. 1—26, und S. 146 bis zu Ende.

§. 1. S. 1—3. Hier steht die allgemeine Formel des binomischen Lehrsatzes mit speciellen Fällen. Die allgemeine Formel hat Jedermann im Gedächtnisse; und Jeder, der diese versteht, kann ihr die speciellen Fälle anpassen. — §. 2. S. 4—6. Die goniometrischen Formeln einfacher Winkel, wie sie in jedem Lehrbuche stehen. — §. 3. S. 6—8. Die goniometrischen Formeln der Winkelsummen und Winkeldifferenzen, und was dazu gehört. — §. 4. S. 8. 9. Einige specielle Fälle für den Cotesischen Lehrsatz. — §. 5. S. 9. Entwickelung der goniometrischen Functionen vielfacher Winkel in nach Potenzen der goniometrischen Functionen einfacher Winkel fortlaufende Reihen. Hierbei hat er die bereits wieder veraltete Bezeichnung $\sin^2 a$ statt $(\sin a)^2$. Er scheint also nicht zu wissen, dass heut zu Tage $\sin^2 a$ statt $\sin \sin a$ steht, d. h. dass $\sin^2 a$ eine sogenannte wiederholende Function ist. Er lese z. B.:

„Theorie der Differenzen und Differentiale von Schweins. S. 592."

— §. 6. S. 11. 12. Verwandlung der Potenzen goniometrischer Functionen in nach goniometrische Functionen vielfacher Winkel fortlaufende Reihen. — §. 7. S. 12. 13. Entwickelung von $\sin a$ und $\cos a$ u. s. w. in nach Potenzen von a fortlaufende Reihen, und andere goniometrische Reihen, welche jedes Lehrbuch hat. — §. 8. S. 14. Da stehen die Wahrheiten $\lg ABC = \lg A + \lg B + \lg C$, und was dazu gehört. — §. 9. S. 14—16. Da stehen die Reihen für a^y und $\lg y$, welche Jedermann im Gedächtnisse hat. — §. 10. S. 16—18. Da stehen die Summenformeln einiger gewöhnlichen Zahlenreihen, wie sie überall vorkommen. — §. 11. S. 18. 19. Die Summenformeln einiger Buchstabenreihen. — §. 12. S. 19. 20. Die Summenformeln der arithmetischen Reihen der ersten, zweiten, dritten und vierten Ordnung, welche in jedes Lehrbuch gehören. — §. 13. S. 20. 21. Da stehen die gewöhnlichen Gleichungen, wie man bei der arithmetischen Reihe der ersten Ordnung aus drei gegebenen Stücken die zwei andern bestimmt. — §. 14. S. 21. 22. Das-

selbe für die geometrische Reihe. — §. 15—22. S. 23—26. Hier stehen die allergewöhnlichsten Differentiationsoperationen, wie sie jedes Lehrbuch enthalten soll; und wenn auch die eine oder die andere nicht in jedem Lehrbuche vorkommt, so weiss doch jeder Schüler jedesmal, was er zu thun hat; sonst sieht es traurig mit dem Lehrer aus, der ihn unterrichtet.

Hier möchte ich noch fragen: Warum gebraucht Herr Schubert bei dem Differentiiren den griechischen Buchstaben δ statt des allgemein gebräuchlichen lateinischen Buchstabens d? Weiss Herr Schubert nicht, dass das griechische δ bereits für die Operationen des Variirens verwendet ist? Was will er beim Variiren für einen Buchstaben gebrauchen? Oder ist ihm das Variiren ganz unbekannt?

Von S. 26—145. stehen Integralformeln, welche ich sub Nr. II. vornehmen will. — §. 121. S. 146. Enthält die allgemeinen Formeln für Rectification, Quadratur etc., die Jedermann im Gedächtnisse hat, der sie zu gebrauchen versteht. — §. 122. S. 147. Entshält die allgemeinen Formeln für Tangente, Normale, Krümmungshalbmesser etc., ebener Kurven. Diese Formeln stehen in jedem Lehrbuche, und Jedermann, der sie zu gebrauchen versteht, hat sie im Gedächtnisse. — §. 123. S. 148. Hier finden sich einige unbedeutende Worte über Evolution ebener Kurven.

Hier drängt sich jedem Anfänger die Frage auf: Warum hat Herr Schubert nicht auch diejenigen auf räumliche Kurven und krumme Flächen bezüglichen Formeln gegeben, welche denen der §§. 121—123. analog sind?

§. 124—138. S. 149—169. Einiges über den Kreis, die Parabel, die Ellypse, die Hyperbel, die Cykloide, die Epicykloide, die Hypocykloide und die Kettenlinie. Lauter unbedeutende Dinge, aus irgend einer analytischen Geometrie entnommen, Dinge, die in ein theoretisches Buch und in keine Formelsammlung gehören. Einem Menschen, der nicht so viel gelernt hat, dass ihm diese Dinge ohnehin geläufig sind, dem nützen sie auch nichts, wenn er sie in einer Sammlung beisammen hat. Namentlich §. 130. ist mit den überall anzutreffenden Rectificationsformeln der Ellipse angefüllt. — §. 139—143. S. 169—173. Enthalten Formeln aus der ebenen und sphärischen Trigonometrie. Wie diese Formeln in eine Sammlung gehören sollen, ist schwer zu begreifen, da sie sich schon in jedem, auch dem allergeringsten Lehrbuche befinden müssen.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schubert: Sammlung der Differential- und Integralformeln.

(Schluss.)

II. Integralformeln.

Auch hier hat Herr Schubert durchweg δ anstatt d. (Ich will von jetzt an als Abkürzungszeichen immer M. H. setzen, anstatt „Integralformeln von Meier Hirsch.“ Dieses Werk ist die Hauptquelle, aus welcher Herr Schubert mit dem grossen Löffel geschöpft hat).

§. 23. S. 26—28. Enthält die Fundamentalformeln der Integralrechnung. Müssen in jedem Lehrbuche stehen, finden sich aber meistentheils in M. H. — §. 24. S. 28. 29. Dieser §. ist mit „Reductionsformeln“ überschrieben. Was man aber unter Reductionsformeln zu verstehen hat, mag er in M. H. Seite 19—28 lesen. Auch enthält dieser §. die Bemerkung, dass man irrationale Differentiale oft rational machen könne, und ist die Bemerkung mit einem sehr simplen Beispiele begleitet. — §. 25. S. 29. 30. Die fünf ersten Formeln sind aus M. H. Seite 34, und die sechste ist aus M. H. Seite 97. — §. 26. S. 30. Die vier ersten Formeln sind aus M. H. Seite 40, und die fünfte steht in M. H. Seite 99. — §. 27. S. 31—33. Die speciellen Formeln stehen zerstreut in M. H. Seite 35—39, und die etwas allgemeineren Formeln sind nach der dritten, S. 19. in M. H. stehenden, allgemeinen Reductionsformeln nachgebildet. — §. 28. S. 33—39. Die speciellen Formeln stehen in M. H. Seite 40—45, und die allgemeinen sind den in M. H. Seite 19 stehenden allgemeinen Reductionsformeln nachgebildet. — §. 29. S. 39. 40. Alles steht in M. H. Seite 46—48. — §. 30. S. 41. 42. M. H. Seite 54. — §. 31. S. 42. 43. M. H. Seite 61. 62. — §. 32. S. 44. M. H. Seite 68. — §. 33. S. 44—47. M. H. Seite 60—67. — §. 34. S. 47 bis 49. M. H. Seite 68—73. — §. 35. S. 49. 50. M. H. Seite 106. — §. 36. S. 50. 51. M. H. Seite 74. 75. — §. 37. S. 51. M. H. Seite 76. — §. 38. S. 51 bis 54. Die speciellen Fälle stehen in M. H. Seite 47. 74. 77. 81. 83; denn man hat nur $a = b = 1$ zu setzen, und die M. H.'schen Formeln gehen in die Schubert'schen über. Der etwas allgemeinere Fall gehört in jedes Lehrbuch. — §. 39. S. 54. 55. Die speciellen Fälle stehen in M. H. Seite 47. 74. 77. 81; denn man hat nur $a = 1$ und $b = -1$ zu setzen, und die M. H.'schen Resultate gehen in die Schubert'schen über. — Der etwas allgemeinere Fall gehört in jedes Lehrbuch. — §. 40. 41. S. 55—57. Steht in jedem Lehrbuche. — §. 42. S. 57. 58. Sind nach der in M. H. Seite 19. stehenden Reductionsformel VI. gebildet. — §. 43. S. 58. Sind nach der in M. H. Seite 19. stehenden Reductionsformel V. gebildet. — §. 44. S. 58. 59. Sind nach den in M. H. Seite 19. stehenden Reductionsformeln III. und V. gebildet. — §. 45. S. 59. 66. Steht in

M. H. Seite 94. 95. Nur hat Herr Schubert a, b, c gesetzt, wo M. H. bezüglich f, g, h setzt. — §. 46. S. 61. Steht in M. H. Seite 262. — §. 47. S. 61. 62. Steht in M. H. Seite 263. — §. 48—54. S. 62—67. Die speciellen Fälle stehen in M. H. Seite 266—273, aber in anderer Ordnung; die allgemeineren Fälle stehen M. H. Seite 261. — §. 55—64. S. 67—75. Die speciellen Fälle stehen M. H. Seite 274—286, aber in anderer Ordnung; und die allgemeineren Fälle sind M. H. Seite 261. — §. 65—72. S. 75—82. Alles dieses findet sich in M. H. Seite 26? 273, aber in anderer Ordnung. — §. 73—80. S. 82—89. M. H. Seite 117—135, und Seite 222—228. — §. 81. 82. S. 89—92. M. H. Seite 140—161. und 228—235. — §. 83. 84. S. 92—95. M. H. Seite 162—181. und 236—241. — §. 85—88. S. 95—100. M. H. Seite 182—203. und 241—244. — §. 89. 90. S. 100—102. Wie zu §. 83. und 84. — §. 91—93. S. 102—105. Wie zu §. 81. und 82. — §. 93. 94. M. H. Seite 236—241. — §. 95. S. 109 bis 111. M. H. Seite 241—244. — §. 96. S. 111. M. H. Seite 219. — §. 97. S. 111. M. H. Seite 216—217. — §. 98. S. 113. 114. Diese zwölf Formeln stehen beisammen in Raabe's Differential- und Integral-Rechnung. Bd. I. S. 53. 54. — §. 99. S. 114—116. M. H. Seite 221. — §. 100. S. 116. 117. M. H. Seite 218. — §. 101. 102. S. 117—118. M. H. Seite 215. 218. — §. 103. Seite 118. 119. M. H. Seite 219. — §. 104. S. 119. 120. M. H. Seite 216. — §. 105. S. 120. 121. M. H. Seite 216. — §. 106. S. 121. 122. Alles steht in M. H. Seite 292. 293. — §. 107. S. 122—124. M. H. Seite 291—293. — §. 108. S. 124—126. M. H. Seite 291. 295.

Auch hier hat Herr Schubert die bereits wieder veraltete Form $\lg^n y$ statt $(\lg x)^n$, eben weil er nicht weiss, dass durch $\lg^n x$ eine wiederholende Function angezeigt wird, dass z. B. $\lg^2 x = \lg\lg y$ etc. ist. (Man sehe die zu §. 5. gemachte Bemerkung.

§. 109. S. 126. 127. M. H. Seite 296. — §. 110. S. 127. 128. Steht in jedem Lehrbuche, z. B. in Raabe's Diff. und Integr.-Rechnung. Bd. I. S. 120. 127 etc. — §. 111. S. 128. 129. M. H. Seite 297. — §. 112. S. 129. 130. M. H. Seite 120. 121. etc. — §. 113. S. 130—132. M. H. Seite 289. 290. — §. 114. S. 132. 133. Alles steht in M. H. Seite 245—247. — §. 115. S. 133. 134. Sind specielle Fälle von §. 114. — §. 116. S. 134—136. Findet sich Alles in Raabe's Buch, auf den Seiten 210. 211. 213. 219. 227. 261. zerstreut. — §. 117. S. 136—138. Ebenso wie §. 116. — §. 118. S. 139. Alles ist in Raabe's Buch S. 132. 139. 231. 237. 238. 239. 240. an verschiedenen Orten zerstreut. — §. 119. 120. S. 140—144. Ebenso wie bei §. 118.

Dieses sind ungefähr die Bemerkungen, welche Ref. (in der pädagogischen Revue. Juliheft. 1843.) schon zur ersten Auflage gemacht hat. Was sagt aber der Leser, wenn auch noch in dieser sogenannten zweiten Ausgabe

1) immerfort $\lg^n x$, $\cos^n x$, $\sin^n x$ etc. bezüglich statt $(\lg x)^n$, $(\cos x)^n$, $(\sin x)^n$ etc. steht, während dem Herrn Schubert gesagt worden ist, dass durch $\lg^n x$, $\cos^n x$, $\sin^n x$ etc. wiederholende Functionen dargestellt werden? Mancher Schriftsteller hat seine Schreibart geändert, und schreibt jetzt $(\lg x)^2$, wo er früher $\lg^2 x$ geschrieben hat etc. Was sagt ferner der Leser, wenn auch noch in dieser zweiten Ausgabe

2) überall ein ∂ steht, wo jeder vernünftige Schriftsteller ein d ge-

braucht, während ja doch dem Herrn Schubert gesagt worden ist, dass das δ längst schon im Variationskalkul seine feste, bestimmte Bedeutung bekommen hat?

Der Leser wird sicher sagen: „der Herr Verleger hat mit Zustimmung des Herrn Verfassers ein neues Titelblatt drucken und so die erste Auflage noch einmal in die Welt hinausspatzieren lassen.“

Dr. G. Strauch.

Kurze Anzeigen.

A. E. Grube. Untersuchungen über die Entwickelung der Anneliden. Erstes Heft: Clepsinen (56 SS.), mit drei Kupfertafeln. Königsberg, 1844. 4.

Dem Verf., jetzt Professor in Dorpat, danken wir unter Anderen schon höchst schätzenswerthe Beobachtungen über die Anneliden und andere niedere Thiere des Mittelmeeres, die Unterscheidung inländischer Ringelwürmer u. s. w. Er geht von dem richtigen Grundsatze aus, dass, je vertrauter man sich mit einer, wenn auch nur kleinen, Thier-Familie mache, desto mehr Gelegenheit zu ungeahnten Entdeckungen es darin gebe. In der That wissen wir über die Entwickelung der Ringelwürmer sehr wenig, wenn wir von den Blutegeln, von einigen Beobachtungen Lovén's über meerische Formen, u. e. a. absehen. Während der Verf. mit den Clepsinen beschäftigt war, kamen ihm zwar mehre andere Beobachter, und insbesondere Filippi, mit einigen Nachrichten darüber zuvor; doch hat keiner seine Beobachtungen über diese Thiere so zusammenhängend, so allseitig eingerichtet und durch eine so lange Entwickelungs-Folge fortgesetzt. Sie umfassen den Zeitraum vom Austritt der Eyer aus dem älterlichen Körper an bis zum Ausschlüpfen der jungen Thierchen aus der Eyhaut (über 6 Tage) und bis dieselben endlich nach abermals 16—18 Tagen den älterlichen Körper, an den sie sich bis daher angehängt hatten, ganz verlassen und ein selbstständiges Leben beginnen. Das frisch gelegte Ey enthält eine grössere Anzahl von Dotterkugeln. In jenen ersten 6 Tagen erfolgen an diesen die gewöhnlichen Durchfurchungen, die Bildung des Embryo, die Entstehung der Nervenfäden?, die gliedweise Einkerbung des Körpers. In der zweiten der genannten Perioden entsteht erst die vordere und dann die hintere Saugscheibe, während die Nerven deutlicher werden, die Ringel vermehren und vervollständigen sich, der Darmkanal entwickelt sich, indem er sich dabei immer tiefer fiederartig an beiden Seiten den ineren der Gliederung entsprechenden Scheidewänden gegenüber einzieht; die Augen entwickeln sich u. s. w. — Auch die Naturgeschichte der erwachsenen Thiere wird manchfaltig beleuchtet, obschon mehre wichtige Fragen noch zu lösen bleiben. Wir dürfen auf eine Fortsetzung dieser schwierigen Untersuchungen hoffen, welche überall das Gepräge der sorgfältigsten und umsichtigsten Durchführung tragen.

H. G. Bronn.

Handbuch der Mineralogie von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, Königl. hannov. Geh. Hofrath und Professor zu Göttingen, Ritter des königl. Guelphen-Ordens. Zweiter Theil. System und Geschichte der Mineralkörper. Zweite Abtheilung. Zweite, gänzlich umgearbeitete Ausgabe. Göttingen, bei Vandenhoeck und Ruprecht. 1845. (S. 347—688.)

Nach einer Frist von wenigen Monaten ist die zweite Abtheilung des zweiten Theiles bald auf die erste gefolgt, welche bereits, so wie das darin enthaltene System, vor Kurzem in unsern Blättern besprochen wurde. Dieser Band beginnt mit der zweiten Ordnung der Oxygenide, mit den Hydraten; dann folgen die Manganate, die Ferrate, Aluminate, Silicate, welche letztere den Schluss und überhaupt die grössere Hälfte dieses Bandes bilden.

Wie schon bei der ersten Abtheilung bemerkt wurde, sind bei jedem Minerale (ausser den wichtigeren Kennzeichen, Krystall-Gestalten, Zusammensetzung) stets einzelne und höchst bedeutende Mittheilungen über Art und Weise des Vorkommens, über muthmassliche Entstehungs mancher Substanzen angeführt, welche um so interessanter sind, als Hausmann, wie bekannt, durch vieljährige Erfahrung, durch mannigfache Wanderungen in fremdländische Gegenden, Vieles zu sehen und zu beobachten Gelegenheit hatte. Ref. erlaubt sich als ein Beispiel hervorzuheben, was Hausmann (S. 362) über Bildung des Braun-Eisensteines sagt: zur Entstehung desselben hat, wie bei dem Pyrrhosiderit, sowohl eine Zersetzung des Eisenspathes (Spatheisensteins) als auch eine Umwandelung des Schwefeleisens, besonders des Schwefel- und Wasserkieses, und mancher anderen Erze, welche Schwefeleisen enthalten, Veranlassung gegeben. Obgleich diese Umbildungen noch immer fortgehen, so zeigen doch die Erscheinungen, welche damit zusammenhängen, Manches, was für jetzt noch nicht genügend zu erklären sein dürfte. Da der Eisenspath sehr häufig einen Gehalt von kohlensaurem Manganoxydul hat, so ist Folge davon, dass der aus jenem entstandene Braun-Eisenstein gewöhnlich manganhaltig ist, wogegen der aus Kiesen hervorgegangene davon frei zu sein pflegt. Auch ist von dem Mangangehalte des Eisenspathes zum Theil das häufige Zusammenbrechen von Braun-Eisenstein und verschiedenen Manganfossilien abzuleiten. Braun-Eisenstein erscheint nicht selten als Absatz aus Wasser, der auf diese Weise entsteht, dass kohlensäurehaltiges Wasser aus dem Gebirgsgestein kohlensaures Eisenoxydul aufnimmt, welches durch Verlust der Kohlensäure und höhere Oxydation sich in Eisenoxydhydrat verwandelt. Auf diesem Wege ist oft ochriger Braun-Eisenstein in die Höhlungen, Klüfte, Absonderungen mancher Gesteine gelangt, und besonders ist auch so die Bildung der aus Braun-Eisenstein bestehenden Dendriten zu erklären.

Noch bei vielen der in dieser Abtheilung abgehandelten Mineralien stossen wir auf ähnliche Winke, welche der würdige Verf. über deren Entstehung gibt, so wie auf andere schätzenswerthe Mittheilungen, wie bei dem Limonit, bei den verschiedenen Manganerzen, bei dem Magneteisenstein, Augit, Hornblende, Chrysolith, Epidot, Nephelin, namentlich aber über Feldspath und ausserdem noch viele andere Substanzen; hinsichtlich der bekannten und stets noch räthselhaften „Uralit-Krystalle" verwirft Hausmann keineswegs die Behauptung Einiger, die in diesen eigenthümlichen Krystallen eine mehr oder weniger

regelmässige und innige Verwachsung von Hornblende und Augit zu erkennen glauben, wobei dann freilich das Ganze den Blätterdurchgang der Hornblende wahrnehmen lässt, falls diese das Uebergewicht hat, während eine im Innern bemerkbare Tendenz zur Bildung von Fasern den Antheil des Augites an der Zusammensetzung zu erkennen giebt. Man könnte demnach die Uralit-Krystalle wohl gleich ähnlichen Verwachsungen chemisch verwandter Mineralkörper, wie Staurolith und Disthen ansehen. — Der Behauptung Hausmann's, dass gewisse Erscheinungen es wahrscheinlich machen, dass mancher glasige Feldspath ursprünglich das Ansehen von gemeinem Feldspath hatte, ist gewiss beizupflichten, zumal da dieselbe durch interessante Beispiele unterstützt wird. Der Grund ist natürlicher Weise in dem Einfluss einer hohen Temperatur zu suchen, wie es ein in dem Basalte am Hohenhagen, zwischen Göttingen und Münden vorkommender Feldspath zeigt. Dass wenigstens gemeiner Feldspath dem glasigen ähnlich werden kann, bezeugt die schon früher (Göttinger Anz. 1816. S. 493) angeführte Beobachtung, wie durch starke Gluht Feldspath-Krystalle in einem Feldstein-Porphyr, der zum inneren Gemäuer eines Schmelzofens diente, eine Art von Verglasung erlitten. — Höchst merkwürdig ist auch die Bildung von Alaun und Alaunstein, die sich, wie der Verf. bemerkt, ereignet, wo in Feldspath-haltigen Gesteinen, z. B. im Feldstein-Porphyr, Eisenkiess eingesprengt vorkommt, derselbe eine Zersetzung erleidet, wobei Schwefelsäure und Eisenvitriol hervorgehen. Hausmann hatte Gelegenheit, eine solche Umänderung des Feldspathes im Porphyr-Gebirge des Schwarzwaldes unfern Baden und bei Deutschen in Tyrol zu beobachten.

Gar manchem Lehr- oder Handbuche der Mineralogie ist schon (und mehreren wohl nicht mit Unrecht) der Vorwurf der Einförmigkeit und Trockenheit gemacht worden, man hat sogar die Mineralogie selbst bisweilen eine trockene Wissenschaft genannt. Wer sich vom Gegentheil zu überzeugen wünscht, dem empfehlen wir vorliegendes Buch, welches nicht allein für den Mineralogen, sondern auch für den Chemiker und Geologen eine Fülle wichtiger Thatsachen enthält, die reichlichen Stoff zum Nachdenken und zu weiteren Forschungen bieten. Wir hoffen, dass die dritte Abtheilung der zweiten bald folgen wird, um das gediegene Werk vollständig zu machen.

Zweites Supplement zu dem Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie von C. F. Rammelsberg, Dr. phil., Privatdocent a. d. Universität zu Berlin etc. Berlin, 1845. Verlag von C. G. Lüderitz. 8. VI. und 180 S.

Bekanntlich erschien in dem Jahre 1841 das „Handwörterbuch des chemischen Theils der Mineralogie." Schon im Jahre 1843 gab Rammelsberg zu diesem Werke, dessen Brauchbarkeit und Tüchtigkeit keines weiteren Lobes bedarf, ein Supplement heraus, welches nicht allein die neuen, im Verlaufe von zwei Jahren publicirten Arbeiten im Gebiete der Mineralchemie enthält, sondern auch einige in dem Buche aufgefundene Fehler und Lücken berichtigt, die allerdings bei der Masse von Analysen und Zeichen, trotz der Sorgsamkeit und Ge-

wandtheit Rammelsberg's nicht zu vermeiden waren. In der Vorrede zu diesem Supplemente verspricht der Verf. stets die im Zeitraume von zwei Jahren bekannt gewordenen Analysen in einem Supplemente dem Publicum zu übergeben, welches Versprechen mit vorliegender Schrift gelöst ist, indem sämmtliche im Zeitraume vom Juli 1843 bis dahin 1845 erschienenen Bereicherungen der mineralogischen Chemie getreu und sorgsam zusammengestellt sind.

Es bedarf indess nur eines Blickes in Rammelsberg's Handwörterbuch und dessen Supplemente, um zu sehen, dass dieser thätige Chemiker nicht nur eine Zusammenstellung von Analysen dem Publicum übergiebt, sondern dass ein bedeutender Zahl derselben theils von ihm selbst stammt, theils unter seiner Leitung von seinen zahlreichen Schülern vorgenommen wurde. So bringt uns auch dieses zweite Supplement eine Reihe wichtiger Mineralanalysen, die in dem Laboratorium des Verf. ausgeführt wurden und meist noch nicht anderweitig publicirt sind.

Gleich im Anfange, beim Achmit, stossen wir auf eine von Rammelsberg unternommene Analyse, wodurch derselbe den Zweifel zu lösen suchte, ob dies Mineral neben Eisenoxyd auch Oxydul und eine nicht ganz geringe Quantität von Titansäure enthält. Aus der Analyse geht hervor, dass ersteres nicht der Fall, und dass es am wahrscheinlichsten ist, anzunehmen, dass der Achmit mit ein wenig Titaneisen innig gemengt ist. Er weicht daher in seiner Zusammensetzung vom Augit ab. — Eine, mit der bekannten Genauigkeit Rammelsberg's, vom Arseniosiderit ausgeführte Analyse zeigt, dass das Mineral weder Kieselsäure noch Eisenoxydul (wie eine frühere Analyse angibt) enthält, sondern nur aus Eisenoxyd, Arseniksäure, Kalkerde und Wasser besteht. Eine interessante und wichtige Analyse ist die (im Laboratorium des Verf. vorgenommene) vom Manganocalcit, nach welcher das Mineral aus kohlensaurem Manganoxydul, kohlens. Kalkerde und kohlens. Eisenoxydul besteht, und demnach sich zum kohlensauren Mangan verhält wie der Aragon zum Kalkspath. Eine Analyse des so seltenen (ächten Werner'schen) Weissgültigerzes von Rammelsberg zeigt, dass dies Mineral kein Gemenge ist, sondern es nehmen ausser Schwefel, Antimon, Blei, Silber, Eisen, Zink und Kupfer an dessen Zusammensetzung Theil.

Eine weitere Angabe der mannigfachen, durch Rammelsberg und seine Schüler ausgeführten Analysen gestattet uns der Raum nicht und wir erlauben uns, nur noch auf die Zerlegungen von Apophyllit, Apatit, Chabasie, Epidot, Fahlerz, Hornblende, Nickelglanz, Polyhalit, Prehnit, Selenblei, Wolfram und Zinnkies aufmerksam zu machen.

Wir wünschen, dass Rammelsberg, seinem Vorsatze getreu, stets im Zeitraume von je zwei Jahren ein solches Supplement herausgeben möge, welches nicht allein durch eine sorgfältige Sammlung aller Bereicherungen im Fache der Mineralchemie, sondern auch namentlich durch die genauen Analysen, welche von Rammelsberg und unter seiner Leitung ausgeführt werden, für Mineralogen und Chemiker unentbehrlich ist. — Schliesslich können wir dem guten und deutlichen Druck der vielen Zahlen und Formeln unser Lob nicht versagen.

G. Leonhard.

Wörterbuch der Lateinischen Sprache, nach historisch-genetischen Principien mit steter Berücksichtigung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, bearbeitet von Dr. Wilhelm Freund. Dritten Bandes zweite Abtheilung. Leipzig, in der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung 1845. Von patricii bis quum maxime. S. 681—1151 oder Bogen 43—73.

Endlich können wir unsern Lesern die Nachricht von der Vollendung eines Werkes geben, welches wir seit eilf Jahren durch die verschiedenen, zum Theil seltsamen Phasen seiner Erscheinung begleitet haben, da nach Erscheinung der ersten Hälfte des zweiten Bandes, welche auf den ersten Band nach nicht langer Zeit folgte, erst der vierte und letzte Theil erschien, dann erst, nach bedeutender Pause, die zweite Hälfte des zweiten, und in mässigen Zwischenräumen der dritte Band, auch in zwei Abtheilungen, folgte. Hat nach der Erscheinung des grossen Scheller'schen Werkes Ruhnken dasselbe in einem grossen Quartbande auf holländischen Boden verpflanzt, so würde er dieses Werk, wäre es möglich gewesen, dass es schon damals hätte erscheinen können, gewiss freudiger begrüsst haben. Denn wer sich die Mühe geben will, das vorliegende Werk mit jenem zu vergleichen, der wird überall die grossen und gewaltigen Fortschritte benützt finden, welche die lateinische Sprachkunde und Lexicographie durch Vervollkommnung der Grammatik, Synonymik und Alterthumskunde, vorzüglich durch deutschen Geist und deutschen Fleiss gemacht hat. Nicht, als ob wir hier ein Ideal erreicht glaubten, oder gar die lexicographischen Leistungen für die lateinische Sprache auch nur für lange Zeit als abgeschlossen betrachteten: ein Wahn, in welchem der Verf. wohl am wenigsten befangen seyn wird; aber geleistet ist mit diesem Werke Etwas, das Anerkennung verdient und sie auch bisher gefunden hat: eine Anerkennung, die jedoch gerechte Wünsche und Ausstellungen nicht ausschliesst, deren wir selbst in unsern verschiedenen Anzeigen manche zur Sprache zu bringen nicht unterlassen haben. Aber wir freuen uns jetzt der Vollendung um so mehr, da dieser letzte Theil keine Ermüdung des Verf. oder Vernachlässigung der zuletzt bearbeiteten Buchstaben und Artikel verspüren lässt, und danken auch der um die klassischen Studien vielfach verdienten Verlagshandlung, dass sie das Werk, so viel an ihr war, gefördert und würdig ausgestattet hat. Der Preis des ganzen Werkes, auf 790 Bogen zu 17 Thalern, ist gewiss in Erwägung der Kosten für die Buchhandlung, und des gewiss fühlbaren Nachtheils wegen der späten Vollendung, sowie bei Vergleichung sonstiger gegenwärtiger Bücherpreise, billig genug.

Wir haben auch von diesem Schlussbande eine grosse Menge der bedeutendsten Artikel gelesen, und die Versicherung bestätigt gefunden, dass in demselben fortwährend die geschichtliche und rationale Entwickelung der Wortbedeutungen mit Schärfe und Klarheit dargelegt sey, es auch in Hinsicht der ältern lateinischen Sprachperioden alle frühern lateinischen Wörterbücher übertreffe.

Wenn wir auch hier noch eine Anzahl Bemerkungen, Verbesserungen und Nachträge, diessmal zu dem Buchstaben Q, beifügen, so geschieht es nur, um unser Interesse an dem Werke darzulegen, zugleich auch, um anzudeuten, in welcher Richtung unter andern dasselbe noch des Verf. nachbessernde Hand

bedürfen könnte, da es wohl eine neue Auflage erleben kann; hat doch das grosse Scheller'sche Lexicon von 1788 bis 1804 drei Auflagen erlebt.

Unter Qua bemerken wir, dass es in der Stelle aus Caesar B. G. I., 39: reliquum spatium, quo flumen intermittit heissen muss qua, sonst gehörte auch die Stelle gar nicht hierher. — Unter Quadrans vermissen wir nicht sowohl hier, als in des Verfasssers Gesammtwörterbuche, die Bedeutung des Wortes als geometrisches und astronomisches Instrument, also als mathematischen Kunstausdruck, der dorthin gehörte. Hier, im grossen, sind die Bedeutungen jenes Wortes bei den Klassikern unter sieben Rubriken genug angegeben. — Unter Quadrigae wird initiorum quadrigae aus Varro L. L. 5, 1. §. 12. citirt. Da steht die Stelle in keiner der Ausgaben, die Ref. vor sich hat. Bei Spengel ist sie V., 1, 6. (8.) p. 23; in der Ed. Bip. IV. p. 6; in der Ed. Amst. (Durdr.) 1623. und 1619. IV. p. 8; in der Ed. H. Steph. IV. p. 4; in der Ed. Gothofr. IV. p. 5; in der Ed. Ald. (1513. ad calc. Perotti) p. 1058. l. 14. — Unter quaesitus oder quaesitum vermissen wir die Redensart quaesito opus est iis aus Cic. Parad. 6, 2. und deren Erklärung. — Quaesticulus steht nicht Cic. de Div. II., 15., sondern II., 14. — Unter Quaestorius fehlt in der Stelle ad Famm. II, 17. officio quaestorio adductum vor dem letzten Worte te. Ebend. war die Stelle aus Sueton. Vit. Horat. scriptum quaestorium comparavit schon darum genauer zu citiren, weil zu ihrem Verständnisse das im Wörterbuche Gesagte nicht hinreicht. Sie steht §. 2, wo die Erklärungen in Richter's Ausgabe dieser Vita Horatii S. 10—13 stehen; vergl. C. Passow in seiner Abhandlung über das Leben und Zeitalter des Hor. S. XXXIX. (vor dessen Ausg. des Textes und der Uebersetzung der Episteln). — Unter Quaestus muss der S. 1120. aus Cic. XV., 14. citirte M. Fabius geschrieben werden M. Fadius. — Unter Qualis ebd. muss es in der aus Quintilian V., 14, 4. nicht propositio dissimili heissen, sondern proposito. — Unter Qualitas steht zwar nicht falsch, es sey „gut klassisch." Es ist aber doch zu bemerken, dass es Cicero nur als einen Versuch ausgiebt, das griechische ποιότης zu übersetzen, und nicht wie ein mit andern ganz gleich berechtigtes Wort gebraucht. — Unter Quam als Adverbium bemerkt der Verfasser wegen der Grundform und wegen der Grundbedeutung Nichts. Im Gesammtwörterbuche sagt er, es sey der Accus. fem. gen. und heisse eigentlich in wie weit. Demnach wäre es eine Art von Accus. absol. und etwa viam oder rationem oder partem zu ergänzen, wie ähnliche Abiative bei quâ. Vergleichen wir aber die Correlative tam und quam, so sieht man deutlich genug, dass, da tam kein Accus. fem. gen. ist, und auch nicht seyn kann, sondern so viel als tantum, folglich quam s. v. a. quantum seyn wird, mit welchem es oft in gewissen Redensarten alternirt; wie man denn z. B. für quantum potuit auch quam potuit sagt; und liest man non tam facile, quam tu arbitreris, so heisst diess: nicht in dem Grade leicht, in welchem etc. — Unter quamquam und quamvis sollte angedeutet seyn, dass der eigentlich ciceronische Sprachgebrauch, nach welchem bei quamquam meistens der Indicativ, bei quamvis immer der Conjunctiv steht, in der Grundbedeutung beider Wörter liegt (wiewohl und wenn auch noch so sehr): und dass die spätern Schriftsteller, jene Rücksicht vernachlässigend, quamquam mit dem Conjunctiv und quamvis mit dem Indicativ construirt haben. Und hat Cicero einige

Beispiele von quamquam mit dem Conjunctiv (quamvis mit dem Indicativ hat er nie), so hat er eben bei einem Concessivsatze, der seiner Natur nach das Verbum im Conjunctiv haben muss, statt der dazu gehörenden Concessivpartikeln, licet und quamvis, die mildere, blos limitirende, Partikel gebraucht. Auf keinen Fall kann man sagen, quamquam regiere den Conjunctiv; thun diess doch die eigentlichen Concessivpartikeln, quamvis und licet, nicht, die ohnehin eigentlich Verbalformeln sind [quantum vis, per me licet], sondern die Concessivsätze haben das Verbum im Conjunctiv, mag die Concessivpartikel dabei stehen oder nicht. Daraus erklärt sich denn auch die Erscheinung, dass quamvis licet in Einem Satze beisammen stehen kann, z. B. quamvis licet excellas, i. e. excellas, quantum vis, per me licet. So sagt Cic. de Legg. III., 10: quamvis enumeres multos licet; und heisst es auch in unserm vorigen Beispiele aus Cic. Lael. 20, 73: quantumvis licet excellas, so ist diess offenbar dasselbe, und Görenz erklärt es zu Cic. de Legg. l. c. ganz recht: licet excellas (tantum) quantum velis. Ueberdiess haben hier Gernhard, Orelli und Beier wirklich quamvis licet excellas; und wenn Klotz, mit Weglassung von licet, gegeben hat quantumvis excellas, so hat er zwar auch Autoritäten dafür, und zwar gute; für falsch aber darf quamvis licet nicht erklärt werden, und Klotz erklärt es auch nicht dafür. Uebrigens hat der Codex des Laelius, den Ref. besitzt, gerade so, wie Klotz gegeben hat. — Bei Quantulus quantulus sollte, wie bei qualis qualis, gleichfalls bemerkt seyn, es sey nachklassisch. — Da schon S. 1125 a. quantopere, so wie die Schreibung quanto opere, vorkommt, so genügte es, unter quantus (S. 1126 a.) darauf zu verweisen, statt es noch einmal auf $6^1/_2$ Linien, mit einer Variation zu besprechen. — Warum wohl bei Quasso die Bedeutung erschüttern nicht stark genug schien (die dem Verf. doch im Gesammtwörterbuche genügte), sondern in das harte und ungebräuchliche Zerschüttern verwandelt wurde? — Warum fehlt wohl unter Que das que — que (für et — et), das sogar in der Prosa vorkommt, z. B. Sall. Cat. 9: seque remque publicam; Sall. Jug. 10: meque regnumque meum. S. übrigens hierüber Zumpt's Gramm. §. 338. S. 317 der neunten Auflage. — Unter Quemadmodum ist das dissimillimis motibus aus Cic. de Rep. I., 14. in motibus zu verwandeln. — S. 1133 b. l. 3. unter Qui wird der Terenzische Jüngling Chärea in ein Mädchen verwandelt. — Ebd. a. wird in einer Stelle des Livius Andronicus bei Priscian daps übersetzt durch Festtag, statt durch Festmahl. — Unter Quin S. 1137 a. sollte angedeutet seyn, wie denn die so verschiedenen Bedeutungen dieses Worts möglich sind. Wird z. B. gesagt, es heisse ja, wirklich, fürwahr, und doch auch der, die, das nicht, so sollte ein Wink gegeben seyn, dass die Bedeutung von quin im letztern Falle von dem eigentlichen Pronomen relat. mit ne (non) herkomme, wogegen quin im erstern Falle aus dem adverbialischen quî mit dem fragenden ne zu erklären sey, also eigentlich quin ne?, wie denn nicht? heisse, und gleichsam ausser der Construction, oder parenthetisch, stehe. — Unter Quinquatrus sollte in der Stelle aus Sueton. Domit. 4. statt der schlechtern Lesart reddere ludos scenicos, die bessere edere l. sc. genommen seyn. — Wenn der Verf. unter Quisque S. 1147 b. aus Cic. de N. D. 3, 3: primum quidque videamus übersetzt das Allererste, so ist diess fast noch weniger richtig, als

wenn man optimus quisque durch der Allerbeste übersetzt. Wyttenbach erklärt ganz richtig an jener Stelle: Unumquodque ex his secundum ordinem suum quaeramus, primo primum, secundo loco secundum, cetera. — Endlich corrigiren wir noch ebd. in der Stelle aus Cic. ad Att. .X., 2. ἀσμένιστον statt des falschen ἀσμενιστόν.

Und hiemit scheiden wir von dem Verf. und seinem Werke, mit dem Wunsche, ihm auf dem Gebiete der lateinischen Sprachforschung noch öfter zu begegnen. Gewiss hat er noch manche Forschungen angestellt, dergleichen die Beilagen zum ersten Bande enthalten. Sie würden gewiss sehr willkommen seyn, so wie auch die im Jahr 1838 erschienene, so zu sagen diplomatisch-kritische Ausgabe der Oratio pro Milone nach dem Cod. Erf. eine willkommene und als werthvoll anerkannte Gabe gewesen ist.

Ulm.

G. H. Moser.

---

1. *Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern von Anfang unserer Zeitrechnung bis zur Gegenwart. Von Gottfried Kinkel. Mit acht und zwanzig auf Stein gravirten Tafeln. Erste Lieferung. Die altchristliche Kunst. Mit acht Tafeln. Bonn. Verlag von Henry und Cohen. 1845. 240 S. gr. 8.*

2. *Stadt- und Dorf-Jahrbücher (Orts-Chroniken) zur Förderung der Vaterlands-Geschichte und eines regen Sinnes für des Ortes Gedeihen, nach Nutzen und Einrichtung geschildert und Orts-Behörden, historischen, landwirthschaftlichen wie Bürger-Vereinen, Geistlichen, Lehrern und überhaupt gemeinnützig gesinnten Männern zur nahen Beachtung empfohlen von Karl Preusker, Königl. Sächs. Rentamtmann zu Grossenhayn, Ritter des Civilverdienst-Ordens. Leipzig. Friedlein und Hirsch. 1846. 80 S. gr. 8.*

Wir stellen hier zwei Schriften zusammen, die in wissenschaftlicher Bedeutung allerdings sehr ferne von einander stehen, aber gewiss beide in den Kreisen, für welche sie geschrieben sind, ihren Zweck vollkommen erreichen.

I.

Bücher über die alten heidnischen Bauwerke, Bildhauerarbeiten und Malereien der uns so fernen Hellenen und Römer, ja der Aegyptier, Perser und Indier, haben wir genug. Jene werden auch fleissig und allgemein von solchen, welche eine wissenschaftliche Bildung entweder erst erhalten oder bereits erhalten haben, gelesen und studirt. Und doch stehen uns unendlich näher und schauen wir selbst tagtäglich die späteren Schöpfungen der christlichen Kunst, die Meisterwerke der christlichen Baumeister, Bildhauer und Maler. Mit diesen aber beschäftigen sich so Wenige; von diesen fragt man nicht nach der Zeit ihrer Entstehung, nach ihren Meistern und den Staaten- und Weltverhältnissen, unter denen und aus denen sie hervorgegangen. Ja man hat kaum nur Bücher über die ganze Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, welche so recht für jeden Gebildeten geschrieben wären, so dass sie auch selbst gebildete Frauen und Jungfrauen mit rechtem Interesse und rechter Belehrung

lesen könnten, und dass dieses Interesse durch diese rechte Belehrung noch gepflegt und erhöht würde. Dazu mangeln den meisten Büchern die rechten bildlichen Darstellungen. Die letztern sind entweder zu kostbar, oder fehlen gar ganz; das „medium tenuere beati“ ist hier so oft vergessen. Daher hat Herr Kinkel den lobenswerthen, sehr zeitgemässen Entschluss gefasst, die Geschichte der Baukunst, Bildnerei und Malerei von dem Aufange der christlichen Zeitrechnung bis auf die Gegenwart in allgemein verständlicher Fassung und Sprache zu geben. Er will sie zumal in ihrem ganzen geschichtlichen Zusammenhange auffassen und zeigen, wie sie im Laufe der Zeiten aus denselben, als nothwendige Frucht derselben, hervorgegangen sind; seine Geschichte soll eine wahrhaft pragmatische, und eben damit eine um so gründlicher belehrende werden. Sie soll zwar, wie die grossen Werke der Griechen und Römer, eines Herodot und Tacitus, ein Buch recht eigentlich für die Gesammtheit der Gebildeten werden; aber, um selbst zugleich auch die noch tiefer gehenden Zwecke der Gelehrtesten zu befriedigen, sollen die nöthigen Nachweisungen an dem Ende des Buches zusammengestellt, dafür jedoch die Schilderungen niemals durch, dem bloss Gebildeten so entbehrliche, gelehrte Noten unter dem Texte durchbrochen werden. Und zu so grösserer Anschaulichkeit der Darstellung für Alle sollen 28, auf Stein gravirte und sorgfältig ausgeführte Tafeln die Schöpfungen der kirchlichen und weltlichen Baukunst, aber auch aus dem Bereiche der beiden andern Künste einige Hauptwerke enthalten, welche am schärfsten den Styl ihrer Zeit bezeichnen. Das Gesammtwerk aber soll, die Grenzen eines starken Oktavbandes nicht überschreitend, also nicht zu ausführlich werdend, in halbjährigen Fristen in 4 Lieferungen erscheinen, und es soll die erste Abtheilung die Kunst bis zu dem Ablaufe des ersten Jahrtausends, die zweite das Mittelalter bis zum Blüthepunkt seiner Kunst, die dritte deren Verfall und die Anfänge der modernen Kunst, und die vierte die weitere Entwickelung der letztern bis zu den in diesem Augenblicke blühenden Schulen und Meistern enthalten.

Die erste Lieferung mit der ersten Abtheilung, — auf schönem weissen dauerhaften Papiere und auf ihren 8 Tafeln die wohlgerathenen dem in ihr behandelten Zeitraume angehörenden Bauwerke, Malereien, Bildhauer und Goldschmiedarbeiten aus Italien, Byzanz und den Rheinlanden enthaltend, — liegt nun vor uns und führt uns also ein in den ersten Zeitraum der altchristlichen Kunst in dem ersten Jahrtausend, mit dem bekannten, recht zweckmässigen Motto: „Was den einigen Gott nun ehrt, Altar und Geräthe, schmückte zu anderem Dienst einst der Olympier Haus“, und möchten wir weiter hinzusetzen: „Sind Bruchstücke der alten die Zier der erneuerten Tempel.“ Und zwar treten wir zunächst zu dem Anfange der christlichen Bildnerei überhaupt, schon vor Constantin. Von einem solchen aber konnte natürlich noch keine Rede seyn, so lange der schwärmerisch-finstere Afrikaner Tertullian und seine Genossen noch lehrten, dass selbst der Blumenkranz bei dem Gastmale eine Sünde und die freundlichen Liebesmäler, bei denen sich die Gemeinden so herzlich wie heilige Bruderfamilien zusammenfanden, Verführungen der Sinnlichkeit seyen, und dass kein Kriegsknecht hätte Christi Angesicht anspeien können, wenn dasselbe nicht, bei der überhaupt ganz hässlichen Körpergestalt Christi, auch wäre

hässlich genug gewesen, dieses zu verdienen. Erst als diese feindselige Spannung zwischen Welt und Kirche sich milderte, erklärten umgekehrt Chrysostomus und Hieronymus Christum für den Schönsten unter den Menschenkindern. Die Gnostiker aber haben wir ungezweifelt als die Anfänger der Kunst in dem Christenthume zu betrachten. Sie gaben zuerst ihrem Cultus eine künstlerisch-symbolische Form, und durch sie auch wurden die ersten Bilder von Christus, sowohl plastische als gemalte, angefertigt und mit Niederknien und Räuchern geehrt. Daneben aber stellten und verehrten sie Bilder grosser Heiden, eines Pythagoras, Platon, Aristoteles, ja, den Geist in allen Formen achtend, auch das Bild des Homerus neben dem des Paulus auf; gleichwie auch Heiden diesen Cultus des Genius übten und namentlich der Kaiser Severus Alexander selbst in seiner Hauskapelle die grossen Religionsstifter neben einander stehen hatte, den Orpheus neben Abraham, und Christum neben dem Apollonius von Tyana. Und durch ihre Gemeinschaft mit den Heiden sahen sich die Christen darauf hingedrängt, neue Gegenstände zum Schmuck ihrer Zimmer, zur Bezeichnung ihrer Grabstätten and zur Verzierung ihrer Haus- und Kirchengeräthe auszusinnen. Das waren jedoch nicht und konnten nicht seyn Historienbilder oder ganze Statuen, sondern einfache Symbole, entweder bestimmte Zeichen oder Abbildungen von Naturgegenständen, denen man einen christlichen Sinn unterlegte, zumal das Zeichen des einfachen Kreuzes (ohne den daran hängenden Christusleib, der Crucifixus kam erst in dem siebenten Jahrhundert auf), das Monogramma, gebildet aus den Anfangsbuchstaben des Namens Christi, dem griechischen X und P, der Anker, der siebenarmige Leuchter, der Kranz, die Wagschale, das Haus, der Oelbaum, der Weinstock, die Palme, die Taube, der Fisch und der Fischfang, der gute Hirt etc., und das ganze christliche Mittelalter geht auf der Bahn dieser Symbolik fort, nur die Zeichen wechselnd, während die Grundanschauung bleibt. — Die ersten Versammlungen der Christen waren zugleich in ganz heidnischen Gemeinden in Privathäusern reicher Gemeindeglieder, in dem Triklinium oder grossen Speisesaale. In dem dritten Jahrhundert haben die Christen schon eigne Kirchen; ja schon vor der Mitte desselben bestand eine Kirche selbst in Rom; Schenkwirthe wollten den Christen den Platz streitig machen, aber der genannte Kaiser Severus Alexander schützte diese, weil Gottesdienst in jeder Form besser sey, als Schenkwirthschaft. Nach der Mitte desselben Jahrhunderts genossen die Christen eine ungefähr vierzigjährige Duldung; da wurden die Kirchen häufig, selbst in den Provinzen des Abendlandes, in Gallien, Spanien und Britannien. Constantin der Grosse endlich wurde Christ und gab den Christen Duldung, machte sie mächtig und reich und schloss die Heiden von dem Hofe aus. Jetzt konnte die sicher gestellte Kirche mit ihrem ganzen Cultus und ihrer Kunst offen an das Licht treten, und jetzt trat auch der Priesterstand in dem Gemeindeleben entschiedener und von den Laien schärfer getrennt hervor. Auch in dem Aeussern wollte man das aussprechen, und so erwachte der Wunsch nach immer mehr gegliederter Architectur, die schon in ihren Grundformen den Platz der Priester von dem Laiensitze trennen sollte. Ueberhaupt, wo Ansehn und Reichthum vorhanden sind, da wünschen sie sich auch zu zeigen. Tausende traten dazu zu dem Christenthume über, die noch gar nicht des eigentlichen Geistes dessel-

ben fähig waren. Auf diese wollte man wenigstens von aussen imponiren, und diesen gab man den Zauber, den festlichen Sinnenrausch wieder, den sie einst an ihren Altären genossen. Weihrauchduft füllte die Kirchen; die Kleidung der Priester ward prächtig, der ganze Cultus farbenreich; die Wände der Kirchen füllten sich mit Bildern aus der heiligen Geschichte. Das Volk, sagen die Kirchenlehrer jener Zeit, soll an den Wänden die Bibel lesen, wenn es zu unwissend ist, Buch und Schrift zu verstehen. Auch strengere Lehrer liessen in diesem Sinne die Bilder als der Laien Bücher gelten, und bald begannen die Mönche des Morgenlandes aus Frömmigkeit die Ausarbeitung von Gemälden und Schnitzbildern. Auch das Kirchengeräthe musste der allgemeinen Pracht des Gottesdienstes entsprechen; die Altäre glänzten von zierlichen Gefässen in Gold und Silber. Und Kaiser und Bischöfe wetteiferten bald in Erbauung von Prachtkirchen; und in dem Laufe eines Jahrhunderts steht so das Christenthum, das einst so demuthsvolle, da in einer neuen Prachtgestalt, aller Welt Augen auf sich ziehend. Zwei Hauptformen aber der kirchlichen Gebäude erscheinen jetzt; in der abendländischen römischen Kirche die christliche Basilika mit Einem Schiffe, mit drei oder mit fünf Schiffen ursprünglich ohne Thurm oder Glockenhaus (mit solchem und Geläute erst seit dem achten Jahrhunderte), und in der morgenländisch-byzantinischen Kirche neben und nach der Basilika der kühne byzantinische Kuppelbau, seit dem sechsten Jahrhunderte. Ueber beide müssen wir unsere Leser zu Herrn Kinkel selbst hinweisen, bei dem sie die erfreuendste Belehrung finden werden. — Die bürgerliche Baukunst erreichte zugleich ihren Gipfelpunkt in den kaiserlichen Palästen zu Constantinopel unter Kaiser Justinian I., dem auch der Kuppelbau seine Herrlichkeit verdankte (527 bis 565). In Sonderheit handelt aber auch Herr Kinkel auf höchst ansprechende Weise von der Baukunst der deutschen Stämme, bei denen die zwei Haupttriebfedern der Kunstübung das Königthum und die Kirche waren. Und als Schlussresultat des Ganzen, was er über die kirchlichen Gebäude gesprochen, sagt Herr Kinkel: „Wir haben in den Leistungen des ersten Jahrtausends bereits alle wesentlichen Elemente vor Augen, aus denen im folgenden die schönen Formen des romanischen Styls erblühten: die Basilika in ihrer ausgebildetsten Form mit kräftig vortretendem Querschiffe gibt den Grundriss, Byzanz die Kuppel her, welche im romanischen Bau sich über der Altarstätte in der Durchschneidung der Kreuzarme emporwölbt. Die Thürme finden wir an italiänischen Basiliken und zu St. Gallen vom Hauptbaue gelöst, organischer mit diesem verbunden aber noch roh und massenhaft am Achner Münster, in den gewiss leichten und schlanken Formen des Holzbaues aber am ältern Dom von Köln vor. Die Krypten endlich und mehrere byzantinische und romanische Kirchen bilden die Technik des Kreuzgewölbes aus. Noch wichtiger jedoch als diese einzelnen Aehnlichkeiten ist ein allgemeineres Grundgefühl, das die spätern Bauten dieses Zeitraums mit denen des Mittelalters theilen, nämlich das Aufstreben der Höhe über die Breite; in ihm spricht sich zuerst die himmelanstrebende Sehnsucht des christlichen Gemüthes aus, welche in höchster siegender Kraft durch die Bauwerke des germanischen Styls sich ergiesst.“ — Zuletzt handelt Herr Kinkel noch in dem Einzelnen von der altchristlichen Bildnerei und Malerei, von den Bildwerken der Katakomben, von den musivischen Dar-

stellungen in den Kirchen, von der Miniaturmalerei, von den plastischen Arbeiten der Byzantiner und von der Bildnerei und Malerei bei den Deutschen. Und überall findet man sich sehr befriedigt; was er sagt, ist tief empfunden, klar gedacht und schön und würdevoll in einfach edler Sprache mit hoher Wissenschaft gegeben. Wir sehen mit wahrhaft freudigem Verlangen den drei übrigen Lieferungen seines so in jeder Hinsicht tüchtig begonnenen Buches entgegen.

II.

Immer mehr bestrebt man sich, die alten, nur zu häufig bisher verachteten und vernachlässigten Urkunden, Acten, Chroniken, Ortsgerichtsprotokolle, Gemeinderechnungen, mündliche Ueberlieferungen oder aus alterthümlichen Ueberresten und andern Quellen sich ergebende Materialien hervorzusuchen und Geschichten der einzelnen Orte, historische Ortsmonographien, zu geben, ehe jene gänzlich verschwinden und verderben. Namentlich in dem Grossherzogthume Weimar, in dem Herzogthume Altenburg, in den Königreichen Baiern und Böhmen etc. haben sogar auch die Regierungen selbst solche Ortsgeschichten angeordnet; die historischen Gesellschaften Deutschlands nehmen sich sehr derselben an; und namentlich das oberbaierische Archiv für vaterländische Geschichte hat uns auf sehr ruhmwürdige Weise schon mit einer grossen Anzahl solcher oft sehr vortrefflichen historischen Monographien beschenkt. Aber bei der Ausarbeitung derselben zeigt es sich all zu häufig nur zu sehr, wie unzureichend jene noch vorhandenen alten Urkunden, Acten, Chroniken etc. sind; und es ist noch lange nicht genug, diese für die Vergangenheit zu sammeln und zu benützen, sondern es geziemt sich zugleich noch vielmehr, Vorsorge zu tragen, dass man für die Zukunft um so vollkommenere Urkunden, Acten, Chroniken etc. habe. Und eben dass dieses geschehen und wie es geschehen solle, ist der Gegenstand, welchen Herr Preusker in seiner oben genannten Schrift mit grosser Umsicht behandelt. Dieselbe zerfällt nämlich in sechs Abschnitte. In dem ersten Abschnitte stellt derselbe den hohen Werth der Geschichte und der Vaterlandsgeschichte überhaupt dar, sich beziehend auf Schiller's bekannte Stelle: „Die Weltgeschichte ist das Weltgerichte." Wir möchten aber die Geschichte in noch höherm Sinne als die Offenbarung der ganzen Waltung der Gottheit in dem Fortgange und der Entwickelung des freien menschlichen Wirkens betrachten, gleichwie Johannes von Müller sagt: „Wenn ich schreiben könnte, wie ich denke, so würde die Vorsehung wie die Sonne am hellen Tage in die Augen leuchten." — In dem zweiten Abschnitte schildert Herr Preusker in Sonderheit die Nützlichkeit und Nothwendigkeit von Orts-Chroniken. Er verkündigt uns den vierfachen Nutzen derselben, als welcher besteht in angenehmer Unterhaltung, in historischer Belehrung, in moralischer Bildung und in einzelnen Fällen auch in Rechtsermittelung, Geldgewinn und ähnlichem materiellen Vortheile. — In dem dritten Abschnitte geht Herr Preusker über zu der äussern Einrichtung dieser Chroniken, sie scheidend in Chroniken kleiner Orte und in Jahrbücher grösserer Orte, und empfiehlt er besonders auch Personal- und Sachregister, eine kurze Uebersicht der Hauptveränderung des Orts in chronologischer Ordnung, ein chronologisches Verzeichniss der Fürsten, Beamten etc. und wo möglich ein Verzeichniss der örtlichen Literatur,

d. h. der über den Ort vorhandenen Druck- und Handschriften, der Quellen seiner Geschichte überhaupt. Wir wünschen dazu noch ein eigenes geographisches Register, Stammbäume der fürstlichen, edeln und angesehenen bürgerlichen Geschlechter und Familienbücher. — In dem vierten Abschnitte kommt Herr Preusker weiter auf die nähern bestimmten Gegenstände der Ortschroniken. Jene sind nämlich 1) die physisch-statistischen Verhältnisse, wozu a) Ortslage, b) Naturbeschaffenheit, c) Bewohnung, und d) Bebauung im Allgemeinen gehört; 2) die politischen Verhältnisse, als e) Landes- (und Orts-) Herrschaft, f) Gemeindewesen (allgemeine Orts-Verfassung und Verwaltung), g) Gemeindehaushalt, h) Gerichts- und Sicherheitspflege, und i) Wohlfahrtspflege; 3) die industriellen Verhältnisse, als k) Gewerbförderungsmittel, und l) Gewerbbetrieb an sich; 4) die culturhistorischen Verhältnisse, als m) Kirchen- und Schulwesen, n) Wissenschaft und Kunst, und o) Sitten und Gebräuche: und 5) die übrigen Verhältnisse, als p) zufällige Ortsereignisse, q) biographische Nachrichten von Familien und einzelnen Personen des Ortes, vielleicht auch r) andere denkwürdige Vorfälle, sowie s) Anhang, für Nachträge zu frühern Jahren bestimmt. — In dem fünften Abschnitte setzt Herr Preusker schön auseinander die innern Erfordernisse solcher Ortschroniken, als da sind: Wahrheit, Vollständigkeit, Gründlichkeit, planmässige Anordnung des Ganzen und deutliche Einfachheit. — Und in dem sechsten Abschnitte bespricht er endlich noch die Ausführung und Aufbewahrung der Chroniken. Die ganze also wohl durchdachte und ausgeführte Arbeit des Herrn Preusker ist aber wirklich besonders allen Regierungen, allen Städte- und Ortsvorgesetzten, allen historischen Gesellschaften und überhaupt Allen, die solche Ortschroniken anlegen wollen, wohl zu empfehlen.

K. Wilhelmi.

Dissertatio de T. Quinctio Flaminino, quam — pro gradu doctoratus — publico ac solenni examini submittit Martinus Adrianus de Jongh, Roterodamensis. Trajecti ad Rhenum, ex officina Paddenburgii et Soc. MDCCCXLIII. X. und 162 S. in gr. 8.

Diese Schrift, deren wir hier noch nachträglich gedenken, da sie in Deutschland nicht in dem Grade, wie sie es wohl verdient, bekannt und verbreitet worden zu seyn scheint, enthält eine umfassende und ausführliche Darstellung von dem Leben und den Thaten des Flamininus in einer sehr genauen, überall aus den alten Quellen selbst geschöpften Erzählung der sein Leben bewegenden Ereignisse politischer wie kriegerischer Art. Eine ruhige Haltung, ein besonnenes Urtheil, eine fliessende Sprache wird man nirgends in dieser Monographie vermissen, die im ersten Abschnitt uns bis zu der Schlacht bei Cynoscephalä und dem Ende des macedonischen Krieges führt (p. 1—93), im zweiten dann die Kämpfe und die diplomatischen Verhandlungen des Flamininus in Griechenland, wodurch allerdings der Grund zur römischen Herrschaft in diesem Lande gelegt ward, dann seine Censur, sein Verhältniss zu Cato, seine weiteren Legationen bis zu seinem Tod schildert und dann noch in einem drit-

ten Abschnitt (p. 147 ff.) eine Charakteristik des Flamininus liefert, auf welche noch als Zugabe ein Abdruck des von ihm an die Cyretier gerichteten Schreibens (aus Boeckh Corp. Inscriptt. Gr. nr. 1770) folgt.

Geschichte des Herzogthums Steiermark. Zweiter Theil. Von Dr. Albert von Muchar, Stiftscapitular zu Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. Grätz, 1845. Im Verlag der Damian und Sorge'schen Buchhandlung. 343 S. in gr. 8.

Der erste Band dieses gründlichen Werkes, das in diesen Jahrbb. 1845. p. 211 ff. bereits näher besprochen ward, gehörte der römischen Zeit an; der zweite, hier vorliegende, führt uns in das Mittelalter und bringt eine äusserst genaue, meist auf Urkunden, und zwar meist unbekannte, gestützte Schilderung der inneren Verhältnisse der Steiermark während einer achthundertjährigen Periode (493—1300). Dieser Schilderung geht voraus eine Darstellung der geographischen Verhältnisse des Landes und seiner damaligen Bewohner, dann eine eben so sorgfältig ausgearbeitete Beschreibung der einzelnen Gauen des Landes, wobei alle einzelnen Orte, so weit sie aus Urkunden oder andern Quellen sich mit Sicherheit ermitteln lassen, aufgeführt werden, auch Umfang und Gränze eines jeden einzelnen Gaues möglichst genau bezeichnet wird. Diese eben so schwierige als verdienstliche Arbeit bildet einen recht dankenswerthen Beitrag zu einer wohl dereinst zu hoffenden, bis jetzt aber noch sehr vermissten Geographie und Topographie Deutschlands im Mittelalter, die nur durch solche einzelne Beiträge möglich werden kann. Es wäre daher sehr zu wünschen, dass ähnliche Unternehmungen auch in andern Theilen unseres deutschen Vaterlandes ausgeführt würden; die zahlreich jetzt bestehenden Alterthumsvereine könnten sich insbesondere diese Aufgabe stellen und am ersten auch durch gemeinsame Kräfte zu einem erspriesslichen Ziel führen! — Die nun folgende Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse der Steiermark während der bezeichneten Periode verbreitet sich mit gleicher Gründlichkeit wie Genauigkeit des Details über die verschiedenen Classen der Bevölkerung, über Eigenthumsverhältnisse, über den Besitz von Grund und Boden, über die verschiedenen Anlagen und Wohnsitze der Bevölkerung in Städten, Dörfern und dergleichen, selbst die ältesten Grundbesitzer in der Steiermark werden uns genannt; dann kommen die verschiedenartigen Belastungen, Steuern, Leistungen der Bewohner nach ihren verschiedenen Ständen und Classen zur Sprache, das Lehens- und Beneficienwesen, der Heerbann, die Gesetzgebung, die eigentliche Landesregierung und die Gauverwaltung, das Gerichtswesen und alle andern hier in Betracht kommenden Gegenstände werden in einer Weise erörtert, die zur Vollständigkeit des Ganzen nichts vermissen lässt und zugleich auf die ähnlichen Verhältnisse, wie sie sich in jeder Periode auch in andern Gegenden Deutschlands entwickelten, ein helles Licht wirft, zumal da so Vieles aus unbekannten und unbenutzten Quellen, Urkunden und dergleichen beigebracht wird. Verlangend sieht man daher der weiteren Fortsetzung eines so gediegenen, dem Verfasser wie dem Lande, das es hervorgerufen, zur Ehre gereichenden Werkes entgegen.

Nr. 20. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Historische Forschungen und Darstellungen von Georg Friedrich Klippel, Doct. d. Philos. Konrector am Domgymnasium zu Verden u. s. w. Zweiter Band.

Mit dem besondern Titel:

Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar, kritisch bearbeitet von G. H. Klippel, u. s. w. „Nil sine magno Vita labore dedit mortalibus." Hor. Bremen, 1845. Verlag von A. D. Geisler. XVI. und 256 S. in gr. 8.

In diesem Bande erhalten wir eine in der That erschöpfende Darstellung von dem Leben und Wirken des h. Ansgar, des Apostels des germanischen und scandinavischen Nordens, wobei die Nachrichten seines Biographen Rimbert und anderer älteren Quellen mit Dem, was mehrfache Forschungen der neueren Zeit zu Tage gefördert haben, verbunden und zu einem Ganzen gestaltet sind, welches ein treues Bild von dem Leben des in die Cultur des deutschen Nordens so vielfach eingreifenden Mannes vorlegt, und bei allem Reiz einer von inniger Liebe zum Gegenstande selbst erfüllten Darstellung, doch nirgends der kritischen Prüfung und Sichtung entbehrt, die bei einem solchen Gegenstande doppelt nothwendig erscheint, da sie allen einzelnen Theilen eines solchen Bildes erst Sicherheit und Verlässigkeit geben muss; wesshalb auch sorgfältig, sowohl in Noten unter dem Text, als in eigenen Beilagen, welche der Darstellung angereiht sind, alle Belegstellen mitgetheilt werden, durch die es auch Andern möglich werden kann, jeden einzelnen Punkt zu prüfen und das Verfahren des Verf. zu untersuchen. Die Grundlage dieser Darstellung bildet allerdings die von Rimbert, dem vertrautesten Schüler des Ansgar, abgefasste Lebensbeschreibung, deren panegyrischen Charakter jedoch der Verf. eben so wenig verkennt, wie die darin vorherrschende ascetische Tendenz; denn das Eine wie das Andere lag im Geiste der Zeit und wird bei allen derartigen Productionen jener Zeit zu finden seyn; „aber", setzt der Verf. richtig hinzu, „wir begegnen hier nicht dem erkünstelten Tone des Schmeichlers, der die Thatsachen entstellt, um sich Gunst zu erwerben, sondern der natürlichen Sprache des frommen und dankbaren Herzens, das seinen Wohlthäter nach den damals herrschenden theologischen Begriffen als einen Heiligen darzustellen strebt." Und wenn dem ascetischen Gewande des Ganzen die streng chronologische Folge der Erzählung aufgeopfert ward, so sind doch die „Begebenheiten mit solcher Unbefangenheit beschrieben, dass sich die historische Wahrheit sehr leicht von Demjenigen scheiden lässt, was die Verfasser nur aus

dankbarer Vorliebe für ihren Lehrer und Wohlthäter gesagt haben, wie es denn auch der kritischen Forschung, wenn sie die gleichzeitigen Ereignisse, von denen sich die Kunde erhalten hat, zu Hülfe nimmt, nicht allzu schwer wird, die richtigen Zeitbestimmungen mit Sicherheit zu ermitteln." (S. 3.)

Und diess ist auch unsere Ueberzeugung, in der uns der Inhalt dieser Schrift nur bestärkt hat. Nach einer Angabe der verschiedenen, über Ansgar in neuerer Zeit erschienenen Schriften bis auf Kraft's, auch von Seiten der Form so trefflich gehaltenen „Narratio de Ansgario aquilonarium gentium apostolo" herab, an die wir aber noch die vom Verf. übersehene schöne deutsche Rede von H.-A. Daniel („Der h. Ansgar, das Ideal eines Glaubensboten." s. Dessen theolog. Controvers. Halle, 1838. p. 103 ff.) reihen möchten, beginnt die eigentliche Darstellung in der bemerkten quellenmässigen und kritischen Weise, nach vierzehn Capiteln, deren jedes einige Jahre der Wirksamkeit des h. Ansgar umfasst; eine genaue Inhaltsübersicht geht voraus. Es kann hier nicht unsere Absicht seyn, einen Auszug aus dieser Lebensgeschichte zu liefern, die man besser in dem Buche selbst, zumal bei der lebendigen Auffassung und Darstellung des Gegenstandes, lesen wird; nur diess wollen wir bemerken, dass in dieser Lebensschilderung alle einzelnen Punkte einer Prüfung unterworfen worden sind, welche das Begründete und Verlässige von dem minder Begründeten und Unsichern streng auszuscheiden gesucht hat, ohne den Weg einer besonnenen Kritik zu verlassen. Diess zeigt sich namentlich auch in den Urtheilen des Verf. über den Charakter des h. Ansgar, über seine literärische Thätigkeit, welche an dem Verf. S. 148 vergl. S. 115 einen eben so gerechten als billigen Beurtheiler gefunden hat; interessant ist auch die Zusammenstellung mit Bonifacius, dem andern Apostel der Deutschen, und die S. 153 versuchte Charakteristik beider Männer, welche mehr zu Gunsten des Ansgar ausgefallen ist, und diesen von Seiten seines Charakters, der Reinheit und Lauterkeit seiner Mittel und Zwecke in seiner ganzen vieljährigen Wirksamkeit höher stellt. —

Funfzehn Beilagen sind am Schlusse der lebensgeschichtlichen Darstellung S. 163—256 beigefügt, meistens grössere Belege aus den Quellen der Geschichte Ansgar's, Urkunden und andere dokumentarische Nachrichten, Erörterungen und dergleichen, die auch über andere, mit der Lebensgeschichte Ansgar's in Berührung stehende Punkte sich verbreiten und dadurch einen weitern geschichtlichen Werth zunächst für den Norden Deutschlands gewinnen. Wir rechnen dahin gleich die erste Beilage (S. 163—199), welche aus der im braunschweigischen Archiv zu Wolfenbüttel handschriftlich aufbewahrten Geschichte des Stiftes Corvey von Joh. Friedr. Falcke den Anfang oder die ersten 35 §§, welche über die Erbauung des Klosters und über die nach und nach aufgerichteten Stiftsgebäude sich verbreiten, mittheilt. Beilage 5. (S. 207—217) bringt eine Zusammenstellung aller in den Quellenschriften des Mittelalters befindlichen Nachrichten über die ersten Einfälle der Normannen in die Länder der Karolinger aus den Jahren 833—847. Andere Beilagen enthalten Urkunden und Schreiben, die auf die Gründung des Erzbisthums Hamburg sich beziehen, oder auf die Bekehrungsversuche der nordischen Völker, zum Theil aus Lappenberg's Urkundenbuch entnommen; unter Beilage 11. (S. 230—250)

sind auch die von demselben Gelehrten wieder aufgefundenen Pigmenta des Ansgar, d. h. Gebete, welche an das Lesen und Singen der Psalmen sich anknüpften und auf Bitten Rimbert's von ihm niedergeschrieben waren, vollständig abgedruckt.

Der nächste (dritte) Band dieser Forschungen soll die Lebensbeschreibung Otto's des Erlauchten, Herzogs von Sachsen und Thüringen, nebst einer chorographischen Untersuchung über den ludolfinischen Güterbesitz bringen.

Die Kirche Christi und ihre Zeugen, oder die Kirchengeschichte in Biographieen durch Friedrich Böhringer. Erster Band (Biographieen des Ambrosius und Augustinus). Zürich. Verlag von Meyer und Zeller. 1845. XII. und 774 S. in gr. 8.

Es kann dieser Band, der eigentlich nur eine Abtheilung eines grösseren Ganzen bildet, welches in einzelnen Schilderungen der hervorragenden Lehrer der Kirche des Orients wie des Occidents (wobei auf das Leben wie auf die Lehre gleiche Rücksicht genommen wird), eine Kirchen- und, wenn man will, auch Dogmengeschichte liefern soll, füglich als ein eigenes Werk betrachtet werden, welches zwei der nahmhaftesten Väter der lateinischen Kirche, Ambrosius und Augustinus, vorzugsweise aber den letztern, den allerdings bedeutendsten von Allen, zu seinem Gegenstande hat. Denn fast acht Siebentheile dieses Bandes beschäftigen sich mit diesem grossen Kirchenlehrer, welchem S. 1—98 ein Abriss von dem Leben, der Lehre und der Thätigkeit des Ambrosius vorausgeht. Mit grosser Ausführlichkeit hat der Verf. das Leben des Augustinus behandelt (S. 99—195), zu kurz seine schriftstellerische Thätigkeit (S. 195—200), von der freilich auch nur eine Uebersicht gegeben werden sollte; an diese schliesst sich Augustin's Apologie des Christenthums und seine Ansichten über Wahrheit, Vernunft, Offenbarung, Glauben, Wissen u. s. w., sowie sein Verhältniss zu den Donatisten (S. 310—385), dem Manichäismus (S. 385—444) und Pelagianismus (S. 444—626), und auf diese, gewissermassen einleitenden, aber, wie schon die Seitenzahl zeigen kann, in umfassender Weise behandelten Abschnitte folgt dann erst (S. 625—758) eine Auseinandersetzung des Systems nach seinen einzelnen Abtheilungen, nebst einer das Ganze beschliessenden treffenden Charakteristik Augustin's (S. 758—774). So haben wir also hier eine ziemlich ausführliche Monographie über den grossen Kirchenlehrer erhalten, in welcher aus seinen Schriften die Ansichten und Lehren herausgenommen und auf die bemerkte Weise zu einem Ganzen geordnet sind, das, ohne mit gelehrten Nachweisungen oder auch nur den (übrigens wünschenswerthen) Nachweisungen der Quellen ausgestattet zu seyn, ein grösseres theologisch-gebildetes Publikum vor Augen hat, welches auf diese Weise mit dem Leben und der Lehre dieses Kirchenlehrers der Vorzeit näher bekannt werden soll. Die wohlgeordnete Fassung und Darstellung kann diesem Zweck, dem auch die schöne äussere Ausstattung entspricht, nur sehr förderlich seyn.

Die russischen Ostseeprovinzen, Kurland, Esthland und Livland, nach ihren geographischen, statistischen und übrigen Verhältnissen dargestellt von Prof. Dr. P. A. Fedor K. Possart. Zweiter Theil. Das Gouvernement Esthland. Stuttgart, Verlag der F. F. Steinkopf'schen Buchhandlung. X. und 322 S. in gr. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Statistik und Geographie des Gouvernements Esthland von Prof. Dr. P. A. F. K. Possart.

Ganz in derselben Weise, in welcher der erste Band Kurland behandelt hatte, wird in diesem zweiten eine Statistik von Esthland gegeben, welche nach den besten zugänglichen Quellen in möglichster Vollständigkeit alle einzelnen Punkte einer genauen Landesbeschreibung behandelt und alles dahin Einschlägige, auch Handel, Industrie und dergleichen in ihren Kreis gezogen hat. Im Uebrigen verweisen wir auf die Anzeige des ersten Bandes in diesen Jahrbüchern 1843. Nr. 50. p. 785 sq., da Anlage, Einrichtung und Ausführung des Ganzen so ziemlich gleich ist.

Die Elegie der Alexandriner. Erstes Heft. Beitrag zur griechischen Literaturgeschichte von Dr. F. Rauch, Rektor des fürstl. Gymnasiums zu Sigmaringen. Heidelberg, Druck von Georg Mohr. 1845. 39 S. in gr. 8.

Die Poesie des alexandrinischen Zeitalters ist in den bisherigen, zum Theil so reichlich ausgefallenen Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Literaturgeschichte minder berücksichtigt worden, als man es erwarten sollte; gründliche Detailforschung, die sich nicht blos mit einigen allgemeinen und hergebrachten Urtheilen begnügt, fehlt hier noch sehr; so ist auch bei allen den umfassenden Untersuchungen, welche in neuer und neuester Zeit über die Elegie der Griechen angestellt worden sind, die Elegie der Alexandriner ziemlich leer ausgegangen, während sie doch schon dadurch, dass sie den Römern Vorbild und Muster ward, und in sofern auch selbst auf die Elegie der neueren Zeit einen wesentlichen Einfluss ausgeübt hat, einer Beachtung um so näher lag, die freilich, wenn sie nicht einseitig werden wollte, die alexandrinische Elegie nur in ihrem Zusammenhang mit den übrigen poetischen Bestrebungen dieses Zeitalters auffassen und darnach ihren Werth wie ihre Bedeutung, und insbesondere ihren eigenthümlichen Charakter zu bestimmen vermag *). Der Verf. dieses Beitrags, der sich nicht blos als einen gründlichen Philologen, sondern auch als urtheilsfähigen Kritiker und Aesthetiker gezeigt hat, fühlte diess wohl; er fühlte dabei auch die Schwierigkeit, da, wo fast nur Bruchstücke auf uns gekommen sind, ein vollständiges, nach allen Seiten ausgeführtes Gemälde zu geben; er bescheidet sich daher, nur ein Mosaikbild zu liefern, das jedoch

*) Wir hatten diess eben niedergeschrieben, als uns der umfassende Aufsatz des Dr. Hertzberg über die Elegie der Alexandriner in dem Literarhistorischen Taschenbuch von Prutz Jahrg. 1846. p. 125 ff. zu Gesicht kam.

den Kenner der Literatur befriedigen und dabei durch die schöne Fassung, in welcher das Ganze gehalten ist, eben so sehr ansprechen wird. Wie die äusseren Verhältnisse, ja Bedrängnisse einer unruhevollen Zeit das Leben von aussen in die Stille des häuslichen Lebens zurückdrängten, wo es seine Sehnsucht nach Ruhe befriedigen konnte, wie Literatur und Poesie allgemach aufhörten, an dem regen Leben der Gegenwart Theil zu nehmen und eben dadurch auf ganz andere Bahnen und Geistesrichtungen geleitet wurden, wie sie nun, als nothwendige Folge dieser durch eine völlige Umwandlung der Lebensverhältnisse hervorgerufenen Einwirkung, wie in der gesammten alexandrinischen Poesie überhaupt, so insbesondere in der Elegie hervortreten, das hat der Verf. S. 4. 5. recht gut hervorgehoben und damit eine passende Einleitung seiner Darstellung gegeben, die in Antimachus (S. 4 ff.) zugleich ein schickliches Uebergangsglied von der früheren Zeit zu der alexandrinischen fand und damit uns auch besser den Geist und die Richtung begreifen lehrt, welche diese ganze Poesie charakterisirt. Darauf geht der Verf. zu den einzelnen Elegikern, von denen noch einige Kunde vorhanden, über. Zuerst entwirft er von Philetas ein Bild, das in seinen einzelnen Theilen so vollständig ausgefallen ist, als es nur immer bei den spärlichen Bruchstücken, welche von diesem Dichter auf unsere Zeit gekommen sind, möglich war, wobei jedoch unsichere Vermuthungen durchaus ferne gehalten werden. Dann folgt Hermesianax, bei welchem die Elegie immer mehr den Charakter einer versificirten Erzählung annahm, so sehr auch sonst eine „erkünstelte Einfachheit, Zierlichkeit der Behandlungsweise und des Ausdrucks“ (S. 20) nach dem gewiss richtigen Urtheil des Verf. seine Elegieen auszeichnete. In seinen Schöpfungen lässt sich recht gut die grosse Veränderung und Umgestaltung aller Verhältnisse des Lebens wahrnehmen. „Wie fremd“, ruft der Verf. S. 22 aus, „musste die homerische Welt und Weltanschauung der Zeit geworden, wie verändert musste das Leben seyn, wenn an die Stelle des sinnlich-kräftigen, aufs Aeussere gerichteten Geistes des alten Hellas die einseitig ausgebildete, überwiegende Richtung aufs Gefühl, an die Stelle des durch und durch politischen Verstands verschwommene Sentimentalität treten durfte.“ (Passt diess nicht auch auf unsere Zeit? wird man unwillkührlich zu fragen sich veranlasst finden.) Ueber Phanocles, den der Verf. als Nachfolger des Hermesianax, wie als Vorgänger des Kallimachus und Apollonius von Rhodus aus guten Gründen ansieht, gelangt er zu Kallimachus, dem bedeutendsten und bei der grossen Verehrung, welche die Nachwelt seinen Poesieen zollte, vielleicht einflussreichsten Dichter auf diesem Gebiete. „Ihm hatte“, so urtheilt unser Verf. S. 23, „die Natur die Anlage zum Dichter versagt, aber Eigenschaften mitgegeben, die manchmal die Stelle des dichterischen Talents vertreten können. Eine grosse Einsicht in das Wesen der Dichtkunst und ihrer Wirkung auf das menschliche Gemüth, Kenntniss der sprachlichen Mittel, diese Wirkung hervorzubringen, feines Verständniss der Formen, vor Allem aber Kenntniss des menschlichen Herzens und seiner Empfindungen, so weit es von den allgemeinsten Triebfedern, wie Liebe, Freundschaft, Tod, Sinn für Behaglichkeit und heitern Lebensgenuss in der Ruhe des alltäglichen Lebens angeregt und bewegt wird — damit glauben wir den dichterischen Gehalt des Kallimachus erschöpfend bezeichnet zn haben. Zu grosser Aufregung, zu wirk-

licher Leidenschaft vermag ihn nur, wie diess bei Stubengelehrten der Fall zu seyn pflegt, literarische Feindschaft und Gelehrtenzunftneid zu bringen. Mit diesen im Ganzen nicht sehr hoch anzuschlagenden Mitteln und einer umfassenden Gelehrsamkeit, wie sie der Dichter jener Zeit haben musste, ausgestattet, vermochte er nicht nur sich ein dauerndes Ansehen als Dichter zu erwerben, sondern sogar Dictator in der Poesie zu werden und Jeden, der ihm und seiner Ansicht von poetischer Kunst widerstrebte, förmlich zur Unterwerfung oder zum Weichen zu zwingen. Wir würden ihn den antiken Gottsched nennen, wäre der Leipziger Professor nicht wohlfeilern Kaufs und ohne alles Formtalent, selbst ohne die gewöhnliche, oberflächliche Einsicht in das Gemüthsleben zu ähnlicher Dictatur gelangt.“ Wir haben diese längere Stelle absichtlich hier als eine Probe mitgetheilt, wie der Verf. seinen Gegenstand erfasst hat und wie gewandt er ihn darzustellen weiss. Nach drei Gruppen überschaut er die Thätigkeit des Kallimachus auf diesem Gebiete der Elegie; zuerst die eigentlichen Elegieen, als deren Charakter Nüchternheit, Verständigkeit, Entfernung von allem Schwung und aller Leidenschaft erkannt wird; ob sie aber von allzu grosser Mythenfülle sich rein gehalten, das möchten wir bezweifeln; der Verf. selbst giebt zu, wie im Einzelnen die Elegie des Kallimachus gewiss nicht frei gewesen von schwer zu enträthselnden mythologischen Anspielungen und alterthümlichen, mundartlichen, unbekannten Wörtern, da ein Alexandriner seiner Gelehrsamkeit nie zu vergessen gekonnt. Das ist auch unsere Ansicht; denn diess gerade machte den Mittelpunkt ihrer verstandesmässigen und erkünstelten Poesie aus. In die zweite Gruppe setzt der Verf. die Aitia; dass Kallimachus mit diesem Gedicht, das eigentlich mit der Elegie nichts weiter als die Form gemein hatte, aber allerdings des Dichters gelehrten Ruf sichern und verbreiten sollte, die Elegie noch mehr wie seine Vorgänger der Lyrik entfremdet und zur Form der poetischen und lehrhaften Erzählung herabgewürdigt hat, ist ein gewiss richtiges Urtheil des Verf., der mit einigen Erörterungen über die dritte Gruppe elegischer Gedichte des Kallimachus, „die, grösstentheils höfische Schaustücke, in den beiden ersten Gruppen sich nicht unterbringen lassen“ (Warum wollen wir sie nicht lieber der ersten Gruppe anreihen?), seine Schilderung beschlossen hat, die, hoffen wir, recht bald auch über die andern Zweige der alexandrinischen Kunstpoesie fortgesetzt werden wird.

Aristophanis Comoediae. Recensuit et annotatione instruxit Fridericus Henricus Bothe. Editio secunda emendatior. Volumen secundum. Vespae. Pax. Aves. — Lipsiae. Sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXLV. 384 *S. in gr.* 8. *(Poetae Scenici Graecorum. Volumen quintum.)*

Die Einrichtung dieses zweiten Bandes ist ganz gleich der des ersten Bandes, welcher in diesen Blättern Jahrgang 1845. p. 633. besprochen ward; die auf dem Titel genannten Stücke sind im Texte wie in der diesem untergesetzten Erklärung nach denselben Grundsätzen behandelt, und zeigen im Einzelnen, wie sehr der Herausgeber durch Ergänzungen und Berichtigungen, ohne

Anlage und Plan, wie Umfang des Ganzen zu verändern, der neuen Ausgabe eine günstige Aufnahme zu verschaffen bemüht war.

Sophoclis Tragoediae. Recensuit et explanavit Eduardus Wunderus. Volumen II. Sectio 1. continens Electram. Editio secunda. Gothae MDCCCXLIV. Sumptibus Fridericae Hennings. (In der Bibliotheca Graeca von Jacobs und Rost. Vol. X.) 166 S. gr. 8.

Da die verschiedenen, in dieser Gotha'schen Sammlung erschienenen Ausgaben griechischer Autoren mehrfach früher schon in diesen Blättern angezeigt worden sind (Jahrg. 1842. p. 144. 1843. p. 959. 1844. p. 272 ff.), so mag es bei dem Erscheinen dieser neuen Ausgabe genügen, auf die früheren Anzeigen zu verweisen, mit der Versicherung, dass die neue Ausgabe zwar nach Anlage und Einrichtung von der vorhergehenden sich nicht unterscheidet, wohl aber im Einzelnen mehrfache Berichtigung und Vervollständigung erhalten hat, durch welche sie ihrem Zweck für die Schule, sowie selbst für Privatstudien, immer entsprechender geworden ist.

Kleine Ciceronische Chrestomathie für mittlere Gymnasial-Klassen. Kurze Aussprüche, Erzählungen, Schilderungen, Gespräche, Briefe, didactische, rednerische und philosophische Bruchstücke, zur Vorbereitung auf vollständige Schriften Cicero's. Herausgegeben von Friedr. Traug. Friedemann, Dr. Theol. et Philos., Grossherzogl. Nassauischer Oberschulrath und Director des Centralstaats-Archivs zu Idstein, Ritter des K. Niederländ. Löwenordens. Dritte vielfach vermehrte und verbesserte Auflage. Braunschweig. Verlag von G. C. E. Meyer sen. 1846 XX. und 367 S. 8.

Schon der Titel kann denen, welche diese zweckmässig eingerichtete Chrestomathie nicht schon aus den beiden frühern Auflagen (s. diese Jahrbücher 1834. p. 93.) kennen gelernt haben, andeuten, nach welchen Grundsätzen die Auswahl der einzelnen Abschnitte und die passende Anordnung derselben zu einem Ganzen verfolgt ist, welches dem Lehrer ausser Anderm auch den Vortheil eines stufenmässigen Ganges in der Lectüre bietet, wie er den Bedürfnissen und Zwecken des Unterrichts entsprechend ist. Zuerst kommen, und zwar in alphabetischer Folge, die auch bei den folgenden Abschnitten festgehalten ist, griechische, dann römische, darauf vermischte Erzählungen (bis S. 182); nun folgen in der vierten Abtheilung (S. 182—257) ausgewählte leichte Briefe an verschiedene Familienglieder, an Tiro, an Atticus, ferner Geschäfts- wie Empfehlungsbriefe, Gratulations- wie Condolenzschreiben, Entschuldigungsbriefe, Danksagungsbriefe und dergleichen, so dass jede Art des Briefstyls hier berücksichtigt ist. Die fünfte Abtheilung (S. 257—356) führt die Aufschrift: Didactischer und philosophischer Stoff, und enthält die folgenden einzelnen Abschnitte: A. Welt und Natur (Seite 257—268). 1. Naturwissenschaft. 2. Freuden des Natur- und Landlebens. 3. Die Himmelskörper. 4. Die Pflan-

zen. 5. Die Thiere. 6. Wunderbare Naturerscheinungen. 7. Zweck der Welt B. Der Mensch (S. 269). I. Körper. 1. Allgemeines. 2. Innere Theile. 3. Die fünf Sinne. 4. Die Hände. 5. Stimme und Sprache. II. Der Geist. 1. Allgemeines. 2. Natur und Ursprung. 3. Tod und Unsterblichkeit. III. Wissenschaft. 1. Allgemeines. a. Wissenstrieb. b. Werth der Gelehrsamkeit. c. Theorie und Praxis. d. Gelehrte Disputationen. 2. Beredsamkeit. 3. Geschichte. 4. Künste und Gewerbe. 5. Philosophie. a. Begriff. b. Werth und Wirkung. c. Eintheilung. IV. Tugend und Laster. 1. Allgemeines. 2. Tugend. 3. Laster. 4. Gewissen. 5. Pflichten der Moralität. 6. Pflicht und Lust. 7. Die vier Cardinal-Tugenden. a. Allgemeines. b. Weisheit und Verständigkeit. c. Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit. d. Muth und Standhaftigkeit. e. Mässigung und Wohlanständigkeit. V. Leben der Menschen. 1. Jugend und Alter. 2. Arbeitsamkeit. 3. Wahl des Berufes. 4. Regeln für Spiel und Scherz. 5. Dankbarkeit. 6. Freundschaft. VI. Staat und Vaterland. 1. Herrschaft der Gesetze. 2. Kriegsthaten und Verwaltung im Frieden. 3. Vaterland. 4. Verschiedenheit der Staatsverfassungen. C. Gott (S. 348—360). 1. Allgemeines. 2. Daseyn. 3. Wesen. 4. Schöpfung und Regierung der Welt. 5. Religion. 6. Gebet. Unter diese Abschnitte oder Rubriken sind nun die einzelnen, aus Cicero ausgewählten Stellen geordnet, mit steter Angabe des Buchs und des Capitels der ciceronischen Schrift, der sie entnommen sind. Der Herausgeber hat sich, und gewiss mit allem Recht, auf einen blossen Text, aber einen sehr correcten, beschränkt; Noten sind nirgends beigefügt. In dem Vorwort, das der neuen Auflage beigegeben ist, theilt er uns aus dem reichen Schatze seiner Erfahrung und vielseitigen Einsicht in das, was der Schule frommt, eine Reihe von Bemerkungen mit, die wohl kaum noch besonders der Aufmerksamkeit aller Schulmänner und aller Freunde gelehrter Bildung empfohlen zu werden brauchen. Dahin rechnen wir auch das, was er S. XIII. über die Verrinischen Reden und deren Lectüre auf Schulen bemerkt; wir können auch versichern, dass sein zweckmässiger Rath immer mehr Eingang finden wird. Vor Allem aber beachtenswerth finden wir die Aeusserungen über Cicero S. XV., welche wir zum Schluss hier beifügen wollen: „Cicero ist eben derjenige Schriftsteller, welcher, wenn er verloren wäre, unsern Schulen durch keinen andern aus dem ganzen römischen Alterthum ersetzt werden könnte. Die Wortfülle, selbst wo sie überströmt, verhilft dem wortarmen Knaben zum vielseitigen Ausdruck, und der würdevolle Ernst, welcher in den höhern Lebenskreisen jener Zeiten herrschte, worin sich Cicero bewegte, selbst wenn man sie aristokratisch nennen wollte oder müsste, wehrt jede Gemeinheit ab und entspricht bestens dem Ziele, zu welchem andere Gymnasien ihre Zöglinge zu bilden haben. Die Lebensgrundsätze und selbst die Methoden des philosophischen Studiums, welche der Weise von Arpinum befolgte, entsprechen genau den Bedürfnissen unserer Jugend. Sonach ist es nicht Zufall, sondern der richtige Instinkt, dass man von jeher in Cicero einen Hauptschriftsteller für die Gymnasien erkannte und beibehielt" u. s. w. — Der Preis des Ganzen (1 fl. 21 kr. oder 18 Gr.) ist möglichst billig gestellt und erleichtert die Anschaffung.

Griechische Grammatik zum Schulgebrauch. Von Felix Sebastian Feldbausch. Dritte verbesserte und zum Theil neu bearbeitete Auflage. Heidelberg. Akademische Verlagsbuchhandlung von C. F. Winter. 1845. VI. 352 S. in gr. 8.

Es wird hier eben so wenig verlangt als auch erwartet werden können, von einem Buche, das schon in zwei Auflagen verbreitet und bekannt geworden, nun, wo es zum drittenmal erscheint, einen detaillirten Bericht über seinen Inhalt, über die Anordnung und Behandlung des Gegenstandes zu geben, oder gar prüfend dasselbe von Seite zu Seite zu durchgehen, was schon nach den Gesetzen unseres Instituts unzulässig wäre, bei einem Buche, das sich schon rühmlich Bahn gebrochen und seine praktische Tüchtigkeit bewährt hat, auch eben so unnöthig wäre. Nur von dem Erscheinen der dritten Ausgabe Nachricht zu geben und ihr Verhältniss zu ihren beiden Vorgängern zu bezeichnen, kann der Zweck dieser Anzeige seyn. Denn wir haben keinen blossen Wiederabdruck der zweiten Ausgabe vor uns, so sehr auch der Verf., als ein einsichtsvoller Schulmann, es vermieden, Aenderungen vorzunehmen, die Plan und Anlage des Ganzen, wobei nun einmal festzuhalten war, wesentlich umgestaltet hätten. Namentlich in der Formenlehre war er bedacht, die einzelnen Paragraphen, so weit als möglich, unverändert zu lassen, um dadurch die Möglichkeit einer Benützung der zweiten Auflage neben dieser dritten nicht völlig abzuschneiden; wenn also in der Gesammtanordnung hier keine wesentliche Aenderung erfolgt ist, so wird man darum doch im Einzelnen gar Manches gebessert, Manches, weil allzu speciell und darum leicht störend und den Hauptpunct verrückend, selbst weggelassen, Anderes hingegen hinzugesetzt und so das Ganze seiner Bestimmung und seinem Zweck entsprechender gemacht finden; und Jeder wird sich leicht davon selbst überzeugen können, wenn er die Mühe einer nähern Vergleichung beider Ausgaben nicht scheuen will. Etwas anders verhält es sich mit dem syntaktischen Theil. Hier ward der Verf. zu manchen Erweiterungen in dem, was ihm mangelhaft schien, eben so aber auch zu manchen Aenderungen und Umgestaltungen, namentlich in der Lehre von den Sätzen und was daran sich knüpft, ja zu einer in Manchem ganz neuen Bearbeitung durch eigene Erfahrung geleitet; wobei er jedoch, nach seiner ausdrücklichen Versicherung, nicht sowohl eine völlig systematische Syntax, als das Hervorheben der Hauptpunkte bezweckte, die dem griechischen Satzbau eigenthümlich sind. Durch diese Veränderungen oder Umgestaltungen ist aber der Grundcharakter des Ganzen keineswegs verändert worden: es sollte im Gegentheil Alles diesem noch entsprechender gemacht und damit der Zweck einer Schulgrammatik noch mehr gefördert werden; nicht neue Forschungen sollten hier angestellt, wohl aber die Resultate derselben, in soweit sie von praktischem Werth sind, benutzt und in der für die Fassungskraft des Schülers geeigneten Weise aufgenommen werden, um denselben mit aller Sicherheit in das Gebäude der hellenischen Satzfügung einzuführen und ihm eine klare Auffassung aller einzelnen Erscheinungen möglich zu machen. Und darin liegt ja eben der wahrhaft praktische Charakter, darin auch der Werth eines guten Schulbuchs, insbesondere einer Grammatik; diesem Charakter hat auch diese

griechische Grammatik die wohlverdiente Aufnahme zu verdanken, die jetzt schon eine dritte Auflage nöthig gemacht hat, in der sie, hoffen wir, noch grössere Verbreitung gewinnen wird. Bei den mancherlei Schwierigkeiten, mit welchen der griechische Unterricht ohnehin zu kämpfen hat, bei der Ungunst unserer nur im Wortemachen und in sinnlichen Genüssen starken Zeit für alles ernstere Sprachstudium wird eine Grammatik, die durch zweckmässige Anordnung und Behandlung des reichen Stoffs den Schüler auf sichern und verlässigen Pfaden zu einer gründlichen Kenntniss der griechischen Sprache führt, aber nicht durch eine dunkle, verworrene Schulsprache, die sich, wie jetzt meistens geschieht, für Philosophie ausgibt, oder durch eine erstickende Fülle des Details abschreckt, nur doppelt erwünscht seyn; sie wird auf ungetheilte Anerkennung rechnen können. — Was die äussere Ausstattung betrifft, so wird man in den grösseren und deutlicheren Lettern, in Druck und Papier, gleichfalls einen Fortschritt vor der zweiten Auflage zu erkennen im Stande seyn.

---

1. Die Mittelschule. *Zeitschrift für die Lehrwissenschaften und das öffentliche Unterrichtswesen, unter Mitwirkung mehrerer deutschen Schulmänner herausgegeben von Rector Dr.* Schnitzer *und Professor* Kapff. *Reutlingen, Druck und Verlag von F. C. Mäcken Sohn. 1845. I. und II. Heft. 324 S. in gr. 8.*

2. Die Mittelschule. *Zeitschrift für das Unterrichts- und Erziehungswesen in Gymnasien, Seminarien, lateinischen und Realschulen, Gewerbschulen, höhern Bürger- und Töchterschulen. In Verbindung mit Director* Curtmann *in Friedberg, Rector Dr.* Eckstein *in Halle und Professor* Kapff *in Reutlingen herausgegeben von Dr. A. F.* Schnitzer, *Rector des Lyceums zu Reutlingen. 1846. Reutlingen, etc. 160 S. in gr. 8.*

So wenig es jetzt an gelehrten philologischen Zeitschriften mangelt, so fehlt es doch eigentlich an einem speciellen Organ alles Dessen, was zunächst in den eigentlichen Kreis des Unterrichts und der Erziehung auf unsern Gelehrten- und Realschulen einschlägt, indem die erwähnten Zeitschriften, mit einziger Ausnahme der zu Leipzig erscheinenden Jahrbücher der Philologie und Pädagogik, gerade diese Seite unseres gelehrten Bildungswesens minder beachten. Diesem fühlbaren Mangel soll die Zeitschrift abhelfen, die wir hier schon in ihren zweiten Jahrgang eintreten sehen und als eine erfreuliche Erscheinung begrüssen, der man nur günstige Aufnahme und allgemeine Verbreitung wünschen kann; denn alle die darin enthaltenen Mittheilungen tragen ein ernstes und solides Gepräge, wodurch dieses Organ des gelehrten Schulwesens über die Mittelmässigkeit pädagogischen Geschwätzes sich erhebt und eine durchaus wissenschaftliche Haltung zu gewinnen strebt. Abhandlungen über Gegenstände des Schulunterrichts, der Methode, und was sonst daran sich knüpft, bilden die erste Abtheilung eines jeden Hefts (so z. B. die Darstellung und Beurtheilung der Ruthardt'schen Methode von Adam; Bäumlein's Bemerkungen über den Unterricht im Griechischen; Schnitzer: das pädagogische Geheimniss der Jesuitenschulen); eine zweite bringt Recensionen über Schriften, welche im ei-

gentlichen Sinn des Worts Schulschriften, Schulbücher sind, mithin in den Kreis fallen, dessen Pflege Gegenstand dieser Zeitschrift ist; daran schliesst sich die dritte, welche kurze Anzeigen von Schriften derselben Art oder Uebersichten enthält und mit der vorhergehenden sich leicht verbinden lässt. Die vierte Abtheilung: Statistik, giebt nicht blos das, was man die Statistik und Chronik der einzelnen Gymnasien, Realschulen und dergleichen nennt, sondern sie theilt auch wichtige Verordnungen, Statuten und dergleichen mit, wie z. B. die Dienstvorschrift für die Vorstände der Gymnasien und höheren Lehranstalten in Würtemberg (in I., 2) und Anderes der Art. Dass die Herausgeber diese praktisch-pädagogischen Zwecke immer mehr zu verfolgen suchen, zeigt der veränderte Titel des zweiten Jahrgangs und der Hinzutritt zweier anderen Schulmänner, die in unserer pädagogischen und philologischen Welt mit Recht hoch geachtet sind. Wünschen wir daher dem Unternehmen das beste Gedeihen und eine segensreiche Wirksamkeit!

Handbuch der deutschen Prosa von Gottsched bis auf die neueste Zeit. Historisch geordnete Sammlung von Musterstücken aus den vorzüglichsten Prosaikern unter Berücksichtigung aller Gattungen der prosaischen Schreibart, nebst einem literarisch-ästhetischen Commentar. Von Dr. Heinrich Kurz. Zweite Abtheilung: Göthe bis auf die neueste Zeit. (Auch als vierter Band des Handbuchs der deutschen Nationalliteratur vom Ende des XV. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit.) Zürich, Verlag von Meyer und Zeller 1846. 918 S. in gr. 8. mit doppelten Columnen auf jeder Seite.

Die in diesen Blättern (Jahrgg. 1845. p. 482) gewünschte baldige Fortsetzung dieses durch zweckmässige Auswahl und gute Anordnung sich empfehlenden Handbuchs liegt nun vor uns und bildet den passenden Abschluss des Ganzen. Indem wir uns auf die frühere Anzeige, was Anlage, Einrichtung und Ausführung betrifft, beziehen, haben wir nur noch in der Kürze den Inhalt dieser zweiten Abtheilung anzugeben, welche lauter Stücke der neuern und neuesten Zeit enthält. Göthe macht, wie billig, den Anfang in einer Reihe von Mittheilungen verschiedener Art, unter denen wir zu unserer Freude auch den Laokoon bemerken, selbst Briefe und Reden sind aufgenommen, das Ganze von S. 1—146; nun folgen zwei kürzere Stücke von Wilhelm Heinse, ein Abschnitt von Friedrich Heinrich Jakobi („Ein Stück Philosophie des Lebens und der Menschheit"); ein anderer von Heinrich Pestalozzi („Grundsätze der Erziehung"), und von Johannes von Müller („Geschichte der burgundischen Kriege"), Mehreres von Johann Georg Forster (Seite 255 ff.); nun folgen acht Nummern aus Schiller (S. 299 ff.), darunter die Rede über die Universalgeschichte, Leben und Ende des Grafen von Egmont, die Belagerung von Antwerpen u. s. w.; dann von Fichte's Reden an die deutsche Nation die 4., 5., 6., 7., 8. (S. 441 ff.); darauf eine Predigt („Der hohe christliche Werth der Arbeitsamkeit") von Franz Volkmar Reinhard (S. 505 ff.); unter acht Nummern kommt Verschiedenes aus den Schriften von Jean Paul Friedrich Richter (S. 507 ff.); nun folgen die beiden Schle-

gel, von August Wilhelm: Stücke über das griechische und spanische Theater (S. 597 ff.), von Friedrich: Mehreres allgemein Literärisches und das Mittelalter Betreffende (S. 633 ff.); dann Ludwig Tieck's Zauberschloss (S. 655 ff.), und „Schelling's Rede über das Verhältniss der bildenden Künste zu der Natur" (S. 703 ff.); dann wieder eine Predigt von Schleiermacher („Dass Vorzüge des Geistes ohne sittliche Gesinnung keinen Werth haben") (S. 729 ff.); zwei Stücke von Hebel (S. 739 ff.); Apokryphen von Seume (S. 743 ff.); acht Parabeln von Krummacher (S. 747 ff.); die Italiener von E. M. Arndt (S. 753 ff.); darauf das österreichische Manifest 1813 von Friedrich von Gentz (S. 757 ff.); C. W. von Humboldt („Ueber die Aufgabe des Geschichtschreibers") (S. 769 ff.), und A. von Humboldt („Ueber Steppen und Wüsten") (S. 785 ff.); von Christ. Friedr. Schlosser („Schilderung Friedrich Wilhelm's I. Königs von Preussen") (S. 813 ff.); einzelne Stücke von Raumer, Varnhagen von Ense, Ranke, von Rotteck machen den Schluss.

Handbuch deutscher Beredsamkeit, enthaltend eine Uebersicht der Geschichte und Theorie der Redekunst, zugleich mit einer vollständigen Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung. Zusammengestellt und herausgegeben mit besonderer Rücksicht auf höhere Schulen und Selbststudium von Dr. O. L. B. Wolff, ordentl. öffentl. Professor hon. der neuern Literatur an der Universität Jena u. s. w. Erster Theil. Die geistliche Beredsamkeit. XII. und 587 S. Zweiter Theil. Die weltliche Beredsamkeit. VII. und 567 S. in gr. 8. Verlag von Carl B. Lorck. 1846.

Bei der immer mehr hervortretenden Richtung unserer Zeit aufs Redehalten und Wortemachen ist es gut, wenn von Zeit zu Zeit die preiswürdigen Muster einer wahren und ächten Beredsamkeit aufgefrischt und unserer redefertigen Zeit als ein Spiegel vorgehalten werden, der sie, wäre allerdings hier noch Etwas zu hoffen, zur Besonnenheit und zu einem Studium zurückführen müsste, das bessere Früchte für die Mit- und Nachwelt bringen würde, als das seichte Geschwätz, das aller Orten und Gelegenheiten — und deren giebt es ja jetzt unendlich viele — sich Luft zu machen sucht. In dieser Betrachtung mag denn auch das Unternehmen des Verf. seine Rechtfertigung finden, und wir können in der That Nichts sehnlicher wünschen, als dass dieses Handbuch dazu beitragen möchte, auf eine solidere und gediegenere Basis die Beredsamkeit, oder richtiger, die Wortmacherei unserer Zeit hinzulenken, und dadurch wahre Beredsamkeit, weltliche wie geistliche — denn die eine thut uns so Noth wie die andere — zu fördern. Wenn die letzte dem heidnischen Alterthum, das nur die erste kannte, fremd war, so ist sie doch, erwachsen mit der Ausbreitung und Ausbildung der christlichen Lehre, ganz nach denselben Grundlagen und Regeln, die der hellenische Geist für die politische Beredsamkeit erfunden hatte, herangebildet worden und auf diesem Wege zu einer Vollkommenheit, zu einer Blüthe gelangt, von der freilich unsere Redner heutigen Tags, denen kaum die Namen jener gefeierten geistlichen Redner, eines Basilius,

Chrysostomus, Gregorius u. s. w. bekannt sind, keinen Begriff haben. In dieser Hinsicht hätten wir wohl wünschen mögen, dass der Herausgeber dieses Handbuchs in den ersten Theil, welcher die geistliche Beredsamkeit befasst, auch einige Musterreden dieser alt-christlichen Lehrer des göttlichen Wortes, in deutscher Uebersetzung, aufgenommen hätte. In diesem ersten Bande giebt er zuerst einen kurzen Ueberblick der Geschichte der Beredsamkeit auf zehn Seiten, dann Grundlinien der Theorie der Beredsamkeit auf wenig mehr Seiten (S. 11—23), und nun folgen nicht ganz drei Seiten über die religiöse Rede, die Predigt, die Homilie, die Gelegenheitsrede. Damit schliesst der theoretische Theil; ob, wenn überhaupt der Art Etwas gegeben werden sollte, diess genügend war, wollen wir nicht weiter untersuchen; wenn aber der Verf. glaubt, dass diese von ihm vorausgeschickten Andeutungen zu einem gründlichen Unterricht in der Theorie der Beredsamkeit hinreichend seyen, so scheint er uns die Bedingnisse dieses Unterrichts zu gering anzuschlagen und auf die freie natürliche Entwickelung einen zu grossen Werth zu legen, ohne zu bedenken, wie leicht hier Alles, zumal bei den von der Natur minder Begabten — und diese bilden in der Regel die Mehrzahl — in Salbaderei und fades Geschwätz auszuarten pflegt. Die Sammlung selbst, die nun folgt, enthält sechs und dreissig Predigten, zehn Homilien und eben so viele geistliche Amts- und Gelegenheitsreden (Tauf-, Confirmations-, Trau- und Leichenreden); wir finden darunter eine Predigt des Franciscaner Berthold, eine von Tauler, eine von Luther, auch zwei, ins Deutsche übersetzte, von Massillon und Saurin; die übrigen sind allerdings von den gefeiertsten Kanzelrednern Deutschlands, von Jerusalem und Spalding an bis auf die jetzt lebenden, Ammon, Ehrenberg, Dräseke, Bretschneider, Röhr, Harms, Strauss u. A.; dass auch Herder, Reinhardt und Schleiermacher nicht fehlen, war zu erwarten.

Der zweite Band bringt unter der Aufschrift: Die politische Rede, achtzehn Musterreden, unter denen wir zu Anfang drei Reden des griechischen Alterthums, des Isokrates, Demosthenes (die Rede für die Krone, nach der Uebersetzung von Friedrich Jacobs) und Aeschines (die Rede über die Truggesandtschaft von Bremi) erblicken, auf welche Ulrich von Hutten's Aufruf an alle Stände deutscher Nation folgt; die übrigen Reden gehören fast sämmtlich dem neunzehnten Jahrhundert an, sind auch meist ständische Reden, zwei darunter auch von königlichen Rednern (Ludwig II. von Baiern und Friedrich Wilhelm IV. von Preussen). Für die gerichtliche Rede sind drei Reden des Aeschines, Isokrates und Isäus mitgetheilt; unter der Rubrik: Convenienzrede, ist Verschiedenartiges von Göthe, Schiller, Jacobs, Ammon, Schleiermacher, Varnhagen von Ense, Kühne und Andern zusammengestellt; ein Anhang: Humoristische Reden, enthält drei Stücke von Leisewitz, Tieck und Sapphir. — Nach diesen Andeutungen möge der Leser selbst beurtheilen, in wiefern wirklich hier eine, wie der Titel angiebt, vollständige Sammlung deutscher Reden jedes Zeitalters und jeder Gattung in den beiden sehr schön gedruckten Bänden enthalten ist. Ob der Wiederabdruck mancher grössern Stücke, die nicht in die Vergangenheit, sondern in die Gegenwart fallen, mit Erlaubniss der Verfasser und Verleger veranstaltet worden oder nicht, ist eine Frage, welche wir hier nicht zu beantworten haben.

Deutsches Lesebuch. Erster Cursus. Von C. Oltrogge, Vorsteher der höhern und der Bürgertöchterschule in Lüneburg. Sechste verbesserte Auflage. Hannover, im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1845. XII. und 419 S. in 8.

Der Verf., der wohl weiss, dass der Zweck der Lectüre für die Jugend nicht blos ein formeller und äusserer seyn soll, sondern dass dieselbe insbesondere auch dazu dienen soll, Herz und Geist zu bilden, hat diesem Grundsatze gemäss, der ihn schon bei den früheren, mit allgemeinem und wohlverdientem Beifall aufgenommenen Ausgaben leitete, auch bei der neuen Auflage festgehalten, ja er hat denselben in noch grösserer Ausdehnung anzuwenden gesucht, von der gewiss richtigen Ansicht geleitet, dass diess das beste Mittel sey, sein Buch immer nützlicher und erspriesslicher auch für die Jugend zu machen. In diesem Sinne wurden einige Aenderungen getroffen, einige Stücke vertauscht und durch zweckmässigere ersetzt, auch in der Absicht, den regelmässigen Stufengang und das geordnete Fortschreiten vom Leichtern zum Schwereren zu fördern. Eine günstige Aufnahme wird daher dieser Jugendschrift nicht fehlen.

Theorie der Dichtungsarten. Nebst einem Anhange über Rhetorik. Von Karl Geib. Mannheim. Verlag von Tobias Löffler. 1846. VIII. und 312 S. in gr. 8.

Dieses Buch ist zunächst zu einem Lehrbuch für den ästhetischen Unterricht in den obern Gymnasialklassen bestimmt; damit war auch Anlage und Ausführung, Stoff und Behandlungsweise gewissermassen bestimmt; jenes, in sofern in den Inhalt der Schrift nur dasjenige aufzunehmen war, was diesem Zweck entsprechen konnte; dieses, in sofern klare und deutliche Erörterung als Haupterfordernisse zu betrachten waren, denen der Bearbeiter vor Allem Rechnung zu tragen hatte, „entfernt von jenem dunkeln Abstracismus, der in einigen Schriften der Art herrscht" und diesen einen philosophischen Anstrich geben soll, während doch allein eine klare und anschauliche, wohl fassliche Darstellung der Kunstregeln den Schüler selbst zu einer richtigen Auffassung und Erkenntniss zu führen vermag; und diess wird allerdings auf dem vom Verf. eingeschlagenen Wege eher als in anderer Weise zu erreichen stehen. Wenn aber das mit sichtbarer Liebe zum Gegenstande selbst und in stetem Hinblick auf den bemerkten Zweck abgefasste Buch, als ein Product des Inlandes, hier keiner nähern Prüfung unterliegen kann, so wollen wir doch nicht unterlassen, auf eine Erscheinung aufmerksam zu machen, welche mannichfachen Nutzen in der Schule wie bei Privatstudien verspricht, eben weil die Gegenstände, auf die es besonders ankommt, klar und bündig entwickelt werden, überdem bei allen einzelnen Abschnitten auch eine kurze literärhistorische Uebersicht des Ganges und der Entwickelung, welche jeder einzelne Zweig der Poesie bei den verschiedenen gebildeten Völkern der alten und neuen Welt genommen hat, beigefügt ist, welche einen bequemen Ueberblick des Ganzen zu geben vermag. Auf eine Einleitung, welche die allgemeinen Begriffe der

Aesthetik, der Poetik und Rhetorik behandelt, folgt zuerst die Poetik, und zwar, nach einem einleitenden Abschnitt, in vier Abtheilungen: lyrische, didactische, epische und dramatische Poesie, dann S. 297 ff. die Rhetorik. In diesen Ramen ist ein reicher Stoff zusammengedrängt, dessen Auffassung durch zweckmässige Anordnung und klare Darstellung erleichtert wird. Als einen Anhang gedenkt der Verf. demnächst eine Blumenlese, welche aus den vorzüglichsten Dichtern Deutschlands eine Auswahl von Poesien, als Belege der hier mitgetheilten Theorie, geben soll, bekannt zu machen.

---

1. *Handbuch der Geographie von Dr. W. F. Volger, Director der Realschule des Johanneums zu Lüneburg. Erster Theil. Fünfte, stark vermehrte Auflage. Hannover. Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1846. IV. und 661 S. in gr. 8.*
2. *Schulgeographie für die mittleren Klassen der Gymnasien, für Bürger-, Real- und Töchterschulen, von Dr. Wilh. Friedr. Volger, u. s. w. Siebente verbesserte Auflage. Hannover. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1845. 304 S. in gr. 8.*

   Auch mit dem zweiten Titel:

Lehrbuch der Geographie. Zweiter Cursus. etc.

3. *Abriss der allgemeinen Weltgeschichte für die mittleren Klassen der Gymnasien. Von Dr. Wilhelm Friedrich Volger, Director etc. Dritte verbesserte Auflage. Hannover, 1845. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung. X. und 214 S. in gr. 8.*

Die für Mittelschulen (Gymnasien, höhere Bürgerschulen, Realschulen und dergleichen) in ihren verschiedenen Abstufungen berechneten geographischen und geschichtlichen Lehrbücher des Verf. haben in ihren mehrfach auf einander gefolgten Ausgaben, von welchen die früheren in diesen Blättern ausführlicher seiner Zeit besprochen worden sind, einen in der zweckmässigen Anordnung und Behandlung des Stoffs, in der Genauigkeit und Vollständigkeit des Details wie der Zuverlässigkeit der einzelnen Angaben so wohlbegründeten und gerechten Ruf erworben, dass das Erscheinen neuer Auflagen, wie wir sie hier anzeigen, zwar nicht befremden, wohl aber für ein erfreuliches Zeichen der immer grösseren Verbreitung dieser Lehrbücher auf unsern gelehrten Schulen und ihrer hier erprobten Nützlichkeit angesehen werden kann. Auch hat der Verf. rastlos den nach dem Erscheinen der früheren Ausgaben verflossenen Zwischenraum benutzt, um durch Berichtigungen und Ergänzung die neuen Auflagen zu vervollständigen, ohne dass die ursprüngliche Anlage und der dem Ganzen zum Grunde liegende Plan eine Aenderung erlitten, oder, bei der weisen Benützung des Raums, eine grössere Ausdehnung des Umfangs nöthig geworden wäre. Diess zeigt sich namentlich bei dem Handbuch der Geographie unter Nr. 1., wo der zwischen dem Erscheinen der nächst vorhergegangenen vierten Ausgabe und der vorliegenden fünften in der Mitte liegende grössere Zeitraum von fast zehn Jahren eine reiche Ausbeute darbot, die auch

mit der von dem Verf. bekannten Sorgfalt hier zum Besten des Buchs verwendet ward, das, ungeachtet sehr bedeutender und namhafter Zusätze, doch keine Vermehrung der Bogenzahl, ja eher eine durch Beschränkung des Drucks möglich gewordene Verminderung erhalten hat. Der Verf. hat sich hier so wenig wie bei der Schulgeographie verleiten lassen, die bisher eingehaltene, durch mehr als fünfundzwanzigjährige, eigene wie fremde Erfahrung erprobte Methode zu ändern und, in Bücher für die Schule bestimmt, das zu bringen, was einer höhern wissenschaftlichen Richtung angehört, die selbst nur dann gedeihen und wahre Früchte bringen kann, wenn sie auf dem Grund und Boden ruht, den die Schule schaffen soll. Hier also zu ändern, die Universität und ihre wissenschaftliche Behandlungsweise auf die Schule zu übertragen, bringt nur Verwirrung und fördert Hochmuth und Einbildung auf Kosten der Gründlichkeit. Das kann auch von andern Zweigen der Bildung gelten, die wir hier nicht weiter verfolgen wollen, zumal da der Verf. sich von solchen Abwegen durchaus fern gehalten hat. Auch der Abriss der Weltgeschichte lässt in der zweckmässigen Anlage und Ausführung diesen Charakter eines Leitfadens, wie ihn die Bedürfnisse derjenigen Stufe des Unterrichts, für die er bestimmt ist, erheischen, nirgends vermissen.

Ausgewählte Stücke aus den alten Epikern und Historikern. Ein lateinisches Lesebuch für den Schulgebrauch von Maximilian Fuhr. Mainz. Verlag von C. G. Kunze XIII. und 252 S. 8.

Diese Schrift, von einem anerkannt tüchtigen Schulmanne herausgegeben, enthält in wohlgeordneter Auswahl zuerst (S. 1—40) einen grammatischen Abriss, welcher weniger die Absicht hat, eine vollständige und organische lateinische Sprachlehre zu geben, als vielmehr nur wesentliche Haltpunkte, und diess besonders vermittelst der zu memorirenden Beispiele darzubieten. Darauf folgen Uebersetzungen aus dem Griechischen (S. 41—99), und zwar aus Homer, Hesiod, Herodot, Thukydides und Xenophon; dann Abschnitte aus römischen Historikern (S. 99—173), Cäsar, Livius, Sallustius, Tacitus; hierauf (S. 174—210) aus römischen Dichtern, Silius Italicus, Lucanus, Ovidius, Virgilius. Diesen schliessen sich Musterstücke aus den Neulateinern (S. 210—235) an, nämlich Schiller's Glocke von Fuss, Egmont und Wilhelm von Oranien und Egmont's und Horn's Hinrichtung von Strada und der Ueberfall von Hochkirch und die Schlacht bei Torgau (nach Archenholz) von Reichard. Den Schluss bildet ein Anhang (S. 236—252): Homonymen, Synonymen und ein Sachvocabular.

Von jedem einzelnen Stück ist soviel mitgetheilt, als eine lebendige Anschauung seiner Eigenthümlichkeit vermitteln kann. Es sind also nicht, wie man in vielen Büchern der Art findet, vereinzelte Stückchen und unzusammenhängende Aussprüche, Gedanken- und Bilderspähne gegeben.

Dass neben dem Prosaischen auch Poetisches aufgenommen worden, findet in der Ansicht des Herrn Verf. seine Erklärung, dass er es für sachgemäss ansieht, für die unterste ued mittlere Stufe immer nur eine von diesen beiden Stiläusserungen der Lectüre zu Grunde zu legen. — Die Anmerkungen, welche zu dem grössten Theile des aus den lateinischen Historikern und Epikern Ausgewählten gegeben, sind vorzüglich dazu bestimmt, das Nachdenken des Schülers zu erregen, und es ist mit Recht bei denselben grösserer Bezug auf das Grammatische und Stilistische genommen, als auf das Sachliche.

Druckfehler: S. 252 Z. 5 von oben l. Theil statt Leserkreise.

Nr. 21. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Voyage scientifique dans l'Altaï oriental et les parties adjacentes de la frontière de Chine fait par ordre de S. M. l'Empereur de Russie par Pierre de Tchihatcheff, *Gentilhomme de la chambre de S. M. J. Membre de plusieurs académies et sociétés savantes. XIV. et 466 S. Gr. in 4. Accompagné de cartes et plans, ainsi que d'un atlas, contenant une partie pittoresque et une partie botanique. Paris, 1845; chez Gide.*

Am 1/12 März 1842 verliess der Verf. St. Petersburg im ehrenvollen Auftrage der K. Russischen Regierung: die Gegenden des östlichen Altaïs wissenschaftlich zu untersuchen. Der weite Raum, beide Hauptstädte des grossen Reiches trennend, wurde durchflogen. Eine Temperatur von 12 bis 14 Kälte-Graden gewährte alle Vortheile trefflicher Schlittenfahrt; indessen stieg das Thermometer, am Tage der Ankunft in Moskau, bis zum Nullpunct und hob sich sehr bald in der Sonne bis zu + 10° Cels. Das Phänomen war jedoch nur örtlich und vorübergehend. Zwei und zwanzig Werst von Nijni-Novogorod begaben sich unsere Reisenden — in der Gesellschaft Tchihatcheff's befand sich namentlich G. Meyer, Zögling der K. Academie schöner Künste, von dessen höchst glücklichem Talent die pittoresken Ansichten des Atlasses das beste Zeugniss geben — hinab zum Bette der Wolga, längs deren Ufer, während der Winterzeit, eine nicht unterbrochene Reihe von Post-Wechsel-Plätzen gefunden wird. Der prachtvolle Strom, umgewandelt zur schönsten Fahrstrasse, gewährt, in der Epoche dieser sonderbaren Metamorphose, einen ebenso eigenthümlichen als malerischen Anblick, ungeachtet der Einförmigkeit und des blendenden Glanzes vom unermesslichen Silber-Streifen, dessen Linear-Umrisse, nach allen Seiten hin, den Horizont begrenzen. In der, viel Merkwürdiges darbietenden, Stadt Kazan — wir werden von der Schreibart des Verf. in geographischer Hinsicht uns keine Abweichung gestatten — verweilte man nur wenige Stunden. Je näher Perm, und folglich dem Ural, um so mehr fängt

der Reisende an, den Ueberdruss einer langen und ermüdenden, verdriesslichen Pilgrimschaft zu vergessen; der Gedanke: endlich die einförmigen Bilder von Ebenen und von, fast nicht unterbrochenen, Plateaus verschwinden zu sehn, belebt ihn. Allein welch' bittere Täuschung: gerade bei Perm nimmt die Gegend wieder die niederbeugende Einerleiheit eines endlosen Oceans an. Wenige Werst weiter wird indessen die Boden-Gestaltung mannigfaltiger; auch ist der kleinen Stadt Koungour — 85 Werst von Perm — die angenehmste Lage in einem Tiefthale eigen. Das Ural-Gebiet hat jedoch hier keineswegs einen entschiedenen Charakter und erst bei Bisserskaya — 192 Werst von Perm — tritt man ins eigentliche Gebirgsland ein. Katharinenburg, die Stadt, welche gleichsam als äusserste Grenzwache des Uralischen Gebirgs-Walles, Europa und Asien scheidend, einnimmt, gewährt dem gegen Sibirien hin ziehenden Wanderer einen naturgemässen Rastpunct; hier findet der Reisende gewissermassen eine neue Aera, von wo aus er die zweite Phase seiner langen Wallfahrt bezeichnen kann.

Die Jahreszeit gestattete dem Verf. keine geologischen Untersuchungen der, zwanzig Werst entlegenen, Gold-führenden und bis jetzt so berühmt gewesenen, Lagerstätte von Berezowsk; indessen unterliess er nicht, sich an Ort und Stelle zu begeben, um die Gewinnungsweise kennen zu lernen, welche durch Tagebaue betrieben wird. Zwei Tage reichten hin, um ins unermessliche Gebiet des Asiatischen Russlands zu gelangen.

Tougoulinsk, das erste Dorf im Gouvernement Tobolsk, bot das sonderbare Bild einer Bevölkerung dar, die grossen Theiles zusammengesetzt ist aus jener Klasse von Verbannten, die mit dem Ausdrucke *Poséléntzi*, „Pflanzer, Anbauer", bezeichnet werden. Während seines Aufenthaltes in West-Sibirien hatte unser Bericht-Erstatter oft Gelegenheit, jene Menschen genauer zu beobachten, und fast immer sah er sich überrascht von der Reinlichkeit, von einer Art Wohlstand, ja von Behagen, welches deren Wohnungen darbieten. Die Leser unserer Jahrbücher, für die es besonderes Interesse hat, zu hören, wie Menschen, von der Gesellschaft ausgestossen, in den Wüsteneien Siberiens die ersten Basen eines socialen Leben zu gründen beschäftigt sind, während die wilden Fels-Parthieen an den Ufern der Bouhhtarma, längs der ganzen Chinesischen Grenze, sich mit Dörfern und Wohnungen bedeckt sehen,

errichtet von der Hand der nämlichen Verwiesenen und Verbrecher, die während langer Zeit die Plagen der Gegend gewesen waren u. s. w., finden am Schlusse des ersten Kapitels nicht wenige beachtungswerthe Mittheilungen. Im Jahre 1840 zählte man in Siberien 134,630 exilirte „Pflanzer" und davon waren 70,290 mit Arbeiten beim Gewinn des Gold-haltigen Sandes beschäftigt.

Das zweite Kapitel umfasst den Bericht der Reise von Barnaoul bis zum Uebergang über den Katoune-Fluss. Der Raum zwischen Barnaoul und Biisk besteht beinahe ganz aus Schuttland; mit sehr wenigen Ausnahmen zeigt sich die Boden-Oberfläche eben. Neunzig Werst, ehe man Biisk erreicht — eine Gruppe weniger Häuser aus Holz, welcher der Name Stadt verliehen wurde — treten Hügel hervor, die, mit kleinen Thälern wechselnd, der Gegend ein ziemlich pittoreskes Ansehen verleihen. Ungefähr sechzehn Werst von Biisk setzte Tchihatcheff mit seinen Gefährten über die Biya, da wo sie mit der Katoune zusammentritt. Das Fort Katoune (Katounskaya Kreposte), ein ansehnliches, fast nur von Kosacken bewohntes Dorf, dient als Grenzwehr gegen Einfälle der Kalmucken. Bald verloren unsere Reisenden die Katoune aus den Augen, um dieselbe erst an der Stelle wieder zu sehen, wo sie, wie wir später hören werden, in abenteuerlicher Weise den Fluss übersetzen mussten.

In geringer Entfernung vom Dorfe Krasnoyarsk erscheinen am Horizont zuerst die Umrisse des Altaï-Gebirges mit ihren Silber-farbigen Gipfeln. Beim Dorfe Setovka bot sich der lang entbehrte Anblick zu Tage gehenden Gesteines dar; ein Turmalin-führender Granit, durchsetzt von Gängen eines jüngeren Granites. [Nach unsern Erfahrungen gehören Granite mit Turmalinen stets den neuern Gebilden solcher Art an; es würden sodann hier die ältesten Granite fehlen. Was über die Gegenwart von Hornblende gesagt wird, die zugleich mit dem Turmalin vorhanden seyn soll, so scheint uns diese Angabe etwas zweifelhaft.] In Altaïskaja blieben die Wagen zurück; von hier, wo die eigentliche Fahrt im Altaï-Gebirge ihren Anfang nahm, musste die Reise zu Pferd fortgesetzt werden.

Das Ordnen der Karawane war keine geringe Aufgabe; denn es handelte sich um Zubereitungen und Zurüstungen für eine Wanderung von langer Dauer durch unbekannte Gegenden. Die Reisebücher der

Vurgänger unseres Bericht-Erstatters in den Altaï-Regionen endigten da, wo seine Forschungen beginnen sollten. Kosacken und Diener hatten vollauf zu thun mit Vertheilung der ungeheuern Menge von Saumsätteln, unter andern bestimmt, Vorräthe von Lebensmitteln für die Karawane während zwei Monaten aufzunehmen; so viel Zeit glaubte man nöthig zu haben, um längs der Tchouya und dem Tchoulichmane aufwärts bis zu den Quellen dieser Flüsse zu gelangen, und sodann, am Tchoulichmane hinab, an die Mündung des Oulouhhane, woselbst neue Vorräthe von Biisk zu erwarten waren. Endlich fand sich Alles bereit und die, aus zweiundfünfzig Pferden bestehende, Karawane setzte sich in Bewegung.

Ein, vom Giessbache Kamenka durchzogenes, Thälchen wird immer enger, je näher beiden dasselbe begrenzenden Bergreihen. Letztere bestehen aus grauem, ziemlich kieselreichen Kalkstein, der unmittelbar auf dem Granit ruhen dürfte, welcher beim Dorfe Altaïskaya verschwindet, um in der Nähe von Sarasi wieder zum Vorschein zu kommen. Hier ist es Albit-Granit, der jedoch bald durch Talkschiefer verdrängt wird, aus welchem Uebergänge in Thonschiefer statt haben. Die Talk-Gesteine des Sarasi-Thales zeigen sich stets zerklüftet und ihre Schichten mannigfaltig gewunden und gebogen; die Berg-Gestalten findet man weit vielartiger, als jene der Kalkhöhen. Das Dorf Tcherga, fünfzig Werst von Altaïskaya, an der Mündung des Stromes gleichen Namens, liegt im Glimmerschiefer-Gebiete. Jenseit der Seïma, welche in dieser Jahreszeit ziemlich tief und reissend ist, gelangt man in ein enges Thal, wo an die Stelle des Glimmerschiefers schwarzer Kalk tritt, der, durch seine Zerklüftungs-Verhältnisse, an Quader-Sandstein erinnert. Das Schuttland an den Krechte-Ufern, aus Kalk-Geröllen, aus Quarz- und Grauwacke-Trümmern bestehend, führt Gold. Der Kalk enthält zahlreiche fossile Reste, namentlich *Cyathophyllum* in Menge, und u. a. *C. turbinatum* besonders deutlich. Die Kalk-Ablagerungen stehen in inniger Verbindung mit dunkelgrau gefärbtem Thonschiefer, der von vielen Kalkspath-Gängen durchzogen wird. Längs der Giessbäche Chebelik und Satoulou kommt Grauwacke vor, der sich bald Quarz-Felsen anschliessen. Die Masse der letzten erscheint zum Theil unrein violblau, durchsetzt von Adern und Schnüren weissen Quarzes und Chalcedons.

Um das Gebiet des Oursoul zu erreichen, mussten die Alpen

gleichen Namens überschritten werden. Man gelangte zu einem ansehnlichen Plateau, von einer bedeutenden Felspyramide überragt, deren gerundeter Gipfel — die Hälfte des Maimonats war abgelaufen — fast ganz mit Schnee bedeckt erschien. Die herrschenden Gesteine der Umgegend, Diorite, Glimmerschiefer und Granite, liessen keine bestimmten Folgen ihrer gegenseitigen Lagerungs-Verhältnisse wahrnehmen. Am meisten verbreitet dürfte der Glimmerschiefer seyn; es wird von ihm gesagt, dass er unmerklich in eine sehr quarzige, metamorphische Felsart übergehe. Der Glimmerschiefer zeigt mitunter die auffallendsten Störungen seiner Lagen; vollkommen senkrechte Stellungen herrschen vor. Allmälig verlauft sich das Gestein in Thonschiefer, der in den, um den Kenghi-See im Halbkreis sich erhebenden, Bergen sehr verbreitet ist. Am westlichen Ufer des See's fanden unsere Reisenden mehrere Zelte, die von Russischen Kaufleuten aus Tomsk aufgeschlagen worden, welche seit Monaten hier weilten, um Schlacht-Thiere anzukaufen und nach dieser Stadt zu liefern, wo sie, durch die Nähe der Gold-Waschereien, einen besonders günstigen Markt fanden. — Längs des reissenden Kenghi, auf beiden Ufern, Thonschiefer mit untergeordnetem Kieselschiefer. Von der Mündung dieses Flusses bis zu jener der Kourouta, durchströmt der Oursoul ein sehr flaches Thal, zu beiden Seiten durch parallele Bergketten eingeschlossen. Auch hier herrscht Thonschiefer. Ferner tritt ein Syenit-Gestein auf, welches man mit einer Art Kieselschiefer in Berührung sieht, dessen empor gerichtete Schichten, in sehr augenfälliger Weise, von statt gefundener Erhebung zeugen. Syenite erscheinen am rechten Kourouta-Ufer sehr verbreitet. Mitunter sind die Massen in dem Grade regelrecht abgesondert, dass sie täuschend das Ansehen von Schichtung erlangen. Weiter, in einem ziemlich entblössten Thale, gegen den Oursoul hin, wird zumal Diorit getroffen, von dem es heisst, er sey sehr reich an Feldspath [bekanntlich gilt seit neuester Zeit Albit als wesentlicher Gemengtheil des Gesteines]. Je näher dem Oursoul, um desto mehr eignet sich dieser Diorit das Aussehn einer schieferigen Felsart an.

Von Eulety führte der Weg, zwei Stunden weit, durch eine sehr bergige Gegend; endlich wurde der kleine Oulegome (nicht Oulegomme, wie die Karten sagen) erreicht. Sein Bett ist ziemlich tief und überaus steinig. Längs der Ufer dehnten sich hin und wieder

mächtige Schnee-Lagen und bedeckten die kleinen Inseln und die Sandbänke, die inmitten des schnell strömenden Wassers sich erheben. Der Schnee hatte am $^{17}/_{29}$ Mai noch Festigkeit genug, um Pferde zu tragen. Aufwärts am rechten Ufer des kleinen Oulegome wird das Land sehr gebirgig. Ein schwarzer Eurit [?] tritt an die Stelle der syenitischen Gesteine, in welche er häufige Uebergänge wahrnehmen lässt.

Das Oulegome-Thal schliesst sich, gegen die Katoune hin, immer enger. Der Strom, zwischen Felsen gedrängt, verdoppelt seine Wuth und wälzt sich tosend zwischen Felstrümmern und Rollsteinen, womit das Bett bedeckt ist; indessen musste er hier überschritten werden, und Tchihatcheff wollte einen niedern Stand des Wassers, welches durch Regengüsse sehr zugenommen hatte, nicht abwarten. Ein armseliges Fahrzeug, aus dem Stamm eines Pappelbaumes bereitet, war das einzige Transportmittel; der geringste Stoss, ein Schwanken im Gleichgewicht, drohten den schwachen Kahn umzuschlagen. Und dennoch durchschneidet die Katoune den einzigen Weg, welcher von Biisk an die Tchouya führt und zur Chinesischen Grenze, mit der die Verbindungen Russischer Kaufleute täglich bedeutender werden. Ein von Biisk mitgebrachtes, nach Europäischer Weise erbautes Boot sollte die Gefahr des Uebersetzens mindern. Ungeachtet der lebhaften Einreden, welche die Kalmucken sich gestatteten, brachten zwei muthvolle Kosacken die Effekten an Bord, sprangen ins Fahrzeug und verliessen pfeilschnell das Ufer. Jeder war mit einem Ruder versehen; lange Zeit sah man sie den schäumenden Fluthen entgegenkämpfen, bald vollkommen verschwinden, bald hoch aufwärts geschleudert. Endlich siegten Muth und Kraft; die Schiffenden erreichten glücklich das andere Ufer. Fünfzehn Mal hintereinander wiederholten die Kühnen das Wagestück, da stets nur eine verhältnissmässig geringe Ladung mitgenommen werden konnte. Die Art und Weise, in welcher man Pferde übersetzen lässt, erregen Mitleid und Schrecken. Die harte Prüfung ahnend, der man sie unterwerfen will, widersetzen sich die Thiere aus Instinct mit jeder Gewalt, wenn sie zum Ufer hinabgeführt werden sollen. Wild rollen ihre Augen, sie schnauben, ihre Mähnen sträuben sich, sie hufen zurück vor den Fluthen, in welche man dieselben stürtzen will. Die Kalmucken, bewaffnet mit langen Stangen und mit Peitschen, umgeben die Pferde im engen Halbkreise, ihnen den Rückweg abschneidend. Zuletzt gelingt es, die erschreckten, gequälten

und misshandelten Thiere ins Wasser zu treiben; gewaltsam fortgerissen vom reissenden Strome, müssen sie diesem eine Strecke weit folgen, bis es ihnen gelingt, das aufgeregte Element zu bekämpfen und das entgegenliegende Ufer zu erreichen. Treibt sie ihr Unstern bis zum Wassersturtz, welcher die Mündung des Oulegome bildet, so sind dieselben ohne Rettung verloren; sie werden an den Felsen zerschmettert. Die zwei und fünfzig Pferde unserer Karawane überschwammen alle glücklich den „Höllenfluss."

Am rechten Katoune-Ufer liess Tchihatcheff seine Zelte aufschlagen, um Nachtruhe zu halten; Menschen und Thiere waren im höchsten Grade erschöpft. Die Kalmucken unterliessen nicht, an Zweigen des nahen Buschwerkes, alle Lappen und Fetzen aufzuhängen, deren sie habhaft werden konnten; es gilt ihnen diess als Opfer für ihre glückliche Ueberfahrt. — In der Ufer-Gegend, wovon die Rede, finden sich ungeheure Haufwerke syenitischer Blöcke. Sie gewährten dem Verf. wiederholte Beweise vom gegenseitigen Alter der Syenite und Diorite dieses Landstriches. Es enthielten nämlich die Syenit-Blöcke eingeschlossene dioritische Bruchstücke von verschiedenster Grösse; manche zeigten Spuren vollkommener Schmelzung. Jene Blöcke, theils von sehr bedeutender Grösse, stammen ohne Zweifel aus dem nicht fernen Gebirge. Auch Trümmer einer eigenthümlichen Breccie werden hier getroffen; sie besteht aus Feldspath-, Quarz- und aus Grauwacke-Stücken.

Besonders auffallend für Reisende, bei ihrer Ankunft im westlichen Altaï und wenn sie die Katoune übersetzt haben, um weiter in östlicher Richtung vorzudringen, ist der so hervorstehende Chinesische Charakter der Volksstämme, die jenseit des Flusses sich ansiedelten. Man glaubt in das „himmlische" Reich versetzt zu seyn. Der Verf. schaltet manche interessante Bemerkungen ein, über die Abstammung der Tartaren, Kalmucken, Kirghizen u. s. w., über den Einfluss des Lamaismus bei diesen Völkern, über Opfer, Heiraths-Gebräuche u. s. w.

Den $^{21}/_{2}$ Mai — Junius begann die Wanderung auf dem rechten Katoune-Ufer. Die Gebirgsreihe zur Linken besteht aus Syenit, der jedoch bald durch Thonschiefer verdrängt wird, welcher in Glimmerschiefer übergeht. Das Saldjar- (Tchelgar-) Thal gewährt stellenweise einen pittoresken Anblick. Die Schichten zeigen sehr verschiedenes Fallen. — Nachdem ein regelloses Plateau erstiegen worden, entwickelte

sich das prachtvollste Gemälde vor den Augen unserer Wanderer. Zu ihrer Rechten dehnte sich ein unermesslicher Wall aus O. nach W., scheinbar einen Halbkreis bildend. Er war mit glänzenden Nadeln besetzt, mit Pyramiden und mit abgeschnittenen Kegeln, die hoch in die Luft emporstrebten. Ein breiter Silber-Streifen diente ihnen als Basis; er verfloss allmälig in die Azur-Farbe vom Grunde des Gemäldes. Zwei Pics, man bezeichnet sie als Katoune-Säulen, wenigstens 12,000 Fuss hoch, fallen besonders auf durch ihre gebieterischen Umrisse. Nach O. hin werden der Pics immer mehr; ihre Gestalten erscheinen zerissener, zackiger; diess sind die Alpen von Arhhyte (nicht Argoute) und von Tchehane Ouzoune. Der Verf. gesteht, dass er, auf seinen weiten Reisen, sich keines grossartigeren, prachtvolleren Anblickes zu erfreuen gehabt, als dieses Panorama ihn darbietet. — Der Glimmerschiefer, welcher das Plateau zusammensetzt, ist in regelrechte Säulen [?] abgesondert. [Ref., welcher solchen Verhältnissen stets auf Gebirgsreisen besondere Aufmerksamkeit widmete, entsinnt sich keiner ähnlichen Thatsache. Von einem, dem Glimmerschiefer verwandten Gestein, vom Gneisse, sind allerdings prismatische Gestalten bekannt; aber diese fand man in einer sehr grossen Schlaken-Masse, entnommen aus den verglasten Wällen einer kleinen Insel, genannt *Burnt Island* in den *Kyles of Bute*. Näheres ist in den „Basalt-Gebilden" Bd. II. S. 529 nachzulesen.] In einem schönen, nach allen Seiten von Fels-Pyramiden umschlossenen Thale waren Lagen grauen körnigen Kalkes in senkrechter Stellung zu sehen, auf beiden Seiten durch Glimmerschiefer begrenzt. — Die Berge aus letzterer Felsart bestehend, welche das Gehänge des Inia-Thälchens bilden, nähern sich dem Inia-Strome in demselben Maasse, wie dieser gegen die Katoune hin vorschreitet. Nun erblickt man eine, schon aus der Ferne, durch das Weisse ihrer Farbe, und durch ihre eigenthümlichen Gestalt-Verhältnisse, auffallend hervortretende Masse. Es ist Kalk, der nur unvollkommene Schichtung zeigt; er enthält vorzüglich schöne Reste von *Calamopora gothlandica*. Ferner treten Syenite auf, die hin und wieder in Granite übergehen. — Unmittelbar bei der Mündung der Tchouya beobachtete der Verf. eine interessante Erscheinung; eine vereinzelte „dolomitisirte" Kalk-Parthie, von der zu glauben, dass sie auf Syenit ruhe. Der Kalk ist nicht von bedeutender Mächtigkeit, sondern dürfte nur gleichsam eine Art Rinde ausmachen; er wird

theils vollkommen weiss und körnig befunden. — An mehreren Stellen lässt der Berg noch solche „Kalk-Platten" wahrnehmen, deren Masse krystallinisch, jedoch sehr schwarz ist. Auch sind Gänge krystallinischen Kalkes vorhanden. „Die Kalk-Ausbrüche", sagt der Verf., „thun sich „zuweilen mit bemerkenswerther Deutlichkeit dar."

Die Tchouya fliesst in einem schönen, ziemlich geräumigen und fast wagerechten Thale. Bald gelangten die Reisenden zum ersten *Bome* der Tchouya. So nennt man Orte, wo Berge, das Flussbett beengend, den Wanderer nöthigen, einem gefahrvollen, gewissermassen über Felsen „schwebenden", Pfade zu folgen. Ein S. 53 eingedruckter, sehr zierlicher Holzschnitt versinnlicht den Uebergang über solche bedenkliche Pässe. Die „gesinnungstüchtigen" Kalmucken, gewohnt, sich unter keinem Umstande vom Schicksale ihrer Pferde zu trennen, verlassen diese nicht, und man kann den Gleichmuth, die Unerschrockenheit der Reiter, so wie die Gewandtheit und Sicherheit der Thiere nicht genug bewundern.

Die Felsen am ersten *Bome* bestehen aus Dioritschiefer, der hin und wieder in ein schwarzes, so dichtes und gleichartiges Gestein über geht, dass man dasselbe für Kieselschiefer halten könnte. Mehr und weniger beträchtliche Streifen und vereinzelte Kegel-förmige Parthieen von Kalk zeigen sich auf den dioritischen Massen, von denen gesagt wird, dass sie zuweilen in Glimmerschiefer übergehen. Am zweiten und dritten *Bome* kommt Grauwacke-Schiefer vor; dieses ist auch beim vierten der Fall. Weiter hin erscheint Glimmerschiefer. — Am Ufer des Yarbaliks steigt eine gewaltige Masse schwarzen Kalksteines auf, welche Felsart überhaupt in dieser Gegend sehr entwickelt ist und von Glimmerschiefer getragen wird. Der Kalk umschliesst sehr wohl erhaltene Zoophylen-Reste; unter andern fand der Verf. prachtvolle Exemplare von *Calamopora alveolaris,* Goldf. Es zeigen diese Ueberbleibsel zuweilen beträchtliche Grössen-Verhältnisse. Von Bivalven keine Spur. Die Schichten des Kalkes erscheinen meist gleichförmig mit den Glimmerschiefer-Lagen. Letztere werden auch von Talk- und Thonschiefer begleitet, die sämmtlich im innigsten Verbande sich befinden. Diese Felsarten reichen bis zum Boka, an dessen Ufern sie durch Porphyre verdrängt werden. Die Porphyre gehören zwei verschiedenen Perioden an. Der vorherrschende hat eine theils rothe, quarzige [?], theils eine aschgraue, Hornstein-artige Grundmasse mit mehr oder weniger glasigen Feldspath-Kry-

stallen und wird von Gängen eines andern, grünlich-grauen Porphyrs durchsetzt.

Die Temperatur gewisser Gegenden des westlichen Sibiriens scheint allmälig niedriger zu werden. Einige Jahre vor Tchihatcheff's Ankunft — so wurde ihm von Glauben verdienenden Eingeborenen gesagt — bauete man noch Gerste an den Ufern der Sardouma; jetzt gedeiht sie nicht mehr an diesem Orte; jeden Frühling findet man im Thale der Tchouya todte Hirsche, Argalis u. s. w. in ungeheuerer Menge. Diese Thiere kamen hier vor Kälte um, auch beobachteten Jäger, dass sie in der höhern Gebirgs-Gegend, ihrem naturgemässen Wohnsitz, immer seltener werden; sie ziehen sich weiter abwärts und suchen eine weniger strenge Temperatur.

Unsere Reisenden gelangten zur Kouraï-Steppe; es entwickelte sich dieselbe in ihrer ganzen traurigen, wüsten Nacktheit. Der Schnee, aufgehäuft auf Bergen, reichte am 27. Junius bis 11. Julius noch bis zur Ebene hinab und erglänzte in blendenden Streifen längs der Ufer des Kouraï. Die Steppe hat eine ziemlich wagerechte Oberfläche; ihre Längen-Erstreckung beträgt ungefähr 25 Kilometer, die Breite 7 bis 8 Kil. Nach N. und S. hin wird sie durch, in der Richtung der Längen-Ausdehnung der Steppe ziehende, Bergreihen mit meist abgeplatteten Gipfeln begrenzt. Nichts verkündigte hier die Wiederkehr der schönen Jahreszeit; die Vegetation vom vorhergehenden Sommer war noch nicht ersetzt. — — Die Berge bestehen aus Thonschiefer; hin und wieder geht das Gestein auch in der Ebene zu Tag. Im Thonschiefer finden sich untergeordnete Quarz-Lager. Beim Dorfe Toutougeme ein Granit-Durchbruch, der jedoch von sehr geringer Verbreitung ist; denn bald tritt, von vielen Feldspath-Gängen durchsetzter, Diorit auf, welchem wieder Thonschiefer folgt u. s. w. Unfern der Touyaktounar-Ufer erscheint, an der rechten Seite des Tchouya-Thales, sehr schwarzer Kalk mit Kalkspath-Adern; seine Massen zeigen stark eingeschnittene, gezahnte und zerrissene Gipfel und Kämme. Nun folgt wieder Thonschiefer, in dessen unmittelbarer Nähe ein Serpentin-Berg von auffallender Kegel-Gestalt emporsteigt. Gänge weissen Dolomits sollen den Serpentin durchsetzen. Es hat letzteres Gestein eine nicht unbedeutende Verbreitung; der Verf. verfolgte solches über eine Stunde weit.

Nachdem unsere Reisenden über die Tchouya gesetzt hatten,

erreichten sie bald die im Lande unter dem Namen Russische Hütten *(cabanes russes)* bekannte Gegend. Man findet hier drei oder vier kleine Schoppen. Sie wurden von Kaufleuten aus der Stadt Biisk errichtet, welche jährlich zwei Mal an dem Orte zusammenkommen, um ihren Tausch-Verkehr mit den Chinesischen Grenz-Posten zu betreiben. So ärmlich jene Hütten waren — ohne Fenster und Thüren, keine Bequemlichkeit irgend einer Art darbietend — für Tchihatcheff und seine Gefährten wurden sie zum erwünschten Zufluchtsorte. Unser Berichterstatter sah voraus, dass hier mehrere Tage gerastet werden musste; denn obwohl die beiden Zaïzane Churmek und Mongol durch die Behörde von Biisk bereits Kenntniss von seiner bevorstehenden Ankunft erhalten hatten, so bedurfte es dennoch Zeit, um ihnen einen Eilboten zu senden und sie einzuladen, sich an den Ort zu begeben, wo das kleine Haupt-Quartier unserer Wanderer seinen Sitz aufgeschlagen hatte. Es war von besonderer Wichtigkeit, einige Nachrichten über die Quellen der Tchouya und des Tchoulichmane einzuziehen. Am folgenden Tage schon erschienen beide Zaïzane Churmek und Mongol. Es sind diess die Oberhäupter aller Kalmucken in den Tchouya-, Tchoulichmane- und Bachkaous-Thälern. Mit Ausnahme der Ernennung untergeordneter Angestellten, welche durch Uebereinkunft beider Reiche erfolgt, ruht fast die ganze administrative und judiciäre Gewalt in den Händen der Zaïzane, selten hat Recurs an höhere Behörden statt, die, ihrer Seits, sich begnügen, die festgestellten Abgaben zu erheben, welche in Pelzwerk bestehen. Ungeachtet der beinahe unumschränkten Macht jener „Prinzen", unterscheiden sie sich, weder im Aeussern, noch in ihrer Lebensweise, auffallend von den übrigen Unterthanen. Eine Chinesische Mütze, ein, nur mit sehr wenig gesteigerter Sorgfalt gewähltes, Galakleid, eine etwas minder unreine und zierlicher geschmückte Yourte; diess etwa hat man als die wesentlichsten Vorzüge ihres Standes zu erachten; übrigens sind sie in gleichem Grade ungebildet und unwissend, wie der letzte der Kalmucken. Ihre Yourten sieht man nur mit Scherwolle und mit Thierfellen bedeckt; sie kennen den Genuss des Brodes nicht und nähren sich ausschliesslich von Fleisch. Durch Schildereien, in Jahrbüchern der Chinesen enthalten, wurden uns Darstellungen der Sitten, der Lebensweise der *Kouemni* (Könige) der Ouzounen aufbewahrt, so wie diese vor länger als neun Jahrhunderten waren; sie

stimmen noch vollkommen überein mit dem mächtigsten der Kalmucken-Zaïzane heutiges Tages. Tchihatcheff empfing die „Prinzen", wie solches der Brauch ist, mit einigen Gläsern Branntweins und fügte diesen mehrere Stücke rothen Zeuges hinzu. Auf letztere Gegenstände pflegen sie in der Regel grossen Werth zu legen; es wurde jedoch ihre Freude vollkommen neutralisirt durch den Genuss des belebenden Kraftwassers. Ohne die Ungebührlichkeit eines Uebermaasses von Vertraulichkeit hinsichtlich ihrer Untergebenen zu besorgen, würden sich die verehrlichen Befehlshaber mit diesen auf dem Boden herumgewälzt haben, wenn nicht der Gastgeber, aus Rücksicht gegen ihre aufs Spiel gesetzte Würde, besonders aber um seiner eigenen Ruhe willen, hätte Flaschen und Gläser hinwegnehmen lassen. Tchihatcheff gab den „Prinzen" ohne Umstände zu verstehen, dass sie sich nach Hause verfügen möchten, um demnächst wieder zu kommen. So gut als thunlich, wurden dieselben auf ihre Pferde gesetzt und nun ritten sie im schnellsten Galopp davon, obgleich die Reiter sich kaum in den Sätteln zu halten vermochten. Am folgenden Tage, als die Zaïzane den Besuch wiederholten, kehrte man, um mehr Vortheil aus ihrer Gegenwart zu ziehen, die Ordnung der Dinge um; der Branntwein erschien nicht beim Anfang der Conferenz, sondern im Gegentheil zum Schluss. Sie vermochten indess über die Ursprung-Stellen des Tchouya und des Tchoulichmane nur sehr wenig bestimmten Aufschluss zu geben, ertheilten jedoch das Versprechen, einen alten Jäger aufsuchen zu lassen, der berühmt war wegen seiner abenteuerlichen Wanderungen nach den entferntesten Gegenden. — Der Verf. misskannte keineswegs die Schwierigkeiten der anzutretenden Reise; er musste gefasst seyn, während der Zeit, die von ihm auf Erforschung der besagten Quellen verwendet werden sollte, nichts zu finden, als Einöden im strengsten Wortsinne. Es wurde nothwendig, Pferde in hinreichender Zahl anzuschaffen, um alle Beschwerlichkeiten ertragen und die Lebensmittel fortschaffen zu können, bestimmt, acht und vierzig Männer während wenigstens vier Wochen zu nähren; denn da Tchihatcheff die Absicht hatte, unmittelbar nach der Expedition, welche beiden Strom-Quellen galt, wovon wir wissen, auch den Ursprung des Abakane aufzusuchen, so hatte er eine *terra incognita* zu durchziehen, deren Ausdehnung auch nicht einmal ungefähr angeschlagen werden konnte, ein Land, das bis jetzt von keinem Europäer betreten worden und wel-

ches selbst nicht die Aussicht gewährte, Spuren von Menschen zu finden. Um Verlegenheiten und Schwierigkeiten bis zum höchsten Grade zu steigern, so reichte auch die Kunde des Führers, welchen die Zaïzanen herbeigeschafft hatten, nicht über die Quelle des Tchoulichmane hinaus; von da bis zum Abakane blieben Compass und Vertrauen auf gutes Glück die Leitsterne.

Die Vorbereitungen zur Reise nahmen noch mehrere Tage hinweg und der Verf. benutzte diese Zeit zu einigen Ausflügen in die weitersreckte Ebene, wo sich die Zelte der beiden Zaïzane finden. Diese Wohnungen, obwohl sie beweglich sind, entfernen sich bedeutend von den Orten, wo unser Reisender solche gerade fand. — Die Steppe misst ungefähr drei und zwanzig Kilometer Länge; sie ist sehr holzreich und wird von der Tchouya in zwei ungleiche Hälften geschieden. Der Höhenzug, welcher den nördlichen Theil begrenzt, besteht aus Thonschiefer; das nämliche Gestein wird am Rande der südlichen Hälfte getroffen; auffallende Kegel-Gestalten der Berge und das Isolirtseyn derselben regte die Vermuthung von der Gegenwart vulkanischer Formation an; allein spätere Untersuchungen ergaben die Täuschung, die Kegel werden ohne Ausnahme von Thonschiefer gebildet. — Eine Heerde zierlicher Antilopen erschien, als man den Bergen nahte; die Thiere wiesen mehr Neugierde als Furcht, und flohen erst in dem Augenblicke, wo einer der Kalmucken im gestreckten Galopp auf sie hinansprengte.

In der Nacht vom $^2/_{14}$ Junius war das Thermometer bis zu —2°,9 gesunken. Ueberhaupt fiel dasselbe, seitdem unsere Reisenden die Koulaï-Steppe betreten hatten, fast jedesmal beim Sonnen-Untergang unter den Nullpunct. — Die Stadt Bouyoutou bietet den Soldaten Chinesischer Grenzposten Gelegenheit zu einem Tausch-Verkehr mit Russischen Kaufleuten von Biisk; jener Ort könnte einst die Niederlage für einen wichtigen Handel zwischen Sibirien und der Chinesischen Mongolei werden. — An den Ufern der beiden Tchouya-Arme der Bourgouzoune und Boromourgouzoune angestellte Untersuchungen, hinsichtlich des Gold-Gehaltes vom Boden, führten nicht zu günstigen Resultaten; die Gegenwart des Metalles ist jedoch ausser Zweifel. In einem, vom 31. Mai bis 12. Junius, auf der rechten Seite des erstern Flusses niedergestossenen, Bohrloch wurde, in 0,712 Meter Tiefe, der Boden vollkommen gefroren und von grosser Festigkeit gefunden.

Von den „Russischen Hütten“ bis zum Tobochok, ein Raum von ungefähr zwölf Kilometer, besteht die Bergplatte, die nördliche Grenze der Tchouya-Steppe bildend, aus Glimmerschiefer. In der Nähe jenes Flüsschens tritt eine mächtige Quarz-Masse auf, die zu bedeutenden Höhen ansteigt, sodann folgt schwarzer Thonschiefer mit dergleichen rothem sehr regelrecht wechselnd; die Schichten dieses Gesteins sind vertikal empórgerichtet. Weiterhin folgen ungemein interessante plutonische Gebilde; ein dioritischer Porphyr, der Berge mit auffallend starkem Gehänge zusammensetzt, theils auch Strom-artige Verbreitung wahrnehmen lässt, ferner Porphyre, wovon der Verf. einen als *„Hornstein porphyroïde“* bezeichnet, von einem zweiten aber sagt, er bestehe vorherrschend aus „glasigem Albit“, von einem dritten, seine Masse sey beinahe nur reiner Quarz [?] u. s. w.

Die Wanderung ging längs der Saïlougueme-Kette hin; es erscheint dieselbe stellenweise als wahre Mauer aus senkrecht emporgerichteten Thonschiefer-Schichten. Weiterhin folgt Glimmerschiefer und der Bouroultaïga, dessen grössere Hälfte schon auf Chinesischem Gebiete liegt, besteht aus „Granit-Syenit“. — Obwohl man den $^4/_{16}$ Junius erreicht hatte, so fanden sich dennoch überall mehr und weniger mächtige Schnee-Streifen auf dem Plateau, welches unsere Reisenden überschritten, als sie in der Nähe der Tchouya-Quelle sich befanden. — Zu den bemerkenswerthen Erscheinungen gehören die Ueberbleibsel von Thieren, welche ertrunken und nach und nach in Erdlagen begraben worden. Der Verf. war nicht wenig überrascht, so häufig Schädel, Hörner und Geweihe von *Ovis argali*, von *Cervus bicargus* und *alus* zu finden. Die Kalmucken versicherten, dass diese Reste von Verheerungen herrührten, welche, seit einiger Zeit, durch die stets zunehmende Winterstrenge unter jenen Thieren statt fände. Man sieht deren Ueberbleibsel in Morästen versunken und nur mit den äussersten Körpertheilen hervorragend; ganze *Argali*-Schädel in weichem Thone eingeschlossen und hin und wieder mit Sumpf-Pflanzen bedeckt; Geweihe von Elennthieren gänzlich untergesunken, oder in senkrechter Stellung umgeben von Schlamm-Schichten, welche um dieselben sich absetzten und sie endlich vollkommen überrinden werden. Es ist dieses Alles gewissermassen ein belebtes Blatt aus den Jahrbüchern der Geologie; denn nicht leicht vermag man deutlicher,

unter den Augen des Beobachters, die zukünftigen Denkmale der Paläontologie entstehen und sich entwickeln sehen.

Tchihatcheff und seine Gefährten stiegen über den erhabenen Bergpass, welcher den Bouroul-taïga vom Mouïletou scheidet, zum Plateau hinab, das sich zwischen den Quellen der Tchouya und des Tchoulichmane ausdehnt und in dessen Hintergrunde imposante Gebirgsmassen hervortreten, zumal eine erhabene, mit Schnee bedeckte Kette, deren Gesammt-Umrisse, deren in Pics, in Hörner und Nadeln getheilter Kamm, auffallend verschieden sich zeigen vom herrschenden Charakter der Berge dieser Gegend; es ist diess das Tendijcheli-Gebirge, die natürliche und unübersteigliche Grenze zwischen den beiden grössten Weltreichen. — Als herrschendes Gestein erscheint Glimmerschiefer, dessen rundliche Höhen mehr und mehr anschwellen, je näher der unermesslichen Tendijcheli-Kette. — Kaum hatte die Sonne sich hinter den Bergen gesenkt, so fiel das Thermometer auf den Nullpunkt, obwohl der Tag besonders schön gewesen, und in der Nacht des $^{4}/_{16}$ Junius zeigte es -4^{0}. Der Arshhauton-See war über und über mit einer Decke porösen Eises bekleidet, ein anderer, ihm verbundener See von weit grösserer Breite, der Kendikthy, hatte nur an seinem Ufer eine Eisrinde; in der Mitte des letzten erhebt sich eine kleine Felsen-Insel. Ganze Heerden von *Anas rutila* hausten hier, und die Thiere flogen erst davon, nachdem mehrere durch Flintenschüsse unserer Wanderer erlegt worden. Es musste diese Beute um desto willkommener seyn, da, schon während einer ganzen Woche, in Wasser gekochter Reiss und zur Hälfte verschimmelter Zwieback die Leckerbissen der Tafel ausmachten. Schnell hatten sich die Kosacken entkleidet und stürtzten, um die ersehnten Braten zu holen, ins eisige Wasser. — Ein Berg, längs dem westlichen Ufer beider See'n, der ebenfalls den Namen Arshhauton führt, besteht aus Glimmerschiefer, dessen Glimmer von vorzüglicher Schönheit gefunden wird. Am Fusse liegen Haufwerke riesengrosser Granit-Blöcke; das Gestein scheint anzustehen und dürfte die Emporhebung des Glimmerschiefers bedingt haben.

Der Weg führte über mehr oder weniger tiefes Moorland und über Sümpfe. Endlich sah man, aus der Ferne schon, einen ziemlich bedeutenden See erglänzen; es war der Djoulou-Kol, die Wiege des Tchoulichmane und folglich das erste Reiseziel. Das Wasser des

See's war vollkommen gefroren. Er nimmt, in regelloser Längen-Erstreckung, beinahe das ganze ziemlich ebene Thal ein zwischen der Tendijcheli-Kette und dem Kalbaktou. Unermessliche Mengen granitischer Blöcke liegen nicht nur in der Umgegend überall zerstreut, sondern sind selbst auf dem Gipfel des letzten Berges zu finden. Von Wander-Blöcken tragen jene Trümmer auch nicht ein Merkmal. — Die Gegend zeigte sich fortdauernd sehr sumpfig, obwohl Zwerg-Birken häufiger wurden. — Man erreichte die Buckse-Kette, wo Glimmerschiefer in höchst vielartigen Abänderungen auftritt.

Eine Beschwerde eigener Art war indessen eingetreten. Man sah sich genöthigt, die grösste Sparsamkeit im Holz-Verbrauche zu beobachten; denn es konnten, um die Pferde nicht allzu sehr zu beladen, oder deren Zahl zu verstärken, nur kleine Mengen mitgenommen werden. Die Vorräthe reichten, im strengsten Wortsinn, kaum hin, um den Bedürfnissen bei der Speise-Bereitung Genüge zu leisten, während die eisige Kälte der Nächte ein nicht unterbrochenes Feuer nothwendig gemacht hätte, um welches die Kalmucken, ihrem Brauche gemäss, sich gruppiren und schlafen konnten. Kein Wunder, dass der Anblick eines Holzschlages die lebhafteste Freude erweckte. Kosacken und Kalmucken fielen darüber her, ganze Bäume wurden zu übergrossen Scheiterhaufen geordnet und bald erhoben sich zahlreiche Feuer nach allen Seiten hin. Indessen waren es keine kraftvollen Stämme, beladen mit harziger Substanz, versehen mit frischem Laube, die in den Flammen knisterten und funkelten, sondern vertrocknete abgestorbene Bäume, ihrer Blätter, ihrer Sprossen beraubt; der gesammte Schlag erschien nur als trauriges Denkmal der Wärme-Abnahme, welche die Gegend erfahren hatte. Es waren auf der Stelle ihres Wachsthums abgestorbene Bäume und die „Leichen", welche man vor sich sah, mussten in nächster Folgezeit verschwinden, ohne nur Spuren des Daseyns zurückzulassen. Es ist diess eine Erscheinung, welche die Beachtung von Geologen und Meteorologen in gleichem Grade verdienen dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 22. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tchihatcheff: Voyage dans l'Altaï oriental.

(Fortsetzung.)

Den $^5/_{17}$ Junius wurden die Zelte am Felsenwall der Beukse-Kette aufgeschlagen. Von hier führte der Weg durch das Bagayach-Thal, an einer Seite von der eben erwähnten Bergreihe begrenzt, an der andern durch das Taskil-Gebirge. Noch immer herrschte Glimmerschiefer, und niedere Baumgruppen gehörten zu den seltenen Phänomenen. Am Bagayach-Flusse aufwärts erschien der Schnee häufiger; Massen von sechs bis acht Fuss Dicke wölbten sich an mehreren Stellen über den schäumenden Wogen des Stromes, der gewaltsam seinen Weg durch Haufwerke von Felstrümmern und Rollstücken nimmt. In der Nähe der Quelle des Bagayach wird der Boden sumpfig. Hin und wieder ragen krumm gebogene Stangen der Geweihe von Elennthieren und Hirschen hervor, so wie wohl erhaltene Theile von Argali-Schädeln; sie erscheinen gleichsam wie Denkmale für kommende Jahrhunderte bestimmt. Beim Ansteigen des sich enger zusammenziehenden Thales hatte man mit Hagel und Schnee zu kämpfen; beide verletzten das Gesicht in empfindlicher Weise und überdiess machte der moorige Grund das Fortkommen äusserst beschwerlich. Bald kam es darauf an, einen Giessbach zu übersetzen, der den Weg sperrte und beim Niederstürtzen einen Wasserfall bildete. Nachdem dieses Abenteuer glücklich bestanden war, drohte wenige Stunden später ein anderes. Der vom Berge Sagararkoul mit Heftigkeit niederstürtzende Fluss eilte, im schnellen Laufe, einem vollkommen gefrorenen See zu. Unmöglich war es, an dieser Stelle auf das andere Ufer zu gelangen, und dennoch konnte man es nur durch einen Umweg in der Runde um den See vermeiden. Während die Kalmucken sich hin und her beriethen, sprengte einer der Kosacken im strengsten Galopp über die Eisrinde des See's. Das kühne Beispiel galt als Losung für die ganze Karawane. Man setzte über den See, seiner grössten Breite nach, ohne auch nur unter den Pferdehufen das geringste Krachen zu hören.

Am folgenden Tage, den $^5/_{17}$ Junius, zogen unsere Wanderer längs dem östlichen Rande der Kara-agatch-Kette und wendeten sich in nord-westlicher Richtung, um wieder an den Tchoulichmane zu gelangen, wovon sie nur durch das Kalbanach-Gebirge geschieden waren. Auf Glimmerschiefer — der auch hier und im Kara-kun-Thale herrscht, welches später durchschritten werden musste — ruht Thonschiefer, dessen Schichten senkrecht aufgerichtet erscheinen. In letzterem Gestein setzen Quarz- und Eisenglanz-Gänge auf. Ein Plateau, zu welchem man später gelangte, wird von Dioritschiefer gebildet. — An der Stelle, wo die Reisenden dem Tchoulichmane nahten, findet sich derselbe in wahrhaft grausenhafter Weise eingeengt zwischen zwei Berge, zur Linken der Chukchut, aus „Granit-Syenit" bestehend, zur Rechten der Yazlou. Auf dem rechten Ufer des ungestümen Stromes zog die Karawane am westlichen Gehänge des Atbochi hin. Ein prachtvoller Wald von *Pinus cembra* und von *Larix sibirica* reichte bis zum Bette des Tchoulichmane hinab, der, ohne dass man ihn zu sehen vermochte, im dunklen Abgrunde dahin rauschte. Endlich wurde das ersehnte Ziel erreicht; Tchihatcheff befand sich am Ursprung-Orte des mächtigen Flusses; aus dem Djouloukol-See tritt ein Wasserfaden hervor, der schon bei Tardagaï als ansehnlicher Strom erscheint. Gleich der Katoune und der Tchouya bietet der Tchoulichmane unläugbare Beweise eines, vom vormaligen sehr verschiedenen Niveaus dar.

Oberhalb Tardagaï, wo die Berge etwas zurücktreten, so dass zwischen ihnen ein, gegen den Fluss geneigter, diesen begrenzender, ziemlich ebener Raum befindlich, bestehen die Ufer aus mächtigen Lagen von Glimmer- und Thonschiefer-Geröllen, von Quarz- und Syenit-Geschieben u. s. w., alle parallel dem Strome abgesetzt, jedoch in Höhen, welche dieser, auch bei grösstem Wasserstande, heutiges Tages nicht zu erreichen pflegt. An mehr als einer Stelle zeigen sich die Felsmassen, welche weiterhin dem Flusse immer näher und näher treten, in auffallendster Weise zersetzt; aus gewisser Entfernung betrachtet, haben sie täuschend das Ansehn von weisslichem oder blaulichem Thone und Mergel, oder es erscheinen dieselben wie Massen losen Sandes.

Den Tardagaï aufwärts steigend, sieht man den Charakter der Gegend sich gänzlich umgestalten; die Berge haben alpinische Formen; ihre Gipfel und Gehänge sind nicht nur mit Schnee bekleidet, es ragt

dieser auch abwärts ins Thal. — Bis zur Tardagaï-Quelle kommen Glimmer- und „metamorphischer" Schiefer vor; ungeheure Blöcke liegen auf dem Gehänge und am Fusse der Berge.

Mit nicht geringem Vergnügen fand unser Bericht-Erstatter, der sich, nur durch wenige seiner Reise-Genossen begleitet, zehn Tage lang von der Karawane getrennt und sie einen andern Weg hatte nehmen lassen, diese friedfertig gelagert am Ufer des Bachkaous. Hier tritt ein, an Eisenglanz sehr reicher Grauwacke-Schiefer auf. — Tchihatcheff war höchlich erstaunt über die sehr grosse Verstärkung der Karawane; er sah die Zelte von ganzen Pferde-Heerden umgeben, hörte jedoch bald, es sey das vereinigte Contingent, welches die Bewohner des Bachkaous-Thales, in Folge der, durch beide Zaïzane Churmek und Mongol ertheilten Befehle gestellt hatten. Er befand sich nun im Besitze von einhundert und fünfzig Pferden, unter denen ausgewählt werden konnte. Nach vierundzwanzigstündiger Rast setzte man die Wanderung zur Mündung des Oulouhhane fort. Das schöne Thal, durch welches der Weg führte, mit seiner üppigen Vegetation, die nahen Berge bedeckt von dichten grünen Waldungen, verengt sich bald und thut sich bald weiter auf. Nach und nach musste der Karagudje, der Karatech, Saratane und Ataguirgol übersetzt werden. In dieser Gegend herrschen Grauwacke- und Thonschiefer, ausgezeichnet durch die Menge Eisenglanzes, welchen er führt, eingewachsen sowohl in kleinen Blättchen, als auf kleinen und grössern Nestern und Gängen. Die Schichtung findet man im Allgemeinen sehr gestört. — Beim Ataguirgol tritt „Granit-Syenit" auf, und unter den zahlreich in der Gegend zerstreuten Blöcken sind nicht selten granitische zu treffen, welche Glimmerschiefer-Bruchstücke umschliessen.

Jenseit des Ataguirgol folgt Grauwacke, und überall, wo diese Felsart in unmittelbarer Nähe von Granit gesehen wird, zeigt solche sehr auffallende Aenderungen; es erscheint dieselbe Säulen-förmig abgesondert, ihre Masse fester u. s. w. — — Je weiter und weiter man im Bachkaous-Thale vordringt, um desto lachender und zugleich pittoresker wird die Landschaft; hin und wieder Hütten zwischen den gefranzten Zweigen von Coniferen, oder zwischen dem glänzenden Laubwerk von Birken und Pappeln; Heerden von Hornvieh, durch Gestalt und Farbe an Tyrol und an die Schweizer-Thäler erinnernd; eine kraftvolle Vegetation, üppige Trif-

ten, ein reicher und mannigfaltiger Blumenflor, darunter die Königin, die schöne *Rosa Gmelini.* Es ist diess ohne Widerrede eines der romantischsten und zugleich lieblichsten Thäler im Altaï.

Der Weg führte später längs dem Oulouhhane hin, dessen träges Wasser sich zwischen flachen Ufern langsam bewegt. Hier wird die Grauwacke, welche bis dahin herrschte, durch rothen Thonschiefer verdrängt, der weiterhin in Glimmer-, und selbst in Diorit-Schiefer übergeht; an der Mündung des Oulouhhane tritt Granit auf, der häufig Glimmerschiefer-Bruchstücke eingesshlossen enthält. — Im schönen Thale angelangt, das von den schäumenden Wogen des Tchoulichmane bewässert wird, wähnten sich unsere Reisenden, wie durch Feeerei, unter eine geographische Breite versetzt, sehr verschieden von der, wo sie noch wenige Stunden zuvor gewesen. Kraft und Pracht des Pflanzenlebens entsprachen vollkommen jener Wärme-Zunahme der Temperatur. Tchihatcheff liess in dieser zauberischen Gegend seine Zelte aufschlagen und vergönnte den Reise-Genossen eine viertägige Rast.

Am $^{11}/_{23}$ Junius zeigte das Thermometer, um 2 Uhr Mittags in der Sonne, $+ 43^0, 5$ Cels. und die Nacht zuvor war dasselbe nur bis zu $+ 10^0$ gesunken, während es zwei Stunden nach Sonnen-Untergang noch $+ 21^0$ stand. Den $^{12}/_{24}$ zur Mittagstunde brachte man, unfern des Bivouacs, das Thermometer ins Wasser des Tchoulichmane an einer Stelle, wo dieses von der Sonne beschienen war; es zeigte $+ 6^0 5$, während die Luft-Temperatur, bei Südwind und stürmischem Wetter, $29^0 8$ gefunden wurde; den $^{13}/_{25}$ Mittags war die Wasser-Temperatur $+ 11^0$ und jene der Luft $+ 33^0$.

Der Djoulouzou-Kamm, über welchen unsere Reisenden ins Thal des Tchoulichmane hinabstiegen, besteht aus Grauwacke, deren mehr oder weniger mächtige Schichten in verschiedener Weise aufgerichtet erscheinen; die senkrechte Stellung ist besonders häufig. Nun folgt Thonschiefer; der Verf. schildert fünf Abänderungen dieses Gesteines, die zum grössern Theile allerdings dem gewohnten Begriffe ziemlich fremd sind und wovon eine besonders viel Eisenglimmer enthält. Blöcke dieser Felsarten, mitunter von wahrer Riesengrösse, füllen in wilden Haufwerken das Thal und werden an mehreren Stellen zu fast unüberwindlichen Hindernissen.

In der Nacht vom $^{14}/_{26}$ Junius schwoll der Tchoulichmane in

dem Grade an, dass er, auf ungefähr vier Werste weit von der Stelle, wo unsere Reisenden abwärts gestiegen waren, den schmalen Pfad längs dem Ufer gänzlich bedeckte, und da nach allen Seiten hin senkrechte Felswände jeden Ausweg abschnitten, so bereiteten die Kosacken ohne Zeitverlust aus Baumstämmen ein Floss, auf welchem man, mit einiger Gefahr, über den neu entstandenen Golf setzte. — Das Gestein dieser Gegend ist schwarzer Thonschiefer, durchzogen von mächtigen Kalkspath-Gängen und von schmalen Quarz-Adern. Weiterhin verlauft sich der Thonschiefer in eine, der Grauwacke ähnliche, „metamorphische Felsart", die stark auf die Magnetnadel wirkt; sodann folgt Glimmerschiefer, der eine mächtige Masse, durch ihn gehobenen, dolomitischen Kalkes einschliesst. — Zwischen den Giessbächen Elandou und Tchilandou sieht man die Oberfläche des Thonschiefers an verschiedenen Orten mit einer zerreiblichen, mannigfach gefärbten Rinde, ein Gemenge aus Alaun, aus Natron und Kali, bedeckt.

Der Theil des Tchoulichmane-Thales vom Bergstrome Yalondou bis zur Tchoultcha-Mündung wird vorzugsweise bezeichnet durch einen Wechsel grossartig schöner Landschaften. Besonders überraschend ist der Anblick eines mächtigen Wasserstrahles, welcher, aus schroffer Felswand hervorsprudelnd, lebhaft an die vielbesprochene *Pissevache* der Schweizer Berge erinnert. — Je näher der Mündung der Tchoultcha, um desto breiter wird das Thal; die Massen der Berge haben ihr drohendes Ansehn nicht mehr, die Gestalten zeigen sich gerundeter. Auf dem rechten Tchoulichmane-Ufer — man musste in einem herbeigebrachten Kalmucken-Fahrzeug übersetzen — erfreuten einige mit Gerste eingesäte Landstriche. Es waren diess die ersten Spuren von Cerealien seit Sardouma; der Jahreszeit ungeachtet, $^{16}/_{28}$ Junius, ragte die Frucht kaum über den Boden hervor.

Der Felsen-Wall, die linke Seite des Tchoulichmane-Thales begrenzend, besteht aus Quarz-Gestein in Bänken von ungleicher Mächtigkeit, und zwischen diesen treten Streifen schwarz gefärbten Quarzes auf. Hin und wieder unterbrechen granitische Partieen den Quarz und verlaufen sich allmälig in ein „Hornblende-Gestein", dessen Lagen bedeutend emporgerichtet sind. In letzterem spielt Hornblende stets eine vorherrschende Rolle. Nach der, von Sauvage vorgenommenen, Analyse ist die Felsart zusammengesetzt aus einem Gemenge von Quarz, Feldspath

mit Natron-Basis und aus einem amphibolischen Element mit Basis von Kalkerde, Talkerde und Eisen-Protoxyd in folgenden Verhältnissen:

Albit	0,357
Quarz und amphibolisches Element .	0,643
	1,000

Der Verf. spricht die Ansicht aus, es sey hier der Quarz, welcher den Granit emporgehoben, oder wenigstens nur einen örtlichen Ausbruch gehabt habe; denn Quarz-Adern dringen in letzteres Gestein ein.

Man verliess das rechte Tchoulichmane-Ufer und stieg, längs dem reissenden Oulououdouk, in sehr gebirgiger Gegend aufwärts. Ein Thonschiefer-Block von ungeheuerer Grösse erregte Aufmerksamkeit. Seine Aussenfläche zeigte sich durch Kunst unterhöhlt und bildete, gestützt auf Bretter, eine kleine Halle, die nach allen Seiten geschlossen werden konnte. Beim Eindringen in den, durch Rauch sehr geschwärzten, Raum fand unser Bericht-Erstatter Eisenschlacken in Menge zerstreut um einen Haufen halbverbrannter Kohlen uud überragt von einem roh gearbeiteten Thon-Gefäss, das zur Hälfte mit mehr oder weniger geschmolzenem Braun-Eisenstein erfüllt war. Einige Eisenstangen und verschiedene Hämmer mit Holzstielen lagen in Ecken der Halle und in Spalten des Gesteines verborgen. Auch eine Art Blasebalg, aus Pferdehaut und Schaffellen gefertigt, fand sich. Offenbar war diess eine Eisenhütte im Kindheits-Zustande. Die Kalmucken, wovon man mehrere, wie solches beinahe immer zu geschehen pflegt, gewaltsam ausgehoben hatte, sahen mit gewisser Unruhe den Untersuchungen Tchihatcheff's zu. Sie gaben vor, weder Urheber oder Eigenthümer zu kennen, noch den Ort, von welchem das Eisenerz stammte, welches hier geschmolzen wurde. Indessen reichten wenige Lappen rothen Sammets und ein Packet Tabak hin, sie zum Geständniss zu bringen. Zwei Kalmucken verriethen, dass ein Greis, dessen Hütte verborgen zwischen Felsen an der Tchoultcha-Mündung liege, sich mit Schmelzen des Eisenerzes beschäftige und Stangen oder sonstige grössere Massen bereite, die er an die Chinesische Grenze zum Verkauf schicke; ferner erfuhr man, dass die Erz-Lagerstätte nicht weit von der Stelle sey, wo die nächste Nacht verbracht werden sollte.

Längs dem Ufer des Oulououdouk setzten unsere Reisenden ihren Weg fort. Ein nicht gewöhnliches Phänomen erregte ihre Auf-

merksamkeit. Inmitten von beinahe wagerechten Sand- und Mergel-Lagen erhoben sich sandige Kegel in Gestalt kleiner Gletscher-Pics, und jeder trug auf seinem Gipfel einen Block oder eine Platte von Thonschiefer; es ist die Erscheinung — wovon man S. 113 als Zwischendruck eine sehr gelungene bildliche Darstellung sieht — durchaus den bekannten, neuerdings so viel besprochenen, Gletscher-Tischen vergleichbar.

Am Ufer des Giessbaches Kazak-Touchkene, welcher dem Artichtau zuströmt, liess der untersuchte Sand ziemlich bedeutende Spuren von Gold-Führung erkennen. — In dieser kahlen Gegend zeigte das Thermometer, an einem Tage, wo der Himmel stets heiter gewesen und die Sonne in ihrem vollen Glanze geleuchtet, während der Mittagzeit im Schatten nur $+ 9^0$; es sank eine Stunde nach Sonnen-Untergang bis zu $+ 3^0$ und am nächsten Morgen hatte man — $1^0,6$, auch war die Scheerwolle, welche als Bett diente, und die Leinwand der Zelte vollkommen starr gefroren. Indessen verbrachten unsere Wanderer, in Folge der Anstrengungen vom vorhergehenden Tage, die Nacht in tiefem Schlafe, ungeachtet des Brüllens der Bären, die ganz nahe gekommen waren und unter den Pferden die grösste Unruhe veranlasst hatten.

Den $^{18}/_{30}$ Junius liess Tchihatcheff die Karawane an der Stelle zurück, wo übernachtet worden; er begab sich, begleitet vom Dollmetscher und von zwei Führern, nach dem Orte, welcher als Fundstätte der Eisenerze bezeichnet worden. Längs dem Kazak-Touchkene den Weg nehmend, befand man sich bald in einer wahrhaft Schauder-vollen Einsamkeit. Einige Spuren von Zwerg-Birken ausgenommen, war der Baum-Wachsthum gänzlich verschwunden. Inmitten mächtiger Schnee-Lagen wurde jener Berg am südwestlichen Gehänge überstiegen. Unsere Wanderer sahen sich in der Runde umgeben von, mit ewigem Schnee bedeckten, Höhen. Sie klimmten eine tiefe Schlucht hinab, welche vom Kaïrou gebildet wird, der dem Tchoulichmane zuströmt. — Alle Gesteine, die man zu beobachten Gelegenheit hatte, bestanden aus Glimmerschiefer und aus einer dioritischen (?) Felsart. Hin und wieder erscheint körniger Kalk, mächtige Bänke ausmachend, im Schiefer, der weiterhin in Gneiss überzugehen schien. Endlich sah man, auf dem östlichen Thal-Gehänge, senkrechte Schichten, beinahe ganz aus Braun-Eisenstein zusammengesetzt. Hier holen die Kalmucken das Erz, wovon im Vorhergehenden die Rede gewesen, und die Gegend dürfte solches in

unermesslichen Mengen liefern, wenn die Regierung dessen Gewinnung ihrem Interesse gemäss fände.

Aus dem alpinischen Kaïrou-Thale kehrte Tchihatcheff, mit seinen Gefährten, auf demselben Pfade zurück, um sich dem Artichkol-See zuzuwenden. Die Höhen, von welchen er unmittelbar umgeben ist, lassen schöne Entblössungen wahrnehmen. Hier kommt Glimmerschiefer vor, von Kalkspath-Adern durchzogen; die Lagen des Gesteines erscheinen meist senkrecht emporgerichtet. — In der Nähe der Kaïrou-Quelle schlug die Karawane ihr Lager auf. Hier trat, den Glimmerschiefer verdrängend, Granit auf, welcher die gerundeten unfruchtbaren Berge dieser Gegend bildet, am Tage jedoch mehr in losen Blöcken erscheint.

An dem folgenden Morgen überschritt man zuerst ein verödetes, schneeichtes Plateau, um noch zwei Stunden abwärts zu steigen. Nun stellte sich in SO. der Koltarat dar, mit funkelnder Schneedecke bekleidet; aus seinem Gehänge stürtzt der Giessbach gleiches Namens hervor. Von N. nach S. dehnte sich die hohe Sourou-Kette. Noch immer herrschte Granit, bis zum Giessbache Beureuktach, zu dem man nicht ohne besondere Beschwerden hinabstieg, und weiter. Von eigenthümlichem Interesse sind die Conglomerate, welche sich nun zeigen. Ihre Masse besteht aus ziemlich kleinen, mehr oder weniger abgerundeten Thonschiefer-Stücken, aus Quarz-, Feldspath- und Hornblende-Krystallen und aus Glimmerblättern; durch ein kieseliges Bindemittel war dieses Mannigfaltige zusammengehalten. — Zwischen granitischen Höhen führte der Weg nach dem ziemlich bedeutenden Saïkounouch-See. Der Boden der Umgegend war in dem Grade sumpfig, dass Pferde bis zur Brust einsanken. Die Temperatur hatte einen merkbaren Wechsel erlitten; am 19. Junius (= 1. Julius) stand das Thermometer, eine Stunde nach Sonnenuntergang, + 8°,6 Cels. Das Thal, welches die Tchoultcha durchströmt, erscheint bedeckt mit dichten Waldungen, das traurige Bild der, durch Brände angerichteten, Zerstörungen darbietend. Es rühren solche furchtbare Zufälle, die in jenen Gegenden häufig unermessliche und prachtvolle Forste vernichten, theils von Sorglosigkeiten der Jäger her, die sich nie die Mühe nehmen, das Feuer auszulöschen, wenn sie ihre Bivouacs verlassen, theils, und mehr noch, von den wahrhaft verwüstenden Mitteln, welche sie anwenden, um das Dickigt zu erhellen, damit es ihnen gelingt, ihre Beute leichter zu entdecken und zu verfol-

gen. In solcher Absicht sieht man dieselben oft mit Vorsatz die furchtbarsten Zerstörungen herbeiführen und in wenigen Tagen das Werk langer Jahrhunderte zu Grund richten. In den entlegensten Gegenden Sibiriens wüthet man, wie es scheint, gegen die Waldungen. So berichtet Admiral Wrangl, der Befehlshaber einer wissenschaftlichen Expedition, welche unter Kaiser Alexander nach Nord-Sibirien gesendet wurde: er habe seine Fahrt auf dem Lena-Strome beim Scheine unermesslicher Feuer-Säulen gemacht, die überall am Ufer emporstiegen und, unter furchtbarem Krachen und Brausen, hundertjährige Wälder zerstörten. Dieser Kaltsinn der Bewohner Sibiriens bewährt sich, obwohl in vielleicht weniger grossem Maassstabe, bei allen nomadischen Völkerschaften.

Vom Saïkounouch-See bis zur Tchoultcha tritt Glimmerschiefer auf, der mannigfaltige Abänderungen zeigt und mitunter in dioritisches Gestein übergeht. Das Thal verengt sich mehr und mehr und ist mit schroffen Felsen besetzt. Plötzlich überrascht der Anblick bedeutender Massen, die, Gletschern vergleichbar, mit blendendem Glanze in einiger Ferne emporsteigen. Es sind ungeheure Felsen aus reinem Quarz, theils vollkommen weiss, theils mit weisslicher Rinde bedeckt und innen dunkelgrau. Es erklärte diese Erscheinung unserm Verf. die vielen weissen Streifen, welche er auf mehreren Bergen der grossen Granit-Formation, von den Quellen des Kaïrou bis zum Saïkounouch-See, aus der Ferne beobachtete. Die ausserordentliche Häufigkeit des Quarzes im Glimmerschiefer deutet nach ihm eine Eruption jenes Gesteins durch dieses an.

Den 21. Junius (= 1. Julius) erreichte man den alpinischen Tchoultcha-See, an dessen Ufer das Lager aufgeschlagen wurde; Temperatur und Vegetations-Typus wiesen auf eine ziemlich beträchtliche Höhe hin. Der Bergwall, welcher das Plateau unmittelbar begrenzt, wo jener See sich findet, besteht aus sehr quarzigem Thonschiefer, der hin und wieder kleine Hornblende-Krystalle enthält. An mehr niedern Stellen liegen granitische Blöcke und Geschiebe in Menge. Gegen die Schnee-Berge der Umgegend stach die Luftwärme auffallend ab; um 4 Uhr Mittags stand das Thermometer, bei schwachem NW.-Wind, in der Sonne $+ 31^0,6$, und im Schatten $+ 16^0$ Cels.

Um die Quelle des Abakane zu entdecken, bewegte sich die Karawane westwärts und folgte sodann dem Laufe des Giessbaches Udu-

koldine-Bachi, dessen Name zugleich dient, um die Gebirgs-Kette zu unterscheiden, welche man zur Rechten hatte; die Höhe zeigte sich ohne Spur von Pflanzen-Wachsthum und mehr oder weniger mit, wahrscheinlich ewigem, Schnee bedeckt. Noch immer herrschte Thonschiefer, oder richtiger, ein dem Verf. räthselhaftes Gestein, ein Mittelding zwischen Glimmer- und Diorit-Schiefer.

Ein alter Kalmuckischer Jäger, der einzige von der ganzen Reise-Gesellschaft, der bis dahin die Gegend durchwandert hatte, geleitete zur Quelle des grossen Abakane, zu zwei kleinen, durch einen Wasserfaden einander verbundenen, See'n, am Fusse einer riesengrossen Fels-Pyramide gelegen. Obwohl das Eis, welches an verschiedenen Stellen den See bedeckte, aus dem der später so mächtige Strom entspringt, ziemliche Stärke hatte, war der Thermometer-Stand dennoch 34°. Am See-Ufer hausen Enten, zu *Anas fusca* gehörend, aber von bedeutender Grösse. — Eine sehr Quarz-reiche Grauwacke, in der Eisenglanz auf Gängen und Nestern vorkommt, zeigt sich in der Gegend am meisten verbreitet. Das Plateau, wo beide erwähnte See'n liegen, kann als culminirender Punkt der Massen angesehen werden, welche das System des Yeniseï von dem des Tchoulichmane scheiden.

Der Versuch, auch bis zu den Quellen des kleinen Abakane vorzudringen, gelang nicht, und Tchihatcheff musste sich entschliessen, gegen den Tchoultcha-See zurückzukehren, um dort die weitere Reise-Richtung zu regeln. Ehe jedoch die Gegend verlassen wurde, erstieg unser Berichterstatter, nur von seinem Topographen und den beiden rüstigsten Kalmucken begleitet, den Inyak, eine erhabene Fels-Pyramide, die nordöstliche Wand des Engpasses ausmachend, durch welchen der Weg führte. Noch war der Gipfel nicht erreicht, als man bereits einer weiten Umsicht genoss und die ersehnten Quellen des kleinen Abakane sehr deutlich wahrnehmen konnte. Mehrere kleine See'n, gelegen auf einem Plateau und von einem Labyrinth von Bergen in der Runde begrenzt, bilden jene Quellen. Der wahrhaft furchtbaren Schnee-Massen ungeachtet, zeigte das Thermometer, in der Nähe des Engpasses zur Mittagszeit, eine hohe Temperatur. Im Augenblicke des Aufbruches erschien, auf dem seitlichen Berg-Gehänge, eine Heerde wilder Hirsche; so wie die Thiere ihre Feinde ansichtig wurden — es hatten sich nämlich die Kalmucken aufgemacht, um einige derselben zu erlegen — über-

setzten sie die Felsen kühn, gleichsam in einem Sprunge, und verschwanden mit Blitzesschnelle.

Das ganze Udikoldine-Bachi-Thal, bis zu seinem Ausgange, besteht, an der nördlichen Rückseite des Inyak-Engpasses, aus Thonschiefer, der Eisenglanz auf Gängen und Nestern führt, denselben auch im Gemenge aufnimmt, und stellenweise in Grauwacke-Schiefer übergeht; nur hin und wieder zeigen sich Unterbrechungen durch granitische Massen.

Den 24. Junius (= 6. Julius) wurde der Tchoultcha-See wieder erreicht und der Entschluss gefasst, dem Compasse folgend — denn von sämmtlichen Reisegefährten wusste keiner auch nur den geringsten Aufschluss zu geben, und auf Karten ist der ganze Raum zwischen dem Abakane und der Grenze China's unausgefüllt — stets in südöstlicher Richtung zu ziehen, weil man so unfehlbar, früh oder spat, den Yeniseï-Strom erreichen musste, an welchem abwärts bis zur Abakane-Mündung zu gelangen war. Den abenteuerlichen Marsch beginnend, durchwanderten Tchihatcheff und seine Genossen zuerst das Thal, in dem der Giessbach Koumiy seinen Lauf hat. Die geologische Beschaffenheit ist fortdauernd die nämliche; Thonschiefer, häufig in Glimmerschiefer übergehend, herrscht, und hin und wieder finden sich nicht nur viele Granit-Blöcke, sondern es bestehen mehrere Hügel ganz aus granitischem Gruss und Sand; endlich erscheint letzteres Gestein ausschliesslich an der westlichen Thalseite, während auf dem entgegengesetzten Rande Thonschiefer in spitzigen Pyramiden emporsteigt. — Schnee-Massen, nach allen Seiten hin die Berggipfel bedeckend, reichen nicht selten bis zur Thal-Tiefe hinab, so dass die aus W. und aus O. kommenden Streifen mit einander zusammentreffen. Das Ansteigen wurde immer beschwerlicher; man kam der Region ewigen Schnee's näher und näher; auch dürften die Massen, welche bis zum Anfange des Julius-Monates unversehrt geblieben, wohl nicht Zeit finden, bis zum Winter-Eintritte zu verschwinden, da in der Hälfte August bereits neuer Schnee fällt und mehr oder weniger heftiger Frost sich einzustellen pflegt. — Der Granit dieser Gegend, besonders jener zunächst bei den Koumy-Quellen, ist im Allgemeinen sehr feinkörnig, und Quarz und Feldspath sind in demselben in ausgezeichneter Weise innig verschmolzen. Längs den Ufern der Komoïdinekol-See'n geht jener Granit allmälig in Gneiss über. Weiterhin, bei den „Sternen-See'n" Dgildis-kol — ein aus

dem Mongolischen abstammender Name — treten Thon- und Glimmerschiefer auf. Ein sehr bezeichnender Zug für die letztere, besonders bemerkenswerthe Gruppe von See'n ist, dass sie alle einander durch Wasserfäden, oder durch dazwischen befindliche Bäche verbunden sind. Man kann ein ganzes „Netz", ein „Gewebe" von See'n verfolgen, die längs eines Streifens von ungefähr einem Kilometer Erstreckung geordnet sind.

Nach und nach verliert die Gegend ihr Eintöniges. Es erheben sich Hügel in Menge; die Gestalten der, zu beiden Thalseiten ziehenden, Bergreihen werden kühner; zu Tage gehende Gestein-Parthieen und entblösste Stellen geben von der innern Zusammensetzung Kunde. Die herrschende Felsart ist grüner Thonschiefer. — Am 25. Junius (= 7. Julius) schlugen die Reisenden ihre Zelte auf einer steilen Höhe, am rechten Karasouluk-Ufer auf. Während Tchihatcheff mit den ältesten der ihn begleitenden Kalmucken Rath hielt, um über die Gegend, wo man war, sich heraus zu finden, so gut diess immer möglich, erklärte einer der Gefährten, dass, nach Erinnerungen aus seiner Knabenzeit — er hatte seinen Vater begleitet, der in verstohlener Weise bis an die Chinesische Grenze vordrang, um sich wieder in den Besitz einiger Pferde zu setzen, welche ihm geraubt worden — ein furchtbar steiler und gefahrvoller Pfad vom Karasouluk herabführe, während, wenn man längs eines Gebirgskammes zwischen diesem Strome und einem, der gleichen Namen führt, den Weg einschlage, weit besser durchzukommen sey. Obwohl nun diesen Mittheilungen keineswegs zu misstrauen war, so entschied sich unser Bericht-Erstatter dennoch gegen S.-O., in der Richtung des Gebirgskammes emporzusteigen, und nach vierstündiger Anstrengung — ein Platzregen vermehrte die Beschwerden nicht wenig — nachdem weit erstreckte Plateaus überschritten worden, als unsere Wanderer schon hofften, die Befreiungs-Stunde werde schlagen, sahen sie sich plötzlich, wie durch Feeerei, an die Grenzen einer anderen Welt versetzt. Einer senkrechten Mauer gleich, stürtzten die schneeichten Massen, auf deren Kamme man so lange Zeit umherirrte, plötzlich senkrecht ab in ein tiefes, mit grünem Teppich bekleidetes, Thal. Bei diesem unerwarteten Anblick stiessen die entmuthigten Kalmucken ein Freuden-Geschrei aus und nicht einen Augenblick zögert man, die Pferde längs des steilen Walles hinunter zu treiben, um bald möglichst ins Land

der Verheissung zu gelangen. Das Absteigen dauerte beinahe drei Stunden und stets bot sich den Blicken eine furchtbar tiefe, dunkle Schlucht dar, eingeengt zwischen gigantische Bergmassen, deren oberer, mit Schnee bedeckter, Saum in die Wolken verfloss. Endlich vermochte das Auge, inmitten des schönen Thales, zu welchem man immer schneller und schneller hinunterstieg, einen sich schlängelnden Wasserstreifen zu unterscheiden; diess war der Karasoulouk, wie auch der Kalmuck, welcher früher von seinen Reise-Erinnerungen erzählt hatte, sogleich versicherte. Furchtbarer, von Regen begleiteter Sturmwind, auf den ein heftiges Gewitter folgte, überfiel unsere Karawane. Die an der Mündung des Flusses aufgeschlagenen Zelte gewährten nur vorübergehend Schutz, bald war das leinene Dach durchnässt. Die Luft kühlte sich in dem Maasse ab, dass, am 26. Junius (= 8. Julius), eine Stunde nach Sonnen-Untergang, das Thermometer auf $+ 6^0$ Cels. sank; bei verhältnissmässig so niederer Gegend konnte diess nur für eine Abweichung von der gewohnten Temperatur gelten. Unser Verf. beschloss, den Ort nicht eher zu verlassen, bis es ihm gelungen, von Eingebornen die geeigneten Erkundigungen einzuziehen über den Weg, der zu wählen war, um wieder an den Abakane zu gelangen. Zudem wurden die Mittel, um die Pilgerfahrt weiter fortzusetzen, immer spärlicher; beinahe sämmtliche Pferde befanden sich ausser Stand, die Anstrengungen zu ertragen; mehrere Leute waren erkrankt und alle, in höhern oder geringern Graden, entsittlicht; die reichlichen Vorräthe von Zwieback fingen durch Feuchtigkeit an zu verderben u. s. w. Vor Allem war es nothwendig, die Bewohner zu entdecken, welche der alte Kalmuck, wovon bereits die Rede gewesen, mit dem Namen Soyony oder Sayanzi bezeichnete; bis jetzt hatte sich keine Spur derselben gezeigt. Endlich wurden, in einer Stunde Entfernung, mehrere Hütten aufgefunden. Tchihatcheff säumte nicht, sich an Ort und Stelle zu begeben; nur der Dolmetscher begleitete ihn, um die armen „Wilden" nicht durch den Anblick der Kosacken scheu zu machen. Als man den morschen Hütten nahte, traten Männer, Weiber und Kinder heraus, alle vollkommen nackt; Ueberraschung, Neugierde, Schrecken malten sich auf ihren Gesichtern. Recht gut verstanden sie die Sprache des Kalmuckischen Dolmetschers. Versprechungen, Anerbietungen, welche gemacht wurden, wenn dieselben Pferde, Lebensmittel und Wegweiser verschafften, blieben gleich erfolglos. Einstimmig

erklärten die Soyony, der Gebrauch von Pferden sey bei ihnen gänzlich unbekannt, indem man sich, für Fortschaffungen jeder Art, nur der Achse bediene; daran reihten sie das Geständniss, dass ihnen Zweck und Beweggrund der sonderbaren Erscheinung zu wenig bekannt wären, um, ohne Einwilligung der Regierung, Verbindungen irgend einer Art einzugehen. Unserm Verf. blieb eine solche Erklärung unbegreiflich, bis man ihn verständigte, dass er sich auf Chinesischem Grund und Boden befinde. Die Unwissenheit, die grenzenlose Armuth der Geschöpfe, welche zitternd vor ihm standen, liessen bald jede Hoffnung irgend eines Beistandes schwinden. Es blieb nichts übrig, als einen Schritt bei der Behörde zu versuchen, und da er in Erfahrung brachte, dass alle diese Stämme einer gewissen Zahl von Zaïzanen untergeordnet seyen, so überredete er endlich, nicht ohne grosse Mühe, einen der Eingebornen, den Dolmetscher zu seinem Chef zu begleiten, der leider! eine ganze Tagereise entfernt wohnte. Ungern gab Tchihatcheff den Gedanken auf, selbst mitzugehen; er durfte indessen keineswegs wagen, seine Karawane allein zu lassen in einem Lande, wo er nicht wusste, wie man die unerwartete Erscheinung aufnehmen werde. Erst nach Verlauf von vier Tagen erfolgte Antwort; sie lautete wenig günstig, war voller Schlauheit und Misstrauen. Statt in Person zu kommen, um von der Lage der Reisenden sich zu überzeugen, sendete der Zaïzane drei höchst verdächtige Individuen, welche erklärten, dass, da bis jetzt nie ein Fremder auf dieser Seite ins Gebiet des Chinesischen Reichs hinabgestiegen sey, er sich ausser Stand befände, Verbindungen irgend einer Art einzugehen, oder sich auf Zusagen einzulassen, ohne zuvor vom Militär-Gouverneur in der, zehen Tagereisen entfernten, Stadt Outalaï — wohin er sogleich einen Eilboten senden wolle — Verhaltungs-Befehle empfangen zu haben. Unterdessen machten Tchihatcheff's Kalmucken mit einem Greise Bekanntschaft, der, als er der Jagd, und ohne Zweifel auch dem Diebstahl, nachging, Gelegenheit gehabt, bis zur Russischen Grenze vorzudringen, wo er an „Fremde", die offenbar nichts anderes als Kosacken seyn konnten, seine Beute verkaufte. Geschenke und Versprechungen bestimmten endlich den Alten, sich zum Wegweiser hinzugeben, jedoch musste man ihm ausdrücklich versprechen, die Sache vor seinen Landsleuten geheim zu halten.

Die fünf Tage, welche unser Verf. im Alach-Thale verbrachte, — wo die Temperatur vom 36. Junius (= 9. Julius) bis zum 30. Ju-

nius (= 13. Julius) eine Stunde nach Sonnen-Untergang zwischen + 9° und + 12° wechselte — wurden von ihm benutzt, eine orographische Karte der, bis dahin in topographischer und geologischer Hinsicht gänzlich unbekannten, Gegend zu entwerfen, auch nähere Kunde über die Bewohner einzuziehen. Unsere Leser können, insoferne sie Interesse dafür haben, über die Chinesischen Soyony — welche ohne Zweifel mit den Kalmucken des Altaïs einer und der nämlichen Raçe angehören — über deren religiöse Gebräuche u. s. w. am Schlusse des VI. Kapitels Näheres nachlesen.

Von der Stelle an, wo man den Karasoulouk aus einem See hervortreten sieht, erscheint Thonschiefer über ansehnliche Räume verbreitet. Weiterhin zeigt sich Granit, der im Alach-Thale den Schiefer unterteuft und überall sehr reich an Eisenglanz gefunden wird.

Bei der Weiterreise folgte man dem Alach-Thale ungefähr eine Stunde weit. Die aus Thonschiefer bestehenden Wände zogen sich mehr und mehr zusammen. Unsere Wanderer stiegen zu einer, von nackten Bergen umgebenen, Ebene hinab, die alle Merkmale einer aus erhabenen Plateaus bestehenden Steppe trug, und nach fünf Stunden erreichten sie ein anderes, vollkommen vegetationsloses, eisiges Plateau, inmitten dessen ein See liegt, der als Artynine-Atnyne-kol bezeichnet wurde. Ein enges, vielartig gewundenes Thal führte sodann zum schönen See Kara-kol, an dessen einer Seite der Thonschiefer senkrechte Wände bildet; sie haben ganz das Ansehen, als seyen dieselben durch Menschen-Hände aufgeführt, ein gigantisches Mauerwerk. Granit-Blöcke lagen in Menge umher und mehrere umschlossen Thonschiefer-Bruchstücke.

Der auffallende Unterschied im Boden-Relief zwischen dem Kara-kol-See und der nach Osten sich unmittelbar daran reihenden Gegend, verschwindet nur augenblicklich am nördlichen Ende jenes See's; denn das schöne Samadji'r-Thal erhebt sich kaum über dessen Niveau und erscheint als Fortsetzung der grossen Senkung, innerhalb deren der Wasser-Behälter liegt. Der Thonschiefer, welcher unfern der Mündung des Samadjir herrscht, geht nur hin und wieder zu Tage. Mehr und mehr wird die Landschaft finster und öde, bald verschwindet auch der Baumwuchs und selbst jede Spur von Pflanzenleben. Umgeben nach allen Seiten von Nebel-Wolken, zogen die Reisenden über eine Schneedecke dahin. Eiskalter Wind machte erstarren und vergrösserte die Mühen des

Ansteigens nicht wenig. Drei Stunden und darüber hatte man zu kämpfen, bis der Höhe-Punkt des Berges erreicht war, wo ein Steinhaufen, in regelloser Pyramiden-Gestalt, bedeckt mit den vielfarbigsten Kleider-Fetzen und Streifen, als Denkmal sich erhob, von Kalmuckischen Pilgern der Gottheit errichtet, um für die glückliche Ueberkunft zu danken.

Das Absteigen auf dem nordwestlichen Berg-Gehänge war nicht besonders steil. Zu den Füssen der Wanderer entwickelte sich, aus S. nach N. ziehend, ein enges, reich bewaldetes Thal, in dem der Sou-Ourlou seinen Lauf hat. Die Wände zu beiden Seiten bestehen aus Grauwacke-Schiefer, der viel Eisenglanz umschliesst, zumal in den Quarz-Nieren, die nicht selten zu bedeutenden Massen anwachsen. Weiter nach N. hin nimmt das Sou-Ourlou-Thal an Breite zu, wo ein, an Eisenglanz reicher, Glimmerschiefer auftritt. In der untern Thal-Region stand das Thermometer am $^2/_{14}$ Julius, zur Zeit des Sonnen-Untergangs, auf $+ 2^0 9$, die Luft war ruhig, der Himmel rein. Das Thal erschien hier oft sehr pittoresk; es stellt der Thonschiefer sich mitunter in wahrhaft wunderlichen Gestalten dar.

Seit geraumer Zeit hatten Ströme und Gebirgsbäche dem Verf. keine Spuren von Gold-Führung gezeigt; allein da, wo der Sou-Ourlou in den Kourou-kol mündet, fand man das Schuttland ziemlich Gold-haltig. Endlich gelangten die Reisenden auf ein Plateau und von da auf einen abgeplatteten Gebirgskamm. Das Ansteigen dauerte über eine Stunde. Von der Höhe aus, und beim Abwärts-Gehen zwischen einem Berg-Gewirre, als die Sonne das dichte Gewölke etwas durchbrach, funkelten und schimmerten von Zeit zu Zeit die riesengrossen Massen der Abakane-Kette. Das Hinabsteigen war nicht minder beschwerlich; gewaltige Thonschiefer-Blöcke, so wie eine Moosdecke, die überall den losen, von Wasser durchtränkten Boden bekleidete, machten das Gehen überaus mühevoll. Bald fand sich Granit, in einzelnen Parthieen und anstehend; ohne Zweifel hatte auch hier eine granitische Eruption statt gefunden. Dichte Wolken, die mehr und mehr sich anhäuften, brachen endlich in ein heftiges Gewitter aus.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 23. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tchihatcheff: Voyage dans l'Altaï oriental.

(Fortsetzung.)

Schnell wurden die Zelte in einer tiefen Schlucht aufgeschlagen, und man befand sich sehr wohl bei dieser Vorsichts-Massregel, denn am folgenden Morgen, $^{4}/_{16}$ Julius, lag eine tiefe Schneedecke über die Gegend umher verbreitet; die Baumzweige bogen sich unter dieser Last, wie man solches während der Januar- und Februar-Monate in nördlichen Ländern zu sehen gewohnt ist. Um 11 Uhr Vormittags zeigte das Thermometer — 1°, 6 und die winterliche Hülle nahm stets an Mächtigkeit zu.

Tchihatcheff blieb den ganzen Tag eingeschlossen in seinem Zelt; die armen Kalmucken kauerten alle in der Runde um das Feuer, dampften schweigsam ihre Pfeifen, oder waren, gleich Murmelthieren, dicht an einander gedrängt, in tiefen Schlaf versunken. Auch in der folgenden Nacht fiel Schnee in Menge nieder, und als am Morgen der dichte Nebel, welcher bis dahin die lagernde Karawane umgeben hatte, sich zerstreute, gewährte die Gegend das sonderbarste Schauspiel. Die Umrisse der Berge, das Innere der Schlucht, mit ihren Bäumen und mit ihrem Buschwerk, vor kurzer Zeit noch schön grün, blendeten in dem Maasse durch ihre rein erglänzende Schneehülle, dass mehrere der Reisenden sich wie von Blindheit ergriffen fühlten. Unser Bericht-Erstatter, der, acht Jahre früher, seine Augen kaum vor dem mörderischen Einflusse der Sonne Aegyptens zu bewahren gewusst, versah sich auf das Schleunigste mit der Schutzbrille, um nicht durch den Sibirischen Schnee blind zu werden. Am $^{5}/_{17}$ Julius hatte die Schnee-Decke eine mittlere Mächtigkeit von $0^{m},43$, und um 11 Uhr Vormittags stand das Thermometer — 0,6° und senkte sich während der Nacht bis zu — 2°. Des in hohem Grade nicht behaglichen Zustandes ungeachtet musste ein grosser Theil der Reisenden, halb erstarrt vor Kälte, die Nacht wachend verbringen, stets beschäftigt, in der Runde um das Lager Feuer zu unterhalten; denn von Sonnen-Untergang an waren heulende Bären immer

näher und näher gekommen, und sämmtliche Pulver-Vorräthe hatten durch Feuchtigkeit in dem Grade gelitten, dass man von den Flinten keinen Gebrauch machen konnte.

Am Morgen des $^6/_{18}$ Julius zeigte sich das Wetter heiter. Die Karawane, erschöpft wie sie war, brach auf und stieg — der Steilheit und mehr noch des tiefen Schnee's wegen, der jeden Tritt der Pferde höchst unsicher machte — nicht ohne grosse Beschwerden den Abhang hinunter, an dessen Fusse bivouaquirt wurde. Auf den Granit, welcher die nächsten Höhen bildet, folgt Grauwacke-Schiefer und an diesen reiht sich auf dem Gipfel wieder Albit-Granit, der hier in phantastischen Gestalten emporsteigt. Noch bedenklicher, ja selbst gefahrvoll, wurde das Herabgehen um des Glatteises willen. Der Weg führte in eine mit dichten Fichten-Waldungen bedeckte Gegend. Bäume und Schnee liessen nur hin und wieder Gelegenheit, die anstehenden Gesteine, Granit und Thonschiefer — eine Analyse ergab die genaueste Uebereinstimmung der letztern Felsart mit dem Dachschiefer der Ardennen — zu beobachten. Man setzte über den Yanylou-ayane und folgte dessen Lauf auf dem rechten Ufer bis zu seiner Mündung in den One-Fluss. Der Thonschiefer wird hier an verschiedenen Stellen von Melaphyr durchbrochen. Jenseits des One erhebt sich Granit in gerundeten Hügeln und setzt weiterhin zwei Bergwälle zusammen, welche das kleine Youldoukbesse-Thal einschliessen. Seine Massen, in ziemlich regelrechte Parallelogramme zerklüftet, gewähren stellenweise den eigenthümlichsten Anblick; sie erscheinen wie künstliches Mauerwerk, auf der Höhe mit Thürmchen und mit Fels-Pyramiden besetzt. In ungefähr anderthalbstündiger Entfernung von der Mündung des Youldoukbesse kommt wieder Thonschiefer vor. Man musste ein sehr steiles Gehänge zu bedeutender Höhe hinansteigen. Nach allen Seiten erhebt sich der Schiefer in Gestalt unermesslicher Mauern. Das Thermometer stand in diesen erhabenen Regionen am $^7/_{19}$ Julius, beim Sonnen-Untergang, $+ 0^0,6$.

Das vom One durchströmte Thal stellte sich als tiefe Schlucht dar, inmitten der gewaltigsten Felsmassen. Nach zwei Stunden wahrhaft peinvollen Ansteigens erreichte man endlich den mehr abgeplatteten Theil eines Berges. Der Morinekol- (Pferde-) See erglänzte prachtvoll inmitten eines Thales. Nur hin und wieder ging Thonschiefer aus der Dammerde zu Tag, stets zeigte er senkrecht aufgerichtete Schichten.

Ueberall lag Schnee, der meist erst ganz kürzlich gefallen schien. Am See, Andüchere-kol genannt, der mitten in einer Trichter-ähnlichen Vertiefung liegt, tritt Dolomit auf. Von hier wurde das Absteigen, zwischen ungeheuern Fels-Blöcken und auf sumpfigem, mit umgestürtzten Bäumen überdecktem, Boden, bei stürmischem regnerischem Wetter, sehr beschwerlich. Ein zweistündiger Kampf war nothwendig, um zum Ufer des Ouï-guck zu gelangen. Die Physiognomie der Gegend hatte sich unterdessen vollkommen geändert; die ganze Seite des Berges, wo man hinabstieg, zeigte sich mit einer unermesslichen Menge von Blöcken eines Trachyt-Porphyrs bedeckt, die offenbar an der Stelle zu Tag gekommen waren, wo dieselben lagen. Sie bildeten lange Züge, in auffallender Weise erinnernd an die rauhen Lavenströme vom Ischia und vom Aetna. Das Uebersetzen des reissenden Ouï-guck forderte nicht geringe Anstrengung. Man wanderte sodann auf granitischen Höhen und erreichte später ein, mit schönem Pflanzen-Wachsthum bekleidetes, Thal, wo es nothwendig wurde, Rast zu machen, obwohl es erst zwei Uhr Mittags war; denn bei den anhaltenden Regengüssen würde es höchst bedenklich gewesen seyn, hätte man ins höhere Gebirge vordringen wollen. Eine Stunde nach Sonnen-Untergang stand das Thermometer auf $+ 0^{0},9$. Während der Nacht fiel Regen und Schnee in Menge.

Unsere Wanderer stiegen am folgenden Tage auf gewisse Strecke am Fluss-Rande abwärts und erreichten später ein Plateau, an dessen östlichem Ende mehrere Steinhaufen zu sehen waren, welche der alte Führer für Grenz-Zeichen des Gebietes der Chinesischen Soyony und der Russischen Sagay erklärte. In dieser Gegend, so erzählte er, seyen die „Russischen Jäger" von ihm getroffen worden, die ihm seine Beute abgekauft hätten. Er unterliess jedoch nicht beizufügen, dass, als getreuer Vasall des „himmlischen Reiches", ihm nie in den Gedanken gekommen sey, die Grenze zu überschreiten. Tchihatcheff vermuthete, mit gutem Grunde, dass jene vermeintlichen Jäger nichts weiter gewesen wären, als Kosacken einer nachbarlichen Feldwache, und dass solche zum Grenz-Posten von Abakane gehört haben dürften. Diess bestimmte ihn, eine nördliche Richtung einzuschlagen. Ehe er jedoch die Hochebene verliess, welche ihn vom Russischen Gebiete schied, warf er noch einen Blick auf die Gebirgs-Gegend, die in seinem Rücken sich entwickelte. Im S.S.O. des See's Kara-kol sah man aus der Höhe einen mächtigen

Fluss herabkommen, den man ihm mit dem Namen Kendere bezeichnete (es ist der Kentighir der Geographen). Dahin nahm die Karawane ihren Weg und, nachdem nicht wenige Berge auf- und abgestiegen, schöne Thäler und Waldungen durchschritten worden, erreichten die Reisenden den Samalhy, der im Kreise rings um den erhabenen Berg Touchtlou fliesst und dem Kendere zuströmt, in welchen er mündet. Kaum waren die Zelte am Ufer aufgeschlagen worden, als einer der Kalmucken freudigen Angesichts die Kunde brachte: er habe, vom Bivouac aus, jedoch in bedeutender Entfernung, zwei Männer erblickt, die, in verdächtiger Weise, das Lager der Karawane zu untersuchen geschienen und sodann schnell die Flucht ergriffen hätten. Obwohl nun, aus dieser Art des Erscheinens, es nicht möglich war, auf Kosacken zu schliessen, während im Gegentheil Alles „tapfere" Chinesische Vasallen ankündigte, so war dennoch das Verlangen gross, inmitten dieser Einöden menschliche Wesen zu sehen, und dazu gesellte sich die Hoffnung, vielleicht einige Auskunft über die nächste Reise-Richtung zu erhalten. Tchihatcheff säumte nicht einen Augenblick; er warf sich auf sein Pferd und eilte, begleitet vom Dolmetscher und von dem Kalmucken, welcher die Entdeckung gemacht hatte, mit verhängtem Zügel davon. Bald verkündigte Hunde-Gebell die Nähe von Menschen, auch gewahrte man sogleich ungefähr zehn Soyony, theils auf Ochsen, nach der Landes-Sitte, theils um ein grosses Feuer kauernd und beschäftigt, einem so eben erlegten Hirsch das Fell abzustreifen. Es waren Jäger, die, weniger bedenklich und ängstlich, als ihr Landsmann, der Führer unserer Karawane, einen Abstecher auf das Russische Gebiet machten, um diese sehr Wild-reiche Gegend auszubeuten. Damit die Soyony sogleich beruhigt würden, verständigte man sie, dass nur von einigen Aufklärungen, die gewünscht würden, die Rede sey, und höchstens davon, eines ihrer „Reitthiere", jedoch für einen andern Zweck, zu erhalten. Diese, durch etwas Branntwein und Schiesspulver unterstützte Bemerkung — welcher das Versprechen beigefügt wurde, es sollten mehr von jenen Gaben erfolgen, wenn Einer unter ihnen sich entschlösse, sich mit zur Karawane zu begeben, um eine Unterredung mit den Kalmucken derselben zu pflegen — bestimmten sehr bald einen „Lusttragenden" Soyony. Er war nicht nur bereit, durch ein Thal zu führen, das, ohne Umweg, in jenes von Abakane ausgeht, sondern auch seinen Ochsen unsern Wanderern

zu überlassen. Die Reise-Genossen Tchihatcheff's, bereits beunruhigt durch die lange Abwesenheit ihres Chefs, waren nicht wenig erstaunt, ihn, in Begleitung eines so sonderbaren Adjutanten, zurückkommen zu sehen; denn der Chinesische Vasall trabte, mit all dem feierlichen Anstand eines Ritters, welcher zum Turniere eilt, auf seinem Ochsen, ohne dass die Pferde ihm zuvorzukommen vermochten.

Am nächsten Morgen, $^{9}/_{21}$ Julius, als der Aufbruch erfolgte, zeigte das Thermometer — 6⁰,5. Nur auf sehr kurze Strecke folgte man dem Samalhy, um sodann längs eines, in ihn sich ergiessenden, Flusses hin zu ziehen. Das Thal, je weiter aufwärts, wurde mehr und mehr breit; im Angesicht der Reisenden lag die Tas-kil-Kette, ziemlich deutlich in zwei Gruppen geschieden, deren nord-östliche den Namen Chabina-Dabahane führt; auf einem ihrer Gipfel findet sich ein Holzkreutz errichtet, den Grenzpunkt der beiden Reiche andeutend. Das Tas-kil-Gebirge verbindet sich mit allmäligen Gehängen dem Samalhy-Thale. Am Fusse des Plateau's, welches den Col bildet, liegt ein See, dem der Samalhy entströmt. Alle Berge dieser Gegend sind vollkommen entblösst und mit zahllosen Felsen besetzt. Das herrschende Gestein ist Grauwacke, die, wie gesagt wird, häufig in Glimmerschiefer übergeht. Als das Plateau überschritten war, galt es, sehr steil abwärts zu steigen; kaum vermochten die Pferde zwischen Blöcken und über Trümmer hin hinunterzuklimmen. Ein wahres Meer von Bergen entwickelte sich vor den Blicken; man glaubte eine ganz neue Welt zu sehen. Längs des Weges standen Grauwacke-Schiefer und Thonschiefer in steilen Mauern an. Nach Verlauf von zwei Stunden erreichten die Reisenden ein sehr tiefes Thal, in welchem der Kara-sib strömt. Der Unterschied in der Temperatur, der Wechsel in der Gestaltung der Gegend, bewiesen, dass man die eisigen Höhen des Plateaus von Samalhy verlassen hatte, um in eine mehr wirthliche Region einzutreten. Die Sonne, deren wohlthuender Einfluss lange Zeit hindurch nur für Augenblicke verspürt worden, eignete sich endlich wieder ihre Rechte an: am $^{8}/_{20}$ Julius, um 1 Uhr Mittags, stand das Thermometer + 30⁰. — Das Wilde, Malerisch-Schöne des Thales verursachte beim Gehen in demselben nicht geringe Beschwerden; jeden Augenblick waren kleine Höhen und Reihen spitziger Felsen zu überklimmen, die von einer Thalwand zur andern reichen; zahllose Bäche mussten überschritten und gar oft der

Weg durch das dichteste Buschwerk gesucht werden; dabei zeigte sich der Boden durchtränkt mit Feuchtigkeit Sechs Stunden brauchte man, um den wildesten Theil des Kara-sib-Thales zu durchwandern. Da, wo die Wände gerundeter und niedriger werden, herrscht Grauwacke-Schiefer, dessen Schichten, in ihren Fall-Winkeln, von 15 bis zu 50° wechseln.

An sehr vielen Stellen waren Spuren des Hin- und Hergehens der Bären zu sehen; aufgewühlte Wurzeln von Bäumen und von Gesträuch, niedergetretener Rasen u. s. w. Der Lärm der ungeheuern Karawane, wovon die ganze Gegend ertönte, hielt indessen die Thiere entfernt. Am $^{8}/_{20}$ Julius endlich gewahrte man deren zwei; sie schliefen in der Sonne auf einem Hügel und nahmen, sehr erschreckt, sich überrascht zu sehen, eiligst die Flucht. Denselben Eindruck machte das Erscheinen des Zuges unserer Reisenden am folgenden Tage keineswegs auf drei Bärinnen, denen ihre Jungen folgten und die von einem Bären nicht gewöhnlicher Grösse begleitet waren. Wie die Thiere des Vortrabes der Karawane ansichtig wurden, entfernten sich dieselben, auf gewisse Weite, gemessenen Schrittes, nahmen ihre Jungen in die Mitte und fassten Fuss bei einer wohl hundertjährigen Fichte. Hier richteten sie sich, beim Vorübergehen, auf den Hinterbeinen empor, indem sie furchtbar brüllten und bereit waren, bei der geringsten feindseligen Demonstration herbeizustürtzen. Um jede Unordnung unter den Pferden zu verhüten, welche bereits zu stutzen anfingen, auch nicht verfehlt haben würden, beim Beginnen eines Kampfes sich mit Ungestüm im Gehölze zu zerstreuen und das Gepäck zu zertrümmern, verbot Tchihatcheff streng die geringste Angriff-Bewegung und liess, um von Seiten der Bären jeden Anfall zu vermeiden, die Karawane im Umkreise vorbeiziehen. — Nicht lange nachher zeigten sich Spuren anderer Art, wichtiger und erfreulicher, als die jener wilden Thiere; nämlich Spuren der Anwesenheit von Menschen; frisch abgestreifte Birken, Ueberbleibsel neuerdings verbrannten Holzes und durch Rauch geschwärzte Steine; letztere hatten, allem Vermuthen nach, zu Feuerheerden oder für Wärm-Plätze gedient. In einer Einöde, wie die, in welcher unsere Wanderer umherirrten, mussten solche beruhigende, Trost gewährende Merkmale der Gegenwart von Menschen, vielleicht selbst der Nähe ihrer Wohnstätten höchst willkommen seyn. Mit wahrhaft gieriger Aufmerksamkeit wurde das geringste Zeichen un-

tersucht, das über ein mögliches baldiges Zusammentreffen Aufschluss geben konnte.

An diesem Tage, $^{10}/_{22}$ Julius, stand das Thermometer, bei heiterm Himmel, um die Mittagstunde und im Schatten + 15°, in der Sonne + 24°; die Temperatur der Wasser-Oberfläche des Kara-sib war, an einer der Sonnen-Würme ausgesetzten Stelle, + 6°,9, und, an der nämlichen Oertlichkeit einen Fuss tief eingesenkt, zeigte das Thermometer + 6°,8. — Man fand im Schuttlande der Flussufer nicht unbedeutende Spuren von Gold-Gehalt; die ersten im Kara-sib-Gebiete. Der Thonschiefer dieser Gegenden erscheint auffallend schwarz gefärbt und ist mitunter sehr reich an Glimmer. — Je weiter abwärts im Thale, je näher der Stelle, wo der Fluss sich dem Tchehane verbindet, um den Djebach zu bilden, verwandelt sich die rauhe, wilde Gegend zur anmuthigen Landschaft, die an der Mündung des Tchehane wahrhaft reizend wird. Bis dahin herrschen Thonschiefer und Grauwacke-Schiefer beinahe ausschliesslich. Die Schichten fallen zwischen 40 und 90°, theils gegen NW., theils in südwestlicher Richtung, lassen häufig Zeichen erlittener Störungen und bedeutender Biegungen wahrnehmen. — Unfern der Mündung des Sidine-Karasou ändert der Kara-sib, etwa 30 Kilometer von seinem Ursprunge, die Richtung; mit einer Knie-förmigen Biegung nimmt er seinen Lauf gegen NO. Hier tritt auch ein anderes Gestein auf, eine ungemein Quarz-reiche Grauwacke, und dieser folgt Glimmerschiefer, der jedoch bald wieder von der Grauwacke verdrängt wird.

Die schöne Ebene, wo der Tchehane mit dem Kara-sib zusammenfliesst, scheint eine sehr hohe Temperatur zu geniessen. Das Thermometer stand am $^{12}/_{24}$ Julius, um Mittag in der Sonne, + 42° Cels., und im Schatten + 19°. Zur nämlichen Zeit war das Flusswasser 10°,8 und seine Wärme nahm, nach Sonnen-Untergang, nur um einen halben Grad ab, während die Temperatur der Luft nicht höher als + 10°,9 befunden wurde. Die Moskiten — *Moustiques*, *Mutucas* — fingen an sehr zu quälen, während unsere Reisenden, in den erhabenen Gegenden, welche sie durchzogen, von der Pein jener Mücken nicht gelitten hatten. Es wurde übrigens der unangenehme Eindruck, durch eine Entdeckung von höchst glücklicher Vorbedeutung, bald gemildert. Ein mit Gerste bebautes Feld, ganz in der Nähe der Mündung des Kara-sib, erregte

in nicht geringem Grade das Staunen derjenigen Kalmucken der Karawane, wovon keiner in seinem Lande Getreide-Pflanzen gesehen; Andere unter ihnen, welche veranlasst wurden, die untern Gegenden des Tchoulichmane zu besuchen — wo die reichsten Leute sich zuweilen das Vergnügen machen, Behufs ihres Thees etwas weniges Gerste zu säen — machten sich lustig über die unwissenden Gefährten, ohne jedoch ihr grosses Erstaunen verbergen zu können über die ungewohnte Ausdehnung der Cultur einer „Luxus-Pflanze", wie Gerste; alles Ernstes folgerten sie: man müsse sich in der Nähe der Besitzungen eines Hohen und Mächtigen befinden, dessen grosser Ueberfluss ihm gestatte, jenen Anbau in so „grandioser" Weise zu betreiben. Unser Bericht-Erstatter theilte das Entzücken seiner Leute; für ihn galt die geringste Spur von Anbau als unfehlbarer Beweis der Nähe von Russen, und nun durfte er sich ausser aller Verlegenheit glauben.

Die Karawane folgte, rechts von der Kara-sib-Mündung, einer nördlichen Richtung. Die Gegend war in dem Grade schön, dass man in Blüthen-reichen Lusthainen zu wandern glaubte. Prachtvolle Lerchen, Fichten, deren gegenseitige Entfernungen oft wie durch Kunst geregelt erschienen, boten einen durchaus eigenthümlichen Anblick dar. Man sah Tausende prächtiger Bäume, deren cylindrische Stämme senkrecht emporstiegen, die Rinde gelblich und glatt, vollkommen entblösst von Zweigen, welche sich alle um die Gipfel zu Fächer-förmigen Kronen zusammendrängten. Zwischen diesen schlanken, phantastischen Säulen wandelnd, ergriff unwillkürlich unseren Reisenden oft augenblickliche Täuschung; er wähnte sich nach Aegypten versetzt, inmitten eines der Palmen-Haine, in deren Schatten er einst so manches Mal das wirthliche Zelt aufgegeschlagen hatte.

Die Wanderer überstiegen einen Berg, welcher das linke Ufer des Tchehane ausmacht und dessen zerrissene Massen senkrecht zum Flusse hinabreichen. Noch immer herrschte sehr Quarz-reicher Grauwacke-Schiefer, bis an die Verbindungs-Stelle des Kara-sib mit dem Tchehane, durch kühne, malerische Fels-Gestalten ausgezeichnet, Melaphyr auftrat. — Weiter abwärts in dem, vom Djebach durchströmten, Thal nehmen die Spuren Europäischen Lebens mehr und mehr zu; freudig entdeckte man angebautes Feld und hin und wieder Hütten, nach Russischer Weise errichtet. Beim Anblick der letzten staunten die Kalmucken der Karawane

nicht wenig, und ihre Pferde, keineswegs geneigt, Geheimniss-vollen Gegenständen der Art nahe zu kommen, beschrieben jedes Mal weite Umkreise, damit sie in ehrerbietiger Entfernung blieben. — Am Ufer des Djebach beschäftigt, eine Stelle zu erspähen, wo übergesetzt werden könnte, gewahrte man in gewisser Entfernung einen Reiter, der leicht als Kosack zu erkennen. Er sprengte sogleich herbei, schwamm mit dem Pferde durch den Fluss und gab Kunde, dass der Grenz-Posten von Abakane nur drei Stunden entfernt sey. Seit drei Monaten wurde Tchihatcheff, wie er nun hörte, daselbst erwartet; denn ehe er Barnaoul verliess, hatte der Gouverneur der Provinz Yeniseïsk durch ihn Kenntniss erhalten, wie seine Absicht sey, den Abakane von der Quelle bis zur Mündung zu verfolgen, und dass der besagte Grenz-Posten dienen sollte, um Lebensmittel und Ergänzungs-Pferde zu erhalten. Jede nöthige Fürsorge war mit grösster Pünktlichkeit angeordnet worden. Als man das Dorf erreichte, zeigten sich sämmtliche Kosacken in voller Haltung aufgestellt und empfingen unsere Reisenden mit den bräuchlichen militärischen Ehren-Bezeigungen. Beim Anblick der Häuser, und so vieler anderer, für sie durchaus neuer, Gegenstände wurden die Kalmucken der Karawane im höchsten Grade von Staunen und Bewunderung ergriffen; Tchihatcheff hatte grosse Mühe, zu verhindern, dass die ehrlichen Berg-Bewohner nicht von ihren Pferden abstiegen, um „dem Prunk und der Herrlichkeit", welche vor ihnen sich entfalteten, nach orientalischer Sitte die Huldigung darzubringen. — Es fehlte keineswegs an belustigenden Auftritten mannigfachster Art. Die Kalmucken drangen gewaltsam durch Fenster, von denen ihnen unbegreiflich war, dass sie zu einem andern Behufe dienen sollten, wie Thüren; zwischen Tischen und Stühlen wussten dieselben keinen Unterschied zu machen, sie nahmen abwechselnd bald auf jenen, bald auf diesen Platz; die Oefen erschienen ihnen als durchaus seltsame „Bauwerke", und um deren innere Einrichtung kennen zu lernen, fuhren sie mit den Köpfen hinein, die Gesichter mit Russ und mit Asche sich besudelnd, Unfälle, welche unter dem Zuschauer-Kreise wiederholt lärmische Fröhlichkeit hervorriefen. Unsern Reisenden galten übrigens die bescheidenen Hütten für wahre Paläste; sie konnten nicht vertraut genug werden mit dem Gedanken, wieder einmal eine Nacht im Bette zu verbringen, unter sicherem Schutz eines festen Daches; nur die Kalmucken weilten im Freien, nachdem sie ihre

Neugierde befriedigt hatten; die Zimmer-Räume waren ihnen zu beengend, nicht hell, nicht luftig genug.

In der Runde um Abakanskö Forposte — es besteht diese Wachtstation aus ungefähr vierzig Holz-Häusern, sämmtlich gut unterhalten und nur von Kosacken bewohnt — trifft man eine grosse Menge Hütten, Aufenthalts-Orte des unter dem Namen Sagaï bekannten Stammes; Menschen, die Ackerbau treiben, oder sich mit diesem und jenem Gewerbs-Zweige erster Nothwendigkeit beschäftigen. Die Sagaï weichen, was Ursprung und äusserlichen Typus betrifft, wesentlich von den Kalmucken ab.

Während der drei Tage — 11. Julius (= 2. August) bis 15. Julius (= 9. August) — welche unsere Karawane auf dem Abakane-Posten zubrachte, war die Temperatur sehr hoch; am 11. Julius (= 2. August) stand das Thermometer in der Sonne + 43°, im Schatten 24°, und um 8 Uhr Abends 22° 8. — Tchihatcheff besuchte den, sieben Wegestunden entfernten, Militär-Posten von Tachtyp. Zu dem Ende musste man sich über den Abakane begeben. Stellenweise ist die Stromtiefe ziemlich bedeutend; an andern Orten, besonders in der Nähe der zahlreichen — aus Sand und aus meist granitischen Geröllen bestehenden — Ufer wird das Wasser ungemein seicht gefunden, fast im Niveau mit der schönen Ebene, die vom Flusse sich weithin erstreckt. Der Weg führte durch eine grüne Landschaft, beschattet von prachtvollen *Pinus sylvestris.* Die waldigen Höhen, wo der Kura-Djoul seinen Ursprung nimmt, bestehen aus Melaphyr. Weiter, am rechten Ilane-Ufer, treten Massen eines blasigen Porphyrs *(P. amygdaloïde)*, sodann folgen rothes Todt-Liegendes und bunter Sandstein. Auf dem Rückwege nach dem Posten von Abakane zeigten sich, am linken Flussufer, mehrere Berge mit Dolomit-Partieen gekrönt.

Am 15/27 Julius erfolgte der Aufbruch von Abakane. Alles Reise-Gepäck wurde eingeschifft und nach Monok vorausgeschickt; die gesammte Mannschaft unserer Karawane begab sich zu Pferd weiter. An der Verbindungs-Stelle beider Arbate-Flüsse erregte eine geologische Erscheinung eigenthümlicher Art Aufmerksamkeit; ein ganzer, ziemlich bedeutender Berg, zusammengesetzt aus Bruchstücken rothen, schieferigen Sandsteines, aus Quarz-Trümmern, aus Feldspath- und Kalkspath-Brocken, innig und sehr fest verbunden durch röthlichen oder graulichen Kalk-

spath-Teig. Mächtige Gänge von Hornblende-Gestein (?) durchsetzen dieses Conglomerat. Jenseit des Abakane erhebt sich eine Kette mit spitzigen, Kegel-förmig gestalteten Gipfeln; sie führt den Namen Tegrisi und besteht aus Grauwacke. Endlich, fünf Stunden vom Kosacken-Posten, schied man aus dem Labyrinth von Thälern und Schluchten, um zur Ebene hinabzusteigen, welche längs des Abakane hinzieht. Die Bergreihe zur Rechten lässt schöne Entblössungen wahrnehmen. Ihr nördliches Gehänge wird von sehr quarziger Grauwacke gebildet. Das Dorf Monok bewohnen Kron-Bauern; auch eine gewisse Zahl Kosackischer Familien haben sich hier angesiedelt; ferner sieht man hin und wieder in der Runde Hütten von Sagaïs. Die Kosacken — gewohnt, allen Anforderungen der Disciplin streng Genüge zu leisten — verliessen schleunig ihre ländlichen Beschäftigungen, als sie von Tchihatcheff's Annäherung Kunde bekamen; am Eingange des Dorfes hielten dieselben sämmtlich zu Pferd in Reihe und Glied, um unseren Reisenden mit militärischen Ehren-Bezeigungen zu empfangen.

Der Verf. benutzte die, auf dem Vor-Posten von Sayansk verbrachte, Zeit zur Untersuchung des Endes der beiden Bergwälle, die, auf jeder Seite des Yeniseï hinziehend, bis in die Nähe des Dorfes Oznatchenaya reichen. Der Fluss dürfte stellenweise über dreihundertzwanzig Meter Breite messen. Das Gestein ist Thonschiefer, mehr oder weniger talkig; er führt Quarz auf Gängen und Adern; seine Schichten fallen zwischen 50 nnd 90°. Hin und wieder treten Partieen eines Granulit-ähnlichen Granites auf und eines Syenites, ausgezeichnet durch zierliche Hornblende-Krystalle; ferner erscheint Diorit und längs der Berge sieht man Dolomit-Massen in Streifen verbreitet. Bei Oznatchennaya setzten unsere Wanderer über den Yeniseï, um auf dem linken Ufer weiter zu ziehen. Hier fand sich zuerst Granit, der zwei Stunden weit anhält und sodann allmälig in Gneiss verlauft. Prachtvolle *Pinus sylvestris* und *Betula alba* bekleiden das Felsen-Gehänge, welches oft senkrecht zum Flusse hinabreicht. Man folgte einem schmalen Pfade, der aufwärts leitete. Bald verschwanden Granit und Gneiss, um durch Thonschiefer ersetzt zu werden, den nicht selten Grauwacke-Massen unterbrechen. Dieser Wechsel von Gneiss, Thonschiefer und granitischem Gestein wiederholt sich noch zu mehreren Malen. — Ein angebauter Strich auf dem linken Yeniseï-Ufer ist die Grenze der letzten Spuren von Menschen

in dieser Gegend (und gerade so verhält es sich auf der andern Stromseite). Die Halme der Cerealien waren sehr hoch, aber die Aehren hatten, am 19. Julius (= 1. August) noch keineswegs ihre Reife erlangt.

Der Posten von Sayansk, der bedeutendste, welchen unser Bericht-Erstatter auf seiner Altaï-Reise sah, besteht aus drei Unter-Officieren und einhundert und siebenzehn gemeinen Kosacken. Jährlich müssen die beiden Grenz-Zeichen von Bome Kemtchick und von Koenine Dabahane besucht werden, wo man die, an Ort und Stelle beschiedenen Zaïzane, der Soyony trifft. Es tragen solche Zusammenkünfte in hohem Grade das Gepräge des Einfachen und der altväterlichen Vertraulichkeit. In der Runde um ein mächtiges Feuer, über dem ein ungeheurer Kessel, erfüllt mit siedendem Wasser, angebracht ist, um Thee zu bereiten, lagern sich, in bunter Reihe, die Grenz-Wächter beider grössten Welt-Reiche. Als Symbol gegenseitiger Zuversicht und guten Einverständnisses wird sofort die kleine Metall-Pfeife der Soyony gegen die schwere Kosacken-Pfeife vertauscht. Jeder legt nun die Gegenstände des Wohllebens, des „Comforts", seines heimathlichen Landes aus, um die Freunde damit zu bedienen. Der wohlschmeckende, aber schwer verdauliche Stör, Branntwein und Zwieback nehmen neben Reiss, Thee und „Koumis" ihre Stelle ein. Die Unterhaltung wird mehr und mehr belebt und dreht sich vorzugsweise um Tages-Neuigkeiten. Diese wünschen Nachrichten aus der Hauptstadt zu hören, von Thchane-hhan, dem grossen und mächtigen Potentaten des Nordens, bewohnt, welcher Ort, von dieser Stelle seiner Grenze, ungefähr fünftausend Kilometer entfernt liegt; Jene stellen Fragen über die Angelegenheiten des gewaltigen Reiches, über die Wunderwerke von Peking u. s. w. Endlich, nachdem man sich gegenseitig alle Ehren erwiesen, wird die Berathung aufgehoben, welche oft bei einer Kälte von — 40° Centigr. statt findet; denn zur ersten jährlichen Zusammenkunft pflegt die Winterzeit zu dienen, wenn die Eisdecke des Yeniseï das Unternehmen erleichtert. Alle kehren nun zu ihren Penaten zurück, nachdem sie zu wiederholten Malen über den Zustand der Grenz-Zeichen sich versichert. — — Unterdessen war Regenwetter eingetreten, das unsere Karawane bis Minousinsk und bis Krasnoyarsk begleitete, ja fast ohne Unterlass bis Kouznetzk verfolgte, das heisst beinahe drei Wochen hindurch.

Einige Bemerkungen, welche unser Verf. über das Allgemeine der

Organisation der Grenzlinie Sibiriens mittheilt, dürfen wir nicht unberührt lassen. Die Gesammtheit aufgerichteter Grenz-Zeichen, Mayak von den Russen genannt, belauft sich auf vierundachtzig. Sie bestehen gewöhnlich in Erd-Hügeln, oder in, zu rohen Pyramiden aufgehäuften, Steinen, meist mit einem Kreuze auf der Spitze (vom Argouni-Flusse an bis zu den Quellen der Gorbitza trifft man kein Zeichen mehr, hier macht der Stromlauf die natürliche Grenze). In gewisser Entfernung von den Mayaks finden sich Kosacken-Posten, deren Zahl gegenwärtig sechszig ist, während sie 1772 nur neunundzwanzig betrug. Bis zu dieser Zeit, wo eine vollständige Umformung der Einrichtung eintrat, waren es eingeborne Stämme, namentlich Tungusen und Bouriaten, welche das befragte Geschäft besorgten. Nun bildete man eine gewisse Zahl Regimenter, die, ausschliesslich für jenen Zweck bestimmt, an der Grenze vertheilt wurden. Die unermessliche Linie der Grenze Sibiriens ins Auge gefasst, in gedoppelter Hinsicht der physischen Constitution und der Natur nachbarlicher Völkerschaften, gibt es vielleicht keine Grenze in der ganzen Welt, welche, auf so erstaunlichem Raume, die Bedingnisse von Sicherheit und Einfachheit in sich vereinigte. Auf eine Linie von ungefähr 3,300 Kilometer Länge, vom Berge Schabina-Dabahane bis zum Ohhotsk'schen Meere, bezeichnet der, fast nicht unterbrochene, Gebirgs-Wall die Grenze; häufig hat der Uebergang unbesiegbare Schwierigkeiten, so dass, wäre der Amour-Strom im Bereiche Sibiriens begriffen, man sagen könnte: es herrschten hier überall die so sehr wesentlichen Vortheile einer natürlichen Grenze. Bei gegenwärtiger Sachlage könnte, zwischen Russland und China, jeder feindselige Hergang nur durch Einmischung der Mongolen statt finden, welche allein die Landsoldaten ausmachen in den weit erstreckten Provinzen zwischen Sibirien und der grossen Mauer. Dieses wären die Gegner, womit Russlands Heere es zunächst zu thun hätten. Obwohl nun letztere keineswegs ausschliesslich aus Russischen Kosacken bestehen — mit denen, wie leicht einzusehen, der Kampf allzu ungleich gewesen wäre — sondern auch aus eingebornen Truppen, so würde dennoch der Nachtheil für die Krieger China's sich keineswegs weniger bedeutend herausgestellt haben; denn Tungusen und Bouriaten überbieten bei weitem die Chinesischen Grenz-Mongolen. Man muss mehrere Posten solcher Art gesehen haben, um sich einen Begriff von diesen Streitern zu machen. Es ist die spöttischste Nachbildung des edlen

Krieger-Handwerks. Unser Verf. legt das freimüthige Bekenntniss ab, dass Alles, was er früher im Orient von Dürftigem und Lächerlichem dieser Art zu sehen Gelegenheit gehabt — d. h. den Heeren Europa's gegenüber — ihm als wahrer Abglanz von Mars und Bellona erschienen sey, im Vergleich zu jener erbärmlichen Grenz-Soldateske. Und was die Elite des Innern betrifft, so scheinen die letzten Feldzüge der Engländer darzuthun, dass der Haupt-Vorzug derselben in reicherer Beute besteht, welche dem Sieger beschieden ist. — Wie leicht es Europäischer Disciplin wird, der Ueberlegenheit dieser Orientalen Meister zu werden, dafür spricht mehr als eine, beinahe ans Fabelhafte grenzende, Thatsache unserer Tage. Der Bruder des Verf., Platon von Tchihatcheff, welcher an der unglücklichen und denkwürdigen Expedition von Khiva Theil genommen, erzählte ihm von einem Kampfe, die cyklopischen Streite der Helden Homer's ins Gedächtniss zurückrufend. Im Januar 1840 wurde eine Abtheilung von ungefähr hundert Plänklern, unter Befehl des Lieutnants Yeroseeff, von Atidjatsi, wo sich zu der Zeit das Hauptquartier befand, nach der Lagerschanze Arboulak beordert, um die Kosacken abzulösen, welche den Punkt besetzt hielten. Unsere Tirailleurs waren ungefähr noch zwanzig Kilometer von ihrem Bestimmungs-Orte entfernt, als sie von 2,500 wohl bewaffneten Türkischen Reitern überfallen wurden. Obgleich das kleine Russische Detachement sich so unerwartet in einen Kampf verwickelt sah, wo jeder Mann es mit fünfundzwanzig zu thun hatte, dennoch hielt es, während zehn volle Stunden, das feindliche Feuer aus und schlug endlich seine Angreifer zurück. Die Kälte war so heftig, dass, nach jedem Schusse, die Gewehre den erstarrten Händen der Soldaten entfielen, welche sie nicht wieder ergreifen konnten, als, indem dieselben um das Feuer niederknieten, das man angezündet hatte, und auf solche Weise ihre gelähmten Glieder wärmten. Von dreihundert Patronen, womit man die kleine Heldenschaar versehen hatte, waren nur noch fünfzig übrig, als die Türken, erschöpft durch den hartnäckigen Kampf, plötzlich auseinander liefen und auf dem Schlachtfelde mehr Leichen zurückliessen, als die Gesammtzahl ihrer Gegner betrug.

Den Schluss des VIII. Kapitels machen Betrachtungen über verschiedene administrative Thatsachen, die Kosacken in diesen Gegenden betreffend, welche hier als eins der wirksamsten Mittel bürgerlicher und politischer Organisation gelten müssen.

Am 20. Julius (= 1. August) wurde der Posten von Sayansk verlassen. Ein vortrefflicher Weg führte durch reich bewaldete Gegenden. Beim Dorfe Lougansk-Aya, 25 Werst von der Stadt Minousinsk entlegen, änderte sich plötzlich die Gestaltung des Bodens in sehr auffallender Weise. Am linken Oï-Ufer steigt senkrecht ein Felsen-Wall empor, gewaltige Massen von rothem Sandstein und von grauem blätterigem Mergel, beide in fast wagerechten Schichten gelagert. Weiterhin erreicht man Terassen-förmige Plateaus mit sehr weit ausgedehnter Oberfläche; auf 15 Werst Entfernung sind die Thürme der Kirchen von Minousinsk zu sehen. An- und Absteigen waren in dem Grade sanft, dass unsere Reisenden sich stets in gestrecktem Galopp bewegen konnten. Höhen und Hügelzüge werden fortdauernd von rothem Sandstein gebildet; die niedern Landstriche nehmen Ablagerungen gelben Sandes ein, welche, besonders um Minousinsk, sehr bedeutende Mächtigkeit erlangen. Wenige Tage vor Ankunft der Karawane hatte man in jenem Schuttlande, unfern des Ausflusses der Minousinka in den Yeniseï, einen prachtvollen Schädel von *Bos primigenius* gefunden; den der Verf. bei seiner Heimkehr im zoologischen Kabinet der K. Wissenschafts-Akademie niederlegte.

Regenwetter machte nothwendig, vom 21. bis zum 23. Julius in Minousinsk zu rasten. Tchihatcheff schiffte sich, am Tage nach seiner Ankunft auf dem Yeniseï, ein, um die Ufer zu untersuchen und die Mündung des Abakane zu sehen. Die Fahrzeuge, deren man sich in diesem Lande bedient und bei denen jene der Kalmucken das Muster abgeben, bestehen gleichfalls aus einem einzigen Stücke, sind jedoch um Vieles grösser und bei weitem bequemer. Es werden dieselben aus Stämmen von *Populus alba* gearbeitet. Um das Holz geschmeidiger zu machen, und ihm selbst gewisse Spannkraft zu verleihen, unterwirft man die ausgehöhlten Stämme einer Art Beitzung, so dass sich die Wände sehr bedeutend auseinander dehnen lassen. Fahrzeuge solcher Art sind höchst dauerhaft, leicht und zugleich äusserst wohlfeil. Erst zu Krasnoyarsk, Biisk, Tomsk, Tobolsk u. s. w. fangen die, nach Europäischer Weise erbauten, Schiffe und Kähne an; sie führen den Namen *Bothy* (Boot, *bateau)*, um gleichsam die fremdländische Abkunft anzudeuten.

Bei zwei Stunden schiffte man längs der nördlichen Seite einer Insel hin, welche den eigentlichen Yeniseï von seinem östlichen Arme

scheidet. Das ziemlich beträchtliche Eiland dürfte ganz aus wagerecht abgelagerten Alluvial-Gebilden bestehen. Das rechte Ufer des gewundenen Kanals, welcher den befragten Arm ausmacht, wird von gerundeten Höhen eingenommen, aus kieseligem Kalk zusammengesetzt, der mit Mergeln wechselt. Es halten diese Felsarten beinahe bis dahin an, wo man in den rechten Arm des Abakane gelangt. Inmitten der Krümmungen zeigen sich häufig grosse Holz-Trümmer und entwurzelte Bäume, die nicht selten für die Durchfahrt hinderlich werden. Deutlich sah man, wie solches Material, das der Fluss nur zum geringen Theil fortzuführen vermochte, sich ablagerte und, mit Sand untermengt, fortdauernd neue Alluvionen bildete. Je weiter aufwärts im Abakane, um desto reissender wurde die Strömung. — Die Wasser-Temperatur war, zur Mittagzeit, bei heiterem Himmel und bei vollkommener Windstille, + 12°, jene der Luft, in der Sonne, + 27°. Beide Ufer bestehen aus weissem, kalkigem Sandstein.

Der Yeniseï hat in dieser Gegend so trägen Lauf, dass das Wasser fast stille zu stehen scheint. Diluvial-Ablagerungen erheben sich ziemlich hoch am rechten Ufer; sie ruhen auf rothem Sandstein, der bis zu dem, den Strom begrenzenden, Kämmen, getroffen wird. Hier umfasst das Auge einen beträchtlichen Horizont und der Anblick, welchen der herrliche Fluss gewährt, versetzte unsern Verf. nach Aegypten; er glaubte den Nil wiederzusehen, wie derselbe, als smaragdener Streifen, den unermesslichen Ocean Afrikanischen Sandes durchzieht.

Der letzte Ausflug in der Umgegend von Minousinsk war jener nach dem, 20 Werst gegen S.O. entlegenen Karasime-See. Das Wasser desselben hat etwas salzigen, sehr unangenehmen Geschmack; seine Oberfläche schien fast unbewegt, obwohl dem südwestlichen Ende der Giessbach Nitchka entfliesst, welcher, so wie verschiedene andere, dem See zuströmende, kleine Flüsse Gold-haltigen Sand führen.

Vierzehn Tage hatte es bereits ohne Unterlass geregnet. Um keine Zeit zu verlieren, verliess man am 27. Julius (= 8. August) Minousinsk, ungeachtet das Wasser in Strömen niedergoss. Bei Gorodok erfolgte der Uebergang über die Touba in einem Flosse. Nicht lange nachher stellte sich der Yeniseï von neuem den Blicken der Reisenden dar.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 24. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tchihatcheff: Voyage dans l'Altaï oriental.

(Fortsetzung.)

Zu beiden Strom-Seiten erscheinen wagerechte Lagen eines, theils röthlichen, theils schwärzlichen, Sandsteins; ungeheure Massen dieses Gebildes mussten einst hinweggeführt worden, verschwunden seyn, um dem Yeniseï-Bette Platz zu machen; denn die einzelnen, mehr oder weniger mächtigen, Schichten der, senkrecht abstürtzenden, Wände beider Ufer liegen genau im Niveau und entsprechen einander auf das Vollkommenste.

Die Ebenen zwischen Gorodok und Touransk waren mit blühendem *Umbilicus spinosus* in wundersamster Menge geschmückt; die gesammte übrige Vegetation befand sich (27. Julius) bereits auf der Neige. — Unfern des Dorfes Sidy erweckte eine, an den Yeniseï stossende, Bergreihe, um der sonderbaren Aufrichtung der Schichten rothen Sandsteines willen, die Beachtung des Verf.; während man dieselben bei allen angrenzenden Höhen wagerecht sieht, machen sie hier Winkel von wenigstens 50°. — Von Sidy führt der Weg abwärts in die schöne geräumige Ebene zwischen den Dörfern Baïkalova und Bilik. Die Berge zur Rechten unserer Wanderer werden von Melaphyr gebildet, der sich sehr mannigfaltig zeigt; eine der Abänderungen führt besonders deutliche Labrador-Krystalle. — In der Ebene um Bilik erscheinen mächtige Diluvial-Ablagerungen. Nach Aussage der Bewohner kommen beim Pflügen mitunter Thiergebeine von grossen Dimensionen zum Vorschein. Unserm Verf. gelang es, trotz aller angestellten Nachforschungen, nur einen vortrefflich erhaltenen Backen-Zahn von *Rhinoceros trichorinus [tichorhinus* oder *antiquitatis]* sich zu verschaffen. — Melaphyre bilden den regellosen Halbkreis von Höhen, welcher die Nord-Grenze der Biliker Ebene ausmacht, und verschwinden unter gerundeten Hügeln, aus Schuttland bestehend. Bald zeigen sich jedoch, gegen NW. und N. hin, jene plutonischen Gesteine wieder; sie dürften alle, mehr

oder weniger ansehnliche, Felsmassen auf dem gegenüberliegenden Yeniseï-Ufer zusammensetzen. Unfern des Giessbaches Bisari wird die Melaphyr-Formation durch kalkige Ablagerungen unterbrochen, die, ohne Spur von Schichtung und, einige wenig deutliche Abdrücke von *Reteporites* ausgenommen, auch frei von Versteinerungen sind. Sodann tritt von neuem Melaphyr auf, um erst beim Dorfe Tesse gänzlich zu verschwinden, wo röthlich gefärbter Sandstein ihn verdrängt, ohne dass man die gegenseitigen Beziehungen beider Felsarten genau zu ermitteln vermag.

Im Dorfe Tesse verliessen unsere Reisenden ihre Reitpferde, um den Weg in Post-Karren fortzusetzen. Bei Onachinskoï, eine Entfernung von acht Werst, besteht der Boden aus weissem, theils sandigem, theils mergeligem, Kalkstein. Die Boden-Oberfläche fällt mehr und mehr ab, je näher dem Yeniseï, dessen linkes Ufer fast dem Wasser-Spiegel gleich ist. Das ziemlich volkreiche Dorf Anachinskoï wird von Kron-Bauern bewohnt. Die Yeniseï-Ebenen — obwohl im allgemeinen ziemlich günstig für den Anbau von Cerealien — lassen, in solcher Hinsicht, nicht geringe Verschiedenheit wahrnehmen; denn die kieselige Beschaffenheit des Erdreiches bedingt, in den Monaten, wo selten Regen fällt, eine wahrhaft verzehrende Trockene. Die Erndte pflegt gewöhnlich erst in der Hälfte des August statt zu finden, während solche in den Provinzen des Europäischen Russlands mit Ende Juli vorüber ist.

Einen höchst merkwürdigen Salz-See, 80 Werst von Anachinskoï entlegen, konnte unser Bericht-Erstatter nicht besuchen, weil er zu spät von dessen Vorhandenseyn unterrichtet wurde. Es befindet sich jener See unter besonderer Obhut eines nahen Kosacken-Vorpostens, den man als *Solianoï forposte* (Salinen-Vorposten) bezeichnet. Der See, dessen Ausdehnung, eingezogenen Erkundigungen zu Folge, ziemlich beträchtlich ist, liegt inmitten einer vollkommen ebenen Steppe, ohne Bäume, oft ohne jede Spur von Pflanzen-Wachsthum. Das Becken bildet, so zu sagen, eine sehr mächtige Salz-Masse, die unmittelbar auf Mergel ruht. Nur die äussere Oberfläche lässt etwas salziges Wasser, von einigen Zollen Tiefe, wahrnehmen, das, allem Vermuthen nach, von atmosphärischer Einwirkung herrührt. Es ist die salinische Substanz im Ganzen so zerreiblich, dass — solche mit Schaufeln gewonnen wird, als hätte man es mit Sand zu thun. Die Kosacken von Tchihatcheff's Gefolge erzählten, dass die Weitungen, entstanden durch Hinwegnehmen eines gewissen Salz-Volu-

mens, sich, in Folge freiwilliger Wieder-Erzeugung der Substanz, nach und nach von neuem füllten. Uebrigens besitzt die Oberfläche der Salz-Rinde Haltbarkeit genug, um zu Pferd, und selbst mit ansehnlichen Ladungen, von einem Ufer zum andern zu gelangen. Das gewonnene Salz ist von auffallender Reinheit; es lässt sich, ohne die geringste weitere Vorbereitung, zum Verbrauche benutzen.

Im Dorfe Kama, 40 Werst von Anachinskoï, wählte man zur Weiterreise halb bedeckte Fuhrwerke, den Kibitken ähnlich. Nach vierzehn Tagen fast nicht unterbrochener Regengüsse, leuchtete endlich, am Morgen des $^1/_{13}$ August, die Sonne wieder in voller Kraft. Der Weg leitete über ebenes Land; zur Linken strömte, in gewisser Weite, der Yeniseï. Der durchtränkte, zu Koth umgewandelte Boden, so wie zahlreiche, sehr stark angeschwollene Bäche und Flüsse nöthigten unsern Verf., die beabsichtigte Landreise längs des Yeniseï bis Krasnoyarsk aufzugeben, und sich beim Dorfe Sizime einzuschiffen. Die Anstalten zur Fahrt sind nach der Art von Posten eingerichtet; in gewissen Entfernungen wechselt man, bei den am Ufer gelegenen Dörfern, Schiffe und begleitende Mannschaft; zum Unterkommen finden sich reinliche Quartiere und reiche Vorräthe an trefflichen Fischen. Ungeachtet der wenig bedeutenden Geschwindigkeit des Stromes, gleiten Fahrzeuge ziemlich schnell dahin und die Ruderer brauchen keine besondere Anstrengung.

Zu den bezeichnenden Zügen zwischen Sizime und dem Dorfe Yazagach gehört der auffallende Gegensatz beider Ufer; das rechte erscheint hoch, das linke sehr niedrig; dort nimmt man stellenweise schöne, aus lebhaft roth gefärbtem Sande bestehende, Plateaus wahr, hier zeigen sich geschichtete Mergel und sandige Gebilde. In der Nähe von Yazagach tritt, den Mergel und die rothen Sandsteine abschneidend, plötzlich blasiger Porphyr auf; senkrecht stürtzen dessen Massen in den Strom selbst hinab, so dass die Ufer zu beiden Seiten vollkommen unzugänglich werden. [Das „Schichten-artige" Aussehen dürfte wohl nur auf Täuschung beruhen.] Die Felsart, reich an Kalkspath-Mandeln und Adern, setzt, ungefähr sechszehn Werst, längs des Yeniseï fort, sodann erscheint schwarz gefärbter Kalk, dessen Schichten, an nicht wenigen Stellen, gewunden, auch nach verschiedenen Richtungen geneigt sind und, durch senkrechte Absonderungen und Zerklüftungen nicht selten Säulen-förmiges Ansehen erlangen. — In höhern, vom Krol durchströmten Ge-

24 *

genden — es ergiesst sich dieser Fluss in den Yeniseï —, soll der Kalk Kupfererze in grosser Menge führen. — Nicht fern von Biroussa, auf dem linken Ufer, zeigt der Kalk besonders seltsame und malerisch schöne Gestalten. Eine Eigenthümlichkeit des Gesteins ist die bedeutende Menge vielartig geformter Höhlen, welche dasselbe umschliesst. Sie finden sich in sehr verschiedenen Höhen, sind theils sehr geräumig und dringen, mitunter vielfach gewunden, mehr oder weniger weit ins Innere; manche keilen sich gleichsam aus, andere endigen in unzudringlichen Spalten. Der Verf. besuchte einige dieser Grotten und bemerkte, je weiter er gelangte, stets einen äusserst kalten Wind. — Beim Dorfe Biroussa folgt, auf den schwarzen Kalk, dunkelgefärbter Diorit, sodann, zu beiden Yeniseï-Seiten, 29 Werst weit, rother Kalk mit senkrechten Wänden und stark aufgerichteten, auch mannigfaltig gewundenen und verdrehten Schichten.

In der Gegend von Krasnoyarsk konnten die Streifereien, ungünstigen Wetters wegen, erst den $^{7}/_{19}$ August beginnen. — Die Ebene, über welche man sich nach dem Dorfe Bazaïhha begab, gewährte überall Beweise eines Pracht-vollen Pflanzen-Wachsthums. Auf dem linken Ufer des, das Dörfchen durchströmenden und mit ihm gleichen Namen tragenden, Flüsschens finden sich mächtige Ablagerungen weissen Mergels, wagerecht geschichtet, während auf dem andern Ufer rother Sandstein ansteht, dessen Bänke stark, oft senkrecht fallen. Sodann gelangt man ins Gebiet der Granit-Formation, die, nachdem solche etwa sechs Werst angehalten, zu sonderbar gestalteten Massen emporsteigt. Eine der Gruppen, unter dem bezeichnenden Namen Stolby (Säulen) bekannt, erweckte zumal Tchihatcheff's Aufmerksamkeit. Sie besteht aus vier Pyramiden, je zwei und zwei neben einander, zusammengesetzt aus rundlichen, in kühnster Weise aufgethürmten, Massen; es erinnert diese Erscheinung an riesenhafte Trümmer irgend eines Cyklopen-Denkmales. Der Granit, arm an Quarz, führt vielen Feldspath in den schönsten Krystallen.

Ungefähr drei Werst von der Mündung der Mohhovaya in die Bazaïha, erhoben sich, in einer Schlucht, deren Durchweg fast sperrend, zwei ungeheuer grosse granitische Blöcke, abstammend vom Felsenwall, der das enge pittoreske Tiefthal begrenzt, welches nach dem zuerst erwähnten Flusse den Namen führt. Es entstand, auf solche Art, eine natürliche Pforte von höchster Schönheit. Einer jener Granit-Blöcke ist am untern Theile Gewölbe-ähnlich ausgehöhlt; zehn, selbst fünfzehn Männer finden

in dem Grotten-artigen Raume bequem Unterkunft. — Beim Dorfe Mohhovaya ändert sich plötzlich die Beschaffenheit des Fels-Bodens, ohne dass die äussere Massen-Gestaltung verschieden erscheint; auf den Granit folgt sehr dichter, fester, dunkel gefärbter Kalk, welcher bis ins Bazaïhha-Thale anhält und sich der Berg-Kette anschliesst, die am rechten Yeniseï-Ufer hinzieht.

Den Bewohnern der Gegend von Bazaïhha gewährt das Wild grosse Vortheile, welches in umliegenden, sehr dichten Wäldern haust. Jäger unternehmen oft weite Streifereien und kommen dadurch in Berührung mit nachbarlichen Wander-Völkern, die in keiner unmittelbaren Verbindung mit den Russen stehen. Von ihnen hörte unser Reisender unter andern, dass sie häufig die obern Gegenden des Mena-Flusses besuchten, so wie jene des, in diesen mündenden, Salba, und bei einem Nomaden-Stamme mit platt gedrückter Nase, geschlitzten Augen und langem Hauptbaar, sehr gastfreundlich aufgenommen würden. Ihre Hütten, ihre Lebensweise tragen gänzlich das Gepräge der Nomaden-Völker Sibiriens, deren Lage sie nicht unter Einfluss der nachbarlichen Russen gebracht hat. Vom Ackerbau besitzen sie auch nicht die geringste Kenntniss und nähren sich ausschliesslich von ihren Heerden.

Während dieses Ausfluges nach Bazaïhha war Tchihatcheff vom herrlichsten Wetter begünstigt worden. Das Thermometer stieg, am $^{8}/_{20}$ August um 3 Uhr Nachmittags, bei heiterem Himmel und bei vollkommener Windstille, auf $+ 30^0$ Cels.; im Schatten betrug die Temperatur $+ 22^0$, um 5 Uhr Abends $21^0,9$, und selbst eine Stunde nach Sonnen-Untergang hatte man noch $+ 17^0,8$.

Die vier Tage, welche in Krasnoyarsk nach der Rückkehr, heftiger Regengüsse wegen, verbracht werden mussten, ehe man das rechte Yenyseï-Ufer besuchen konnte, benutzte der Verf., um mit mehreren der bedeutendsten Goldwäscher der Gegend zu verkehren; sie theilten ihm Nachweisungen von nicht geringer Wichtigkeit mit. Das Jahr 1845 war ein besonders günstiges gewesen. Die Districte Kaïnsk und Yeniseisk allein hatten bei 500 Pud (8,186 Kilogr.) reinen Metalles geliefert und gleichwohl befanden sich mehrere der reichsten Eigenthümer erst im Anfange der Entwicklungs-Periode ihrer Unternehmungen. [Wir erinnern daran, dass, während im Ural Gold-Waschereien sehr im fortschreitenden Wachsthum waren und nach Norden in die entferntesten Gegenden dran-

gen, das Vorhandenseyn des Metall-Sandes in Sibirien noch völlig zweifelhaft blieb; nicht früher als 1830 wurde im Kolywan'schen Bezirke das erste bedeutende Lager aufgeschürft. An diesen Fund reihten sich, bis in die neuesten Jahre, sehr viele der wichtigsten Entdeckungen.] So hatte z. B. die Gewinnung eines Herrn Miasnikoff erst seit wenigen Jahren begonnen; 1840 lieferte 10 Pud reines Gold, und 1842 konnte man die Ausbeute schon über 80 Pud anschlagen, so dass der Rein-Ertrag sich auf 2,400,000 Francs belief. Der Verf. fügt über den industriellen Einfluss der Gewinnung des Goldsandes, über die dadurch bewirkten Umwälzungen auf den Märkten Sibirischer Städte u. s. w. gar manche Bemerkungen von Interesse bei; wir müssen uns dahin beschränken, auf das Werk selbst zu verweisen. [Aus andern zuverlässigen Quellen entnommen, erlauben wir uns, über den Ertrag der Goldwerke Sibiriens, folgende Thatsachen einzuschalten; sie liefern den Beweis, wie sehr die Production des edlen Metalles gesteigert worden. An ungeschiedenem Gold lieferten in den Jahren:

	1813 bis 1823.	1823 bis 1833.	1833 bis 1843.
	Kilogr.	Kilogr.	Kilogr.
Die Werke der Krone	2,835.	1,815.	25,897.
Die Werke der Privaten . .	618.	28,890.	57,108.
	3,453.	30,705.	83,005.

Von dieser Summe, ungefähr 117,500 Kilogr., ergaben die Bergwerke im Ural-Gebirge 97,500, die Sibirischen etwa 20,000 Kilogr. im Zeitraum von dreissig Jahren. — An Gold-haltigem Silber wurde in den Jahren:

	1813 bis 1823.	1823 bis 1833.	1833 bis 1843.
In den Bergwerken der Krone in Sibirien ausgebeutet . .	212,535.	200,842.	199,210.]

Den 9/21 August verliess unsere Karawane Krasnoyarsk, um sich gegen Atchinsk hin zu wenden. Die erste Tagereise nach dem Dorfe Zavïdelovo fand bei sehr heissem Wetter statt; das Thermometer zeigte — während der Himmel heiter war und Nordwest-Wind wehte — um die Mittagstunde in der Sonne + 34°, im Schatten + 21°. Am folgenden Tage hatte man, zwischen dem grossen Kemtchougue und der Stadt Atchinsk, gleichfalls um Mittag und in der Sonne, bei bedecktem Himmel und Nordwestwind, nur + 15°. — Der Tchoulyme,

der ganz in der Nähe der Stadt Atchinsk in einem Flosse überfahren wird, hat an verschiedenen Stellen auf seiner Rechten sehr bedeutende Höhen; mächtige Massen von Sand und von Rollsteinen bilden einen nicht unterbrochenen Wall. Das linke Ufer dagegen, aus Alluvionen bestehend, befindet sich im Niveau mit der schönen, weit ausgedehnten Ebene längs des Flusses. Die Gegend zwischen Itate und Tissul dient als Scheide linie zwischen dem Yeniseï nnd dem Ob-System.

Der nicht unbedeutende Flecken Tissul liegt sehr schön am Abhange von Hügeln, die längs einer Ebene hinziehen. Ein ganz eigenthümlicher Geist von Wohlstand und Gedeihen herrschen hier; denn Tissul ist gewissermassen die Schwelle des Gold-reichen Gebietes von Sibirien. Die riesengrossen Verhältnisse, welche die fortschreitende Entwickelung der Gewinnung des edlen Metalles erlangt, scheinen noch zuzunehmen, wenn man bedenkt, dass die Beträge seit den fünfzehn Jahren, welche die Geschichte jenes so hochwichtigen Gewerbszweiges umfassen, leicht hätten auf das Doppelte gesteigert werden können; es dürfte an nichts gefehlt haben, als an Arbeitern. Mit Ausnahme zweier Gruben-Districte, die Eigenthum der Regierung sind (Kolyvan und Nertchinsk), steht das Gold-Waschen in den unermesslichen Räumen Siberiens allen Nationen frei. Um Streitfälle zwischen den Unternehmern zu hindern, waren Vorschriften und eine besondere Gesetzgebung nothwendig. Eine gewisse Zahl von Beamten, durch die Bergwerks-Verwaltung ernannt, beurkunden und regeln den Besitzstand, die genaue Abmarkung des Gebietes u. s. w. Nur auf zwölf Jahre wird eine solche Bewilligung ertheilt, und jeder Privatmann erhält nicht mehr als einen Antheil, ein „Loos", von fünf Werst Länge auf etwa 250 Meter Breite. Eine wohlthätige Folge der verschiedenen getroffenen Anstalten, und weit mehr noch des Volksgeistes, ist die Sicherheit, welche in diesen Gegenden herrscht, und die um so überraschender ist, als sie inmitten von Umständen waltet, die an den meisten andern Orten leicht hätten Störungen nnd Unordnungen sehr ernster Art herbeiführen können. Nicht ohne Bewunderung sieht man Haufen von 1500 bis 2000 Arbeitern — beinahe sämmtlich dem Gesetz verfallen — jeden Tag Massen von Schätzen ausbeuten und solche mit grösster Pflichttreue an einen einzigen Aufseher abliefern. Die, in ärmlichen Hütten aufgethürmten, Pyramiden von Gold, welche nach und nach in Verschläge vertheilt und sodann vollkommen sicher auf Wagen nach

Barnaul gebracht werden, erwecken Staunen. Gold-Ladungen, mitunter von unermesslichem Werth, machen, in kleinen Tagereisen, den weiten Weg von einigen tausend Kilometer; sie haben zu Führern und Aufsehern nur einige zerlumpte Landleute und werden oft von nicht mehr als einem oder zwei Kosacken begleitet.

Die Arbeit des Bergmanns ist in gleichem Grade einfach, wie jene des Waschers. Wo Gold-haltige Ablagerungen von einer gering mächtigen Dammerde-Schichte bedeckt werden, dringt man durch diese hindurch, um die Massen zu gewinnen, welche Gegenstand des Waschens sind. Nimmt jedoch eine Gold-reiche Lage ihre Stelle zwischen andern Bänken ein, wäre der Abraum zu kostspielig, so greift man dieselbe von der Seite, besonders da an, wo natürliche Entblössungen statt haben, oder es muss das Aufdecken durch künstliche Mittel bewirkt werden. Im letztern Falle erlangt die Arbeit den Charakter unterirdischer, bergmännischer Gewinnung, welche übrigens nie besonders verwickelt sich zeigt, weil die zu bauende Masse stets nur geringe Mächtigkeit hat.

Die sinnreichen Mittel, an den Ufern der Biroussa erdacht, gewähren — zufolge der vom Verf. in Krasnoyarsk eingezogenen Nachrichten — ganz eigenthümliche Thatsachen. Die hier entdeckten Goldhaltigen Ablagerungen, deren Stärke zu wenigstens sechs Meter angeschlagen wird, sind auf keine andere Weise, als in der Richtung ihrer wagerechten Aussenfläche zugänglich, weil sie das Niveau des Flusses, und selbst oft das der Ufer überschreiten, die theilweise aus Gold-führenden Schichten bestehen, auf denen mächtige taube Lagen ruhen. Alle Versuche, angestellt, um, durch Dämme, das Wasser gegen den Fluss hin ablaufen zu machen, blieben fruchtlos; mit ungestümer Heftigkeit zerstörten Giessbäche stets wieder die Arbeiten, so wie solche errichtet worden. Diess machte andere Mittel nöthig. Nur während der Winterzeit wurde gearbeitet; die Kälte wandelte das ganze Wasser-Volumen zur dichten Eismasse um; diese liess man hinweghauen, das Ufer nach und nach vollkommen bloss legen, und gegenwärtig ist die Gewinnung mit sehr geringen Kosten ausführbar.

Tchihatcheff besuchte zunächst von Tissule aus die, 15 Werst nach Süden gelegene, Popoff'schen Waschwerke zu Voskresensk. Am linken Ufer des kleinen Flüsschens Voznesenka zumal finden sich Gold-haltige Lagen, 1 bis 1,5 Meter mächtig, und nur von Mergel und

Dammerde, deren Gesammtstärke höchstens 2,848 Meter beträgt, überdeckt. Jene Schichten bestehen aus quarzigem Sande mit sehr vielen Rollstücken, unter denen solche von grauem Kalkstein vorherrschen; sie ruhen unmittelbar auf Granit-Gruss, der mit Mergel und mit Thon gemengt ist.

Die Voskresenka aufwärts erreicht man, nach sechs Wegstunden, Melaphyr, der weisse, in die Länge gezogene, Labrador-Krystalle umschliesst. Nicht lange nachher stellen sich die pittoresken Höhen am Birikul-Flusse den Augen dar. Weisslicher, oder aschgrauer Kalk setzt dieselben zusammen. Unsere Reisenden gingen über den Birikul. Auf ungeheuere Massen eines, mit üppigem Pflanzen-Wachsthum bekleideten, „dolomitischen" Kalkes folgt wieder Melaphyr. Wie es scheint, dürfte letzterer den ersten emporgehoben haben. An höhern Punkten stellt sich sodann plötzlich schöner Syenit dar. — Das Hinabsteigen ins Thal, das die Kiya durchfliesst, ist beschwerlich, das Gehänge jähe, der Boden so, dass die Pferde bei jedem Schritte tief einsanken. Ohne Unterlass wurde man daran erinnert, dass hier nicht mehr von unermüdlichen Kalmuckischen Rennern die Rede sey, welche keiner andern Erholung bedürfen, als der Nachtruhe, und, bei grösster Anstrengung, sich ausschliesslich vom Grase nähren, das sie auf ihrem Wege finden, indem ihnen Hafer gänzlich unbekannt und kein Bedürfniss ist, wie bei unsern Europäischen Pferden.

So wie mehr und mehr abwärts gestiegen wurde, trat der Syenit zurück und es zeigte sich Kieselschiefer, durchzogen von Adern weissen Kalkspathes, der zugleich auf Nestern darin vorkommt und selbst eine Rinde von grösserer und geringerer Stärke auf der Gestein-Oberfläche bildet. Weiter aufwärts im Kiya-Thale ist an beiden Seiten schwarzer Kalk zu sehen, sodann tritt wieder Melaphyr an den Tag.

Auf dem rechten, wie auf dem linken Ufer der Kazanka, und bis zu ihren Quellen, wird Gold-haltiger Sand ausgebeutet, der stellenweise über Kalk, so wie über der augitischen Felsart seine Stelle einnimmt. — In der Nähe der hoch gelegenen Wohnung des Aufsehers über die Waschereien war, am $^{14}/_{26}$ August, bei trübem Himmel und Westwind, nach Sonnen-Untergang, der Thermometer-Stand $+ 5^0$.

Die Reisenden folgten der Richtung NO. in SW., überstiegen eine ansehnliche Höhe und erreichten sodann das, vom Koundoustouyoul

bewässerte, ziemlich geräumige Thal, wo Graf Popoff ebenfalls Gold waschen lässt. Der Sand, wahrscheinlich auf Melaphyr gelagert, umschliesst grosse Rollstücke dieses Gesteines, so wie Granit-Geschiebe. — Weiterhin gelangte man, stets über Diorit-Gebiet schreitend, zu den Astachoff'schen Waschwerken von Priobrojénskoï, und sodann zu dem weit berühmtern von Voskresenskoï, dem ergiebigsten im ganzen westlichen Sibirien. — An nicht wenigen Stellen machte der häufige Wechsel in der Mächtigkeit der Dammerde, wie jene der Metallführenden Lagen, das Abteufen schwebender Schachte nothwendig, welche oft über vierzehn Meter Tiefe eindringen. Die Gewinnung hat vermittelst Strecken und Stollen statt, und die Wasser-Loosung wird durch Holz-Rinnen bewirkt, die theils in den Koundoustonyoul münden, theils in der Ebene. Alle unterirdischen Baue bedürfen der Zimmerung, und nachdem ein gewisser Raum ausgebeutet worden, verstürtzt man denselben, ohne das Holz zuvor herauszunehmen, was nur in einer so ungemein waldreichen Gegend Billigung finden kann — In der Sammlung des Eigenthümers der Werke, eines Herrn Rezanoff, sah unser Bericht-Erstatter mehrere bemerkenswerthe Goldklumpen; einer wog 13 Pfund 24 Zolotnik (5,317 Kilogr. 102,24 Gramm.), ein anderer, nicht über 164 Gramm. schwer, bestand aus dem reinsten Metall; bei den übrigen bildete das Gold eine theils dickere, theils dünnere Rinde auf Thonschiefer-Geschieben, oder durchzog dieselben in Adern. Die Zahl der Arbeiter beträgt 15- bis 1700. Sie haben überaus reinliche Wohnungen und leben recht behaglich. Man findet hier eine niedliche Kirche, ein vortrefflich eingerichtetes Krankenhaus und eine, dem Zweck vollkommen entsprechende, Apotheke. Das Thälchen, in dem dieses Dorf gelegen, wo eine arbeitsame, lärmische Menge hauset, war, vor wenigen Jahren, undurchdringlicher Wald; statt der Stimmen fröhlicher Menschen ertönte nur der traurige Widerhall des Brüllens wilder Thiere.

Am 16. August verliess die Karawane, von ihren gastlichen Wirthen mit frischen kräftigen Pferden ausgerüstet, das Werk und zog, unter furchtbaren Regengüssen, den Waschereien von Nikolaeff zu, die, wegen Mangel an Arbeitern, gegenwärtig schwach betrieben werden. Hier, wie bei den nicht weit entfernten Afanasiefskoï, ruhen die Gold-haltigen Schichten auf schwarzem Kalk, der sich in spitzigen Felsen am Ufer des Koundate erhebt. Der Kalk geht allmälig in, von Quarz-

und Kalkspath-Gängen durchsetzten, Thonschiefer über. Häufig treten Diorit-Massen aus dem Gestein hervor. Gegen Tchirkovo hin steht Syenit an, der bald herrschend wird. Auf dieser Felsart haben die Gold-Lagen jedes Ortes, und die von Chaltirkojouhh ihren Sitz. — In Bourlefka mussten unsere Wanderer, des heftigen Regens wegen, einen ganzen Tag Rast machen; auch wurde es so kalt, dass alle weitern Plane zu Ausflügen in den nachbarlichen Bergen unterblieben.

Der Schnee erlangt in den erhabenen Regionen dieses Landstriches wahrhaft bemerkenswerthe Mächtigkeit, und die Bauern wenden, um zur Winterzeit sich fortzuschaffen, eine eigene, in ganz Nord-Sibirien sehr bräuchliche Weise an. Sie befestigen an jeder der Sohlen ihrer Stiefel ein, ungefähr 0,5 Decimeter langes und 6 Centimeter breites Brett, dessen Vorderende Haken-förmig zurückgebogen ist. So ausgerüstet, gleiten dieselben nicht nur leicht und sicher über die Schnee-Oberfläche hin, sondern erklimmen Höhen und steigen an steilen Gehängen mit einer bewunderungswürdigen Schnelligkeit hinab. Das Untere der Bretter ist mit Pelz versehen, um beim Bergauf-Gehen das Rückwärts-Gleiten zu hindern. Vermittelst solcher einfachen Vorrichtungen legen Landleute, ohne besondere Anstrengung, 60 bis 70 Kilometer im Tage zurück.

Ungeachtet des fortdauernden höchst ungünstigen Wetters, verliess man am $^{18}/_{30}$ August Bourlefka. Der Koth war um so furchtbarer, da dicke Lagen schlammigen, beweglichen Morastes oft unter einer Grasdecke verborgen sich befanden. Sieben Werst weiter musste der kleine, in den Chaltirkojouhh mündende, Sergueefka übersetzt werden. Regengüsse hatten ihn in dem Maasse angeschwellt, dass die Pferde den Grund kaum berührten. Auf dem linken Ufer befinden sich die Popoff'schen Wasch-Werke von Mitrafnovka. Es erscheinen die Gold-führenden Lagen — aus zahllosen, meist eckigen Trümmern von Thon- und Dioritschiefer, von Syenit u. s. w. bestehend — häufig unmittelbar auf Dioritschiefer, nur hin und wieder scheidet eine mächtige Schichte Sand, aus zersetztem Granit und Syenit hervorgegangen, jene Gebilde von der erwähnten Unterlage. Letzteres Gestein setzt die, ziemlich bedeutenden, Höhen zusammen, welche bald überschritten werden mussten. Zwei Berge, der grosse und der kleine Abate, zeichnen sich aus durch ihre schönen Gestalten, Kegel mit abgestumpften Spitzen; jener soll, wie der Verf. später von einem Fachmann hörte — Ermüdung der Pferde

und schreckliches Unwetter gestatteten keinen Besuch — aus rothem Feldstein-Porphyr bestehen, dieser aus Melaphyr. In der Nähe tritt Mandelstein-artiger Diorit auf, welcher zu ansehnlichen Massen emporsteigt, die das südliche Ufer des Kogouhh bilden.

Die Goldsand-Ablagerungen von Ouspenka nehmen ihre Stelle längs des Giessbaches Poperechnaya ein. Etwa ein Meter mächtig, sieht man dieselben aus granitischem Grusse zusammengesetzt, untermengt mit kalkigen Theilen. Oft finden sich hier fossile Gebeine, zumal Mammut- [richtiger, nach der Russischen Abkunft, Mammont-] Zähne.

Das zehnte Kapitel beginnt mit Bemerkungen über äusserlichen Charakter und geologische Beschaffenheit der Gegend zwischen Ouspenka und dem Tome-Flusse. Ouspenka liegt in den untern Regionen des Süd-Gehänges von Alataou; nach und nach schwindet der Berg-Charakter der Gegend, und man kann, ohne besondere Schwierigkeit, die Reise in Wagen *(tarantas)* fortsetzen. Unsere Karawane zog gen Süden, durch das pittoreske Thal, in welchem die Poperechnaya strömt. Der Kalk, welcher in der Gegend um Ouspenka herrscht, dehnt sich, nach der Richtung, der unsere Reisenden folgten, nur etwa eine Werst weit aus, und wird sodann durch Diorit verdrängt. Je näher dem Tome, um desto mehr senkt sich der Boden, bis man die letzten zehn Werst in einer beinahe wagerechten Ebene wandert, die aus mächtigen Ablagerungen rothen Mergels besteht. — Vom Dorfe Bannovo bis zur Stadt Kouznetzk, eine Entfernung von 180 Werst, behält die Gegend im Allgemeinen die Physiognomie des grossen Typus bei, welcher die Steppen der untern Gegenden Sibiriens bezeichnet: eine mehr oder weniger einförmige Wellen-ähnliche Oberfläche; mächtig entwickelter Graswuchs; Bäume sehr sparsam. Beim Dorfe Karakeme ändern sich diese Verhältnisse äusserlicher Gestaltung. Eine Höhen-Reihe erscheint, aus mergeligem Sandstein bestehend.

Von Kouzneck konnte die Karawane, des sehr ungünstigen Wetters wegen, erst den 23. August (= 5. September) aufbrechen. Man wanderte den Aba aufwärts, an dessen linkem Ufer, unfern seines Ausflusses in den Tome, Kohlen-Sandstein zu Tag geht, und beim Dorfe Berezovo treten auch, unmittelbar unter sehr gering mächtiger Rasendecke, Kohlen auf, deren anderthalb Fuss starke Schichten sich weithin bedeutend emporgerichtet zeigen.

Tomsk, mit seinen berühmten Hüttenwerken, liegt höchst romantisch; durch Waldungen reich bekleidete Berge und Hügel umgeben den Ort; hin und wieder erglänzen, zwischen dem Grün der Bäume, weissliche Kalkmassen. — Die Temperatur liess hier eine merkliche und sehr unangenehme Aenderung wahrnehmen; ungestüme Winde führten mit Schnee beladene Wolken herbei; auch ist es nichts Ungewöhnliches, dass das Fahren in Schlitten schon gegen die Hälfte Septembers beginnt. Das Erz, welches zu Tomsk verarbeitet wird, ist ein ziemlich reiner Braun-Eisenstein; man bereitet Gusseisen und Stahl daraus, und beim Schmelz-Verfahren dienen Holzkohlen, wie auf allen Hüttenwerken im Altaï. Das Vorkommen jenes Erzes hat viel Sonderbares. Es wird nämlich in Schluchten und in Eng-Thälern in losen Blöcken und Stücken verschiedener Grösse in mergeligem oder thonigem Sande getroffen. Nicht selten finden sich Zähne, jenen von *Elephas primigenius* am nächsten stehend, in dem Sande; auch enthält er Spuren von Gold. Die Gewinnung, überaus einfach, hat vermittelst Stollen statt, von denen aus man Strecken und Querschläge treibt, die, nach erfolgtem Abbau, stets wieder verstürtzt werden. — Nicht weit entfernt von Tomsk liegt die Hütte von Souhharinsk; hier dient Magneteisen, das auf mehr oder weniger mächtigen Gängen in Diorit aufsetzt, als Schmelz-Material.

In der Gegend um Tomsk herrscht ein verstürtzter Kalkstein, dessen Schichten selten fast wagerecht, sondern meist mehr oder weniger emporgerichtet erscheinen. Es umschliesst diese Felsart organische Reste, deren Vertheilungs-Weise denkwürdige Eigenthümlichkeiten wahrnehmen lässt, indem dieselben nur hin und wieder besonders gehäuft, und zugleich, nach ihren generischen und specifischen Merkmalen, in Gruppen geschieden erscheinen. So findet man hier nur Ueberbleibsel von *Calamopora*, während dort ausschliesslich solche von *Cyatophyllum* sich zeigen. Unter andern verdient *C. turbinatum* oder *heleanthoïdes (?)*, wegen der Menge, in welcher es vorkommt, so wie um seiner Riesengrösse willen, genannt zu werden. Von *Calamopora* ist die Art *polymorpha* vorzugsweise verbreitet.

Um nach dem, 500 Werst von der Stadt Kouznetzk entlegenen, Dorfe Afonino zu gelangen, schlugen unsere Reisenden bis Zenkovo ihren frühern Weg längs des Aba ein und wendeten sich sodann gegen Osten. Ganz in der Nähe letztern Dorfes fängt die Kohlen-For-

mation wieder an: Kohlen-Sandstein und Kohlen-Kalk (*Calcaire houiller*) gehen häufig zu Tag. Am Ufer der, in den Aba mündenden, Kinya sieht man die braunlich gefärbten Kalk-Schichten stark aufgerichtet. In der Runde um Afonino herrscht Sandstein, häufig kleine Bruchstücke von Kohle umschliessend, deren Lagen an mehreren Orten durch niedergestossene Bohrlöcher, oder durch abgeteufte Schachte aufgeschlossen worden. Einige höchst lehrreiche künstliche Entblössungen sind an einem nahen Plateau zu beobachten: der Sandstein hat nicht über zwei bis drei Decimeter Stärke, die, unter 40° fallenden, Kohlen-Bänke dagegen erscheinen ziemlich mächtig; obwohl man mit den Arbeiten nicht mehr Tiefe, als etwa 15 Meter eingebracht, so war dennoch nur selten das Liegende, bituminöser Schiefer, erreicht worden. An verschiedenen Stellen tritt, zwischen Sandstein und Kohle, eine gering mächtige Schichte thonigen Sphärosiderites auf. An dem *Sokolnyi sopki* (Falken-Hügel) zeigt der, das Dach der Kohlen bildende, Sandstein unverkennbare Spuren erlittenen Erdbrandes.

Den 26. August (= 8. September) brachen unsere Reisenden auf, um sich nach dem Dorfe Botchate zu begeben, dessen Entfernung von Afonino 93 Werst beträgt. Mit grosser Schnelle wurde die Strecke in *Tarantas* zurückgelegt. Diese ganz eigenthümlichen Fuhrwerke überraschen beim ersten Anblick durch ihre unförmliche Länge, aber sie sind ungemein bequem. Auf Reisen, in wenig bewohnten Gegenden des Landes, wo Europäischer Wagenbau den häufigen Stössen und Erschütterungen nicht zu widerstehen vermöchten, lassen sich *Tarantas* leicht und schnell herstellen; es ruht nämlich bei denselben der Kasten auf, mehr oder wenig biegsamen, Stangen, die zugleich Federn und Achsen vertreten. — Am Fusse einer, aus NNO. in SSW. ziehenden, Reihe Kegel-förmiger Hügel tritt, unter dem, nur von Dammerde bedeckten, Schiefer Steinkohle auf. Der abgeplattete Bergrücken, welchem diese Gebilde angelagert sind, besteht aus dunkelgefärbtem Kalk, dessen Schichten theils unter 85° fallen, theils auf dem Kopfe stehen. Zwei Werst ehe Botchate erreicht wurde, geht Kohlen-Sandstein in, unter 40° emporgerichteten, Schichten zu Tag. Unmittelbar beim genannten Dorfe erhebt sich ein Kalkberg; die Schichten erscheinen nicht selten senkrecht und die Gestein-Masse enthält viele fossile Reste, so u. a., nach Verneuil's Bestimmung: *Retepora retiformis; Productus antiquatus, Sow.; Orthis arachnoidea, Phil.; Eschara*

scalpellum, Lonsd. u. s. w. Beide zuerst genannten Petrefacten zeigen sich wesentlich herrschend. *Orthis arachnoidea* und *Productus antiquatus* müssen als vorzugsweise bezeichnend für den Kohlen-führenden Kalk Russlands gelten; man trifft sie in grosser Menge auf dem Waldaï-Plateau, so wie in den Ufer-Gegenden der Moskva und Oka.

Das XI. Kapitel beginnt mit Bemerkungen über den geologischen Charakter der Gegend zwischen Botchate und dem Hüttenwerke Gavrilovsk. Die lange Reihe sedimentärer Fels-Gebilde von der Stadt Kouznetzk an bis in die Nähe von Salaïr, gehört theils dem Devonischen Gebiete an, theils der grossen Kohlen-Formation; sie endigt zwischen dem Dorfe Botchate und den Salaïr-Gruben mit der mächtigen Kalk-Ablagerung, deren so eben gedacht worden. Nun folgt ein ebener Landstrich, im S. begrenzt durch einen wenig bedeutenden Hügelwall, an dessen Fusse man den Rauch der Hütten von Gavrilovsk emporsteigen sieht. — In dieser Richtung erscheint — während bis dahin der Fossilien-reiche Kalk anhielt — ein anderes Gestein, und mit dessen Auftreten ändert sich das Physiognomische der Gegend. Es zeigt sich Dioritschiefer mit stark aufgerichteten Lagen, der weiterhin in ein [Reibungs- ?] Conglomerat übergeht, bestehend aus mehr oder weniger abgerundeten Granit-Trümmern, gebunden durch dioritischen Teig. Nach dem Hüttenwerke von Gourievsk hin, besonders in dessen Nähe, findet sich das nämliche Gestein.

Die Gruben von Salaïr erreichten unsere Reisenden den 24. August (= 8. September) an einem sehr heissen Tage; das Thermometer stand, in der Sonne und bei Südwest-Wind, 27°. — Der Anblick der umliegenden Berge ruft jenen der Alataou-Kette zurück; nur sind die Umrisse sanfter. Von Gavrilovsk bis dahin tritt ein besonders weisser Kalk mit splitterigem Bruche auf, der weiterhin röthliche Farbe annimmt. — Das Silber, Haupt-Gegenstand der Gewinnung zu Salaïr, kommt fein eingesprengt in „schieferigem" Baryt vor, der zwischen Talkschiefer, oder auch damit wechselnd, erscheint, dessen Hangendes und Liegendes ein, von Quarz-Schnüren durchzogener, Kalk bildet. Ausser dem „Silber-haltigen" Baryt, macht auch Eisenerz einen Gegenstand des Bergbaues; die Lagerungs-Verhältnisse desselben sind genau die nämlichen, wie bei Tomsk.

Von Salaïr aus schlugen unsere Reisenden den Weg wieder ein,

der sie dahin geführt hatte. Bald zeigte sich Diorit sehr herrschend; überall in Ebenen tritt er zu Tag, so namentlich unfern des Dorfes Pesterevo und an den sandigen Our-Ufern. — Bis Vaïganovo, eine Strecke von ungefähr 50 Kilometer, ist die Landschaft höchst einförmig. Eine baumlose Fläche von wahrem Steppen-Charakter, nur dass das dioritische Gestein an zahllosen Stellen hervorbricht.

Als nächste Gegenstände von Interesse boten sich die Gold-haltigen Ablagerungen im Thale an den Petrouchihha-Ufern dar, so wie jene von Egorievsk. Am zuerst genannten Orte haben die Metall-führenden Schichten bis zu 1 ¼ Meter Mächtigkeit und enthalten viele grosse Bruchstücke eines Kalkes, welcher das Liegende jenes Gebildes ausmacht. Ohne Zweifel ruht der Kalk auf Diorit. Die Gold-Ausbeute ist nicht von grosser Bedeutung. — In einem andern, bei weitem beträchtlicheren Thale, welches die Fomihha durchströmt, findet sich das Waschwerk von Egorievsk, das erste, wo im Altaï Gold gewonnen wurde. Dammerde und Sand, die, bis zu ein und zwei Meter starken, Metallhaltigen Schichten überdeckend, sind so mächtig, dass man unterirdischen Abbau vorziehen musste. Jene Schichten bestehen bald nur aus mergeligem Sand, bald führen dieselben mehr oder weniger grosse Geschiebe von Quarz, Kalkstein und von Diorit. Die Gold-Schüppchen und Blättchen zeigen sich meist sehr klein. Neuerdings wurden, im Gemenge mit ihnen, kleine Körner von Zinnober und Platin gefunden, so wie Blättchen von Osmium-Iridium. Beinahe alle nachbarlichen Flüsse ergaben sich, den angestellten Untersuchungen zu Folge, als Gold-führend.

Höchst merkwürdig sind zwei Beispiele vom Vorkommen des Goldes. Im engen Tief-Thale, richtiger in einer Gebirg-Spalte — hier zu Lande unter dem Namen Voznesenskoï-Logue bekannt — nahe bei der Mündung der Kenterepe in die Souenga, findet sich das Metall, nicht wie gewöhnlich in Sand-Massen vertheilt, sondern abgelagert in Klüften eines schieferigen Kalkes, so dass dasselbe äusserst leicht gewonnen werden kann. (Es ist diess der nämliche Kalk, welcher im Fomihha-Thale das Sohlen-Gestein der Gold-führenden Lagen ausmacht; seine Schichten erscheinen mehr oder weniger stark aufgerichtet.) —

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 25. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tchihatcheff: Voyage dans l'Altaï oriental.

(Fortsetzung.)

Noch sonderbarer stellte sich die andere Thatsache dar, welche am Ufer des Oktalik im östlichen Sibirien wahrgenommen wurde, und deren unser Verf. bei dieser Gelegenheit gedenkt. Hier zeigt sich im Metallhaltigen Gebilde ein mässig mächtiger Gang, der die Masse senkrecht durchzieht und bald Keil-förmig endigt. Die Zusammensetzung des Ganges war wesentlich genau dieselbe, wie jene der Ablagerung; allein beim ersten flüchtigen Anblick schon vermochte man den Gang durch seine dunklere Färbung zu unterscheiden und vorzüglich durch den Glanz zahlloser Gold-Blättchen, wovon die Masse ganz erfüllt ist. Der Metall-Reichthum wurde, im strengsten Wortsinn, ausserordentlich befunden; zehn Pfund Sand, aufgenommen wie der Zufall solchen darbot, lieferten beim Waschen ein Verhältniss wie 1 : 25, oder, der auf Russischen Werken üblichen Abschätzungs-Weise gemäss, 4 Pud Gold auf 100 Pud Sand, während die Ablagerung, vom befragten überreichen Gange durchsetzt, nicht mehr als 4 bis 5 Zolotnik Gold auf 100 Pud Sand ausgab. — In der Schuttland-Ablagerung trifft man sehr häufig fossile Reste, besonders Mahlzähne von Rhinoceros und Stosszähne von Mammont. — Den $^{1}/_{13}$ September erreichte unser Reisender wieder Barnaoul, welcher Ort am $^{1}/_{13}$ Mai von ihm verlassen worden.

Obwohl man sich am Vorabend des Winters befand, so war Tchihatcheff dennoch entschlossen, die wenigen schönen Tage nicht unbenutzt zu lassen. Am $^{4}/_{16}$ September, um 9 Uhr Abends, stand das Thermometer, bei Südwest-Wind und bei leicht bewölktem Himmel, $+ 14^0$, und den folgenden Tag, um 3 Uhr im Schatten, $+ 17^0$. Die Abendwärme war in dem Grade erstickend, und selbst während der ganzen Nacht herrschte solche Milde, dass unser Bericht-Erstatter die Fenster seines Schlaf-Gemaches hätte offen lassen können, wie er diess zur Zeit der Hundstage zu thun pflegte, als er in Neapel lebte. Am $^{6}/_{18}$ September trat heftiger Sturmwind ein, der die ganze Nacht hindurch wüthete und nun folgte sehr schneller Temperatur-Wechsel; den $^{11}/_{23}$ September schwankte der Thermometer-Stand, zur Mittagzeit im Schatten, zwischen $+ 7^0$ und $+ 9^0$.

Der Aufbruch von Barnaoul hatte am $^{14}/_{26}$ September statt. Bis zum Dorfe Kalmanka am Alaï-Flusse, der hier nur geringe Breite hat, zeigt sich das Land Wellen-förmig und wird nun zur wahren Steppe. Durch treffliche Landes-Pferde bedient, fuhr man pfeilschnell, bei pracht-

vollem Wetter, das unsern Reisenden lebhaft an die schönen Herbsttage südlicher Klimate erinnerte. Fünfzehn Werst von Tcharysch zeichneten sich, am fernen Horizonte, die ersten Linien-Züge des Altaïs ab. Eine beträchtliche Anschwellung diente als Basis für die verschiedenen kleinen Pyramiden und Kegel, welche zur Rechten emporsteigen; im Hintergrunde erschienen, mit Silber-farbigen Umrissen, die Alpen von Inia, Tegueretzk u. s. w., alle im reinsten Schnee erglänzend. — — Der Tcharysch, ein schöner Steppen-Fluss, durchströmt in Schlangen-Linien die Mitte der Ebene. Unsere Karawane rückte vor in der Richtung zahlloser Kegel- und Spitzberge, die, auf ihrer rechten Seite, immer häufiger zum Vorschein kamen. — — Unfern Kalmytzkoï-mys sieht man einen Wall zu ansehnlichen Höhen emporsteigen und öftere Entblössungen liessen, seit Barnaoul verlassen worden, das erste anstehende Gestein wahrnehmen; weisslicher Kalk, der längs dem Loktevka-Ufer sich ausdehnt. Bis Saouchka hält der Steppen-Charakter der Gegend an; dieses Dorf ist einem Granit-Rücken angelehnt, welcher den Kalkhügeln von Loktevka verbunden scheint. Aehnliche Kalk-Massen treten nicht weit vom Dorfe Kouryinsk auf; in breiten Platten deckt das Gestein den Weg, einem natürlichen Pflaster gleich. Etwa 4 Werst nordwärts von Saouchka, kurz zuvor ehe man den Kolyvan-See erreicht, verdrängt Granit den Kalk, um nun herrschend zu werden; hier ist die Grenze zwischen dem Flachlande und dem Anfang des Altaï-Kolosses, obwohl die eigentlichen Schönheiten dieses Gebirges sich erst um Vieles weiter dem Auge Reisender enthüllen. — An der Schwelle des Altaïschen Berg-Labyrinthes liegt auch der so eben genannte See, an dessen Ufer sich granitische Felsmassen mit allem Reichthum, mit der ganzen Wunderlichkeit ihrer seltsamen Gestalten und ihrer phantastischen Gruppirungen erheben. — Das Gestein, in welchem man grosse Krystalle von Feldspath und kleinere von Albit wahrnimmt, zersetzt sich sehr leicht. — Bis 10 Werst nordwärls Zmeinogorok hält das Granit-Gebiet ohne Unterbrechung an; hier endigt dasselbe in einer, aus NO. nach SW. ziehenden, Kette; nun erscheinen plötzlich Porphyr-Trümmer-Gebilde und sodann Porphyr und Thonschiefer. Die Conglomerate bestehen aus einem Feldstein-Teig mit zahlreichen eingeschlossenen Thon- und Chloritschiefer-Trümmern; der ihnen verbundene Porphyr wird durch Albit-Krystalle und durch Quarz-Körner bezeichnet, auch führt er zuweilen kleine schwarze Nadel-förmige (Hornblende-?) Krystalle.

Die Entfernung von Barnaoul nach Zmeeff beträgt nicht mehr als 290 Kilometer, und der Weg ist vortrefflich; demungeachtet brauchte unsere Karawane fünf Tage, um die Strecke zurückzulegen; erst am $^{18}/_{30}$ September wurde Zmeeff erreicht. Es erklärt sich diess aus der Art zu reisen, welche unser Verf. ein- für allemal angenommen und von der er, während seines Aufenthaltes im Altaï, sich nie veranlasst sah, abzuweichen: das Tagewerk wurde nämlich stets pünktlich mit dem Augenblicke des Sonnen-Untergangs beschlossen, um jede, auf dem Wege sich darbietende, Erscheinung genau beobachten zu können. So war die Nachtzeit für das Weiterkommen gänzlich verloren, und nach abgelaufenen

vierundzwanzig Stunden befand man sich — obwohl der Aufbruch stets mit den ersten Sonnen-Strahlen erfolgte — oft nicht sehr weit von der Stelle, die Abends zuvor verlassen worden.

Die Gruben von Zmeeff — eine im Lande allgemein bräuchliche Abkürzung für den Ausdruck Zmeenogorsk (Schlangenberg) — einst mit gutem Grunde so berühmt in den Altaï-Annalen, indem sie es gewesen, welche zuerst den ganzen Reichthum, die hohe Wichtigkeit des Gebirges enthüllten; jene Gruben sind heutiges Tages in den Augen des Bergmannes nur ehrwürdige Ruinen, welchen von der Geschichte die Strahlenkrone des Ruhmes und der Dankbarkeit verliehen wurde. Allein Geologen werden nie versäumen, in den auflässigen Werken, in den unermesslichen, ihrer Schätze beraubten, Ausweitungen, alle, für die Lagerungs-Verhältnisse der Felsmasse wissenswerthen, Thatsachen zu sammeln. Jetzt wühlt man nur in den Halden, um das wenige Erz zu gut zu machen, das einst, in Tagen des Ueberflusses und des Glückes, unbeachtet mit verstürtzt wurde. Eines der ältesten und am meisten ergiebigen Werke ist Komiskarskoï raznoss. Im Süden der Stadt gelegen, bildet dasselbe die eigentliche Zmeeff-Grube, und grenzt sehr nahe an die Nicolaus-Grube. Beide sind vollständig abgebaut und gewähren besonders günstige Beobachtungs-Stellen. Wie zu Salaïr, besteht die Silber-führende Gangart aus schwefelsaurem Baryt, der, was Korn, Färbung und Erz-Gehalt betrifft, sich verschieden zeigt. Die Erze führende Masse wird hin und wieder von Kupferlasur-Adern durchzogen; auch kommen Bleiglanz- und Blende-Krystalle vor, ferner Eisen- und Kupferkies. Auf Drusen-artigen Räumen, und an Kluftwänden, waren Fäden und Draht-förmige Gebilde von Gediegen-Kupfer zu sehen. Was Mächtigkeit und Gestalt angeht, so lässt die Barytmasse, an dieser und jener Stelle, nicht geringe Wechsel-Grade wahrnehmen. In den „Commissions-Gruben" — ein Ausdruck, welcher statt Komiskarskoï raznoss sehr gewöhnlich gebraucht wird — dürfte die Trichter-förmige Höhlung mit rauhen Wänden, deren einstige Stelle andeutend, 130 Meter im grössten, und 50 Meter im kleinsten Durchmesser haben. So weit man, aus einzelnen noch vorhandenen Streifen, des umschliessenden Gebirgs-Gesteines, das ursprüngliche Lagerungs-Verhältniss zu beurtheilen vermag, bildete die Masse schwefelsauren Barytes Schichten-ähnliche Partieen, deren Fallen mit jenem des Gesteins übereinstimmte. In der Nicolaus-Grube, von der vorhergehenden nur durch einen, etwa 165 Meter mächtigen, Thonhügel geschieden, finden hinsichtlich des Baryt-Vorkommens, die nämlichen Beziehungen statt. Die Mächtigkeit der Gesammt-Masse erscheint jedoch um Vieles bedeutender, indem dieselbe ungefähr 220 Meter abwärts reichte, während die der „Commissions-Grube" nicht über 80 Meter Stärke gemessen. — Als besondere Eigenthümlichkeit in der Nicolaus-Grube sind mehrere „Hypersthen-Fels"-Gänge zu erwähnen. Sie treten aus dem Hangenden hervor und verlieren sich im Liegenden [sollte nicht das umgekehrte Verhältniss zu verstehen seyn?]; nicht unmöglich ist, dass dieselben das ganze sehr verwickelte System des ersteren [?] durchziehen und mit der Granit-Kette im Verbande stehen, welche die

Basis, oder wenigstens die Grenze bildet. — Die Silber-führende Baryt-Masse findet sich eingeschlossen zwischen mehr und weniger mächtigen Ablagerungen eines thonig-kalkigen Schiefers, der in Chloritschiefer übergeht, und einem Hornstein-Gebilde, das sich in Porphyr verlauft; beide Gesteine, von Quarz-Gängen durchsetzt, treten abwechseld bald als Hangendes, bald als Liegendes auf. Die thonig-kalkigen und chloritischen Schiefer scheinen mitunter Conglomerat-Natur zu haben. Das Verhalten des Baryts zu den erwähnten Felsmassen ist von höchst eigenthümlichem Interesse. Während derselbe von den besprochenen Schiefern fast stets mehr oder weniger scharf geschieden, abgeschnitten, gefunden wird, sieht man ihn dem Hornstein gleichsam innig verschmolzen; es erscheint die Verbindung von Baryt und Hornstein häufig so, dass beide zu einem, nicht zu unterscheidenden, Gemenge verfliessen; auch dringt Hornstein zuweilen in die Felsmasse ein, wie diess namentlich in der Nicolaus-Grube zu sehen. — Zwischen den, wie bereits gesagt worden, im mehrmaligen Wechsel auftretenden Porphyr- und Thonschiefer-Gebilden, erscheinen ferner kalkige Massen, zwar nur in untergeordnetem Verhältniss, aber merkwürdig um der fossilen Reste willen, die sie bewahren. Es gehören dahin, nach Verneuil's Bestimmung: *Calymene macrophthalma*; *Productus subaculeatus*, Murch.; *Terebratula prisca (var. explanata)*; *Orthis crenistria*; *Terebratula* (der Var. *ventilabrum* nahe stehend); *Spirifer speciosus*, *alatus* und eine dem *Sp. Verneuili* verwandte Art; *Leptaena (lata?)*; *Cyathophyllum turbinatum (?)*; *Calamopora polymorpha* und *spongites*; *Gorgonia infundibuliformis*; *Stromatopora concentrica*; *Retepora retiformis*; *Orthoceratites* (Bruchstücke). Die Vertheilung dieser Ueberbleibsel zeigt sich höchst ungleich; gewisse Stellen des Kalkes sind selbst gänzlich frei davon. Die Schichten des Gesteines lassen, an den verschiedenen Orten seines Auftretens, viel Regelrechtes und Beständiges wahrnehmen. — In den Gruben von Smeeff ist das Feuersetzen noch bräuchlich; man erachtet diese Art, das Gestein zu bearbeiten, für weit weniger kostspielig, als das Sprengen mit Pulver.

Sehr ungern sah sich der Verf. bestimmt, eine beabsichtigte genauere Untersuchung der, so höchst merkwürdigen und eigenthümlichen, geologischen Verhältnisse der Gegend von Zmeeff aufzugeben; denn der Winter nahte bereits und jeden Augenblick konnte der Boden weithin mit dicker Schneedecke bekleidet seyn. Es erlangt diese in strengster Jahreszeit oft eine Mächtigkeit von vier Metern, und bildet, vom Winde zusammengetrieben und aufgehäuft, Wälle, die mit den Dächern der meist einstöckigen Häuser gleiches Niveau haben. Zu solcher Zeit sind die Wohnungen wie bergmännische Gruben zu betrachten; Stollen dienen als Zugänge und „Lichtlöcher" werden „niedergestossen", um die Verbindung mit der Oberfläche zu unterhalten. Es gibt übrigens Augenblicke, wo die Einwohner ihre Häuser nicht ohne grösste Gefahr verlassen können; nämlich wenn die berüchtigten Schnee-Stürme toben, und beinahe kein Winter vergeht, in dem nicht Wanderer bei solchem Unwetter umkämen.

Den 29. September (= 11. October) verliess man Zmeeff bei

wahrhaft schrecklichem Süd-Ost-Winde, der, zu gutem Glücke, weder von Schnee, noch von Hagel begleitet war; dagegen vermochten unsere Reisenden, der furchtbaren Staubwirbel wegen, kaum die Augen zu öffnen und konnten nur sehr langsam vorschreiten. Die Gegend trägt Steppen-Charakter; abwechselnd erscheinen Schiefer und Porphyr. Jenseit des, am Aleï-Ufer gelegenen, Dorfes Ekaterinenskaya erhebt sich eine Granit-Kette, welche das Ob-System von jenem des Irtych scheidet. Sie wurden am Berge Spask (Spaskaya hora) überschritten, dessen Gipfel ein ziemlich mächtiger Diorit-Gang durchsetzt. — Das Land ist von trauriger Einförmigkeit; nur hin und wieder tauchen, wie vulkanische Inseln über den Meeresspiegel, isolirte granitische Kegel aus der Ebene auf. In der Nähe der, gegenwärtig erschöpften, Nicolaus-Grube, jenseit des Dorfes Chamanaïhha, 39 Werst von Ekaterinenskaya, tritt Porphyr an die Stelle des Granits. Das, einst sehr ergiebige, jetzt ausgebeutete, Silberwerk gewährt, mit seinen Umgebungen, dem Geologen nicht wenig Interesse. In zwei Gruben beobachtet man: als Dach-Gestein eine kalkig-thonige Felsart, darunter Quarz, theils ockerig, die Erze führende Gangart ausmachend, und sodann folgt Porphyr als Liegendes. Es sind diese drei Gebilde einander verbunden durch so zahlreiche, durch so verwickelte Phänomene, sie bieten in dem Grade deutliche Ergebnisse der Einwirkung von Hitze und Feuer dar, dass die Gruben, wovon die Rede, als eines der schönsten Denkmale, das die Natur zu Gunsten der plutonischen Theorie errichtete, betrachtet werden dürfen; das erwähnte Dach-Gestein zeigt eine höchst vielartige Beschaffenheit und ist stets in höheren oder geringeren Graden zersetzt. Bald erscheint es als weisslicher Thon, zerreiblich, ohne Spur von Schichtung; bald ist dasselbe ein Conglomerat, bestehend aus eckigen Bruchstücken von röthlichem Jaspis *(Petrosilex)* u. s. w., und etwas weiter von den Gruben verlauft sich die Felsart nach und nach in Thonschiefer mit zahllosen Eindrücken von *Orthis*, den Varietäten *umbraculum* und *crenistria* zunächst stehend, so wie von nicht näher bestimmbaren *Terebrateln* und *Reteporiten*. Der Quarz, zwischen Thonschiefer und Porphyr seine Stelle einnehmend, stellt sich als 150 Meter mächtiger Gang dar und zieht, wie niedergestossene Bohrlöcher und andere Versuch-Arbeiten dargethan, um Vieles weiter, als die Gruben-Baue geführt worden. Er enthält mehr oder weniger Silber; Höhlungen und Drusen-artige Weitungen, sehr verschieden in Grösse, erscheinen voll von gelbem Ocker, überrindet durch Chalcedon und Halbopal, oder ausgekleidet mit zierlichen Quarz-Krystallen; stellenweise finden sich Kupfer- und Eisenkies eingesprengt. Unmerklich geht diess Gestein in Porphyr über, welcher, wie gesagt, das Liegende bildet und kein Silber führt. Besondere Aufmerksamkeit verdient die, theils zerreibliche, theils feste Ocker-Masse, welche den Quarz bald durchdringt, bald innig damit verschmolzen sich zeigt. Sie durchlauft alle Nuancen des Rothen und Gelben und dürfte Ergebniss der Zersetzung eisenschüssigen Quarzes seyn. Gänge und Adern von festem Quarz, von Halbopal, selbst von Porphyr durchschwärmen dieselbe. Der Gehalt reinen Silbers dieser Ocker-Masse, welche den Haupt-Gegenstand

der Gewinnung ausmachte, beträgt im Pud (16 Kilogr. 327) fünf Zolotnik (21 Gramm. 3). Eine weitere sonderbare Eigenthümlichkeit des festen Quarzes ist, dass er, in seinem obern Theile zumal, in Jaspis, Halbopal, Pechstein, Chalcedon u. s. w. umgewandelt erscheint, welche Substanzen ein Netzwerk, ein wahres Labyrinth von Schnüren, Adern und Gängen ausmachen, die einander, in jeder denkbaren Richtung, durchkreuzen und den ganzen Raum zwischen dem festen Quarz, dem Silberhaltigen Ocker und dem, das Dach-Gestein bildenden, Thonschiefer füllen. Einige der fraglichen Gänge, besonders jene, welche aus Pechstein bestehen, erlangen mitunter 4 bis 6 Meter Mächtigkeit und endigen am Hangenden, während sie aus der Substanz des Liegenden, aus Porphyr, hervorgegangen zu seyn scheinen. — Neun Werst vom Nicolaus-Werke findet man die Gruben von Talovsk, woselbst Kupferkies gewonnen wird.

Von Chamanaïhha zogen unsere Reisenden längs des Oubaflusses. Hier kommt der Granit wieder zum Vorschein. Bald erfreut man sich auch des Anblicks der Schnee-glänzenden Oubinsker Alpen; mit wahrer Pracht steigen sie empor. Beim Dorfe Lozzihha, sehr malerisch am Ouba-Ufer gelegen, tritt dunkel gefärbter Kalk auf, der fast im ganzen Kozeihha-Thale herrscht. Das Gestein wird reich an Eisen-Gehalt befunden, ferner führt es Kupferkies, Kupfergrün und Kupferlasur in Menge. Nicht fern von Lozzihha wurde, auf dem Gipfel eines Kalk-Berges, ein Versuch-Schacht abgeteuft, in welchem die Schichtungs-Verhältnisse der Felsart deutlich wahrzunehmen sind; das Fallen der mächtigen Lagen, die hora 12 streichen, beträgt 60°. An fossilen Ueberbleibseln führt der Kalk: *Productus antiquatus*, *Spirifer* in zahlreichen Abdrücken, *Retepora membranacea* u. s. w.

Seitdem unsere Wanderer das Chamanaïhha-Thal verlassen hatten, befanden sie sich inmitten einer ungemein interessanten Völkerschaft. In einem grossen Theil der Dörfer, welche auf dem Wege liegen, leben Sectirer, in Russland unter dem Namen Starovertzy (Alt-Gläubige) benannt. Die meisten sind ursprüngliche Anbauer aus Provinzen des Europäischen Russlands. Frei von Schwärmerei, ohne allen Parteigeist, unterscheiden sie sich durch aufrichtig-fromme Anhänglichkeit an ihre Glaubens-Lehre. Die Starovertzy gehören einem sehr schönen Menschen-Schlage an, haben sanfte Sitten, auch verdienen dieselben Beachtung um ihrer seltenen Arbeitsamkeit willen. Sie wirken ungemein wohlthätig auf die Kirghizen, welche in den Oulba-Steppen wohnen. Bei letzteren sah der Verf., zum ersten Male wieder seit er das Tchouya-Plateau verlassen hatte, einige Heerden von Kameelen.

Das XII. Kapitel, das letzte der ersten Abtheilung des Werkes, wovon wir reden, beginnt mit Schilderung des auffallenden Wechsels, den das Ouba-Thal in der Nähe des Dorfes Lozzihha erfährt. Den Fluss aufwärts wandernd, und dem Wege folgend, welcher den Gruben von Rydersk zuführt, erscheint die Gegend als Grenze zweier grossen Natur-Typen, jenes der Steppen und der eigentlichen Alpen-Landschaft. Letztere beginnt, in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer malerisch-schönen Züge, sich zu entwickeln, so wie man in das von der Oubinka durch-

strömte Thal tritt. Hier ändert sich auch die Beschaffenheit der Fels-Gebilde; es verschwindet der Kalk, an seiner Stelle erscheint Granit, auf welchen bald kalkig-thoniger Schiefer folgt. — Nun wurden zwei Berge überstiegen, der Tarcouchinskaya gorà und der Osinnaya horà. Es will der letztere Ausdruck so viel sagen, als „Berg der Pappeln", ein Name, den er nach den reichen, ihn bedeckenden, Wäldern von *Populus tremula* trägt. Am nordwestlichen Gehänge, über welches der Weg unseren Reisenden hinabführte, traten hin und wieder, hora 9 streichende und unter 40° fallende, Schichten von Thonschiefer zu Tag, der Eindrücke, nicht näher bestimmbarer, fossiler Körper enthält. — In schöner Ebene erreichte man das ungemein romantisch gelegene Tcheremchanka; spitzige Berge umgeben das Dorf und stechen mit ihren scharfen Contouren sehr auffallend ab gegen den weissen Hintergrund der schneeigen Oulbinsk-Kette, die in weiter Ferne erglänzt.

Bis Boutatchihha, zwölf Werst Entfernung, leitete der Weg stets am rechten Ufer der grossen Oulba. Das Thal ist von hoher Schönheit. Zu beiden Seiten Reihen erhabene Berge; auf der Rechten erscheinen die Oulbinsker Alpen immer näher und deutlicher. Stellenweise zieht sich das Thal in dem Grade zusammen, dass, ohne die vortreffliche, meist durch Sprengen von Felsen gewonnene, Strasse, das Fortkommen im höchsten Grade unbequem gewesen seyn würde. Der ganze Gestein-Wall, den Weg zur rechten Seite begrenzend, ist eine nicht unterbrochene Entblössung von Thonschiefer, dessen Schichten an mehreren Orten unter 70° aufgerichtet erscheinen. — Im Grunde des lieblichen Thälchens liegt sehr romantisch Boutatchihha. Hin und wieder tritt noch Thonschiefer zu Tag; bald folgt Glimmerschiefer, mit theils unter 50° fallenden, theils auf dem Kopfe stehenden Lagen. Am Ufer des Bergstromes Tihhaya nimmt das Granit-Gebiet der Gegend um Rydersk seinen Anfang. Zur linken Seite der, über die Oulba führenden, Brücke kommt eine Trachyt-ähnliche Felsart vor, die weiterhin, was ihre Grundmasse betrifft, mehr Hornstein-ähnlich wird. — Riesen-grossen Strebe-Pfeilern vergleichbar, umgeben die Oulbinsker und Tourgousounsker Alpen die schöne Rydersker Ebene, welche nun vor den Blicken unserer Wanderer sich entfaltete. Rydersk ist ein Marktflecken von fünfhundert Häusern. Aus einiger Ferne glaubt man, er läge unmittelbar am Fusse der Alpen von Ivanovskii; allein Hügel-Reihen aus Hornstein [?] bestehend, treten dazwischen auf. Granit, das herrschende Gestein in den Alpen von Ivanovskii und von Prohhodnoï, verlauft sich hin und wieder theils in Quarz-führenden Porphyr, theils in Diorit von sehr feinem Korn. — Eine, im Lande unter dem Namen Krouglaya sopka (runder *Pic)* bekannte, Höhe besteht aus Porphyr (G. Rose lieferte bereits eine genaue Schilderung dieses Berges im I. Theile seiner „Reise nach dem Ural"). — Die Gegend zwischen der Bystrouhha und der Oulba wird ausschliesslich von kalkigem und quarzig-thonigem Schiefer gebildet. Diorit und Kalk erscheinen um Rydersk nur in untergeordneten Verhältnissen gegen das Granit- und Thonschiefer-System. So zeigt sich unter andern eine, inmitten

des granitischen Gebietes auftretende, Diorit-Masse zwischen den Bistrouhha- oder Filipovka-Flüssen u. s. w. Unvergleichbar wichtiger ist die Rolle, welche der Kalk spielt, der übrigens auch als Kalkspath auftritt, theils in Verbindung mit Barytspath.

Die Rydersker Gruben finden sich am nordöstlichen Abhange vom Berge gleichen Namens. Silber-haltiger Quarz ist Gegenstand der Gewinnung. Seine Masse zeigt sich, im höhern und geringern Grade, porös, zernagt; er geht, je näher dem Hangenden — eine thonige, sehr Quarz-reiche Substanz, zu dem weit erstreckten Thonschiefer-Streifen auf beiden Ufern der Filipovka gehörend — mehr und mehr in eine ockerige Substanz über und die Scheidungslinie findet man in verschiedenen Graden deutlich; mit dem Hornstein, welcher das Liegende ausmacht, ist der Quarz innig verschmolzen. Das Hangende lässt vielartige Abänderungen wahrnehmen, besonders an der Grenze mit plutonischen Gebilden; nur in der Tiefe der Gruben erlangt die Masse ein Thonschiefer-ähnliches Aussehen. — Die, südostwärts von den vorhergehenden gelegenen, Krukoff-Gruben finden sich am Fusse einer Hügel-Reihe von Hornstein, welche den unteren Saum der Ivanovskii-Alpen bilden. Unrein rother oder grünlicher Porphyr mit einzelnen kleinen Quarz-Krystallen bildet das Hangende; das Liegende besteht aus Thonschiefer. Die Erz-führenden Massen sind, wie in den Rydersker Gruben, Quarz und schwefelsaurer Baryt, und dort wie hier, haben Verdrückungen derselben statt, oft in dem Grade, dass zwischen Dach- und Sohlen-Gestein nur ein Raum von ungefähr anderthalb Metern bleibt, der angefüllt erscheint mit grossen Hornstein-Rollstücken, so wie mit einer Masse schieferigen Kalkes, der Encriniten-Reste führt und vorzüglich schöne Abdrücke von *Calamopora polymorpha, var. ramosa.* Ausser dieser Zusammenschnürung des Erz-haltigen Gebildes, zeigt sich dasselbe auch an einer Stelle vollkommen unterbrochen. Hier macht Thonschiefer, je nach den verschiedenen Oertlichkeiten, bald das Liegende, bald das Hangende der Gruben; das Gestein geht, in dem Grade, wie sich solches der Silber-führenden Masse nähert, in Talkschiefer über. Wie zu Rydersk, besteht die Silber-haltige Substanz vorzugsweise aus porösem Quarz mit Silber-reichen Kupfer- und Bleierzen durchdrungen, auch Theilchen von Gediegen-Silber führend. Es ist das mittlere Gebiet des Quarzes, welches sich besonders bauwürdig zeigt. Sehr gewöhnlich kommt das edle Metall in Verbindung mit Chlor vor. In ungefähr 50 Meter Teufe findet sich, nicht weit entfernt vom Liegenden, ein Haufwerk abgerundeter Stücke von Quarz, Hornstein, Thonschiefer u. s. w. gebunden durch lichte gefärbten Thon, welcher Ergebniss der Zersetzung des Thonschiefers zu seyn scheint. Das Bindemittel enthält bis zu fünf Grammen reinen Silbers im Pud. Ein gelber, sehr Metall-reicher Ocker durchdringt die Masse festen Quarzes und hat sich besonders in dessen mittlern Regionen zusammengezogen; die untern führen Kiese in Menge. — Die schönste und reichste unter allen Gruben, *Mine Sokolnoï* (Falken-Grube), ist zugleich jene, deren Bau mit strengster Beobachtung aller Kunst-Regeln vollführt worden; ihre Teufe beträgt ungefähr 110 Meter. Die Gangart ist eine

mächtige, von Kalkspath gleichsam durchdrungene, Silber-führende Barytspath-Masse, welche zu Tag geht und unfern Rydersk nicht ganz unbedeutende Höhen zusammensetzt. Hin und wieder zeigen sich einige Thonschiefer-Streifen, die vielleicht als Hangendes zu betrachten seyn dürften, an dessen Stelle jedoch in gewisser Tiefe Feldstein-Porphyr tritt. Es ist der Schiefer häufig in dem Grade, von Manganerz durchdrungen, dass er allen Zusammenhang verliert und unter dem Hammer zu Pulver zerfällt. Von Schichtung keine Spur; Mächtigkeit und Streichen der Baryt-Masse scheinen merkbare Aenderungen zu erleiden.

Die letzten Tage des Aufenthalts zu Rydersk wurden unserm Verf. sehr getrübt durch drohende Vorzeichen des nahen Winters. Die Temperatur sank in dem Grade und mit Schnee beladene Wolken häuften sich in solcher Menge, dass man jeden Augenblick gefasst seyn musste, die Gegend mit ihrem Leichentuche bekleidet zu erblicken. Tchihatcheff sah sich von allen Seiten lebhaft gedrängt, seinen Plan, die Gruben von Zyrianovsk zu besuchen, aufzugeben und, ohne Zeitverlust, gegen Oustkamennogorsk seine Richtung zu nehmen, um wenigstens einen Theil des Reise-Vorhabens nicht unausgeführt zu lassen und namentlich die Gold-reichen Ablagerungen der Kirghizen-Steppe zu sehen. Ueberdiess gelang es ihm, auf anderm Weg, vollständige Sammlungen der Felsarten und Versteinerungen aus den verschiedenen Oertlichkeiten der Gegend um Zyrianovsk zu erhalten, desgleichen sich Aufschlüsse über die Lagerungs-Verhältnisse zu verschaffen. Unter den fossilen Resten waren *Spirifer mosquensis*, *trigonalis* und *Verneuili*, so wie *Productus antiquatus*, *punctatus Bronnii* und *punctati affinis* die einzigen sicher bestimmbaren. Sie stammen vom rechten Bouhhtarma-Ufer aus der Gegend des Dorfes Talovka und gelten für die Identität des Kalkes von Zyrianovsk mit jenem von Zmeeff und Rydersk als entscheidend. — Die Gruben von Zyrianovsk sind als die schönsten Blüthen im herrlichen Schmucke des Altaï-Gebirges zu betrachten; es scheint dieses aufgehende Gestirn bestimmt, das Zmeeffer Werk zu ersetzen, welches, heutiges Tages, nur in den Annalen der Vergangenheit noch eine Stelle einnimmt.

Am 23. Septemper (= 5. Oktober) erfolgte, des höchst missgünstigen Wetters ungeachtet, der Aufbruch von Rydersk. Als man Tcheremchanka erreichte, trat ein solcher Temperatur-Wechsel ein, dass das Thermometer, um 4½ Uhr Abends, in der Sonne, + 24° stand. Nicht weit vom Dorfe verliessen die Reisenden den Weg von Zmeeff, welchem sie bis dahin gefolgt waren, und erreichten bald eine schöne Ebene. Das herrschende Gestein der Gegend zwischen Tcheremchanka und Tarhhanska ist Thonschiefer ungemein reich an organischen Ueberbleibseln, von denen jedoch, ausser Encriniten-Stielen, nur *Spirifer Verneuili* und *Orthis striatula* deutlich zu erkennen waren. Fast immer zeigt sich das Gestein sehr Kalk-haltig, so dass es mit Säuren braust.

Je näher unsere Reisenden gegen die Süd-Grenze des Altaï vorschritten, um desto mehr eignete sich der Himmel wieder seinen Frühlings-Charakter an, um desto mehr gelangte die Sonne von neuem zu

ihrem belebenden Wirken. Unmittelbar jenseit des Dorfes Tarhhanska musste ein erhabenes Plateau überstiegen werden, das zur Linken in ziemlich bedeutenden Kegelbergen endigte, während auf der rechten Seite der Thonschiefer-Wall immer niedriger wurde. Man erreichte eine vollkommen wagerechte Ebene, aus welcher, dieselbe in der Quere durchziehend, kleine Glimmerschiefer-Ketten sich erheben mit, bis zu einigen Fuss mächtigen, theils interessante Verwerfungen zeigenden, Granit-Gängen, deren Masse nicht selten von Granat-Dodekaedern ganz erfüllt ist. Lagen weissen Quarzes wechseln oft mit denen des Glimmerschiefers.

Die Karawane gelangte ins eigentliche Steppen-Gebiet. Vor ihr erglänzte, am fernen Horizont, die blauliche Kette der Monastir-Gebirge, deren gewaltige Pyramiden, von drei erhabenen Bergspitzen überragt, scharf abgeschnitten, in ganz eigenthümlicher Weise auf dem durchscheinenden Grunde eines heiteren Himmels abzeichneten. Seitdem unsere Wanderer Tarhhanska verlassen hatten, waren ihre Blicke stets gefesselt durch jenen erhabenen Leuchtthurm, der sie aus dem Gebiete der Kirghizen-Steppe zu begrüssen schien. — Das ebene rechte Ouba-Ufer besteht in dieser Gegend, wie die Steppe, aus Rollstücken, aus Diluvial-Gebilden; auf der linken Fluss-Seite erheben sich von Quarz-Adern durchsetzte Thonschiefer-Felsen. Es sind diese Schiefer-Massen nichts als die entblössten Seiten des ziemlich erhabenen Plateaus, welches dem Ufer sich unmittelbar anschliesst. Bald erscheint die Stadt Oust-kamennogorsk; sie liegt in der weit ausgedehnten Ebene, die nun zu überschauen ist. Hin und wieder erheben sich einige vereinzelte kleine Kegel in der Richtung der Streichungs-Linie der Glimmerschiefer-Parthieen der Gegend von Sogra, und auf der linken Seite erblickt man die letzten Verzweigungen des Altaï.

Das Wetter war prachtvoll (25. September, = 7. October) und mit Pfeilesschnelle eilten die Fuhrwerke, dichte Staubwolken emportreibend, über den ebenen Boden. Kirghizen-Yourten sieht man in bedeutender Menge in nächster Umgegend der Stadt gruppirt; sie tragen nicht wenig dazu bei, ihr einen orientalischen Anstrich zu verleihen. Der Anblick der Moscheen, auf seltsame Weise untermengt mit den vorherrschend Europäischen Bauten der Stadt, die Tracht der Kirghizen, zumal jene der, in lange weisse Schleier gehüllten, Frauen, verkündigten sogleich, dass man sich in der Nähe einer muselmännischen Völkerschaft befinde, folglich eines von den Mongolen durchaus verschiedenen Stammes. — Bei einem der prachtvollen Sonnen-Untergänge, wie solche schönen Herbsttagen eigen zu seyn pflegen, erreichte Tchihatcheff die Stadt Oust-kamennogorsk. Es bildet hier der Irtych die natürliche Grenze zwischen zwei grossen Typen Asiens, zwischen dem eigentlichen Sibirien und dem von den Kirghizen bewohnten Landstriche. — Indem wir die Bemerkung übergehen, welche hinsichtlich der Organisation und der Sitten dieses grossen, Russischer Herrschaft unterworfenen, Nomaden-Volkes mitgetheilt werden, wenden wir uns sogleich zum Bericht, den Ausflug in die Kirghizen-Steppe betreffend.

Den 26. September (= 8. October) hatte der Aufbruch statt.

Flaches Land scheidet die Stadt vom Irtych. Sehr auffallend und scharf unterscheidet sich der Typus der bergigen Gegend von jener der Steppe. Das südwestliche Ende des Altaï-Gebirges erscheint als ein in regellose Pyramiden getheilter Kamm, dessen Gehänge nach Westen hin sich allmälig senkt und der Ebene verbindet. — Das Gestein, die erhabene Region des Ufers ausmachend, ist Glimmerschiefer, der nach und nach in eine dioritische Masse übergeht. — Unser Bericht-Erstatter und seine Begleiter schifften sich, nebst Pferden und Wagen, auf einem grossen Flosse ein. Auf dem andern Irtych-Ufer gelangte man bald zu Hügel-Reihen und selbst zu mehr beträchtlichen Höhen, meist aus NNO. in SSW. ziehend und allmälig niedriger werdend, wie sie dem Irtych näher treten, bis dieselben sich endlich ganz verlieren. Alle bestehen aus Glimmerschiefer, der häufig von Quarz-Gängen durchzogen wird; hin und wieder sind auch Granit-Durchbrüche wahrnehmbar. Weiter geht der Glimmerschiefer in Thonschiefer über, dessen Schichten sich unter 86° senken. — Die Hitze war erstickend; um 2 Uhr Nachmittags stieg das Thermometer in der Sonne bis + 32°; und diess am 26. September (= 8. October)! Unser Verf. bemerkte an mehreren Orten, dass, auf gewisse Strecken hin, die Boden-Oberfläche schwarz gefärbt sich zeigte, wie mit Asche belegt; auch stiegen hin und wieder Rauch-Säulen empor. Es rühren diese Erscheinungen, so erzählte man, ausschliesslich vom Feuer her, welches, in Folge des Sonnen-Einwirkens, plötzlich das Gras ergreift (indessen wäre es auch gar wohl möglich, dass die Brände von Menschen-Händen herrührten). An verschiedenen Stellen zogen Feuer-Streifen, gleich Licht-Gewinden, an den Berg-Gehängen herab; der Anblick war, besonders zur Nachtzeit, entzückend schön.

Längs der Grenze zwischen dem Kirghizen-Lande und dem eigentlichen Sibirien ist ein ansehnliches Kosacken-Corps als Wache aufgestellt. Beim ersten Piquet, 35 Werst von Oustkamennogorsk, wechselten unsere Reisenden ihre Pferde. Fünf Werst weiter trifft man das zweite Piquet, Sabinskoï genannt. Ungefähr auf halbem Wege wendet sich die Granit-Kette der linken Thal-Seite nach NW. und bald erscheint nur Thonschiefer als herrschendes Gestein, während auf der entgegengesetzten Seite ein granitischer Saum das Schiefer-Gebilde begleitet. — Am linken Ufer des Ablaïkite hinziehend, erfreuten sich die Wanderer an dem, mehr und mehr romantisch-schön werdenden, Thal; nach allen Seiten steigen wundersam, wahrhaft phantastisch gestaltete Granit-Massen empor. Weiterhin kommt wieder Glimmerschiefer zum Vorschein, der häufige Uebergänge in Gneiss und in Thonschiefer wahrnehmen lässt, am östlichen Thalrande aber findet sich Granit, der nicht nur von Quarz-Adern, sondern auch von Gängen eines lichte gefärbten, sehr Feldspath-reichen Granites durchsetzt wird.

Unser Bericht-Erstatter unterliess nicht, einen Abstecher nach den Trümmern des alten Tartaren-Schlosses zu machen, im Lande unter dem Namen des Ablaïkite-Palastes bekannt. Sie liegen ungefähr 10 Werst vom zweiten Kosacken-Piquet entfernt. Das Thal, auf dem Wege dahin, erweitert sich bedeutend, sein Boden wird ebener; nach O. Thonschiefer-

Höhen, nach W. granitische Massen. Inmitten eines regellosen Halbkreises, durch wundersam geformte Granit-Felsen umgrenzt, erscheinen ziemlich deutlich die Fundamente eines Bauwerkes, das nicht mehr vorhanden ist. Man sieht ein gleichläufiges Viereck, aufgeführt mit Thonschiefer-Platten, gebunden durch Kalkmörtel. Hin und wieder zerstreut finden sich Ziegelsteine und Werkstücke aus Granit; alle, ziemlich gut gearbeitet, hatten einst wohl ohne Zweifel zum Haupt-Gebäude gehört. Die unermessliche Menge Materialien, welche jene Ruine den Russen sowohl, als den Kirghizen geliefert, sprechen für die bedeutende Ausdehnung des Baues. Nicht allein die sehr zahlreichen rohen Kirghizen Begräbniss-Denkmale nächster Umgegend wurden mit Steinen errichtet, von Trümmern des Ablaïkite-Palastes entnommen, sondern es holen sich auch die Kosacken-Posten Steine für ihren Hausbau u. s. w. Unter dem Schutt trifft man zuweilen verschiedenartig gefärbte Stucco-Parthieen, Backsteine mit einer Glasur überzogen und etwas plumpe Relief-Zierathe. Ferner liegen hin und wieder, an die Dorische Säulen-Ordnung erinnernde Granit-Trümmer. Was Tchihatcheff's Beachtung, inmitten aller dieser Ruinen, ganz besonders auf sich zog, das waren die Ueberbleibsel einer Art Mauer, welche gewissermassen zugleich als Befestigung gedient haben dürfte. Sie steigt an und geht senkrecht nieder, je nach den kühnen Fels-Umrissen, und bildet, auf solche Weise, einen, durch gemeinsame Sorgfalt von Natur und Kunst, sehr gut vertheidigten Raum. — Für den Naturforscher, wie für Maler, haben die Granit-Massen, welche jene, hochtrabenden Namen des Ablaïkite-Palastes führenden, Ruinen umgeben, ein unvergleichbar grösseres Interesse. In riesenhaftem Massstabe ganz anderer Art erheben sich die Gebilde, deren sonderbar gestalteten Felsen zerstörten Schlössern und Stadtfesten vergleichbar sind.

In der Nähe der Ruinen, wovon so eben die Rede gewesen, trifft man die erste Anzeichen entstehenden Ackerbaues unter den Nomaden-Völkern. Angetrieben, gereizt durch das Beispiel der Russen, suchen sie nach und nach aus ihrem, für die Cultur so sehr geeigneten, Boden Vortheil zu ziehen. Das einzige Hinderniss, womit zu kämpfen, ist die Dürre während des Sommers; künstliche Bewässerungs-Anstalten machen sich unbedingt nothwendig. Die niedern Gegenden sind überaus Gras-reich und liefern dreifache Heuerndte. Es kamen jedoch erst in neuester Zeit die, in der Nachbarschaft der Russen lebenden, Kirghizen zur Ueberzeugung, dass es möglich sey, für die Nahrung des Viehes während der strengen Wintertage dadurch Sorge zu tragen, dass haushälterisch mit den Heu-Vorräthen verfahren und ein Theil aufbewahrt würde. Beinahe den ganzen Winter hindurch sind die armen Thiere genöthigt, tiefe Schnee-Massen aufzuwühlen, um sich einige vertrocknete Zweige, etwas dürres Laub zu verschaffen. — In der Kirghizen-Steppe ist, während des Sommers, die Hitze sehr drückend, dagegen pflegen die Nächte sich bemerkenswerth kühl zu zeigen; dieser Umstand, verbunden mit der besondern Boden-Beschaffenheit, dürfte Ursache seyn, dass die Cultur des Obstes nicht gelingen will; Apfel- und Kirschen-Bäume, die zu Oustka-

mennogorsk gepflanzt und mit grösster Sorgfalt behandelt wurden, verdorrten sehr bald vollständig.

Auf ihrem früheren Wege kehrten unsere Reisenden zurück, setzten über den Ablaïkite und folgten sodann der Richtung gegen SO. Die Berge bestehen aus Thonschiefer, dessen Schichten sich häufig senkrecht aufgerichtet zeigen.

In ungefähr 20 Werst Entfernung von den Trümmern des Ablaïkite-Palastes erreichte man die Popoff'schen Gold-Waschereien. Es finden sich die Schuttland-Ablagerungen längs der Ufer des Serboulak-Flüsschens, welches dem Berdibaï zuströmt, der sich in den Ablaïkite ergiesst. Die Mächtigkeit der Gold-reichen Schichten, so wie der sie bedeckenden Diluvial-Gebilde lässt sich ungefähr für jene zu $1\frac{1}{2}$ Meter, für diese zu 5 Meter anschlagen. Stellenweise zeigen die, das edle Metall führenden, Lagen Unterbrechungen, theils durch plötzliche Zusammenschnürungen — so dass nur ein äusserst dünner Streifen den Zusammenhang vermittelt — theils durch das Auftreten eines nicht Goldhaltigen, meist thonigen Gebildes, welches jene Lagen für gewisse Weite scheidet. Der Diluvial-Boden besteht aus mehr oder weniger abgerundeten Thonschiefer-Bruchstücken. In den Gold-reichen Schichten kommen, in grösserer und geringerer Häufigkeit, dieselben Schiefer-Trümmer vor; allein hier erscheinen sie nicht gebunden, nicht gegenseitig an einander gedrängt, wie im Diluvial-Boden, sondern geschieden durch eine Masse dunkelgrauen Sandes aus, in verschiedenen Graden zerriebenem, Quarz und Thonschiefer zusammengesetzt. Die tiefsten Stellen werden in der Regel am reichsten befunden; hier kommen die grössten Gold-Geschiebe vor. Blättchen, Körner und Bruchstücke des Metalls trifft man vorzugsweise in Spalten und Klüften der Ablagerung. Das Grund-Gebirge, welches die Gold-haltigen und die tauben Massen trägt, ist eine Art Grauwacke, jener von Givet in den Ardennen zunächst vergleichbar. — Der Serboulak wird von der Dmitrevka und vom Ivanovka gebildet. Das Bett des ersten Flüsschens misst achtzehn Meter Breite und wird von zwei Bergen eingeschlossen; begünstigt durch die geringe Neigung des Bodens, sind hier die grössten Goldstücke zu finden, gar manche wiegen 8 bis 14 Grammen; sie haben zum Theil eine Rinde weissen Quarzes. — Die Ausbeute des Herrn Popoff beläuft sich in der Regel auf dreiunddreissig Kilogrammen reinen Goldes während eines Sommers; gegen Ende des April-Monates pflegen die Arbeiten, mit welchen etwa 250 Menschen beschäftigt sind, zu beginnen, und werden regelmässig den 10. October geschlossen. — — Fünfzehn Werst gegen S.S.O. trifft man die Zapnine'schen Waschwerke. Das Thal, vom Serboulak durchströmt, stellt sich als ziemlich geräumige Ebene dar, umschlossen von Bergen, aus Thonschiefer bestehend, dessen Schichten unter 80^0 oder vollkommen senkrecht aufgerichtet sind. Der Boden jener Ebene — sandiger, ockriger Thon, schöne Gypsspath-Krystalle von seltener Grösse enthaltend — ist mit salinischen Ausblühungen (Natron) bedeckt, welche dessen Oberfläche hin und wieder weiss färben. — Längs des Sentach-Giessbaches findet man die, im Abbau

begriffenen, Ablagerungen; ausserdem kommen Gold-reiche Diluvial-Gebilde in Seitenthälern und selbst in gänzlich Wasser-freien Spalten der Berge vor. Am Sentach werden die Metall-führenden Bänke von Sand und von Thon bedeckt, deren Mächtigkeit die auffallendsten Gegensätze zeigt. Sie haben stellenweise bei 6 Meter Stärke und schliessen Rollstücke von nicht unbedeutender Grösse ein. Man teuft Schachte ab, um die Gold-reichen Schichten aufzuschliessen; an gewissen Orten fanden sich die ersten Metall-Spuren 45 Meter tief, so dass, wenn Gewinnung statt finden soll, die unterirdischen Baue nicht weniger verwickelt ausfallen dürften, als da, wo es sich um den Abbau von Erz-Gängen in Fels-Massen handelt. An einer andern Stelle wurden, in sehr geringer gegenseitiger Entfernung, zwei Bohrlöcher niedergestossen; das erste lieferte schon in 1 Meter Tiefe Gold, mit dem zweiten erreichte man bei 31 Meter die Metall-haltigen Schichten nicht.

Am 27. September (= 9. October) bewegten sich unsere Reisenden zuerst in östlicher Richtung und wanderten sodann gegen NW., fast stets Eng-Thäler durchziehend, von nackten Thonschiefer-Bergen begrenzt, deren Schichten, mit einem Streichen hor. 3, unter 85° aufgerichtet erscheinen. — Jenseit des Sabinka-Flusses entfaltete sich bald vor dem Auge die so bezeichnende Masse des Ablaïkite-Bergwalles, auch liessen sich die gastlichen Dächer des ersten Kosacken-Postens sehen. Ein, mit Granit-Blöcken übersäetes, Gehänge hinabsteigend, gelangte man dahin, als die Nacht bereits eingetreten. Der Tag war drückend heiss gewesen; selbst um 9 Uhr Abends stand das Thermometer noch + 5°; in der Mittagstunde, dem Sonnen-Einwirken ausgesetzt, zeigte es + 31,9. — Bei den Kosacken wurde die Nacht verbracht und am folgenden Morgen der Weg gegen Oustkamennogorsk fortgesetzt. Jenseit dieses Ortes, auf dem entgegen liegenden Ouba-Ufer, kommt Granit von Zeit zu Zeit zum Vorschein; bald in Kegel-förmigen Hügeln, einzeln in der Ebene vertheilt, bald die Steppe selbst durchbrechend, welche bis zum Irtych in Horizontal-Linien sich entwickelt. — Von dem, an diesem Flusse gelegenen, Dorfe Praporschtikovo sah man ziemlich bedeutende Thonschiefer-Kämme, aus NO. nach SW. emporsteigend, einen Halbkreis bilden; die Zwischenräume der theils isolirten Massen waren mit mächtigen Ablagerungen von Thon, Sand und von Trümmer-Gebilden erfüllt. — Zwischen dem Dorfe Gloubokaya und Berezovsk — eine Entfernung von 25 Werst — ist Granit, der häufig in Gneiss und Glimmerschiefer übergeht, herrschend; stellenweise stürtzen sich die Felsmassen senkrecht zum Irtych-Ufer hinab. — Vom Dorfe Zmneinoyarsk bis Berezovsk erscheint Gneiss in senkrecht aufgerichteten Lagen, und um Berezovsk Thonschiefer. Mit dem Auftreten des letztern Gesteins ändert sich der physiognomische Charakter der Landschaft gänzlich; es sind, auf eine Strecke von 27 Werst, nur gerundete Höhen zu sehen. Mächtige Quarz-Gänge von blendender Weisse durchziehen das Gebilde; sie treten, bald überragend, bald überhängend, aus demselben hervor. Beim Dorfe Zevakina setzt Thonschiefer eine senkrechte Mauer zusammen, welche den Irtych unmittelbar berührt; die Schichten zeigen

sich wundersam gestört und gebogen. Bis zum Fort Oubinskoï hält diese geologische Beschaffenheit an.

Die Temperatur verblieb, für die bereits vorgerückte Jahreszeit, 28. September (= 10. October), ungemein mild; in den Ebenen von Oubinsk stand das Thermometer, um zwei Uhr Nachmittags und in der Sonne, + 27°,8. — Der Ouba-Uebergang wurde in einem Flosse bewerkstelligt, nahe an der Mündung, wo der Fluss sehr breit ist und sich in mehrere Arme theilt. Auf dem linken Ufer ragt eine gewaltige Thonschiefer-Masse, einem Cap vergleichbar, hervor; das rechte Ufer findet man eben und mit Rollstücken bedeckt. Um Pianoyarsk nimmt die Gegend wieder mehr und mehr Steppen-Charakter an. Die Choulba liess sich durchwaten; am Ufer sind die Schichten des Thonschiefers sehr bedeutend aufgerichtet, und allem Vermuthen nach bildet diese Felsart, unterhalb der Diluvial-Decke, überall den festen Boden. Das rechte Irtych-Ufer zeigt sich weiterhin sehr erhaben; es besteht aus einem Thonschiefer-Wall, dessen ungemein regelrechte Schichten theils vertical emporgerichtet sind; vielartig gebogene und gewundene Quarz-Gänge durchsetzen das Gestein, welches erst am Talitzkoï-Posten, eine sehr bedeutende Entfernung, unter Diluvial-Ablagerungen verschwindet. — Der linke Irtych-Strand wird eben befunden und ist mit der Steppe im Niveau. Es trägt diese überaus deutlich das Gepräge vom Bereiche eines Nomaden-Volksstammes; die Oberfläche Wellen-förmig, mit Gras dicht bewachsen; von Zeit zu Zeit erschienen Kameel-Heerden in langen monotonen Zügen einherschreitend; hin und wieder in der Ferne einzelne Yourten von Kirghizen. Dieses Wandervolk fühlt sich nur heimisch, wenn es den Irtych überschritten hat. Hier, inmitten ausgedehnter Ebenen, fern von Europäischen Bedürfnissen und Gebräuchen, bewahren jene Nomaden, mit wahrhaft andächtiger Treue, ihre Sitten; die Väter der Sagen leben bei ihnen fort. Es verliert sich dieser Normal-Typus der Steppen Asiens, mit allen Prästizien und Denkmalen patriarchalischen Lebens, nicht mehr, so wie man ausserhalb des Bereiches Russischer Ansiedelungen auf dem rechten Irtych-Ufer sich befindet, wo Kosacken-Piquets, gleich eben so vielen kleinen Eilanden, auf der weit erstreckten Steppen-Oberfläche zerstreut erscheinen. Der Unterschied zwischen den Gegenden im Süden von Oustkammennogorsk — wo die Betriebsamkeit der Gold-Waschereien bereits in so merkwürdiger Weise ändernd eingewirkt hat — und denen zwischen jener Stadt und Semipalatinsk muss selbst dem flüchtigsten Beobachter höchst auffallend seyn. Der letztere Ort — am Saume des Bergwalles gelegen, welcher Nord-Asien vom grossen Plateau des mittlern Asiens scheidet — scheint, durch seine Stellung schon, ganz dazu geeignet, das natürliche Band zu bilden, welches einst die geheimnissreichen, in früher Zeit classischen Gegenden, die wahren Vorlande der Indischen Welt, mit dem Russischen Kaiserstaate verknüpfen wird. — Jede Karawane, die, vom bescheidenen Umkreise von Semipalatinsk aus, ihren Zug beginnt, in der Absicht, jenen fernländischen Völkerschaften den Tribut Europäischen Kunstfleisses und Europäischer Ideen zuzuführen, deutet zugleich die Richtung an, welcher un-

fehlbar der Gang der Sitten-Verbesserung und einer weisen Staatskunst folgen muss, um Eroberungen zu machen, ohne jeden Vergleich glänzender uud sicherer, als alle Siege der grössten Heerführer, vor denen die Welf bebte. — — Semipalatinsk liegt in sandiger Steppe, unfern des rechten Irtych-Ufers. Aus den unermesslichen Sand-Gebilden treten, an einigen Stellen, feste Fels-Parthieen hervor; Hügel von grauem, mehr oder weniger Glimmer-reichem, Sandstein, der kleine pseudomorphosirte Eisenkies-Würfel in Menge einschliesst; die Schichten fallen unter 75°.

Die Sommer-Monate sind sehr heiss zu Semipaltinsk; die Winter werden bei weitem weniger streng gefunden, als in nordwärts vom Irtych gelegenen Landstrichen. Die ungeheuern Aufhäufungen sandigen Materials verbinden mit sich das gedoppelte Ungemach der Brechung der Sonnen-Strahlen und der, durch Winde herbeigeführten, Ströme losen Sandes. Am 30. September (= 12. October) umhüllte ein heftiger Orkan die Atmosphäre mit dichtem Schleier; man war genöthigt, Augen und Mund zu bedecken, um nicht zu ersticken oder zu erblinden.

Bei Regenwetter verliess unser Bericht-Erstatter, am 2/14 October, Semipalatinsk. Höchst beschwerlich war die Reise bis zum ersten, 27 Werst entlegenen, Umspann-Orte; die Fuhrwerke versanken dergestalt im Sand, dass man sich genöthigt sah, nach Aushülfe zu senden; vierzehn Pferde reichten kaum hin, einen Wagen fortzubringen. Die Sand-Ablagerungen, häufig Bruchstücke von Gyps-Krystallen einschliessend, erheben sich, längs des Irtych-Laufes, mitunter zu ansehnlichen Hügeln. In der Nähe des Flusses treten hin und wieder, und je weiter desto öfter, Thonschiefer- und Quarz-Massen an den Tag; so bilden sie, in der Gegend des Dorfes Glouhhavaya, einen Halbkreis um eine mit Dammerde bedeckte Ebene. — Besonders mächtig werden die Sand-Ablagerungen wieder beim Dorfe Podpousknoï, 84 Werst von Semipalatinsk; in gewissen Zwischenräumen tauchen Massen reinen Quarzes auf, aus der Ferne, ihrer Weisse wegen, erglänzend, wie eben so viele Eis- oder Schnee-Kegel. — Erst nachdem 116 Werst zurückgelegt worden, erreichte man das eigentliche Gebiet der Steppe, in allen Merkmalen übereinstimmend mit denen im Süden des Europäischen Russlands. Es dürfte keine Kunststrasse besser als jene seyn, die, längs des Irtych und der Linie der Kosacken-Posten, von Semipalatinsk nach Omsk führt, woselbst unser Verf. den 6/18 October anlangte. Auf dem nämlichen Wege, welchen er vor mehr als sieben Monaten gewählt hatte, kehrte er am 11/23 nach Ekaterinenburg und von da nach St. Petersburg zurück. Die ganze unermessliche Strecke war mit mächtiger Schneedecke bekleidet; ein Umstand, der nicht wenig dazu beitrug, das Einförmige zweier langen und mühseligen Reisen zu vermehren, während denen der Altaï abwechselnd Ziel und Preis von Beschwerden, so wie Gegenstand des Zurücksehnens gewesen.

(Schluss folgt.)

Nr. 26. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tchihatcheff: Voyage dans l'Altaï oriental.

(Schluss.)

Die zweite Abtheilung des Werkes, in acht Kapitel zerfallend, liefert nicht nur eine Zusammenstellung sämmtlicher, ausschliesslich geologischer Beobachtungen, die von Tchihatcheff an Ort und Stelle gemacht worden, sondern zugleich eine Uebersicht aller Thatsachen, die man bis zum heutigen Tage in Betreff des Altaï's besitzt. Möge auch immerhin dieser „Versuch“ — es ist das der bescheidene Ausdruck unseres geistvollen Verf. — einer geologischen Skizze des so merkwürdigen Gebirges theilweise „roh“, „unbestimmt“, „schwankend“ bleiben, das gesammte geologische Publikum muss sich ihm dafür hoch verpflichtet erachten. Leider ist es uns nicht vergönnt, den Inhalt des dreizehnten und der folgenden Kapitel den Lesern der Jahrbücher, wenn auch nur im gedrängtesten Auszuge, vorzuführen. Indem wir uns vorbehalten, auf die geologische Abtheilung des Werkes an einem andern Orte ausführlicher einzugehen, dürfen wir nicht unterlassen, den Inhalt im Allgemeinen anzudeuten: Cap. XIII. Plutonische Gebilde. Cap. XIV. Fortsetzung und Abtheilung der Porphyre des Altaï-Gebirges. Cap. XV. Neptunische Ablagerungen. Cap. XVI. Devonisches System. Cap. XVII. Steinkohlen-Formation. Cap. XVIII. Rother Sandstein. Cap. XIX. Diluvial-Gebilde. Cap. XX. Schlussfolgen. — — Dankbar rühmt der Verf., welcher die grössere Hälfte des Buches in Paris ausarbeitete, die Unterstützung, der er sich von Seiten Elie de Beaumont's zu erfreuen hatte. Die Chemiker Berthier, Delesse und vorzüglich Sauvage machten sich verdient durch Zerlegungen vieler Felsarten. Das Werk ergibt Weiteres. [Im Augenblicke, wo dieses Blatt dem Setzer zugestellt werden soll, kommt uns das neueste Heft der *Annales des Mines* zu. Es enthält eine höchst interessante Arbeit von Sauvage über die Zusammensetzung der Gesteine des Transitions-Gebietes, in besonderer Hinsicht auf die Eigenthümlichkeit ihres Gefüges. Mit Vergnügen sehen wir, dass der treff-

liche Analytiker auf seine, mit Tchihatcheff'schen Musterstücken angestellten Untersuchungen sich bezieht, auf Vergleichungen des Gehaltes derselben mit gleichnamigen Fels-Gebilden aus andern Gegenden eingeht.] Die fossilen Reste wurden durch Verneuil und Göppert bestimmt. Letzterer beschäftigte sich namentlich mit Beschreibung der pflanzlichen Ueberbleibsel, welche Tchihatcheff zu Salaïr erhalten hatte. Auf eilf, besonders schön ausgeführten und mit grosser Treue colorirten, Tafeln finden wir u. a. dargestellt: *Anarthrocanna deliquescens*, *Neuropteris adnata*, beide aus der Nähe des Dorfes Afonino, *Noeggerathia aequalis* und *distans*, vom Inia-Ufer, *Sphenopteris anthriscifolia* und *imbricata*, von Afonino, *Araucarites Tchihatcheffanus*, Stämme vom Inia-Ufer.

Was den, das Werk begleitenden, Atlas betrifft, so enthält derselbe:

1. vier Reise-Karten: von der Stadt Biisk bis zum Inia-Flusse; von den Jiktou-Alpen und den Ibachi-Bergen bis zu jenen von Kiyak-Tou; von den Kiyak-Tou-Alpen bis Sabinsk, endlich von der letztern Colonie bis zur Stadt Krasnoyarsk;

2. allgemeine Karte vom Altaï und von einem Theile des Sayany-Gebirges, mit Angaben auftretender Fels-Gebilde und ihrer stratigraphischen Merkmale (zwei Blätter);

3. Risse der Gruben von Zmeinogorsk, Tcherepanoff, Karamicheff, Rydersk, Sokolnoï und Krukof; endlich

4. eine Tafel mit geologischen Durchschnitten.

Auf dem Theil der Karte, welcher Gegenden darstellt, die Tchihatcheff unbesucht lassen musste, wurden das Vorkommen und die Verbreitungs-Grenzen der Gesteine theils nach Mittheilungen ausgeführt, die man dem Verfasser während seiner Anwesenheit im Altaï-Gebirge machte, theils stützen sich dieselben auf Handstücke in der Sammlung der Kaiserlichen Bergwerks-Schule zu St. Petersburg bewahrt, oder sie sind entnommen aus Schriften von Pallas, Schangin, Gmelin, Helmersen u. A. Der topographische Theil der Karte, unbesucht gebliebene Landstriche umfassend, wurden nach bis jetzt nicht veröffentlichtem Material redigirt, oder es waren vorhandene Schriften die Quellen, unter denen Ritter's Meisterwerk vor allen zu nennen. Die Systeme der Katoune, Tchouya, des Bachkaous und Yeniseï, so wie angrenzende Striche Chinesischen Gebietes, waren Gegenstände besonderer

Aufnahme während der Reise, und unter unmittelbarer Leitung unseres Bericht-Erstatters, dem ein vortrefflicher Topograph zu diesem Ende vom Fürsten Gortchekoff, dem General-Gouverneur des westlichen Sibiriens, beigegeben worden.

Die sehr gelungenen bildlichen Darstellungen, zart gehaltene Lithographieen, beziehen sich namentlich auf folgende Gegenstände: Katune-Fluss; Saldjar-Thal; Alpen von Tchehane-Ouzoune, Katoune und Arhhite, Höhen des Sadjar; Siktou-Gebirge vom Tchouya-Thale aus gesehen; Kokorgo-See; der Bachkaous bei der Djoldou-Mündung; Bachkaous-Thal zwischen den Flüssen Ataguirgol und Oulouhhane; Ansicht der Oulouhhane-Quellen; Tchoultcha-See; Plateau des grossen Alach; Schnee-Fall am 16. Junius im Thale von Saratinine kol; Yeniseï-Fluss bei Sayansk, beim Dorfe Bilik und bei Krasnoyarsk; die Kirghizen-Steppe von den Trümmern des Ablaikite-Palastes aus gesehen u. s. w. Es erfreuen sich dabei sämmtliche pittoreske Ansichten des Vorzuges, dass sie naturgetreu und ohne Ausnahme an Ort und Stelle aufgenommen sind, während man leider! Beispiele kennt von „Bildern", die nach „Schilderungen aus der Erinnerung" dieser oder jener, mit besonders lebhafter Phantasie begabter, Reisender nach Jahren von Künstlern auf's Gerathewohl „fabricirt" wurden. — — Unter den sehr zahlreichen, als Zwischendrücke angebrachten, Holzschnitten erlauben wir uns folgende hervorzuheben: S. 4, Kathedrale von Kazan; S. 6, Kirche der kleinen Stadt Koungour; S. 53, Uebergang über die Tchouya; S. 113, den „Gletscher-Tischen" vergleichbare Erscheinungen in der Gegend von Oulououldouk; S. 320, Kirghizen-Kaufmann zu Semipalatinsk. Wir erachten solche als vorzüglich gelungen.

Beim Schlusse dieser Anzeige hält Ref. sich verpflichtet, wahrhaft aufrichtig zu erklären: dass das Studium des, mit nicht gewöhnlicher Pracht ausgestatteten, Tchihatcheff'schen Werkes ihm eben so grossen Genuss, als höchst mannigfaltige Belehrung gewährte. Wir entsinnen uns seit Jahren kaum eines Reise-Berichtes, der, durch die reiche Fülle neuer Thatsachen in dem Grade fesselte; Thatsachen, entnommen aus Landstrichen über die, in geologischer, und selbst in geographischer Hinsicht, bis jetzt wenig oder nichts bekannt geworden. Dass die vielartigsten Beobachtungen über Sitten und Gebräuche, über Verwaltungs-Zu-

stand u. s. w. besuchter fernländischer Völkerschaften, selbst manche höchst ergötzliche Reise-Begebenheiten und Geschichtchen aufgenommen worden, ist, nach unserm Ermessen, in jeder Hinsicht sehr zu billigen. Nur Pedanten, deren langweiligen Innung wir so glücklich sind, uns nicht beizuzählen, könnten sich Tadel erlauben; solche, die Ruhm darin suchen, ihre gelehrte Ausbeute mit unnöthiger Umständlichkeit, mit ermüdender trockener Weitschweifigkeit, ja mit einer Art gewissenhafter Peinlichkeit abzufassen, so dass lesenswürdige Bücher gar oft völlig unlesbar bleiben. — — Wir danken dem, eben so scharfsinnigen als liebenswürdigen, Verfasser im Namen der wissenschaftlichen Welt und wünschen, nicht die Einzigen zu seyn, welche sich der Redaction dieser Blätter dafür verpflichtet fühlen, dass uns vergönnt wurde, den, für Anzeigen in der Regel bestimmten, Raum, bei einem so wichtigen und anziehenden Buche, wie vorliegendes, in etwas zu überschreiten.

v. Leonhard.

Zur Teutschen Geschichte.

Fontes rerum Germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands; herausgegeben von Joh. Friedrich Böhmer. Erster Band. Johannes Victoriensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im vierzehnten Jahrhundert. Vorrede XXXX. 488 S. Stuttgart, bei Cotta. 1843. 8. — Zweiter Band. Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im dreizehnten Jahrhundert. Vorrede LVI. 572 S. 1845.

Die zweite Hälfte des dreizehnten und die erste des vierzehnten Jahrhunderts bilden für Teutschland eine bedeutsame, wenn auch nicht abgeschlossene Entwicklung des Ueberganges in neue staatsrechtliche und culturgeschichtliche Verhältnisse. Das unter den Sächsischen, Salisch-Fränkischen und Hohenstaufischen Kaisern und Königen festgehaltene und geförderte Princip militärisch-politischer Reichseinheit sinkt, das dictatormässige Uebergewicht im südwestlichen Staatengebiet endigt, der seines volksthümlichen Gehalts bewusste Romanismus Frankreichs, Italiens entwindet sich der Teutschen Oberleitung und entreisst dem Reichsadler, welcher in dem

Banner Friedrichs I. erscheint, etliche Federn, ja, beschneidet ihm hin und wieder die etwas stumpf gewordenen Krallen. Selbstsüchtige und bestechliche Churfürsten, welche auf Kosten der Nationalfreiheit ihr Collegium im dritten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts allmählig abschliessen, gemeine, dem Geld und der Schmeichelei des Auslandes offene Wahlumtriebe, einseitige, auf Begründung der Hausmacht gerichtete Sorgen der ersten Habsburger, Bürger- und Thronkriege, welche heimischen und fremden Ansprüchen freies Feld verschaffen, freche Einmischung der anfangs selbstherrlichen, darnach an die Französische Diplomatik geknüpften Papstgewalt, corporative Einigungen hier des aufstrebenden Bürger- und Städtewesens, dort des dawider kämpfenden, feudalaristokratischen Fürsten- und Herrenstandes, — diese und verwandte Kräfte und Umstände schwächen die Centralmacht des Kaiser- und Königthums. Durch den Luxemburger Heinrich VII. noch einmal, wenn auch fruchtlos, in die alte weltherrschende Laufbahn zurückgedrängt, richtet es sich fortan auf eine ausschliesslich heimische, bescheidene Vorsteherschaft, welche, zwischen Wahl und Erblichkeit gestellt, die Habsburger, Luxemburger, Wittelsbacher zur unruhigen Nebenbuhlerschaft entflammt, Böhmen, Ungarn hineinzieht, den erneuerten Kampf zwischen der geistlichen und weltlichen Macht unter Ludwig dem Baier mit ungewissem Ausgang besteht, unter dem Luxemburger Karl IV. einen gemessenen, gleichsam diplomatisch-reglementarischen Gang annimmt und alle einander drängenden Lebensfragen durch provisorische Compromisse nicht beseitigt, sondern nur vertagt. Diess Gesetz gilt gegenüber der Kirche, den Bedürfnissen der freien Städte und Lande, den fürstlich-adeligen Forderungen, der Unversehrtheit (Integrität) des vielfach bedroheten und angetasteten Reichsgebiets auf der einen, dem Arrondirungsprincip geschlossener Hausmacht (Böhmen, Ungarn, Luxemburg) auf der andern Seite. — Jedoch entschädigt vielfach das innere bewegte Leben für den Verlust der äusseren Macht. Gewerbe, Künste, Handel und Wissenschaft blühen auf; wider das wilde, losgelassene Faust- ued Fehderecht schirmen Bündnisse und gewaffnete Bürgerschaften; die Muttersprache, durch den frühern ritterlich-epischen Umschwung der Poesie geläutert und gekräftigt, tritt festeren Schrittes auch in die

Urkunden, Chroniken, Predigten ein und wetteifert glücklich mit dem Lateinischen Canzlei- und Gelehrtenstyl; die literarische, bereits unter den Hohenstaufen erschütterte Bevormundung durch den Clerus weicht mehr und mehr aus den Fugen; der Laienstand fühlt sich freier wie in den kirchlich-politischen, so in den wissenschaftlich-künstlerischen Dingen, ohne den allgemeinen christlichen Verband zu zerreissen. Dafür zeugt schon die wachsende Vollendung der in jedem Hauptgebiet Teutschlands thronenden Kirchenbaukunst, der erhabensten, lesbarsten Hieroglyphik des Menschengeistes. — Kein bedeutender Quellenschriftsteller ersten Ranges, wie etwa Eginhart für Karls des Grossen Zeitalter, spiegelt jenen bewegten und folgenreichen Wendepunct der Teutschen Geschichte ab, wohl aber findet er vielfache Aufklärung in den Urkunden, Briefen der handelnden Hauptpersönlichkeiten und Staatenverhältnisse (z. B. der städtischen und landschaftlichen Bünde, der fürstlich-adeligen Vereine und Gesellschaften) und in vielen, von verschiedenen Standpuncten aus beobachtenden Chroniken. Letztere hat nun der gelehrte Verfasser des Frankfurter Urkundenbuchs und der Kaiserregesten in eine durch Auswahl, kritische Sorgfalt ausgezeichnete Sammlung aufgenommen und nebst andern Documenten zum Theil als neue, d. h. bisher nur handschriftlich vorhandene Quellen dem mittelalterlichen und vaterländischen Geschichtsstudium eröffnet. Auch ein volksthümlicher Grund trieb an, das seit mehr denn dreissig Jahren beurkundete, freilich noch etwas schlaftrunkene Wiedererwachen der Teutschen als einer Gesammtheit, welche Gemeinsamkeit der materiellen und geistigen Angelegenheiten, Verknüpfung der getrennten Landschaften durch Handel, Literatur und Politik erstrebt. „Die Nation“, heisst es in der Vorrede Seite 8, „will sich selbst wiederfinden, also werden auch die Klassiker ihrer Geschichte willkommen seyn; denn sie sind lebendige und wahrhafte Zeugen, aus unserm Gebein und Fleisch entsprossen. — Man hat bei uns die Klassiker der Griechen und Römer so oft, ja unzählbar oft aufgelegt, die uns doch viel weniger angehen, von denen ich sagen möchte, was Hamlet von jenem Schauspieler sagt, der die alte Hecuba so rührend darstellte: „was hat Hecuba mit ihm oder er mit der Hecuba zu thun?“ Es war in Zeiten, in denen die Nation sich selbst verloren hatte.“ — Diese rügende Bemerkung kann man nicht wohl billigen;

denn das ernste, lebhafte Studium der Römischen und Griechischen Schriftwerke griff bekanntlich trotz mannigfacher Missbräuche an- und aufregend bei den Teutschen während der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ein und trug wesentlich bei zu der geistigen Frische und Kraft, welche jenen denkwürdigen Wendepunct auszeichnen. Während den Humanisten jenseit des Gebirges gewöhnlich die ästhetisch-rhetorische Form genügte, haben sie diesseit auch den Kern festgehalten und in der grossen sittlich-kirchlichen Bewegung practisch gemacht. Wenn letztere Zwiespalt, Wirren und Bürgerkriege hervorrief, so lag der Grund davon in den widerstrebenden Kräften des gewaltigen Conflicts, in den Fehlern der Partheien, nicht aber in dem Wesen des wieder erweckten Bildungsstoffes. Derselbe hat später im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wider Geschmacklosigkeit, Barbarei und Selbstsucht vielseitig geschirmt. Das heutige, oft auch über Gebühr beklagte Ab- und Ausschweifen der Gedanken, welche sich mehr mit der Zukunft denn Gegenwart beschäftigen, findet in dem meistens besonnenen, Mass und Tact haltenden Alterthum den sichersten Ableiter und Zuchtmeister. So eingeführt in das Leben und Treiben kleinerer, gleichsam intensiver, durchsichtiger Völkerkreise, wird der Jüngling nebst dem sogeheissenen gebildeten Publicum allmählig Sinn für den ernsten, riesenhaften Entwicklungsgang des vaterländischen Mittelalters gewinnen und in diesem wiederum Keime der Folgezeit erblicken. Bei dem engen Zusammenhange, in welchem wie für den wissenschaftlichen, so für den methodisch-pädagogischen Standpunct classische und mittelalterliche Welt trotz der ungeheuren Divergenzen erscheinen, hat die Herausgabe der vorliegenden Quellenschriftsteller ein doppeltes Verdienst erworben. Den Hauptdank werden ihm freilich die Historiker entrichten, aber auch die eigentlichen Philologen, welche für die Kritik Lateinischer Klassiker, z. B. im Johann von Victring, manches Beachtenswerthe finden, nicht zurückbleiben. Was nun die Anordnung betrifft, so bildet für jeden Band ein Hauptchronist den Mittelpunct, welchem sich Nebenschriftsteller anschliessen; genaue Prolegomenen biographisch-literarischen Inhalts, geschichtliche und kritische Anmerkungen, überall mit Auswahl und gedrängter Kürze gegeben, erleichtern das Studium. Für den ersten Theil bildet der bisher nie herausgegebene Johannes Vic-

toriensis (1211—1346) den Ausgangspunct. Abt des südwestlich von Klagenfurt gelegenen Klosters Victring, zwischen 1346 und 1348 als ein siebenzigjähriger Greis gestorben, gibt er etwa von 1308 an die selbständige Kundschaft über Zeitereignisse, bisweilen als Augenzeuge, namentlich Oesterreichischer Begebenheiten. Er ist einfach, genau, urkundlich, dabei voll Kenntniss der Alten. Cicero, Homer, Horaz, Lucan, Juvenal, Claudian, Virgil, Sallust, Seneca, Statius, Boëthius u. s. w. weilen in seinem Geiste und treten gewöhnlich ungezwungen mit ihren Gedanken als Zeugen für die eine oder andere Ansicht hervor. Kirchenväter, Legendenfabricanten, lächerliche Reimversuche, wie sie bei andern Lateinischen Chronisten so oft störend hervortreten, bleiben dem gebildeten Abt von Victring so gut als fremd. Darin gleicht er auch dem mehrmals angezogenen Bischof Otto von Freisingen, welcher jedoch hinsichtlich einer gewissen epischen Rundung im Leben Kaiser Friedrich's I. höher stehet. Kommt hin und wieder eine Wundergeschichte, so gehört sie in der Regel dem altteutschen Sagenkreise an; wie z. B. S. 323 die Erzählung vom Churer Todtenritter, welchen die im Kindbett verstorbene Mutter gesäugt hat. Dergleichen mährchenhafte Züge werden bisweilen in das sonst feste Netz ächter Thatsachen eingeflochten. Letztere herrschen entschieden vor und füllen manche bisherige Lücke entweder wirklich aus, oder geben Beiträge für die Aufhellung mangelhaft dargestellter Verhältnisse. Einzelne Beispiele mögen diesen historischen Gewinnst beweisen! — Die bekannte Freiheit der Wendischen Bauern in Kärnthen, welche vor der Huldigung den jeweiligen, in Landmannstracht erscheinenden Herzog an seine Pflichten und Obliegenheiten erinnern, wird S. 318 zuerst vollständig und nach einer, später im Schloss Tyrol niedergelegten Urkunde beschrieben. Als Gegenstück dieser ernsten politischen Handlung, in welcher den Fürsten der Bauer beeidigt, tritt die glänzende Hoffestlichkeit des Brandenburgischen Markgrafen Waldemar hervor. Der letzte Sprössling seines Stammes, gibt er 1310 zu Rostock ein durch Pracht, Zahl und hohe Stellung der Gäste, Ueberfluss an Speisen und Getränken ausgezeichnetes Fest. „Da erscheinen", heisst es, „der Dänenkönig, die Herzoge seine Brüder und ein unzählbares Gefolge, die Herzoge, Grafen, Freiherrn aus Sachsenland, die Markgrafen aus Schleswig, Stettin, Rügen und Meklenburg (?),

und so viele Grosse (magnates) dieser und anderer Lande, dass Niemand sie nennen mag. Der Markgraf wird von dem Dänenkönig zum Ritter geschlagen; tausend siebenhundert Knappen empfangen von dem Markgrafen mit dem grössten Prunk die Ritterwürde. Aus unterschiedlichen Landen waren unzählbare Frauen und Jungfrauen gekommen von unbeschreiblicher Schönheit. Auf dem Felde erhoben sich scharlachrothe, wie Gold funkelnde Zelte. Da sah man Brunnen, mit Wein, Bier und Meth gefüllt; Gruben, mit Fleisch, Fischen und andern Esswaaren ausgerüstet; Kähne, mit Gewürzen beladen. Aber bald zerfiel diese Herrlichkeit in Staub und Asche. Denn Gott strafte die unerlaubte Hochzeit des Markgrafen mit des Oheims Tochter und die weltliche Prunklust; der Brandenburger verstarb ohne Leibeserben und das Land fiel an das Reich.“ Diese Erinnerung an eine ausgleichende Nemesis, die unnützen und übertriebenen Aufwand rügt, Städte und Fürsten einladet, ihre überflüssigen Gelder den Armen zu geben, characterisirt unsern Chronisten. — Einen andern, bisher unbekannten Zug liefert derselbe für die auch sonst vielfach berührte Kirchengeschichte. In dem Kriege des Französischen Königs Philipp IV. nämlich mit den Flandrischen Städten (1302) wurden so viele Französische Ritter getödtet, dass mehre adelige Wittwen sich mit Geistlichen (clerici) verheiratheten. „Diese“, sagt der Berichterstatter (S. 340), „traten an die Stelle der gefallenen Herrn, warfen ihr geistliches Rüstzeug (arma spiritualia) hinweg und dienten auf Betrieb des Königs fortan weltlich“ (seculariter). Man sieht, der schlaue, mit der Hierarchie Bonifaz's VIII. bereits zwistige Fürst, benutzte den Heirathsdrang des Clerus und gewann so mit einem Schlage zwei Vortheile, Schwächung der Kirche durch erledigte Pfarreien und geminderten Ruf der Geistlichkeit auf der einen, Recruten für unbedingt treuen Adel auf der andern Seite. — Ein letztes Beispiel für die mannigfaltigen neuen Endergebnisse, welche Johann von Victring liefert, mag man aus der Entstehungsgeschichte des Schweizerbundes wählen. Bekanntlich hat sich unlängst, insonderheit auf Betrieb des verdienstvollen Historikers Kopp, die Ansicht geltend zu machen getrachtet, es seien die drei Waldstätte, namentlich auch Schwyz, nicht reichsunmittelbare, freie Lande, sondern unterthänige Orte Oesterreichs gewesen. Letzteres habe, glaubte man früher, nur einzelne Allodien, Lehen und Gerechtigkeiten in dem

überwiegend reichsunmittelbaren oder freien Gebiete besessen, und betrachtete desshalb die Schilderhebung im Jahre 1308 als Abwehr des Unrechts. Mit nichten!, sagt dagegen die neuere Kritik. Habsburg besass ein vollkommenes Herrenrecht (dominium); was als Freiheitsthat gepriesen oder allfällig Revolution genannt wird, ist, unparteiisch gesprochen, nur Aufruhr und gemeine Rebellion. Diese zu bemänteln, kamen die spätern angeblichen reichsunmittelbaren Rechte, vogtlichen Plackereien, Eidschwüre, Tellgeschichten u. s. w. auf. Nicht das Recht, sondern der Sieg, hat den strafbaren, ungesetzlichen Aufstand der Unterthanen in den drei Landen geadelt. Für diese freilich demüthigende Ansicht der Dinge zeugt auch das Stillschweigen der dem Ereigniss zunächst stehenden Chronisten, insonderheit der Habsburgischen, z. B. des Johannes von Winterthur. Derartigem Schluss fehlt jedoch schon an sich eine feste Grundlage. Denn das Stillschweigen gibt keineswegs in der historischen Kritik um seiner selbst willen den hinlänglichen Beweis für das Nichtvorhandenseyn eines Factums oder Verhältnisses. Bald wird aus Leichtsinn und Unwissenheit, bald aus Absicht, ein wirklich bedeutendes Begebniss übergangen, und umgekehrt untergeordneten Dingen die redseligste Ausführung gewidmet. Nur der wahrhafte Geschichtforscher weiss da zu unterscheiden; er verschweigt Kleinigkeiten und hebt wichtige, auf die Entwicklung eingreifende Gegenstände mit desto grösserer Schärfe und Sorgfalt hervor. Dergleichen geläuterte und unbestechliche Zeugen der Wahrheit — auctores sine ira et studio — sind aber von jeher selten gewesen; auch im Mittelalter treten sie nur spärlich hervor. — Die vom Stillschweigen etwa entlehnte Kritik ist also, wenn ihr andere Beweise fehlen, äusserst gebrechlich und beinahe kindisch. Für den vorliegenden Fall kann sie jedoch schon desshalb kein Ansehen besitzen, weil wirklich ein sprechender, der Zeit nahe gestellter Zeuge vorhanden ist, eben der Oesterreichische, den Habsburgern durchaus freundlich gesinnte Abt von Victring. Er beschreibt nämlich die Schlacht am Morgarten (1315. Nov. 15.) etwa also: „Auch Leopold, des Königs Friedrich Bruder, um seine und des Bruders Kräfte für die drohenden Fährlichkeiten zu wahren, rüstete ein starkes und treffliches Heer von Rittern und Edlen wider die Schwyzer, ein Bergvolk, welches von keinem Joch der Herrschaft beschwert wurde (gens in

montibus posita, nullius dominii iugo pressa). Es kannte keine Waffenübung (armis inexercitata sc. gens), sondern trieb Viehzucht und Landbau. Also hoffte der Herzog zuversichtlich, dasselbe zu unterwerfen (subjicere) und unter seine und des Bruders Dienstbarkeit zu bringen (ad sua fratrisque regni servitia cohercere). Sie aber, entschlossen, ihre Freiheit zu schirmen (libertatem [i. e. liberorum hominum conditionem], tueri volentes), und andern benachbarten Bergbauern (d. h. den Urnern, Unterwaldnern) verbündet, vergönnten dem Herzoge die Einfahrt, widerstanden aber sofort den von hohen Bergen Eingeschlossenen, stiegen wie Kraniche (quasi ibices) herab, schleuderten Steine und tödteten die Meisten, so sich weder vertheidigen noch durch Flucht retten konnten." u. s. w. (Johannes Victoriens. V., 2. p. 386.) — Diese Stelle ist entscheidend; dominium und libertas stehen einander gegenüber; das erste Wort bezeichnet Herrschaftsrecht, das zweite den freien, reichsunmittelbaren Stand; ein dominus, Landherr, fehlt bisher den Schwyzern; er soll aber von Habsburg kommen. So bestätigt denn das Zeugniss des Chronisten den im Jahre 1240 durch Friedrich II. verliehenen, auf frühere Urkunden Conrad's des Saliers gestützten (Justinger. 62.) Brief, welcher den freien Thal- und Bergleuten die Reichsunmittelbarkeit als Lohn für die vor Faënza geleisteten Dienste ertheilt. Sie heissen freie Leute, so sich in Treuen zu uns gewandt haben — liberi homines, conversione et devotione ad nos assumpta — und verbinden sich als solche bei drohenden Gefahren das erstemal 1291 unter einander und mit der Reichsstadt Zürich. (S. Kopp's Urkunden S. 34. und 37.) — Wichtig ist auch die Beschreibung des Laupenkrieges (1339), welche vielfach von den gewöhnlichen Berichten abweicht. (Joh. Victor. VI., 9. p. 437.) Die hier natürlich gemeinte, jedoch nicht genannte Stadt Bern heisst an einem andern Ort Verona (II., 5.), welches, wenn auch falsch hinsichtlich der dort berichteten Thatsache mit Peterlingen zusammengestellt wird. Diesen Platz und Verona habe, sagt der Chronist, König Rudolf im Jahre 1283 zum Gehorsam gebracht. — Daraus darf man nun mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf die ächte Sprachwurzel zurückschliessen. Der Herzog Berthold V. nämlich gab seiner Schöpfung den Namen Verona, Teutsch Bern, im Angedenken an die von dem Ahnherrn Berthold I. verwaltete Markgrafschaft Verona, gleich wie

aus demselben Grunde der markgräfliche Titel auf die Zähringische Nebenlinie Badens überging. Unbekannt mit der Veranlassung, erdichtete man später die Sage vom Bär und nahm das starke, jedoch etwas mürrische Thier in der Stadt Wappen auf.

Diesem gehaltreichen Geschichtsbuche des Abtes von Victring schliessen sich gleichsam als Bei- und Nebenwerke an die Chronik des Mönches von Fürstenfeld (1273—1326), der Bericht des Bischofs von Butrinto über die Italiänische Heerfahrt Heinrich's VII. (1310—1313), die namenlose Chronik von den Baierischen Herzogen (1311—1372), das Leben Kaiser Ludwig's IV. (1312—1347), der Streit zu Mühldorf (1322), die schöne, Teutsch geschriebene Erzählung eines Zeitgenossen, historische Anmerkungen aus einer Handschrift des Marienklosters de la Scala zu Verona (1325—1327), Ludwig der Baier von Albertinus Mussatus (1327—1329), der Hoftag zu Coblenz (1338), welcher die Klage des Englischen Königs Eduard vor Kaiser Ludwig wider Philipp von Valois behandelt, bisher unbekannte, von Herrn Böhmer entdeckte Briefe Ludwig's des Baiern (1315—1347), Leben Kaiser Karl's IV., von ihm selber beschrieben, äusserst reich an bezeichnenden, vielfach unbekannten Zügen und Nachrichten (1316—1346), besonders über den ritterlich-abentheuerlichen König Johann, endlich historische Anmerkungen des Würzburgischen Canonicus Michael von Löwen (st. 1353) und Leopold's von Bebenburg Klagelied über die Zeitläufte und die Gebrechen des heiligen Römischen Reichs (1341).

Der zweite Band beschäftigt sich mit dem dreizehnten Jahrhundert. Die Annalen Hermann's von Nieder-Altaich, einem Baierischen Benedictinerkloster, nebst der Fortsetzung (1273—1305) bilden den Mittelpunct (1152—1273). Diesen hier zuerst vollständig und kritisch herausgegebenen Jahrbüchern eines für die Hauptsachen wohl unterrichteten Zeitgenossen reihen sich an die Colmarischen Annalen (1211—1305), die Colmarische Chronik (1218—1303), die Strassburgischen Annalen (631—1272), die Thaten der R. Könige Rudolf und Albrecht (1273—1299), durch Gottfried von Ensmingen beschrieben. Dieser zeitgenössische Chronist, welchen Klosener und Königshoven benutzten, liefert viele neue, zum Theil von den bisherigen Quellen abweichende Nachrichten. Dafür möge ein

Beispiel aus der Schweizergeschichte zeugen! Der Berner Justinger S. 46. meldet über den Ausgang des Kriegs, welchen seine Vaterstadt mit König Rudolf I. führte (1289), nichts als die Friedensbedingung, Bern habe in die Ehre des im Dienste Habsburgs gefallenen Grafen von Homberg eine ewige Seelmesse zu stiften gelobt. Gottfried dagegen berichtet (S. 124), Herzog Rudolf, des Königs Sohn, habe der durch die grossen Verluste erschöpften Stadt bedeutende Geldsummen auferlegt, die Rechte einer freien Reichsgemeinde entzogen und selbst, jedoch ohne Ratification des Vaters, geboten, ein Stück der Mauern und Thore abzutragen. „Und so wurde Bern, früher Freistadt (libera civitas) zinspflichtig" (tributaria). — Des Königs baldiger Tod hinderte weitern Verfall; man sieht jetzt, warum die vielfach bedrängte Stadt sofort unter den Schirm Savoyens trat. — Darauf folgen die bisher ungedruckten Annalen von Speier (920—1272) und Worms (1221—1298), letztere reich an neuen Endergebnissen, ungedruckte Wormser Urkunden und Regesten (1074—1522), Mainzische Annalen (1083—1309), Heisterbach's Verzeichnisse der Cölnischen Erzbischöfe in drei Nummern (94—1230), Heisterbach's Leben des heiligen Engelbert (1204—1225), Auszüge aus der Chronik Gottfried's (1198—1238), Reiner's von Lüttich (1197 bis 1228), Erfurter Chronik (1223—1254), aus der Reimchronik des Melis Stoko (1247—1256), aus der Chronik Johanns von Beka (1247—1256), des Thomas Wikes (1245—1273), Martin's des Polen nebst der ungedruckten Aldersbacher Fortsetzung (1245—1286), die Annalen Conrad's von Wurmelingen (1276 bis 1294), Burkhard's von Hall (Schwäbisch) und Dyther's von Helmstadt historische, bisher ungedruckte Nachrichten (1273—1325), Hirzelin über die Schlacht bei Göllheim (1298. Teutsch), die Chronik von Osterhofen (in Baiern. 1285—1313), endlich die für Culturgeschichte wichtige Mainzer Chronik von Christian (1142 bis 1251). Dieser, aus einem sehr alten und angesehenen Mainzer Geschlecht entsprossen, Domprobst und von 1249—1251 Erzbischof und nach halb freiwilliger, halb gezwungener Resignation Glied des Hospitalordens (s. Böhmer, Vorrede S. 28) und in Paris verstorben (1251), hat äusserst denkwürdige, wenn auch nicht immer ob der vielen erlittenen Unbilden parteilose Aufzeichnungen hinterlassen. Für die Kunst-

und Sittengeschichte des zwölften Jahrhunderts ist besonders lehrreich die Beschreibung des Mainzischen Kirchenschatzes und die Art und Weise, wie er in Folge einer wahrhaften, politisch-kirchlichen Volksrevolution grösstentheils zu Grunde ging. Da sahe man kostbare Purpurdecken in Fülle, wunderschöne und buntgestickte Tapeten (tapetia mira picturae varietate distincta), in Gold eingewebte Altar-, Bank- und Stuhldecken, allerlei Arten von kostbaren, mit Gold und Edelgestein verzierten Priester- und Messgewändern, ein Stück so schwer von Gold, dass es der Altardiener mit Mühe und nur auf kurze Zeit tragen konnte, eine vergoldete Silberstange (pertica), welche, an hohen Festtagen ausgestellt, kleine elfenbeinerne und silberne Reliquienkästchen trug; inmitten derselben leuchtete, von zwei goldenen Ketten gehalten, ein Smaragd, melonenähnlich, von der Dicke und Grösse einer halben reifen Melone und hohl. In die Vertiefung, welche ein Deckel verbarg, goss man Wasser und setzte zwei oder drei kleine Fische hinein. Bewegten sich nun diese, so glaubten Thoren und alte Weiber (vetulae), der Stein sey lebendig geworden. (Pia fraus.). — Höchst sinnreich gearbeitet waren die goldenen und silbernen Becken uud Rauchpfannen; das eine dieser Geräthe bestand aus einem gehöhlten, lindwurmartigen Onyxstein; den Platz des Drachenauges vertrat ein Topas, so gross wie die Hälfte des Eidotters; ein anderes Paar von Rauchpfannen glich aus Silber gearbeiteten, lebensgrossen Kranichen. Unter den vielen, mit Gold, Silber und Edelgesteinen geschmückten hölzernen Kreuzen besass die mannesgrosse, mit Gold stark bekleidete Benna (alt-celtisch, d. i. Wagen) an feinem Gold 600 Pfund (libras), das Pfund zu zwei Marken Goldes. Karfunkelsteine vertraten die Stelle der Augen. — Wer denkt hier nicht ohne Furcht vor Profanation an den Schmuck der Pallas Athene? (Thuc. I., 13.). Denn Heiden wie Christen scheinen Tempel- und Kirchenthesauren bisweilen auch als sichere Stätten wider Raubgier und Diebstahl betrachtet zu haben. Und in der That, so wenig der Apollotempel in Delphi bei wechselndem Zeitgeist den frevelnden Gelüsten widerstand, haben auch im Mittelalter und in der neueren Zeit die Kirchenschätze den Einbruch aufgereizter Rotten durch Scheu vor dem Heiligen abgehalten. Dafür liefert grade die bewunderungswürdige Kunst- und Silberkammer des Mainzer Doms ein warnendes Beispiel. Arnold aus Selhoven nämlich hatte durch Gewalt und Bestechung nicht ohne

Gunst des heiligen Stuhls den lästigen Vorgänger Heinrich vom erzbischöflichen Sitz des goldenen Mainz verdrängt und bald im Geheimen Hand an etliche Stücke des Kirchenschatzes gelegt (1153). Gemach brach aber unter den Bürgern blutiger Zwiespalt aus für den einen und andern Nebenbuhler, massloser, weil persönliche und örtliche Triebfedern hinzutraten. Man stritt Tage lang in den Gassen mit Schwertern, Lanzen, Knitteln; auf beiden Seiten sanken viele Wunde und Todte darnieder; Leidenschaft, Rachegefühl wuchsen. Endlich kam am Johannistage (24. Junius 1160) die Entscheidung. Am frühen Morgen stürmte das Volk, Alt und Jung, unter Glockengeläute wider das vor der Stadt gelegene Kloster der Jacobiner, in welchem Arnold, heimgekehrt von einer Reise gen Bingen, arglos übernachtete. Geschosse, Steine, Feuer nöthigten die erschreckten Mönche zur Flucht, unter ihnen den Erzbischof. Obschon verkleidet als Ordensbruder, wurde er erkannt, mit Knitteln, Steinen, Schwertern grausam darniedergeschlagen, der Kleider, Ringe, Reliquien beraubt und hart an den Stadtgraben geworfen, Hunden und Wölfen zur Beute. „So lag er hier", heisst es buchstäblich in dem Bericht, „ganz nackend drei Tage lang. Da kamen etliche böse Weiber, Käse-, Eier- und Gemüsehändlerinnen, Höckerfrauen, feile Dirnen, und schlugen mit Steinen dem Oberhirten die Zähne aus, andere aber stiessen ihm glühende Stäbe und Feuerbrände in den Schlund und fügten mit Zungen und Lippen die schauerlichsten Verwünschungen hinzu. Erst nach dem dritten Tage hoben die Kanoniker der heiligen Maria den unkenntlichen, in Verwesung übergegangenen Leichnam heimlich auf und brachten ihn unter Thränen und Seufzern in die Kirche. — Der grosse Schatz aber verschwand schnell; ein bedeutender Theil, glaubt man, kam in die Hände des Kaisers (Friedrich I.), ein anderer wurde geraubt, gestohlen, den Juden verpfändet; die kostbaren Steine des Heiligthums flogen in die Taschen der Diebe." —

Stehet diese Revolutionsscene dem furchtbarsten Terrorismus der neueren, besonders Französischen Zeit nach? Mit nichten; sie behält vielmehr den Vorrang. Man hüte sich also, lüsterne Blicke auf Priesterherrschaft und Glaubenswirren zu werfen! Es gibt keine schmachvollere, schärfere Geissel, denn Hierarchie, wenn sie aus dem Geleise des vorgezeichneten Gesetzes weicht und für die angebliche Verherrlichung des Himmels den Fanatismus der Menge aufruft. Diese freilich triviale, häufig

jedoch vergessene Wahrheit erscheint fast auf jedem Blatt der Geschichte, sobald sie den Conflict der weltlichen und geistlichen Macht offenbart.

Uebrigens bedarf es keiner besondern Anzeige, dass der Herausgeber den Text der Chroniken mit der gewissenhaftesten, philologisch-kritischen Sorgfalt besorgt hat, wie sie schon seine frühern Arbeiten, namentlich das Frankfurter Urkundenbuch, erwarten liessen.

Diese Behandlungsweise möge namentlich der Herr Professor Höfler beherzigen, welcher jetzt die Schuld seiner kritischen Sünden einem Copisten in Wien aufbürdet und mittelst dieses Trösters hartnäckig die Aechtheit seiner falschen Lescarten behauptet. — (Augsb. A. Z. April 2.)

Im Februar. **Kortüm.**

Ganganelli, der Kampf gegen den Jesuitismus. Ein Charaktergemälde für unsere Zeit von K. M. E. Karlsruhe, bei Macklot. 1845. 8.

Wer sollte nicht beim Lesen des Titels dieser Schrift von ihr, wo nicht neue geschichtliche Auskünfte über den ausgezeichneten Oberhirten, dessen Namen sie trifft, doch eine aus geschichtlichen Quellen geschöpfte treue Darstellung des Charakteristischen seiner kirchlich-religiösen Wirksamkeit erwarten? Der Inhalt entspricht aber dem Titel keineswegs. Dichtung und Wahrheit sind hier so untereinander gemischt, dass es für Jeden, der mit der geschichtlichen Wahrheit in Beziehung auf jene merkwürdige Persönlichkeit nicht genau bekannt ist, schwer seyn muss, das Wahre von dem Erdichteten zu scheiden und sich vor Täuschung zu bewahren. Für ein geschichtliches Charakterbild hat die Schrift zu wenig objective Wahrheit, und für einen geschichtlichen Roman zu wenig dichterisches Verdienst. Bekanntlich ist Nichts auf Erden und im Himmel, dessen unsere neue Romantik sich nicht bemächtigt hätte. Dagegen wäre an sich eben so gar viel nicht einzuwenden, woferne die Romantik ihre Erzeugungen nur für Dichtungen will angesehen wissen. Selbst die Geschichte kann sich diess gefallen lassen, ohne über Ungebühr zu klagen, woferne die Romantik gleich der Dramatik persönliche Charaktere und wirklich Geschehenes dichterisch, doch mit den lebendigen Farben der Wahrheit oder doch der Wahrscheinlichkeit ausmalt und uns in einem zauberischen Spiegelbild vor die Seele führt.

(Schluss folgt.)

Nr. 27. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Ganganelli: Kampf gegen den Jesuitismus.

(Schluss.)

Anders gestaltet sich das Verhältniss der Romantik zur Geschichte, wenn erstere die ernste Gestalt der letzteren annimmt und geschichtliche Wahrheit zu erzählen vorgibt, während sie, um bei Blöden und Nichtunterrichteten Glauben zu finden, Thatsächliches und blos Erdichtetes, wirkliche Urkunden und Reden mit ganz Erdichtetem dergestalt vermengt, dass die Meisten das wirkliche an der Zuthat der dichtenden Einbildungskraft nimmer zu sondern vermögen. Als die Geburt einer solchen Zwitter-Romantik die fragliche Schrift zu bezeichnen, hält Ref. eben desshalb für Gewissenspflicht, weil er das Vortreffliche der Persönlichkeit, von der sie handelt, wahrhaft und mit Liebe verehrt. Hätte der dem Ref. ganz unbekannte Verfasser auch nur die längst veröffentlichten Schriften Ganganelli's und die vorliegenden Nachrichten von seinem Leben und Wirken gehörig benutzt, so wäre es seinem Talent gewiss ein Leichtes gewesen, ein für unsere Zeit wirklich eben so anziehendes als belehrendes Bild aufzustellen. Allein der Verf. hat vorgezogen, seine eigenen Ansichten und Denkweisen mit denen von Ganganelli zu versetzen und sie seiner Charakterschilderung gleichsam als Folie unterzuschieben. Dadurch ist, die Absicht möge noch so wohlmeinend gewesen seyn, das Gemälde zum Zerrbild geworden. Das Nachweisen der vielen Unrichtigkeiten und Verstösse gegen alle Wahrscheinlichkeit im Einzelnen würde selbst ein Buch erfordern. Hier genüge, auf die Consistorialrede hinzuweisen, die der Verf. S. 312 ff. dem Pabst Clemens XIV. in den Mund legt, und worin er ihn die Freiheit aller christlichen Kirchen von der bisherigen Obervormundschaft Roms als den einzigen Ausweg zum Heil und zur Rettung bezeichnen lässt. Ref. kennt kein Aktenstück, das dem Verf. den Stoff oder auch nur die Grundzüge zu einer solchen Rede hätte darbieten können. Auch hat der Verf. sich vergebens bemüht, ihr durch das, was er über die englische Staatskirche hineinflicht, einigen Schein

von Wahrheit zu geben. Dennoch haben sich öffentliche Zeitblätter bald nach dem Erscheinen seines Buchs beeilt, die Rede als eine wirklich gehaltene dem grossen Publikum aufzutischen. Wohl lag es im Sinne dieses edeln Pabstes, dass jede Kirchenprovinz die evangelische Freiheit habe, sich in den besondern Dingen ohne Störung der Einheit im Allgemeinnothwendigen nach ihrem Bedürfniss einzurichten. Aber so wie der Verf. ihn reden lässt, hat sich der Pabst gegen die Kardinäle nicht aussprechen können. Mancher wird vielleicht zur Entschuldigung des Verf. sagen: si non e vero, e ben trovato. Dieser Entschuldigung kann aber Ref. nicht beipflichten, hält sich vielmehr für ganz gerechtfertigt, indem er als Freund der Wahrheit auf die romantische Täuschung, die mit geschichtlichem Ernst sich aufdrängt, aufmerksam macht, wenn gleich ihr Einschleichen in die Kirchengeschichte nicht zu besorgen ist, da die gesunde Kritik ihr jeden Zugang verschliessen wird.

Constanz.

J. H. Wessenberg.

Die literarische Bildung der Jugend, aus dem Italienischen des Dr. Paride Zajotti, mit einem Lebensabriss und Auszügen aus des Verfassers früheren Schriften von Heinrich Stieglitz. Triest, in Commission bei H. F. Favarger. 1845. CXLV. und 211 Seiten in 8.

Das jüngste Werk eines edlen Verstorbenen darf stets auf Theilnahme rechnen, zumal wenn der Kreis seiner Bildung und seines geistigen Schaffens die Grenzen seiner eigenen Heimath überschritten hat. Bei Zajotti war dies der Fall; er gehörte zu den Naturen, in denen sich der geistige Austausch zweier Nationen begegnet; in Deutschland nach Verdienst geschätzt, war er es zugleich, der den geistigen Erzeugnissen Deutschlands in Italien eine allgemeine und befruchtende Anerkennung zu schaffen suchte.

Herr Stieglitz hat uns diese Schrift in leichter, anmuthiger Uebertragung näher gebracht und zugleich in einer grösseren Einleitung Leben und geistiges Wirken seines verewigten Freundes trefflich gezeichnet. Er schöpft diese Entwicklungsgeschichte theils aus dem früheren Leben und der reichen literarischen Thätigkeit Zajotti's, theils aus

der persönlichen Kenntniss und dem vertrauten Umgang mit ihm; wir bekommen so ein anziehendes, frisches Bild, das von der Pietät des Freundes eine wohlthuende Wärme erhält. Zajotti war zu Trient (1793) geboren; seine Anlagen und Studien berechtigten früh zu grossen Hoffnungen, die sich sehr bald zu erfüllen schienen. Während seiner akademischen Laufbahn zu Bologna entwickelte sich in ihm das vaterländische Talent des Improvisirens in solchem Grade, dass sich die glänzenden Zeiten dieser poetischen Gattung durch ihn schienen erneuern zu wollen; mit Huldigungen überschüttet, von Allen bewundert, blieb der junge Zajotti gleichwol den ernsten juristischen Studien zugewandt, deren praktische Anwendung sein Lebensberuf ward. Von seinem zwanzigsten Jahre an bis zu seinem Tode (29. Dez. 1843) war er in richterlichen Aemtern zu Trient, Lodi, Verona, Mailand und Venedig beschäftigt; die Momente der Muse widmete er der literarischen Thätigkeit, die ihn zugleich als wissenschaftlichen Juristen, als Aesthetiker und Kritiker bekannt gemacht hat. Sein Haus in Venedig, sagt der Herausgeber, gestaltete sich immer mehr zu einem geistigen Mittelpunkt; immer mehr erweiterte sich der Kreis, in welchem man Alles versammelt fand, was vorwaltend höheren Interessen huldigte. Aber nicht etwa so in beliebt moderner, allgemein „geistreicher“ Weise waren die Gespräche, die in diesem Kreise geführt wurden; auch galten sie nicht Paradepferden dialektischer Schaustellung; hier hatte jede Eigenthümlichkeit ihr Recht und zählte nur, wenn sie als solche einfach und freimüthig hervortat, sey es auf eignem Gebiete, sey es im Eingreifen in das Gesammte.

Das geistige Wirken Zajotti's, wovon uns Herr Stieglitz aus den Werken selber eine unmittelbare und treffende Anschauung gibt, gehörte seinem bedeutendsten Theile nach der literarischen Kritik und Aesthetik an; sein Schaffen ruhte hier auf dem Grunde einer tüchtigen klassischen Bildung und einer edlen, ernsten Individualität, wie sie eine ächte klassische Bildung bedarf. Was er in literarischen Beurtheilungen, in polemischen Aufsätzen und in selbstständigen Schriften über Poesie, über Sprache, über Geschichtschreibung niedergelegt hat, gibt allenthalben Zeugniss von einer gediegenen Männlichkeit, in welcher der ernste Inhalt mit der anmuthigen Form so innig wie bei den Alten verschmolzen war. Uns Deutschen begegnet er hier wie ein Verwandter; denn wir finden in ihm die Elemente der Bildung, die grosse Schule des An-

tiken ganz so wieder, wie sie sich bei den Besten unserer eigenen Nation herausgebildet hat. Der Herausgeber hat dafür aus den verschiedenen literarischen Erzeugnissen Zajotti's treffende Belege gegeben; überall fühlen wir uns heimisch, denn er erinnert uns entweder an den verjüngenden Quell unsrer eignen Nationalbildung, oder wir finden in ihm unmittelbare Beziehungen zu unsern besten Schriftstellern, die Zajotti neben den Griechen und Italienern offenbar am meisten schätzte. Die Lessing'sche Kritik, die Göthe'sche und Schiller'sche Dichtung haben auf ihn zurückgewirkt; namentlich hat er — bei romanischen Nationen gewiss eine Seltenheit! — die Lessing'sche Natur ihren deutschen und antiken Elementen nach vortrefflich erfasst, und es ist für uns nicht schwer, die Punkte in Zajotti's einzelnen Schriften aufzufinden, in denen die Bekanntschaft mit der deutschen Bildung fruchtbar geworden ist.

Besonders nahe steht unserem Bildungskreise die vorliegende Schrift (Della letterature giovanile); sie berührt in einer schönen und anmuthigen Form eine Menge von Fragen, die uns Deutschen so nahe liegen, wie nur immer dem italienischen Publikum Zajotti's. Was er über die literarische Bildung der Jugend sagt, gilt jeder Jugend der gegenwärtigen Zeit; nur Weniges ist von so localer Färbung, dass es dem Nichtitaliener ferne läge. Eine tiefe Kenntniss der jugendlichen Natur, eine warme Begeisterung für die klassische Bildung Griechenlands, Italiens und Deutschlands kömmt dem Verf. dabei glücklich zu Hülfe, und durch das Ganze weht der Geist strenger Sittlichkeit und Religiosität, der gediegene Sinn einer Bildung, die aus der Jugend Männer, nicht Kinder oder jugendliche Greise zu erziehen strebt. Was er z. B. über die literarische Thätigkeit der Jugend, was er über die Wirkung der klassischen Studien sagt, ist auch für unsere Verhältnisse so treffend, dass man ohne Bedenken sich den Hintergrund der deutschen Oertlichkeit statt der italienischen substituiren kann.

Selbst da, wo Zajotti Gegenstände bespricht, die dem engeren Kreise Italiens angehören, weiss er in wenigen Zügen sehr treffend den allgemeinen Gesichtspunkt festzuhalten; so z. B. über die Sprache. „Die Worte", sagt er, „sind gesprochene Gedanken; daher ist es unerlässlich, dass sie zur Erlangung wirksamen Eindrucks sich in Verschwisterung mit dem Gedanken erzeugen, und dass alle sich mit jenem Lichte

tränken, in welchem der Gedanke strahlt; das aber ist durchaus unmöglich, wenn sie nicht schon bereit und reichlich in dem Geistesschatze sich vorräthig finden, wenn der Begriff nicht gleich bei seinem Entstehen das ihm angemessene Kleid vorfindet, sondern es mühsam suchen und erst abwarten muss. Jede Anstrengung in solchem Falle wird gewiss vergeblich seyn. Wenn die ursprüngliche Idee in den Schriften matt und dunkel sich hervorwindet und mit träger Aengstlichkeit das Wort muss ausgespähet werden, das ihr Kraft und Glanz verleiht, so kann wohl durch grosse Anstrengung der Gedanke herausgeputzt werden mit einer ungleichen zusammengerafften Zierlichkeit, es kann ihm auch ein Schein von Belebtheit angethan werden, aber das wahre Leben ihm einzuflössen, jenes Leben, das da lebendig macht, das vermag Niemand.“

Treffend und schön spricht sich Zajotti über die modern-französische Schule von Geschichtschreibern aus, die man die fatalistische nennt; „die Menschen“, sagt er, „sind für sie nichts als Zahlen, aneinandergereiht zur Erlangung irgend eines Resultats; die Gesellschaft ist nichts als eine Masse, unwiderstehlichen Gesetzen unterworfen, welche unabwendbar sich erfüllen müssen. Hinter den mit einem Anschein selbstständigen Handelns sich bewegenden Menschen sieht ein solcher Geschichtschreiber eine eiserne Hand, die sie stösst und vorwärts treibt, und daher muss er sich gleichgültig verhalten bei ihren vergeblichen Mühen; ohne Unwillen gegen das Laster, ohne Bewunderung für die Tugend muss er theilnahmslos berichten Alles, was er sieht, denn Tugend und Laster sind für ihn nur zwei verschiedene Zufälligkeiten, beide bestimmt, die grosse humanitäre Maschine vorwärts zu treiben.“ Mit Recht hebt Zajotti hervor, dass es eine falsche Deutung des Begriffs der Unpartheilichkeit ist, sich mit dieser fatalistischen Kälte den Entwicklungen des Menschenlebens entgegenzustellen; „die Geschichte“, sagt er, „soll unpartheiisch seyn, aber die Neutralität zwischen dem Laster und der Tugend ist nicht Unpartheilichkeit, sie ist Feigheit.“ Die Lehre von den „abgemachten Thatsachen“ ist ihm im Munde des Geschichtschreibers eine feige; er sieht eine grosse sittliche Gefahr darin, „wenn der Historiker sich hinter seine schauerliche Theilnahmslosigkeit verbollwerkt, wenn er keine zurückdonnernde Stimme gegen das Laster, kein mildes Wort des Trostes für die Tugend hat.“

Mit derselben Wärme spricht er sich an einer andern Stelle gegen

die moderne Novellistik der Franzosen aus, welche behauptet, Abdruck der Gesellschaft zu seyn. „Eine Gesellschaft, deren Ausdruck die Geschichte der Dreizehn, Lelia, die Mysterien von Paris, der Thurm von Nesle, würde schlimmer seyn als die Verbrecherstadt, welche zum Rinnsaal jeder Unthat Philipp stiften wollte, bei weitem schlimmer als eine Räuberhöhle. Eine solche Gesellschaft würde in kurzer Zeit sich selbst vernichten.“ (S. 182). Mit treffenden Gründen weist er die gewöhnliche Apologie zurück, solche Bücher seyen eben eine nothwendige Frucht des socialen Lebens; gerade in einem solchen Augenblick erklärt er die Aufgabe der Literatur für doppelt gross, der sittlichen Verwilderung entgegenzuwirken.

In diesen Parthien tritt der Verf. ganz aus dem Kreise des italienischen Lebens heraus; was er da sagt, darf in Frankreich und Deutschland eben so gut beachtet werden, als jenseits der Alpen. Für seine vaterländische Jugend hatte Zajotti zunächst im Auge, die schlimmen Einflüsse französischer Schmutz- und Modeliteratur abzuhalten und ihnen dafür von allem Fremden das klassisch Antike und das Deutsche als nachahmungswerth hervorzuheben. Die Art, wie es geschieht, ist wohl geeignet, mächtig auf das regsame Jünglingsalter zu wirken; alle geistigen Berührungspunkte dieser Periode werden mit geistreicher Frische, mit gediegenem sittlichem Ernste besprochen, und zwar in einer edlen, feinen Form, die, ohne rhetorischen Schmuck zu suchen, von dem fruchtbaren Wirken klassischer Studien das günstigste Zeugniss gibt. Man fühlt das auch in der deutschen Uebertragung, obwohl der verschiedene Charakter unserer Sprache vieles von dem Musikalischen hat verwischen müssen, das Zajotti's Darstellung eigen war.

Es ist nicht zu fürchten, dass diese treffliche Schrift mit dem gewöhnlichen Wuste der jährlichen Uebersetzungsliteratur in Eins wird zusammengeworfen werden; dass Herr Stieglitz, dem beinahe die Hälfte des Ganzen angehört, durch Uebertragung und Einleitung sich ein wirkliches Verdienst erworben hat, davon wird sich jeder Kundige leicht überzeugen.

L. Haeusser.

Questions de l'histoire de l'art, discutées à l'occasion d'une inscription Grecque gravée sur une lame de plomb, et trouvée dans l'interieur d'une statue antique de bronze; par M. Raoul-Rochette. Mémoire destiné a servir de complément à la lettre à M. Schorn du même auteur. Paris, 1846. 210 S. 8.

Wir haben schon einige Male in diesen Blättern Gelegenheit gehabt, zu zeigen, wie durch die Controversen der beiden französischen Akademiker Letronne und Raoul-Rochette mehrere früher entweder gar nicht, oder nur oberflächlich berührte Fragen der Alterthumswissenschaft allseitig geprüft, aufgeklärt und der Entscheidung mehr oder weniger entgegengeführt worden sind. Zur Erörterung einiger solcher Punkte gab neuerdings die in ihrer Art einzige Entdeckung einer griechischen Inschrift, welche auf einer bleiernen Platte eingegraben ist und im Innern einer antiken Bronze-Statue verborgen war, Veranlassung. Die vor etwa zwölf Jahren an der toscanischen Küste im Meere gefundene und für die Sammlung des Louvre erworbene Bronze-Statue von archaischem Stil zeigte deutliche Spuren, dass sie in ihrem Innern salzige Stoffe enthalten müsse, welche sie zu zerfressen drohten. Als man daher im Jahre 1842 zu ihrer Reinigung schritt, war man nicht wenig überrascht, als aus den Oeffnungen der eingesetzten Augen eine in drei Stücke zerfallene Platte aus Blei herausfiel mit der Inschrift [μ]ΗΝΟΔΟ ...... ΦΩΝ ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΟ[υν]. Welch sonderbare Idee dieser Künstler, ihre Namen im Innern einer Statue niederzulegen, wo sie ohne den ausserordentlichen Umstand, welcher sie ans Tageslicht brachte, für immer verborgen geblieben wären! Den Schleier dieses Geheimnisses suchte Herr Letronne in einem Mémoire zu lüften, das er in der Academie des Inscript. et Belles-Lettres in den Sitzungen vom 30. September und 6. Oktober 1842 vorlas und das nun in dem Bd. XV. der Mémoires de l'Academie p. 128—176 gedruckt und auch besonders abgezogen worden ist. Er suchte darin darzuthun, dass die alten Bildhauer ihre Namen zwar auf Bildsäulen setzen durften, welche für Privatleute ausgeführt wurden, selbst wenn dieselben Gottheiten darstellten und in einen Tempel geweiht werden sollten, dass ihnen aber diese Erlaubniss häufig verweigert worden sey, wenn es sich um Götterbilder handelte, welche unter öffentlicher Autorität gemacht und in einen Tempel geweiht wurden;

daran knüpfte er die weitere Bemerkung, dass der Gebrauch des Aoristes (ἐποίησε) oder des Imperfectes (ἐποίει) ein Merkmal für die Beurtheilung des Zeitalters eines Kunstwerkes an die Hand gebe, indem das Imperfectum einer neuen, der Aorist einer alten Epoche angehöre; endlich suchte er darzuthun, dass die Statue einen Apollo darstelle. Die Bekämpfung dieser drei Behauptungen hat sich Herr Rochette in der oben genannten Schrift zur Aufgabe gesetzt, und seinen Kampf mit einem solchen Aufwand von Gelehrsamkeit geführt, dass seine Schrift ein wichtiger Beitrag zu der Geschichte der Kunst geworden ist.

Die einzige Stelle, womit Herr Letronne das häufige Verbot, die Namen der Künstler auf Götterbildern, welche unter öffentlicher Autorität gemacht und in einen Tempel geweiht wurden, zu setzen, belegen kann, ist Cic. Tusc. I., 15: quid enim Phidias sui similem speciem inclusit in clypeo Minervae, quum inscribere non liceret? Aber abgesehen davon, dass diese Stelle dadurch verdächtig ist, dass der absolute Gebrauch von inscribere gegen den sonstigen Sprachgebrauch Cicero's ist, der in der angeführten Stelle so fortfährt: quid nostri philosophi? nonne in his ipsis libris, quos scribunt de contemnenda gloria, sua nomina inscribunt, dass daher schon Ernesti aus sprachlichen Gründen quum inscribere nomen liceret schreiben wollte, wird diese Conjectur noch wahrscheinlicher durch das Zeugniss Plutarch's, welcher Vit. Pericl. 13. ausdrücklich sagt: ὁ δὲ Φειδίας εἰργάζετο μὲν τῆς θεοῦ τὸ χρυσοῦν ἕδος καὶ τούτου δημιουργὸς ἐν τῇ στήλῃ εἶναι γέγραπται. Hier stehen also zwei Zeugnisse einander direct gegenüber, und wenn man die Glaubwürdigkeit der Zeugen abwägen will, so dürfte es wohl Plutarch, der besondere Quellenforschungen für seine Biographie des Pericles anstellen musste, über Cicero davon tragen, der nur eine gelegentliche Anspielung auf dieses Factum macht. Wollte man aber auch dem Zeugnisse des Cicero den Vorzug geben, so wäre man damit doch noch nicht berechtigt, aus diesem einzelnen Factum auf die Allgemeinheit dieser Maassregel zu schliessen. Wenn daher Herr Letronne sagt: „on sait que Phidias, malgré la toute-puissance de Périclès, ne put obtenir la licence d'inscrire son nom sur la Minerve du Parthenon", so lässt sich dagegen im Gegentheil fragen, gerade wegen der Allmacht des Pericles und der dadurch aufgeregten Intriguen der Gegenpartei, welche ihre Angriffe vorzugsweise auf Phidias als Hauptagenten von Pericles's

Bauunternehmungen richtete, wurde ihm die Ehre, seinen Namen auf das Bild zu setzen, entzogen. Dass aber dieses Verbot in weiterem Umfange angewendet worden sey, dafür fehlt es durchaus an Zeugnissen, während uns die Berichte des Pausanias und anderer Schriftsteller über die Hauptsammelorte der griechischen Kunst, Olympia, Delphi und die Acropole von Athen und zahlreiche Entdeckungen an dem letzteren Ort eine Menge von öffentlichen Denkmälern an die Hand geben, auf denen die Künstler ihre Namen verewigt haben. Dafür hat Herr R. R. aus dem bekannten Schatze seiner ausgebreiteten Denkmälerkunde eine so grosse Anzahl von Beispielen angeführt, dass der erste Theil seiner Aufgabe, die Befürchtung, es sey den Künstlern verboten gewesen, ihre Namen auf öffentliche Denkmäler zu setzen, als eine alles historischen Grundes entbehrende darzuthun, auf eine überzeugende Weise gelöst ist. Aber wenn auch die allgemein historische Frage durch diese Untersuchung zur Entscheidung gebracht ist, so bleibt doch in Rücksicht auf den vorliegenden Fall die nahe gelegene Frage übrig: was hat die Künstler bewogen, ihre Namen auf einer Bleiplatte in dem Innern der Statue niederzulegen? Wunderbare Erscheinungen dieser Art begegnen uns auf dem Gebiete der Alterthumsforschung nicht selten; wir erwähnen nur aus neuester Erinnerung der auf beiden Seiten mit Keilschrift bedeckten Alabasterplatten an den Wänden des Palastes von Chorsabad. Das Unbegreifliche der Annahme, dass man bei der ursprünglichen Anlage dieses Palastes auch die der Mauer zugekehrten Theile dieser Deckplatten mit Inschriften versehen habe, verbunden mit der vermeintlichen Beobachtung, dass die Keilschrift auf beiden Seiten verschieden sey, veranlasste Botta zu der Vermuthung, dass diese Platten zuerst in einem andern Gebäude angebracht gewesen und nach dessen Zerstörung in den Palast von Chorsabad verwendet und auf ihrer leeren Seite mit neuen, auf die Geschichte des Erbauers bezüglichen Inschriften versehen worden seyen. Bestätigt sich aber der neueste Ausspruch der Orientalisten, dass die Schrift auf beiden Seiten die gleiche sey, und dass die Rückseite die Fortsetzung von dem Texte der Vorderseite enthalte, so haben wir dasselbe Räthsel, wie bei unsern beiden Künstlern, dass Inschriften, die man doch in der Absicht macht, dass sie gelesen werden sollen, an einem Orte angebracht wurden, wo sie den Augen der Leser unzugänglich waren. Wie ein solches Verfahren zu erklären sey, vermögen wir nicht zu sagen, und in dersel-

ben Rathlosigkeit lässt uns Herr R. R., wenn wir die Frage aufwerfen, was die beiden Künstler bewogen haben könne, ihre Namen im Innern der Statue zu verbergen. Insofern ist der Erklärungsversuch des Herrn Letronne, dass es ihnen nicht erlaubt gewesen sey, sie an der Statue selbst oder an der Base derselben anzubringen, sehr nahe gelegen, und hatte er diese Ansicht als blosse Vermuthung über den speciellen Fall ausgesprochen, ohne eine allgemeine Theorie daran zu knüpfen, so liesse sich nichts aussetzen; da er aber auf eine blosse Vermuthung in einem einzelnen Falle, über dessen nähere Verhältnisse durchaus nichts bekannt ist, Folgerungen für eine allgemeine Sitte des Alterthums knüpfte, so überschritt er die dem Historiker gestatteten Gränzen. Herr R. R. hat nun zwar seinen Gegner in diese Grenzen zurückgewiesen, aber da er das Factum zwar leise in Zweifel zieht (p. 60), jedoch nicht läugnet, so bleibt uns der unbefriedigte Wunsch nach einer Erklärung desselben.

Betrachten wir nun unsere Inschrift näher. Sie besteht aus drei Fragmenten, die in folgender Ordnung zu stellen sind:

1. Fragment.	2. Fragment.	3. Fragment.
ΗΝΟΔΟ	ΦΩΝΡΟΔ	ΙΟΣ ΕΠΟΟ

Herr Letronne hat sich begnügt, den ersten Namen durch Μηνόδοτος und das Verbum durch ἐπόουν zu ergänzen, den Namen des zweiten Künstlers aus Rhodos aber, welcher auf ...φων endet, musste er unergänzt lassen. Herr R. R. führt die Sache um einen Schritt weiter, indem er mit Hülfe einer in Athen gefundenen Inschrift

.... ΧΑΡΜΗΔΟΥ ΚΑΙ ΜΗΝΟΔΟΤΟΣ ΑΡΤΕΜΙΔΩΡΟΥ ΤΥΡΙΟΙ ΕΠΟΙΗΣΑΝ

annimmt, dass derselbe Menodotos aus Tyros, der mit einem Landsmanne, des Charmedas Sohn, arbeitete, sich bei Verfertigung unserer Bronze mit einem Meister aus Rhodos verbunden habe, dessen Name unbekannt bleibt, da uns trotz des Zuwachses, den das Verzeichniss der rhodischen Künstler in neuester Zeit erhalten hat, doch keiner bekannt ist, dessen Namen auf φων endigt. Diesem nach lautete die Inschrift:

Μηνόδοτος Τύριος καὶ ....φων Ῥόδιος ἐπόουν.

In Betreff des Zusammenarbeitens zweier Künstler an einer Statue glaubt Herr Letronne, dass in dem Fall, wo es sich von einer Bronze handelt, der eine der Bildhauer, der andere der Giesser sey, — eine

Ansicht, die schon früher G. Ross im Kunstblatt 1836. Nr. 16. aus Veranlassung der Künstler Kritios und Nesiotes ausgesprochen hat. Herr R. R. widerlegt aber diese Deutung sehr treffend durch die Nachweisung, dass Nesiotes, aus dem man auf die angeführte Weise einen einfachen Giesser macht, von Plinius H. N. 34, 8, 19. unter den grossen Meistern des pericleischen Zeitalters, Alcamenes, Critias, Hegias aufgeführt und auf der Base einer Statue nach Schöll, Archäolog. Mittheil. p. 46. als alleiniger Meister (ΝΕΣΙΟΤΕΣ ΕΠΟΙΕΣΕΝ) genannt wird. Wenn aber nun Herr R. R. glaubt, die einzige in solchem Fall noch übrige Hypothese sey die, dass ein solcher zusammen arbeitender Künstler der in zweiter Linie genannte Schüler des ersten sey, welcher bereits eine solche Stufe von Kunstfertigkeit erreicht habe, dass ihn der Meister für würdig hielt, sein Mitarbeiter zu werden, und dass ein solcher die Aufgabe gehabt habe, das vom Meister gemachte Modell so weit auszuführen, dass dieser nur noch die letzte Hand anzulegen brauchte, so widerspricht dieser Annahme die bekannte Stelle von Laocoon Plin. 36, 4, 11. ex uno lapide eum et liberos dracónumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices Agesander et Polydorus et Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domos Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone et singularis Aphrodisius Trallianus. Unter diesen drei Meistern ist kein Unterschied des Ranges, vermöge dessen den zwei zuletzt genannten nur die untergeordneten Theile der Arbeit zugekommen wären, sondern sie arbeiteten nach einem gemeinschaftlich entworfenen Plane, und ebenso ist auch bei den drei folgenden Künstlerpaaren nirgends die Unterordnung des einen unter den andern angedeutet, vielmehr will Plinius sagen, jeder einzelne hätte verdient, ein berühmter Meister zu werden, aber das Zusammenarbeiten sey ihrem Ruhme hinderlich gewesen; allein wir würden den gleichen Fehler begehen, wie Herr Letronne und R. R., wenn wir nun behaupten wollten, solche zusammenarbeitende Künstler seyen jedesmal Meister gleichen Ranges gewesen; wir wollen und dürfen nicht mehr behaupten, als dass nicht alle Fälle über einen Leisten geschlagen werden dürfen. Die Inschriften geben uns in der Regel über das Verhältniss der Künstler zu einander keinen Aufschluss; es ist daher in den meisten Fällen möglich, dass eines der drei angegebenen Verhältnisse Statt gefunden habe; wenn man aber

auf eine Annahme, bei deren Begründung man nicht über die Wahrscheinlichkeit hinausgekommen ist, sofort eine allgemeine Theorie gründen will, so verfällt man in denselben Fehler, den wir schon oben bei anderer Gelegenheit gerügt haben.

Wir kommen nun zu der neuen Theorie, die Herr Letronne für die Kritik des Alters der Kunstwerke erfunden hat. Bekanntlich rühmt Plinius in der Vorrede zur N. G. Bd. I. S. 13. ed. Sillig die Bescheidenheit der alten Künstler, welche durch eine schwankende Inschrift „Apelles faciebat" aut „Polycletus" ihre Werke immer als unvollendet bezeichnet haben, und fährt dann fort: tria non amplius, ut opinor, absolute quae dicuntur inscripta „ille fecit", quae suis locis reddam. Diese Stelle fasst nun Herr Letronne so, dass die Künstler vor Apelles ἐποίησεν auf ihre Werke gesetzt haben, dass aber durch die Bescheidenheit des Apelles, das Imperfectum auf seine Werke zu setzen, diese Mode so allgemein geworden sey, dass Plinius nicht mehr als drei Werke aus der Zeit nach Apelles gekannt habe, welche die Inschrift ἐποίησε gehabt haben, und darauf gründet er nun die Theorie, dass der Aoristus ein Zeugniss für ältere, das Imperfectum für neuere nach Alexander dem Gr. gemachte Kunstwerke sey. Allein in diesem Fall ist Plinius, selbst wenn man die Erklärung seiner Worte mit der von Herrn Letronne statuirten Beschränkung zulässt, in einem zu evidenten Irrthum begriffen, als dass man auf seine Aussage eine für die Geschichte der Kunst so wichtige Theorie bauen könnte. Wir können die Unhaltbarkeit derselben nicht augenscheinlicher darthun, als wenn wir die von L. Ross neuerdings bekannt gemachte Liste rhodischer Künstler, auf die wir schon in der Recension von Herrn R. Rochette's Lettre à M. Schorn (Jahrbb. 1845. S. 384) aufmerksam gemacht haben, zugleich als Nachtrag zu dem letztgenannten Werke, beisetzen:

1. Ἐπίχαρμος Σολεὺς, Ἐπίχαρμος Ἐπιχάρμου Ῥόδιος ἐποίησαν.
3. Σωσίπατρος καὶ Ζήνων Σολεῖς ἐποίησαν.
3. Τιμόχαρις Ἐλευθερμαῖος ἐποίησε,
4. Πυθόκριτος Τιμοχάριος Ῥόδιος ἐποίησε.
5. Μνασίτιμος Τελέσωνος Ῥόδιος ἐποίησε.
6. Μνασίτιμος καὶ Τελέσων Ῥόδιοι ἐποίησαν.
7. Πρῶτος Κύδων ἐποίησε.
8. ...... ναιοδώρου Ῥόδιος ἐποίησε.

Hier haben wir auf einen Zug acht Beispiele von Künstlern nach der Zeit Alexanders, welche alle den Aoristus gesetzt haben, wozu noch siebzehn andere schon früher bekannte Inschriften gleichen Inhalts von Herrn R. R. beigebracht werden. Nicht besser lässt sich Herrn Letronne's Theorie durch die Vasen begründen. Er behauptet, dass die Vasen alten Stils regelmässig den Aoristus ἐποίεσε oder ἔγραψε haben; allein wenn ein und derselbe Töpfer Panthaeos auf sechs Vasen alten Stils ἐποίεσεν und auf der siebenten ἐποίει setzte, so erhellt doch unwidersprechlich, dass hier nicht von einer allgemeinen Regel gesprochen werden kann, sondern blos von einer der Beachtung werthen Beobachtung, dass die Künstler der älteren Zeit den Aoristus, die neueren das Imperfectum häufiger gebraucht haben. Wenn es sich daher um die Bestimmung des Zeitalters eines Kunstwerkes handelt, so wird das Tempus nur als ein untergeordneter Nebenpunkt geltend gemacht werden dürfen.

Der dritte Theil der Abhandlung beschäftigt sich mit der Frage, ob die Statue des Louvre einen Apollo darstellen könne. Herr R. R. hatte ursprünglich diese Ansicht; er hielt aber bei näherer Betrachtung der Haare diese Deutung für unstatthaft und erklärte sie für einen Epheben, welcher in den öffentlichen Spielen den Preis davontrug. Herr Letronne dagegen begründete in einer eigenen Abhandlung (Lettre sur la statue votive d'Apollon en bronze in den Annali dell. Inst. Archéol. 1834. T. VI.) die Deutung auf Apollo, hauptsächlich mit Rücksicht auf den üppigen Wuchs des Haares, welches über der Stirne in zwei Reihen von Locken geordnet ist und hinten in einer dicken Wulst auf den Nacken hinabfällt. Dabei macht aber Herr R. R. mit Recht darauf aufmerksam, dass bei allen Apollo-Statuen alten Stils zwei Haarlocken, die bald über die Wangen, bald über die Schultern herabhängen, ein wesentliches Merkmal bilden, das auch in den Beschreibungen der Dichter hervorgehoben wird, z. B. Apollon. Rh. II., 674.

χρύσειοι δὲ παρειάων ἑκάτερθε
Πλοχμοὶ βοτρυόεντες ἐπεῤῥώοντο κιόντι.

Die Untersuchung über diesen eigenthümlichen Zug der Apollobilder bildet einen, abgesehen von dem speciellen Zweck dieser Abhandlung, sehr beachtenswerthen Beitrag zu der Kunstarchäologie, und kündigt sich als Abschnitt einer grösseren Abhandlung an, welche die Apollobilder im Allgemeinen nach allen ihren charakteristischen Formen und Attributen

behandeln und darthun soll, dass in allen Museen Europa's eine grosse Anzahl antiker Statuen fälschlich als Apollo restaurirt oder dafür erklärt worden seyen. Unstreitig ist eine solche umfassende Zusammenstellung des ganzen Bilderkreises der sicherste Weg, um zu einer wohlbegründeten Ansicht über die Bedeutung einer ganz attributlosen Statue zu gelangen, und es scheint uns, dass Herr R. R. mit der bereits ausgeführten genug geleistet habe, um seiner Deutung den Sieg zu verschaffen.

Betrachten wir aber auch diese Frage als abgemacht, so liesse sich immmerhin noch manches Memoire über diese Statue schreiben. Die Untersuchung, ob die Statue ein Werk des alten Styles oder des Nachahmungsstyles sey, gäbe allein hinreichenden Stoff zu einem Buche. Ein weiteres Räthsel liegt in den verschiedenen Dialecten und Charakteren der inneren und äusseren Inschrift. Letztere, welche auf dem Fusse der Statue mit silbernen Buchstaben eingelegt ist, hat den dorischen Dialect: Ἀθενάα δεκάταν; die innere hat die attische Form ἐπόουν. Dieser letztere Punkt hat auch bei Herrn R. R. vielfache Bedenklichkeiten erregt, die er aber nur andeutet, nicht ausführt.

Ch. Walz.

Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs, von Wilhelm Schaeffner. *Erster Band. Bis auf Hugo Capet. Frankfurt a. M. 1845. 8. XVI. 400.*

Weit erstreckte sich einst die Herrschaft der französischen Gesetzbücher und namentlich des französischen Civilcodex. Diesem letztern war ein nicht unbedeutender Theil Deutschlands unterworfen worden; in den hanseatischen Departements, im Königreiche Westphalen, im Fürstenthum Arenberg, im Herzogthum Köthen, in den Grossherzogthümern Berg, Frankfurt und Baden, ja im ehemaligen Fürstbisthum Basel (einem Theile des heutigen Cantons Bern) hatte das Napoleonische Civilgesetzbuch Geltung erhalten. In andern deutschen Ländern, z. B. im Grossherzogthume Darmstadt, wurde die Einführung desselben vorbereitet, als mit dem plötzlich schwindenden Siegesglücke desjenigen, der ihm seinen Namen gegeben hatte, einem weiter Umsichgreifen des französischen Gesetzes ein Damm gelegt, ja dessen Herrschaft in einem grossen Theile Deutschlands ein Ende gemacht wurde. Doch erhielt sich der Napoleonische

Codex in einzelnen deutschen Gauen, nämlich in den Ländern des linken Rheinufers, im Grossherzogthum Baden, und im nunmehr zu der Schweiz geschlagenen frühern Fürstbisthum Basel. Er hatte tiefe Wurzeln in der deutschen Nation gefasst und konnte nicht überall von dem Volke, mit dem er verwachsen war, weggeschnitten werden *). Diese Naturalisirung des fremden Gesetzbuches im einheimischen Volke in einer verhältnissmässig so kurzen Zeit hatte aber nichts Auffallendes; nur der Form nach war dasselbe nämlich Deutschland fremd, der Sache nach enthielt es zu einem grossen Theile nationales Recht. Es umfasste mehr germanischen Rechtsstoff als das gemeine Recht, das bisher Deutschland beherrscht, und in welchem das nationale Element die demüthigende Stellung eines usus modernus Pandectarum erhalten hatte; daher die Volksthümlichkeit der französischen Civilgesetzgebung in Deutschland.

Abgesehen also von dem Interesse, welches die französische Rechtsgeschichte als diejenige einer grossen Nation, die seit Langem die Geschicke des übrigen Europas geleitet hat, deren Institute auch vielfach in andern Staaten zum Vorbilde genommen worden, den Rechtsgelehrten aller Länder darbieten muss, hat dieselbe für den deutschen Juristen eine noch grössere Bedeutung, indem sie die Geschichte des Rechts, welches nach dem Obengesagten nicht als ein von einem fremden Protector auferlegtes zu betrachten ist, sondern als ein solches, das wegen seines nationalen Charakters vom deutschen Volke freiwillig und gerne bewahrt wird. —

Hiermit eröffnet sich aber unsern Blicken eine andere Bedeutung der französischen Rechtsgeschichte. Ist dieselbe nämlich zu einem Theile die Geschichte des germanischen Rechtselements in seiner Entwicklung auf dem fränkischen Staatsgebiete, so muss sie eine wichtige Quelle für die Geschichte und Theorie des deutschen Rechts seyn, wenn man nur den äussern Umständen Rechnung trägt, welche im Einzelnen vielfach eine verschiedenartige Gestaltung derselben germanischen Rechtsansichten und Institute in Deutschland und in Frankreich veranlassten. Ja viele germanische Rechtsinstitute, wie das Lehenswesen, die eheliche Gütergemeinschaft und die Reallasten, erscheinen im alt-französischen Rechte in einer

*) So auch Zöpfl über das germanische Element im Code Napoléon, in (Reyscher's und Wilda's) Zeitschrift für deutsches Recht. V. S. 113.

viel prägnantern Form und in einem weit hellern Lichte als in den ältern deutschen Particularrechten, welche daher, sowie die Theorie des deutschen Rechts überhaupt, mit jenem behelligt werden können.

Auf eine fernere, nicht minder erhebliche, Bedeutung der französischen Rechtsgeschichte haben wir schon früher aufmerksam gemacht *). Der französische Civilcodex erscheint nämlich als der erste Versuch, die beiden Elemente, auf denen die modernen Rechtszustände des mittlern und südwestlichen Europa's beruhen, das romanische und germanische, in einer codificirten Gesetzgebung zu verschmelzen. Sollen Deutschlands künftige Codificatoren aber mit Sicherheit ihre Aufgabe vollbringen können, so müssen sie einen durchdringenden Blick in die Structur der französischen Codification geworfen, eine vollkommene Einsicht der Vorzüge und Mängel derselben gewonnen haben. Diess ist aber nur mittelst des Studiums der französischen Rechtsgeschichte möglich. Denn der Napoleonische Civilcodex ist nicht das Product rationaler Theorien aus der Revolutionsperiode, in der er seine Entstehung fand **), sondern er ist das durch die Revolution beschleunigte Resultat eines mehrhundertjährigen Entwicklungsprozesses, in welchem das romanische und das germanische Element, die auf französischem Boden sich gegenüberstanden, sich gegenseitig annäherten und allmählig verschmolzen.

Dem sonach auch für Deutschland sich dringend fühlen lassenden Bedürfnisse nach einer französischen Rechtsgeschichte in ihrem ganzen Umfange, dem von französischen Rechtsgelehrten bisher nicht in genügender Weise entsprochen worden, hat ein deutscher Schriftsteller, Herr Advocat Schäffner in Frankfurt a. M., dem juristischen Publikum durch seine Schrift über das internationale Privatrecht schon vortheilhaft bekannt, entgegenzukommen begonnen.

---

*) s. Krit. Zeitschrift für ausländische Rechtswissenschaft XVII. 1. 137 und folgende.

**) Nur einzelne Lehren, wie z. B. die von den Abwesenden haben keine historischen Wurzeln.

(Schluss folgt.)

Nr. 28. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schäffner: Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs.

(Schluss.)

War aber das Unternehmen, dem sich Herr Schäffner unterzog, schon desshalb ein schwieriges, weil er ein im Ganzen noch von keinem tüchtigen Vorgänger bearbeitetes Feld zu durchlaufen hatte *), so war es dazu noch aus dem Grunde misslich, weil dem deutschen Gelehrten, der den Schleier der französischen Rechtsentwickelung zu durchdringen versuchte, manches Vorurtheil entgegenstehen musste, welches nur durch eine um so tüchtigere Lösung der Aufgabe überwunden werden konnte. Herr Schäffner hat sich jedoch der unternommenen Arbeit unseres Beachtens gewachsen erzeigt; er hat seine Aufgabe richtig erfasst, wenn er sie darein setzte, die Coexistenz des romanischen und germanischen Elements im fränkischen Reiche, deren wechselseitige Einwirkung aufeinander, sowie ihre allmählige Verschmelzung darzustellen, und hierein hat er eine von den meisten seiner französischen Vorgänger ganz verschiedene Bahn eingeschlagen. Diese nämlich suchten, sei es aus einer am unrechten Orte angebrachten Idee von

*) Wir hatten diese Anzeige bereits vollendet, wie uns der erste Band der französischen Staats- und Rechtsgeschichte, von Warnkönig und Stein, Basel 1846, zukam, — daher auf dieses ausgezeichnete Werk nur beiläufig Rücksicht genommen werden konnte. — Der erste bis jetzt erschienene Band, von Warnkönig. enthält die französische Staatsgeschichte von Anfang an bis 1789 in 653 Seiten. Dieser folgt ein Inhalts-Verzeichniss (S. 655—62) und dann ein Urkundenbuch von 70 Seiten. Zuletzt kommen zwei gut gestochene geographische Karten, wovon die eine die Niederlassung der germanischen Völkerstämme im römischen Gallien bezeichnet, die andere aber Frankreich in seinen 12 ältesten Provinzen, nebst Angabe der Eroberungen Ludwig's XIV. enthält. — In einem 2ten Band wird Herr Warnkönig die französischen Rechtsquellen und die Geschichte des französischen Privatrechts bearbeiten, währenddem ein 3ter Band, von Herrn Stein, das Civilrecht und den Process enthalten soll.

Wahrung der französischen Nationalität, gegenüber Deutschland, sei es aus Unkenntniss, alle französischen Institute auf römisches Recht zurückzuführen *), und wo sie hiermit schlechterdings nicht auskommen konnten, zogen sie es sogar vor, eine Einwirkung des celtischen Elements anzunehmen, als dass sie eine Rechtsgemeinschaft Frankreichs mit Deutschland zugegeben hätten **). Hiermit wollen wir jedoch einzelnen französischen Rechtsgelehrten nicht zu nahe treten, deren Namen, wie die eines zu früh verstorbenen Klimrath, eines noch kräftig wirkenden Rauter, Laboulaye und einiger andern mehr ***), in Deutschland einen guten Klang haben, und die, mit deutscher Wissenschaft ausgerüstet, einzelne Theile der französischen Rechtsgeschichte in geistvoller Weise aufgeklärt haben. Wie wahr aber unsere obige Bemerkung ist, geht daraus hervor, dass gerade solche Männer im gegenwärtigen Augenblicke den heftigsten Angriffen von Seiten anderer französischen Juristen desshalb ausgesetzt sind, weil sie auf das germanische Element im französischen Rechte aufmerksam gemacht haben, und von diesem Standpunkte aus dasselbe bearbeiten. Solchen Männern wird zur jetzigen Stunde vorgeworfen, dass sie mit einer „bagage exotique“ bepackt seien, ihre deutsche Wissenschaft wird eine „friperie scientifique“ geheissen, man warnt vor einer „invasion germanique“, vor der „insuffisance des doctrines d'outre-Rhin“ und der „suffisance des docteurs“ †).

Der erste Band der Geschichte der Rechtsverfassung Frankreichs, der uns vorliegt, enthält die äussere und innere Rechtsgeschichte dieses

*) Auch Laferrière romanisirt überall. — Siehe ferner Mittermaier in d. angef. Zeitschrift. XVI. S. 145 u. A.

**) So ist es bekannt, dass währenddem die meisten französischen Rechtsgelehrten den Ursprung des Näherrechts in der römischen Gesetzgebung finden wollten, andere dieses Institut, so wie auch dasjenige der ehemaligen Gütergemeinschaft auf das celtische Element zurückzuführen versuchten.

***) Unter den mit deutscher Wissenschaft ausgerüsteten französischen Juristen nimmt auch Herr Dr. Chauffour in Paris eine ehrenvolle Stelle ein. — Derselbe besorgt mit grosser Sachkenntniss und vielem Talente die Compte-rendus aus den deutschen rechtswissenschaftlichen Zeitschriften, die in der Revue de législation, von Troplong und Wolowski, gegeben werden.

†) Siehe die Schrift des Deputirten Ledru-Rollin „de l'influence de l'école franç. . . .“ und dessen Schreiben an Laboulaye abgedruckt in der Revue de législation von Wolowski und Troplong, Januar-Heft 1845. pag. 149 und folgende. —

Staats von Anfang an bis auf die Thronbesteigung Hugo Capets im Jahre 987. Dieselbe wird in einem 2ten und 3ten Bande, die demnächst erscheinen sollen, bis auf die Revolution von 1789 fortgeführt werden; ein 4ter Band aber die Rechtsgeschichte der revolutionären Periode mit ihren Folgen bis auf die heutige Zeit schildern.

Indem wir nun den Lesern dieser Jahrbücher den Inhalt des ersten Bandes, der ohne weitere Eintheilung in 15 Capitel zerfällt, in kurzen Zügen vorführen wollen, werden wir im Laufe unserer Darstellung einzelne Lücken und Mängel hervorheben, zum Schlusse aber uns einige Bemerkungen über Form und Anlage des ganzen Werks erlauben.

Der Verfasser beginnt mit einer Darstellung der ältesten Zustände Galliens zur Zeit der celtischen Bevölkerung, geht dann auf die Berührung dieses Landes mit Phönizien und Griechenland *) über und schildert dessen Eroberung durch die Römer. Nunmehr in eine Anzahl Provinzen eingetheilt, wurde Gallien seit Constantin ein Theil der praefectura Galliarum, der wieder in zwei Diöcesen, in die der 7 und die der 10 Provinzen zerfiel. (Der Verfasser spricht Seite 16 und 18 bloss von einer gallischen Diöcese. — Siehe dagegen Warnkönig Seite 44.) — Die römischen Verwaltungsformen aber, denen Gallien unterworfen wurde, hat der Verfasser, insofern sie für dieses Land nichts Eigenthümliches darboten, in seinem 3ten Capitel unseres Erachtens viel zu weitläufig geschildert; seine Ausführungen über die römische Militärverfassung (S. 18 und flg.), über das römische Gerichtswesen (S. 35 und flg.) u. a. m. hätte er füglich als bekannt voraussetzen können, daher eine blose Andeutung hier wohl genügt haben würde, wie denn Herr Schäffner S. 62 anerkennt, dass es nicht der Ort sei, auf die Einzelnheiten des römischen Rechts einzugehen. Wollte er endlich von den römischen Rechtsquellen handeln, so hätte er sich nicht, wie (S. 37 und flg.) geschehen, mit allgemeinen Bemerkungen über das Citirgesetz und den Theodosianischen Codex begnügen sollen, sondern es waren die Stellen aus dem Theodosianischen und Justinianischen Codex hervorzuheben, welche eine unmittelbare Beziehung auf Gallien haben **), so wie diejenigen rö-

*) Eine sehr interessante Arbeit über die hellenischen Colonien in Gallien hat in neuester Zeit Herr Giraud geliefert im Liv. I. Cap. I, seines Buches: „essai sur l'histoire du droit français au moyen âge, Paris 1846.

**) Diess ist z. B. geschehen bei Giraud essai I. p. 215 und flg.

mischen Instrumenta, die, wie z. B. das Fragment des Testaments von Nîmes, aus der gallo-römischen Zeit noch vorhanden sind *). Besonders mangelhaft aber erscheint im 3ten Capitel (S. 23 und flg.) die Behandlung der gallischen Städteverfassung, indem der Verfasser hierbei nicht gehörig zwischen den 4 verschiedenen Verhältnissen unterschieden hat, in welchen sich die gallischen Städte als civitates foederatae, als Colonien römischer Bürger mit oder ohne jus italicum als Städte mit latinischem Rechte und als reine Provinzial-Städte befanden. Ebenso ist das schon zur Römerzeit in Gallien blühende städtische Corporationswesen mit wenigen nichtssagenden Worten (S. 26) abgethan, währenddem bereits in dieser Periode Innungen von Handwerkern und Gewerbsleuten, wie die der nautae Parisiaci, der navicularii von Aix, der fabri von Narbonne, mit Corporationsrechten und Vorstehern, welche die Zunftinteressen zu vertreten hatten, bestanden, die vereinigten Gilden einer Stadt aber einen gemeinschaftlichen patronus zur Vertretung der allgemeinen Interessen des Handels und Gewerbs erwählten. — Eine Hervorhebung dieser Verhältnisse wäre um so wünschenswerther gewesen, als die gewöhnliche Ansicht die Entstehung der Gewerbe-Innungen im germanischen Rechtsleben sucht.

Wenn nun auch Gallien, in die Formen des römischen Kaiserstaats eingebunden, allmälig die römische Civilisation annahm, so widerstand doch noch das zähe, celtisch-religiöse Element in seiner Vertretung durch die Druïden, die einen namhaften Anhang in den rauhern, den Römern unzugänglicheren Gebirgsgegenden sich erhalten hatten. Erst ein neues Element, welches sich jetzt der civilisirten Welt bemächtigte, das Christenthum, vermochte Sieger und Besiegte in Einem Glauben und Einer Kirche zu verschmelzen. So wurde aber die Macht der römischen Kaiser in Gallien gesteigert; sie waren nun nicht blos weltliche Fürsten, sondern Oberhäupter der Kirche und vertraten das alte Druïdenthum. Bald jedoch entfaltete sich die Kirche, ihrer Verbindung mit dem Staate sich entwindend, als eigener Staat, an dessen Spitze der römische Bischof stand. (Dieses, sowie eine ziemlich weitläufige Beschreibung der Kirchenverfassung und der Kirchenrechtsquellen bildet den Inhalt des 4ten Capitels S. 46—61).

*) Giraud heit. I. p. 233.

Allein der Stamm der römisch-christlichen Civilisation war mürbe geworden; sollte er im Fernern kräftige Früchte tragen können, so musste ein neues gesundes Element auf denselben geimpft werden. Diess geschah durch Niederlassung der naturwüchsigen germanischen Nationen auf dem Gebiete des zusammensinkenden weströmischen Reichs. Der Norden Galliens wurde durch einen Theil der fränkischen Conföderation, der Südwesten durch die Westgothen, der Südosten durch die Burgundionen besetzt. Neben diesen Völkerstämmen, welche die drei grössten Theile der gallischen Diöcesen einnahmen, siedelten sich andere germanische Völkerschaften, — deren Erwähnung wir in der Darstellung des Verfassers vermissen, so wie daselbst auch eine genauere Bestimmung der von den Germanen in Gallien besetzten Gebiete wünschenswerth gewesen wäre, — in kleineren Districten an: nämlich die Allemannen im heutigen Elsass, die Ostgothen in einem Theile der Provence (Marseille und Arles), von wo sie sich jedoch gegen die Mitte des 6ten Jahrhunderts ganz zurückzogen (Warnkönig Seite 79.), später endlich die Normannen in der früheren Lugdunensis secunda, deren Führer Rollo das von ihnen nunmehr benannte Land im Jahre 911 als Herzogthum zu Lehen gegeben wurde (Brewer Geschichte der franz. Gerichte. Siehe I. S. IX.). Daneben ward der nordwestliche Theil Galliens, die Lugdunensis tertia, von einem Volke bewohnt, das aus den von Britannien aus verstärkten Ueberresten der celtischen Urbevölkerung bestand *).

So zerfiel die ganze Landesbevölkerung in zwei Hauptmassen, in eine romanische, civilisirte, aber entnervte, und in eine germanische, rohe, aber naturkräftige. Nur aus der innigen Verschmelzung beider konnte eine körperlich und geistig tüchtige, zugleich aber durch Cultur gezierte Nation entstehen. Eine solche Verschmelzung war aber nur allmälig möglich. Romanen und Germanen blieben lange geschiedene Massen; wie eine zweifache Bevölkerung, so gab es auch einen zweifachen Grund und Boden, einen romanischen und einen in Folge der stattgehabten Landestheilungen germanisch gewordenen; ebenso bestand aber ein verschiedenes Recht, indem die Romanen nach römischem, die Germanen nach germanischem Rechte lebten, und zwar bei diesen jeder nach den von seinem Stammn mitgebrachten nationalen Gewohnheiten.

*) Giraud essai I. Pag. 74 und flg. — Warnkönig I. S. 77.

Auf Einem Gebiete jedoch, auf demjenigen des öffentlichen Rechts, musste bald eine Annäherung der beiden Elemente Statt finden. Wenn nämlich die Natur der Dinge es mit sich brachte, dass das besiegte Volk den Regierungsformen des Siegers sich fügte, so hatten dagegen die Germanen weder Befähigung noch Interesse, das ganze zusammengesetzte römische Verwaltungswesen umzustossen. Hier musste soweit zuerst die Mischung des römisch-germanischen Elements vor sich gehen. An die Stelle der römischen praesides und correctores traten Grafen, welche die Vollziehungsgewalt inne hatten, dagegen den Munizipalbehörden, in denen sie das germanische mallum zu erblicken glaubten, die Civil- und Criminal-Jurisdiction, welche diese unter den römischen Kaisern nur in sehr beschränkter Weise verwalteten, überliessen. Die Municipalverfassung belebte ein germanisch-demokratisches Element, welches allmälig in dieselbe drang, und nunmehr wurden nicht blos, wie früher, der Defensor, sondern alle Municipalbeamten durch die Gesammtheit der Bürger erwählt. Freilich bestand daneben das germanische öffentliche Recht für die germanische Bevölkerung ungetrübt fort, allein durch die Germanisirung der römischen Verfassung wurde die spätere Verschmelzung beider in einer einheitlichen Staatsform vorbereitet.

Bei diesem Verschmelzungsprozesse des romanisch-germanischen Elementes, welcher der Geschichte des alten Galliens ein so hohes Interesse verleiht, sind übrigens zwei Momente als wirksame Agenten hervorzuheben, von welchen das erstere vom Verfasser vielleicht nicht überall genug in seiner Bedeutung urgirt worden ist, — wir meinen das Christenthum einerseits und andrerseits das politische Uebergewicht des fränkischen Stammes. Jenes vereinigte in Einem Glauben und Einer Kirche Romanen und Germanen, wie es ehedem Celten und Romanen verbunden hatte; daher bei den germanischen Stämmen, die früher zum Christenthume übertraten, wie Westgothen und Burgunden, der Mischungsprocess viel schneller vor sich ging. Dieses, das politische Uebergewicht der Franken, unterwarf die sämmtlichen Gallien bewohnenden Völkerschaften Einem Scepter, woraus eine Einheit, wenn nicht des Privatrechts, doch der Staatsformen für ganz Gallien entstand.

Bevor nun der Verfasser zur Betrachtung der ferneren Rechtsgestaltung in diesem Lande übergeht, behandelt er dessen Rechtsquellen seit der germanischen Einwanderung (Cap. 7). Er bespricht hier die

Volksrechte und besonders ausführlich mit Beurtheilung des gelehrten Werks von Pardessus die lex salica, dann die Formeln und die Verordnungen der fränkischen Könige, übergeht aber andere Rechtsquellen, wie z. B. die wichtigen polypticae, wovon eine der bedeutenderen aus dem 9ten Jahrhundert kürzlich von Guérard unter dem Titel: „Polyptique de l'abbé Irminon ou dénombrement des manses, des serfs et des revenus de l'abbaye de St. Germain de Prés sous le règne de Charlemagne," 2 voll. in 4. Paris 1836—44, herausgegeben worden ist. Was insbesondere die Capitularien anbetrifft, so vermissen wir hier (S. 138 und flg.) die Behandlung der bestrittenen Frage, ob und in wiefern das Volk an deren Erlassung Theil nahm, so wie die Hervorhebung des Unterschieds zwischen lex und Capitulare (Eichhorn Rechtsgeschichte. S. 149). Wenn nun auch die neuerdings wieder von Warnkönig S. 93 aufgestellte Ansicht richtig ist, dass die leges vom ganzen Volke bestätigte Normen enthielten *), die mithin einer willkürlichen Abänderung durch den König entzogen waren, so wird anderseits auch oft übersehen (so auch von Warnkönig a. a. O.), dass die Capitularien nur mit Einwilligung der Reichstände erlassen wurden, wie wir denn noch in den Ordonnanzen der Könige des dritten Geschlechts die Worte finden: „assensu baronum" (sc. jubemus) oder „communi Episcoporum et Procerum nostrum consilio et assensu (Ordonn. Ludwig des Dicken v. 1118 und 1128), und in späteren: (Ordonnanzen vom 9. Oct. 1303) „Puz sur ce déliberation et conseil avecquel noz Prelaz et noz Barons que nous paons avoir en presentement." Man kann demnach wohl annehmen, dass die Unterscheidung zwischen lex und Capitulare keine fundamentale und ursprüngliche war, und dass vielmehr anfänglich das Volk mit dem Könige an der Gesetzgebung Theil nahm. Wie aber allmälig die königliche Gewalt erstarkte, zugleich auch eine Aristokratie sich heranbildete, so wurde das Volk von den Königen nur zu den wichtigsten Beschlüssen beigezogen, währenddem jene sonst das Gesetzgebungsrecht mit blosser Zuziehung der majores ausübten.

*) Wichtig ist das von Schäffner (Siehe auch S. 146) nicht beachtete Cap. 3 ann. 803: „ut populus interrogetur de capitulis quae in lege noviter addita sunt, et postquam omnes consenserint, subscriptiones et manufirmationes suas in ipsis capitulis faciant."

Mit dem 8ten Capitel wendet sich der Verfasser zur Behandlung der germanischen Institutionen im Einzelnen, wie sie sich in Gallien festsetzten und weiter ausbildeten. In 4 Capiteln bespricht er das öffentliche Recht, das Beneficial-Wesen, die Standes-Verhältnisse, das Familienrecht und das Lehen-, Obligationen- und Erbrecht. Die drei letzten Capitel endlich (Cap. 13—15) sind der Darstellung des germanischen Strafrechts und Gerichtswesens und endlich der Kirchenverfassung und der Kirchenrechtsquellen im fränkischen Reiche gewidmet.

In der Darstellung des öffentlichen Rechts der Germanen in Gallien, in welcher der Verfasser sehr richtig den Sieg des fränkischen Rechts, so wie das allmälige Verschwinden der democratischen Richtung unter der Herrschaft der Franken durch den romanisch-kirchlichen Einfluss hervorhebt, vermissen wir das Verfolgen der allmäligen Umgestaltung der Städteverfassung, die weiter oben vom Verfasser im Allgemeinen angedeutet ward: ebenso hat derselbe die germanische Polizeigesetzgebung ganz übergangen, in Beziehung auf welche doch die Verordnungen der Karolinger nicht unwichtige Bestimmungen enthalten *). Sehr interessante hier einschlagende Vorschriften hätte er übrigens in der westgothischen Gesetzgebung gefunden, wovon wir nur diejenigen über die ärzliche Praxis hervorheben **).

Den Uebergang vom öffentlichen zum Privatrechte bildete aber in ganz natürlicher Weise das Benefiaialwesen als der Keim des spätern Feudalismus, welcher die innige Verschmelzung des Oeffentlichen mit dem Privatrechte darstellt. Der Verfasser vindicirt dem Lehenwesen einen germanischen Ursprung, worin ihm vollkommen beizupflichten wäre, wenn er — was nicht geschehen — zwischen Beneficial- und Lehenwesen gehörig unterschieden hätte. Währenddem nämlich jenes schon in den spätern Zeiten des römischen Reichs sich vorfand, war seine Umgestaltung in das Feudalwesen sowie die Entstehung des Lehenstaats ein ächt germanisches Product, bei welchem das christliche Element nicht unwirksam blieb, wie die Begriffe von Lehenstreue und Felonie zeigen, und dann auch die ganz ähnliche Verfassung, in welcher Kirche uud Feudalstaat prangen.

*) Siehe Warnkönig I. S. 159 und flg. — Brewer I. S. 43 not.

**) Lex Wisig. XI. 1—8. Davoud-Oghlou, histoire de la législation des anciens Germains, Berlin 1845, I. pag. 206 et suiv.

Das Beneficialwesen war aber nicht ohne Einfluss auf die alten Ständeverhältnisse, indem sich im Zusammenhang mit jenem der Antrustionenstand ausbildete, welcher Germanen der verschiedenen Stämme, ja Romanen und Hörige umfassend die alten Stände einander näher brachte und theilweise den Keim zu einer Umgestaltung des Ständewesens legte. Doch scheint der Verfasser einen zu directen Zusammenhang zwischen dem blos persönlichen fränkischen Dienstadel und dem erblichen Adel der Feudalperiode anzunehmen, wenn er z. B. (S. 221) sagt: „die politische Stellung der Antrustionen hob sich während der Feudalperiode zu ihrem höchsten Glanze empor.“ Dass ein solch' unmittelbarer Zusammenhang hier nicht zu statuiren, geht wohl schon daraus hervor, dass, währenddem das persönliche Verhältniss der Antrustionen zum Könige ihm ein höheres Wergeld verlieh, als dasjenige des Gemeinfreien war, diess beim Adel der Feudalperiode anders sich verhielt, da dieser, wie bekannt, mit den Schöffenbarfreien gleiches Wehrgeld hatte. Sollte man hieraus nicht schliessen dürfen, dass die Entstehung des Adels als eines abgeschlossenen erblichen Standes in eine viel spätere Zeit fällt, als gewöhnlich angenommen wird, — in eine Zeit, wo das alte schon in Abgang gekommene Wehrgeldsystem nicht mehr die Kraft hatte, sich auf den Adel als eigenen Stand auszudehnen?

Nach der ziemlich ausführlichen Darstellung, welche der Verfasser von den Standesverhältnissen in Gallien gibt, muss es nun im höchsten Grade auffallen, wenn er mit keinem Worte der Lage der Fremden und Juden daselbst erwähnt, um so mehr, als eine Schilderung derselben sich passend an die Ausführung der Zustände der Freigelassenen, mit welcher das 10te Capitel geschlossen wird, angereiht hätte, — und als die Volksrechte vielfache Bestimmungen hierüber enthalten *). Was namentlich die Juden anbetrifft, so gibt die lex Wisig. XII. Tit. 2, die interessantesten Vorschriften, aus welchen hervorgeht, wie wenig mildernd der Einfluss der Kirche auf die Gesetzgebung war, wo es sich um Ungläubige handelte. — Ebenso vermissen wir eine Darstellung der in dieser Periode geltenden Grundsätze über Ehrenschmälerung, über welche sowohl die Volksrechte, als die Capitularien mehrere Bestimmun-

---

*) Ueber die Fremden siehe Lex Wisig. XI. 3. — L. Burg. Add. II. Tit. 5.

gen enthalten. Die Nachweisung des römisch-rechtlichen Einflusses auf die Infamie des westgothischen Gesetzes*), und der mehr germanischen Natur der Infamie der lex salica 14, 16.**), in welcher, so wie in den Capitularien***) sich schon die mittelalterliche Rechtlosigkeit im Keime zeigt, würde den Stoff zu sehr belehrenden Ausführungen geliefert haben.

Wie die ständischen Verhältnisse, so hatte auch die Familie bei den germanischen Volksstämmen einen überwiegend politischen Charakter. Nicht bloss bildete sie ein Schutz- und Trutzbündniss zwischen den Blutsfreunden, sondern sie war eine kleine Friedensgenossenschaft, welche dem Staate für ihre einzelnen Mitglieder bürgte****). Wie im Staate aber nur Männer die politischen Rechte ausüben konnten, so übten auch nur Männer die Familienrechte aus. Das vorzüglichste dieser Rechte aber, das Mundium, äusserte sich nach einer dreifachen Seite hin, nämlich als väterliche, ehemännliche und vormundschaftliche Gewalt. — Sehr gut wird nun vom Verf. der allmählige Einfluss des römischen Rechts so wie auch der Kirche in der Entwicklung des Familienrechts nachgewiesen, Einwirkungen, welche sich vorzugsweise im südlichen Gallien geltend machten. So ist es einer Romanisirung der Gesetzgebung beizumessen, dass im Süden die Wittwe, die nicht wieder heirathete, ein Verwaltungsrecht am Vermögen ihrer Kinder erhielt, dass der Richter den fehlenden Consens des Mundwalds Behufs der Abschliessung einer Ehe ergänzen konnte, dass nach westgothischem Rechte der Vormund anders als bei der germanischen tutela fructuaria nur $^1/_{10}$ der Nutzungen des Pupillenvermögens erhielt, — sowie andrerseits die Kirche ihrer Tendenz nach Gleichstellung der Ehegatten u. a. darin verwirklichte, dass sie der Frau gestattete, wegen Impotenz ihres Mannes Scheidung zu verlangen.

Im Folgenden übergehen wir die meist recht guten Ausführungen des Verf. über die Grundeigenthumsverhältnisse in Gallien, und über das Obligationen- und Erbrecht, und wenden uns zu dessen vorletztem Capitel, welches dem Gerichtswesen gewidmet ist.

---

*) L. Wis. II. 4. 3. 7. VI. 1. 3.

**) „... atque etiamsi filios habuerint (sc. qui sceleratis nuptiis se coniunxerint) non habeantur legitimi heredes, sed infamia sint notati."

***) Cap. a. 809. c. 1. bei Pertz 3. 155.

****) Ueber das hier von Schäffner übergangene Institut der Chrenecruda s. Brewer I. S. 25.

Auch hier äussert sich, wie in den andern Zweigen des Verfassungsrechts, ein durch den römisch-kirchlichen Einfluss bewirkter Fortgang vom Democratischem zum Aristocratischen und resp. Monarchischen. An die Stelle der altgermanischen Nationalversammlungen, welche in wichtigen Angelegenheiten auch die richterliche Gewalt ausübten (s. Tacit. Germ. c. 12), traten nun die Reichstage, in welchen nur die majores stimmten. Bald wurden diese Reichstage durch die placita palatii verdrängt, welche entweder vom Könige selbst *), oder vom comes palatii aus den königlichen Hofbeamten gehegt, in wichtigen Dingen zu Recht sassen. — Allein auch in den ordentlichen Gerichten machte sich die aristocratisch-monarchische Richtung geltend, sowohl in der grossen Gewalt der Landgrafen, als auch darin, dass an die Stelle der wohl mit Zuziehung der Dinggenossen für das jedesmalige placitum gewählten Rachimburgen die von den Landgrafen auf eine gewisse Zeit ernannten, also schon einen ständigen Character an sich tragenden Scabinen traten **). Ebenso verdankten aber die allmählig sich mehrenden und die alte Gauverfassung untergrabenden Immunitäten dem Aufblühen einer Aristokratie ihre Entwicklung.

Wir wollen jedoch dem Verf. in seiner Darstellung des Gerichtswesens und Verfahrens im Einzelnen, worin er keine neuen Resultate liefert, nicht folgen, können aber die Bemerkung nicht unterdrücken, dass dieses Capitel wohl zu den schwächsten Partien des Buchs gehören möchte. Es fehlt hier nämlich überall an einer scharfen, prägnanten und zugleich eingehenden Darstellung, so dass es schwer halten möchte, sich hieraus ein deutliches Bild von dem gallo-germanischen Gerichtswesen zu machen. So zählt der Verfasser z. B. (S. 348) als Richterbeamte bei den Franken auf: die Grafen, Vicecomites, Vicarien, Centenare, Tunginen und Decane, spricht aber im Folgenden einzig von den Grafschafts- und Centenars-Gerichten, ohne auch nur mit einem Worte zu untersuchen, in welchem Verhältnisse die 6 von ihm angeführten Richterbeamten zu einander standen ***). Eine

*) So von Ludwig dem Frommen einmal wöchentlich. cap. a. 829. c. 14. ap. Baluz. tom. I. p. 608.

**) cap. min. a. 803. c. 3. b. Pertz III. 114.

***) Auch scheint Herrn Schäffner der Aufsatz Eichhorn's über die ursprüngliche Einrichtung der Provinzial-Verwaltung im fränkischen Reiche

Vergleichung mit der spätern germanischen Gerichtsverfassung aber, wie wir sie in Deutschland vorfinden, würde wohl über die fränkische Licht verbreitet haben. Das von dem Comes und Vicecomes gehaltene Gericht entspricht dem deutschen Landgerichte, welches der Graf mit Schöffenbarfreien hegte. Unterbeamter des Comes war aber der Centenar oder Tunginus, der im Süden den Namen Vicarius (biguier) hatte (Warnkönig, I. S. 159 ff.), und der für den Grafen Gericht halten konnte, jedoch so, dass unter seinem Vorsitze weder über Leben, noch über Freiheit oder echtes Eigen vollfreier Volksgenossen gesprochen wurde*). Die Centenars-Gerichte entsprechen somit offenbar dem Schultheissen-Ding des Sachsenspiegels. Diese Analogie berechtigt uns aber zu dem Schlusse, dass der fränkische Decanus in ähnlicher Weise wie der Gogrefe des sächs. Landrechts ein Stellvertreter des Centenars war, der sein Gericht mit solchen Leuten hegte, die kein ächtes Eigen besassen, und namentlich mit den freien Zinsleuten der königlichen Kammergüter**). Wie der Gogrefe Like's von Bussgow war der Decan wohl eine Localobrigkeit (Sächs. Landr. I. 55.), die mit der Ausbildung der Immunitäten zuerst verschwand.

Seinen ersten Band beschliesst nun Herr Schäffner mit einer Darstellung der kirchenrechtlichen Verhältnisse in Gallien seit der Niederlassung der Germanen. Er beginnt (wohl nicht ganz passend) mit einer Aufzählung der Kirchenrechtsquellen, worauf er auf die Kirchenverfassung, das Kirchenvermögen und die Klöster übergeht, und mit einem Blicke auf den Einfluss der Kirche auf das bürgerliche Recht endigt.

Nachdem wir dem Verf. im Gange seiner Darstellung gefolgt sind, erlauben wir uns zum Schlusse noch einige allgemeine Bemerkungen über die Einrichtung und Form seines Buchs.

Vorerst muss es gewiss sehr auffallen, dass der Verf., nachdem er

---

(Zeitschr. f. geschichtl. Rechtsw. VIII. S. 281 ff.), worin wichtige Bemerkungen über das Gerichtswesen sich vorfinden, ganz entgangen zu seyn.

*) Cap. a. 801. c. 30: „omnis controversia coram centenariis diffiniri potest, excepta redhibitione rerum immobilium et mancipiorum.“ Cap. Aquisgran. a. 810: „Ut ante vicarium et centenarium de proprietate aut libertate judicium non terminetur aut adquiratur, nisi semper in praesentia missorum imperialium aut in praesentia comitum.“

**) Eichhorn, Rechtsgesch. §. 74. und §. 302.

in seiner Vorrede Einiges über das Interesse, welches die französische Rechtsgeschichte darbietet, über die bisher mangelhafte Behandlung derselben, sowie über die Gründe bemerkt hat, die ihn bewogen, nicht blos eine Geschichte des französischen Privatrechts zu schreiben, nun ohne Weiteres in den Gegenstand seiner Aufgabe eintritt, ohne irgend ein Wort über den Umfang, in welchem er eine Geschichte der französischen Rechtsverfassung schreiben will (Warnkönig S. 1), noch über die Periodisirung dieser Geschichte zu verlieren. — Was den letztern Punkt anbetrifft, so ersehen wir richtig aus einigen Worten am Schlusse der Vorrede, dass seine Arbeit 4 Bände umfassen wird, deren Inhalt er, wie oben angeführt worden, ganz allgemein angibt, und dass der vorliegende erste Band die Zeit bis zum Ausgange der Karolinger umfassen soll. Wie Herr Schäffer aber im Fernern die Rechtsgeschichte Frankreichs, und namentlich die Zeiten des alten Rechts (bis 1789) eintheilt, darüber vernimmt der Leser kein Wort.

Wenn übrigens der Verf. seine erste Periode mit dem Ausgange der Karolinger abschliesst, wofür er zwar keine Gründe angibt, so können wir hierin mit ihm nicht übereinstimmen. Wahr ist freilich, was Warnkönig S. 3, der dieselbe Eintheilung befolgt, zu ihrer Begründung hervorhebt, dass mit Hugo Capet durch die nun vollendete Auflösung des Reichs in eine Menge von einander getrennten, nur lose verbundenen Feudalstaaten eine neue Ordnung der Dinge beginne*); allein es bildet dieses Moment doch mehr einen Wendepunkt in der Staats- als in der Rechtsgeschichte. Passender, scheint es uns, wäre die erste Periode mit dem Jahre 877 abgeschlossen worden, in welchem Karl der Kahle durch den Vertrag zu Chiersy die Erblichkeit der Lehen staatsgrundsätzlich aussprach. Hiermit war nämlich das Princip des Lehensstaats anerkannt und das Moment gegeben, durch welches eine durchgreifende Umgestaltung im öffentlichen und im Privatrechte vor sich ging.

Bekanntlich kann die Rechtsgeschichte nach zwei Hauptmethoden behandelt werden, entweder so, dass man synchronistisch nach gewissen Perioden Staats-, Quellen- und innere Rechtsgeschichte vorträgt, oder,

---

*) Dass von Hugo Capet an das galloromanische Element das germanische ganz absorbire, wie Warnkönig a. a. O. meint, können wir nicht einsehen.

indem man innere und äussere Rechtsgeschichte von einander trennt und jede für sich als Ein Ganzes behandelt. — Der Verf. hat den erstern Weg eingeschlagen, wofür gewiss gute Gründe sprechen (dagegen Warnkönig S. 7 u. not. 1.), und namentlich der, dass in dieser Weise wohl einzig der innige Zusammenhang zwischen der Gestaltung der Staatsformen und der innern Rechtsbildung anschaulich gemacht werden kann. Dagegen ist es nicht zu rechtfertigen, wenn der Verf., der seinen ersten Band lediglich in 15 Capitel eintheilt, promiscue die Geschichte der Staatsverfassung, der Quellen und des Rechts durch einander behandelt. So erhalten wir z. B. im 3. und 8. Capitel eine Darstellung des öffentlichen Rechts in Gallien, im 2. und 7. Capitel eine Aufzählung der Rechtsquellen u. s. f. — Auch sonst ist bisweilen die von Herrn Schäffner befolgte Methode nicht recht fasslich, so z. B. wenn er im 9. Capitel mit der Darstellung des Beneficialwesens und der Heeresverfassung diejenige der Finanzverfassung verbindet, die offenbar viel natürlicher in dem das öffentliche Recht der Germanen in Gallien behandelnden 8. Capitel ihren Platz gefunden hätte. Endlich wäre eine strengere Ordnung in die ganze Darstellung gekommen, wenn der Verfasser die celtische und römische Zeit Galliens, sowie das erste Auftreten der Germanen, ihre Stämme und Einrichtungen in einem eigenen einleitenden Buche behandelt und seine erste Periode mit der Niederlassung der germanischen Nationen in Gallien begonnen hätte.

Diese Mängel in der Form hat jedoch Herr Schäffner wieder durch grosse Vorzüge aufgewogen. Seine Darstellung ist klar und rapid, und mit französischer Eleganz hat er deutsche Gründlichkeit, die sich vorzüglich in einem gediegenen Quellenstudium beurkundet, zu paaren gewusst. Auch zeigt der Verfasser eine grosse Vertrautheit mit der französischen Literatur, von der ihm kaum eine wichtigere, in seinen Gegengenstand einschlagende Erscheinung entgangen seyn möchte. — Möge derselbe bald die Fortsetzung seines Werks liefern können, das auch durch das umfangreichere Warnkönig's nicht überflüssig geworden, da in beiden die Behandlungsweise sehr verschieden ist, und das letztere auch blos das altfranzösische Recht (1789) umfassen soll.

Dr. Achill Renaud.

Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems, durch anatomische Beobachtungen bewiesen von A. Kölliker. Ein akademisches Programm. Zürich, im Verlage von Meyer & Zeller. 1844. 40 S. 4.

Ein glückliches Programm! glücklich gewählt und glücklich getroffen! Eine Streitfrage, die seit einer langen Reihe von Jahren die Physiologen beschäftigt und erst in der neuesten Zeit wieder zwischen Volkmann und Valentin mit solcher Bitterkeit verhandelt wurde, findet hier, wie es scheint, ihre endliche Erledigung. Ist der sympathische Nerv ein von dem übrigen Nervensystem verschiedenes, selbstständiges Nervensystem für sich, oder ist er nur eine eigenthümliche Ausbreitung der Cerebrospinalnerven, die Verschiedenheit der Function mithin eine nur scheinbare oder unwesentliche? Die erstere Ansicht ist die von Bidder und Volkmann, die letzte ältere von Valentin vertreten. Dem Fundamentalsatz der heutigen Physiologie gemäss, dass die sogenannte Function der Organe und Gewebe der Ausdruck der jeweiligen anatomischen Structur und chemischen Mischung sein müsse, muss die Entscheidung der Frage von der anatomischen, hier mikroskopischen Analyse der Elementartheile des Sympathicus und einer Vergleichung derselben mit denen der Cerebrospinalnerven ausgehen. Kölliker beginnt mit der Aufzählung derselben seine Abhandlung. Im Sympathicus finden sich Bindegewebe; Remak'sche (gelatinöse) Fasern, Nervenfasern und Ganglien-Kugeln. Keins dieser Elemente ist dem Sympathicus eigenthümlich, die Remak'schen Fasern sind entschieden keine Nervenfasern (S. 8). Unter den wahren Nervenfasern finden sich zwei Typen, die jedoch in einander übergehen, breite, gewöhnliche und schmale, sogenannte varicöse; die letzteren haben Bidder und Volkmann für die spezifischen „sympathischen" Fasern angesehen, während sie die breiten überall für „cerebrospinale" erklären; die breiten des Sympathicus kämen daher vom Gehirn und Rückenmark, die schmalen der übrigen Nerven vom Sympathicus; das schlagendste der von Kölliker gegen diese Trennung benützten Argumente, abgesehen von der Controverse über Vorkommen und Häufigkeit von Mittelgrössen, scheint uns die Thatsache zu seyn. Dass im Gehirn und Rückenmark selbst solche feine varicöse Fasern in Menge vorhanden sind; auch finden sich einzelne Fasern, die an verschiedenen

Stellen von sehr verschiedener Dicke sind. Wollte man nun mit Valentin annehmen, dass alle Fasern des Sympathicus im Gehirn oder Rüchenmark entsprängen, so verstünde sich von selbst, dass die Summe seiner Nervenfasern die seine cerebrospinalen Wurzeln nicht übersteigen dürfte. Die Thatsächlichkeit des Gegentheils aber ist die Hauptstütze der Bidder-Volkmann'schen Lehre von der theilweisen Selbständigkeit des Sympathicus: sie haben nämlich durch zahlreiche Messungen und Zählungen gezeigt, dass aus dem Grenzstrang des Ganglien-Nerven allerdings absolut mehr Fasern ausgehen, als ihm durch die rami comunicantes der Rückenmarksnerven zugeführt werden, und zwar beträgt der Unterschied volle zwei Dritttheile sämmtlicher sympathischen Fasern. Gegen diese Thatsachen konnte dann Valentin nur streiten, indem er die Möglichkeit oder Richtigkeit dieser Methode selbst in Abrede stellte, womit allerdings die weitere Controverse zwischen beiden abgeschnitten und eine Verständigung auf diesem Wege unmöglich werden musste*). Eine Schlichtung des Streites konnte nur herbeigeführt werden, wenn der Ursprung jener zwei Dritttheile sympathischer Fasern ausserhalb des Gehirns und Rückenmarks nachgewiesen wurde; diese Aufgabe hat sich Kölliker gestellt und, wie wir glauben, zur Genüge gelöst. Solche Ursprungsstellen mussten zunächst und aller Vermuthung nach in den Ganglien gesucht werden, und es handelte sich mit andern Worten um die Frage nach den Ursprüngen der Nervenfasern überhaupt, da Ganglien und ihre Elemente an vielen Theilen des Nervensystems, nur im Sympathicus in überwiegender Anzahl vorkommen; es frug sich daher: 1. entspringen Nervenfasern in Ganglien (oder ist jede einzelne Nervenfaser eine lange Ellipse, deren eine Schlinge in den Centralorganen, die andere in den peripherischen Organen zu suchen ist?*) und 2. entspringen dergleichen auch in den Ganglien des Sympathicus?

---

*) Gegen Valentin's Vorwurf. dass B. u. V. die Remak'schen Fasern des ramus communicans für ächte Nervenfasern genommen und gezählt, nimmt K. die letztern ausdrücklich in Schutz.

**) Dass Schlingen an beiden Orten wirklich vorkommen, ist bekannt, und namentlich von Valentin an vielen Stellen gezeigt; dass es aber Endschlingen sind, ist damit nicht bewiesen.

(Schluss folgt.)

Nr. 29. HEIDELBERGER 1846

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kölliker: Ueber das sympathische Nervensystem.

(Schluss.)

Schon lange waren Ganglienkugeln mit kürzeren oder längeren Fortsätzen bekannt, die zu der Vermuthung veranlassten, dass sie die Anfänge von Nervenfasern seien, welche durch die, wenn auch noch so schonende, Untersuchung abgerissen würden. Dergleichen geschwänzte Ganglienkugeln finden sich nicht nur in den Ganglien, sondern auch in den Centralorganen; man kann sie z. B. jeden Augenblick in der grauen Substanz des kleinen Gehirns bei Säugethieren zeigen. Dass jene Fortsätze wirklich die Anfänge von Nervenfasern sind, haben, schon vor Kölliker, Helmholtz, Will und Hannover in den Ganglien von Wirbelthieren und Wirbellosen beobachtet und ausgesprochen; Kölliker bestätigt ihre Angabe für die Spinal- und sympathischen Ganglien des Frosches, so wie für die Spinalganglien der Schildkröte und Katze, das Ganglion Gasseri der Katze und des Meerschweinchens und das Ganglion thoracicum IV. der Katze (S. 22), und wenn er auch den wirklichen Ursprung von Nervenfasern bei den letztgenannten Thieren in allem nur 13mal beobachtet, so wird doch jeder mit einem solchen Resultate vollkommen zufrieden gestellt sein, der die unerhörte Schwierigkeit dieser Präparationen kennt, die zum Theil unter dem Mikroskope bei einer starken Vergrösserung gemacht werden müssen. Die beobachteten Nervenfasern gehörten zu der feineren Sorte (S. 27 bestätigt K. die Erfahrung von Hannover, dass auch grobe Nervenfasern von den Ganglienkugeln des Rückenmarks entspringen), und es ist damit bewiesen, dass nicht alle feinen Nervenfasern vom Sympathicus herrühren.

Ohne Kölliker in die Erörterung der Frage zu folgen, ob der Unterschied der feinen und groben Nervenfasern vielleicht in sofern von Bedeutung sei, als die einen sensibel, die andern motorisch wirkten, die sich vorläufig nicht zum Abschluss bringen lässt, eilen wir die Resultate mitzutheilen, zu denen er schliesslich gelangt ist (S. 26). Es sind folgende: Die in den sympathischen Ganglien entspringenden Nervenfasern verlaufen theils zu den Eingeweiden, theils durch die rami communicantes aufwärts zu den vordern Aesten der Spinalnerven, die in den Spinalganglien entspringenden, theils durch dieselben rami abwärts zu den Eingeweiden, theils mit den hinteren Rückenmarksnervenästen zu den betreffenden peripherischen Organen, womit freilich nur ein Theil des Faserverlaufs aufgedeckt ist, aber genug, um daraus die functionelle Eigenthümlichkeit des sympathischen Nerven zu erklären.

Der Sympathicus ist demnach selbständig, weil die Mehrzahl seiner Fasern in ihm selbst entspringt; seine Fasern unterscheiden sich aber nicht

von den übrigen Nervenfasern, ausser eben durch den Ursprung. Er ist aber auch abhängig durch die vom Gehirn und Rückenmark ihm zukommende geringere Fasermenge. Die Wahrheit hätte demnach hier wirklich einmal in der Mitte gelegen; beide streitende Partheien hatten Recht, beide Unrecht, und hierin findet Kölliker und wir mit ihm die einfache Lösung des Räthsels. Die Functionen des Sympathicus sind in der Regel solche, die nicht zum Bewusstsein kommen und nicht unter dem Einfluss des Willens stehen, weil die Mehrzahl der Fasern nicht im Gehirn entspringt oder zu ihm aufsteigt. Gleichwohl ist das letztere nicht ganz ohne Einfluss durch die wenigen Cerebrospinalfasern, welche die rami communicantes zu den Eingeweiden führen, wie häufige pathologische Erscheinungen, z. B. der Schmerz bei Enteritis, erläutern. Es fällt bei dieser Ansicht die frühere, von einem spezifischen, tropischen, vegetativen Nerven, die übrigens schon von andern neueren Physiologen aufgegeben ist, indem die sensibele und motorische Function zur Erklärung der Erscheinungen des Wachsthums und der Ernährung, in den Eingeweideu so gut wie in andern Organen, vollkommen ausreicht, ein directer Einfluss des Nervensystems aber auf die chemischen Vorgänge beim Stoffwechsel eine ganz unbegründete Hypothese ist, über welche Punkte die betreffenden Abschnitte in Henle's allgemeiner Anatomie nachzulesen sind. — Ob übrigens und welche Verschiedenheiten im inneren Bau und in den Actionen des Sympathicus in einzelnen Thierclassen stattfinden, müssen weitere Untersuchungen lehren.

Eine weitere nothwendige Consequenz ist die, dass nicht Gehirn und Rückenmark und etwa der Sympathicus ebenso viele Centralorgane des Nervensystems ausmachen, sondern dass dasselbe, wie sich Kölliker am Schlusse ausdrückt, ein vielgegliedertes Ganzes bildet, in welchem jedes einzelne Ganglion, vielleicht jede Ganglienkugel mit entspringenden Nervenfasern ein Centralorgan für sich ist, eine Lehre, die in den Structurverhältnissen niederer Thiere ihre nähere Begründung findet. Jeder Nerve gehört daher dem Ganglion an, aus dem er entspringt; nur ein Theil dieser Ganglien ist z. B. vom Gehirn, dem Sitze der psychischen Functionen, abhängig; alle Theile des Nervensystems sind aber unter sich durch die Erscheinungen der Sympathie verbunden und in sofern alle sympathisch.

In der weitern Ausführung dieser Theorie, die znm Theil schon vorliegt und von Kölliker mit kurzen Zügen angedeutet wird, werden wir den dazu Berufenen nicht vorzugreifen versuchen; es genügt uns, auf die hohe Bedeutung dieser Schrift hinzuweisen und dem Verf., der als tüchtiger Beobachter bekannt ist, wenn wir auch mit der Weise zu argumentiren in seinen übrigen Schriften nicht überall einverstanden sein können, gedankt zu haben, weil solche Arbeiten es sind, die uns dem Ziele der Physiologie, einer organischen Physik, entgegenführen können, und wir wollen nur noch anführen, dass Valentin seinem fast gleichzeitig ausgegebenen Lehrbuch der Physiologie des Menschen ein Blatt nachgesendet hat, auf welchem er seine dort vorgetragene Ansicht mit Beziehung auf Kölliker's Untersuchungen modificirt und theilweise zurücknimmt.

Entwickelungsgeschichte der Formbestandtheile des Eiters und der Granulationen von Hubert Luschka, Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. Freiburg im Breisgau. Adolph Emmerling. 1845. 8. VII. und 54 S. Mit 3 Tafeln.

Der Verf., ein Schüler von Fr. Arnold, lässt die Eiterkörperchen aus einfachen Körnchen von unmessbarer Feinheit bis $^1/_{1100}'''$ Grösse entstehen, die sich in Essigsäure lösen (also nicht aus Fett bestehen?), Molecularkörperchen, welche eine sehr lebhafte Bewegung zeigen, die nichts mit der Brown'schen zu schaffen habe, sondern eine Attractionserscheinung der einzelnen Körperchen unter sich sei. Dieselben finden sich constant im Anfange der Exsudation, in geringerer Menge auch später in jedem Eiter; Aggregate derselben, meist sphärisch, aber auch länglich, keulenförmig, von $^1/_{500}$—$^1/_{200}'''$ sind die bekannten Eiterkörperchen im ersten Stadium ihrer Entwickelung; Behandeln mit Wasser, worin die Körperchen aufquellen, zeigt, dass ein zähes Bindemittel die Körnchen verklebt, eine selbständige Hülle aber fehlt. Sie kommen daher ganz mit den von Andern sogenannten Körnerzellen oder Entzündungskugeln überein (die aber in der Regel viel grösser sind). Später bilden sich in jedem solchen Körnerhaufen ein oder mehrere, meistens nur ein Kern, während die peripherische Körnerschicht zu einer homogenen eiweissartigen Substanz sich umwandelt, die den Kern wie eine Rinde umgibt. Der Kern, der anfangs noch granulirt ist, wird ebenfalls homogen, glasartig und wächst noch eine Zeit lang auf Kosten der immer dünner werdenden Rinde. Reines Wasser zertheilt die Körner im Anfange noch, mehrfache Kerne aber, namentlich die bekannten napfförmigen, entstehen durch künstliche Spaltung des einfachen bei Zusatz von Essigsäure.

Diese Darstellung stimmt im Wesentlichen mit der so eben von H. Müller*) gegebenen ausführlicheren überein, wo namentlich die Bedeutung der mehrfachen Kerne ihre weitere Erörterung findet; eigenthümlich ist aber dem Verf. eine Umwandlung der Eiterkörperchen zu Scheiben (S. 9), wobei sich die Kerne auf Kosten der Rinde vergrössern; diese Eiterscheiben seien meist kreisrund, bisweilen elliptisch, von der Grösse der Eiterkörper, in der Regel homogen (doch liegen nicht selten auch noch Molecularkörnchen darin ringförmig um den Kern geordnet), sehr dünn, auf der Kante wie scharfconturirte Striche erscheinend, Blutscheiben sehr ähnlich, aber farblos, übrigens im Ganzen nur sparsam vorhanden. Ref. kann nur sagen, dass er nach vielen Untersuchungen wohl nicht selten platte Eiterkörper, aber so wenig, wie alle andern Beobachter, Gebilde der beschriebenen Art wahrgenommen, die sich den Eiterkörpern als eine spätere Entwicklungsstufe anreihen liessen. — An die Entwicklung des Kerns zur Scheibe reiht sich die der Rinde zu einem Plättchen (Seite 12), in welchem Falle der Kern nach vorheriger Abplattung der Kugel auf der ursprünglichen Stufe stehen bleibt. Verf. zieht hierher die Eiterung auf Schleimhäuten und der Cutis, mit andern Worten die Fälle, wo Eiterkörper und Epithelialgebilde gemischt sind. — Entwickelung der Eiterkörperchen zu Kegeln finde sich auf der Nasenschleimhaut und der der Geschlechtswerkzeuge: „die

*) Zeitschr. für rationelle Medicin von Henle u. Pfeufer. Bd. III. S. 204.

neugebildeten Wimperkörper sind als wahre Formbestandtheile des Eiters anzusehen" (S. 13), fanden sich aber nur im Anfange des Schnupfens, während sich am Ende desselben nur abgestossene alte in reichlicher Menge zeigten (?). Wodurch sich die neugebildeten von den alten, normalen unterscheiden und woran man beide erkenne, erfahren wir nicht, doch hat Verf. die verschiedenen Entwickelungsstufen der Wimperzelle gezeichnet. Taf. I. fig. V. — Bedenklich scheint ferner die Behauptung, dass das untergehende Eiterkörperchen, namentlich die abgelösten Ringe (auch die homogen gewordene Rinde?), wieder in moleculäre Körnchen zerfallen, denn man kann nicht wissen, ob die überall vorhandenen Körner nicht die ursprünglichen waren.

Bei der Entwickelungsgeschichte der Granulationen geht Verf. von jenen Scheiben aus, welche hier die Hauptmasse bilden. Es entstehen Zellgewebsfäden, elastisches Gewebe und Gefässe. Die Gefässe (Seite 29) sind zuerst solide Cylinder aus mit Kernen versehenen, Kugeln gebildet, von welchen die in der Mitte befindlichen zu Blutscheiben werden, während die peripherischen sich zu den Fasern der Gefässhäute umbilden, ein Vorgang, der die grösste Aehnlichkeit mit der Bildung der Gefässe im Ei hätte, wenn man sich unter jenen „Scheiben" einfache Bildungskugeln dächte. Auch die Zellgewebsfäden entstehen aus Scheiben, die sich linear an einander reihen, während die an einander stossenden Ringe sich in je zwei Punkten vereinigen, wodurch dann je zweipaarige, parallele Gewebsfäden entstehen, zwischen welchen der centrale Theil der Scheiben als sein körniges Ernährungsmaterial liegen bleibt. (Was wird aus der Rinde?) Die Scheibenform ist übrigens in den Granulationen nicht immer leicht herauszufinden (S. 31). — Aus dem Vorhandensein elastischer Fasern (S. 32), dessen Entdeckung L. eigenthümlich ist, erklärt er die Contraction der Narbensubstanz und die Elasticität der Granulationen überhaupt; die elastischen Fasern sind nicht parallel, sondern anastomosirend und Schlingen bildend; sie gehen ebenfalls auf nicht näher angegebene Weise aus Scheiben hervor.

Nerven hat L. in den Granulationen nicht gefunden, er schliesst aber auf ihr Dasein aus physiologischen Gründen.

Ueber das Verhältniss des Eiters zu den Granulationen bemerkt L. sehr richtig, dass beiden wohl derselbe Keimstoff zu Grunde liege, dass aber ihre verschiedene Organisation von der näheren oder entfernteren Berührung mit den Organen abhänge. Der Eiter wird demnach nicht von den Granulationen durch einen eigenthümlichen Process secernirt, sondern ist überschüssiges, abfliessendes Exsudat. Warum L. aber gegen Güterbock läugnet (S. 35), dass die Eiterkörperchen selbst in die Bildung der Granulationen eingingen, nachdem er die Entstehung seiner Scheiben aus Eiterkörperchen beschrieben, ist nicht einzusehen.

Im 3. Abschnitt (S. 36) folgt eine „übersichtliche Darstellung der Entwickelung der Formbestandtheile im thierischen Organismus", die den Schlüssel zu den obigen Anschauungsweisen des Verf. gibt. In jedem Blosem (structurlose Substanz) bilden sich zuerst feine Körnchen, aus diesen zusammengesetzte Körper, und zwar durch allmäliges Zusammentreten der Körnchen, wie beim Dotter; doch wirkt nicht blos eine wechselseitige Anziehung, sondern auch ein sehr palpables Bindemittel (S. 40). Diese Körper nun sind sphärisch, cylindrisch, birnförmig, mit Fortsätzen versehen u. s. w., durchschnittlich $^1/_{100}$ bis

$^1/_{300}$''' messend (wären demnach kaum grösser als Blutkörperchen?). In ihnen tritt ein Kern auf, der selbst erst aus Körnchen besteht, die nach und nach zu einer gleichförmigen Masse zuszmmenfliessen, während zugleich eine Umwandlung in der chemischen Constitution stattfindet (indem der Kern später nicht, wie die Hülle oder Rinde, in Essigsäure löslich ist). So weit stimmt L. wiederum mit andern Beobachtren über die Entwickelung der Furchungskugeln, der Körnerzellen etc. überein, d. h. mit der neueren Lehre von Bildung der Zelle um einen Körnerhaufen, statt, wie Schwann annahm, um einen einfachen Kern.. Aus den weitern Angaben über Bildung von Scheiben, Ringen (innerhalb der Rindensubstanz! S. 43), von Plättchen (S. 46), Kegeln (S. 47), Fäden (S. 49) und aus den Betrachtungen über den Unterschied von Thier und Pflanze (S. 52) geht aber hervor, dass L. ein unbedingter Gegner der ganzen von Schwann herrührenden Zellentheorie ist und der Ansicht von Arnold und Baumgärtner anhängt, die Schwann's Zellen immer und allenthalben als solide Kugeln, Scheiben, Kegel etc. betrachten. Darüber, ob Schwann's Zellen im erwachsenen Körper Bläschen sind oder nicht, kann nicht mehr gestritten werden; sphärische Körper, die beim Platzen oder Bersten einen flüssigen gefärbten oder körnigen Inhalt entleeren, wie Fettzellen, Blutzellen, Pigmentzellen, Körnerzellen, das Ei, die sich in verschiedenen Medien aufblähen oder runzeln (Blutzellen), die sich in Röhren mit gesondertem Inhalt fortsetzen, wie die sternförmigen Pigmentzellen, oder zu Röhren verschmelzen, deren Inhalt sich entleeren lässt, wie die Nervenfasern, endlich Saftströmung in Zellen (von Kölliker in Samenzellen niederer Thiere beobachtet), Molecularbewegungen ebenfalls in Zellen (ich empfehle dazu die Pigmentzellen von der Choroidea des Hechtes) u. s. w. u. s. w. sind keine subjectiven Anschauungsweisen, sondern eben so viele handgreifliche Beweise der Bläschennatur. Zu einer ausführlichen Widerlegung, wozu auch hier der Ort nicht ist, fühle ich mich daher nicht aufgefordert, bemerke aber noch, dass Baumgärtner in seinem neuesten Werke*) seine frühere Ansicht ausdrücklich aufgibt, statt dessen von geschlossenen Blasen spricht und dafür die Benennung Zelle förmlich adoptirt.

Ganz verschieden von dieser Lehre ist die Frage nach der Entstehung der Zellenbläschen, die in neuerer Zeit wieder zur Discussion zu kommen scheint. Es vereinigen sich nämlich immer mehr Beobachtungen dahin, dass jene Bläschen, namentlich die frühesten Gewebe im Ei, sowie viele pathologische Neubildungen, nicht als Umhüllungen eines präformirten Zellkerns, wie Schwann meinte, entstehen, sondern dass ein Körnerhaufen in sich einen Kern und um sich eine Hülle bildet, wobei die Körner nach und nach verbraucht werden und der Inhalt homogen und flüssig wird. Belege hierzu geben die Arbeiten aller neueren Embryologen, ferner die früheren von Baumgärtner, Schultz, Henle**), die oben angeführten von H. Müller und die des Ref.***). Schwann's Bildungsgeschichte der Zelle hat durch neueren Untersuchungen an Terrain wenig ge-

*) Neue Untersuchungen in den Gebieten der Physiologie und der practischen Heilkunde. Freiburg. Emmerling 1845.

**) S. dessen allg. Anat. S. 162.

***) Zeitschr. für ration. Medicin. Band IV. Heft 1.

wonnen und viel verloren, und dürfte auf einen sehr engen Kreis, z. B. die Epithelien und einige pathologische Zellen, so wie vielleicht einige edoogene Formen, sich beschränken müssen, ohne dass seine Entdeckung dadurch beeinträchtigt würde, denn die Entdeckung war, wie Schwann selbst sagt, eben die Idee, die seinen Beobachtungen vorausging, d. h. der Begriff der thierischen Zelle.

L's. Arbeit, wenn wir von subjectiven Verschiedenheiten in der Deutung des Gesehenen abstrahiren, müssen wir daher als einen, wenn auch vorsichtig zu benützenden, Beitrag zur Revision der Zellenlehre begrüssen und der Verf. mag in dieser Anerkennnng eine Genugthuung für die obigen Ausstellungen finden, die keinen Tadel, sondern eine auf bewährte Erfahrungen gegründete Meinungsverschiedenheit aussprechen sollten. Ich verzichte daher auch darauf, einige hier unwesentliche Einzelnheiten zu bestreiten, wie dass die Samenfaden Träger des befruchtenden Princips des Samens, die Krätzmilben die des Krätzcontagiums, die Conferven der tinea favosa eines grindigen, und ebenso auch die Elterkörper des Tripper- und Blattencontagiums seien (S. 18. 19). Wäre dies der Fall, d. h. überall ein eigenthümlicher Ansteckungstoff vorhanden, so müsste z. B. die Krätze auch ohne Milben übertragen werden können; zur Erklärung der Erscheinungen der Krätze, so wie ihrer Ansteckungsfähigkeit reicht aber die Milbe allein vollkommen aus. — Den Knorpel betrachtet L. nicht als ein Gewebe, weil die verbindende structurlose Substanz nur durch ihre Festigkeit von zellenhaltigen Flüssigkeiten verschieden sei. Aber gibt es ein Gewebe, das keine structurlose Zwischensubstanz enthält? und soll ein Körpertheil, dem die Milbe eines sehr wichtigen Gewebes von der Natur zugetheilt ist, kein Gewebe sein, weil es nicht in den Begriff passt, den wir von Gewebe aufgestellt?

Die Abbildungen sind sauber und deutlich, nur müssen wir auch hier an einigen Stellen eine zu subjective Anschauungsweise erkennen.

Die Metamorphose des Thrombus mikroskopisch untersucht von Dr. H. Zwicky. Eine von der med. Facultät in Zürich gekrönte Preisschrift. Zürich bei Meyer und Zeller. 1845. 4. VIII und 78 S.

De corporum luteorum origine atque transformatione. Diss. inaug. quam in alma universitate Turicensi scripsit H. L. Zwicky. Turici impensis Meyeri et Zelleri. 1844. II und 36 S.

Zwei sich ergänzende, stofflich verwandte Schriften, welche als Muster academischer Probeschriften dienen können, und was sowohl die Gründlichkeit der Untersuchung, als die Nüchternheit der Reflexion, als die Ordnung in der Darstellung selbst betrifft. Wir beginnen die Anzeige mit der erstgenannten Schrift, als der nach der Zeit der Beobachtung, wenn auch nicht der Herausgabe älteren. Die Preisaufgabe war, nachzuweisen, ob und welche Veränderungen extravasirtes Blut innerhalb des lebenden Körpers zum Behufe der Umwandlung in organisirte Gewebe eingehe, welche Vorgänge vom exsudirten Faserstoffe bereits bekannt sind. Als Material der Untersuchung, das zu jeder Zeit leicht zu beschaffen ist, sollte der Blutpropf dienen, der sich in unterbundenen Gefässen findet, worüber wir zwar eine Reihe vortrefflicher Untersuchungen von Stilling, aber bis dahin keine einzige mikroskopische besassen

die doch allein die gewünschten Aufschlüsse geben konnte. Insbesondere sollten folgende 3 Fragen gelöst werden:

1. Was aus den Blutkörperchen wird; ob sie sich auflösen und verschwinden, oder an der Bildung der neuen Gewebe Theil nehmen?

2. Ob neue Zellen entstehen. wie bald, und auf welche Weise, und wie sie sich weiter entwickeln?

3. Welcher Art das Gewebe ist, welches schliesslich den soliden Strang des obliterirten Gefässes bildet?

Zwicky beginnt seine Arbeit mit der Aufzählung der nackten Beobachtungen. Es dienten dazu eine grosse Anzahl von Hunden und Kaninchen, denen die art. cruralis unterbunden wurde, und die zu verschiedenen Zeiten getödtet wurden, so zwar, dass Zwicky für jeden Tag nach der Unterbindung bis zur vollständigen Organisation des Thrombus mehrere Beobachtungen hat. Hunde sind besser als Kaninchen, weil der Thrombus bei letzteren in dor Regel sehr klein ausfällt, oft ganz fehlt, auch vertragen Hunde die Operation besser. Aus den Versuchen, die nach den Entwicklungsstufen, resp. der Zeit der Operation geordnet sind, ergeben sich folgende übereinstimmende Resultate, und zwar sollen nur die mikroskopischen angeführt werden, da Zwicky in dem anatomischen Befund mit früheren Beobachtern übereinstimmt.

Nach 24 Stunden war der Thrombus vollkommen gebildet, er bestand aus Faserstofffasernetzen und eingebetteten Blutkörperchen. Vom 5ten Tag an erschienen zwischen denselben in grosser Anzahl die bekannten Körnerhaufen, die Gluge aus irriger Ansicht von ihrer Bedeutung Entzündungs-Kugeln genannt hat; sie waren von dunkelbrauner Farbe und besassen keine gemeinschaftliche Hülle und keinen Kern (waren mithin keine Zellen), liessen sich vielmehr in einen platten Körnerhaufen zerdrücken. Diese Kugeln fingen vom 9. Tag an zu zerfallen und fanden sich später nicht mehr, bildeten daher kei- Bestandtheil des künftigen Gewebes; letzeres entwickelte sich vielmehr, wie Zwicky deutlich verfolgte, unmittelbar aus dem geronnenen Faserstoff selbst, und zwar auf die Weise, die Henle *) als die normale Bildungsweise des Bindegewebes aufgestellt hat und die kürzlich unter einem anderen Titel an Reichert **) einen theoretischeren Vertheidiger gefunden hat. Das Wesentliche bei diesem Vorgange ist, dass sich eine Anzahl Zellkerne bilden, welche sich nach einer bestimmten Richtung hintereinander reihen und je einen Streifen festes Blasfem sich aneignen, der dann durch weitere Längstheilung in feine Fibrillen, Bindegewebsfasern, zerfällt, auf welchen die Kerne eine Zeitlang sizzen bleiben oder zu Kernfasern werden oder resorbirt werden. Das Einzelne muss bei Zwicky nachgesehen werden, der den Vorgang zuerst in allen Stadien beobachtet und so eigentlich zur Gewissheit gebracht hat. Zu bemerken ist übrigens im Allgemeinen, dass die ursprünglichern Fasern, welche die Netze bilden, die man in jedem geronnenen Faserstoff zu einer gewissen Zeit findet, mit den späteren Gewebselementen nichts zu schaffen haben; sie ver-

*) Allg. Anat. S. 198. 379,

**) Bemerkungen zur vergleichenden Naturforschung im Allgemeinen und vergleichende Beobachtungen über das Bindegewebe etc. Dorpat. 1845.

schwanden nämlich bald wieder, während die ersten Kerne erst am 11ten Tage auftraten, zu einer Zeit also, wo auch die conglomerirten Kugeln angefangen hatten, zu zerfallen.

Von dieser Zeit an bemerkte Zwicky auch neben noch unveränderten Blutkörperchen gelbliche oder rothbraune Häufchen von feinen Körnchen bis zu 0,0015 bis 0,0018''', diegrössten scheibenförmig, in der Mitte öfters mit einem dunklen Fleck von deutlich gelblicher oder schwärzlicher Färbung, die kleineren punctförmig mit eckigen und zackigen Rändern, alle von Essigsäure nicht verändert. Diese Häufchen fanden sich noch in dem 2½ Jahr alten organisirten Thrombus der Cruralarterie eines Mannes, der wegen Gonarthrocace amputirt worden war, (wie denn sämmtliche Befunde bei einer Reihe von menschlichen Leichen, die der günstige Zufall Zwicky bot, sowohl an Amputationsümpfen, als an den Nabelgefässen Neugeborener, sowohl an Arterien als an Stenen, mit den an Thieren gewonnenen vollkommen übereinstimmten) dagegen fehlten sie in den rudimentären Nabelgefässen Erwachsener. In den spätesten Perioden sind Fettansammlungen im entwickelten Narben (Binde)- gewebe nicht selten.

An diese Beobachtung knüpft Zwicky seine Ansicht von dem Schicksal und der Rolle der extravasirten Blutkörper; er hält nämlich jene gelblichen oder röthlichen Körperchen für veränderte Blutkörper, obgleich er den Uebergang nicht successive verfolgen konnte, vielmehr immer beide extreme Formen nebeneinander fand; doch stand die Menge der einen im einzelnen Falle im umgekehrten Verhältnisse zu der andern. Dass sich Blutkörper unter günstigen Umständen im Körper ausser der Circulation sehr lange erhalten, aber, mit verhältnissmässig geringer Veränderung der Form, eine chemische Umwandlung erleiden, (alle alten Zellen werden in Essigsäure weniger oder nicht mehr löslich, aber auch solche, die man z. B. in concentrirten Salzlösungen hat einschrumpfen lassen) habe ich ebenfalls schon öfter beobachtet und schon früher erörtert. Gewiss ist, dass sie an der Constituirung des künftigen Gewebes keinen wesentlichen Antheil nehmen. Zwicky sucht sogar in ihrer Anwesenheit ein ursächliches Moment der Nichtorganisation grösserer Blutextravasate innerhalb des Körpers; ob aber manche pathologische Pigmentablagerungen ihnen ihren Ursprung verdanken, ob namentlich die Pigmentkörnchen die veränderten Blutkörper selbst sind, lässt sich um so weniger annehmen, als sich die Blutcoagula mit dem Verschwinden der Blutkörper immer mehr entfärben und auch die rostfarbenen Häufchen nach Zwicky im vollständig organisirten Gewebe endlich untergehen.

Wir haben hier den Hauptinhalt nur angedeutet und verweisen namentlich in Bezug auf den zweiten Abschnitt, welcher die vollständige Literatur des Gegenstandes und eine kritische Beleuchtung der bisherigen Ansichten über den Thrombus enthält, auf die Schrift selbst, die kein wissenschaftlicher Arzt unbefriedigt aus der Hand legen wird. Den Schluss bildet eine Reihe detaillirt erzählter Injectionsversuche an Thieren, deren Zweck war, die Existenz der Gefässe im Thrombus nachzuweisen. Es ergibt sich daraus das Unsichere und Unpraktische dieser Methode, wenigstens für den Nachweis feinerer Gefässe, indem das unbewaffnete Auge nie unterscheiden kann, ob man es mit extravasirter oder in Canälen enthaltener Injectionsmasse zu thun habe, für das bewaffnete aber die Insection überflüssig ist; aus welchem Grunde namentlich Stilling, der kein Mikroskop anwendete, dem Thrombus viel zu frühe Ge-

fässe zugeschrieben hat. Seit wir wissen, dass neugebildete Blutgefässe in Exsudaten und Extravasaten keine Verlängerungen der ursprünglichen Gefässe des Muttergewebes sind, sondern erst später mit den letzteren in Verbindung treten, (im vorliegenden Falle mit den offenen Mündungen der vasa vasorum) und seit wir durch verbesserte Mikroskope eine genaue Einsicht in den feineren Bau normaler und pathologischer Gewebe erlangt haben, wird man, wo es sich um die einfache Constatirung von Blutgefässen handelt, nur in wenigen Fällen zu einer so rohen und unsicheren Präparationsmethode seine Zuflucht nehmen, noch weniger aber auf sie allein eine kategorische Diagnose gründen. Durch das Mikroskop hat auch Zwicky die Ansicht derer definitiv widerlegt, welche, theils die Organisation des Thrombus überhaupt, theils seine Vascularisation insbesondere geläugnet und geglaubt haben, er werde spurlos resorbirt oder es könne ein Gefäss sich auch ohne Thrombus, d. h. ohne Narbe, verschliessen. —

Auf eine sehr willkommene Weise reiht sich an diese Untersuchung die zweite der oben citirten Arbeiten, über die Entstehung und Entwickelung der gelben Körper. Sie wurde in der Erwartung unternommen, wie Zwicky in der Vorrede sagt, die beim Thrombus gefundenen Thatsachen von Neuem bestätigt zu finden, es ist aber doppelt interessant, dass zwei scheinbar so ähnliche Produkte in ihrer Bildungsweise durchaus differiren. Es stellt sich nämlich heraus, was zwar schon von Andern, aber nicht in diesem Umfange nachgewiesen war, dass der gelbe Körper sich nicht auf Kosten eines Extravasats, sondern vielmehr eines Exsudats bildet, welches wie Bischoff gelehrt hat, schon lange vor der Berstung der Graaf'schen Follikel, auf der inneren Wand derselben sich zu organisiren anfängt. Es stützt sich zum Theil hierauf Zwicky's Ausspruch am Schlusse des ersten Abschnittes seiner Abhandlung über den Thrombus, dass Extravasate und Exsudate im Uebergang zu demselben definitiven Gewebe (Bindegewebe) verschiedene Entwickelungsstufen durchlaufen, die für jedes characteristisch sind.

Auch die vorliegende Abhandlung befolgt dieselbe Reihenfolge, wie oben, erst eine kurze kritische Uebersicht der Literatur, dann ausführliche objective Darlegung der einzelnen Beobachtungen, resümirende Uebersicht und Schlüsse, kein Wort zu viel oder zu wenig. Auch sie, eben weil sie eine reichhaltige Quelle thatsächlichen Materials bleiben wird, lässt sich nicht im Auszuge geben, nur das allgemeinste Resultat mag hier Platz finden. Wenn es sich sehr gut mit dem Begriffe des Extravasats, als eines massenhaften, raschgesetzten Produkts verträgt, dass der geronnene Faserstoff auf dem kürzesten Wege in das schliessliche Gewebe sich umwandelt, so ist es nicht minder anschaulich, dass ein sehr allmälig in kleineren Partieen ausgeschwitztes Balstem den weiteren, minutiöseren Weg der Zellenbildung durchmacht, um zu demselben Resultat, zu der Bildung von Narben-, d. i. Bindegewebe, zu gelangen, und so gewiss sich das Blutgerinnsel im Thrombus, der Henle'schen Ansicht entsprechend, ohne weiteres der Länge nach erst in breite Fasern, und dann in feine Fibrillen sondert, eben so sicher behält für den gelben Körper die Schwan'sche Lehre von der Faserbildung ihre Gültigkeit.

Schon vor dem Austritt des Eies aus dem Follikel bilden sich nämlich fortwährend kernhaltige Zellen, deren kleinste den Eiterkörperchen sehr ähnlich

sind (S. 8), auf der inneren Wand desselben; diese verlängern sich nach einer oder mehreren Richtungen in Fortsätze und Schwänze, die allmälig in Fasern übergehen (Bindegewebe). Der Bluterguss, welcher nach dem Austritt des Eies hinzutritt, nimmt hieran keinen Antheil, fehlt sogar ganz bei Hunden und Kaninchen (nach Bischoff) und bei Kühen (nach Zwicky); das geringe Coagulum verschrumpft nämlich inmitten der fortwuchernden Granulationen und stellt zuletzt den festen Kern daher, den man in vielen oft sehr alten gelben Körpern findet; doch soll auch dieser Kern nach Zwicky in den Organisationsprozess hineingezogen werden und sich zu Zellen und Fasern umbilden können. (Vielleicht wird das ergossene Blut in andern Fällen später wieder resorbirt, so wie dies in den apoplectischen Cysten des Gehirns der Fall ist, und es möchten sich daher die centralen Höhlen erklären, die in alten gelben Körpern nicht selten sind.) In der Regel schliesst sich die Wunde durch einfache Granulation und constringirt sich später wie jede Narbe, wird aber nach erfolgter Organisation, so wenig wie der Thrombus, je resorbirt, wie einige wollten.

Von ganz besonderem Interesse und, so viel mir bekannt, neu sind Zwicky's Angaben über die Natur der Farbe der gelben Körper. Er fand nämlich überall ein gelbes Fett in Körnchen und Tröpfchen und prismatischen Krystallen abgelagert, welches sich in Aether mit Verschwinden der Farbe löste; auch geht die Farbe der gelben Körper beim Aufbewahren in Weingeist verloren. Wo diese Körper nicht gefärbt sind, ist das Fett farblos. In Zellen selbst fand Zwicky kein Fett eingeschlossen, bestätigt aber die frühere Angabe von mir, dass die Zellen selbst eine gelbe Färbung zeigen, die besonders da, wo mehrere übereinander liegen, sehr deutlich hervortritt. Räthselhaft sind stumpfkantige Tafeln von röthlicher Farbe, die sich nicht in Aether lösten, aber von concentrirter Schwefelsäure angegriffen wurden, die sie blau färbte und zuletzt, unter Gasentwicklung, vollständig auflöste; Zwicky sah sie nie vor Anwendung von Aether, welcher die übrigen Fette löste, und will nicht entscheiden, ob sie von den andern Formen nur verdeckt oder erst nach der Auflösung derselben als unlösliche Bestandtheile abgeschieden wurden (S. 39). Die Ansicht derer, welche die gelbe Farbe von imbibirtem Blutroth ableiteten, möchte demnach wenig mehr für sich haben, wenn man nicht mit mir annehmen will, dass das Fett selbst davon gefärbt sei, wofür die gelbe Färbung der Zellhäute und die braune der Körnerhaufen allerdings sprechen könnte.

Ausserdem fand Zwicky allenthalben Körnchen des schwarzen Pigments in allen Uebergängen von Roth, Braun in Schwarz, die sich weder in Säure noch in Alkalien, aber zum Theil in Aether zu lösen schienen. Ich habe dieselben ebenfalls früher beschrieben und kann nicht umhin, auf meine damals ausgesprochene Ansicht zurückzukommen, dass alles pathologische Pigment den bekannten Elementarkörnern, (deren wesentlicher Bestandtheil Fett ist) nebst ausgetretenem Blutfarbstoff seinen Ursprung verdanke. — Alle gelben Körper enthalten endlich Gefässe.

Schlieslich kann ich an einigen Fragen von allgemeinerem Interesse um so weniger vorübergehen, als sie die einzigen Punkte betreffen, in denen mir Zwicky's Angaben Zweifel erregt haben. S. 11 und 12 heisst es, dass von Essigsäure auch die Zellkerne blass geworden seien, so dass nur die Kernchen (Kernkörperchen) und die äussersten Conturen deutlich blieben; wenn dies nicht

auf einer Täuschung beruht, so dass nämlich die an sich blassen Kerne nach theilweiser Auflösung der Zellmembranen und des Blastems durch die Essigsäure nur freier, reiner und daher blässer erschienen, so knüpft sich hieran eine der wichtigsten Streitfragen der Zellenlehre, die nämlich, ob die Kerne schon ursprünglich auch einer in Essigsäure unlöslichen, demnach im Blastem nicht vorgebildeten Materie, bestehen, oder ob sie, anfangs aus derselben Materie wie die Zelle gebildet, erst später, wie auch viele Zellen, eine chemische Umwandlung erleiden. Mit Ausnahme des Keimbläschens und der Ganglien-Kugeln, wenn man dieselben als Kerne deutet, kennt man keine in Essigsäure löslichen Zellkerne; ein geübter Beobachter, dessen Verdienste wir oben gerühmt haben, Kölliker, behauptet sogar die Unlöslichkeit der jüngsten, nach ihm bläschenartigen Kerne, wogegen, wie ich versichern kann, die oft beschriebenen Exsudatkörperchen, deren Natur als Kerne keinem Zweifel mehr unterliegen dürfte, oft leicht, oft nicht löslich gefunden werden. Die ganze Sache würde sich aufklären, wenn sich herausstellte, dass die bläschenartigen Kerne keine jungen, sondern sehr entwickelte Kerne sind und dass alle Kerne ursprünglich nur Körnerhaufen mit einem proteinartigen, demnach löslichen Bindemittel sind, eine Ansicht, die durch eine Beobachtung, wie die obige von Zwicky, eine nicht unwichtige Stütze erhalten würde; eben der Wichtigkeit der Sache wegen glaubte ich aber meinen Zweifel nicht unterdrücken zu dürfen. — S. 15 beschreibt er ebenfalls bläschenartige Körper, die Zellkernen ähnlich, aber von Essigsäure verändert wurden; einige derselben waren von einer grauen feinkörnigen Masse, aber von keiner Membran (involucrum) umgeben; er hält sie für kleine Zellen, und meint S. 27, es möchten freigewordene, aus geborstenen Zellen entleerte, Kerne sein, die nun selbst zu Zellen würden. Dass einzelne Zellen sich auflösen (Zwicky's Ausdruck „dirumpi“ scheint dafür zu derb und unnatürlich), will ich nicht bezweifeln, namentlich möchte dies das Schicksal einiger der grossen, runden Zellen sein, die sich nach Zwicky nicht mehr in Fasern umbilden, (wogegen ich nicht annehmen zu dürfen glaube, dass auch faserige Zellen (S. 28), also ein in der Entwickelung begriffenes Gewebe während der Entwickelung selbst, sich zum Theil wieder auflösen); die oben beschriebenen Formen aber möchten nach den neueren Beobachtungen über Zellenbildung, wohl nicht anders, denn als eben entstandene freie Zellkerne, zum Theil mit Umhüllungskugeln im Uebergang zu Zellen zu deuten sein, und es ist nur zu bedauern, dass ein so geschickter Beobachter, wie Zwicky, diesem Gegenstande, nämlich der früheren Entwickelungs-Geschichte der Zellen im gelben Körper, keine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat. Aus den Abbildungen geht übrigens hervor, worauf ich ebenfalls schon früher aufmerksam gemacht habe, dass eigentliche Faserzellen nicht mehr körnig sind, wenn auch Körnerzellen von sehr unregelmässiger, selbst cylindrischer oder spindelförmiger Gestalt vorkommen (Fig. 10).

Auf Seite 17 ist von Zellen die Rede, die täuschend den sogenannten Entzündungskugeln ähnlich sahen, offenbare Körnerhaufen oder Umhüllungskugeln. — Hie und da kommen auch, wiewohl selten, Zellen mit zwei Kernern vor, noch seltener endogene Zellen; ich erwähne dies, weil in dieser Beziehung normale und pathologische Bildungen einen Gegensatz zu bilden scheinen, wie bekanntlich in Krebsen z. B. die emlogene Zellbildung Regel oder wenigstens

sehr gewöhnlich ist. — Wir schliessen diese Anzeige mit dem Wunsche, dass der Verf. seine Beobachtungs- und Darstellungsgabe auch ferner nicht möge feiern lassen, schon deswegen, weil diese und der gute Wille sich nicht immer so zusammenfinden, wie bei ihm.

Die beigegebene lithographirte Abbildung, welche die in den gelben Körpern vorkommenden Formtheile darstellt, lässt Nichts zu wünschen übrig.

C. Bruch.

Kurze Anzeigen.

Kudrun. Die echten Theile des Gedichtes mit einer kritischen Einleitung herausgegeben von K. Müllenhoff. Kiel, 1845. 192 S. 8.

Allbekannt sind Lachmann's Arbeiten über das Volksepos von der Nibelunge Noth, wodurch die Art seiner Entstehung, seine stufenweise Ueberarbeitung, die historischen Beziehungen der ihm zu Grunde liegenden Sage ebenso scharfsinnig als gründlich nachgewiesen sind. Der Beweis, dass man den Gedanken an einen einzigen eigentlichen Verfasser endlich aufgeben müsse, und dass das Gedicht eine Sammlung von Volksliedern sei, welche vielfachen Abänderungen und Erweiterungen unterworfen gewesen sind, kann dem Gedicht bei den Verständigen nicht geschadet haben. Im Gegentheil, Widersprüche, Verschiedenheiten im Ton der einzelnen Lieder, die bei Annahme eines einzigen Verfassers unverzeihliche Fehler sind und den Werth eines solchen Ganzen bedeutend vermindern müssen, verlieren ihr Gehässiges durch die erlangte Ueberzeugung, dass die Theile des Werkes verschiedenen Ursprung haben. Ist es nicht ähnlich bei alten Denkmalen der Architectur? Wenn eine berühmte Kirche zugleich sehr edle einfache Verhältnisse hat, während ein anderer Theil derselben bei unbedeutenden Formen vielleicht überladene oder gekünstelte Ornamente kund gibt, würde die aufgegriffene Meinung, alle Theile gehörten einer Zeit und einem Baumeister an, unsere Bewunderung des Schönen, unsere Duldsamkeit gegen die leere Pracht fördern können? Nein, solche Ungereimtheiten an einem und demselben Werke einem und demselben Geiste aufzubürden, würde uns hier gleich stark verletzen, wie dort bei dem erwähnten Nationalepos.

Was nun durch Lachmann für die Nibelunge geschehen ist, das musste man, je angenehmer es die Mehrzahl des Publicums überraschte, um so lebhafter wünschen, dass es bei dem nahverwandten Geistesproducte von Gudrun eine würdige Nachahmung fände. Ja, diess Nationalepos bedurfte in gewisser Hinsicht noch mehr Aufmerksamkeit und Theilnahme, theils weil uns eine ungünstige Fügung nur eine und noch dazu späte Aufzeichnung überlieferte, theils weil, nach unserm Urtheil wenigstens, Interpolationen darin enthalten sind, deren gemeine Fassung nirgends in den Nibelungen zu finden ist.

Nachdem früher Ettmüller mit einem lobenswerthen Versuche vorangegangen war, hat sich auch Herr Müllenhoff in der vorliegenden Schrift

diese Aufgabe gestellt, und wenn sie vielleicht nicht zu vollem Abschluss gebracht ist, so muss man doch gestehen, dass er allen billigen Anforderungen entsprochen habe. Wir werden durch ihn über Heimath der Sage und Dichtung, über die Zeit der gesammelten Lieder und ihrer Ueberarbeitungen, über ihren Charakter und Werth, über die Merkmale der echten und unechten Strophen, kurz über Alles, was bei einer solchen Untersuchung in Betracht kommt, sehr genau und befriedigend unterrichtet, und erhalten ähnliche Resultate, wie sie eine meisterhafte Kritik bei den Nibelungen erzielt hatte. Der ausführlichen Abhandlung (von S. 5 — 126), worin diese mannigfachen Ergebnisse niedergelegt sind, folgt (von S. 127—183) der Text derjenigen Theile und Strophen, die nach Herrn Müllenhoff's Urtheil wirklich der Sage angehören und echt sind.

Der Leser, der die Gudrun schon kennt, wird anfangs betroffen sein, den Müllenhoff'schen Text an Umfang so gering zu befinden. Aber eine nähere Bekanntschaft mit demselben, wie auch mit der vorangehenden Abhandlung, wird ihn in den meisten Fällen beruhigen und zum Beifall bewegen. Was uns betrifft, so sind wir damit am bereitwilligsten einverstanden gewesen, dass Herr Müllenhoff das Gedicht mit Strophe 1530 schliesst, denn was von Strophe 1531—1705 noch folgt, ist fast durchweg in keinem bessern Ton dargestellt, als Ulrich's Tristan, und bezweckt einen romanartigen Ausgang, wie er bei den Ritterepen herkömmlich gewesen ist, während das Volksepos wirksamer und würdiger mit Gudrun's Befreiung abbricht und das Uebrige, ihre Heimkehr und Vermählung mit Herwig, gleichsam der Phantasie des Lesers anheimstellt. Dass jedoch Herr Müllenhoff den ganzen ersten Theil der Gudrun, Hagens Jugend, ausgeschlossen hat, möchte mehr Widerspruch finden, da wenigstens die Darstellung gewiss nicht zu solcher Strenge auffordert.

Den Schluss der angekündigten Arbeit (von S. 184—192) bilden Anmerkungen, die zum Theil aus sehr schätzbaren Conjecturen bestehen. Eine Anzahl Verbesserungen hat auch Herr Müllenhoff mit denen von Andern in den Text aufgenommen, wodurch das Verständniss desselben merklich gewonnen hat, oder sie sind, wenn es Stellen betrifft, die er zu den unechten Theilen zählt, in der Abhandlung angebracht worden. Dass bei einem so schwachen Apparat, wie der von diesem Gedicht ist, der Textkritik noch immer Bedeutendes zu thun übrig bleibe, kann nicht auffallen. Wir glauben die Anzeige dieses Buches, welches wir den Verehrern der Gudrun besonders empfehlen, nicht passender schliessen zu können, als wenn wir einige Beiträge zu den bereits vorgeschlagenen oder schon aufgenommenen Emendationen dem Urtheil des Publikums zur Prüfung vorlegen:

Strophe 5, 3. ja erstênt dës urkünde? *Beispiele, die dieses bezeugen?*

Strophe 72. 73. 74. können offenbar nicht unverändert neben einander bestehen. Vielleicht ist Strophe 73, welche schon äussere Merkmale der Unächtheit an sich trägt, ganz zu verwerfen und 72. 74. folgender Maassen zu verbinden und zu verbessern:

Von dës grîfen valle daz kindel im enbrast.
sich verbarc in einem kûte der wênige gast.

Hagene solte belîben dâ niht aleine:
drî minneclîche meide vant daz kint sît in einem steine.

Strophe 997, 4. iedoch bat vil sëlten mîn muoter ir tohter schürn die brende.

Strophe 1247, 1—3. nu sëht an mîne hant,
ob ir daz golt erkennet (Herwîc bin ich genant),
dâmite ich wart gemahelet etc.

Strophe 1267, 2. ligen diu gewant

Strophe 1347, 2. ê se ûz den schiffen braehten?

Strophe 1393. 4. in strîten

Strophe 1437, 2. swër dâ guot gewan,
dër holte ëz unsanfte von ir getelingen

Das seltene Wort getelinc, genosse, kommt gerade in den nahe verwandten Gedichten „Klage“ (590) und „Biterolf“ (900) vor.

Strophe 1487, 3. jâ bin ich ëz.

Strophe 1507, 2. mit drin und drîzec meiden.

Heidelberg, 15. April 1846.

K. A. Hahn.

Ch. Darwin; Journal of Researches into the Natural History and Geology of the Countries visited during the Voyage of H. M. S. Beagle round the World, 2. edit. corrected with additions. 519 pp. 8. London, J. Murray, 1845.

Der Verf. dankte dem Professor Henslow in Cambridge, während seines Aufenthaltes daselbst, die Erweckung des Sinnes für Naturgeschichte. Als nun Capitän Fitz-Roy als Commandant des Schiffes Beagle, zu einer Schiffsunternehmung um die Welt beordert, unter eignen Opfern einen wissenschaftlichen Begleiter zu finden wünschte, erbot sich derselbe ihn als Freiwilliger zu begleiten, was die Admiralität genehmigte. Während der Reise selbst, vom December 1831 bis 1836, bestund in Folge dieser freiwilligen Uebereinkunft zwischen dem Verf. und dem Kommandanten wie den Offizieren das freundschaftlichste Verhältniss, so dass er sich in seinen wissenschaftlichen Untersuchungen überall auf das angenehmste unterstützt sah. Die ausführliche Darlegung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse ist inzwischen in anderen, eigens dem Zwecke gewidmeten Schriften und Abhandlungen theils vom Verf. und theils von wissenschaftlichen Freunden desselben erfolgt, wozu die Regierung 1000 Pf. Sterl. zu Deckung der Kosten der Herausgabe bewilligte. So haben in der „Zoology of the Voyage of the Beagle“ R. Owen die höchst interessanten fossilen und Waterhouse die lebenden Säugthiere, Gould die Vögel, Jenyns die Fische, Bell die Reptilien beschrieben und der Verf. seine Beobachtungen über die Sitten und Verbreitung aller Arten beigefügt; darauf scheint auch der Zuschuss der Regierung hauptsächlich verwendet worden zu seyn. Vom Verf. selbst haben wir für den geologischen Theil zwei sehr wichtige Werke, „Structure and Distribution of Coral Reefs“ und „Volcanic Islands visited during the voyage of the Beagle“ bereits erhalten, und ein dritter Band „Geology of South-America“ soll bald erscheinen; während andre Abhandlungen desselben über die erratischen Blöcke und die vulkanischen Phänomene Süd-Amerikas in den Geo-

logical Transactions erschienen sind. Von wirbellosen Thieren sollen Bell die Kruster, Sowerby die Weichthiere bearbeiten; Waterhouse, Walker, Newman und White haben schon Mehres über die Insekten bekannt gemacht und werden Andres noch liefern. Die Pflanzen Süd-Amerikas will J. Hooker in sein grosses Werk über „die Pflanzenwelt der südlichen Halbkugel" aufnehmen; die Flora der Galapagos-Eilande ist Gegenstand einer besondern Abhandlung in den „Linnean Transactions"; von der Flora der Keeling-Islands hat Henslow bereits einen Katalog veröffentlicht, und die Kryptogamen sind von Berkeley beschrieben worden. Man sieht, Das ist eine reiche grossartige Ausbeute, die man ursprünglich dem freundschaftlichen Zusammenwirken zweier für die Wissenschaft begeisterter Männer dankt, die hiebei lediglich als Privat-Personen wirkten.

Die gegenwärtige Schrift dagegen, welche zugleich den XII. Band der „Colonial and Home Library" bildet, liefert in Form eines Reise-Journals in 21 Kapiteln die anziehenden einzelnen Erlebnisse und die wichtigsten Ergebnisse der Detail-Forschung, wie sie das grössere Publikum ansprechen mögen; denn auch für dieses sind die neuern Untersuchungen des Verf.'s über die Bildung der Korallen-Inseln und die Hebung und Senkung ganzer Länder, die ganz neuen Beobachtungen über die erratischen Blöcke der südlichen Halbkugel, und eine Menge zoologischer und meteorologischen Wahrnehmungen theils im Ueberblick über ganze Landstriche, theils bei gelegentlichen Zwischenfällen von um so grösserem Interesse, als der Verf. vielfältig auch die schon öfters erörterten Fragen der Wissenschaft von einem neuen Gesichtspunkte wieder aufzufassen, neue Resultate zu gewinnen und eine Menge naturwissenschaftlicher Thatsachen mit den geschichtlichen Fäden der Reise innig zu verweben versteht. Wir kennen kaum ein anderes Reise-Werk, welches eben mit den wichtigsten naturhistorisch-physikalischen Beobachtungen ohne langweilige Weitschweifigkeit [eine fünfjährige Reise auf 500 Seiten] so reichlich durchwebt und durch die ansprechende Art der Benützung dieses Stoffes in seinem Interesse so wesentlich gesteigert wäre, als das gegenwärtige. Auf das Detail können wir natürlich hier nicht eingehen. Die Reise führt von England nach den Capverdischen Inseln, der Ost-Küste Süd-Amerikas, um dessen Süd-Spitze herum, an der West-Küste wieder hinauf bis Lima, nach den Galapagos, durch den niedrigen Archipel, Neu-Seeland, Neu-Holland, Keeling-Island, Mauritius, St. Helena wieder nach Brasilien und nach England zurück. Vergleicht man mit diesem an und für sich nicht sehr langen Weg die fünfjährige Dauer der Reise, so kann man daraus schon schliessen, dass der Naturforscher in seiner Zeit nicht beengt gewesen, sondern hinreichende Musse genossen habe zum Sammeln, zu Beobachtungen und selbst oft weite Abstecher ins Innere der Länder zu machen. Es war nemlich die Aufgabe des Schiffes die Aufnahme von Patagonien, Feuerland, West-Amerika und einigen Inseln der Süd-See zu vollenden und eine Reihe von Chronometer-Beobachtungen rund um die Erde zu machen.

Von dieser Reise-Beschreibung ist auch eine etwas weitläufiger ausgeführte Deutsche Bearbeitung von Dieffenbach erschienen. Wir glauben diese Englische Ausgabe nicht nur als eine eben so unterhaltende wie belehrende Lektüre, sondern auch als ein besonders angemessenes Uebungsmittel

Denjenigen empfehlen zu dürfen, die sich Kenntniss dieser Sprache verschaffen und sich darin vervollkommnen wollen.

H. G. Bronn.

Allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit, von Gustav Klemm. Nach den besten Quellen bearbeitet und mit xylographischen Abbildungen der verschiedenen Nationalphysiognomien, Geräthe, Waffen, Trachten, Kunstprodukte u. s. w. versehen. Dritter Band. Die Hirtenvölker der passiven Menschheit. Mit 7 Tafeln und verschiedenen in den Text eingedruckten Abbildungen. VIII. u. 403 S. in gr. 8. Vierter Band. Die Urzustände der Berg- und Wüstenvölker der activen Menschheit und deren Verbreitung über die Erde. Mit sieben Tafeln u. s. w. VI. und 418 S. in gr. 8. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1844 und 1845.

Es ist von diesem schönen und auch äusserlich so wohl ausgestatteten Unternehmen bei dem Erscheinen der beiden ersten Bände in diesen Jahrbüchern (Jahrg. 1844 p. 307 ff.) ein Bericht erstattet worden, in welchem Plan und Anlage der Ganzen, sowie die Ausführung, so weit sie damals vorlag, näher besprochen ward. Der von dem Verfasser aufgestellten, in dem frühern Berichte ausführlich hervorgehobenen Ansicht gemäss, wornach die gesammte Menschheit in eine passive und active zerfällt, hat der dritte Band die Hirtenvölker der passiven Menschheit zu seinem Gegenstande, und zwar zuerst die Waldnomaden des Nordens, (also z. B. Ostiaken, Lappen, Tungusen, Jakuten u. A.) dann die passiven Hirtenstämme der gemässigten und die der heissen Zone: von Allen wird eine Schilderung gegeben, die eben so anziehend in all ihrem Detail, als wohl begründet in allen ihren einzelnen Angaben genannt werden kann, und das ganze Leben dieser Völker, wie es sich in den häuslichen Einrichtungen und Beschäftigungen, Wohnungen, Geräthschaften, Erwerbs- und Nahrungsmitteln, in den ehelichen Verhältnissen und in den Familienbanden, in den geselligen Verhältnissen wie in den Anfängen eines freilich auf meist sehr niederer Stufe der Cultur stehenden öffentlichen Lebens, dann insbesondere in dem religiösen Glauben, in Opfer und Cultus und was daran sich knüpft, zu erkennen gibt, umfasst und die aus oft seltenen oder nur für Wenige zugänglichen Quellen entnommenen Angaben zu einem wohlgeordneten Ganzen verbunden hat, das mit der Belehrung auch eine angenehme Lectüre für einen jeden Gebildeten verbindet.

Mit dem vierten Bande gelangen wir zu den Völkern der activen Menschheit, von welchen eine in der inneren Einrichtung ganz analoge, auch in allen einzelnen, wohl gesichteten Details eben so vollständige und wohlgeordnete Schilderung gegeben wird, die mit den, in unserer Zeit mehr als je beachteten Tscherkessen beginnt, und dann zu den Beduinen übergeht, ein anziehendes Gemälde des Lebens und Treibens dieser Völker uns vorführend, aus dem wir gern einzelne Züge hier mittheilen möchten, wenn der beschränkte Raum dieser Anzeige und die im Hinblick auf den Reichthum dieser Gegenstände wirklich schwierige Auswahl solches verstatten könnte.

(Schluss folgt.)

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Um so mehr verweisen wir Alle, die ein klares Bild über diese Völker, die beide gleichförmig unsere Zeit jetzt mehr als je beschäftigen, gewinnen wollen, auf diese Schilderung, die sie gewiss nicht unbefriedigt aus der Hand legen werden: und dasselbe gilt auch von dem andern Theile des Bandes, welcher auf dieselbe Weise die Bewohner der Südseeinseln, die nach des Verf. Annahme zum einen Theil der activen, zum andern Theil der passiven Menschheit angehören, geschildert hat. Auf einen Abschnitt, der in der Mitte zwischen dieses Gemälde der Nomaden und Südseebewohner eingeschaltet ist, möchte Ref. besonders aufmerksam machen. Er bespricht die wichtige und eben so schwierige Frage der Verbreitung der activen Menschenmasse über die Erde, S. 228 ff. Es werden zuvörderst die Gesammtergebnisse der über die beiden Raçen geführten Untersuchung vorgelegt, dann wird die Verschiedenheit beider Raçen, die sich überall gleichmässig kundgibt, und eben sowohl die Aeusserlichkeiten, wie Körperbildung, Gesichtsbildung u. dgl. als den inneren Charakter und die dadurch bestimmte Art des Lebens berührt, damit auch die Eigenthümlichkeit einer jeden der beiden Raçen bestimmt, angegeben; daran knüpfen sich Betrachtungen über die Wanderungen, welche die activen Stämme unternommen und in Folge deren sie nach allen Orten und Richtungen hin sich ausgebreitet haben: in allen den scheinbar so verschiedenartigen Erscheinungen, welche hier entgegentreten, ist doch eine gewisse Uebereinstimmung mit dem gesammten Naturleben unverkennbar, und dies veranlasst den Verf., die allgemeinen Ursachen aufzusuchen, durch welche diese Wanderungen veranlasst worden, und daraus die Folgen und Wirkungen derselben, die sich auch wieder ziemlich gleichmässig im Einzelnen äussern, zu erkennen: er sucht desshalb auch die Völkerstraassen nachzuweisen, auf welche aus diesen Ursachen die wandernden Völker geführt wurden. So tritt bei den Völkern der Hochgebirge als Hauptursachen solcher Bewegungen insbesondere hervor das Streben nach Besitz und Erwerb, das Streben nach Ruhm, dann bei den activen Völkern, das den passiven gänzlich fehlende Streben in die Ferne, in die Weite, die innere Unruhe, wie selbst der Trieb nach Forschung, der die einzelnen Individuen wie ganze Völker in die Ferne führt, eben so das Verlangen der Mittheilung und das Streben nach Selbständigkeit und Freiheit, zumal wenn beides, es sei von Aussen durch fremde Eroberer, oder von Innen durch Factionen und Parteien bedroht ist. Zu diesen Ursachen kommt noch, nach dem Verf., die grosse Zunahme und das übermässige Anwachsen der Bevölkerung hinzu: ein Umstand, der allerdings zu Rom und in andern grösseren Staaten des Alterthums Wan-

derungen veranlasst hat, in der neueren Zeit aber freilich eine weit grössere, ja fast ausschliessliche Bedeutung bei den Auswanderungen gewonnen hat. Nach Angabe der Ursachen dieser Wanderzüge sucht dann der Verf. die Spuren dieser Wanderungen selbst von der mittelasiatischen Heimath aus zu ermitteln. Denn obwohl er weislich nicht entscheiden will, ob die früheste Wanderung vom Kaukasus oder vom Himalaya ausgegangen, und wohin sie sich gewendet, indem nach beiden Seiten hin frühzeitig Wanderungen stattgefunden, so ist er doch der Ansicht, welche in Mittelasien den Ursitz der Menschheit sucht, und von da aus dieselbe nach allen Theilen der Erde sich ausbreiten lässt, treu geblieben: und darin können wir ihm nicht Unrecht geben; sein ganzes Werk kann für einen Beweis und für eine weitere Ausführung der Lehre gelten, welche von einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts ausgeht, ohne dabei entscheiden zu wollen (was gewiss höchst schwierig ist), ob der Kaukasus oder der Himalaya für den ursprünglichen Sitz und die wahre Heimath des Menschengeschlechts zu halten ist.

Der Verf. nimmt in sehr früher Zeit eine Wanderung nach Africa an, deren äussersten Punkt er in dem wunderbaren Volk der Guanchen auf den canarischen Inseln findet (S. 243); die merkwürdigste Erscheinung aber in Africa bildet dem Verfasser das Land Aegypten zu beiden Ufern des Nil: und er nimmt von diesem Lande aus ein Ausströmen der Cultur nach Westen und nach Süden an, so wie weiter eine Rückwirkung nach Asien; was eben sowohl durch eigentliche Colonien geschehen sei, „wie durch Flüchtlinge, deren strebender Geist sich den im Vaterlande durch die strenggegliederte Hierarchie gebotenen Beschränkungen nicht zu unterwerfen vermochte, wie denn Kekrops und Kadmos ägyptische Cultur auf griechischen Boden verpflanzten." So der Verfasser, dem wir darin vollkommen beistimmen, namentlich was die Annahme ägyptischer Colonien in Griechenland und eines Einflusses derselben auf dieses Land betrifft; so sehr auch dies in Deutschland jetzt bestritten wird, wo man denjenigen Mangel an Kritik (oder vielmehr Hyperkritik) vorzuwerfen geneigt ist, welche von einer durch innere Gründe, durch die älteste Kunstübung, wie durch den ältesten Cultus und die religiöse Anschauung bestätigten, historischen Tradition sich nicht entfernen wollen.

Begierig war Ref. übrigens, des Verfassers Ansicht über Aegyptens Bevölkerung selbst zu hören; sie ist S. 244 in folgenden Worten ausgesprochen: „Hier (in Aegypten) hatte vielleicht schon vor der Ankunft der activen Einwanderer, begünstigt durch die wunderbare Fruchtbarkeit des Bodens und durch die übrigen climatischen Verhältnisse, überhaupt die passive Urbevölkerung zu einer selbständigern Cultur sich entfalten können, die den einwandernden activen Stämmen sofort zu Gunsten kam, und welche sie gleich einer gereiften Frucht ohne vorhergegangene mühsame Pflege pflücken konnten. Es mag aber diese Einwanderung nicht nur sehr frühe begonnen haben, sondern sie wurde jedenfalls auch sehr lange fortgesetzt, so dass durch Mischung der beiden Raçen eine neue Bevölkerung sich bildete, die gewissermassen einen Mittelstand zwischen schwarzen Stämmen und den eingewanderten weissen Eroberern darstellte, jene rothbraune Raçe, die in ihrem Körperbau, wie in der Hautfarbe offenbare Uebergangsformen zeigt, die sich sogar noch in den Malereien erhalten haben, welche die äthiopischen Kirchenbücher verzieren." In der Note verweist der

Verfasser auf die hauptsächlich durch Rosselini's Werk in dieser Beziehung gewonnenen Resultate, desgleichen auf die merkwürdige Uebereinstimmung der ägyptischen Cultur mit der indischen und chinesischen; wie er denn auch die gemeinsamen Ursachen dieser Aehnlichkeit und Uebereinstimmung aus der Art der Wanderung und der Beschaffenheit der Orte, wo die Niederlassungen geschahen, zu ermitteln sucht. Er geht dann auf die Cultur über, die sich frühzeitig am Euphrat und Tigris entwickelte; wobei er die Bemerkung hinzufügt, wie nach dem Süden in der Urzeit der stärkste Strom der kaukasischen Raçe sich ergossen zu haben scheine. Aber auch die Strömungen dieser Raçe westwärts entgehen der Aufmerksamkeit des Verfassers nicht; die Pelasger und dann die Hellenen, die Iberer und Kelten, wie die Germanen kommen hier zur Sprache, zuletzt wird noch der Zug nordwärts vom Kaukasus aus besprochen und hier der Tschuden gedacht, so wie der, nach des Verf. Annahme, aus einer Mischung der activen und passiven Raçe, jedoch mit überwiegendem activen Element, entstandenen Tartaren. Den Schluss der ganzen Darstellung bildet ein Blick auf die Denkmale dieser Wanderungen, die freilich von Seiten der rein passiven Völker nicht vorkommen, auch bei den activen seltener, wenn sie zerstreut und vereinzelt unter der passiven Bevölkerung leben, häufiger dagegen an den Orten, wo mit dem Ackerbau feste Wohnsitze entstanden, wodurch solche dauernde Denkmale hervorgerufen wurden. Mit allem Recht stehen hier oben an die Grabhügel, sammt dem, was ihren Inhalt bildet, namentlich das darin vorkommende Broncegeräth, welches überall im Gefolge der activen Wanderer erscheint; auch Steinbauten, Felseninschriften und Anderes kommt hier in Betracht.

Wir schliessen unsern Bericht über ein Werk, das in allen seinen Theilen, auf der Grundlage umfassender Studien, die Ergebnisse derselben in einer nicht blos den Gelehrten, sondern das ganze gebildete Publikum anziehenden Weise vorlegt und in Treue und Wahrheit wie Vollständigkeit der Schilderung nicht wohl durch ein ähnliches übertroffen werden dürfte.

Die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung über die ganze Erde. Von Heinrich Lüken. (The proper study of mankind is man. Pope.) Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1845. XII. und 245 S. in gr. 8.

Die Aufgabe, wie sie der Titel ausspricht, soll in dieser Schrift auf eine Weise gelöst werden, welche die Uebereinstimmung der biblischen Tradition mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung nicht blos im Allgemeinen, sondern selbst im Einzelnen festzustellen vermag. Bei den atheistisch-communistischen Tendenzen unserer Zeit wird freilich die Ansicht, welche den Menschen, gleich dem Steine und der Pflanze auf verschiedenen Theilen der Erde gleichmässig entstehen lässt, schon darum, weil sie mit dem biblischen Glauben in Widerspruch steht, eher auf Beifall rechnen können: sie ist ohnehin die bequemere, die uns über eine Reihe der schwierigsten Probleme ethnographischer wie culturgeschichtlicher Forschung hinwegsetzt und manche mühevolle For-

schung ersparen lässt. Vor dem letzteren hat man aber heutigentags fast noch mehr Scheu als vor dem Glauben an die biblische Ueberlieferung und Alles das, was darin über die Einheit wie über die Entstehung und Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde enthalten ist. Nicht unerwünscht kann daher eine Schrift *) seyn, welche auf einem wissenschaftlichen Standpunkt stehend, dabei fern von aller direkten Polemik, sich es zur Aufgabe gemacht hat, die Resultate der neueren Forschung über diesen Gegenstand — der ethnographischen wie der historischen, zusammenzustellen, um dann im Einzelnen zu zeigen, wie diese mit der biblischen Tradition, wenigstens in den Hauptpunkten, keineswegs in einen Widerspruch treten, sondern vielmehr sie bestätigen und bekräftigen. Sonach zerfällt die Schrift in zwei Theile; im ersten soll die Einheit des Menschengeschlechts oder vielmehr die Abstammung von Einem Paare auf zwiefachem Wege nachgewiesen werden, aus den physischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Stämme, wie aus der geschichtlichen Ueberlieferung; im anderen Theile aber die Ausbreitung des Menschengeschlechts über die Erde, die verschiedenen, nun sich bildenden Völkerstämme und deren Wanderungen, weiter verfolgt werden; was in der That eine fast noch schwierigere Aufgabe ist, als die, welche der erste Theil sich zu lösen gestellt hat. In diesem bespricht der Verf. die verschiedenen Raçen, die verschiedenen Sprachen und die verschiedenen Traditionen der Völker des Alterthums zu dem bemerkten Zweck; in dem ersten Abschnitt sucht er namentlich zu zeigen, wie die Abweichungen und Verschiedenheiten der einzelnen Raçen keine ursprünglichen seien, sondern erst in der Zeit hervorgetreten sind und unter besondern, zunächst klimatischen Verhältnissen sich entwickelt haben; ja er sucht selbst, obwohl mit grosser Vorsicht, zu ermitteln, wie und von welcher Art jene Urform des Menschen gewesen, aus welcher die verschiedenen besonderen Formen hervorgetreten sind §. 8; (die Untersuchungen von A. Wagner, in dessen Geschichte der Urwelt, III. Abschnitt, auf welche wir jetzt insbesondere hinweisen möchten, konnten dem Verfasser dieser Schrift noch nicht bekannt gewesen seyn); dasselbe Ziel sucht die im 2. Cap. gestellte Untersuchung über die Sprachen zu erreichen; der Verf. gibt einen Ueberblick der verschiedenen Sprachfamilien und sucht dann, so weit es möglich ist, die ursprüngliche Verwandtschaft und Einheit derselben darzulegen (§. 9—12); die sprachvergleichenden Studien der neueren Zeit haben diesen Gegenstand uns jetzt ganz anders, als früher, aufzufassen gelehrt und darum auch zu ganz andern Resultaten geführt. Das dritte Kapitel (§. 13—14), welches die Traditionen vom Sündenfall und von der Sündfluth berührt, ist, wie der Verf. selbst bemerkt, etwas kurz ausgefallen: eine besondere Abhandlung soll über diesen Gegenstand noch erscheinen.

Nachdem also in diesem Theile die Ureinheit des Menschengeschlechts nach Körperbeschaffenheit, nach Sprache und nach geschichtlicher Tradition besprochen war, folgt in dem andern die Beantwortung der Frage, in welcher

---

*) Auch in Frankreich finden wir denselben Gegenstand neuerdings behandelt in einer Reihe von Vorträgen, welche durch Herrn Eusèbe de Salles in der Akademie der Wissenschaften zu Paris gehalten wurden. Eine nähere Mittheilung über den Inhalt dieser Vorträge gibt: L'Institut. Sect. II. No. 121 (1846). p. 3 ff. No. 123 p. 37 ff.

Weise und von wo aus das Menschengeschlecht sich über unsern Erdball ausgebreitet, und nach und nach die Sitze eingenommen, in welcher wir die verschiedenen Völker und Stämme desselben nachher erblicken. Dieser Theil ist der ungleich umfassendere; er reicht von S. 46 an bis zum Schluss, an zweihundert Seiten füllend, und ist in acht Kapitel abgetheilt, von welchen die fünf ersten die Völker Afrika's, Australien's, Amerika's, Europa's und Asia's betreffen, das sechste die geschichtlichen Sagen und die fabelhaften Chronologien der heidnischen Völker enthält, das siebente die Herkunft der zahmen Thiere und Pflanzen bespricht, das achte aber an das über die Abstammung und Verbreitung des Menschengeschlechts gewonnene Resultat noch einige Schlussbetrachtungen anknüpft. Dass in den fünf ersten Abschnitten, bei weitem den bedeutendsten und umfassendsten dieses Theiles, manches Problematische vorkommt, worüber die Ansichten der gelehrten Forscher keineswegs festgestellt sind, und bei dem Mangel aller historischen Tradition auch schwerlich je sich werden feststellen lassen, liegt in der Natur der Sache, an Zweifel und Bedenken kann es bei derartigen Untersuchungen kaum fehlen; und solche Zweifel wollen wir uns auch hier nicht verhehlen, wo wir übrigens nur im Allgemeinen die Ansichten des Verfassers anführen können, ohne uns in das Detail derselben und deren nähere Prüfung einzulassen.

Bei den Völkern Afrika's werden vom Verf. die südafrikanischen, oder die Neger, und die nordafrikanischen, oder die Aegypter und Berbern unterschieden: die Aegypter von Nubien und Aethiopien hergeleitet und als ein altafrikanisches Stammvolk betrachtet, das vom oberen Nil, von Meroe und Aethiopien her, in das fruchtbare Nilthal hinabgewandert (§. 23); eine Annahme, die nach unserm Ermessen noch keineswegs so fest und ausgemacht hingenommen werden dürfte, wenn die Aegypter, wie doch ausgemacht scheint, wirklich dem Kaukasischen Menschenstamm angehören *), jene vermeintliche Cultur von Meroe und Aethiopien aber als eine von Ober-Aegypten aus dahin verpflanzte, durch die daselbst noch vorfindlichen Denkmale sich herausstellt. Wir wollen keines-

*) Verwandtschaft der Neger oder der südafrikanischen Völker mit den Aegyptern nimmt übrigens auch der Verf. an; keineswegs aber in der Weise, wie dies unlängst in einer kleinen Brochüre geschehen ist, in welcher völlige Verschiedenheit der alten Aegypter von den Semiten statuirt und erstere geradezu für ein afrikanisches Negervolk erklärt werden, dessen Gesichtszüge und Hautfarbe jedoch, wahrscheinlich sehr frühe, durch Vermischung mit Semiten, etwa im Delta, wo arabische Hirtenstämme mit den Ackerbau treibenden Aegyptern zusammengetroffen, verändert worden. Wir halten diese Ansicht keineswegs für begründet, sondern vielmehr im Widerspruch stehend mit dem, was Naturkunde und Geschichte bisher über diese Puncte erwiesen haben, und können uns darum nicht weiter darauf, wie auf den übrigen, meist in etymologischen Deutungen ägyptischer Götternamen bestehenden Inhalt dieser kleinen Schrift einlassen, deren ausführlichen Titel wir jedoch hier beifügen wollen: Die ältesten Bewohner Aegyptens, von denen die Geschichte uns Nachricht giebt, deren Sprache und Hauptgottheiten, nebst der Analysis und Erklärung vierzig der wichtigsten alt-ägyptischen Wörter, namentlich der Wörter Aegypten, Nil, Pharao, Labyrinth (Pyramide), Thuoti, Obelisk, Osiris, Isis, Serapis u. s. w., und einiger Hieroglyphen. Von C. W. Bock. Berlin. A. Asher et Comp. 1845. 24 S. in gr. 8.

wegs einen Zusammenhang des obern Aegypten mit dem südlich daranstossenden Nubien in Zweifel ziehen: die neuesten Untersuchungen von Lepsius an Ort und Stelle haben uns diesen Zusammenhang erwiesen, aber freilich nicht in der Weise, um von dem erträumten Urstaat Meroe aus Aegyptens Cultur herleiten zu können, und in jenem selbst das Paradies ägyptischer Welt zu erblicken, dessen Spuren die Sage von den Makrobiern in Aethiopien, wie von dem Sonnentische an sich trage: Dinge, die Ref. wenigstens darin nicht zu finden vermag. Die Berbern oder Libyer, als die Bewohner der nördlichen Küste Africa's (§. 25 ff.), werden aus dem westlichen Asien abgeleitet, und mit den ältesten Semitischen Völkern in eine Verbindung gebracht, die wir auch für die Aegypter lieber annehmen, als dass wir sie aus Nubien ableiten möchten. Darauf scheint selbst das zu führen, was über die Sprache der alten Aegypter, seit der nun begonnenen Entzifferung und Lesung hieroglyphischer Texte, ermittelt worden ist. Dies sprachliche Moment hat übrigens der Verfasser nicht übersehen, eben so wenig das physische, das in der Gestalt, im Körperbau u. dgl. liegt, er hat davon stets zweckmässigen Gebrauch zu machen gesucht.

Im zweiten Capitel wird der malayisch-polynesische Volksstamm, der von Madagascar bis zur Osterinsel reicht, auf das ostasiatische Festland, insbesondere Indien, in seinen Ursprüngen zurückgeführt: über die andern Völker der Südsee dann dasjenige bemerkt, was darüber bis jetzt zu erforschen möglich war. Mit mehr Ausführlichkeit wird im dritten Kapitel die amerikanische Urbevölkerung besprochen, sie wird (s. besonders §. 37) von Asien aus abgeleitet, als eingewandert über die Behringsstrasse, und dann in Amerika von Norden nach Süden sich ausbreitend.

Von besonderer Wichtigkeit für den Alterthumsforscher ist das vierte Capitel, das mit den Völkern Europa's sich beschäftigt. Auf die Sprachforschung hauptsächlich gestüzt, betrachtet der Verfasser sämmtliche Völker dieses Welttheils, mit Ausnahme der Finnen im Norden, und der später erst eingedrungenen Magyaren, sammt den Türken im Süden, als einem und demselben Stamm zugehörig, der, auch wegen der in der Sprache hervortretenden Verwandtschaft mit den persischen, medischen, indischen Völkern, aus Asien in der Urzeit nach Europa eingewandert sei (§. 39). Wenn im Allgemeinen dieser Satz kaum erhebliche Einwendungen zulässt, so wird es um so schwerer, im Einzelnen diese Einwanderung, die Art und Weise derselben, und die Zeit, in welche sie fällt, je nach den verschiedenen Stämmen nachzuweisen, und alle die weiteren, daran sich knüpfenden Fragen in befriedigender Weise zu beantworten. Hinsichtlich der Griechen (§. 40) hält sich der Verf. so ziemlich an O. Müller, mit ihm in dem thessalischen und epirischen Gebirgslande die Hauptwiege des hellenischen Volkes suchend; und dieselbe Urheimath will der Verf. auch den sogenannt pelasgischen Stämmen, welche als eine ältere, als eine Art von Urbevölkerung den hellenischen Stämmen entgegengesetzt werden, zutheilen; mit O. Müller verwirft er die Nachrichten von Kolonien, die aus dem Orient nach Griechenland gezogen und an die Namen eines Kadmus, Cecrops, Danaus sich knüpfen, hinzufügend, wie das älteste Griechenland überhaupt durchaus kein Gepräge fremder, insbesondere orientalischer Beimischung trage: eine Behauptung, die uns allerdings auffallend ist in einer Schrift, wo wir eher er-

wartet hatten, nachgewiesen zu sehen eben die Beziehungen, in welche das ältere Griechenland, zumal die sogenannte pelasgische Bevölkerung (bei welcher wir den Gedanken an eine von der hellenischen Heimath durchaus verschiedene Abstammung aus Asien unmittelbar noch keineswegs aufgeben können), zum Mutterlande Asien tritt: wo wir also dann auch erwartet hatten, die Spuren weiter verfolgt zu sehen, welche uns in Verfassung, wie im Cultus und in der Kunst auf den Orient zurückführen, d. h. auf die Wurzel, aus welcher nachher Alles in Hellas sich so herrlich entwickelt hat. Nach dem Verf. sind freilich die Ursitze der Griechischen Bevölkerung im Norden zu suchen: dorthin wird die Griechische Götter- und Menschenwelt, als auf ihre Quelle verwiesen u. s. w., lauter Sätze, die wir nur theilweise und unter manchen Einschränkungen annehmen zu können glauben. Und dasselbe mag auch gewissermassen von dem gelten, was über die älteste Bevölkerung Italiens (§. 43) bemerkt wird. Sikuler, Sabiner und Umbrer werden als einem und demselben Stamm zugehörig erklärt, der nordwärts her in Italien eingewandert: pelasgischen Einwanderungen aus Griechenland wird ein wesentlicher Einfluss auf die Urbevölkerung, deren Cultur und Kunst beigelegt: hinsichtlich der Etrusker mag der Verf. selbst noch zu keinem ganz festen Resultat gelangt seyn — und wir verargen es ihm bei diesem so schwierigen Gegenstande keineswegs, — doch scheint er für die nordische Abkunft, aus den Gebirgen Rhätiens, geneigt. Hier werden wir vor Allem die Lesung und das Verständniss so mancher etrurischen Inschriften abzuwarten haben, bevor eine Entscheidung über die rhätische, oder alt-griechische (pelasgische) Herkunft der Etrusker gegeben werden kann: Steub's Versuch aus, wie wir glauben, romanischen (oft entstellten oder verdorbenen) Ortsnamen der rhätischen Alpen, oder des jetzigen Graubündtens und der anstossenden Theile von Tyrol, eine Uebereinstimmung mit etrurischen Namen und Worten, wie sie bis jetzt aus Vasen, Inschriften u. s. w. zu Tage gekommen sind, nachzuweisen, scheint uns noch zu sehr derjenigen festen Basis zu ermangeln, welche allein uns berechtigen kann, historische Folgerungen daraus abzuleiten, so dankenswerth sonst gewiss ein solcher Versuch in jeder Beziehung ist. Wir können hier diesen dunklen Gegenstand nicht weiter verfolgen, und bemerken nur noch, dass der Verf. auch den iberisch-celtischen, den germanischen Stamm, die Scythen (nach §. 50 nicht mongolischen, sondern indogermanischen Stamms) und die slavischen Völker bespricht, deren Urheimath er im nördlichen Medien findet, von wo sie über den Kaukasus, nach Europa herübergezogen.

Asiens Völker theilt der Verf. (im fünften Kapitel) nach ihrer Verwandtschaft in vier Gruppen, die Völker des nördlichen und des südöstlichen Asiens, die indogermanischen und die semitischen Völker. Den Ursitz des indogermanischen Stamms, zu welchem Inder, Iranier, Armenier und Kaukasier, sammt den asiatischen Scythen (letztere möchten wir lieber dem mongolischen Stamm, dem die beiden ersten Völkergruppen im Wesentlichen angehören, zutheilen), gerechnet werden, sucht er (§. 69) in der südlichen Umgebung des kaspischen Meeres. Von der semitischen Völkerfamilie, zu welcher die alten Bewohner von Syrien, Assyrien, Babylon, Arabien und Palästina gezählt werden, als deren Ursitz das westliche Asien gilt, wird nur kurz gehandelt, in einem Schlussparagraphen (§. 74) aber, als Resultat des Ganzen, das westliche Asien, oder

das Land, was zwischen dem kaspischen Meere und dem persischen Meerbusen, dem westlichen Abhange Hochasiens diesseits des Belur und Mustaggebirges und dem mittelländischen Meere liegt, als der Mittelpunkt bezeichnet, von wo das Menschengeschlecht nach allen Seiten der Erde hinwogte. — Wir schliessen hiermit unsern kurzen, nur die Hauptpunkte hervorhebenden Bericht, und können nur wünschen, dass er dazu beitrage, dieser Schrift die allgemeine Aufmerksamkeit zuzuwenden, und ihr recht viele Leser zuzuführen, wie sie diess in der That verdient.

Baltische Studien. Herausgegeben von der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Stettin. Auf Kosten und im Verlage der Gesellschaft. (In Commission der Buchhandlung von Windolff und Striese in Königsberg i. U.) Neunter Jahrgang 1842. Erstes und zweites Heft. 262 und 183 S. Zehnter Jahrgang 1844. Erstes und zweites Heft. 226 und 192 S. Eilfter Jahrgang. Erstes Heft 1845. 192 S. in gr. 8. — Siebzehnter Jahresbericht der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde, vorgetragen am 18. Juni 1842. Stettin 1842 (wie oben). 29 S. Achtzehnter Jahresbericht am 25. März 1843. 26 S. Neunzehnter Jahresbericht am 23. März 1844. 48 S. Zwanzigster Jahresbericht am 28. März 1845. 54 S. in gr. 8.

Seit der letzten Anzeige dieser Studien in diesen Blättern (Jahrg. 1843. p. 142 ff.) liegen drei weitere Jahrgänge oder Bände vor uns, von welchen wir Alle diejenigen, die an der gründlichen Erforschung vaterländischer Geschichte der Vorzeit ein Interesse nehmen, um so mehr in Kenntniss setzen wollen, als gar Manches in diesen Bänden sich findet, was nicht blos auf lokale Verhältnisse und deren Kunde mehr oder minder sich bezieht, sondern in die Geschichte und Literatur unserer frühern Zustände im Allgemeinen einschlägt, mithin auch die Aufmerksamkeit Anderer, selbst des süddeutschen Forschers, in gleicher Weise ansprechen dürfte. Beginnen wir mit dem neunten Bande, so finden wir das ganze erste Heft mit einer sorgfältigen literarhistorischen Untersuchung angefüllt, welche allerdings den Norden Deutschlands und die Gegenden, von welchen diese Studien ausgehen, zunächst berührt, aber doch eben so hinwiederum in die allgemeine Literaturgeschichte des Mittelalters einschlägt. Es ist diess eine Untersuchung über die verschiedenen Lebensbeschreibungen des h. Otto, des Apostels der Pommern, welche auf unsere Zeit gelangt sind, verbunden mit dem Nachweis der Quellen, aus welchen das, was wir jetzt noch besitzen, stammen mag; eine Untersuchung, die insbesondere, was die in verschiedener Fassung noch vorhandenen Biographien des Andreas (Abts im Kloster Michelsberg bei Bamberg von 1483—1502) betrifft, hier zu wesentlichen Resultaten gelangt ist, die uns zeigen, dass Andreas bei Abfassung seines Werkes hauptsächlich zwei ältere Biographien, die des Ebbo und die des Scholasticus Herbord vor sich hatte, dass er ferner keineswegs selbständig den vorgefundenen Stoff zu einem schönen, ansprechenden, durch kritische Forschung gesichteten, harmonischen Ganzen, wie diess die mannigfach in der Dedication seiner Arbeit enthaltenen Aeusserungen erwarten lassen, verarbeitet,

sondern vielmehr fast mechanisch die einzelnen Stücke zusammengetragen, ja ganz wörtlich mit meist nur geringen Aenderungen abgeschrieben hat. Wenn diess allerdings keinen besondern Beweis für die eigene Befähigung des Andreas zu einer solchen Arbeit ausstellen kann, wenn er wirklich, wie es S. 19 heisst, der grossartigste und in seiner Genauigkeit gedankenloseste Abschreiber ist, den wir jemals angetroffen haben, mithin aller Glaube an jegliche Veränderung, die er mit dem gesammelten Stoff vorgenommen, aufzugeben ist, so mag daraus am besten das Verdienst einer Untersuchung erkannt werden, welche, wie diess hier der Fall ist, die urspüglichen Bestandtheile und deren Verbindung zu einem Ganzen nachweisen soll; und allerdings stellt sich auf diesem Wege der Forschung ein Resultat heraus, welches uns deutlich zeigt, wie höchst Weniges dem Andreas selbst zugetheilt werden darf; ausser den beiden Dedicationen etwa Buch VI. cp. 10. (bei Jasche), das aber auch einem mittelalterlichen Philosophen anzugehören scheint und Nachbildung des Cicero verräth; dann die wenigen einleitenden Worte vor II., 12. (ibid.) oder die Denkschrift Otto's über seine den Pommern überlieferte Kirchenlehre; vergl. S. 70 ff. Alles Andere ist dem Ebbo entnommen, dessen Lebensbeschreibung sich gewissermassen aus dieser Arbeit des Andreas in ihrer ursprünglichen Fassung wieder herstellen lässt, indem die in den Actis Sanctorum unter Ebbo's Namen abgedruckte Biographie eine spätere Umarbeitung ist. Alle diese Punkte, auch die Lebenszeit und Lebensverhältnisse des Ebbo und die Zeit der Abfassung seiner Biographie Otto's, werden in einem zweiten, in einem dritten Kapitel dann alle die Punkte verhandelt, welche, in Bezug auf die andere Quelle, den Dialog des Herbord, der, wie das Ergebniss der darüber geführten Untersuchung S. 166 zeigt, im Jahr 1160 zu Bamberg in voller Thätigkeit war, zu beachten sind. Ein viertes Kapitel bespricht auf ähnliche Weise eine in der neuesten Zeit in dem niederösterreichischen Kloster Heiligenkreuz aufgefundene Biographie Otto's, die noch vor 1158 niedergeschrieben ward, aber ebenfalls die Denkschrift Otto's, den Ebbo und Herbord wörtlich benutzt hat.

Das zweite Heft desselben Jahrs bringt eine Mehrzahl von einzelnen, der Geschichte und Geographie Pommerns näher stehenden Aufsätzen, die aber auch nicht ohne ein allgemeines Interesse sind. Die ersten fünfzig Seiten enthalten Abdrücke von verschiedenen polizeilichen Verfügungen, welche im sechzehnten (die erste von 1564) und im siebenzehnten Jahrhundert zu Stettin wider die Pestseuche und die Verbreitung der dort grassirenden ansteckenden, epidemischen Krankheiten erlassen wurden; sie sind in mancherlei Beziehungen merkwürdig, auch darin, dass sie der polizeilichen Gewalt theilweise Befugnisse einräumen, welche unsere Zeit als Eingriffe in die persönlichen Freiheitsrechte betrachten würde, während unsere Vorfahren darin nur ein Mittel zur Erhaltung der Ordnung erkannten. Nach diesen Mittheilungen des Kreisphysikus Dr. Müller folgt S. 51 ff. das Karthaus vor Schivelbein, wegen mancher Beziehungen zur Landesgeschichte nicht ohne Belang; dann S. 95 ff. eine interessante Schilderung der Erziehung und Ausbildung der Herzoge von Pommern im Zeitalter der Reformation, gegen die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Man kann daraus deutlich ersehen, welche Bedeutung damals in der fürstlichen Erziehung der Unterricht in der Religion einnahm, wie sehr auf die pünktlichste

Erfüllung aller Religions- und Kirchenpflichten gesehen ward, dann ferner wie der übrige Unterricht gleichförmig die classischen Studien mit mathematischen und andern, ja selbst dialektischen Studien verband, ohne die körperlichen Uebungen und dergleichen zu vernachlässigen; wie eine strenge und pünktliche Hausordnung alle Verhältnisse des Lebens regelte und selbst auf Küche und Keller einen zweckmässigen Einfluss übte. Beachtenswerth auch für unsere Zeit mag die Vorschrift seyn, wornach „Dedicationen und andere Huldigungen der Literaten, die zu erwarten standen, abgelehnt werden sollten, wenn diess nicht ansehnliche bekannte Leute waren; den Promotionen durften die Fürsten beiwohnen, auch sich zu Gevatter bitten lassen, doch nicht mehr als höchstens sechs Thaler bei solchem Anlass verschenken." Die übrigen Aufsätze dieses Heftes beziehen sich näher auf Pommern: Zur sechshundertjährigen Jubelfeier der Bewidmung Stettin's mit magdeburgischem Rechte und andern Freiheiten einer deutschen Stadt durch Herzog Barnim I. am 3. April 1243, von Hesselbach; dann von L. Giesebrecht: zur Chronologie der ältesten Pommerschen Urkunden, und: Archäologische Bemerkungen; letztere verbreiten sich über römische Gräber über der Elbe und geben beachtenswerthe Erörterungen über die Kriegszüge der Römer bis nach den Elbgegenden und an die Ostsee hin, so wie über die Art und Weise und die Zeit, in welcher römische Geräthschaften, die wir in Gräbern jetzt finden, in das Land über der Elbe gelangten.

Im zehnten Bande stossen wir zuerst auf eine schon früher 1843 in einem Gymnasialprogramm abgedruckte, hier aber wiederholte Abhandlung, welche unter dem Titel: Beiträge zur Topographie Stettin's in älterer Zeit, eine äusserst genaue Darstellung dieser pommerschen Hauptstadt enthält, die für Lokalgeschichte und Topographie von grosser Wichtigkeit ist, bei der Bedeutung Stettin's, seinem Verkehr und seiner Verbindung mit dem übrigen deutschen Norden aber auch ein weiteres Interesse gewinnt, das es wünschenswerth machen konnte, einen solchen Aufsatz durch diesen Wiederabdruck auch einem grösseren Publikum zugänglich zu machen. Verbinden lässt sich damit noch der zu Anfang des zweiten Hefts befindliche Aufsatz von L. Giesebrecht: „Stettin, Sczecino und Burstaborg", worin die von Manchen angenommene Identität dieser Orte bestritten, namentlich die Verschiedenheit Stettin's von einem jeden der beiden andern Orte, die möglicher Weise Ein Ort, die Feste Usedom, seyn können, nachgewiesen wird. Auf jene Topographie des alten Stettin folgt ein die nordische Mythologie betreffender, zwar nicht neuer, aber doch in Deutschland wenig gekannter und noch weniger beachteter Aufsatz von Skule Thorlacius, hier ins Deutsche aus dem dänischen Original, das schon 1802 erschien, übertragen: „Thor, Thor's Hammer, und die steinernen Alterthümer im Norden" S. 87 ff. mit einem Nachwort von L. Giesebrecht S. 129 ff. Bekanntlich ist in neuester Zeit durch Uhland der Mythus von Thor durch eine eigene Schrift behandelt worden; auch fehlt es an andern Erörterungen, Bemerkungen und dergleichen in unsern, die Mythologie des Nordens betreffenden Handbüchern über diesen nordischen Gott keineswegs; am ersten kann hier noch auf W. Müller verwiesen werden, der S. 234 ff. seiner Geschichte der altdeutschen Religion eine klare Darstellung gegeben hat. Der gelehrte Däne, dessen Aufsatz hier mitgetheilt wird, nimmt keinen Anstand,

der schon von Adam von Bremen, und nach ihm auch von Andern ausgesprochenen Ansicht beizutreten, wornach der donnernde Naturgott Thor im Grunde derselbe Gott sey, den die Griechen als Zeus, die Römer als Jupiter Tonans angebetet; er erkennt dann weiter in ihm den scythischen Zeus oder, wie er in der Sprache der Scythen nach Herodot IV., 59. hiess, Παπαῖος (das sanskritische Papis, i. e. Sol oder das Bab, Babai im Zend, i. e. ignis?), und ist eben darum geneigt, diesen Thor und seinen Cult aus Scythien abzuleiten, aus welchem Deutschland sowohl als der Norden ihre erste Bevölkerung erhalten; zu welchem Zweck er auch S. 95 aus den Angaben Herodot's über die Scythen Mehreres anführt, was in Sprache, Sitten, Mythologie und Geschichte für diese ursprüngliche Völkerverbindung Zeugniss geben soll, ohne zu erwägen, wie nothwendig es ist, selbst bei den Nachrichten Herodot's über die verschiedenen, mit dem allgemeinen Namen der Scythen bezeichneten Völker, deren Sitze, Sitten u. s. w. genauer zu unterscheiden, um nicht unsere Vorfahren zu Abkömmlingen mongolischer Horden zu machen, was doch in der That Niemanden einfallen wird. Dass übrigens der Dienst des Thor älter und weiter verbreitet war, als der des Odin, dass vor Odin Naturgottheiten im Norden angebetet wurden (S. 98. 105.), sind Sätze, die auch wir gern unterschreiben; der Cult vergötterter Menschen habe erst, meint der Verf., mit den Asen begonnen, die er darum als geschichtliche Personen, so wie auch Odin, betrachtet; eine Ansicht, die, obwohl im Widerspruch mit neuern Ansichten, welche auch hier Alles mythisch auffassen, in dem Nachwort des deutschen Gelehrten noch weiter besprochen wird, um die geschichtliche Auffassung des Asenthums schon im Anfang des zehnten Jahrhunderts nachweisen, da, wie der angeführte Fall zeigt, man damals den Thor, den Donnerer, als eine göttliche Macht anerkannte, keineswegs aber die andern Götter, in denen die Bewohner des heidnischen Nordens nur Menschen erblickten. Wir machen auf diese, auch mit andern Erörterungen über die Attribute, den Cult, die Mythen dieser Gottheit begleitete Darstellung aufmerksam und bitten desshalb damit zu verbinden noch zwei andere Aufsätze im zweiten Hefte: Thor's Hammerzeichen von Abrahamson S. 1 ff. und: Die Zeichen des Donnergottes diesseit der Ostsee von L. Giesebrecht S. 47 ff. Mit den die pommersche Geschichte betreffenden „Chronologischen Bemerkungen und Berichtigungen zu pommerschen Urkunden, von L. Quandt" S. 139 ff. (vgl. II. p. 173 ff.) lassen sich im zweiten Hefte verbinden mehrere Aufsätze ähnlicher Art desselben Gelehrten: Bischofs Otto erste Reise in Pommern. Localitäten. Chronologie. S. 121 ff. Waldemar's und Knut's Heereszüge im Wendenlande. S. 137 ff. Die Gränzen des Landes Massow im Jahr 1269. Weiter finden wir noch für Landesgeschichte und Topographie in diesem Hefte: Mittheilungen über das Minoritenkloster in Greifenberg. S. 43 ff. Die Gräber des Greifengeschlechtes heidnischer Zeit, von L. Giesebrecht. S, 76 ff., welcher auch noch zwei kleinere Mittheilungen: über den Burgwall bei Kriwitz S. 175 ff. und: Maciejowski der Wendenfreund S. 180 ff. diesem Hefte beigegeben hat und auch im ersten Heft des eilften Jahrgangs S. 147 ff. einen grösseren, für Geographie und Geschichte des Mittelalters gleich wichtigen Aufsatz mitgetheilt hat: die Landwehre der Pommern und der Polen zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, desgleichen einen die Archäologie des Norden betreffenden: Sechs Gefässe aus der

Vorzeit des Luitizer Landes S. 22 ff. In diese Classe gehört auch die aus dem Dänischen übersetzte Mittheilung über die altnordischen Namen der Gräber S. 191 ff. Sonst finden wir in diesem Hefte noch unter der Aufschrift: Römische Mittheilungen zur Geschichte des Wendenlandes von Wilh. Giesebrecht S. 1 ff. Notizen aus italienischen Handschriften, welche auf des h. Adalbert und des h. Otto Geschichte Bezug haben, und S. 80 ff. unter der Aufschrift: „die Loyzen von Hering", die Geschichte eines Stettin'schen Kaufherrngeschlechts.

Die vier Jahresberichte, denen zugleich auch die Berichte des Greifswalder Ausschusses beigefügt sind, geben in ihren mannigfachen Mittheilungen ein erfreuliches Zeichen der Zunahme der verschiedenen Sammlungen der Gesellschaft, so wie der regen Theilnahme ihrer Glieder an Allem, was das Gedeihen des Ganzen und die Förderung der Zwecke desselben in Erforschung vaterländischer Zustände der Vergangenheit und Gegenwart betrifft. Wir wünschen auch ferneres Gedeihen mit vollem Herzen.

Neunter Jahresbericht an die Mitglieder der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Denkmale der Vorzeit von Stadtpfarrer Karl Wilhelmi in Sinsheim, d. Z. Director der Sinsheimer Gesellschaft, Mitglied etc. Sinsheim, 1843. Auf Kosten der Gesellschaft. 85 S. in gr. 8.
Zehnter Jahresbericht etc. Sinsheim, 1844. 77 S. in gr. 8.

Die in den zwei vorhergehenden Jahresberichten, dem siebenten und achten (s. diese Jahrbb. 1841. p. 621 ff. 1844. p. 146 ff.), begonnene Gräberstatistik, in der wir die einzig sichere Basis eines gründlichen und umfassenden Studiums germanischer Alterthumskunde zu erkennen vermögen, ist in dem neunten Jahresberichte in der Weise fortgesetzt, dass diese vergleichende Darstellung der Resultate der bis jetzt geschehenen Eröffnungen der uralten, nicht römischen, Grabstätten in der südlichen Hälfte Deutschlands zuerst die an den verschiedenen kleinen Zuflüssen des Rheins bei Wiesbaden gelegenen Orte aufzählt, wo solche Grabstätten bis jetzt entdeckt worden, und genau den Bestand derselben, so wie die darin gefundenen Gegenstände angibt — an fünfzig Orte; dann kommt in ähnlicher Weise das Gebiet der Lahn (Nr. 51—72.), dann folgen einige auf der linken Rheinseite bei verschiedenen kleinen Zuflüssen des Rheins gelegene Orte (73—92), darauf die Gebiete der Nah (93 bis 106) und der Mosel, wie der Nebenflüsse der Saar (107—121). Für die musterhafte Genauigkeit aller Angaben bürgt der Name des Verfassers, welcher demnächst auf gleiche Weise auch die nördlichen Donau- und die südlichen Elbe-Gebiete zu behandeln gedenkt, so dass dann in ziemlicher Vollständigkeit eine Uebersicht vorliegt, welche als eine Grundlage der altgermanischen Archäologie und Geographie angesehen werden muss. Desshalb mag der Wunsch gerechtfertigt erscheinen, diese durch mehrere Berichte laufende Uebersicht in einem eigenen, besonderen Abdruck zusammengestellt von dem zu einer solchen Leistung vorzugsweise berufenen Verfasser zu erhalten. — Den Rest dieses Jahresberichts füllen wiederum Mittheilungen über mehrere vom Verfasser

veranstaltete Nachgrabungen, so wie über den Stand der Gesellschaft und ihrer Sammlungen *).

Der zehnte Jahresbericht theilt uns ein höchst interessantes Fragment einer grösseren Arbeit mit, welche schon seit Jahren die rastlose Thätigkeit des Verfassers in Anspruch nimmt; wir meinen die von ihm zu hoffende urkundliche Geschichte von Sinsheim. Aus dieser grösseren Arbeit, deren Vollendung die Freunde vaterländischer Forschung mit Verlangen entgegensehen, wird uns hier eine anziehende, wenn auch sonst traurige Episode mitgetheilt: „Die Erstürmung und Plünderung und der Brand, oder „der Stadt Sinsheim schwere Zeiten in der zweiten Hälfte des „siebenzehnten Jahrhunderts." Zur richtigen Auffassung dieses Gegenstandes geht der Verf. bis auf die Zeit des westphälischen Friedensschlusses und die damit wiederkehrende Ruhe zurück; er führt uns dann durch den Wechsel der nachfolgenden Zeiten und die verschiedenen Geschicke, welche die Pfalz und insbesondere das alte Sunnisheim oder Sinsheim betroffen haben, bis zu der für die gesammte Pfalz so verhängnissvollen Zeit des orleans'schen Krieges, in welchem auch Sinsheim gleich den meisten andern Städten der Pfalz der gräuelvollen Verheerung französischer Mordbrenner unterlag und am 8. August (29. Juli) 1689 in Flammen aufging. Auf seiner Stelle und auf seinen Trümmern hat sich dann innerhalb der gleichen Umfangsmauern das jetzige Städtchen erhoben. An diese höchst anziehende, durchweg aus urkundlichen Quellen entnommene Schilderung reihen sich dann, wie im vorhergehenden Jahresberichte, die Berichte über den Stand der Gesellschaft und die einzelnen während des abgelaufenen Jahres gemachten Nachgrabungen.

*) Ueber die verschiedenen, jetzt in Deutschland zahlreich bestehenden Alterthumsvereine, über die Zwecke, die sie verfolgen, und die Gegenstände, worauf sie ihre Bestrebungen insbesondere zu richten haben, hat sich der Verfasser in einer Rede verbreitet, die er bei der ersten Generalversammlung des badischen Alterthumsvereines hielt: „Ueber die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Ge„schichts- und Alterthumsvereine deutscher Zunge. Eine Rede „— gehalten von Karl Wilhelmi etc. Heidelberg. Verlag von J. C. B. Mohr. „1844. 23 S. in 8." Wir empfehlen gern dieses Schriftchen allen Freunden der Alterthumswissenschaft.

Chr. Bähr.

I. Wilhelm Gesenius, Hebräisches Elementarbuch. Erster Theil. Hebräische Grammatik. Herausgegeben von E. Rödiger. Vierzehnte Auflage. Leipzig, 1845. Renger'sche Verlagshandlung (Fr. Volckmar). XIV und 280 S. Anhang XXIII S. Paradigmen. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Wilhelm Gesenius, Hebräische Grammatik. Neu bearbeitet und herausgegeben von E. Rödiger, der Theologie und Philosophie Doctor, ordentl. Professor der morgenländischen Sprachen an der Königl. Friedrichsuniversität zu Halle u. s. w.

II. Hebräisches Elementarbuch von Dr. Wilhelm Gesenius. Zweiter Theil.

Hebräisches Lesebuch. Siebente Auflage. Leipzig, 1844. Ebendaselbst. XX und 188 S. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Hebräisches Lesebuch mit Anmerkungen und einem erklärenden Wortregister von Dr. Wilhelm Gesenius, weil. Consistorialrath und ordentlichem Professor der Theologie zu Halle u. s. w. Siebente verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Dr. W. M. L. de Wette, ordentl. Professor der Theologie zu Basel u. s. w.

Die Elementarbücher des verewigten, um das hebräische Studium hochverdienten Gesenius sind zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, uns über die Anlage und den Plan derselben ausführlich zu verbreiten. Wir wollen durch diese Anzeige nur auf das Erscheinen der neuesten Auflagen aufmerksam machen.

I. Was vorerst die Grammatik betrifft, so sollte sie schon ihrer ersten Anlage nach hauptsächlich dazu dienen, den Lernenden auf Schulen und Universitäten in möglichst einfacher und leichtfasslicher Weise in das Studium der hebräischen Sprache einzuführen. Dass sie diesem ihrem Endzwecke entsprachen, dafür zeugt die allgemeine Anerkennung, welche sie allenthalben gefunden.

Die erste Ausgabe erschien im Jahre 1813, und jetzt liegt die vierzehnte, von Herrn Prof. Rödiger neu bearbeitet und herausgegeben, vor uns. Bei dieser Bearbeitung liess der Herr Herausgeber von dem Texte der früheren Ausgabe so viel als möglich stehen, doch ist nicht leicht ein Paragraph ohne alle Veränderung, oder vielmehr Verbesserung geblieben. Die Lehre von den Aspiraten, die Theorie der Vocale und das Schewa sind mehr oder weniger umgestaltet. In der Formenlehre haben die Paragraphen über den Artikel, über die Verbal-Suffixen, über die Verba vielfache Verbesserungen erfahren. In der Lehre vom Nomen wurden einzelne Paragraphen ganz umgearbeitet. Und wie bei der Elementar- und Formenlehre, so fand Gleiches auch bei der Syntax Statt. Mehrere der hergebrachten aber unpassenden Termini, wie vocales purae, impurae und dergleichen wurden theils ganz verbannt, theils beiseit gedrängt, und dagegen einige neue zugelassen. So wurden für die beiden Tempusformen die Namen Perfectum und Imperfectum aufgenommen, da sie ungleich treffender sind als Praeteritum und Futurum. Um jedoch bei dem Anfänger den Gedanken an das beschränktere lateinische Imperfectum zu verhüten, schlägt Herr Rödiger statt dessen den Namen Infectum vor. Ob dadurch im Wesentlichen viel gewonnen, lassen wir dahin gestellt sein; machen aber bei dieser Gelegenheit auf eine gut geschriebene Schrift von Dr. Scheyer „Die Lehre vom Tempus und Modus in der hebräischen Sprache. Frankfurt a. M. 1842." aufmerksam.

II. Das Lesebuch ist in der vor uns liegenden neuen Ausgabe von Herrn Prof. Dr. De Wette in Basel, welcher durch den der Verlagshandlung ausgesprochenen Wunsch des seel. Gesenius sich besonders dazu verpflichtet fühlte, in Verbindung mit dem Herrn Dr. Preiswerk, Lehrer der hebräischen Grammatik an der dortigen Universität, besorgt worden.

Die Eigenthümlichkeit, Anlage und der ganze Charakter des Werkes blieb im Ganzen unangetastet. Zugleich aber schien es der Vortheil der Wissenschaft und selbst das Andenken des, so lange er lebte, rastlos fortschreitenden und alles wahrhaft Bessere sich aneignenden Verfassers zu fordern, dass den neuern Fortschritten, vor Allem den von ihm selbst anderwärts gegebenen besseren Belehrungen ein gewisser Einfluss auf die Erneuung des Werkes gestattet würde. Und so sind mehrere Artikel des Wortregisters nach dem Thesaurus berichtigt; neben den vom Verf. gegebenen Erklärungen manchmal andere angeführt; seltener an deren Stelle andere gesetzt; mehrere neue Anmerkungen hinzugefügt worden.

Im Drucke der hebräischen Abschnitte aus Dichtern und Propheten ist, da in den früheren Ausgaben nur die beiden Hauptaccente Silluck und Athnach erscheinen, die sehr zu billigende Aenderung eingetreten, dass der Text nicht blos mit den grössern Distinctivis, sondern mit allen Accenten versehen ist. Der angehende Hebräer kann nun, nach Vollendung der prosaischen Stücke, sich eine geläufige Bekanntschaft mit der ganzen Accentuation verschaffen.

Druck und Papier von Grammatik und Lesebuch sind sehr gut; zudem ist die Correctur, was bei Schulbüchern von so grosser Wichtigkeit ist, mit vieler Sorgfalt besorgt. Es werden daher, zumal da die bessernde Hand der Herren Herausgeber auch den folgenden Ausgaben nicht fehlen wird, diese Lehrbücher die ehrenvolle Stelle, welche sie bis jetzt in den Schulen innehaben, auch für die Zukunft behaupten.

Leichenpredigten auf den König G u s t a v A d o l p h, *welche in den Jahren 1632 und 1633 in verschiedenen deutschen Städten gehalten wurden, in Auszügen herausgegeben von* **C h r i s t i a n B o n h a r d**, *evangelischem Stadtpfarrer zu Giessen. Zum Besten des evangel. Vereins der Gustav-Adolph-Stiftung. Giessen. Georg Friedrich Heyer's Verlag. 1845. XIV und 223 S. 8.*

Eine allgemeine Trauer sprach sich in den evangelischen Ländern Deutschlands, besonders in solchen aus, deren Fürsten und Heere an dem evangelischen Freiheitskampfe Antheil genommen hatten, da G u s t a v A d o l p h, der heldenmüthige König von Schweden, am 6. November 1632 auf dem Schlachtfelde bei Lützen gefallen war.

Zeugnisse dieser Trauer und des tief empfundenen Schmerzes sind auch in den Leichen- oder Gedächtnisspredigten niedergelegt, welche bei dieser Veranlassung hier und da gehalten und dem Drucke übergeben wurden.

In dem vor uns liegenden Werke, welches dem evangel. Vereine der G u s t a v - A d o l p h - S t i f t u n g und insbesondere dessen im vorigen Jahre in Stuttgart abgehaltenen Hauptversammlung gewidmet ist, liefert Herr Pfarrer B. nun Auszüge aus zehn der vorzüglicheren, zu diesem Zwecke gehaltenen Predigten, den Ideengang jedoch von einer jeden festhaltend, und nur das Unwesentliche in denselben übergehend. Der letzte Theil derselben enthält gewöhnlich eine Ermahnung zum treuen Beharren bei der reinen evangel. Lehre oder einen Aufruf zur Busse. Im Ganzen standen dem Herrn Herausgeber neunzehn Predigten zu Gebote, von welchen 16 der Universitäts-Bibliothek in Giessen

angehören. Ferner fügt er die Personalien Gustav Adolphs von Dr. Fabricius und eine Beschreibung über die Abführung der königlichen Leiche nach Schweden von Elias Taddel bei.

Die mitgetheilten Predigten selbst wurden gehalten zu Wolgast von Dr. Jakob Fabricius, zu Dresden von Matthias Hoe von Hoeneg, zu Berlin von Nic. Elerd, zu Altenburg von M. Nicephorus Kessel, zu Ulm von Conrad Dieterich, zu Strassburg von Johann Georg Dorsch, zu Heilbronn von M. Johannes Zückwolf, zu Wimpfen von M. Joh. Georg Glocker, zu Frankfurt a. M. von Heinrich Tettelbach, zu Rostock von Elias Taddel.

Als lebendige und beredte Stimmen der Zeitgenossen des grossen Fürsten treten diese Predigten den Verunglimpfungen entgegen, womit man in neuerer Zeit noch dem Namen dieses Helden den Ehrenkranz seiner Tugenden und Verdiensten zu entreissen suchte; wichtig sind sie aber auch für die Geschichte jener Zeit, deren Bild in seinen mannichfachen Zügen sie vielfach vor die Augen führen, so wie sie denn auch interessante Beiträge zur Geschichte der deutschen Kanzelberedsamkeit sind. Die Sprache ist natürlich bei den verschiedenen Rednern auch verschieden, im Allgemeinen eine kräftige, doch meistens nicht die reine deutsche, wie sie Luther redet.

Wir wünschen diesen Predigten in ihrer abgekürzten Form mit dem Hrn. Verf. um so mehr eine günstige Aufnahme, als die Verlagshandlung den Reinertrag derselben in hochherziger Weise dem Gustav-Adolphs-Verein bestimmt hat.

Zur Todtenfeier Dr. Martin Luther's am 18. Februar 1846. Herausgegeben von Dr. Fridr. Aug. Köthe, Grossherz. S.-Weim. Consistorialrathe, Superintendenten und Ober-Pfarrer in Allstädt u. s. w. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1846. IX und 221 S. 8.

Diese Schrift, welche der Herr Verfasser dem Magistrat und der Bürgerschaft seiner Vaterstadt Lübben zugeeignet hat, enthält in einfacher, würdiger Darstellung des grossen Reformators letzte Lebenstage und Testament; dessen Tod und Begräbniss nach Berichten der Augenzeugen; Dr. Bugenhagen's Leichenpredigt und Ph. Melanchthon's Gedächtnissrede; sehr interessante Nachrichten von der Feier des 18. Februar in den Jahren 1646 und 1746, und schliesst mit zwei Vorreden zu Luthers Todtenfeier im Jahre 1846.

In der ersten dieser Vorreden, welche „Luther" überschrieben ist, wird uns eine sehr gelungene Schilderung von Luther's Charakter, sowie seines häuslichen und öffentlichen Lebens gegeben, und in der zweiten, mit der Ueberschrift „Reformation" ist besonders dargethan, dass sich dieselbe als ein Werk Gottes beurkundet in ihrem Ursprunge. „Recht wie ein Blitz, heisst es Seite 209, herniederfährt vom heitern Himmel, und in geflügelter Eile manch Irdisches zerstörend sich ausbreitet, aber auch die Luft reinigt und das Erdreich befruchtet, so brach das grosse Werk der Reformation hervor, — auch aus heiterem Himmel, nämlich aus der Tiefe der göttlichen Erbarmung, aus der gottbegeisterten, glaubensstarken Seele Luthers. Gleich einer schwülen, bangen Gewitternacht lag auf vielen Seelen Wahn und Irrthum, Aberglaube und Unwissenheit, das Joch der Knechtschaft, das wehmüthige Sehnen nach Erlösung, das ängstliche Harren der Dinge, die da kommen sollten." Aber weiter, zeigt der Herr Verf., hat die Reformation auch in ihrem Fortgange als Gottes Werk sich beglaubigt. „Durch sie wurde (S. 217) das theuere unveräusserliche Gut der Glaubens- und Gewissensfreiheit wenigstens Denen errungen, die im lebendigen Glauben zu der erneuten Kirche sich bekannten."

Soviel, um auf diese zwar kleine, aber sehr beachtenswerthe Schrift aufmerksam zu machen.

HEIDELBERGER

JAHRBÜCHER

DER

LITERATUR.

NEUNUNDDREISSIGSTER JAHRGANG.

Zweite Hälfte.

Juli bis December.

Heidelberg.

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr.

1846.

P. H. Nyst: Description des Coquilles et des Polypiers fossiles des terrains tertiaires de la Belgique, en reponse à la question de l'Académie etc. (697 pp. 15 pll.), Bruxelles 1845. 4.

Grateloup: Conchyliologie fossile des terrains tertiaires du bassin de l'Adour (environs de Dax). Atlas. Bordeaux, 4. Tome I. Univalves: 48 pll. lith. (avec le texte explicatif), 1840 ss.

L. Bellardi e Giov. Michelotti: Saggio orittografico sulla classe dei Gasteropodi fossili dei terreni terziarii del Piemonte, 84 pp. 8. tav. litogr. 4. Torino (estratto delle Memorie della R. Accademia di Torino, III. p. 83—174. 1841.)

L. Bellardi: Description des Cancellaires fossiles des Terrains tertiares du Piémont (40 pp., 4 tav., ibid. 225—275).

Die Vervollständigung unserer Uebersicht der wichtigsten neueren Leistungen in der Paläontologie führt uns auf einige andere fremdländische Werke, die sich nur mit den Ueberresten wirbelloser Thiere — meist nur Konchylien — in den tertiären Schichten gewisser Gegenden beschäftigen.

Darunter steht die Preisschrift Nyst's, welche am 9. Mai 1843 von der Brüsseler Akademie, aus deren Mémoires couronnés, XVII, 1845, sie einzeln abgedruckt ist, an Wichtigkeit oben an. Man muss sich gestehen, dass die genannte Akademie ihre Aufgabe auf eine würdige und erfolgreiche Weise zu lösen versteht und zur naturwissenschaftlichen und historischen Erforschung des Landes und zur Verbreitung der Kenntniss desselben unter den Landesgenossen in einem Grade wirkt, wie nicht leicht eine andere. Nachdem wir im Jahre 1833 die geologische Beschreibung der Provinzen Namur und Lüttich, jene durch Cauchy, diese durch Davreux und durch Dumont, im Jahre 1837 die geognostische Beschreibung der Provinz Brabant durch Galeotti in Folge der von der Akademie gestellten Aufgaben erhalten haben und Dumont an Vollendung der geologischen Karte des Landes fortwährend arbeitet, ist eine Grundlage für die paläontologischen Arbeiten gewonnen, deren bisherige Unzulänglichkeit hiedurch auch erst in ein klares Licht gesetzt worden. Das Land ist, von einem Strich devonischen Gebirges abgesehen,

ganz aus Kohlen-Formation, oberer Kreide und mehren Tertiär-Bildungen zusammengesetzt. In früherer Zeit hatte nur der Ritter Burtin einige auffallendere Arten alt-tertiärer Fossil-Reste aus der Gegend von Brüssel nach der damaligen dürftigen Weise beschrieben und abgebildet (Oryctographie de Bruxelles, 1784): Säugethiere-, Reptilien- und Fisch-Knochen, so wie manche Konchylien u. s. w., unter welchen die Schildkröten-Reste später durch Cuvier's Arbeiten die Aufmerksamkeit auf's Neue erweckt haben. Faujas St. Fond's Beschreibung des Petersberges bei Mastricht macht uns durch seine noch jetzt werthvollen Kupfer mit einer Menge sehr interessanter Kreide-Versteinerungen bekannt, während der Text grossentheils höchst dürftig ist; — Diese Oertlichkeit gehört zwar nicht mehr zum jetzigen Belgien, liegt aber dicht an dessen Grenze, und das daselbst herrschende Kreide-Gebirge überschreitet auf mehren Punkten die Grenze, jenseits welcher man denn einen Theil der nämlichen Petrefakten-Arten wiederfindet. In neuerer Zeit hat Goldfuss in seinem trefflichen deutschen Petrefakten-Werke uns mit einer weit grösseren Anzahl von fossilen Vorkommnissen des Petersberges bekannt gemacht; indessen eine monographische Bearbeitung der belgischen Kreide-Versteinerungen ist noch nicht erschienen. Dagegen hat schon im J. 1828 Ch. Morren in Folge einer Preissfrage der Universität Gröningen die monographische Beschreibung aller in Belgien (im damaligen Sinne war Mastricht mit eingeschlossen) vorkommenden fossilen Korallen in den Gröninger Annalen geliefert; wie im vorigen Jahre De Koninck seine ausgezeichnete und reichhaltige Description des Animaux fossiles, qui se trouvent dans le terrain houiller et dans le terrain supérieur du terrain anthraxifère de la Belgique, in 4. (mit sehr vielen Abbildungen) beendigt hat, welche in geographischer Hinsicht der geologischen Preissschrift von Cauchy entspricht. Wir müssen uns auf dessen Erwähnung hier beschränken, da wir es zur ausführlicheren Anzeige nicht mehr zur Verfügung haben. Die Steinkohlen-Pflanzen sind mithin noch gänzlich unbeachtet geblieben. Wenn wir nun Schmerling's schon seit einem Jahrzehnt erschienene Beschreibung der Lütticher Knochen-Höhlen und ihrer Knochen in einem grossen selbstständigen Werke und einige Abhandlungen Ch. Morren's über die Diluvial-Knochen hinzufügen, so hätten wir eine in der Hauptsache vollständige Uebersicht der paläontologischen Literatur über Belgien, — bis auf die der Tertiär-Gebilde, welche uns hier näher beschäftigen soll. Ausser dem, was Burtin und Galeotti an den bereits bezeichneten Orten darüber veröffentlicht haben, besitzen wir von De Koninck eine 1837 im XI. Bande der Me-

moiren der Brüsseler Akademie erschienene und von 4 Tafeln begleitete Abhandlung über die alt-tertiären Konchylien einiger reichen Fundstätten bei Baesele, Boom, Schelle u. s. w., und von dem Verf. zwei dergleichen, wovon die eine, 1836 mit 4 Tafeln im Messager de Gand erschienen, ebenfalls die alt-tertiären Konchylien von Hoesselt und Kleyn-Spauwen in der Provinz Limburg beschreibt, die andere 1845 selbstständig und mit 5 Tafeln in Brüssel herausgegeben ebenfalls tertiäre Muschel-Reste der Provinz Antwerpen bekannt macht, von welchen ein Theil noch den älteren, die grössere Anzahl aber jüngeren Tertiär-Schichten angehöret. Einige andere zerstreute Notizen, theils von dem Verf. und theils von Cantraine und van Beneden, welche im Ganzen nicht belangreich sind, dürften die hierher gehörige Literatur ziemlich ergänzen, soferne man von Demjenigen absehen will, was Pariser u. a. Schriftsteller nur gelegentlich in anderweitigen Schriften kundgegeben haben. Es ergibt sich daher alsbald, dass der Verf., ein eifriger Konchyliologe, seit jetzt schon 10 Jahren sich mit der Aufgabe beschäftiget, welche die Akademie zur Preissfrage erhoben hat, und ein Blick in seine Schrift selbst zeigt, dass er seither in fortwährendem wissenschaftlichen und Tausch-Verkehre mit Belgischen, Französischen, Italienischen und Englichen Paläontologen lebte und sich durch zahlreiche Vergleichungen in den Stand setzte, verlässige Bestimmungen zu liefern; die Frucht dieser Thätigkeit zeigt sich überall, wenn man die jetzige Arbeit mit den früheren vergleicht. Die vom Verf. in Belgischen Bibliotheken benützte paläontologische Literatur ist weit über Erwarten reichlich und fast vollständig zu nennen; nur ist sehr zu bedauern, dass demselben der II., freilich erst 1844 kurz vor dem Drucke des Manuskriptes (wo indessen der Verf. noch sonst Vieles geändert hat) erschienene Theil von Philippi's Mollusca Siciliae unbekannt geblieben ist. Auch hat er mit Recht mehre Aenderungen zurückgewiesen, welche ihm die Berichterstatter der Akademie und unter diesen hauptsächlich De Koninck zugemuthet hatten, in dessen Bericht wir u. A. zu unserer grossen Verwunderung die als ausgemacht hergestellte Versicherung gefunden hatten, dass die Genera Diplodonta und Axinus sich durch keinen wesentlichen Character von Lucina unterschieden! Der im Namen einer Akademie auftretende Referent hätte wohl doppelte Ursache, sich vor übereilten Aussprüchen zu hüten. Dagegen sehen wir mit Bedauern, dass in einem andern Punkte der Verf. demselben Berichterstatter nachgegeben hat, welcher in Bezug auf das der Akademie zur Beurtheilung vorgelegt gewesene Manuscript sagt: „Un grand nombre de naturalistes sont dans

la mauvaise habitude de citer après le nom d'une éspèce qu'ils décrivent, le nom de l'auteur qui, le premier, l'a placée dans le genre, qu'ils adoptent, sans faire attention, que c'est à celui qui le premier la fait connaître, qu'elle doit être attribuée, et que c'est à celui-la, qu'en revient tout le mérite. L'auteur du mémoire a suivi ces errements . . . ." Da wir das Unglück haben, auch in dieser schlechten Gewohnheit und in diesem so bedauerlichen Irrthume zu leben, so wird uns erlaubt seyn, einige Worte darüber zu äussern. Wenn uns Jemand Nassa elegans Sowerby als eine Art nännte, welche die mitteln Tertiär-Schichten charakterisirte, und wir wollten, um von diesem Erkennungs-Mittel gelegentlich Gebrauch zu machen, diesen Namen nachschlagen, so würden wir ihn in keinem Register und in keinem Buche finden. Der Zweck des Andern, ein Objekt durch seinen Namen uns kenntlich zu machen, wäre gänzlich verfehlt. Da der Name in Sowerby's Schriften nicht steht, so wissen wir auch nicht, in welchen anderen wir ihn aufspüren sollen: wir bleiben völlig rathlos. Sowerby hat ein Buccinum elegans beschrieben und Wood solches in Nassa elegans umgetauft. Hätte uns also unser Freund Nassa elegans Wood genannt, so würden wir unsern Zweck sogleich erreicht haben. Auch hatte unser Freund der Nassa und des Buccinum elegans keineswegs desshalb erwähnt, um der Verdienste Sowerby's in deren Beziehung zu gedenken, (durch welche Unterstellung allein sich die obigen Worte de Koninck's erklären würden), sondern um uns ein den Crag charakterisirendes Fossil anzugeben; er hatte aber dem Petrefakten-Namen den Namen des Autors beigefügt, damit wir das Buccinum elegans Sowerby's nicht mit dem ebenfalls mittel-tertiären Buccinum elegans Dujardin's und mit dem noch lebenden Buccinum elegans Kiener's verwechseln sollten und nöthigenfalls leichter auffinden könnten, in welchen Werken wir über jene Art nachzuschlagen hätten. Die Verdienste Sowerby's zu würdigen hat er anderen Personen oder anderen Veranlassungen überlassen wollen. Setzen wir aber nun den leicht möglichen Fall, Sowerby selbst hätte noch eine Nassa elegans aufgestellt, wem würde es dann einfallen können, unter dem zuerst angegebenen Namen eine andere Art als die zuletzt bezeichnete zu verstehen; diese letzte mag nun Nassa elegans geblieben seyn, oder inzwischen einen andern Geschlechts- oder Art-Namen bereits erhalten haben? Aus diesem Beispiele gehen folgende Schlüsse unwiderleglich hervor: 1) dass es an und für sich eine völlige Unwahrheit ist, wenn man jene erste Art Nassa elegans Sowerby nennt, denn sie heisst Buccinum elegans Sowerby, oder Nassa elegans Wood; 2) dass diese Methode ihres Zweckes in

sofern gänzlich verfehlt, als sie uns keinen Weg andeutet zu erfahren, von was für einer Nassa-artigen Schnecke die Rede war; 3) dass sie sogar nothwendig zur Verwechselung führen muss, wenn Sowerby selbst noch eine Nassa elegans aufgestellt hätte; 4) dass sie auf einer falschen Voraussetzung beruht, indem sie unterstellt, man spreche von den Natur-Körpern wegen des Ruhmes ihrer ersten Entdecker — oder doch eigentlich nur Benenner, die es oft auch ganz zufällig und ohne Verdienst seyn können — und nenne sie nicht um ihrer selbst willen. Die gegentheilige Weise verdient daher nicht die Bezeichnungen, welche Herr De Koninck auf hohem Richterstuhle ihr beilegt. Die Engländer haben schon seit mehren Jahren einen Mittelweg vorgeschlagen, in dessen Folge sie im obigen Falle sagen würden: „Nassa elegans Sow. sp." (species). Andere schreiben auch „Nassa elegans (Sow.)" um auszudrücken, dass Sowerby des fraglichen Petrefaktes nur unter dem voranstehenden Species-, nicht auch Genus-Namen erwähnt habe. Diese Methode wahrt allerdings das Recht des ersten Entdeckers — Benenners —, ohne eine Unwahrheit zu enthalten, schützt etwa auch gegen Missverständniss, lässt aber noch immer in Ungewissheit darüber, unter welchem Genus bei Sowerby oder einem andern Autor man die fragliche Art finden werde, während die anderen zwei Benennungs-Weisen sogleich auf den richtigen Weg geleitet haben würden. Immerhin ist aber diese Englische — abgekürzte — Bezeichnungs-Weise nur nöthig, wo man sich hinsichtlich des Namens kurz fassen will; wo aber, wie in dem vorliegenden Werke, die Synonymie vollständig und sogar — mit vermehrtem Raum-Aufwand — in streng chronologischer Ordnung, unter Beifügung aller Jahreszahlen gegeben wird, ist sie wenigstens zwecklos. — Anderntheils bemerkt man bei dem Verf. in zwei besondern Fällen eine nicht ganz zu rechtfertigende Eile in Ertheilung neuer Namen. Der eine dieser Fälle ist, wo es sich um sehr alte Prioritäts-Rechte handelt. Es ist allerdings ein nothwendiges Gesetz, dass der zuerst nachweisbare Namen, den ein Natur-Körper erhalten hat, für immer beibehalten werden soll, soferne nicht andere gesetzliche Gründe ihn aufzugeben nöthigen; aber man hat mit Recht bis daher von dieser Concurrenz ausgeschlossen solche — nur zufällig in Erfahrung zu bringende — Namen, die von einer Beschreibung, Abbildung oder genügenden Zitaten nicht begleitet sind; dann alle Namen von Autoren, welche überhaupt nicht systematische Benennungen angewendet haben, wie insbesondere auch alle vor-Line'schen. Es könnte daher wohl sein, dass der Verf. mit Deshayes alte Namen von Adanson, von Chemnitz (in seinen frühesten

Bänden) und von Brander (1766) auf Kosten späterer etwas allzueifrig wieder hervorsuchte. Wenn jenem Gesetze keine historische Grenze gegeben wird, so können wir nie zu einer feststehenden Nomenclatur kommen. Der andere Fall ist, wenn der Verf. einen Namen vorzuführen hat, der schon mehrfach vergeben ist; — auch wenn er vor dem ihn angehenden Falle die Priorität hätte und daher nicht geändert zu werden brauchte. So finden wir, dass, indem er des obengenannten Buccinum elegans Sow. erwähnt, er auch das Buccinum elegans Dujard. in Buccinum spectabile nobis, und das Buccinum elegans Kiener in Buccinum crassiusculum nobis umtauscht. Durch seine vorliegende Aufgabe mit der Sowerby'schen Art und ihren Begleitern wohl bekannt, kann es der Verf. nicht im nämlichen Grade mit allen übrigen, lebenden oder fossilen, Buccinum-Arten seyn, nicht eben so gut übersehen, welche von ihnen wirkliche Art-Rechte haben, welche Namen bereits vergeben sind, welche von den vorhandenen alle eine Art treffen, welcher mithin die wirkliche Priorität hat. Dieses unzeitige Vorgreifen bei Arten, welche sonst durchaus nicht in das Bereich dieser Abhandlung gehören, kommt etwa ein Dutzend Mal vor, und wir zweifeln nicht, dass ein Theil dieser voreiligen Namen schon jetzt nutzlose und lästige Synonyme sind. Am auffallendsten zeigt der Verf. dieses Streben eines „Nobissers" bei dem im Jahre 1834 von ihm und Galeotti gemeinsam aufgestellten Genus Trigonocoelia zur Aufnahme derjenigen Pectunculus- und Nucula-Arten, welche mitten in ihrer Zahn-Reihe noch eine dreieckige Grube für ein inneres Schloss-Band besitzen. Sassi war ihm darin mit dem Genus Limopsis schon im Jahre 1827 in dem freilich wenig bekannten „Giornale ligustico" zuvorgekommen, indem er jedoch richtiger die Nucula-artigen Formen als hinreichend verschieden ausgeschlossen hielt. Wir haben 1837 dieses Genus in unsere Lethaea eingeführt mit genügender Berufung auf Sassi und unter Vergleichung dieses Geschlechts mit dem umfassendern und minder gut charakterisirten Geschlechte Trigonocoelia. Auf dieses letzte kömmt nun auch der Verf. S. 240 zurück, gesteht auch die Nothwendigkeit ein, die Nucula-artigen Formen auszuschliessen und zählt, obschon nur 8 Arten in Belgien vorkommen, alle (18) Pectunculus-artigen, welche nach seiner Kenntniss von ihnen dahin gehören, unter Beilegung zum Theile neuer Art-Namen als Trigonocoelia-Arten auf, statt sie schlechtweg nur als in dieses Genus gehörig zu bezeichnen, indem er sich damit entschuldigt, dass er nicht wisse, wann und wo Sassi das, nach eigener Anerkennung ältere und richtiger definirte Genus Limopsis aufgestellt habe! Herr Nyst kennt die Lethäa sehr wohl, wenn er Aus-

stellungen zu machen hat; mit welchem Grunde will er mithin ignoriren, was darin über Sassi's Genus Limopsis gesagt ist? Dieses letzte ist und bleibt daher nicht blos das älteste, sondern auch das von Anfang her richtiger charakterisirte, mithin zu erhaltende; jene Namen werden Ballast, welcher denn noch durch eine Anzahl d'Orbigny'scher Namen vermehrt wird, indem auch diese Autor noch im Jahre 1846 in der „Paléontologie des terrains crétacés", ebenfalls ein Genus „Pectunculina" für dieselbe Gruppe der Arcaceen aufgestellt hat, worin er nicht blos zwei Arten aus der Kreide beschreibt, sondern auch noch eine lebende und zwei tertiäre schon anderweitig beschriebene Pectunculus- und Nucula-Arten, statt sie blos zu zitiren, sogleich in Pectunculina „nobis" umtauft, welche nun wieder Trigonococlia „nobis" bei Nyst geworden sind. Auf die Kritik der einzelnen Arten einzugehen, würde uns auch hier wieder zu weit führen; wir müssen uns bei dieser ausgedehnten Literatur-Uebersicht, wie in früheren Anzeigen* so auch hier, Dessen enthalten und uns auf die allgemeinen Betrachtungen beschränken. Doch halten wir die specielle Bearbeitung für durchaus fleissig und in hohem Grade verlässig. Das anderweitige Vorkommen ist überall reichlich mit angeführt, und wir müssen es rühmen, dass der Verf. die zur Arten-Benennung verwendeten Personen-Namen nicht verstümmelt, sondern sogar früher verstümmelte wiederherstellt, auch die Anwendung des Genitivs der des Adjectivs vorzieht. Nur eines durchlaufenden Schreibfehlers wollen wir erwähnen, indem überall Püsch statt Pusch gesetzt ist; dann werden zum Oefteren Abbildungen auf Taf. XXXV, einmal auch (Cancellaria quadrata) auf Taf. XXXIX zitirt, während doch nur XV Tafeln im Ganzen vorhanden sind und wir auch auf diesen vorhandenen Tafeln die irrthümlich zitirten Arten vergebens gesucht haben. Die Abbildungen sind wohl gelungen. Dagegen hätten die Figuren nach der Folge der Nummern auf den Tafeln vertheilt werden dürfen, statt dem Zeichner zu überlassen, sie in so ästhetisch-symmetrischer Weise über die Tafeln zu zerstreuen, dass man das Gewünschte oft lange suchen muss. Auch vermissen wir die Abbildungen einer Anzahl Arten, welche bis jetzt nur in Belgien angegeben worden sind und in den früheren Arbeiten de

* Wir hätten uns bei der Anzeige von d'Orbigny's Paléontologie Française darauf berufen können, dass eine detaillirte Kritik der Arten und ihrer Anordnungs-Weise für die Abtheilungen „Terrains jurassiques" bereits veröffentlicht worden seye durch Quenstett in dem „Neuen Jahrbuch für Mineralogie", 1845, S. 85—91.

Koninck's und Nyst's auch schon abgebildet waren, wovon aber die Arbeit des letzten über Limburg, wie wir hören, vergriffen sein soll; wenigstens haben wir sie uns auf dem Wege des Buchhandels nicht verschaffen können. Die Bilder dieser Arten sollten in gegenwärtiger Monographie nicht fehlen!

Das Buch zerfällt in folgende Abschnitte: S. 1—7 Vorrede; S. 8—34 Liste der zitirten Werke; S. 35—616 Beschreibung der Konchylien; S. 618—635 Beschreibung der Polyparien; S. 636—660 tabellarisch-geologische Zusammenstellung der Arten; S. 661—675 alphabetisches Verzeichniss aller vorkommenden Art-Namen; S. 676—697 Erklärung der 15 Tafeln. Man sieht: es ist ein wohlgegliedertes Ganzes. Es enthält

Muscheln	52	Genera	276	Arten
Brachiopoden	2	"	5	"
Schnecken	51	"	245	"
Cephalopoden	3	"	4	"
Polyparien	14	"	24	"
Im Ganzen:	122	"	554	"

Die wenigen Polyparien sind lauter schon bekannte Arten, einen wahrscheinlich nicht zu diesem Genus gehörigen Cyclolithes ausgenommen. Der geologischen Zusammenstellung dient folgende Klassifikation der Belgischen Tertiär-Gebirge in absteigender Ordnung zur Grundlage:

Système:

1. Hesbayen,	Oberes Tertiär-Gebirge der Franzosen.
2. Campinien,	Faluns.
3. Diestien,	Crag der Engländer.
4. Tongrien,	Unteres Tertiär-Gebirge der Franzosen.
5. Bruxellien,	London-clay der Engländer.
6. Landénien,	

Geologische Systeme im üblichen Sinne des Wortes sind diess wohl nicht; denn eine Gleichstellung mit den älteren Systemen würde vielmehr die Zurückführung der bisher angenommenen drei Tertiär-Formationen Eocen, Miocen und Pliocen auf zwei durch Vereinigung der beiden letzten erfordern; wie es in der That auch hier in Bezug auf die Französische und Englische Terminologie angenommen worden ist. Die tabellarische Zusammenstellung führt zu dem Resultate, dass

das 1. System	0	Arten	aus	0	Geschlechtern	
2. "	216	"	"	78	"	
3. "	0?	"	"	0?	"	

das 4. System	205	376 Arten, aus	76	Geschlechtern
5. „	181		72	„
6. „	0	„ „	0	„
Alle zusammen:	551	„ „	122	„ enthalten,

wobei die Differenz der Addition der einzelnen Glieder von den wirklichen Summen davon herrührt, dass die meisten Geschlechter und eine gewisse Anzahl von Arten in mehren dieser Systeme zugleich vorkommen. In einer auf S. 4 gegebenen Zusammenstellung jedoch werden die 216 Arten des 2. Systemes dem 2. und 3. gemeinsam zugeschrieben, während im Texte selbst nirgends von den Systemen, sondern nur von den Fundorten die Rede ist. Nach den Tabellen hätte das 2. Système Campinien, (also einschliesslich des 3. S. Diestien, oder mit dessen Ueberspringung, was nicht klar ist) 22 Arten mit dem 4. Système Tongrien in Belgien selbst und einige andere mit dessen Äquivalente in England, 2 Arten (Dentalium entalis und Bulla lignaria) mit dem 5. Système Bruxellien, den Sigaretus canaliculatus und Lunulites rhomboidalis mit den 2 oberen Systemen und das Dentalium strangulatum mit allen Tertiär-Systemen gemein. Eben so wiederholen sich noch 9—10 Arten des Système Tongrien im Système Bruxellien. Wenn diese Zahlen etwas von denen der obigen Zusammenstellung abweichen, so rührt Diess von einigen nachträglichen Bemerkungen her. Nur von einigen Binnen-Konchylien des Système Tongrien wird vermuthet, sie könnten auch dem Systeme Hesbayen angehören. Bei diesen Betrachtungen haben wir nun zu bedauern, dass auf die Unterscheidung zwischen den mittlen und oberen Tertiär-Schichten keine weitere Rücksicht genommen ist. Als der Verf. im Jahre 1835 zuerst seine Beobachtungen über die fossilen Arten von Antwerpen veröffentlichte, hatten wir nach dem damaligen Resultate seiner Bestimmungen und Vergleichungen kein Bedenken, diese Lagerstätte in gleiche Parallele mit den ober-tertiären Schichten Nord-Deutschlands und der Subapenninen zu setzen. Seitdem scheint er die Fossilien des Englischen Crag mehr kennen gelernt und darunter manche weitere identische Art wahrgenommen zu haben. Bekanntlich ist aber der Crag neuerlich in den mittel-tertiären Coralline-Crag und in den ober-tertiären Red-Crag mit Elephanten- und Nashorn-Gebeinen unterschieden worden, welche Unterscheidung der Verf. bei seinen Vergleichungen gänzlich ausser Acht lässt, so dass wir über das Alter der Antwerpener Schichten keinesweges genügend aufgeklärt werden, da immerhin noch eine ansehnliche Zahl von ober-tertiären Arten aus dem Westphälischen Becken und den Subapenninen mit vorkommt. Das Sy-

tème Tongrien ist übrigens offenbar reicher an solchen Arten, welche auch noch in mittel-tertiären Schichten bei Bordeaux vorkommen, als das für älter angenommene Système Bruxellien. Diese Schwäche der Preiss-Schrift anzudeuten wäre weit wichtiger, und auf ihre Abstellung zu wirken eine würdigere Aufgabe der Preiss-Richter gewesen, als manche andere kaum für begründet zu erachtende Rüge derselben. So unterliegt es auch grosser Missdeutung, wenn der Verf. auf S. 615 den London-clay als „Étage moyen des terrains tertiaires" erklärt. Im Uebrigen gibt diese unsere Darstellung zur Genüge zu erkennen, welch' grosser Gewinn für die Wissenschaft diese Arbeit seye, und dass wir allerdings der Meinung sind, es habe die Belgische Akademie mit so grossem Rechte, als sonst je, dieser sorgfältigen und umfangreichen, für ihr Land so wichtigen Arbeit den ausgesetzten Preis zuerkannt.

Zu Bordeaux hat der Dr. Grateloup seit zwanzig Jahren sich eifrig mit dem Studium der lebenden und tertiären Konchylien des südwestlichen Frankreichs beschäftigt. Arbeiten über einzelne fossile Arten* und mehr oder weniger vollständige, systematisch oder geologisch geordnete Namen-Verzeichnisse, darunter eine überall zitirte, uns aher unbekannte Tabelle von 1832** und ein sehr vollständiges Verzeichniss für das Gironde-Becken von 1838***, so wie eine Liste der Univalven des Adour-Beckens**** vom nemlichen Jahre sind fast alle in dem Bulletin und den Actes de la Société Linnéenne de Bordeaux erschienen; zuletzt eine Reihe von Abhandlungen, wo in Familien-weisen Monographie'n sämmt-

* Tableau des Coquilles fossiles de Dax, im Bulletin de la Société Linnéenne de Bordeaux, 1827, II., 75—85 mit Beschreibung und Abbildung neuer Arten.

** Tableau (Prodrome) des Coquilles fossiles des terrains tertiaires du bassin de l'Adour, environs de Dax (Landes), extr. des Act. de la Soc. Linn. de Bordeaux, 1832.

*** Catalogue zoologique, renferment les debris fossiles des Animaux vertébrés et invertébrés decouverts dans les differens étages des terrains, qui constituent les formations géognostiques du bassin de la Gironde (environs de Bordeaux), précédé de la classification des terrains de ce bassin. 77 pp. 8. Bordeaux, 1838, selbstständig: Namen und Zitate ohne Beschreibungen und Abbildungen.

**** Tableau statistique des Coquilles univalves fossiles, trouvées dans les couches tertiaires du bassin de l'Adour, environs de Dax (16 pp. et 1 tableau, extrait des Actes de la Soc. Linn. de Bord. Vol. X. 1838): bloss eine Zahlen-Tabelle mit namentlicher Aufzählung von 237 Arten, die noch lebend vorkommen sollen.

liche einzelnen Arten beschrieben und abgebildet werden sollten, was indessen nur mit einigen (6) geschehen ist *. Von dem Jahre 1840 an, wie der Titel des zweiten der oben genannten Werke bezeugt, hat er begonnen, die Abbildungen aller in seinen Verzeichnissen genannten Arten auf lithographirten Quart-Tafeln zusammenzustellen und diesen Tafeln erklärende Text-Blätter beizufügen, welche Namen, Synonyme, die Zitate seiner Kataloge, Fundorte und Formationen in grosser Vollständigkeit angeben und nur etwa zu den erst neuerlich aufgestellten Arten auch noch Diagnosen liefern. Jene Katatoge, welche unseres Wissens auch einzeln aus der genannten Sozietäts-Schrift abgedruckt bezogen werden können, sind daher zur Ergänzung des Textes nothwendig, und es ist die gegenwärtige Schrift daher auf dem Titel auch ausdrücklich als „Atlas“ bezeichnet. Indessen ist der erste Band noch keinesweges ganz vollendet, sondern es fehlen in dessen Mitte noch drei Tafeln und zu mehreren Tafeln noch der erklärende Text und endlich die tabellarische Zusammenstellung der geognostisch-geographischen und zoologischen Resultate, so dass die Vervollständigung des Bandes erst im laufenden, dem siebenten Jahre seit dem Beginne, zu erwarten ist. Grateloup selbst hat die Zeichnungen, mitunter schon seit zehn und mehr Jahren gelegentlich gefertigt, und da er sich hiebei an keine bestimmte Ordnung gehalten, so führen die Tafeln zur Bezeichnung die Namen der darauf abgebildeten Genera oder Familien und, nur wenn für ein solches Genus mehre Tafeln nöthig geworden, noch eine Nummer; auch sind dem Ganzen 2—3 Supplement-Tafeln angehängt. Der Verf. hat sich aber entschlossen, sie jetzt auch noch mit im Ganzen fortlaufenden Ordnungs-Zahlen zu versehen. Dieser Band wird nach seiner Vollendung im Ganzen, oder auch von jetzt ab in 15 Lieferungen, zusammen um 50—60 Francs zu beziehen seyn; die Bearbeitung des zweiten Bandes, die Muscheln enthaltend, wird sofort beginnen.

Der Verf. hat bei dieser Arbeit einen Vorgänger an Basterot gehabt, welcher 1826 in dem 2. Bande der Mémoires de la Société d'histoire naturelle de Paris ungefähr 300 im Becken von Bordeaux vorkommende Arten beschrieben und grossentheils sehr schön abgebildet

* Conchyliologie fossile du bassin de l'Adour, ou description des Coquilles fossiles, qui ont été trouvées dans les terrains marins tertiaires aux environs de Dax, avec figures dessinées d'après nature, six mémoires: I. Pteropodes; II. Gasteropodes, Phyllidiens et Bulléens; III. Trachelipodes 1. Pulmobranches, 2 Melaniens, 3. Plicacés et 4. Neritacés (extr. 1836—1840.)

hat. Es war Diess bis jetzt die hauptsächliche Grundlage für die Untersuchung mittel-tertiärer Konchylien. — Seine eigenen Materialien haben sich inzwischen so sehr vermehrt, dass seine Kataloge von 1838 schon über 760 Konchylien-Arten im Gironde-Becken (ohne die sonstigen Reste und die Konchylien aus der Diluvial- und Kreide-Formation), und 636 bis 706 Univalven-Arten aus dem Adour-Becken aufzählten. In gegenwärtigem Bande erhalten wir die Abbildung von 700-800 Arten in weit mehr als doppelt so vielen Figuren bloss von einschaligen Tertiär-Konchylien. Dieser Umfang der Schrift, die wissenschaftliche Auffassung der Figuren durch den Verfasser selbst, wenn schon ihre technische Ausführung zu verschiedenen Zeiten theils in Crayon- und theils in Feder-Manier allerdings von sehr ungleichem Werthe ist, endlich die offenbar reichliche Vergleichung dieser Fossil-Reste mit den tertiären Arten anderer Gegenden zum Zwecke ihrer Bestimmung müssen dem Werke ein grosses Gewicht und eine wesentliche Unentbehrlichkeit in einer paläontologischen Bibliothek gewähren.

Wir können dagegen nicht verhehlen, dass mit der allmählichen, im Ganzen langsamen Ausarbeitung von Text und Bildern mehrfache Nachtheile in Benennung und Anordnung der Arten verbunden sind; dass der Leser bei sehr vielen der eigenthümlichen Arten, wenn sie nicht etwa schon in der ältesten Arbeit des Verf's. von 1827 oder in seinen sechs Memoiren über die Konchyliologie des Adour-Beckens (1835—1840) enthalten sind, die Beschreibungen oder wenigstens Diagnosen vermisst, obschon sie bei einigen Arten nachgetragen sind; dass uns manche Zusammenstellungen der Synonyme sehr gewagt erscheinen und anderseits manche Arten mit einer grossen Manchfaltigkeit von auffallenden Varietäten bedacht sind, so dass insbesondere die Genera Natica, Scalaria, Cypraea, Conus u. m. a. keineswegs an Klarheit gewonnen haben dürften, zumal die 2 letzten auch an Arten sehr zugenommen haben. In allen diesen Beziehungen scheint uns das Werk, nachdem wir es genauer zu prüfen veranlasst gewesen, zum elementaren Studium der bisher für feststehend gegoltenen oder neuen Arten-Typen weniger geeignet, als es zur weitern Erkenntniss eine Menge interessanter Formen für lange Zeit einzige und unentbehrliche Hülfsquelle bleiben dürfte. Anderntheils sind die bei neuen Benennungen beobachteten Grundsätze lobenswerth. Auch von neuen Geschlechtern bieten sich einige Beispiele dar, wie N a t i c e l l a und N e r i t o p s i s. Dieses letzte Genus hatte der Verf., wie (später?) auch V a l e n c i e n n e s unter dem Namen R a d u l a, für ein lebendes Konchyl aus den Ceylanischen Gewässern aufgestellt, das sich bei Dax

auch fossil gefunden; es ist eine furchige Nerita von mehr kugeliger Bildung, mit runderer und zackig ausgeschnittener wölbiger Innenlippe. Seine Naticella ist nicht mit dem Münster'schen Geschlechte dieses Namens zu verwechseln; es hat einige Verwandtschaft zu dem vorigen und stellt eine glatte Natica dar mit gezähnetem Innenrande der Mündung. Auch findet sich eine Schnecke vor, welcher der Verf. den Namen Magillus antiquus Montf. beilegt, obschon beide nur entfernte Aehnlichkeit mit einander haben; ein Text dazu ist bis jetzt nicht vorhanden.

Das hauptsächlichste Interesse indessen, welches diese Schrift bei ihrer Vollendung darbieten wird, dürfte ein geologisches seyn. Die tertiären Gesteine des südwestlichen Frankreichs, deren organische Einschlüsse hier abgehandelt werden, und welche bei früheren Gelegenheiten mit verschiedenen Namen belegt worden, sind von oben nach unten folgende:

1. Faluns jaunes	} miocen.
2. Faluns bleus	
3. Calcaire compacte, nur selten auftauchend .	eocen.

Die ersten sind am reichsten an fossilen Resten, auch am reichsten an solchen Arten, die noch lebend vorkommen und auch mit den subapenninischen auffallend übereinstimmen. Die Faluns bleus sind äusserlich scharf davon geschieden, doch gleichmässig damit lagernd, und scheinen nur wenige Arten damit gemein zu haben, welche im Ganzen einen sehr verwandtschaftlichen Charakter tragen. Der Verf. erklärt daher beide für eine einzige und nämliche Formation. Die dritte und unterste Abtheilung hält er für den Repräsentanten des Pariser Grabkalkes, womit sie in der That die Voluta costaria, V. harpula, Cypraea columbaria, Terebellum convolutum, T. fusiforme u. m. a. Arten gemein hat; doch sind solche Pariser Arten, wenigstens nach des Verf's. Bestimmungen, auch in den Faluns bleus nicht gerade selten und mangeln selbst in den Faluns jaunes nicht. Bekanntlich kommen auch in den Subapenninen oben gelbe Sandsteine und unten blaue Mergel vor, zwar in gleichförmiger Lagerung, aber, einige seltene Wechsel-Schichten ausgenommen, scharf an einander absetzend, welche man bisher beide als ober-tertiär betrachtet hat, bis man die tieferen Fortsetzungen der blauen Mergel kennen lernte, von denen im Folgenden noch die Rede seyn wird, und welche nun für mittel-tertär angesehen werden. Es wird sich daher fragen, ob diese Eintheilungen so bleiben können oder ob man die Faluns jaunes auch für ober-tertiär anzusehen habe und dann in den Subapenninen ebenfalls die Farb-Grenze gelten lassen müsse, wo dann freilich sehr viele Arten bei

den Abtheilungen gemeinsam werden würden, während bei der jetzigen Eintheilungs-Weise ein bestimmtes Grenz-Zeichen zwischen den blauen ober-tertiären und den mittel-tertiären Schichten der Apenninen gar nicht vorhanden ist. Grateloup selbst spricht sich sehr zweifelhaft darüber aus, ob und wo ausser jenen Faluns jaunes noch eine weitere besondere Subapenninen-Formation bestehe? Im Gironde-Becken liegt auf den Knochen-leeren Faluns jaunes ein Diluvial-Gebilde, welches Knochen von Elephas, Ursus spelaeus und Rhinoceros einschliesst, die in England den ober-tertiären Crag charakterisiren und wenigstens zum Theil auch in der Subapenninen-Formation in der Nähe der gelben und blauen Schichten angegeben werden, — während die blauen Mergel des Adour-Beckens Reste von Mastodon enthalten, welche allerdings auf ein mittel-tertiäres Alter hindeuten; auch die Säugethier-Reste reichen daher zur Entscheidung der Frage im Ganzen nicht aus. Eben so wenig endlich die Prozent-Berechnung der lebenden Arten, da der Verf. solche für die blauen und gelben Schichten nicht besonders angibt. Da er aber unter circa 600-700 Univalven-Arten seiner Faluns 237 (über $\frac{1}{3}$) als noch lebend bezeichnet, so wäre diese Quote, richtige Bestimmungen vorausgesetzt, eine sehr grosse für reine Miocen-Schichten. Jedenfalls würde bei Bordeaux die Reihe ober-tertiärer Schichten mit bis zu 0,90 zunehmenden Quoten noch lebender Arten, welche in Italien vorkommt, fehlen und ein Anschliessen dieser lebenden Arten an die Atlantischen, statt die Mittelmeerischen, somit einiges Auseinandergehen in dieser Hinsicht zu erwarten seyn. Vielleicht werden uns die vom Verf. versprochenen Zusammenstellungen am Schlusse des Bandes mehr Anhalten gewähren, bis wohin wir auf festere allgemeine Resultate verzichten müssen.

Endlich haben wir der Bemühungen zu gedenken, durch welche die Piemontesischen Paläontologen sich hinsichtlich der tertiären Reste ihres Vaterlandes neuerlich ausgezeichnet haben. Vom jüngern Sismonda geben die Turiner Memoiren eine Abhandlung über tertiäre und ältere Echiniden. Die Arbeiten Bellardi's sind oben genannt; von Michelotti besitzen wir noch andere und haben die ausgedehntesten noch zu erwarten. Es wird genügen, wenn wir anführen, dass die sorgfältig bearbeitete Monographie der Cancellarien treffliche Beschreibungen und Abbildungen von nicht weniger als 25 zierlichen Arten der mittel- und ober-tertiären Schichten Piemonts enthält, deren Vorkommen und Verwandtschaften in anderen Gegenden, deren Synonyme und Varietäten sorgfältig erörtert werden. Von ihnen finden sich 21 in den mittel- und 14 in den ober-tertiären Schichten schon in Piemont selbst, 10 sind

mithin beiderlei Schichten gemeinsam; 8 sind von dem Verf. neu benannt und 7 davon neu aufgestellt. Wir hoffen, dass man dieser Autorität für das Vorkommen gleicher Arten in zweierlei Formationen werde Gerechtigkeit wiederfahren lassen, wenn auch in dem einen oder dem andern Fall es zwei Varietäten einer Art sind, welche beiderlei Schichten entsprechen; wir hoffen, dass der Chorus der Neufchatel-Genfer Schule, welcher, ohne auch nur $\frac{1}{10}$ dieser Fälle geprüft zu haben, in literärischen und polititischen Zeitungen auszusprechen nicht müde wird, dass es ausgemachter Weise keine zweien Formationen gemeinsame Arten gebe, sich endlich bescheide, nicht mehr zu behaupten, als er weiss; und dass diese Schule endlich aufhöre Prinzipien aufzustellen, welchen die tägliche Erfahrung entgegen ist, wie gern wir es auch dankend sehen, wenn sie da oder dort wirkliche Arten unterscheidet, die, wie es in allen Zweigen der Naturgeschichte oft geschieht, verwechselt worden waren. Aber Bellardi selbst ist der erste, welcher S. 263 anerkennt, wie schädlich es insbesondere für die Geologie sey, verschiedene Arten in eine zusammenzuwerfen; daher er denn auch leichte Verschiedenheiten schon wenigstens als Varietäten aufstellt. — — Die andere, den zwei Piemontesischen Autoren gemeinsame Arbeit enthält die Beschreibung einer grossen Anzahl (96) solcher Gasteropoden-Arten, welche seit Brocchi (1814) ebenfalls in den beiderlei Tertiär-Schichten Piemonts aufgefunden, aber bis jetzt noch gar nicht oder nur in den Turiner Museen durch Bonelli und Géné oder etwa in Borson's weniger bekannten Orittografia Piemontese (1820—1825) benannt oder beschrieben worden waren, oder deren Synonymie zu berichtigen, oder deren Namen den bisherigen Listen wenigstens der Piemontesische Arten beizufügen nöthig erschienen war; über 70 derselben sind vortrefflich abgebildet. Diese Arbeit ist aber nur eine Ergänzung zu G. Michelotti's Musterung einiger (60) fossilen Arten aus der Gasteropoden-Familie, welche in Bimestre III. et IV. der in Deutschland fast unbekannten Annali delle scienze del Regno Lombardo-Veneto 1840 ohne Abbildungen erschienen war, (und auf welche eben daselbst noch eine Fortsetzung folgen sollte; ob es geschehen, wissen wir nicht), und welche ganz andere Arten enthält. Ganz am nämlichen Orte hat der Verf. auch ein beurtheilendes Verzeichniss einiger fossilen Cephalopoden Italiens geliefert, wovon indessen nur einige Nautilus-Arten hieher gehören, während die Ammoniten älteren Schichten anheim fallen. Daran schliesst sich die i. J. 1841 in Vicenza auf 27 SS. und 5 Tafeln in 4° erschienene Monografia del Genere Murex ossia enumerazione delle principali specie dei terreni so-

pracretacei dell' Italia, ebenfalls von Michelotti, worin nicht weniger als 44 Arten aus denselben 2 Tertiär-Formationen, aber freilich aus einem weiteren geographischen Umfange, abgehandelt sind. Eine in der Modenesischen Gesellschafts-Schrift erschienene Abhandlung des Verf. über die Rhizopoden oder Foraminiferen haben wir uns nicht verschaffen können. In allen vorhergenannten Schriften und Abhandlungen aber sind ebenfalls zahlreiche Fälle angeführt, wo dieselbe Art in mittel- und ober-tertiären, in diesen Schichten und lebend zugleich, oder unter dem dreifachen Verhältnisse vorkommt. Allerdings ist der Verf. bei seinen früheren Arbeiten zuweilen unzuverlässig gewesen bei seinen Bestimmungen, oder hat ältere Benennungen übersehen, was indessen unter den bestehenden Verhältnissen keinem Autor zu vermeiden möglich ist und an späteren Stellen oft von ihm selbst berichtigt worden ist. Seitdem aber hat derselbe ganz Italien bereist, war in Deutschland, England, Frankreich, überall um zu sammeln und neue Tausch-Wege zu eröffnen oder seine Bestimmungen zu berichtigen; er hat neue Fundorte in Piemont entdeckt und rüstet sich nun zu einer weit grösseren und wichtigeren berichtigten Arbeit, blos über die mittel-tertiären Thier*-Arten Ober-Italiens, in den Schriften der holländischen Sozietät der Wissenschaften mit reichen Abbildungen in Bälde zu erwarten steht. Eine erste Nachricht des Verf's. finden wir darüber im N. Jahrbuch für Mineralogie, 1846, S. 52 ff., wo auch eine Liste aller dieser miocenen Arten mitgetheilt wird, wornach sich die Zahl der Zoophyten auf 132, die der Kruster auf 5, die der Konchylien auf mehr als 500, die der Fische auf 9 und die der Säugethiere auf 4 Arten beläuft. Darunter bieten die Konchylien allein weit über 200 neue, seit Brocchi und Borson noch nicht beschriebene, Arten dar, während etwa 150 Arten davon ganz neu erscheinen.

---

* Die erste literärische Arbeit Michelotti's war eine in mehrfacher Hinsicht unglückliche Zoophytologia fossilis, daher wir deren oben nicht gedacht haben; wir haben ihrer bei der Anzeige des Michelin'schen Werkes erwähnt.

(Schluss folgt.)

Nr. 32. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Paläontologische Literatur.

(Schluss.)

Wir hätten gewünscht, in diesen Schriften die Borson'sche Synonymie mehr berücksichtigt und aufgeklärt zu sehen, da eine Menge der von Borson mit Namen aufgeführten, beschriebenen und selbst — in der Regel freilich sehr schlecht — abgebildeten Arten in diesen neueren Schriften vergeblich gesucht werden und solche in den Petrefakten-Verzeichnissen fortwährend mit aufgeführt werden müssen, so lange nicht die Unrichtigkeit ihrer Bestimmung nachgewiesen werden kann; in welchem Falle indess doch noch mancher seiner Namen die Priorität behaupten dürfte. Diese Arbeit lässt sich lediglich von Männern erwarten, welche dieselben Lokalitäten ausbeuten und vielleicht auch noch die von ihm angelegten Sammlungen benützen können oder konnten. Was endlich die Detail-Beschreibungen der neuen Arten in Michelotti's Arbeiten betrifft, so würde uns eine ins Einzelne gehende Revision zu weit führen; nur müssen wir erklären, dass

dessen Cerithium Genei (1841) unser Cerithium cancellatum } Italiens Tertiär-
„ Conus Deshayesii (—) „ Conus fulminans. } Gebilde, 1831.

seye.

Diese Arbeiten, mit denen von Grateloup zusammen, ergänzen mithin die von Nyst in so ferne, als diese die untere, eocene, jene beiden die 2 oberen, die miocene und pliocene Abtheilungen der Tertiär-Schichten zum Gegenstande haben. Vergleicht man aber Michelotti's Arbeiten insbesondere mit denen von Grateloup, die miocenen Fossilien des ersten mit denen des zweiten, so finden sich darunter theils mehr eocene und theils mehr pliocene Arten. Jene scheinen hauptsächlich davon herzurühren, dass der Verf. die schwarzen Tertiär-Schichten von Roncà, welche wir als zwischen den Turiner miocenen und den Castell'-Gomberto'schen eocenen Schichten stehend, oder als wahrscheinlicher durch die Trapp-Eruption in eocenen und miocenen Schichten entstanden betrachtet, aber noch selbst zu den eocenen Bildungen gerechnet haben, mit den miocenen vereinigt. Wir wollen dagegen statt aller anderen eocenen Arten, die sie enthalten, nur die auffallende Nerita conoidea des

Pariser Beckens erwähnen, jedoch auch das Vorkommen miocener Formen eingestehen, weshalb wir ihnen eben die vorhin bezeichnete mittle Stelle angewiesen hatten. Der grössre Reichthum an ober-tertiären oder pliocenen Arten dagegen scheint davon herzurühren, dass als miocen noch eine Reihe von wohl-entwickelten Schichten blauen Mergels unter den gewöhnlichen blauen Subapenninen-Mergeln angesehen wird, für die es nach oben zu keine bestimmte Grenzen zu geben scheint. Wir hatten sie zu Tabbiano und Bacedasco im Innern der Apeninnen kennen gelernt, in unserer kleinen Schrift über Italiens Tertiär-Gebilde ihrer eigenthümlichen Fossil-Reste wegen unterschieden, doch scheinen diese sich nach oben immer mehr mit den gewöhnlichen subapenninischen Spezies zu mengen, bis diese noch allein herrschen. Die Gegend, wo der Verfasser diese Schichten kennen gelernt, ist u. a. bei Tortona, bei Weitem dem reichsten Fundorte. Dies Fossil-Reste haben indessen ein ganz anderes Aussehen, als jene der Collina di Torino, indem erste wie die pliocenen der Subapenninen nur kalzinirt, letzte wie die eocenen von Castellgomberto in Kalkspath verwandelt sind. Vielleicht könnte man, in Ermangelung aller anderen Abgrenzungs-Mittel, davon ein Kennzeichen hernehmen und die Grenze zwischen pliocenen und miocenen Schichten tiefer legen, als Michelotti jetzt thut. Indessen sagt derselbe in seiner neuesten Mittheilung a. o. a. O.: „Nach meinen Studien der Fossil-Reste bin ich zur Ueberzeugung gelangt, dass es einen Uebergang zwischen den Tertiär-Schichten gebe, deren mittle Abtheilung der Gegenstand meiner Arbeit ist. So haben wir in den Apenninen zu Carcare, Belforte u. s. w. den untersten Theil der Miocen-Schichten; im Turiner Berge die Repräsentanten einer späteren Periode; im Tortonesischen und zu Bacedasco den Uebergang zu den blauen Mergeln von Castelnuovo und von diesen einen zum gelben Sande; eben so ist die allmähliche Umgestaltung der Faunen für mich eine ausgemachte Sache; plötzliche Abschnitte anzunehmen ist unmöglich.“ Das ist also dieselbe Ueberzeugung, welche auch Philippi nach vieljährigen Studien ausgesprochen und durch eine Menge von Nachweisungen belegt hat. Es ist die Ueberzeugung fast aller Paläontologen mit Ausnahme der auf vorgefassten Meinungen fussenden zu Neuchatel und Genf. Eine bemerkenswerthe Thatsache hinsichtlich der blauen Mergel von Tortona und Tabbiano scheint uns noch die zu sein, dass, obschon sie tief unter die ober-tertiären Schichten der Subapenninen hinabsinken und ihre Fossil-Reste sich von den ober-teriären der Subapenninen immer mehr entfernen, sich solche doch den pliocenen von Bordeaux und Wien nicht näheren, sondern eine ganz eigenthümliche Faune auszumachen scheinen.

Sie enthalten, in Prozenten ausgedrückt, vielleicht weniger lebende Spezies als die letzten Orte, und wir sind desshalb sehr begierig, ob uns die Vollendung der Michelotti'schen Arbeit darüber die wünschenswerthen Aufschlüsse geben werde.

H. G. Bronn.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. 31. und 32. Band. Auserlesene lyrische Gedichte von Torquato Tasso. Aus dem Italienischen übersetzt von Karl Förster. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, 1844.

Eine zweite Auflage verlangt eigentlich mehr eine Anzeige als Kritik, höchstens eine Nachweisung der Veränderungen und Verbesserungen, welche der Verfasser mit seinem Werk vorgenommen hat. Indessen da dem Ref. die erste Auflage dieser Tasso'schen Gedichte gänzlich unbekannt geblieben ist, so darf er sich wohl in einzelne Meinungen des Verfassers etwas tiefer einlassen. Es verschlägt ihm dabei nichts, dass der Verfasser nicht mehr unter die Lebenden gehört, da er nicht Persönlichkeiten, sondern Meinungen und Principien, die sich in der Wissenschaft irgend eine Geltung verschaffen, berücksichtigt oder bekämpft. Hier fällt aber ausserdem die Persönlichkeit auch darum ganz weg, weil der Verf. selbst in seinen Meinungen keine Selbständigkeit zeigt, sondern ein gänzliches Befangenseyn in den längst bekannten Ansichten und Tendenzen einer Schule, die in der Poesie freilich alt und gebrechlich geworden ist, sich aber dafür in der Wissenschaft eine gewisse Macht erhalten möchte und sich besonders auf die romanische und zum Theil auch orientalische Literatur geworfen hat, der romantischen Schule nämlich. Wenn wir also einige Ansichten des Verf. angreifen, so sind noch viele seiner Meister übrig, um sie zu vertheidigen. Was die Romantiker unter Anderem auszeichnet, ist besonders auch das Unklare, Duftige, Geisterhafte und Mystische, was bei ihnen immer die Oberhand hat, sie mögen einen Gegenstand selbst poetisch behandeln, oder einen Dichter beurtheilen. In der poetischen Kunst mag das sein Publikum finden, welches sich dann auf seinen subjektiven Geschmack berufen kann, aber in der Wissenschaft muss die mystische Unklarheit nothwendig auf Abwege führen, die sich beständig auf der Grenze zwischen der Wahrheit und Träumerei hinziehen. Dieses Umherirren ist um so schlimmer, da die Führer dabei gewisse romantische Lieblingsideen und Grillen

sind, von welchen sich ein zu dieser mystischen Schwärmerei geneigter Geist nicht gerne losmacht. Dass Herr Förster dieser Schule eifrig angehangen hat, beweist uns schon die unermüdliche, wohl sonst Niemanden zuzumuthende Geduld und Beharrlichkeit, womit er die sämmtlichen Reimereien des Petrarca übersetzt hat, und die grillenhafte Schwärmerei, womit er uns das Verhältniss mit der Laura als eine reine, himmlische, musterhafte Liebe des gekrönten Kanonikus darzustellen sucht. Wir werden hier einer ähnlichen Grille der Romantiker begegnen, welche überall den mystischen Zauber der Liebe, besonders aber der geheimnissvollen, verbotenen, quälenden anbringen zu wollen scheinen.

Was die Uebersetzung der Tasso'schen Gedichte betrifft, so ist bei dieser zweiten Auflage um so weniger darüber zu sagen, als das Publikum schon seine Anerkennung hinlänglich gezeigt hat. Herr Förster hatte unstreitig den Reim wohl in seiner Gewalt, was bei einem Sonette doch die Hauptsache ist und oft noch über die Poesie hinausgeht; an wenig Sonetten haben wir Härten, Verdrehungen und Zwang unserer Sprache bemerkt, während dagegen viele Sonette vortrefflich übersetzt sind. Der Uebersetzer scheint demnach allerdings die Eigenschaften besessen zu haben, die er selbst als zum Verstehen, Fühlen und Uebersetzen lyrischer Gedichte nothwendig aufstellt (Einleitung S. XX.): eine innige Verwandtschaft der Gefühle, die Kraft, sich in die fremden Eigenschaften zu versetzen, das fremde Erzeugniss zum zweiten Mal sich innen zu gestalten, und die Freude an der stillen Gemüthswelt. Wer freilich eine Uebersetzung der sämmtlichen Gedichte Petrarca's ruhig ausgehalten hat, kann sich mit so grösserem Genuss in die lyrische Dichtungswelt des ungleich grösseren Tasso versetzen. Auch über die Wahl der Gedichte in ästhetischer Hinsicht wollen wir mit dem Uebersetzer nicht rechten, da das Publikum dieselbe ebenfalls gutgeheissen hat (später kommen wir aber auf diese Auswahl in einer andern Hinsicht wieder zurück). Manches Sonett wäre allerdings, besonders da es dem Uebersetzer darum zu thun war, Tasso's lyrische Verdienste hervorzuheben, viel besser weggeblieben; es nimmt sich eigentlich nur im Italienischen gut aus, weil es, wie überhaupt gar viele italienische Sonette, fast nur der Sprache zu Liebe gemacht scheint, während wir in der deutschen Uebersetzung den Stoff und Gedanken vermissen. Es ist nur eine vereinzelte subjektive Ansicht des Ref., die hier durchaus kein Urtheil über diese Auswahl der Gedichte enthalten soll, wenn er eine Sammlung der Tasso'schen Sonette und Canzonen und eine Ordnung derselben nach den verschiedenen Lebensabschnitten und Bildungsweisen des Dich-

ters für nützlich und wünschenswerth hält. Wenn dann bei jedem Gedichte in Einleitung und Anmerkungen die Beziehung desselben zu äussern Ereignissen und Seelenstimmungen des Dichters nachgewiesen wäre, so würde dies eine vortreffliche Grundlage zu einer Biographie Tasso's abgeben. Der Unternehmer einer solchen Sammlung müsste freilich auf einem ganz anderen Standpunkt stehen, als ihn Herr Förster in seiner Einleitung verräth, der nach der Widmung vorliegender Uebersetzung zu urtheilen, auch eine Biographie des Dichters ausgearbeitet hat. Uebrigens würde eine Sammlung der Tasso'schen Gedichte in dem oben angegebenen Sinn nicht gerade für eine Unterhaltungsbibliothek passen, für welche gegenwärtige Sammlung vollkommen ihren Zweck erreichen kann, sondern ein Publikum voraussetzen, welches mehr Interesse an einer wissenschaftlichen Behandlung der Literaturen hätte.

Nach diesem haben wir uns nur noch mit einigen Punkten der Einleitung zu beschäftigen, die uns gegen eine gründlichere wissenschaftliche Untersuchung nicht Stich zu halten scheinen. Dass Herr Förster das Sonett in Schutz nimmt und dafür begeistert ist, wundert uns nicht, denn dies ist ganz im Sinn der Romantiker. Er nennt das Sonett die klangreichste aller lyrischen Formen, und meint, es sey vielleicht aus dunkler Ahnung des musikalischen Bedürfnisses hervorgegangen und sollte den Zauber der begleitenden Töne der Lyra ersetzen (S. XXI.). Solche beständig wiederholte Lobpreisungen können uns, da wir die Sache und ihren wenigen Werth immer vor Augen haben, nicht überzeugen, sondern machen uns eher die Urtheilskraft der Schule, von welcher sie ausgehen, verdächtig. Jedermann weiss, dass die italienischen Sonette wegen der klangreichen Sprache allerdings klangreich sind, dass sie uns aber meist leeres Geklingel ohne alle Poesie geben, und in diesem Fall war es um so gefährlicher, sie in einer Sprache wiederzugeben, die diesen Klang nicht hat und so den Mangel der Poesie doppelt fühlbar macht. Nur dieses Klangvolle gibt den meisten inhaltleeren Sonetten auch für die Italiener einigen Werth. Wer die Geschichte der italienischen Literatur durchgegangen hat, weiss recht gut, welches Entzücken die Italiener über die Sonette des Bembo, Caro, Castelvetro hatten, aber eben so gut, dass alle diese Sonette nur einen philologischen, aber nicht den geringsten poetischen Werth haben. Für die Italiener ist das Poetisiren bei der unendlichen Menge von Reimendungen in ihrer Sprache eine leichte Arbeit, ihre Sprache selbst hat sie ganz natürlich dazu geführt, und diese Sprache muss sehr oft für sie selbst dichten. Um sich das Dichtergeschaft nur etwas anstrengender zu machen, erfanden sie, um dieselbe

Zeit, wo auch die Sistene (ein langes Gedicht, dessen ganzer Inhalt, Ideengang und dichterischer Schwung sich um sechs Wörter drehen muss) sehr in Werth kam, die äusserst gezwängte Form von zweimal vier und zweimal drei Reimen. Wie wenig sich der poetische Genius in diese entweder zu enge oder zu weite Form zurechtfinden konnte, sehen wir daraus, dass die Dichter sich meist zu der freieren Canzone oder Ballate flüchteten, sobald sie von lebhafteren und wärmern Gefühlen, von der Begeisterung für ihren Gegenstand so recht durchdrungen waren. Dass aber das Sonett dennoch die Hauptform für das wurde, was man in Italien lyrische Poesie nennt, beweist, dass die lyrische Kraft dort zu schwach war, um sich eine Mannigfaltigkeit von angemessenen Formen zu bilden, und dass sie sich nach und nach fast ganz erdrücken liess. Und dies bestätigt sich auch bei einer nur etwas gründlichen Betrachtung der italienischen Sonette. Wieviel ächte Lyrik lässt sich aus dem unermesslichen Haufen von Sonetten herausfinden, zu welchem Jeder beitrug, der nur zwei Wörter mit einander zu reimen verstand? Und wie kann es anders seyn, da es bei dieser Dichtart mehr auf die vierzehn Reime als auf den lyrischen Inhalt ankommt. Das Sonett ist durchaus nicht passend für den Erguss lyrischer Gefühle, von welchen der Dichter ganz ergriffen ist, die ihn mit unwiderstehlicher Macht so hinreissen, dass kaum die freieste Form des Ausdrucks seiner Phantasie genügt. Der Dichter, welcher, noch ehe er in seinem Innern einen Ausdruck, so zu sagen eine geistige Melodie für den Drang seiner Gefühle gefunden hat, schon die kerkerartige Form der vierzehn Reime vor sich sieht und nicht Kraft genug hat, sie zu zerbrechen, hat keinen andern Ausweg, als seine ganze Begeisterung, statt sie an dem Gegenstand zu nähren und zu heben, im Gegentheil auf ein Achtel zu reduciren und das Uebrige durch den Verstand besorgen zu lassen. Daher ist das Sonett, wie wir dies bei den meisten italienischen sehr auffallend bestätigt finden, zum grössten Theil Kopfarbeit, bei der das Herz kaum irgend einen Antheil hat, und dann besonders Stylübung. Und die italienischen Literatoren, und Kritiker sahen und sehen zum Theil noch die ganze Arbeit nicht anders an; denn was sie an ihrer Sonetten-Poesie hauptsächlich loben, bezieht sich auf die Reinheit der Sprache, Eleganz des Ausdrucks, Feinheit der Wendungen, auf die witzigen Concetti, pikanten Antithesen, rhetorischen Sentenzen. Nicht ein Wort wird von dem lyrischen Schwung gesagt, von dem in der That auch nichts zu sagen ist; ja die meisten dieser Reimereien sind nicht einmal eigentlich lyrische Gedichte. In den wenigen aber, die noch diesen Namen verdienen, sieht man, wie der lyrische Gedanke, der

dem Dichter bei seiner Arbeit vorschwebte, zusammengeschrumpft werden musste, damit das Maass nicht überschritten würde, und wie nun, damit doch auch dieses Maass wieder ausgefüllt werde, der armselige Gedanke durch eine Menge von überflüssigen, platten und gezwungenen Sätzen, durch Anhäufung frostiger Adjectiven und anderer rhetorischer Zierrathen breitgeschlagen wird. Ist es, da man dennoch das traurige Sonett beibehielt, ein Wunder, dass die italienische Lyrik unter der despotischen Herrschaft dieser leeren Form unterging, dass von einer frischen, kräftigen Volkspoesie kaum die Rede seyn kann, und dass dies letztere eine der Hauptursachen ist, warum wir überhaupt in der italienischer Poesie das volksthümliche kräftige Element vermissen? Die Form, die unabänderliche Form ward die Hauptsache in der italienischen Poesie, und bei Allem, was nicht zur epischen oder dramatischen Gattung gehörte, war das Sonett die hauptsächlichste Form *). Wie wenig ächte und innere Kraft die Poesie der Italiener gehabt habe, sieht man daraus, dass sie nicht einmal die Form mit dem Inhalt in einen natürlichen Einklang zu bringen wussten, von einer gleichmässigen Gestaltung beider in der Phantasie des Dichters, wie sie bei einer ächten Begeisterung stattfinden soll, gar nicht zu reden. Das Sonett, wie es einmal in seiner engen Form festgestellt und durch den Gebrauch der Gelehrten und Geistlichen (denn diese vertreten in Italien die Poesie) sanctionirt war, wurde nun der stehende Ausdruck für alle mögliche Einfälle, und man dachte gar nicht an das Unnatürliche, was darin lag, dass dieselbe Dichtart für die obscönen Spässe des Burchiello, eben sowie für die ascetischen Betrachtungen des Baldi und die frommen Klagen der Vittoria Colonna, für die verliebten Fadheiten eines Bembo und Varchi, wie für die Bussübungen eines Tansillo angepasst werden sollte. Man zwängte Idyllen und Satyren, Elegien und Epigramme in das Sonett; Lobhudeleien und Schmeicheleien gegen die Fürsten und Prälaten, und burleske Spöttereien gegen die persönlichen Feinde wurden in den bekannten vierzehn Reimen gegeben; man gab Räthsel in Sonetten auf, die wieder in Sonetten gelöst wurden; man schrieb Briefe und Gespräche in Sonetten, ja auf Sonette, die gar keine Frage enthielten, wurden Antwort-Sonette Mode, welche sich in denselben Reimen bewegen mussten. Kurz, die Italiener unterschieden sonetti petrarchici, pedanteschi, amarosi, bosche-

---

*) Ref. weiss recht gut, dass es auch Canzonen, dann didaktische Gedichte in versi sciolti, Capitoli in terza rima etc. gibt.

recci, ditirambici, polifemici (halb burleske Liebesklagen nach dem Polyphem des Theokrit), maritimi, spirituali, pastorali, pescatorii, satirici, eroici. Man braucht aber nur ihre ganze Sonetten-Poesie von Petrarca bis auf die heutige Zeit durchzugehen, und dabei den Enthusiasmus der Literatoren für dieselbe zu vergleichen, um recht deutlich zu erkennen, wie traurig es um eine Lyrik steht, die keine bessere Form hat, als das traurige, nur zu Spielereien des Verstandes und Witzes, höchstens zu den sanftern Empfindungen der Elegie passende Sonett. Dass auch die besseren Dichter nicht viel Ausserordentliches in dieser Gattung leisteten, kann uns nach nem Gesagten nicht verwundern, aber ein bedenkliches Zeichen ist es, dass sie schwach genug waren, ihren lyrischen Schwung dem Sonett zu Liebe aufzugeben.

Dies Alles hat aber die romantische Schule nicht irre gemacht, die freilich in Hinsicht auf dichterische Kraft den Italienern ziemlich ähnlich war, sich wenigstens gerade so wie jene eher reproducirend auf fremde Stoffe warf als selbständig etwas Originelles schuf. Sie zeigte eine ausserordentliche Begeisterung für das Sonett, wahrscheinlich zum Theil auch schon deswegen, weil es ein ausländisches Produkt ist, und eine lebhafte Thätigkeit in der Bearbeitung desselben, und der Tumult war ja bekanntlich so arg, dass sich sogar der alte Göthe zu seiner eigenen Strafe von der Sucht anstecken liess, von der ihn aber bald genug der Rest seiner ächten Dichterkraft wieder heilte. Die reproduktive Kraft dieser Schule scheint Etwas am Erlöschen zu seyn, sie sucht sich aber dafür in der Wissenschaft geltend zu machen, und bemächtigt sich der Kritik. Herr Förster beklagt sich, dass den lyrischen Gedichten Tasso's nicht die Aufmerksamkeit geschenkt werde, wie seinen grössern (S. XXI bis XXIII.). Er bemüht sich, uns die ganze Dichterkraft Tasso's vor Augen zu stellen, um zu beweisen, dass dieser als lyrischer Dichter einen eben so grossen Werth, wie als epischer habe. Er sagt, Tasso sey durch und durch Dichter gewesen, die Welt der Phantasie seine eigentliche Heimath, ein für alles Grosse empfängliches Gemüth, eine leidenschaftliche Einbildungskraft, ein inniges Gefühl seyen seine Gaben gewesen (S. XXII.). Dies gestehen wir gerne zu, und nun frägt Herr F.: „Sollte ein Dichter, der so ganz und überall Dichter war, es in der erzählenden Gattung, im Epos, in höherm Grade gewesen seyn als in der lyrischen?“ — Wir können in dieser Frage nur wieder das Unklare, Nebelhafte und Mystische erkennen, worin sich die Schule gern bewegt und das in der Wissenschaft zu argen Begriffsverwirrungen und falschen Consequenzen führt. Bei einer klaren Ansicht hätte Herr F. jene Frage

gar nicht stellen, sie eher geradezu herumdrehen können. Tasso war gerade lyrischer Dichter, und seine durchaus lyrische Natur hat gerade seine epische Dichtung unendlich geschwächt. Herr F. sagt selbst, dass Tasso ganz ein lyrischer Dichter war, dass diese lyrische Wärme und Fülle in den meisten Stellen der Gerusalemme durchströmt, in der Geschichte der Sophronia, Erminia, Clorinde, Armida, des Tankred, Rinaldo etc. Wir setzen noch hinzu, dass der Aminta ganz und durchaus lyrisch ist, und wer beide grössere Gedichte gelesen hat, wird an Tasso's Beruf zum Lyriker nicht zweifeln. Die obige Frage ist also in hohem Grade unklar und verwirrt, und beweist am wenigsten für den Werth der Sonette. Denn man vergleiche Tasso's überströmende Lyrik in den Gedichten, wohin sie gar nicht gehört, mit seinen eigentlich lyrischen Gedichten, so wird man gleich bemerken, wie seine Kraft und sein Schwung in der engen Form des Sonettes gelähmt wurde, und wenn man diesen Sonetten nicht dieselbe Beachtung wie der Gerusalemme zukommen lässt, so liegt dies nur in einer richtigen Schätzung ihres Werthes.

Mit gleichem Unrecht scheint mir Herr F. sich darüber zu ereifern, dass man Tasso einen Petrarchisten nennt. Sobald Tasso für seine Herzensergiessungen keine bessere Form wusste, als das elende Sonett, das nur für Subtilitäten und Spiele des Witzes taugt, so gerieth er eben auch, und das ist bei Tasso sehr zu beklagen, in die Witzeleien und Fadheiten des Petrarca hinein (wie die Wortspiele mit Laura und Leonora), und dann kann man ihn mit demselben Recht einen Petrarchisten nennen, wie den Molza oder Costanzo. Man muss nicht Alles unklar durcheinander werfen und desswegen, weil Tasso in seinem Epos und seinem Aminta sehr schöne, obgleich dort ungehörige lyrische Stellen hat und weil er gerade ein romantisches Gedicht geschrieben hat, ihn nun von allen den Sünden freisprechen, die daraus entstanden sind, dass er, wie viele Andere, für seine lyrische Begeisterung keine bessere Form wählen wollte.

Der zweite Punkt, üder den wir einige Worte sagen möchten, betrifft Tasso's Verhältniss am Hof zu Ferrara, über welches sich Herr F. weitläufig verbreitet hat. Und hier begegnen wir zu unserm Erstaunen noch der alten unglückseligen Geschichte von Tasso's Liebe zur Prinzessin Eleonore d'Este, von welcher, weil sie gar zu romantisch ist, besonders wenn man sie mit Tasso's bekannter Einsperrung in Verbindung bringen will, die Romantiker wohl schwerlich je zu heilen sind. Herr F. stellt diese Liebe als unbezweifelt hin, führt auch zur Bestätigung Goethe's Trauerspiel an, und setzt zum Beweis dieser wahren

und wirklichen Liebe Tasso's zu Leonora mehrere Sonette hin, worin Tasso ihr gestehen soll: „dass Nichts in der ganzen Welt sich mit der Schönheit der Geliebten vergleichen lässt; dass die höchste Kunst ihr Bild nicht malen kann, weil sie aus dem ewigen Aether den Glanz, das Licht und die Gluth zu diesem Gemälde nicht zu rauben vermag; dass ihr Gesang die trägsten Seelen bis in den Himmel entreisst und, wenn er aufhört, die Welt paradiesische Freuden entbehrt; dass ihre glänzenden Haare und Augen auf die Erde einen duftreichen Mai bringen, aber ihre Rede tiefe Wunden dem Herzen schlägt; dass die ganze Natur ihr huldigt, die Flüsse stillstehen, wenn sie vorübergeht, und ihre Wellen klären, um ihr als Spiegel zu dienen; dass alle Meer- und Flussgottheiten die ganze Erde durchwühlen sollen, um der Prinzessin das Kostbarste zu bringen; ja dass seine Geliebte selbst eine Göttin ist, dass er der Liebe Schmerz gern in tausend Wunden ertragen und aus Liebe sterben will, und dass er künftig nur den Amor, der in den Augen seiner Donna sitzt, besingen will." Daraus folgert denn Herr F., dass Tasso's Liebe zu Leonora eine wahre, wirkliche und reine Leidenschaft war.

Wir dürfen hier vor Allem eine kleine, bei einer wissenschaftlichen Untersuchung sehr unstatthafte List nicht unbemerkt lassen, wodurch Herr F. bei dem Publikum seiner Meinung über die Aechtheit dieser Liebe den Sieg verschaffen will. Er hat nämlich zuerst die Sonette, in welcher die oben angegebenen Complimente enthalten sind, so angeführt, als wären sie grade an die Leonora gerichtet gewesen, während fast keins derselben den Beweis davon in seiner Aufschrift hat. Da im Gegentheil in allen Sonetten Tasso's an die Prinzessin, deren Namen in der Aufschrift ausdrücklich genannt ist, so lässt sich eher vermuthen, dass jene Gedichte auf ganz andere Personen gehen. Dann hat Herr F. von seiner Auswahl fast alle Gedichte an andere, besonders genannte Schönheiten, wie die Livia d'Arco, Leonora Sanvitali etc. ausgelassen, wogegen er die namentlich an die Prinzessin von Este gerichteten fast alle aufgenommen hat, so dass besonders nach seiner Einleitung über das Liebesverhältniss Tasso's der Unkundige glauben muss, alle nicht deutlich addressirten Sonette, worin von Ihr die Rede ist, oder worin Sie angeredet wird, bezögen sich auf die Prinzessin Leonora. Zufällig kann diese Auslassung nicht gewesen seyn, denn viele der an andere Damen gerichteten Sonette konnten wegen ihres höhern Werthes und Schwungs, wegen der grössern Wärme und des wahreren Gefühls, das sich in ihnen offenbart, durchaus nicht übersehen werden, und hätten eher als viele andere einen Platz in dieser Sammlung verdient. Auf diese Art ist es leicht,

das Publikum von der behaupteten Richtigkeit seiner Meinung zu überführen.

Unglücklicher Weise fällt es Andern, die nicht zur romantischen Schule gehören, ein, dass Tasso (selbst vorausgesetzt, dass alle solche Gedichte an die Prinzessin gerichtet wären) als 24jähriger Mann alle diese Complimente an eine Jungfrau richtete, die schon die Last ihrer 36 Jahre fühlte, in welchem Alter die Frauen in Italien nicht mehr verlangen, dass sogar die Flüsse einhalten, um ihnen als Spiegel zu dienen. Später meint Herr F. selbst in den Anmerkungen zu den Sonetten, dass die Leonora doch schon etwas alt für den Dichter war, und dass anhaltende Kränklichkeit wohl leicht zu einem zeitigern Verblühen ihrer Reize beitragen konnte. Wir meinen das eben auch, und finden sogar bei Tasso ein Sonett, worin er auf eine feine Art die Prinzessin an ihr ehrwürdiges Alter erinnert. Wir bedenken dabei, dass sie, wahrscheinlich wegen ihrer Kränklichkeit, sehr stark zu einer gewissen religiösen Schwärmerei sich hinneigte und so in eine bigotte Richtung hineingerieth, dass sie alle weltlichen Freuden verschmähte und sich sogar von den wichtigsten Familienfesten entfernt hielt; und man muss nur überlegen, wie vorherrschend diese Richtung bei ihr gewesen seyn, wie lange sie in ihr fortgelebt und wie viele Beweise sie davon gegeben haben muss, dass sie bei dem ganzen Volk in den Ruf der Heiligkeit kam, und dass dieses sogar einmal ihren Gebeten allein zuschrieb, dass Ferrara von einem Erdbeben nicht ärger mitgenommen wurde.

Man hat schon ausserordentlich viel über diese vermeintliche Liebe Tasso's geschrieben, und grade die grosse Mühe, welche die Verfechtung dieser Meinung ihren Behauptern gemacht hat, könnte uns beweisen, dass wenig Wahres an der Sache ist. Es ist wohl möglich, dass Tasso, der in seinem Glauben nicht sehr fest und klar war, mit der bigotten Schwärmerin gewissermassen sympathisirte, aber von einer romantischen Liebe kann Niemand reden, der die Umstände etwas genauer betrachtet hat. Es ist schon auffallend, dass er über Leonorens Tod, über welchen Hof und Stadt in tiefe Trauer gerieth, nicht ein Wort weder über Briefen noch in Versen schrieb, und dass er nach dem Tag seiner Einsperrung, welche ja Viele aus der Entdeckung eben dieser Liebe erklären wollen, in seinen vielen hundert Briefen der Leonora mit keinem Wort erwähnt. Auch wollte er ja schon zwei oder drei Jahre vor seiner Einsperrung Ferrara durchaus und für immer verlassen, was jedenfalls kein Beweis von Liebe, sondern eher vom Gegentheil ist, da wir nirgends behauptet oder auch nur vermuthet finden, als ob die Prinzessin Leonora in ihrem Alter sich

je in eine freilich noch romantischere Entführung habe einlassen wollen. Es ist hier nicht der Ort, die Unhaltbarkeit dieser Meinung von allen Seiten zu beleuchten, und wir wenden uns daher nur noch zu dem Haupt- oder vielmehr einzigen Beweis, den die romantischen Liebhaber solcher Umstände von Prinzessinnen hier gewöhnlich vorbringen, nämlich zu den Gedichten. Und hier rührt wieder die ganze Unklarheit und Verwirrung von der Vorliebe der romantischen Schule für das hölzerne Sonett. Man bedenkt nicht, dass das Sonett nur Kopfarbeiten und grammatische Uebungen zulässt, dass das Herz, wenn es von einem Gegenstand noch so erfüllt ist, den grössten Theil seiner Gefühle unterdrücken, das Uebrige aber erst dem Verstand übergeben muss, der mit Hülfe von Concelli, Antithesen, Füllwörtern, Wortspielen und dergleichen das Ganze für vierzehn Reime zurichtet. So ist also das Sonett überhaupt seit Petrarca ein sehr unsicherer, ja oft verdächtiger Beweis für die Herzensmeinung des Dichters, und scheint, wenn man genauer nachsieht, oft weniger dazu erfunden zu seyn, das wahre Gefühl auszudrücken als es zu verbergen. Und so sind auch die Sonette Tasso's an die zwei Prinzessinnen, Leonora und die noch ältere Lucrezia, wenn wir sie mit denen an andere Damen vergleichen, eher ein Beweis von gezwungener Galanterie als von Liebe. Es ist bekannt, wie die Dichter am Ferraresischen Hof, wie an allen andern italienischen Höfen, um die Gunst der Damen in Hinsicht auf ihren Dichterruhm durch Gedichte wetteiferten, und eben so bekannt, dass Tasso hierin sehr gefährliche Nebenbuhler hatte, wie den Guarini, den Pigna u. A., so dass, als er einmal von Urbino aus der Leonora einige Sonette zuschickte, er sich sehr empfindlich und misslaunig gegen sie darüber äusserte, dass er ihre Gunst und Bevorzugung, nicht als Liebhaber (wie das gewöhnlich gedeutet wird), sondern als Dichter verloren haben könne, da sie in Ferrara wohl bessere Sonette zu hören bekomme. Dass die Dichter an einem Hof sich um die Gunst der mächtigsten und einflussreichsten Personen, also eher einer Prinzessin als anderer Damen bewarben, ist natürlich. Viele der Complimente und Artigkeiten, die in ihrer Uebertreibung ohnedies Kälte des Gefühls anzeigen, kommen also auf Rechnung dieses Wetteifers mit seinen Nebenbuhlern, wie nicht weniger seiner Stellung zu der fürstlichen Familie, seiner dichterischen Gewandtheit oder gar der Natur des Sonetts. Wer über Tasso als lyrischen Dichter schreibt, von dem lässt sich erwarten, dass er die ganze übrige Lyrik jener Zeit genau kennt. Da hätte denn Herr Förster finden können, dass die Ausrufungen und Entzückungen in den Sonetten des Tasso, die er zur Bestätigung seiner Behauptung beibringt,

nur allgemeine und nichtssagende Phrasen sind, die in allen übrigen Sonetten des 16. Jahrhunderts eben so vorkommen. Hat doch der kalte, nüchterne Bembo, der elendeste Lyriker aber ausgezeichnetste Sonettenschmied seiner Zeit, ganz die nämlichen Wendungen gebraucht. Dieselben finden sich auch im Della Casa, Constanzo, Rota und vielen Andern. Sogar der berüchtigte Aretiner, den die Romantiker schwerlich zu Ihresgleichen zählen wollen, hat ganz ähnliche Sonette gedrechselt, und die Natur des Sonetts scheint eine öde, traurige Einförmigkeit zu seyn, worin man in dem Kampf mit dem Witz und der Grammatik die Vertrocknung des Herzens wahrnimmt.

Wir können einen noch schlagendern Beweis gegen die Meinung von dieser Liebe geben. Wenn der Dichter Tasso der wirkliche und erklärte Liebhaber der Eleonora war, und zwar in solchem Grade, dass Viele seine Einkerkerung davon herleiten, so musste ihn die geringste Untreue unfehlbar und für immer um die Gunst der Prinzessin bringen. Aber weder er noch die andern Dichter in Ferrara kamen in ihren Liebesverhältnissen zu ihr, wenn sie je bestanden hätten, einen Schritt weiter; die Prinzessin sah nicht nur sehr ruhig und gleichgültig den verschiedenen anderweitigen wirklichen Liebesflammen des Tasso zu, sondern unterstützte ihn auch bei den daraus entspringenden Verlegenheiten mit ihrem Rath. Eine Prinzessin hätte wohl am wenigsten die öfteren Beweise der Gleichgültigkeit von einem Mann, dessen Gunstbewerbungen sie jahrelang öffentlich angenommen, ungeahndet hingehen lassen. Und doch ist bekannt, dass Tasso die Lucrezia Bendidio, eine edle und durch Schönheit und Geist berühmte Dame an dem Hof zu Ferrara, aufs Heftigste liebte und durch viele feurige, von wahrem Gefühl zeugende Sonette um ihre Gunst warb. Er hatte einen mächtigen Nebenbuhler an Giambattista Pigna, Sekretär des Herzogs, der ebenfalls seine Flamme in Sonetten kundgab. Je mehr die Reime des Tasso den Vorzug verdienten, um so vorsichtiger musste er verfahren, um sich einen Mann, der ihm bei dem Herzog schaden konnte, nicht zum Feind zu machen. Da gab ihm denn Leonora selbst das Mittel an, aus dieser Verlegenheit zu kommen, und, ohne sich zu schaden, seine Liebe zu Lucrezia Bendidio fortwährend bekennen zu können. Auf ihren Rath nahm Tasso einige Gedichte seines Nebenbuhlers auf dieselbe Lucrezia, und schrieb darüber einen sehr gelehrten und für den Verfasser schmeichelhaften Commentar.

In den Sammlungen von Tasso's Gedichten findet sich eine lange Canzone, die man gewöhnlich als Hauptbeweis seiner Liebe voranstellt. Nach seiner eigenen Bemerkung sollte sie die erste von drei Canzonen

seyn, die er die drei Schwestern (le tre sorelle) zum Lobe der Prinzessin Eleonora nannte. Die andern beiden hat er aber niemals bekannt gemacht, „weil sie nicht vollendet wären." Man setzte sich aus einer sonderbaren Grille als eigentlichen Grund zusammen, weil sie seine Liebe zu deutlich verrathen hätten, obgleich man eben so gut hätte schliessen können, dass er sie aus Mangel an Interesse nicht beendigt habe. Der erste Theil dieser Canzone scheint uns gar keine Spur von Liebe zu Leonoren zu enthalten, sondern vielmehr allein auf ihren Ruf der Heiligkeit zu zielen, und im Uebrigen finden sich solche excentrische Phrasen, gezwungene Wendungen und durchdachte Complimente, die aus einem natürlichen Gefühl gar nicht hervorgehen können, dass wir darin nicht den geringsten Beweis seiner Liebe finden. Tasso wusste ganz anders zu dichten, wenn er wahrhaft fühlte, und wenn wir es nicht auf anderm Wege auch wüssten, so würden uns viele seiner Gedichte sehr deutlich verrathen, dass er gegen andere Damen eine sehr heftige Leidenschaft hegte. Auch Herr F. hat allerdings kurz angemerkt, dass Tasso noch andere Liebesverhältnisse hatte, meint aber, diess sey eine gewöhnliche Galanterie gewesen, und es habe im Geiste der romantischen Zeit gelegen, dem ganzen Geschlecht zu dienen, Einer aber vor Allen als Herrin zu huldigen. Allein er hat übersehen wollen, dass diese „Spuren einer zweiten und dritten Liebe" Spuren einer weit heftigern Neigung waren.

Noch einen dritten und letzten Punkt haben wir hier kurz zu besprechen, und zwar den Satz in der Einleitung S. XLVII.: „Die Menschen haben ihn feindselig verstossen aus ihrer Gemeinschaft als einen Wahnsinnigen, Irren." Herr F. scheint hiernach und nach den weitern Auseinandersetzungen die Meinung Vieler zu theilen, dass Tasso nicht an Geistesverwirrung gelitten habe, sondern ungerechter Weise in das Hospital der Irren gesperrt worden sey. Ob er auch die weitverbreitete Meinung theile, dass das Gefängniss eine Strafe für die entdeckte Liebe zur Prinzessin gewesen sey, geht nicht deutlich aus seinen Worten hervor, und so lässt sich hier in diese Sache auch nicht weiter eingehen. Da aber der wirkliche Wahnsinn des unglücklichen Dichters von Vielen noch bezweifelt wird, so glaubt Ref., der diesen Umstand in dem zweiten Band seiner Geschichte der italienischen Poesie ausführlicher behandelt hat, einen nicht unwillkommnen Beitrag zur Aufklärung dieser Gemüthskrankheit und der Einsperrung Tasso's zu geben, wenn er hier aus dem Werk des Andrea Verga, Sulle Allucinazioni, die Hauptsätze, die sich auf diesen Gegenstand beziehen, im Auszug mittheilt. „Tasso liefert eins der deutlichsten Beispiele von jener Art Narrheit, welche früher

melancolia vera und von den Neuern lypemania genannt wird; nur durch sie lassen sich so viele Räthsel seines Lebens erklären. Torquato Tasso erhielt sein Leben von einer Frau, welche noch jung unter heftigen Delirien starb, und von einem Mann, der in seinem langen Leben sehr charakteristische Anfälle von Melancholie zeigte. Er war hoch und schlank von Person, von feinem aber starkem Muskelbau, hatte einen dichten Bart und weisse Haut, war von sehr stolzem Charakter und überaus offnem, bilderreichen und scharfen Geist. Er hatte von der Natur jenes gallig-nervöse Temperament erhalten, welches so sehr zu melancholischen Affektionen stimmt, und er zeigte seit der Kindheit jenes Ausserordentliche, welches das Volk oft für Genie hält, was aber häufiger der Vorläufer der Narrheit ist. Im sechsten Monat fing er an zu sprechen, und in dem Alter, das von Andern in beständigem Lachen und Weinen zugebracht wird, lachte er nie, weinte selten und war so eifrig für die Schule, dass man ihn oft vor Tag mit Lichtern hinführen musste. Im 7. Jahr konnte er Lateinisch und Griechisch, machte Verse und Aufsätze, im 12. hatte er schon seinen Cursus der Poetik, Rhetorik, Logik und Moral ehrenvoll vollendet, im 17. wurde er in der Jurisprudenz, Philosophie und Theologie gekrönt, und im 18. dichtete er den Rinaldo."

„Dieser schnelle Lauf seines Geistes hätte sollen gezügelt werden, oder wenigstens zum schnellen Verbrauch der geistigen Kräfte nicht noch die Zerstörung seiner theuersten Gefühle und Leidenschaften kommen. Die Ruhmbegierde trieb ihn zu den Studien, so dass er im 29. Jahr den Aminta, im 30. die Gerusalemme fertig hatte, und für sein Herz, das unglücklicher Weise durch eine zu flüchtige Erziehung schlecht gegen die Unfälle des Lebens abgehärtet war, wuchsen mit dem Alter die Sorgen und Mühen. Schon in der Kindheit hatte er Vaterland, Vermögen und Mutter verloren, im 30. Jahr auch den Vater, und seine Gerusalemme war der Spielball der Kritiker. So wurde er vor der Zeit kahl, litt an Magenübeln und hatte heftige Fieber, zuweilen intermittirend, mit starkem Kopfschmerz, Schwindel und allgemeiner Schwäche. Und wenn es wahr ist, dass er in dem Aminta in den Worten des Tirsi von sich selbst sprach, so fühlte er schon im 29. Jahr die Spuren der Lypemania, und erkannte, che dovea errar forsennato e muovere insieme pietà e riso.

Ein solches von Natur melancholisches Hirn brauchte bei den vielen Geistesanstrengungen und physischen und moralischen Erschütterungen wenig, um bis zum Delirium lypemaniacum umzuschlagen. Diess fing bei dem bekannten Duell an, wo sich der Herzog von Ferrara von der drohenden Geisteszerrüttung überzeugte. Viel heftiger trat sie noch bei dem

Vorfall in dem Zimmer der Herzogin von Urbino hervor, wo Tasso das Messer nach dem Bedienten zückte. Serassi sagt hier nur, ein Diener sey hereingekommen, aber er sagt nicht, wer der Diener war, noch von wem er gerufen war, noch was da gehört und gesehen wurde. Diess halbe Sagen und das Schweigen der andern Biographen ist ein Grund, das Ganze für eine einfache Täuschung oder fixe Idee des Tasso zu halten, was dem Herzog einen festen Entschluss über ihn immer nöthiger machte. Die Einschliessung im Schloss und ärztliche Behandlung vermehrte die Melancholie. Der Herzog nahm ihn daher mit sich nach seinem Lustschloss Belriguardo, und suchte durch die zartesten Rücksichten, durch Zureden und vielfältige Zerstreuungen wohlthätig auf ihn zu wirken. Alles umsonst. Tasso verlangt eine Aufnahme im Franciscanerkloster, die ihm sogleich bewilligt wird. Auch dort vermehrt sich seine Unruhe und seine fixen Ideen von Feinden und Verfolgungen, von weltlichen und geistlichen Gefahren steigern sich so; dass er heimlich die Flucht ergreift. Ueberall verkleidet er sich aus Furcht vor der Polizei, verkleidet kommt er auch zu seiner Schwester nach Neapel. Auch dort hat er keine Ruhe, und geht nach wenigen Monaten nach Rom, um von dort aus seine Wiederaufnahme in Ferrara zu betreiben."

„Hier ist nun das beste Zeugniss für die Handlungsweise des Herzogs Alphons dessen eigene Depesche an seine Gesandten in Rom auf ihre Anfrage wegen Tasso's. Die Depesche ist vom 22. März 1578: „Was die Angelegenheit des Tasso betrifft, von der Ihr mir schreibt, so sollt ihr Beide ihm frei erklären, dass, wenn er zu uns zurückkehren will, wir ihn gern aufnehmen. Aber er muss vorher erkennen, dass er voll melancholischen Humors ist, und dass seine Furcht vor Hass und Verfolgung, die ihm hier geschehen seyn soll, von keiner andern Ursache herrühre, als von diesem Humor, den er unter allen andern Anzeigen am besten daraus erkennen könnte, dass er in die Einbildung verfiel, wir wollten ihn tödten lassen, ungeachtet wir ihn immer gern gesehen und geliebkost haben, da doch, wenn wir einen solchen Willen gehabt hätten, die Ausführung leicht gewesen wäre. Und sagt ihm, dass, wenn er fortfahren sollte, solche Reden zu führen, wie in früherer Zeit, wir nicht nur nicht gewillt sind, uns irgend eine unnütze Mühe damit zu machen, sondern wenn er hier wäre und sich nicht ärztlich behandeln lassen wollte, wir ihn sogleich aus unserm Staat verbannen und nie mehr zurückkehren lassen würden."

(Schluss folgt.)

Nr. 33. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Tasso's lyrische Gedichte.

(Schluss.)

„Tasso kam also nach Ferrara zurück und wurde mit aller Güte und Geduld empfangen, aber die schwarzgallige Phantasie liess ihn alle Handlungen falsch auslegen und alle Gesinnungen verkennen. Er entfloh noch einmal, hielt sich in Urbino, Mantua, Turin auf, ohne Ruhe zu finden, und betrieb wieder Unterhandlungen zu seiner Wiederaufnahme in Ferrara. Der Herzog, der durch lange Erfahrung versichert seyn musste, dass dem Tasso die Freiheit nichts helfe, und welcher fürchtete, dass das Herumirren seinem Ruf schade und die Heilung unmöglich mache, beschloss, ihn gegen seinen Willen zu heilen. Er liess ihm also einige Zimmer im Hospital von Santa Anna bereiten und wollte, dass er mit allem zur Heilung und Hebung des Uebels Nöthigen versehen sey. Aber solche Kranke wie Tasso erzürnen sich über jeden Widerspruch. Es ist daher nicht zu verwundern, dass diese Massregel seine Krankheit vermehrte. Er sah in dem Einschluss eine Wirkung des Zorns des Herzogs, und bestürmte ihn in Versen und Prosa und durch hohe Fürsprache um die Freiheit; bald beklagte er sich über ihn, bald bereute er die Klagen und fürchtete, dass der Herzog über ihn erzürnt sey; so kam er von einer Beleidigung und von einer Reue und Unruhe zur andern. Er wurde unfähig zu studiren und zu dichten, es schwächte sich bei ihm Gesicht und Gedächtniss und besonders das Urtheil. Er wollte beichten, glaubte sich verzaubert, sah Gespenster, die ihm Geld und Bücher raubten, und war besonders in der Nacht unglücklich. Oft schien es ihm, dass selbst die leblosen Dinge redeten."

„Die übertriebene Thätigkeit des Geistes, die quälende Unruhe der Seele hörte auch nach der Befreiung nicht auf, und liess ihm nirgends lange Ruhe. Nach dem letzten starken Fieber, in welchem Tasso die Vision der h. Maria hatte, war er entweder wirklich etwas ruhiger geworden, oder der Herzog hielt seine Befreiung für seine Herstellung für nützlich; kurz, er übergab ihn dem Herzog von Mantua. Bald glaubte Tasso, auch dieser kümmere sich nicht genug um ihn, und entfloh auch

von dort. Von dieser Zeit an irrte er in einem traurigen Zustande umher, war einige Zeit in Neapel bei seinem Freund Manso, und auch dort sehr oft von Visionen geplagt."

Schon die Zeitgenossen waren von der Geistesverwirrung Tasso's überzeugt, und dass sich mehrere Biographen so grosse Mühe geben, ihn von diesem Verdacht zu reinigen, beweist grade, dass diese Meinung allgemein verbreitet war.

Wir empfehlen zum Schluss noch eine im ähnlichen Sinn verfasste Abhandlung des Arztes Giacomaggi, Dialogo sopra gli amori, la prigionia, le malattie ed il genio di Torquato Tasso. Brescia, 1827.

E. Ruth.

---

1. *Erster Bericht über den Alterthums-Verein im Zabergau 1841 bis 1845. Von Karl Klunzinger, Dr. der Philosophie, Vorstand dieses Vereins etc. Auf Kosten des Vereins. Stuttgart, 1846. Gedruckt in der Guttenberg'schen Buchdruckerei. 14 S. in 8.*
2. *Geschichte der Stadt Laufen am Neckar mit ihren ehemaligen Amtsorten Gemrigheim und Ilsfeld von Karl Klunzinger etc. Stuttgart. Verlag der J. F. Cast'schen Buchhandlung. 1846. II. und 123 S. in 8.*
3. *Beiträge zur nordischen Alterthumskunde. Herausgegeben von dem Vereine für Lübeckische Geschichte. I. Heft. Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen. Mit 7 lithographirten Tafeln. Lübeck, 1844. Gedruckt bei G. C. Schmidt Söhne.*

Mit einem noch nähern besondern zweiten Titel:

Opfer- und Grabalterthümer zu Waldhausen. Ein Beitrag zur Nordischen Alterthumskunde. Im Auftrage des Vereines für Lübeckische Geschichte herausgegeben von K. Klug. Mit 7 lithographirten Tafeln nach Zeichnungen von A. A. Spetzler. Lübeck, 1844. Gedruckt bei G. C. Schmidt Söhne. 16 S. in gr. 4.

Vorstehende drei Schriften sind zwar ihrem Umfange nach nur klein, aber nichts desto weniger ihrem Inhalte nach den Freunden der Geschichte und Alterthumskunde sehr zu empfehlen.

Nr. 1. und 3. sind die Erstlingsgaben zweier Vereine, des Güglingen'schen für den Würtenbergischen Zabergau, und des Lübeck'schen; und zwar gibt uns der erstere Bericht über den Alterthumsverein in dem Zabergau: 1) den Tag der Stiftung desselben an, den 7. März

1841; 2) die Statuten desselben; 3) das Verzeichniss der bis jetzt 45 Mitglieder und des Einen Ehrenmitgliedes desselben, des Referenten; 4) die Uebersicht der Ausgaben und Einnahmen 1844—1845; 5) eine Beschreibung der Gegenstände aus dem Zabergaue, welche in der Vereinssammlung sich befinden; 6) Nachricht über von dem Vereine geschehene Ausgrabungen; 7) den Abdruck einer päbstlichen Ablassbulle für den Besuch der Kirche auf dem St. Michaelsberge im Zabergau am Michaelstage, vom Jahre 1757, gültig auf 7 Jahre; 8) eine Abzeichnung der Steinmetzzeichen an der Burg Magenheim, und 9) Kunde über das noch wenig ausgebreitete Verhältniss dieses Vereines zu andern Alterthumsvereinen. Und da ist erfreulich und zu beloben die rege Theilnahme, welche dieser Verein in dem kleinen Zabergaue bei Männern aus allen Ständen gefunden, nicht nur bei Geistlichen und Lehrern, sondern auch bei Oberamtsleuten, Stadtschultheissen, Schultheissen, Notaren, Aerzten, Apothekern etc. So müssen Alle allerwärts zusammenwirken, wenn etwas Erspriessliches für die Alterthumskunde geschehen soll.

Die gefundenen Gegenstände sind besonders Münzen, Römische, bis zu Hadrian hinauf, mittelalterische und neuere; zumal auch ein unweit Blankenhorn an das Licht getretener erzener sogenannter Kelt, einer jener Meissel, die bei uns am Neckar, wo man sehr frühe das Eisen hatte, selten vorkommen. Die Ausgrabungen beurkundeten, dass auch in dem Zabergaue, und zwar bei Frauenzimmern und Güglingen, die Römer sich angesiedelt hatten; man fand noch die untersten Mauern und Hypocauste ihrer Gebäude, zwei Römische Töpferöfen und Reste von Römischen Strassen. Am interessantesten ist die Abbildung von 22 Steinmetzzeichen an der Burg Magenheim, denn wenigstens 18 derselben befinden sich ganz genau eben so an dem herrlichen Thurme und der innersten Umfassungsmauer oder dem Mantel der Burg Steinsberg bei Weiler unfern unsers Sinsheim. Man kann beinahe mit Bestimmtheit behaupten, dass dieselben Steinmetzen, von denen die Buckelsteine der Burg Magenheim herrühren, auch die der Burg Steinsberg gehauen haben, und dass also die Erbauung dieser beiden Burgen in dieselbe Zeit, auf keinen Fall viele Zeit von einander fällt. Wilarn und Meginsodesheim (Weiler und Magenheim) sind beide uralt und kommen beide in dem Lorscher Codex schon vor. In des Crusius Schwäbischer Chronik erscheint auch schon ein Erkinger von Magenheim, bei dem sich, nach einer Notiz in der Familienchronik derer von Gemmingen, Friedrich I., der Rothbart, seit 1147 Herzog von Schwaben und dann 1152—1190 Deutscher Kaiser viel aufgehalten hat; während sogar noch ungefähr 40 Jahre früher, in dem

Jahre 1109, in dem Codex Hirsaugiensis ein Eberhardus de Steinssberg als Zeuge genannt wird. Und es ist wohl die Erbauung beider Burgen, die sich durch ihre ächt Deutschen Steinmetzzeichen *) schon allein unwidersprechlich als ächt Deutsche Schlösser beurkunden, schon in die Zeiten des Sächsischen Kaiserhauses und zwar sogleich unter Heinrich I. oder Otto I. zu setzen. Die Streifzüge der Ungarn, die selbst auch unsere Gegenden durchzogen und durchraubten und in dem Jahre 933 Wimpfen am Neckar zerstörten, mögen vielleicht die Erbauung dieser Burgen veranlasst haben.

Nr. 3. empfiehlt sich schon sogleich bei dem ersten Anblick durch sein schönes Aeussere und seine wohlgelungenen lithographirten Tafeln. In der Nähe Lübecks aber befindet sich eine dem St. Johannis Jungfrauen-Kloster gehörige Hölzung Waldhausen mit einer beträchtlichen Anzahl Grabhügel, so wie sich auch einzelne Hügel noch auf den zunächst gelegenen, gewiss einst auch mit Wald bedeckt gewesenen Feldern erheben. Nachdem früher schon Ausgrabungen in dieser so merkwürdigen Gegend vorgenommen worden, so hat nun auch der Verein für Lübeckische Geschichte, nachdem er eine eigene Section für Alterthumskunde in seiner Mitte gebildet, Einen jener Grabhügel öffnen lassen, der sich durch seine Grösse auszeichnete. Derselbe hatte, bei einer Höhe von 13 Fuss, innerhalb seines ehemaligen Steinkranzes, von dem noch hin und wieder Spuren vorhanden waren, einen Umkreis von 161 Fuss. Seiner ganzen kreisrunden, schön gewölbten, einem Kugelabschnitte ähnlichen Gestalt nach war er der vollkommenste Germanische Todtenhügel. Allein wie erstaunte man, da man ihn abgrub! Denn es trat auf überraschendste Weise immer mehr in dem Innern desselben hervor eines jener allerältesten Hünengräber, einer jener colossalen, nicht den Celten, wie Herr K. Klug meint, sondern, wie Worsäa entschieden dargethan hat (s. unsere Jahrbücher 1844. Nr. 44.), einem unbekannten vorgeschichtlichen Urvolke angehörenden Steinbauten, eines jener Langgräber (Langdyser), wie sie Worsäa nennt: zehen, fünf Fuss und darüber hohe Steinpfeiler bildeten von OSO. nach WNW. einen länglichrunden Kreis, ein ziemlich regelmässiges Oval, dessen Umfang bei einer Länge von $22^1/_2$ Fuss und bei einer Breite von $14^1/_2$ Fuss, $61^1/_2$ Fuss betrug, und den drei ungeheure Granitblöcke als Decksteine bedeckten. Die letztern waren auch bis 5 Fuss hoch, so dass der ganze Steinbau bis

*) Diese Steinmetzzeichen finden sich nirgends häufiger und schöner, als an dem Heidelberger Schlosse.

10 Fuss sich erhob. An der Nordostseite war der Eingang und vor demselben ein Vorbau von zwei kleinern Steinpfeilern mit einem verhältnissmässigen Decksteine, sowie diesem gegenüber eine Art Fensteröffnung. Als man sich inwendig bei dem Wegräumen der Erde der Basis des Baues näherte, fand man die Reste der in solchen Bauen gewöhnlichen irdenen Krüge, Steinkeile und messerartige Feuersteine, und, noch tiefer hinab, den auch gewöhnlichen, 1 Fuss und darüber tief, mit zerbrochenen Feuersteinen, die auch in starkem Feuer gewesen zu seyn schienen, gepflasterten Boden. Solch eine Kammer machte die eigentliche Grabstätte aus, in welche oft mehrere Leichen, wohl aus einer Familie, wie in unsere spätern Familiengrüfte, gesetzt wurden; und diese Steinhäuser waren also keineswegs Tempel oder doch Opfer-Altäre, wie Herr K. Klug annehmen möchte. Eben so wenig ist auch das Vorkommen von Eisen, wie derselbe zuversichtlich behauptet, in diesen allerältesten Steinbauten der Vorzeit unbestreitbar. Im Gegentheile, sie enthalten ursprünglich in ihrem eigentlichen Innern nie Eisen, sondern nur Knochen, Steinsachen, irdne Gefässe und Bernstein; und wo man Eisen in diesen Gräbern je gefunden hat, ist es nicht ursprünglich in denselben gewesen, sondern später erst durch Nachbestattungen von Todten, als zu welchen man gern in der Folgezeit diese Gräber benutzt hat, in dieselben hineingekommen. So war selbst diese ganze Waldhäuser Grabstätte der Urzeit später auf höchst interessante Art in einen vollkommenen Germanischen Todtenhügel umgewandelt worden. Man hatte die Erde rings um dieselbe aufgebaut, dass sie die beschriebene Form eines Germanischen Todtenhügels erhielt; man hatte selbst, wie sich bei der Abtragung des Hügels zeigte, bei dem ostsüdöstlichen Decksteine des Steinbaues von SSW. her einen 12 Fuss langen, den Eingang zu dem Steinbau deckenden treppenförmigen Anbau von Steinen gemacht, dass man bis auf die Decksteine hinauf steigen konnte, und hart an dem Rande des ostsüdöstlichen Granitblockes, ausser an dessen N-, O- und S-Seite, waren, 3 Fuss unter dem Gipfel des Hügels, 3 kleine Steinbehälter oder Steinkisten angebracht, von denen jede eine bereits mehr oder weniger zerbrochene Urne enthielt, deren Inneres mit den Resten verbrannter Todten, mit verkohlten und verbrannten menschlichen Gebeinen angefüllt war. Und theils unter, theils neben diesen Gebeinen der einen Urne lagen noch weiter: ein gewundener Halsring, in dem ein kleiner dünner Fingerring hing, kürzere und längere Nadeln mit und ohne Knöpfe, eine Pincette und ein Messer, alle von Erz; und alle — Gegenstände, wie sie häufig in den Germanischen Gräbern, auch an dem Maine und dem Neckar vorkommen,

ja wie ich selbst sie zum Theile ganz so gefunden habe. Auch zeigten sich genau solche Brandstätten mit Eichenkohlen und Asche, wie sie sich mir so häufig dargeboten haben. Und, was das Allermerkwürdigste war, oben auf jenem Granitblocke, um den diese Grabkisten waren, lag bloss ein noch wohlerhaltener menschlicher Schädel mit noch schönen gesunden weissen Zähnen nebst einigen Wirbelknochen des Halses, ohne dass sich die weitern Theile eines menschlichen Skelettes darstellten. Auch die dicken starken Röhrenknochen der Arme und Beine, die sonst nie fehlen, wo noch der Schädel so wohl erhalten ist, waren nirgends zu erspähen. So scheint es dem Herrn K. Klug unzweifelhaft, dass man, ehe man die Verbrennung der Todten vornahm, den Schädel von dem Rumpfe getrennt und bloss den letztern verbrannt, den erstern aber begraben habe. Er beruft sich darauf, dass man auch auf der Insel Rügen an der Seite eines Steinbaues einen zwischen sechs flachen Steinen enge verpackt gewesenen Schädel fand, ohne dass eine Spur der übrigen Knochen vorhanden war. Es wäre jener etwa der Schädel gewesen, der zu den Gebeinen in der Urne mit den Beigaben gehört habe. Doch wir wollen die Entscheidung der noch reifern Prüfung wohl erfahrener und unterrichteter Alterthumsfreunde überlassen, danken aber dem Herrn K. Klug auf jeden Fall auf das wärmste für seine gute und schöne Beschreibung dieses überaus anziehenden Grabhügels. Möge er uns mit mehr solchen Beschreibungen erfreuen!

Nr. 2., die Geschichte der Stadt Laufen, ist gleichsam die Fortsetzung der bereits in unsere Jahrbücher (1845. Nr. 43. S. 684 ff.) eingeführten Geschichte des Zabergaues von Herrn Klunzinger, gleichwie dieser Gau bis an Laufen reichte, und ebenso meistens unmittelbar aus noch ungedruckten Quellen mit Geist, Umsicht und vieler Kenntniss geschrieben und wird gewiss, wie Herr Klunzinger in der Vorrede wunscht, bei den Freunden der Geschichte unschweren Eingang finden. Nur Eines hätten wir gewünscht, dass Herr Klunzinger uns hätte mit nur wenigen, aber festen und charakteristisch bezeichnenden Strichen das gegenwärtige Laufen, wie es nun ist, gezeichnet; dann würde uns um so klarer geworden seyn, wie in dem Laufe der Zeiten, unter mannigfaltigem Wechsel der Begebenheiten, sich seine gegenwärtigen Zustände gebildet haben. Wir melden diese Hauptbegebenheiten, durch die es so geworden, wie es jetzt ist. Da aber können wir nicht hinter die Zeiten der Römer zurück gehen, denn was hinter diesen liegt, ist in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Den Römern auch verdankt es wohl seinen eigentlichen Ursprung, die gewiss, als so viele Castelle an dem

Rheine und auch, zumal unter Posthumus und Probus, an dem Neckar aufführend, nicht versäumten, ein solches Castell dort auf den Felsenhöhen am Neckar zu erbauen; und die unfern der Stadt Laufen entdeckten Römischen Gräber und Hypokauste beweisen unwidersprechlich, dass Römer dort lange in Frieden gelebt und gestorben. Nachdem die Alemannen die Römer endlich verjagt und auch in Laufen festen Fuss gefasst, wurden sie von den Franken bei Zülpich besiegt, in dem Jahre 496, und gehörte auch Laufen nun zu dem östlichen oder Rheinischen Franzien, der ersten und edelsten Provinz des ganzen grossen Frankenreiches. Doch noch fliessen zwei Jahrhunderte dahin, bis der Name dieser Stadt selbst, Hlauppa (Lauffa), genannt wird. Indem indessen nämlich sich das Bisthum Würzburg (746 oder 751) gebildet und seinen Sprengel tief in das Würtembergische bis an den Neckar ausgebreitet hatte, so schenkte der Hausmaier Karlmann, zwischen 741 und 747, dem Bischofe Burchard zu Würzburg die Basilica, die Martins-Kirche, zu Laufen. Sie stand also damals schon und ist wohl eine von jenen 14 Martinskirchen, welche Wilibrord um das Jahr 704 durch seine Missionspriester in Thüringen — so heisst das Frankenland in den kirchlichen Urkunden bis in das achte Jahrhundert, — errichten liess. Laufen selbst war damals ein Königsgut. Auf diesem erscheint in dem Jahre 832, unter Ludwig dem Frommen, Ernst, der berühmte Graf des Nordgaues, welchem dieser Kaiser Laufen zum Geschenk macht. Denn der Graf war nicht nur der Eidam desselben, sondern auch der Schwiegervater Karlmann's, des ältesten Sohnes Ludwig's des Deutschen. So stand er hoch vor allen Grafen. Doch ihn traf ein schweres Schicksal. Aus Rachsucht drehete die Wärterin seinem siebenjährigen Töchterchen Reginswindis die Kehle zu und warf es mitten in den Neckar hinein. Doch, so sagt die Legende, mit noch lebensfrischem Gesichte, rothen Wangen und ausgereckten Aermlein, so dass es die Figur eines Kreuzes bildete, schwamm in einem fischreichen Strudel das fromme Kind, als man es an dem dritten Abende fand und aus dem Wasser zog. Dasselbe ward hinfort canonisirt, und ein Bethaus wurde zu Ehren der heiligen Reginswindis gebaut, im Jahre 839. Noch hat Herr Graf von Uexül in Ulm ein betrachtenswerthes Bild aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, welches den Augenblick darstellt, in welchem die heilige Reginswindis, auf dem Neckar zu Laufen schwimmend, aufgefangen wird, und welches Ref. selbst in dem letzten Sommer, auf einer Reise nach München, in Ulm gesehen hat. Doch dem Grafen Ernst erging es noch übler, weil er seinem Schwiegersohn Karlmann bei einem Aufstande desselben gegen

seinen Vater beistand, so wurde er von Kaiser Ludwig dem Deutschen aller seiner Ehrenämter entsetzt und verlor er auch Laufen. Doch an Ernst's Stelle erhob sich zu Anfang des eilften Jahrhunderts daselbst ein anderes Grafengeschlecht, das ich aber mehr den Neckar hinab ausbreitete und, — weil damals des edeln Grafen Wolfram hohes Geschlecht, dessen Gemahlin Azela eine Tochter Kaisers Heinrich III. und Schwester Heinrich's IV. war, in unserm Sinsheim ausstarb, — auch der Grafschaft des Kraichgaues, des Elsenz- und Enzgaues theilhaftig ward. Herr Klunzinger entwirrt uns die etwas verwickelte Geschichte dieser Grafen von Laufen recht schön. Nur den Ausgang derselben gibt er gar zu kurz, und hier finden sogar offenbare Unrichtigkeiten statt: das Kloster Lobenfeld liegt nicht bei Worms, sondern, vier Stunden von Heidelberg südwärts, zwischen Sinsheim und dem Dilsberge, und Graf Konrad II., Boppo's IV. dritter Sohn, war keineswegs Mitstifter des Klosters Seligenthal im Jahre 1236. Der ganze männliche Stamm der Grafen von Laufen war vielmehr bald nach dem Jahre 1222 gänzlich erloschen. Dilsberg, wo diese Grafen zuletzt gewohnt, war aber ihr bestimmtes und alodiales Eigenthum, und so war es an die letzte weibliche Erbin dieses Geschlechtes, an Mathildis, gekommen. Diese aber hatte sich an Konrad I. von Düren oder Walddüren vermählt. Dadurch wurden die Dynasten von Dürn die Erben der Grafen von Laufen, und bekamen sie die Burg Dilsberg; und eben dieser Konrad I. von Dürn ist es vielmehr, welcher das adelige Frauenkloster Seligenthal bei Schlierstadt in dem nunmehrigen Grossherzoglich-Badischen Bezirksamte Buchen gestiftet hat. (S. besonders bei Gropp in Histor. Amorb. Prob. p. 186. und 190., und Gudenus in Syll. p. 668. in nota e). Nach dem Aussterben aber der Grafen von Laufen wurde dieser Ort wieder reichsunmittelbar. Allein diese Reichsstadt-Herrlichkeit hörte bald wieder auf: in dem Jahr 1227 verpfändete Kaiser Friedrich II. dem Markgrafen Hermann V. von Baden die Städte Laufen, Sinsheim und Eppingen um 2300 Mark Silber, und in dem Jahre 1346 kaufte Ritter Albrecht, der Hovewart, von Kirchheim die Stadt und Burg Laufen, „Lut vnd Gute", von Baden um 3000 Pfund Heller. Dieser aber verkaufte weiter, in dem Jahre 1361, „Louffen, min Burg vnd Statt" an den Grafen Eberhard und Ulrich von „Wirtenberg." So kam Laufen an Würtemberg. Dieses errichtete nun in dem Jahre 1386 die Obervogtei Laufen mit den Amtsorten Gemrigheim und Ilsfeld. In dem Jahre 1755 wurde diese Obervogtei Laufen wieder aufgehoben und aus demselben Bezirke endlich in dem Jahre 1759 das nunmehrige Oberamt Laufen gebildet. Das Uebrige alle, wie es Laufen

zumal in den vielen Kriegen, namentlich in dem Bauernkriege, und da dem Melchior Nonnenmacher, dem Pfeifer von Ilsfeld, in dem Kampfe mit Philipp, dem Pfalzgrafen bei Rhein, in dem Schmalkaldischen Kriege im Jahre 1546, in dem langen dreissigjährigen Kriege, während welches im Jahre 1638 in Stadt und Dorf nur noch etlich und 30 Burger am Leben waren, und in den heillosen Französischen Raubkriegen ergangen; lese man selbst bei Herrn Klunzinger. Wir bemerken nur noch hinsichtlich einiger Notabilitäten: ein Konrad von Schaffalizky war von 1644 bis 1650 Obervogt in Laufen. Diese von Schaffalizky sind aber ein Mährisches Geschlecht, aus Muckathell, das in dem Hussitenkriege unter Ziska's Fahne tapfer kämpfte und nach der Verbrennung seines Schlosses Muckathell nach Deutschland auswanderte. In Laufen ist auch der eben so geniale als unglückliche Dichter Johann Christian Friedrich Hölderlin den 20. März 1770 geboren worden, und in Laufen traten auch in das Leben: 1787 den 20. März Johann Ghristoph Herdegen, eines Rothgerbers Sohn, und 1788 den 12. November Christoph Ludwig Herzog, eines Stadtmusikus Sohn, beide Finanzminister in Würtemberg. Ilsfeld dagegen ist der Geburtsort des Johannes Gayling, eines der ersten evangelischen Geistlichen in Würtemberg, welcher in dem Jahre 1520 in Tübingen inscribirt und der Erste in Würtemberg war, welcher Luther's Grundsätze aus seinem eignen Munde auffasste und schon in dem Jahre 1523 predigte. Er starb 1559 in Grossbottwar. Von Ilsfeld war auch Melanchthon's Famulus gebürtig. Eine merkwürdige Curiosität ist endlich Balthasar Ehinger, der als ein ungefähr 90 Jahre alter Mann 1592 bis 1596 in Gemrigheim lebte. Derselbe war in seinem Leben nie krank, und hatte die Gewohnheit, alle Nacht um 11 oder 12 Uhr, Winters wie Sommers, ein Glas Wein zu trinken, selbst wenn er gefroren war. — Möge auch Herr Klunzinger mit seinen tüchtigen Monographien fortfahren! Zumal das ihm nicht so sehr ferne Kloster Maulbronn mit seiner schönen byzantinischen Kirche von 1148 wäre ein würdiger Gegenstand für eine solche Monographie.

---

*Heidnische Alterthümer der Gegend von Ülzen in dem ehemaligen Bardengaue (Königreich Hannover), von G. O. Karl von Estorff, Kammerherr, Mitglied mehrer gelehrten Gesellschaften, Ritter des Königlich Preussischen Johanniter-Ordens etc. **Mit einem Atlasse von 16 Tafeln und einer illuminirten archäologischen Karte. Han-***

nover, 1846. Hahn'sche Hof-Buchhandlung. — VII. und 133 Halbseiten in Gross-Quer-Folio.

Das vorstehende Werk ist eines der ausgezeichnetsten über die Germanische Alterthumskunde und zwar wegen der an Denkmalen so überaus reichen Gegend, welche in demselben behandelt wird, wegen des Geistes, der Wissenschaft und praktischen Erfahrung des Herrn Verf. und wegen der demselben beigegebenen eben so genauen als wohl geordneten und sehr schönen Zeichnungen. Die Umgegend der sehr alten Stadt Ülzen (Landdrostei Lüneburg) ist nämlich ein wahrhaft classischer Boden für die ältere deutsche Geschichte. Auf einem Flächenraume von ungefähr 30 Quadrat-Meilen das Stadtgebiet von Ülzen, das Amt Oldenstadt, beinahe die ganzen Aemter Bodenteich und Medingen, den grössten Theil der Aemter Ebstorf, Wustrow, Lüchow, Dannenberg und Hitzacker und einen Theil des Amtes Bleckede umfassend, zählt sie 290 Stein-Denkmale, 355 Gruppen von Erd-Denkmalen, 135 einzeln gelegene Erd-Denkmale und 65 archäologisch interessante Plätze und Stellen, z. B. sogenannte Burgplätze, Schweden-Schanzen, alte Schlachtfelder, durch die Sage bemerkenswerthe Wälder, Seen, Steine etc. im Ganzen aber an etwa 7000 heidnische Monumente und archäologisch-merkwürdige Plätze. In Wahrheit „ein," wie Herr von Estorff sagt, „wahrhaft überraschender Reichthum, welchem man mit Recht den Beinamen des archäologischen Archives Deutschlands beilegen könnte!" Herr von Estorff hat sich in dieser Gegend längere Zeit auf seinem Familiengute Veerssen aufgehalten. Die Germanische Alterthumskunde ist sein Lieblingsfach und er hat zehen Jahre lang weder Zeit, noch Mühe, noch Kosten gespart, um jene Denkmale alle aufzufinden, zu verzeichnen, zu beschreiben und eine möglichst grosse Zahl derselben durch systematisch geordnete Nachgrabungen einer nähern Untersuchung zu unterwerfen Er hat dem äussern und innern Baue derselben eben so grosse Aufmerksamkeit geschenkt, als den in ihnen geborgenen Ueberresten der Vorzeit. Auch die in historich-antiquarischer Beziehung wichtigen Naturprodukte jener Gräber, nämlich die unorganischen und organischen Körper aus dem Pflanzen- und Thierreiche, so wie die menschlichen Gebeine hat er bestmöglichst berücksichtigt, und immer an Ort und Stelle den Erfolg der Ausgrabungen genau aufgeschrieben, ja auch die äussere und innere Construction der Monumente und die Lage und Stellung der in denselben enthaltenen Anticaglien abgezeichnet. Dabei waren ihm seine Kenntnisse sehr förderlich, die er sich während fünfjähriger Reisen in Deutschland, der Schweiz, dem

Festlande von Sardinien, Frankreich, England, Belgien und den Niederlanden durch Besuchung und genaue Betrachtung vieler Privat- und Staatssammlungen von Alterthümern erworben hat. Er fand zugleich bei den Ausgrabungen selbst viele Hülfe durch den leider zu frühe gestorbenen Geometer Warlich und den Stadtförster Hagen von Ülzen, der ein ganz vorzüglicher Zeichner ist: und über drei Jahre wurden zur wissenschaftlichen Zusammenstellung, Zeichnung und Lithographirung des Atlasses verwendet. So nur konnte dieses treffliche Werk in seiner grossen Schöne und Vollkommenheit entstehen. Demselben ist auch eine Charte beigegeben, wie sie längs alle Alterthumsfreunde für alle an Alterthümern reiche Gegenden vorgeschlagen haben, eine grosse Charte (von $23^3/_4$" Länge und $17^3/_4$" Breite nach dem Maassstabe von $^1/_{100'000}$ der wahren Grösse), welche den Schauplatz der gesammten Ausgrabungen und alle jene heidnischen Monumente und in alterthümlicher Hinsicht merkwürdigen Orte auf demselben uns vor die Augen stellt, und deren Rand auf eine eigenthümliche sehr geeignete Weise durch die Grundrisse von 43 der vorzüglichsten jener Denkmale gebildet ist.

Die Ausbeute der sämmtlichen Ausgrabungen findet sich in einer Sammlung zusammen geordnet, die vorläufig in dem Hause des Herrn Hagen zu Ülzen aufgestellt ist. Diese kann hinsichtlich ihrer Vollständigkeit und der Schönheit und Seltenheit der Exemplare den bedeutendsten Staats- und Privatsammlungen dieser Art an die Seite gestellt werden; hinsichtlich ihrer Wichtigkeit aber übertrifft sie gar viele andere Collectionen, als indem sie sich durch eine ziemlich gleichmässige Vollständigkeit der verschiedenen Classen von Alterthümern auszeichnet und zugleich über die meisten dieser Gegenstände genaue und sichre Ausgrabungsberichte existiren. Diese gerade sind bei allen Ausgrabungen eine Hauptsache. Nur durch solche Berichte können Ausgrabungen und Sammlungen wirklich der Geschichte und Wissenschaft dienen; und so viele Sammlungen sind eben darum nichts weiter als Raritäten-Cabinette, weil man nicht weiss, wann, wo und wie Gegenstände derselben gefunden worden sind. Es wird auch als Anhang ein genaues Verzeichniss der sämmtlichen Gegenstände dieser Ülzener Sammlung gegeben, und es sind dieser Gegenstände ungefähr: 414 von Bronze; 211 von Thon; 215 von Stein; 144 von Eisen; 22 von Bronze und Glas; 17 von Bronze und Eisen; 15 animalische Stoffe (1 Skelett, Knochen, verbrannte und unverbrannte, in Convoluten und Wehrgehenk-Leder); 12 von Glas, 7 vegetabilische Stoffe (Holz von Lanzenschaften, Bindfaden aus Hanf oder dergl. und verbrannte Fruchtarten); 2 von Glas und Thon; 2 von

Gold; 1 von Silber und 1 von Bernstein, folglich im Ganzen ungefähr 1053. Diese Gegenstände gehören also hauptsächlich dem Zeitalter des Steines und der Berge an. Auch zeigt sich schon das eiserne Zeitalter bedeutend; und zu verwundern ist, dass bei der Nähe der Bernsteinküsten nicht mehr als ein einziges Bernsteinstück, eine Perle oder Koralle von Bernstein, gefunden wurde.

Das eigentliche Werk zerfällt in zwei Abtheilungen, in die 16 Tafeln und die Charte oder den Atlas, und in den diesen vorangehenden Text, welcher eine kurze, aber klare und streng wissenschaftliche Beschreibung des letztern bietet und bei den einzelnen Arten der Gegenstände immer summarisch beifügt, welche Gegenstände dieser Arten sich noch weiter unabgebildet in der Sammlung befinden. Und die 16 Tafeln scheiden sich wieder in zwei Klassen: die 4 ersten Tafeln machen uns gleichsam mit dem Locale in weitestem Sinne, die zwölf andern Tafeln mit den auf demselben ausgegrabenen Gegenständen bekannt. Die 4 ersten Tafeln geben nämlich hauptsächlich die Darstellungen einiger besonders interessante Denkmale und Plätze, in Sonderheit eine Zusammenstellung von 18 besonders bemerkenswerthen Stein-Denkmalen der Umgegend von Ülzen, eine systematische Uebersicht der Erd-Denkmale, d. h. der heidnischen Todten- und götterdienstlichen Denkmale von Erde, und Situations-Risse einiger sehr bemerkenswerthen heidnischen Denkmale der Umgegend von Ülzen. Die zwölf andern Tafeln enthalten, zusammen in 311 Abbildungen, alle Arten der gefundenen und in der Sammlung aufbewahrten Gegenstände oder Anticaglien; und zwar sind in der Reihenfolge ihres muthmasslichen Alters dargestellt: auf Tafel V. und VII. die Steinsachen (auch Glasperlen und thönerne Kunkeln), auf Tafeln VII. bis XII. die Bronze- und Glassachen, zumal Waffen (Bronzekeile, Lanzen, Wurfspiesse, Schwerter, Dolche und Messer), Nadeln, ausgezeichnete Fibeln, Ringe, auch hohle, besonders herrliche Schild- und Spiral-Brustspangen, Diademe, schöne Gefässe etc.; auf Tafel XIII. die Eisensachen, und auf Tafel XIV. bis XVI. die thönernen Gefässe, als allen Epochen angehörend. Hier in das Einzelne zu gehen, ist nicht möglich. Aber Herr von Estorff gibt uns zugleich auch neben der Aufzählung der einzelnen Gegenstände systematische Uebersichten, und bei diesen müssen wir noch verweilen.

Wenden wir uns so zuerst zu dem Locale in dem weitesten Sinne, so theilt Herr von Estorff die Stein-Denkmale 1. in Hünensteine, oder einzeln stehende mehr oder minder grosse Steine, die kein Grab decken, wie z. B. die Bautasteine; 2. in Opfersteine mit platter Oberfläche mit

einer Menge Blutlöcher auf derselben; 3. in Hünengräber, auf einem künstlichen Erdwalle, mit den Ueberresten von Skeletten oder mit Urnen und Todtenasche, und mit Anticaglien von Stein und Bronze, und 4. in Hühnenbetten oder Hünengräber mit einer Einfassung von Steinen; welche sich wieder in oblonge, ovale oder runde scheiden.

Hünen aber sind die ältesten Todten, die in der fernen Nebeldämmerung der frühesten Vergangenheit riesenhaft, ja wie Riesen erscheinen und gleichsam in derselben verschwinden. — Die Erddenkmale, d. h. die heidnischen Todten- und götterdienstlichen Denkmale von Erde, sind entweder Urnenhügel, meistens kugel-segmentförmige, in welchen die sterblichen menschlichen Ueberreste, verbrannt, in einer Urne oder in mehreren solcher Urnen beigesetzt sind, oder ovale, flache Brandhügel, auf welchen die Verbrennung der Leichen Statt fand, und welche daher nur Holzkohlen, Asche und in der Brandgluth zurückgebliebene Knochen und Anticaglien enthalten, oder Urnenplätze, wo in weiter Ausdehnung entweder in einer natürlichen Anhöhe oder auf einer ebenen Fläche, unter einer mehr oder minder geringen künstlichen Erderhöhung eine grosse Anzahl von Urnen, selbst bis über 1000, neben einander beigesetzt sind, oder Grabhügel, kugel-segment-förmige Erdhügel mit ursprünglich unverbrannt beigesetzten oder begrabenen Leichnamen. Alle vier Arten zerfallen ihrer äussern Construction nach in solche ohne Steinpflasterung und in solche mit Steinpflasterung. Und ausser diesen religiösen Denkmalen von Stein und Erde gibt es auch noch profane, der frühen Vorzeit angehörend, als die genannten Lagerplätze, Burgplätze, Schanzen, Landwehren oder Landgräben, Wälle, Wege, Grenzsteine, Gerichts- und Versammlungsplätze, so wie heilige Orte, als Haine, kleine Landseen, Teiche, Flüsse, Bäche und Quellen.

Gehen wir weiter zu den Stoffen über, aus welchen die gefundenen Gegenstände bestehen, so hat man in der ältesten Vorzeit die mehr oder minder von der Natur vorgearbeiteten kleinen Geschiebe von dem härtesten bis zu dem weichsten Gesteine, besonders von Feuerstein, dann von Granit, Gneiss, Basalt, Syenit, Sandstein u. s. w. zu Waffen, Werkzeugen, Geräthen, Schmucksachen und religiösen Gegenständen ausgearbeitet. Sie wurden zuerst durch Schläge und durch Abglättung geformt und darauf durch Zuschleifen geschärft. Besonders schön geglättet und an der Schneide scharf zugeschliffen sind die stets ungebohrten feuersteinernen Keile. Eine Ausnahme machen nur die Messer, Dolche, Lanzen- und Pfeilspitzen, welche, bloss aus Feuerstein vorkommend, weder geglättet, noch zugeschliffen, sondern nur durch kunstgerechte Schläge

geformt und geschärft sind. Besondere Geschicklichkeit besass man auch in dem Bohren der Steine: die Löcher für die Stiele, z. B. in den Hämmern, sind so regelmässig und gerade gebohrt, und inwendig so glatt, dass solches nur durch Anwendung eines metallenen Cylinders und von Schmirgel geschehen seyn kann. Die zuweilen noch sichtbaren ringförmigen Vertiefungen im Loche bekräftigen, als Spuren des Instrumentes, diese Vermuthung. Man hat diesen Steinsachen bisher aber gar verschiedene Benennungen gegeben, und Herr von Estorff schlägt vor, sie überhaupt in Steinäxte, in Steinhämmer, in dem Thordienste gewidmete Donnerkeile und in schlichte, zu weltlichem Gebrauche gewidmete Steinkeile, Steinwasser, Steinhacken und Steinmeissel zu theilen. — Die aus der antiken Bronze verfertigten Gegenstände unterscheiden sich, je nach ihrer Bestimmung, durch Schmelzbarkeit, Härte, Geschmeidigkeit, Dehnbarkeit, Farbe, Klang u. s. w., und dieser Bronze selbst gibt es fünf Arten. Sie ist nämlich zusammengesetzt: entweder aus Kupfer und Zinn, oder aus Kupfer, Zink und Zinn, oder aus Kupfer, Zink, Zinn und Blei. Geringe Quantitäten von Gold, Silber, Eisen und Arsen, welche die chemische Analyse hin und wieder ergibt, sind zufällige Bestandtheile. Und je nach der Legirung variirt die Farbe von der hellen und goldglänzenden bis zu der dunkelbraunen. Alle bronzene Gegenstände selbst sind entweder gegossen, wie z. B. ein Theil der Schwerter und Dolche, die Keile, die Lanzen- und Pfeilspitzen, Messer, massiven Ringe u. s. w. oder gehämmert, wie z. B. die hohlen Ringe, oder sie bestehen aus gezogenem Drahte, wie z. B. die spiralförmigen Beinringe. Auch die Löthung kannte man schon recht wohl. Der meistens grüne edle Rost (aerugo nobilis, Patina) ist nur unter besondern Umständen wirklicher Grünspan, für gewöhnlich wasserhaltiges, kohlensaures Kupferoxyd. Oefter wird dieser grüne, auch schwärzliche oder röthliche Ueberzug einer Destillation unterworfen, und sieht dann so aus, als wenn die Gegenstände mit einem schön glänzenden Firnisse überzogen wären; und man hat schon oft geirrt, indem man an diesen Gegenständen einen wirklichen Firnissüberzug zu schauen glaubte. Einige Gegenstände sind auch vergoldet und dann nur mit einem Anfluge von edelm Roste versehen. Bei den bronzenen Gegenständen aber spricht sich besonders Herr von Estorff auch über den sogenannten Celt oder Streitmeissel aus, der bisher der Gegenstand so vieler gelehrter Untersuchungen und Debatten gewesen ist, und Herr von Estorff entscheidet sich mit Recht dahin, dass dieser Meissel, je nach dem Bedürfnisse und je nach Form, Grösse, Composition, gerader oder krummer, langer oder kurzer, Schäftung u. s. w.

zu den verschiedensten Zwecken, sowohl zum landwirthschaftlichen und häuslichen, als auch zum religiösen und kriegerischen Gebrauche, daher als Keil, Beil, Axt, Meissel, Pfrieme (?) Hacke, Pflugschar, Hobel, Opfergeräth, Ehrenzeichen und Waffe gedient habe. Daher schlägt Herr von Estorff auch zur Benennung dieses Keiles den allgemeinen Namen Bronzekeil, Keil von Bronze, analog mit Steinkeil, Keil von Stein, vor. Diese Bronzekeile erscheinen aber, wie bekannt, in zwei Hauptformen, von welchen die eine Art, wohl die ältere, den Uebergang des Keiles zum Beile, die andern, wohl die jüngern, den zur Lanze bildet. Um den einen dieser Keile befand sich noch bei seiner Auffindung ein eiserner Ring, welcher den auch noch vorhandenen hölzernen Schaft an denselben noch mehr befestigte. — Wiewohl einem Manne, welcher recht die Kunst der Ausgrabung versteht, auch nicht der kleinste und geringste mürbeste eiserne Gegenstand zu entgehen vermag, so ist doch die Erkennung und Ausgrabung der sich nicht, wie die Bronzesachen, bei ihrer Erscheinung durch den frischesten hellgrünen Rost ankündigenden eisernen Gegenstände weit schwieriger. Zumal werden diese wegen ihrer äussern Anscheinbarkeit auch von dem Volke wenig beachtet. So sind die eisernen Anticaglien bis jetzt in beinahe allen Sammlungen die seltensten. Doch ist die Zahl derselben in der Ülzener Collection nicht unbedeutend. Besonders reich an solchen ist auch unsre Sinsheimer Sammlung, die selbst sogar viele uralte beinahe ganz oxydirte Schwerter von Eisen hat. Diese fehlen in der Ülzener Collection ganz. — Die heidnischen Thongefässe überhaupt endlich sind, als unbestreitbar vaterländische Erzeugnisse, besonders interressant, weil sie eben so wohl die Culturstufe des Volkes, welches sie anfertigte, als den Einfluss, welchen fremde Nationen auf ein solches ausübten, klar vor Augen stellen. Herr von Estorff theilt dieselben im Allgemeinen in Urnen mit Asche und Resten verbrannter menschlicher Gebeine und in Beigefässe, und unterscheidet vier Hauptformen: die Schale, den Napf, den Becher und die Vase, so wie vier Nebenformen: den Teller, die Tasse, den Krug und die Flasche. Ausserdem gibt es viele minder gewöhnliche, z. B. die Kanne, das Horn, das mit Zwischenwänden versehene, das ovale, das vier- und mehrseitige und das durch gemeinsame Bande mit einander vereinigte Gefäss. Die Form der Gefässe ist also sehr verschieden, und sie kommen von der in freier Hand gearbeiteten plumpen bis zu der auf der Drehscheibe (wohl auf der früher mehr angewandten Blocksscheibe) gefertigten edelsten Gestalt, bis an die Antike erinnernd, vor. In wie weit die Ge-

fässe blos an dem Feuer getrocknet, oder selbst in einem Ofen gebrannt wurden, darüber spricht sich Herr von Estorff nicht aus.

Gewöhnlich wird an dem Schlusse der Beschreibungen solcher Ausgrabungen untersucht, welchem Volke oder welchen Völkern alle die gefundenen Gegenstände angehöret haben. Dieses thut Herr von Estorff nicht; er legt uns nur die Resultate seiner Ausgrabungen vor. Allein er verspricht, dass, wenn eine günstige Aufnahme des vorliegenden Werkes ihm den Muth hierzu geben sollte, dasselbe nur der Vorläufer eines grössern und umfassendern seyn werde. Das letztere soll aber enthalten: die ganze älteste Geographie und Geschichte dieses Theiles des Lüneburgischen bis nach erfolgter Bildung des Bardengaues, dann eine kurze topographische Beschreibung des betreffenden Terrains, eine systematische Uebersicht aller Arten dort noch vorhandener heidnischen Denkmale, eine genaue Angabe der Denkmale-Gruppen selbst, einen streng wissenschaftlich abgefassten Katalog der entdeckten Anticaglien, eine Beschreibung der aus der heidnischen Zeit und dem Mittelalter stammenden Schanzen, Burgplätze u. s. w. und endlich alle in Sprache und Sitte des Volkes noch fortlebenden alterthümlichen Andeutungen, als interessant erscheinende Kleidung, Gewohnheiten, Gebräuche, Sitten, Spiele, Feste, Ueberreste alter Dialekte etc. Und dem ganzen gedenkt er auch eine Charte des Bardengaues beizufügen. Wir aber können so nur wiederholt das vorliegende Werk bestens empfehlen, damit wir um so gewisser auch das versprochene grössere zur Vervollständigung jenes erhalten; denn von Herrn von Estorff ist nur das Allervorzüglichste auch weiter zu erwarten.

Systematisches Repertorium über die Schriften sämmtlicher historischer (en) Gesellschaften Deutschlands. Auf Veranlassung des historischen Vereins für das Grossherzogthum Hessen, bearbeitet von Dr. Ph. A. F. Walther, Secretär an der Grossherz. Hof-Bibliothek in Darmstadt etc. Darmstadt, 1845. Verlag der Hof-Buchhandlung von G. Jonhans. XXIX. und 649 Seiten in 8, mit Lateinischer Schrift.

Ein solches Repertorium ist ein längst gefühltes Bedürfniss und eben darum ein bei allen Alterthumsfreunden Deutschlands gehegter Wunsch gewesen. Die Erscheinung des obengenannten wurde so allgemein freudig begrüsst.

(Schluss folgt.)

Nr. 34. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Walther: Repertorium.

(Schluss.)

Allein wird durch dasselbe wirklich auch das Bedürfniss befriedigt? Ist dem Wunsche Genüge geleistet? — Diess zu entscheiden, müssen wir die Erwartungen aussprechen, welche wir mit so manchen andern Freunden von einem solchen Repertorium hatten.

Wir dachten uns ein solches Werk, als das gesammte Deutsche Volk umfassend, wo auch auf der Erde zerstreut dasselbe wohne; als alle Stämme desselben umschliessend, in denen die Deutsche Sprache, wenn auch verändert, doch nicht gänzlich erloschen ist; als ein recht Deutsches National-Werk. Wir dachten uns, dass dasselbe vor Allem vollständig aufzähle alle historische und antiquarische Gesellschaften und Vereine der ursprünglich Deutschen Stämme in Deutschland selbst, in der Schweiz, in Holland, in Siebenbürgen, in den Russischen Ostsee-Provinzen, in Dänemark, Norwegen und Island selbst. Wir dachten uns, dass die Zeit der Entstehung jeder Gesellschaft, deren grössere Schriften und einzelne Abhandlungen und Berichte, so wie die Männer, welche sich bisher besonders in jeder ausgezeichnet haben, aufgeführt würden. Wir dachten, dass neben den eigentlichen Gesellschaftsschriften auch die zum Verständnisse und zur Vervollständigung derselben nöthigen Hauptschriften ihrer ausgezeichnetsten Mitglieder, wie eines Dorow, Emele, Knapp, Lisch, Fr. Anton Mayer, von Raiser etc. angegeben würden. Wir dachten uns, dass zunächst bei jeder Gesellschaft die Gesammterfolge ihrer Leistungen, und dann, als das Resultat des Ganzen, die Gesammterfolge der Leistungen aller Gesellschaften nach dreien Hauptsonderungen in Geographie, Historie und Archäologie im weitesten Sinne auf eine durchgreifende und bis in das Einzelnste gehende systematische Weise zu einem schönen Organismus zusammengegliedert würden; gleich wie etwa Dr. Joh. G. Büsching's Abriss der Deutschen Alterthumskunde hätte zum Vorbilde dienen können. Wir dachten uns endlich, dass, nebst dem Autoren-Verzeichnisse, ein ganz vollständiges dreifaches: ein Orts-, Personen- und Sach-Register, etwa wie bei Joh. Goswin Widder's

geographisch-historischer Beschreibung der Kurfürstl. Pfalz am Rheine, den Gebrauch des Werkes leicht und angenehm machen werde.

Allein was haben wir von dem allen enthalten? 1. Herr Walther hat sich in einen engern Kreis gebannt, als sich rein auf das den gegenwärtigen Deutschen Bund bildende Deutschland beschränkend. Dadurch fallen viele für Deutschlands Alterthumskunde und Geschichte so wichtigen Länder hinweg und lässt sich kein Deutscher Stamm, z. B. der der Alemannen, in seinen Wanderungen und den sämmtlichen hinterlassenen Spuren derselben, so wie in den Zeugnissen seiner verschiedenen Bildungsgrade in dem Heidenthume und Christenthume verfolgen. Es wäre Noth, jeder Geschichts- und Alterthumsfreund mache nun weiter sich selbst, wenn es möglich wäre, eine Fortsetzung des Repertoriums des Herrn Walther. Derselbe sagt zwar, S. VI. der Vorrede: „ein Heraustreten aus jener Gränze hätte die Arbeit bedeutend grösser und in vielem Betracht schwieriger gemacht.“ Das ist allerdings sehr wahr; allein wem eine solche Arbeit in ihrer rechten, allein nur befriedigenden Ausdehnung zu gross und schwierig ist, der muss sich lieber einer solchen gar nicht unterziehen.

2. Herr Walther scheidet alle historischen und archäologischen Schriften in zwei grosse Classen, in solche, die von Gesllschaften, und in solche, die von Einzelnen herausgegeben sind, und beschränkt sich bloss auf die Schriften (Archive sowohl, wie selbständige Werke,), der historischen Corporationen; wie er sagt, — aller historischen Corporationen, was aber nicht der Fall ist, denn es fehlen manche. Und er nimmt dazu nur einige wenige Zeitschriften, die von Einzelnen herausgegeben worden sind, z. B. die Spiel- und Spangenberg'schen Archive, als die Verläufer von Gesellschafts-Archiven hinzu. Aber die genannten Schriften einzelner Männer, die oft weit wichtiger sind, als ganze Archive, fallen hinweg.

3. Eben so wenig wird uns etwas von der Zeit und Ursache der Entstehung der meisten gegenwärtigen Gesellschaften und Vereine gesagt, als welche nämlich sich hauptsächlich in Folge der glorreichen Befreiungskriege in Deutschland, seit dem Jahre 1818, gebildet haben; noch werden die hauptsächlich um diese Vereine und ihre Stiftung verdienten und in ihnen arbeitenden Männer genannt.

4. Ja, Herr Walther kennt und nennt nicht einmal nur alle Gesellschaften und Vereine und nicht alle Schriften dieser Gesellschaften, die je in dem Bereiche der Deutschen Bundesstaaten entstanden sind, und noch bestehen. Es fehlen viele, ja, recht viele. Wir wollen nur nen-

nen: A. in Baden: in Heidelberg: die von Conrad Pickel oder Celtis (Celtes) Protucius gestiftete Societas literaria Rhenana oder Celtica *), die in dem Jahre 1513 noch bestand, und die schon in dem Jahre 1759 in Kaiserslautern gebildete und in dem Jahre 1784 nach Heidelberg verlegte „Staatswirthschafts hohe Schule," an der besonders F. P. Wundt als Historiker sich auszeichnete; und in Mannheim: unter den Schriften der Akademia Theodoro-Palatina, zumal den so wichtigen Codex principis olim Laureshamensis abbatiae diplomaticus ex aevo maxime Carolingico diu multumque desideratus, und die durch Stephan von Stengel veranlasste und mit von Klopstock in dem Jahre 1775 in das Dasein geförderte Churfürstliche Deutsche gelehrte Gesellschaft; — B. in Bayern: den historischen Verein von Nieder-Bayern zu Landshut, den Archäologischen Verein zu Günzburg, den Kunstverein zu Bamberg, das so ausserordentlich sehenswürdige Königliche Antiquarium im Erdgeschosse der Residenz in München und die in dem Jahre 1526 von dem lateinischen Dichter Helius Eobanus Hessus in Nürnberg gestiftete Societas Eobanea; — C. in Lübeck: die Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, mit einer Section für Geschichtsforschung, und den Verein für Lübeckische Geschichte mit einer eigenen Section für Alterthumskunde; — D. in Mecklenburg: die Grossherzogliche Alterthümer und Münzsammlung in Neu-Strelitz; — E. in Oesterreich, den Ausgrabungsverein in Schlögen, den Verein für Kärnten zu Klagefurt, das National-Museum für Mähren in Brün und den Verein zu Ausgrabungen nach Römischen Alterthümern zu Wörgl in Tyrol; — F. in Preussen: die numismatische Gesellschaft in Berlin, den Verein zur Erhaltung und Erläuterung der Alterthümer unserer Provinz in Königsberg, die Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur, den von Dr. Stengel gegründeten Geschichtsverein für Schlesien, und den academischen Verein für Lausitzische Geschichte und Sprache in Breslau, den Verein für vaterländische Geschichte und Industrie der Altmark zu Neuhaldensleben, die Gesellschaft für nützliche Forschungen zu Trier, den literärisch-geselligen Verein zu Stralsund und den Local-Verein für vaterländische Geschichte in Coesfeld; — G. in Sachsen-Weimar: die in dem Jahre 1617 bei einer Zusammenkunft von Fürsten bei dem Begräbnisse des Herzogs Johann nur für fürstliche, gräfliche und adelige Personen in Weimar gestiftete Frucht-

*) Pickel war den 1. Februar 1460 zu Wipfeld bei Klingenberg am Maine geboren und starb den 3. Februar 1508 in Wien. S. Dr. Paul Wigand's Wetzlar'sche Beiträge, Band II. Heft 3. S. 323 ff.

bringende Gesellschaft und die Lateinische Gesellschaft für classische Literatur in Jena, deren Exercitationes seit dem Jahre 1741 erschienen; — und H. in Württemberg: den Alterthumsverein in Calw, die Societas literaria in Stuttgart, die namentlich den Codex Hirsaugiensis herausgegeben hat, den Alterthumsverein in dem Zabergau zu Güglingen, dessen würdigem Vorsteher, Stadtpfarrer Karl Klunzinger in diesem Städtchen, wir die Geschichte des Zabergau's verdanken, den Hülfsverein des Stuttgarter Alterthumsvereins in Oehrigen und die so erwähnenswerthen Kunstblätter des Ulmer Vereins, der nun auch „Bartholomäus Zeytblom und seine Altarbilder auf dem Heerberge" herausgegeben hat. Auch sind nicht das eigentliche Organ des archäologischen Vereins zu Rottweil die Würtembergischen Jahrbücher; derselbe gibt vielmehr selbst seine Mittheilungen heraus, und das letzte oder fünfte Heft seiner Arbeiten ist in dem letzten Jahre 1845 erschienen. Es scheint aber in der That diese so grosse Mangelhaftigkeit unbegreiflich.

5. Dazu ist das Werk selbst sehr weit angelegt, als zerfallend in sieben dem Umfange nach sehr ungleiche Theile, in: A. Literatur und Kunst, S. 1—84, B. Sprachkunde, nur S. 85—93, C. Geschichte und ihre Hilfswissenschaften, mit den 9 Unterabtheilungen: Geographie und Topographie, Chronologie, Epigraphik, Genealogie, Heraldik und Sphragistik, Diplomatik, Numismatik, Archäologie nebst Ethographie und Statistik, und Geschichte, S. 95—311. D. Religions- und Kirchenwesen, nur S. 311—334, E. Rechts- und Staatswesen nur S. 335—366, F. Militär- und Kriegswesen nur S. 366—376, und G. zur Kenntniss und Geschichte einzelner Länder und ihrer Theile, S. 376—547. Zuletzt kommen noch Nachträge, welche an die geeigneten Orten einzuschalten sind, S. 548—578. Schon die Kürze von B, D und F weisen bei dem ersten Anblicke darauf hin, dass sie sich zu keinen besondern Abtheilungen eignen. Nehmen wir sie mit allem, was zur Archäologie in weiterem Sinne gehört, zusammen, reihen wir eben so alles die Personen und die Länder und die Orte Betreffende an einander, so erhalten wir die von uns genannten drei natürlichen grossen Abtheilungen. Dazu mangeln die hier zur klaren Uebersicht so wesentlichen Abtheilungen, Unter- und Unterunter-Abtheilungen bis in das kleinste hinein. Man schaue z. B. den Artikel: „Ueberreste früher Jahrhunderte", S. 127 ff. Wie steht da alles unter einander! Wie ist keine Abtheilung der Todtenstätten in heidnische und christliche, und der heidnischen in: älteste Grabmonumente einer unbekannten Urzeit, in Celtische Gräber, in Germanische Todtenhügel, in Gräber der Slaven, Ungarn etc. und christlichen Gräber in solche

noch mit Beigaben, und in solche ohne alle Beigaben! Man suche eben so nach den verschiedenen Arten der Ringe. Wo ist eine Uebersicht derselben gegeben, wie sie an dem Haare, um den Kopf, um den Hals, an den Ohren, den Armen, den Fingern und an den Füssen getragen wurden, und getrennt und ungetrennt, massiv und hohl, gewunden und glatt, aus Metall, Bernstein, Holz, Glas etc. waren? Man schlage auf: „Geschichte einzelner Familien und Personen“ wo sind da die Kaiser, Könige, Churfürsten, Fürsten, Herzöge, Grafen, edeln Geschlechter, die Bürger nach ihren Ständen etc. zu entdeken? — Solche sysematische Uebersichten können uns allein bei unsern Arbeiten helfen und willkommene Erleichetrung und Ersparung der so köstlichen Zeit bereiten. Und wie unendlich unvollständig ist so vieles! Man kann nach diesem Repertorium gar nicht mit Bestimmtheit sagen, was alle in den in dasselbe aufgenommenen Schriften enthalten und zu finden ist. Wir wollen nur gedenken des einzigen Artikels: „Steinmetzzeichen,“ S. 62. Hier wird nur zweier Schriften gedacht: Nr. 910 und 911, in welchen solche Steinmetzzeichen vorkommen; und doch wird, um nur drei Schriften weiter zu nennen, von solchen auch geredet: in dem Berichte der deutschen Gesellschaft in Leipzig vom Jahre 1831, S. 14 ff, in Memminger's Württembergischen Jahrbüchern, 1838, Heft I., S. 74 ff. und in den Sinsheimer Jahresberichten, II., S. 25.

6. Eben so unvollständig endlich ist auch das nicht nach Personen, Orten und Sachen geordnete, sondern nur Autoren und Materien scheidende Register. Vergeblich schlägt man z. B. in demselben nach: nach Schlösser, Ritterburgen, Landschaden von Steinach, Agri Decumates, Legionszeichen, Hubgericht, Staelboel, Hochalter, Abnoba, Eichholzheim, Catten, Odenwald, Badenweiler, Hainsäulen, Septimius Severus, Probus, Obrigheim, Chnodomar, Valentinian, Nehae, Nehalennia, den Churfürsten von der Pfalz bei Rhein Karl Ludwig, Karl und Philipp Wilhelm, Melac, Turenne, Caprara, Joh. Ludwig Langhans, Schifferstadt etc.

Unter dieser Beschaffenheit des Repertoriums des Herrn Walther weiss man in der That nicht recht, was man mit diesem Buche eigentlich anfangen soll, auf das unverkennbar — trotz aller „Langweiligkeit einer solchen Repertoriums-Arbeit,“ wie Herr Walther sich selbst ausdrückt, — der rühmenswertheste Fleiss und sehr grosse Mühe und Arbeit verwendet worden ist. Hier findet ein ähnlicher Fall, wie bei S. Chr. Wagner's Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer aus heidnischer Zeit Statt (s. unsere Jahrbücher 1842, S. 918 ff.), und das Uebelste ist, dass solche Schriften das Erscheinen gleicher wirk-

lich ihrem Zwecke vollkommen entsprechenden Werke sehr hindern, ja für das Erste beinahe unmöglich machen.

K. Wilhelmi.

On the Metalliferous Deposits of Cornwall and Devon. By William Jory Henwood. — Pensance: J. Pope Vibert. London Longman, Brown, Green and Longmans. 1843. S. 512. Pl. XII. 8.

In gleichem Grade, wie sich verschiedene Provinzen Englands durch jenen wirklich grossartigen Reichthum an Kohlen auszeichnen, womit die Natur sie bedacht hat, ist Cornwall und auch Devonshire, durch seine schon seit frühen Zeiten betriebene Bergwerke merkwürdig, in welchen namentlich Zinn- und Kupfererze gewonnen werden. Die Art und Weise, wie sich die Erze finden, ist in mineralogischer und geologischer Beziehung von hohem Interesse und das Werk des Herrn Henwood verdient um so mehr Beachtung, da noch keine etwas umfassende Schrift über die metallischen Schätze Cornwall's vorhanden war, und dasselbe ausserdem auf zwölfjährige anhaltende Forschungen in den einzelnen Gruben-Districten gegründet ist.

Der Verf. beginnt seine Schilderungen mit dem Bergwerks-Reviere von St. Just, welches gänzlich in dem Kirchspiele dieses Namens liegt, ungefähr drei Meilen von Landsend. Granit ist hier die vorherrschende Gebirgsart; gegen das Meer zu wird er von einem schmalen Streifen von Hornblende- und feldspathigen Schiefern begrenzt, der bei Pendeen beginnt und zu St. Just endigt. Die unregelmässige Linie zwischen Granit und den Schiefer-Gesteinen ist gegen drei Meilen lang, streicht n.ö. und s.w., und in ihr, so wie in ihrer unmittelbaren Nähe, werden die Gruben betrieben. Im Granit gewinnt man fast ausschliesslich Zinnerze, im Schiefer Kupfererze. Die Vereinigung dieser beiden Gesteine zeigt sich sehr deutlich unfern der Klippen von Porth Just, Polladon und Pendeen; an diesen Orten wird der Schiefer von Granit-Gängen durchsetzt; gewöhnlich lässt sich eine Verbindung dieser Gänge mit der Haupt-Granit-Masse nachweisen. Bei Porth Just ist die Vereinigung derselben unmittelbar an dem Erz-Gange von Little Bounds, der sowohl Granit als auch den Schiefer durchsetzt und von letzterer Felsart kleine Massen umschliesst. An der nordöstlichen Seite vom Cap Cornwall, bei Palladon Cove, tritt eine mächtige Parthie von Turmalin-Fels zwischen Granit und Schiefer auf; der Uebergang der Ge-

steine in einander ist ein sehr allmähliger. Die Durchsetzungen der Gänge zeigen sich in den meisten Fällen verwickelt und undeutlich; ihre Erzführung ist im Districte von St. Just, wie überhaupt in Cornwall, nur stellenweise bedeutend, während sie an andern Orten sehr gering erscheint.

Viele Gruben werden bis in die Nähe des atlantischen Meeres betrieben, einige sogar unterhalb des Bettes desselben noch, wie Wheal Edward und Lewant. — Das häufigste Erz im Districte von St. Just ist Kupferglanz, ferner Kupferkies und gediegenes Kupfer; ausserdem kommen auch noch andere Kupfererze vor. Zinnerz findet sich allenthalben, und zu Botallak Zinnkies; in manchen Gruben hat man gediegenes Wismuth und Wismuthglanz nachgewiesen, ausserdem noch Eisen-Kobalt- und Uranerze. Von nicht metallischen Substanzen finden sich Granat, Epidot, Axinit, Apatit und Hornblende zu Wheal Cockcairn; Strahlstein ist häufig in Porth Just; ausgezeichnete Turmalin-Krystalle trifft man zu Botallack, sowie Aragon und Perlspath in der Levant-Grube. Die schönen „Zinn-Blumen" kommen zu Botallack vor.

Der District von St. Ives wird im Norden durch den Kanal von Bristol, westlich durch den Hayle-Strom begrenzt und umfasst ungefähr einen Raum von neun Meilen; an seinem nordöstlichen Ende liegt die Stadt St. Ives, und der ganze District begreift die Kirchspiele von St. Ives, Lelant und Towednack in sich. Die Gruben dieses Districtes liegen in einem haidereichen Hochlande, mit zahlreichen Granit-Blöcken bedeckt, aus welchem Gesteine überhaupt fast der ganze District besteht; nur gegen N. und O. in der Nähe des Meeres tritt Schiefer auf. Der Granit zeigt sich im Allgemeinen grobkörnig und porphyrartig; merkwürdig ist eine gewisse Gleichförmigkeit in der Vertheilung grosser Feldspath-Krystalle in der Masse. In der Umgebung von Bedlam-green nimmt der Granit Talk in sein Gemenge auf, wird demnach Protogyn-artig; er enthält nicht selten Turmalin. Sämmtliche Zinnerz-Gruben, welche im Granit betrieben werden, sind ergiebig; hingegen die im Schiefer weniger; desto reicher sind aber letztere an Kupfer. Mit den Kupfererzen kommt auf der Grube „Wheal Trenwith" Uran-Pecherz vor. Ein höchst eigenthümliches Auftreten des Zinnerzes kann man in der Balnon-Grube in dem Kirchspiele von Lelant beobachten; scheint es doch, als habe hier die Natur mit einer gewissen Laune die Metallschätze vertheilt. Der „Goath"-Gang streicht ungefähr 35° von Osten nach Norden, fällt unter 50—70° n.w., wechselt zwischen wenigen Zollen und dreissig Fuss Mächtigkeit, und besteht aus derben und krystallinischen Massen von Quarz und Feldspath, mit

Glimmer, Turmalin und Zinnerz; an den Stellen, wo sich das Zinnerz häufiger zeigt, sind die Ecken und Kanten der Feldspath-Krystalle gewöhnlich unvollkommen ausgebildet. Der Erzreichthum des Ganges hängt von zahlreichen kleinen Adern ab, welche denselben nach allen Richtungen hin durchschneiden. Sie sind sehr reich, wo sie den „Goath"-Gang berühren; verfolgt man sie aber weiter, so sieht man, wie sie sich theils in schwache Erztrümmer verlaufen oder ganz absetzen. Einige scheinen den Goath-Gang zu verwerfen.

In dem Bergwerks-Reviere von Marazion herrschen die Schiefer-Gebilde vor, westlich und nordlich von dem Granit der Kirchspiele Paul, Madron, Gulval und Ludgvan, südlich durch die Mounts-Bay begrenzt. Der Granit ist im Allgemeinen nicht so grobkörnig, als im Districte von St. Just. Der Feldspath waltet in der Masse vor, welche bisweilen auch noch Pinit und Turmalin aufnimmt. Die Schiefer-Gesteine, welche mit dem Granit bei Mousehole und bei St. Michels-Mount in Berührung treten, sind meist Grünstein-artige Gebilde, aus Hornblende und Feldspath in verschiedenen Verhältnissen zusammengesetzt, und enthalten auf unregelmässigen Adern mannigfache Mineralien. Bei den Lariggan-Felsen wird die Hornblende durch Strahlstein ersetzt und nimmt noch Axinit, oft in beträchtlicher Menge, neben dem Feldspath, in die Grundmasse auf, während an andern Orten, wie bei den Pensance-Werken und bei dem Grebe-Felsen Axinit und Strahlstein aderweise vorkommen. Gegen das östliche Ende des Districtes hin und in einiger Entfernung vom Granit erscheinen wahre Schiefer, nicht selten von Quarz-Adern durchsetzt. Granit und Schiefer werden von sogenannten „Elvan-Gängen" durchbrochen. Letztere bestehen bekanntlich aus Feldstein-Porphyr, dessen Grundmasse grosse Feldspath-Krystalle und Bipyramidal-Dodekaeder von Quarz, bisweilen auch Turmalin-Nadeln umschliesst; sämmtliche „Elvans" streichen südwestlich. (Woher der Name Elvan stammt, ist nach dem Verf. ungewiss.) — In dem Granit dieses Districtes ist das bedeutendste Erzvorkommen in der Garth Grube unfern der Burias-Brücke. Der Gang ist gegen vier bis zwölf Fuss mächtig; er besteht aus Feldspath und Quarz, zwischen welchen einzelne Parthieen von Holzzinn vertheilt sind, das sich ja besonders auf diesen Feldspath-Adern findet. Die beträchtlichsten Gruben im Schiefer-Gebirge sind bei Marazion und bei Goldsithney, im östlichen Theile des Districtes. Die Gänge führen hauptsächlich Kupferkies, aber da, wo sie in Berührung mit den „Elvans" treten, Kupferglanz. Auf den meisten dieser Gänge kommt ausserdem mit den Kupfererzen Zinnerz vor.

Keiner der Elvans ist erzführend, mit Ausnahme jenes von der Wherry-Grube; hier sind Massen und Adern von Zinnerz durch den Porphyr regellos vertheilt. Bei der Grube „Great Wheal Fortune“, wo der Erzgang zwischen Schiefer und dem „Elvan“ auftritt, enthält derselbe im Schiefer Kupferkies, aber da, wo eine Berührung mit dem Porphyr statt findet, Kupferglanz. — Alle andere Bergwerks-Reviere Cornwalls liegen in wilden, unfruchtbaren, mit Haide bedeckten Gegenden; dem Districte von Marazion hat seine kräftige, üppige Vegetation den Namen „der Garten Cornwalls“ verschafft.

Der District von Gwinear und Crowan umfasst die Kirchspiele von Gwinear, Crowan und einem Theile von Phillack; er besteht aus einer Gruppe von Schiefer-Gebilden, dem Granite von Crowan untergeordnet, reich an Elvan-Gängen. Die ersteren Gesteine tragen den Character wahrer Schiefer, deren Schichten sich häufig gestört und gekrümmt zeigen. Die Richtung der Elvan-Gänge ist eine äusserst verschiedene; die Grundmasse dieser Elvans ist stets ein dichter Feldspath, die bisweilen — wie bei Herland — sehr quarzreich wird. Quarz und Feldspath kommen oft in schönen, wohlausgebildeten Krystallen in der Grundmasse vor, ausserdem bisweilen noch Turmalin und Glimmer. Nicht selten sind die Elvans von kleinen, unzähligen Zinnerz-Adern durchzogen, die meist in paralleler Richtung laufen, mitunter sich zu kleinen Nestern vereinigen. Zu den ungewöhnlichen Erscheinungen gehören rundliche Parthieen derselben Masse, in den Elvan-Gängen eingeschlossen. Kupferkies ist das häufigste Metall in diesem Districte; ferner finden sich Kupferglanz und Zinnerz. Auf der Herland-Grube kommt, in nicht unbeträchtlicher Menge, gediegenes Silber und Silberglanz vor. Chalcedon, von seltener Schönheit, wurde in der Trevaskus-Grube nachgewiesen, phosphorsaures und arseniksaures Blei in der Wheal Alfred und krystallisirter Kalkspath in der Binner-Downs Grube.

Der District von Helston umfasst die Kirchspiele von Germoe, Breage, Wendron, Sithney und die Stadt Helston. Granit ist die vorherrschende Felsart; ausserdem erscheinen Schiefer-Gebilde und einige Elvan-Gänge. Der Granit der Godolphin-Hügel zeigt sich meist hart und feinkörnig, aus gelblichweissem und lichtebraunem Feldspath, aus Quarz und dunkelfarbigem Glimmer zusammengesetzt, reich an Turmalin. Die Tregoning-Hügel bestehen aus Protogyn; derselbe wird vielfach als Baustein benutzt, und an einigen Orten gewinnt man Porcellanerde aus ihm. Bei der Carleen-Grube treten Granit und Schiefer in Berührung, und nicht fern davon ist der Schiefer von zahl-

reichen Granit-Gängen durchzogen. Der bedeutendste Elvan-Gang dieses Districtes ist bei Prasands; er ist zwölf Faden (72 englische Fuss) mächtig, streicht unter 35° von W. nach N. und fällt unter 40 bis 50° nordöstlich ein. Zwei andere Elvan-Gänge sind bei Wheal Vor; in beiden setzen Zinnerz-Adern auf. Das verbreitetste Erz in diesem Districte ist Zinn; es kommt meist auf Gängen vor, seltener auf unregelmässigen Nestern oder durch den Granit fein vertheilt. Nicht unwichtig ist die Beobachtung, dass die wirklich ungeheueren Reichthümer des Erz-Ganges von Wheal Vor sich ausschliesslich im Schiefer finden, während im Granit auch nicht eine Spur von Zinnerz nachzuweisen ist: bei dem Great Work im Gegentheil zeigt sich derselbe Erz-Gang im Granit ergiebig, im Schiefer nicht. Kupfererze kommen im Granit bei Wheal Trannack und Wheal Trewavas vor.

Der District von Camborne und Illogan umfasst Theile dieser zwei Kirchspiele; er wird östlich durch das Thal begrenzt, welches Illogan und Redruth trennt, im Süden durch eine Linie, welche durch die Rücken von Carn Brea, Canathern Cairn, Cairn Entral und Camborne Beacon Hügel geht, westlich durch eine von Camborne Beacon (ungefähr eine halbe Meile) nach der Kirche von Camborne gezogene Linie, und nördlich durch eine Linie parallel der Heerstrasse von Camborne nach Redruth. — Die Felsarten dieses Districtes bestehen aus einem erhabenen Zuge granitischer Hügel, im Süden, nördlich durch einzelne Theile der Schiefer-Formation bedeckt und von einigen Elvan-Gängen durchschnitten. Der Granit ist meist grobkörnig, bisweilen weisse Feldspath-Krystalle enthaltend; ausserdem kommen Gänge feinkörnigen Granites vor, die reichlich Turmalin führen. An vielen Stellen treten, im Granit und Schiefer, Elvan-Gänge auf: sie bestehen, wie die früher genannten, aus einer feldspathigen, oft auch quarzigen Grundmasse, in welcher Feldspath-Krystalle und bisweilen Turmalin-Nadeln liegen. Im Allgemeinen zeigen die Elvan-Gänge sich im Granit viel quarziger als im Schiefer; sie liefern ausschliesslich das Baumaterial für die Umgegend. — Das Haupt-Streichen der Erzgänge dieses Districtes ist zwischen 20 und 40° südwestlich, das Fallen theils südlich, theils nördlich. — Das häufigste Erz in diesem Districte ist Kupferkies; doch gewinnt man auf einigen Gruben, wie Dolcoath, Cook's Kitchen, Tincroft u. s. w. gediegenes Kupfer in nicht geringer Menge. Auf den genannten Gruben kommt Zinnerz in grosser Quantität vor, und auf dem Erzgange von Dolcoath viel gediegenes Silber, Silberglanz und Rothgültigerz, so wie Kobalt und Wismuth.

Der District von Redruth und Gwennap umfasst Theile der Kirchspiele von Redruth, Gwennap, Perran-ar-worthal, Kea und Kenwyn; Granit, Schiefer, von zahlreichen Elvan-Gängen durchsetzt, sind die herrschenden Gesteine. Dieser District ist nicht allein hinsichtlich seiner Ausdehnung, sondern auch wegen seines Reichthumes, namentlich an Kupfererzen bei weitem der bedeutendste in Cornwall. Die Massen-Beschaffenheit des Granites ist meist dieselbe, wie sie schon früher geschildert wurde; ausser den Feldspath-Krystallen kommen bisweilen auch Quarz-Krystalle vor. An vielen Orten ist der Turmalin häufig; bei Wheal Buller wird der Glimmer durch Chlorit vertreten; bei Wheal Buller, Beauchamp, Wheal Gorland u. s. w. durchsetzen Granit-Gänge den Schiefer, und bei der Grube Ting Tang wird sogar der Elvan von einem Granit-Gang durchbrochen — eines von den seltenen Beispielen, dass Granit jüngeren Alters ist als Feldsteinporphyr, welcher sonst stets gangförmig in ersterem auftritt. — Bei East Wheal Damsel und East Wheal Sparnon ist Flussspath durch den Granit vertheilt. — Eine höchst eigenthümliche Metall-Formation ist bei Weal Vyvyan inmitten des Granit-Gebietes. Sie trägt den Charakter eines granitischen Ganges, streicht von Süd nach West, und fällt unter 35 bis 50° nördlich ein; ihre Zusammensetzung ist wenig verschieden von dem sie umschliessenden Nebengestein, nur dass sie weniger Glimmer enthält. Die ganze Gang-Masse ist äusserst fein mit Zinnerz imprägnirt, ferner mit Kupferkies, Eisenkies und auch mit Kupferglanz. Diese Metalle sind in schmalen Adern und einzelnen Trümmchen vertheilt; die Spalten in der Gang-Masse scheinen gleichsam in Streichen und Fallen mit den Adern übereinzustimmen, und die Kluftwände sind oft mit Zinnerz-Krystallen überzogen. Auch schmale Granit-Adern durchsetzen den Erzgang. — Ungewöhnlich zahlreich sind in diesem Districte die Elvan-Gänge; hinsichtlich ihrer Zusammensetzung verhalten sie sich wie die schon geschilderten. — Kupferkies ist in diesem Districte gleichfalls das häufigste Erz, das, welches fast in jeder Grube in nicht geringer Menge gewonnen wird; ferner ist Kupferglanz besonders ausgezeichnet zu Hause in den Gruben von Ting Tang, Wheal Jewel, East Wheal Damsel; Roth-Kupfererz und gediegenes Kupfer sind auf verschiedenen Gruben nicht häufig; ausserdem hat man kohlensaures und arseniksaures Kupfer gefunden. Gegen den Tag zu enthalten fast die meisten dieser Gänge viel Braun-Eisenocker, im Gemenge mit Theilchen von Quarz, Kupferglanz, Blende, Bleiglanz und Zinnerz. Nicht ohne In-

teresse ist ferner die Thatsache, dass mehrere Gänge in oberer Teufe viel Zinnerz führten, während in grösserer Teufe auf denselben Gängen reichlich Kupfererze einbrachen. — Von anderen Mineralien kommen noch vor: arseniksaures Blei in ausgezeichneten Krystallen auf der Grube Wheal Unity; Uranglimmer zu Wheal Buller und Carharrack; Flussspath in Wheal Unity, Wood, Poldice und Wheal Gorland. In den engen Thälern dieses Districtes hat man allenthalben, und nicht ohne Vortheil, Zinn-Seifenwerke angelegt, von welchen namentlich jenes im Thale von Carnon ergiebig ist.

Im Districte von St. Agnes und Perran-Zabuloe sind die Schiefer vorherrschend; sie zeigen sich mehr oder weniger Glimmer-reich, selbst in beträchtlicher Entfernung vom Granit; allmählig werden dieselben kalkhaltig, bis sie in der Gegend um Newquay ausgedehnte Kalk-Lager enthalten, in deren Nähe der Schiefer organische Reste (Corallen, Encriniten) einschliesst. Granit erscheint, nur auf geringen Raum beschränkt, bei Cliggar-point; Elvan-Gänge treten häufig, sogar auch im Gebiete des Kalksteins auf. Der Granit ist wohl meist porphyrartiger, indem er in nicht geringer Menge, und oft zugleich, Krystalle weissen und rothen Feldspathes führt. Kleine Lager von Porzellanerde trifft man an mehreren Orten und krystallinische Massen von Talk bei Hanover Cove im Granit. Die Verhältnisse, welche die Elvan-Gänge wahrnehmen lassen, bieten mannigfache interessante Thatsachen. So durchbricht bei Trevallas Combe ein Elvan-Gang den Schiefer, sendet mehrere einzelne Adern in denselben und schliesst grosse Massen dieser Felsart ein. An mehreren Orten erleiden die Elvans durch Erzgänge beträchtliche Verwerfungen. — Viele der Gruben dieses Districtes waren früher reicher an Zinnerz, als es jetzt der Fall; nur einige neu aufgenommene, wie Wheal Kitty, Wheal Budnick, sind ergiebig; sie sind namentlich Fundstätten schöner Zinnerz-Krystalle. Auf den meisten Gruben des westlichen und östlichen Theiles des Districtes wird Kupferkies in grosser Menge gewonnen; ausserdem finden sich noch gediegenes Kupfer, Roth-Kupfererz, Kupferglanz u. s. w.

Im Districte von St. Austell liegt ein Theil der Kirchspiele von St. Ewe, St. Mewan, St. Austell, St. Blazey, Tywardreath, Lanlivery, Luxullian, Roche und St. Stephens. Im nördlichen Theile ist der hohe granitische Rücken von Hensbarrow (1026 Fuss über dem Meere); im Süden sind die Schiefer entwickelt, die an manchen Orten organische Reste enthalten. Elvan-Gänge sind im westlichen Theile sehr häufig; unfern Duporth erscheint Serpentin. — Der

Granit ist von besonderer Verbreitung in diesem Districte; in der Nähe von St. Austell wird er von den zahlreichen Turmalin-Adern durchzogen, welchen sich oft noch Feldspath und Quarz, auch Zinnerz beigesellen. An mehreren Orten findet Tagebau auf diesen Zinnerz-Adern statt, wie bei Carclaze, Bunny und Beam. — Da, wo der Granit zu Tage gehet, kommen oft schöne Felsarten, aus Feldspath, Quarz und Turmalin zusammengesetzt vor. Dies ist namentlich bei dem vielbewunderten „Roche-rock" und bei St. Mewan Beacon der Fall; hier findet sich ein Gestein aus krystallinischen Theilen von Turmalin und Quarz zusammengesetzt. — Die Gegend von Polgooth ist der Theil dieses Districtes, in welchem die Elvan-Gänge sich zeigen. Der bedeutendste derselben, bei Polgooth, hat eine Mächtigkeit von 3—8 Faden. Einige der Elvan-Gänge sind von Quarz-Adern durchzogen, welche Zinnerz enthalten. Bei Restormel findet sich eine Eisenstein-Ader oder Quergang, unter 15° von W. nach N. streichend, und unter 70 bis 85° östlich einfallend; dieser Gang ist zwei bis vier Faden mächtig, und theilt sich in zwei Arme, welche ein Stück der Schiefer-Masse umschliessen. Er besteht aus Braun- und Roth-Eisenstein, im Gemenge mit Quarz und führt an manchen Stellen Manganit; auf drusigen Räumen kommen Quarz- und Braun-Eisenstein-Krystalle vor (Letztere dürften wohl Pseudomorphosen sein). — Im nördlichen und westlichen Theile des Districtes wird ausschliesslich Zinnerz gewonnen, hingegen im östlichen Theile vorzugsweise Kupferkies, ausserdem noch Roth-Kupfererz, gediegenes Kupfer, Fahlerz, Bunt-Kupfererz, Kupferglanz nebst einigen der selteneren, oft schön krystallisirten Verbindungen dieses Metalls. Auf der Grube Fowey Consols kommt Wismuthglanz in ausgezeichneten Krystallen in Höhlungen des Kupferkieses vor.

Der District von Callington und Tavistock umfasst Theile der Kirchspiele von Callington, Stoke Climsland, Calstock, Tavistock, Buckland Monachorum, Sampford Spiney, Mary Tavy, Lydford und North Bovey. — Der Granit dieses Districtes ist im Allgemeinen feinkörniger als jener der anderen; er führt häufig Turmalin, welcher nicht selten schön krystallisirt ist. Adern von Turmalin und Quarz durchziehen den Granit, die an vielen Orten Zinnerz sowie Wolfram enthalten. Die Schiefer sind in diesem Districte mächtig entwickelt. Der Schiefer, welcher die Granit-Massen von Kit Hill und Gunnislake trennt, bildet wahrscheinlich nur eine Decke über jener Felsart; er zeigt sich häufig von kleinen Gängen von Turmalinfels durchzogen. — Im Granit ist Zinnerz fast das einzige Metall, welches gewon-

nen wird; nur bei Kitt Hill wird dasselbe von grösseren Massen von Wolfram begleitet, bei Birch Torr von Eisenglanz. Bei Wheal Friendship und Drake Walls kommt mit dem Zinnerz noch Scheelit vor. Auf den Gruben von Redmoor, Wheal Robert, Wheal Friendship, Wheal France bricht vorzugsweise Kupferkies; in Gesellschaft von gediegenem Kupfer, Roth-Kupfererz, Malachit, Kupferglanz, Kupferschwärze und anderen Verbindungen dieses Metalls findet sich Kupferkies auf der Grube Gannis lake, wo man ausserdem noch ausgezeichnete Krystalle von Uranglimmer trifft; auf dieser letztgenannten Grube setzt der Erzgang im Granit auf.

An diese allgemeine Uebersicht der Erzproductionen der einzelnen Gruben-Districte Cornwalls und Devonshires reiht sich eine kurze Wiederholung der wichtigern geologischen, mineralogischen und bergmännischen Verhältnisse. Nachdem der Verf. noch einmal die bedeutendsten Momente im Auftreten von Granit, Schiefer und Porphyr zusammengefasst, geht er auf mehr speculative Untersuchungen hinsichtlich der Gänge ein, welchen wir hier nicht folgen können.

Der Anhang enthält noch mannigfache interessante Mittheilungen, 1) Beobachtungen über die Temperatur in den Gruben Cornwalls, aus welchen hervorgeht, dass mit zunehmender Teufe die Temperatur in den Gruben steigt; 2) über die Wasserlosung in den Gruben; 3) über die electrischen Strömungen in den Gängen, und 4) statistische Notizen über die Production der Gruben von Cornwall und Devonshire.

On Glaciers and Glacial Phaenomena. By James D. Forbes, Professor of Natural-Philosophy in the university of Edinburgh. — Illustrations of the Glaciers-Systemes of the Alps and of Glacial Phaenomena in general. 4. Edinburgh, by J. K. Johnston. 1846.

Bekanntlich hat man seit einer Reihe von Jahren den Gletschern und den mit ihnen verbundenen Erscheinungen eine grössere Theilnahme geschenkt, als es früher geschehen. Dies ist namentlich mit den Gletschern der Alpen der Fall. In gleichem Grade, wie nach und nach die geographischen Verhältnisse dieses Gebirges bekannter wurden, wie sich Einige darin gefielen, mit unsäglichen Mühen die noch nie betretenen, eisbedeckten Spitzen mancher Bergcolosse zu erklimmen, suchten Andere in das innere Leben, in das räthselhafte Wirken jener eigenthümlichen Gletscherwelt einzudringen. Aber die Natur schien gleichsam der Kühnen zu spotten, die es wagten, sie hier in ihrem geheimnissvol-

len Schaffen zu belauschen; lange Zeit verstrich, ehe man mit einiger Sicherheit behaupten konnte, die Gesetze zu kennen, vermöge deren die merkwürdige Bewegung der Gletscher vor sich geht. Erst in den letzten Jahren gelang es der unermüdlichen Thätigkeit einiger Naturforscher — mit rastlosem Eifer in des greisen Saussure Fussstapfen tretend würdig die Nachfolger eines solchen Vorgängers zu sein — allmählig sich über das Vorrücken jener Eismassen zu unterrichten. Der geistreiche Physiker Forbes in Edinburgh gehört zu den Männern, welchen wir vielen Aufschluss über die Gletscher-Phänomene verdanken. Mehrere Jahre hat derselbe auf Reisen in den Alpen verbracht, sieben und zwanzig Mal durchkreuzte er die Hauptkette dieses Gebirges, bis er endlich seine reichen Erfahrungen in dem schönen Werke *„Travels through the Alps of Savoy“ (Edinburgh, 1843)* niederlegte. In vorliegendem Schriftchen gibt Forbes eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten Gletscher-Erscheinungen, welchen er, als Einleitung, einige Worte über die Vertheilung ewigen Schnees auf der Erd-Oberfläche voraussendet.

Die Schneelinie umzieht die Erde als ein ellipsoïdisches Sphäroid, das in nicht gekannter Entfernung von den Polen in diese einschneidet. So ist die bewohnte Erde nach allen Richtungen durch Länder abgeschieden, welche den Menschen von weiterem Vordringen abhalten; eisige Bollwerke schützen die Polar-Gegenden, und die Natur scheint selbst zu rufen: bis hierher und nicht weiter! — Die Grenze der sogenannten Schneelinie ist, wie man weiss, sehr relativ; ihre mittlere Höhe hängt nicht von der mittleren Temperatur des ganzen Jahres, sondern von jener der Sommermonate ab. Die Schneegrenze, welche in den Cordilleren des südlichen Amerikas die Höhe von 18,300 engl. Fuss erreicht, geht in den Alpen Europas bis zu 8,900 Fuss herab, und in Norwegen, unter dem 71. Breitegrade bis zu 2,406 Fuss. So steht auch die Schnee-Masse, welche einen Berg bedeckt, in keinem Verhältniss zu seiner Höhe. Der Chimborazo, so lange Zeit für den höchsten Berg der Welt geltend, erhebt sich nur 5,600 Fuss über die Schneegrenze, während die höheren 7,000 Fuss des um 6,000 Fuss niedrigeren Mont Blanc mit Schnee bedeckt sind. Der Himalaya, dessen fabelhafte Höhen man erst kürzlich kennen gelernt, und die bis zu 25,000 Fuss emporsteigen, tritt an seinem südlichen Abhang nur 9,000, an seinem nördlichen 12,000 Fuss über die Schneelinie empor. Ein recht schlagendes Beispiel gewährt noch der unlängst (1841) von James Ross entdeckte Berg Erebus; innerhalb des 15° vom Pole, 12,000 Fuss über die ewig gefrorene Küste der antarctischen See emporragend, ergiesst dieser fortwährend

thätige Vulkan seine feuerigen Fluthen über die eisigen Massen jener öden Gegenden. Der Vulkan Mouna-Roa auf Owaihi (unter dem 70. Breitegrade) erreicht, obgleich 15,000 Fuss hoch, die Schneelinie nicht. — Besonderes Interesse muss das Ersteigen eines, zwischen den Tropen liegenden hohen Berges gewähren. Eine Wanderung von wenigen Tagen versetzt den Naturforscher, gleichsam wie durch Zauber, in die verschiedensten Climate, wo sonst eine langwierige Reise von vielen Monaten erforderlich wäre; aus Palmen-Wäldern, an der blühenden Aloe vorbei, gelangt er zur Kastanie uud Rebe, von da, immer höher steigend, zur Eiche und Buche, dann zur Birke, zu den ausdauernden Tannen, bis diese spärlichen Gräsern und Lichenen weichen, und der Wanderer, wenn er auch sie verlassen, seine Schritte in den stillen Regionen ewigen Schnee's gehemmt sieht.

Geographische Vertheilung der Gletscher. — Asien. Innerhalb der Tropen scheinen, trotz der bedeutenden Schnee-Massen der Anden und des Himalaya, eigentliche Gletscher, unterhalb der Grenze ewigen Schnee's befindlich, unbekannt zu sein. Im südlichen Continent Amerika's ist dies sicherlich der Fall, und A. v. Humboldt schreibt es der ungeheueren Steilheit der schneebedeckten Piks zu und der ausserordentlichen Trockenheit der Luft in jenen Gegenden, die alle Anhäufung infiltrirten Wassers verhindert. Dazu kommt noch, dass die jährlichen Temperatur-Wechsel unbedeutend, und daher nur von geringem Einfluss sind auf die Schnee-Massen. Im Himalaya, wo sich so ausgedehnte Schnee-Mengen finden, von welchen zahlreiche Flüsse ihren Ursprung ableiten, ist der Mangel an Gletschern überraschend. Die Quelle des Ganges soll in einer halbkreisförmigen Höhlung von beträchtlicher Ausdehnung entspringen, von fünf Piks umgeben und mit ewigem Schnee gefüllt, der Haupt-Nahrungsquelle des Flusses. — Indess erscheinen Gletscher etwas weiter nördlich, auf der Neigung des Himalaya gegen die chinesische Tartarey und in den Gebirgen von Kouenlun; auch reicht auf dieser Seite des Gebirges die Schnee-Grenze weiter herab. In Klein-Tibet unfern Arindo, unter einer Breite von 35° 40′ soll sich ein ausgezeichneter Gletscher finden. — Im Altaï sind Gletscher selten; neuerdings wurde von Capitän Hall ein Gletscher geschildert, der Katuni-Gletscher; er kommt vom Bjelucha-Gebirge (11,000 F.) im russischen Altaï herab und ist anderthalb Meilen lang. Ob im Caucasus Gletscher zu finden, ist ungewiss; ebenso weiss man nicht, ob der Ural die Grenze ewigen Schnees erreicht.

(Schluss folgt.)

Nr. 35. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Forbes: On Glaciers and Glacial Phaenomena.

(Schluss.)

Europa. In der grossen Alpen-Kette sind die Gletscher im höchsten Grade entwickelt, während die Pyrenäen, obgleich sich über die Schneegrenze erhebend, arm an Gletschern sind. Die Haupt-Gletscher-Gruppen der Alpen sind: 1) Mont Pelvoux. 2) Mont Iseran. 3) Mont Blanc. 4) Mont Velan. 5) Monte Rosa. 6) Berner Alpen. 7) St. Gotthardt. 8) Bernhard. 9) Bernina. 10) Ortler Spitze und Oetzthal. 11) Venediger Spitze und Gross-Glockner. — Zahlreiche Gletscher hat Norwegen aufzuweisen in der Gegend von Bergen unter einer Breite von 61° bis 62°. Der innere Theil von Island ist mit Gletschern bedeckt, unter welchen besonders der Swinafells-Jökull und Holaar-Jökull zu nennen sind. Von hohem Interesse sind die Gletscher Spitzbergens, wegen ihrer nördlichen Lage, indem sie wahrscheinlich die Linie berühren, in welcher die Schneegrenze zur Meeresfläche herabreicht. Durch Zerstörung dieser ungeheueren Eismassen durch die Wogen des Meeres entstehen die schwimmenden Eisberge, welche in den arktischen Meeren, vorzüglich in der Baffinsbay so häufig, und von welchen die Schiffe so gefährdet sind.

Süd-Amerika. In der südlichen Hemisphäre beginnen Gletscher an der Westküste Patagoniens und reichen bis zur See unter einer Breite von 46° 40′; sie sind namentlich in Feuerland zahlreich. Darwin verdanken wir neuerdings treffliche Schilderungen derselben.

Die Gletscher der Alpen. Die Ausdehnung derselben beträgt ungefähr 1,400 englische Quadrat-Meilen und ihre Zahl belauft sich auf 400. Sie lassen manchen bedeutenden Fluss, namentlich an der Nordseite, entstehen. So entspringen der Rhein und die Rhone von Gletschern, die ihre Namen führen. Unter den oben genannten Gruppen von Gletschern sind jene vom Mont Blanc und vom Finsteraarhorn (Berner Oberland) die bedeutendsten. Der Culminations-Punkt der er-

sten Gruppe ist der Mont Blanc, Europa's höchster Berg, 15,744 englische Fuss über dem Meere; sein Gipfel ist sattelartig gestaltet und führt den Namen „Dos d'âne." Der südliche Theil des Berges ist sehr steil und, von der Allée Blanche gesehen, ein vollkommener Absturtz, was jedoch nicht der Fall ist. Mehrere beträchtliche Gletscher kommen von dem Mont Blanc herab; von dessen Spitze zieht sich der Gletscher von Bossons, dessen Längen-Ausdehnung sehr bedeutend ist. Zu den grösseren Gletschern gehört ferner das Eismeer, auch Gletscher von Bayer genannt. Sein unterster Theil (oder Ende), der Bois-Gletscher, giebt dem Arveiron, ungefähr zwei Meilen von Chamouni, den Ursprung. Im Ganzen zählt Forbes in der Gruppe des Mont-Blanc vier und dreissig Gletscher auf. — Auch die zweite der genannten Gruppen hat gigantische Bergmassen aufzuweisen; zu den bedeutenderen gehören, ausser dem bereits erwähnten Finsteraarhorn (14,000 Fuss) noch das Breithorn, Schreckhorn, die Jungfrau, das Wetterhorn u. a. Unter den Gletschern gebührt wohl dem grossen Aletsch-Gletscher der erste Rang. Im Ganzen gehören fünf und zwanzig Gletscher dieser Gruppe an, von welchen sich sieben in dem vielbesuchten Thale von Lauterbrunnen finden.

Classification der Gletscher. Man kann verschiedenartige Gletscher annehmen, je nach ihrer äusseren Form, welche wieder von dem Boden, worauf sie ruht, abhängig ist. Im Allgemeinen unterscheidet man: 1) Kanal-artig gestaltete Gletscher. Hievon giebt der Gletscher von Miago (siehe Fig. VII.) ein treffendes Beispiel, der kaum einen Seitenarm hat; ferner das Eismeer von Chamouni, sowie die Gletscher von Zermatt, Viesch, Aletsch, von der Aar u. a. — 2) Oval gestaltete Gletscher. Hier kann der Gletscher von der Rhone oder jener von Allalein im Saas-Thale als Beispiel dienen, der auf gleiche Weise einen See erzeugt, wie jener von Combal in der Allee Blanche. Auch der Gletscher von La Brenva gehört hierher. 3) Bassin-artig gestaltete Gletscher sind solche, die in einer ovalen Höhlung von Bergen umschlossen, und deren Mündung nur einen geringen Theil von der Breite des Gletschers beträgt. Als Beispiel gilt der Gletscher von Talèfre, dessen Ausgangs-Oeffnung nur den siebenten Theil des Durchmessers vom eigentlichen Gletscher beträgt. Endlich 4) Gletscher zweiter Ordnung sind ungemein zahlreich; sie finden sich zwischen den Felsen in den höheren Theilen der Alpen, ohne in Verbindung mit grösseren Gletschern zu stehen, die sich unter die Schneelinie hinabziehen.

Die Bewegung der Gletscher ist wohl eines der schwierigeren Probleme unserer Zeit. Nicht geringe Irrthümer hegte man früher über die Art und Weise, sowie über Schnelligkeit des Vorrückens. Erst die Untersuchungen von Forbes im Jahre 1842 auf dem Eismeere von Chamouni verbreiteten einiges Licht hierüber. Nach älteren Angaben von Ebel sollte die jährliche Bewegung bei Chamouni vierzehen, bei Grindelwald fünf und zwanzig Fuss betragen. Forbes stellte folgende Gesetze hierüber auf, indem er den Gletscher selbst als eine zusammenhängende, halbflüssige Masse betrachtet, über ihr eigenes Bett dahingleitend: 1) Die Bewegung des Eismeeres während des Sommers und Herbstes beträgt an einigen Stellen innerhalb vier und zwanzig Stunden vier Fuss, an andern Orten nur acht oder neun Zoll. 2) Das Vorrücken ist ein ununterbrochenes. 3) Die Schnelligkeit wächst mit dem Neigungs-Winkel. 4) Die Schnelligkeit steht in geradem Verhältniss zu heissem oder feuchtem Wetter. 5) Obgleich die Geschwindigkeit im Winter nachlässt, hört dennoch die Bewegung nie auf. 6) Die Mitte des Gletschers rückt stets schneller vor, als die Seiten. (Früher hegte man die entgegengesetzte Meinung.) 7) Die grösste Differenz in der Geschwindigkeit ist an den Rändern, in der Mitte zeigt sich mehr Gleichmässigkeit. 8) Der Wechsel der Schnelligkeit in verschiedenen Theilen der Breite des Gletschers ist ein allmähliger durch die ganze Masse hin.

Zu den merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen gehören noch die Veränderungen, welche Gletscher in gewissen Zeiten in ihrem Umfange, an ihrer Oberfläche u. s. w. wahrnehmen lassen. Seltsamer Weise ist dies binnen zehn oder zwanzig Jahren bei vielen der Fall gewesen (Gletscher von La Brenva). Eine Erklärung dieses Phänomens ist im höchsten Grade misslich. Blickt man auf frühere Jahrhunderte zurück, so sind diese Veränderungen noch auffallender. So waren im XV. und XVI. Jahrhundert viele Alpenpässe, jetzt äusserst gefährlich, wohl gangbar. Dies beruht nicht auf Traditionen, sondern ist mit Sicherheit erwiesen. Pässe der Art sind: jene über die Gletscher von Aletsch und Grindelwald, von Brieg nach Grindelwald, der von Saas nach Anzasca über den Monte Moro; der von Zermatt nach Evolena über den Col d'Erin; von Bagnes nach Aosta über Chermontane und von Chamouni nach Courmayeur über den Col du Geant.

Die unmittelbare Nähe vieler Gletscher in den Alpen lässt die deutlichsten Spuren erkennen, dass deren Ausdehnung in den frühesten Zeiten eine bedeutendere gewesen sei. Mächtige Moränen-Haufwerke transpor-

tirter Blöcke in beträchtlicher Entfernung (eine Meile oder mehr) von den gegenwärtigen Grenzen des Eises, galten schon zu Saussure's Zeiten für Bestätigungen dieser Thatsche. Als Beispiele solcher Moränen mag jene von Lavanchi bei Chamouni am Bois-Gletscher dienen. Wenn man aber auch die Behauptung von einer früheren grösseren Ausdehnung der Gletscher annimmt, ist es schwer eine Grenze zwischen diesen und anderen Moränen zu ziehen, die man noch an der Mündung von Thälern findet, von deren oberstem Theile Gletscher herabhängen. Noch überraschender ist der Umstand, dass in der Nähe solcher Moränen die Boden-Oberfläche die unzweideutigsten Gletscher-Spuren trägt; die Felsen lassen Furchen, Streifen in der Bewegungs-Richtung des Eises erkennen, sowie gerundete Formen, geglättete Flächen. Solche Erscheinungen kann man bei St. Servoz beobachten, wo die fortgeführten Granit-Blöcke und der Sand vom Mont-Blanc ununterbrochen bis in die Nähe von Salenches verfolgt werden können. — So viel auch über letztere Phänomene geschrieben worden ist, hat man bis jetzt noch keine ganz genügende Erklärung; noch immer ruht ein gewisser Schleier darüber, welchen zu lüften vielleicht der Zukunft vorbehalten ist.

Die Abbildungen auf der, vorliegende Schrift begleitenden, Karte gehören wohl zu den gelungensten, welche seit langer Zeit von der britischen Insel zu uns herübergekommen. Fig. I. und II. stellen Karten vom Mont-Blanc und von dem Berner Oberland dar. Fig. III. das Eismeer von Chamouni. Fig. IV. zeigt die ungefähre Vertheilung erratischer Blöcke in der Schweiz, Fig. V. die Neigung des Eismeeres von Chamouni. Trefflich ist besonders Fig. VI., welche die Schneegrenze in verschiedenen Breitegraden und in beiden Hemisphären versinnlicht. Fig. VII.—X. sind die verschiedenartigen Gletscher, wovon oben die Rede gewesen.

G. Leonhard.



Zur Geschichtsliteratur der Schweiz.

1) *Histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Glutz-Blozheim et J. Hottinger, traduite de l'Allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par MM. Charles Monnard et Louis Vulliemin. Tome quatorzième. Charles Monnard. Paris, Baltimore, éditeur 1844. Préface p. XV. 608. 8. — Tome quinzième. 1846. 666. 8.*

Diese durch gründliche Forschung, vaterländisch-religiösen Sinn und nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit der Komposition ausgezeichnete Fortsetzung der Schweizergeschichte rückt dem vorgesteckten Ziel langsamen, sichern Schrittes näher. In die Fussstapfen seines Freundes und unmittelbaren Vorgängers Vulliemin, welchen die Jahrbücher bereits früher (1844. Nr. 23.) nach Verdienst würdigten, tritt Karl Monnard ein. Er nimmt den Faden der Erzählung mit dem Aarauer Landfrieden des Jahres 1712 wieder auf und lässt ihn mit dem Schluss des verhängnissvollen Jahres 1797 fallen, also gerade bei dem Beginn der Helvetischen Revolution, welche und die folgende Zeit bis zu den Tagen der Gegenwart die zwei letzten Bände darstellen sollen. Kaum ist ein Stoff der Schweizergeschichte spröder, lückenhafter und zerrissener als derjenige, welchen die beiden vorliegenden Theile des grossen historischen Nationalwerkes behandeln, und dennoch muss man auf diesem meistens öden, unerquicklichen Gebiete des Schweizerischen Still- und Schlaflebens die Keime, Bedingnisse des furchtbaren Revolutionswirrwarrs und der bis auf die Gegenwart fortdauernden Schwingungen und Kämpfe suchen. Es bedurfte daher eines wahrhaft patriotischen Eifers und der ächt historischen Ausdauer, um eine Entdeckungsfahrt in jene angedeuteten Steppen und Gestrippe, welche den letzten Religions- und Bürgerkrieg von der Revolution trennen, mit Erfolg zu wagen und eine hin und wieder versteckte Oase in der eintönigen, kahlen Haide und Sandebene aufzufinden. Andererseits forderte es keine geringe Geschicklichkeit, um die mühsam gewonnenen Endergebnisse der Forschung zu ordnen und dem unbehülflichen Klotz meistens kleinfügiger, zerrissener Thatsachen den sie bewegenden Lebensathem einzuhauchen. Dieser zusammenhaltende Kitt erscheint, glaubt Ref., gerade als die höchste Schwierigkeit, und die Kunst des Historikers musste sich hauptsächlich darin zeigen, dass sie mit der grössten Resignation die kleinen Kettenringe des öffentlichen, häuslichen und

literarischen Lebens einen nach dem andern abwickelt und bei dem Leser das allmählig reifende Urtheil hervorruft: „so kann es nicht bleiben; es muss anders werden!" — Wenn im Aeschyleischen Prometheus selbst die Dulderin Jo einen raschen Todeswurf dem allmähligen Zerbröckeln und Verfaulen vorziehet*), wie sollen sich da die Menschen anstämmen wider halb verschuldetes Schicksal? Revolutionen zerstören, aber sie retten auch bisweilen, wenn alle Reformversuche an der dicken Eisrinde des Volks und Machthabers abprallen. — Hinsichtlich der Hülfsmittel hat der Verf. neben den grössern und kleinern Druckschriften viele bisher unbekannte Quellen benutzt; ihm öffneten sich die Archive in den städtischen und landschaftlichen, reformirten und katholischen Kantonen, endlich in Paris, wo er drei Monate lang die freundlichste Aufnahme in literarischer Beziehung fand (Préface. 14); ihm standen die Denkschriften einzelner, in die Angelegenheiten selbst eingreifender Privatmänner, z. B. des Obristen Roverea, zu Gebot; mit mehreren hoch gestellten Persönlichkeiten, namentlich dem General Fried. de la Harpe, lebte er Jahre lang zu Lausanne im freundlichen Umgang; seine erste Knaben- und Jünglingszeit fiel in die Wetter- und Zeitenwende der Schweiz; der greise, unglückliche Bodmer aus Zürich, welchen die Aristokratie als Hochverräther verurtheilte, die Revolution des Gefängnisses entledigte, segnete den Knaben im Namen Gottes und der Freiheit (II., 570); eine hochbetagte, jedoch noch lebhafte Tochter des von den Appenzellern (1784) hingerichteten Landammanns Suter führte den Reisenden zum Grabe des Vaters (1840. S. II. 422). Dazu tritt eine gediegene, durch Reisen, Umgang, öffentliche Aemter gewonnene Bekanntschaft mit den dermaligen Sitten, Bräuchen, schlimmen und guten Eigenschaften des Volks wie seiner vielgestaltigen Führer und Magnaten. In Folge dieser mannigfachen, gründlichen Vorarbeiten und günstigen Aussenverhältnisse konnte der Verf. die meisten Schwierigkeiten seiner Aufgabe durch Geduld und Gewandtheit bewältigen und inmitten mancher unsanften Parteistösse ein Werk liefern, welches allen billigen Anforderungen vollkommen genügt und ein eben so reiches wie belehrendes Gemälde der stillen und sturmvollen Tage liefert. Es ist nicht daran zu zweifeln, dass diese bedeutende Leistung im In- und Auslande die gebührende Anerkennung

*) Besser ja, todt seyn mit Eins,
Als alle Tag' hinschmachten in Mühseligkeit.
(v. 753. J. H. Voss.)

finden und durch die Theilnahme des Publikums, das heisst, durch fleissiges Kaufen, Lesen und Benutzen für den raschern Abschluss des Gesammtunternehmens den wenn nicht ermunternden, doch fördernden Beitrag empfangen werde. Für die nähere Würdigung erscheint es passend, etliche Beispiele des religiös-kirchlichen, politischen und kulturgeschichtlichen Kreises hervorzuheben und bisweilen mit einigen erläuternden Anmerkungen zu versehen. — Ein grosser Theil der Europäischen Welt bemüht sich seit Jahren mit steigendem Eifer um Religions- und Kirchensachen; es ist also billig, dass man diesen zuerst Rechnung trage, ohne hier in den etwa wirklichen oder nur scheinbaren Ernst der polemischen Fragen einzutreten. Genug, es ist Thatsache, dass Hierarchie und Opposition, Jesuiten und Widersacher, alte und neue Katholiken, Lichtfreunde, Rupp-Protestanten und streng gläubige Evangelische u. s. w. geräuschvollen Kampf führen und, wenn nicht etwa bald ein weltlicher Kanonendonner dazwischen dröhnt, noch Jahre lang — ungewiss ob zum Nutzen oder Schaden der Christenheit — fortsetzen werden. Neben Teutschland ist die Schweiz das Hauptquartier dieser vom Eisenbahnen- und Handelseifer begleiteten Anstrengungen, und zwar so, dass nach dem Gang der republikanischen Verfassung die kirchliche Frage mehr oder weniger eine praktisch-politische wird. Diese Richtung tritt auch für den monarchischen Staat über kurz oder lang ein, jedoch matter und auf weitern Umwegen. Das gemeinsame Interesse für alle Staatsbürger, ohne Rücksicht auf die Constitution, liegt natürlich zunächst in den Planen, Kräften und Tendenzen des eigentlichen theocratischen Princips oder Priesterstaats, so ferne auf Kosten der weltlich-politischen Gesellschaft durch geschickten Gebrauch der Umstände mittelst allmähliger Zu- und Umgriffe neuer Boden erstrebt und gewonnen wird. Bei wachsenden Parteileidenschaften ist es zwar nicht leicht, die Demarkationslinie beider Gebiete scharf zu halten, jedoch haben Sitte, Umsicht und Selbstgefühl wie anderswo, so in der Schweiz während des achtzehnten, hier vornämlich in Frage stehenden Jahrhunderts keinen Eingriff in das rein staatsbürgerliche Territorium geduldet, dagegen andererseits auch keine Einmischung in dogmatisch-disciplinarische Angelegenheiten des katholischen Kirchenwesens erstrebt. Gerade die Urkantone, Luzern an der Spitze, handelten dabei mit einem kaltblütigen, ruhigen Ernst, welcher in den meisten Konflicten über die iura circa sacra oder die Staatsrechte in Kirchensachen zum glücklichen Endergebniss führte und den ver-

suchten Glaubenshader trotz vielfach vorhandenen Zündstoffes im Keime erstickte. Es mag nützlich seyn, etliche Beispiele für diese Wendung der damals mit gleichem Eifer, aber verschiedenem Ausgang behandelten Tages- und Lebensfragen zu geben. 1725 entfernte Luzern den widerspänstigen Pfarrer von Udligenschwyl, welcher obrigkeitlichem Gebot trotzte, von seiner Stelle, liess einen Nachfolger wählen und schirmte in dem weitläufigen, durch gütlichen Vertrag mit dem heiligen Stuhl beendigten Handel (1727) das staatliche Recht, ungehorsamen Geistlichen die Thüre zu weisen (Monnard I., 18—27). „Der Nuntius Passionei, bemerkt Balthasar in der handschriftlichen Geschichte der Nuntiatur II., 346, wurde gleichzeitig von Rom aus ermahnt, künftig bescheidener und gemässigter zu handeln; Luzern liess ihn ohne weitere Beachtung in Altorf sitzen, wo er sich mit einer gewissen Fertigkeit seltener Bücher und Schriften der Klosterbibliothek zu bemeistern wusste, und man scherzte über das Epigramm des gelehrten Mannes: „Lux quondam Lucerna fuit Lux-Uria nunc est." — Dasselbe Luzern behauptete in dem sogeheissenen Beeidigungsstreit 1748 (Monnard II., 131 sqq.), etliche Jahre später 1759 in dem Ceremonialstreit (Monnard II., 182 sqq.) gegenüber der Nuntiatur seine weltliche Oberherrlichkeit; wenn die Kurie ihre Forderungen durch Beispiele, wie es anderswo gebräuchlich sey, durch Concilien, Kirchengesetze, Bullen und klassische Schriftsteller unterstützte, antwortete die Republik einfach: „so haben es unsere Vorfahren bisher geübt, und waren dabei gute Katholiken" (Balthasar, Geschichte der Nuntiatur II., 380). Dabei vertheidigten kühne und beredte Schriftsteller das wohlbegründete Recht des weltlichen Staats, und dieser war denn selbständig genug, um etwaige Klagen der Nuntiatur über Presslicenz abzuweisen. — „Denkt doch einmal daran, aus welchem Volke die Kardinäle und Prälaten aus Rom sind, und ihr werdet finden, dass fast kein Teutscher darunter ist. Fragt hingegen einmal nach, woher die Bedienten, die Köche der Kardinäle, die Stallknechte, Wasserknechte und Mauleseltreiber sind, und ihr werdet erfahren, dass sie alle Teutsche sind, als wenn man diese edle Nation in Rom nur zu den gemeinsten und verächtlichsten Arbeiten tüchtig halte." — Was Hutten da beklagt, das gilt auch jetzt noch. Man glaubt in Rom genug für die Schweizer und Teutschen zu thun, wenn man ihnen aus Gnaden die Bewachung des heiligen Vaters anvertraut und sie aus den Einkünften des eigenen Landes bezahlt." Diese Stelle, welche das Büchlein: „Stand und Freuden des Schweizerlandes" in der zweiten zu Basel erschienenen Auflage (1765)

enthielt, wurde von dem Nuntius Gonzaga als beleidigend eingeklagt und die Unterdrückung der Schrift begehrt. Luzern ging aber weder auf das eine noch andere ein; alles blieb beim Alten (s. Balthasar II., 437). Eben so bestimmt behauptete die Regierung ihre Befugniss, bei schwieriger Finanzlage die fetten Klöster zu besteuern (1764. s. Monnard II., 184) und glaubte keineswegs an das Ende der Welt, als eine Broschüre (1769) die Frage aufwarf: „ob es der katholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regulären Orden gänzlich aufzuheben, oder wenigstens einzuschränken?“ (Monnard II., 190). Jedoch siegte endlich die Mehrheit der Räthe und untersagte das Büchlein, nachdem es die Gedanken aufgerüttelt und seinen wesentlichen Zweck erfüllt hatte. An Religionsgefahr oder gar Waffenstreit ob des Mönchthums dachten selbst die eifrigsten Klosterfreunde nicht; sie wollten nur einem Aergerniss begegnen. — Besonders lehrreich für unsere, in seltsamen Restaurationen verschollener Dinge eifrige Tage ist das Benehmen der Schweiz gegen die Jesuiten. Der gesunde und freie Sinn des Kantons Schwyz verschmähete die von dem reichen Landammann Augustin Reding angetragene unentgeltliche Aufnahme des Ordens, für welchen der Gönner Haus, Wiesen, Grundstücke und 80,000 Gulden überliefern wollte. Als in der darob abgehaltenen Landsgemeinde (1758) jedem Jesuitenanhänger der Lohn von einem Thaler in Aussicht gestellt wurde, fragte der Hauptgegner einfach: „Hat denn Christus seine Apostel gekauft?“ und das ganze Volk verwarf nicht nur den lockenden Antrag, sondern setzte auch schwere Strafen für die Zukunft fest, wenn man etwa mit ähnlichen Vorschlägen zu Gunsten des Ordens kommen würde. Die Jesuiten, hiess es in der Landsgemeinde, sind kostbar; kaum irgendwo angesiedelt, erwerben sie Wiesen, Triften, Ackergründe, Häuser, Pachtungen, leihen Geld aus auf Liegenschaften und eröffnen einen Abgrund der todten Hand, in welchem sich die Nahrungsquellen des Landes gemach verlieren. Sie bitten nicht wie die Kapuziner um Brot, Butter, Lichter, Zwirn, aber sie nehmen Gült- und Schuldbriefe, Grundstücke, Meierhöfe, Silbergeschirr für ihren Haushalt, goldene Ketten für ihre Kirchen, und wenn irgend etwas fehlt im Kollegium oder im Kultus, lautet das Feldgeschrei: „es lebe der Staatssäckel!“ (Monnard II., 208). Wie richtig im Ganzen diese Ansichten waren, lehren die Luzernischen Jesuiten. Sie hinterliessen trotz der seit ihrer Aufnahme (1574) nie ausgehenden Geschenke und Dotationen bei dem Tode des Ordens (1773) 22,000 Gulden Schulden und führten einen so glänzenden, verschmitzten Lebenswandel, dass ein Festessen

im Jahr 1746 für 47 Personen 225 verschiedene Gerichte zeigte, und dass bei einer Finanzvisitation im Jahre 1708 der obrigkeitliche Hauptcommissär den frommen Vätern beim Abschiede förmlichen Unterschleif vorwarf. „Meine Herren", sagte er auf Französisch, „Ihr seid Spitzbuben. Euch schickte ich, wäre die Herrschaft mein, zuerst an den Galgen" — (Monnard II., 204). Jedoch war das Schicksal nicht hart; viele Jesuiten blieben wie in Lucern, Freiburg, Wallis nach der Auflösung des Ordens als Weltgeistliche oder Professoren zurück, und behaupteten immer einen Theil ihrer Wirksamkeit, bis dann die Helvetische Revolution auch diesen verschlang, die neueste Zeit aber zur steigenden Macht in der Kirche und im Staat wieder erweckte.

In der politischen Geschichte haben besonders zwei Stücke eine sorgfältige und glückliche Darstellung gefunden, der waadtländische Emancipationsversuch und die Henzi-Verschwörung zu Bern. Der Stoff dieser beiden durch die eigenthümliche Characteristik der Persönlichkeiten und Verhältnisse anziehenden Begebenheiten hat der Verfasser meistens den Acten entnommen und so geordnet, dass man ein lebendiges und treues Bild der tragischen Vorfälle bekommt. Hinsichtlich des ersten Gegenstandes, welcher den durch Major Davel geleiteten Versuch, die Waadt von der Bernischen Oberhoheit loszureissen (1723), enthält, muss man wohl zwei Hauptmotive annehmen, den politischen und religiösen Unmuth. Jener traf seit dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts einzelne Glieder der höhern Bürgerklasse, dieser die von der streng rechtgläubigen Kirche vielfach beschränkten Pietisten. Beide Momente hat unserm Dünken nach der Verfasser nicht scharf genug hervorgehoben, wie denn eben desshalb die Charakteristik Davels, des einzigen sichtbaren Thäters, unvollständig erscheint. Die Constituirung der Waadt als eines unabhängigen Cantons tritt schon in dem zweiten Decennium des achtzehnten Jahrhunderts als Plan der Französischen, wider Berns Uebermacht erbitterten Diplomatik hervor und stehet schwerlich ganz abgerissen als leerer Einfall eines müssigen Kopfes da. „Leicht könnte man, meinte der französische Gesandte, Graf du Luc, das Waadtland zur Empörung bewegen. Der Adel und das Volk sind ohnehin durch die bisherige Behandlungsart sehr dazu gestimmt. Eine Revolution der Art würde ihre guten Folgen haben. — Könnte man die Waadt zur Republik erheben und unter den besondern Schutz des Königs stellen, so würde der Stand Bern hierdurch in seine alten Gränzen zurückgedrängt und vielleicht zur Anhänglichkeit an Frankreich genöthigt, welche er nie haben wird, so lange er mächtiger als seine

Mitstände ist.“ (S. Bericht du Luc's vom Oktober 1715 im Schweizerischen Museum. Jahrg. 1816. II. 630.) Dergleichen Plane und Umtriebe wirft eine schlaue und thätige Agentschaft niemals in den Rumpeltopf phantastischer Hirngespinste; sie arbeitet dafür, sucht vielfache Seiten- und Umwege, reizt, beruhigt, fühlt den schlummernden Gelüsten den Puls, beobachtet, bleibt beim Ausbruch scheinbar ruhig und gleichgültig, läuft wie eine vergiftete Ratte im kritischen Augenblick umher und stellt sich todt, sobald der Lieblingswunsch in der Geburt scheitert. Dieses Betragen nimmt gerade Frankreich an; sein ängstlich gespannter Bote d'Avary empfiehlt, da die Dinge scheitern, dem Könige in einer ärgerlichen Laune, der Bernischen Regierung vornehm den Text zu lesen und der königlichen Huld zu versichern. Da Herr Monnard den Französischen Revolutionsplan gegenüber dem Waadtlande nicht gekannt zu haben scheint, so bleibt es erklärlich, wenn er ihn für das Ereigniss selber auch nicht benutzt. Ferner muss man wohl erwägen, dass die religiös-kirchliche Bewegung, welche unter dem Namen des Pietismus hervortritt, auch in den Städten der Schweiz bereits zahlreiche Anhänger besass. Sie glaubten, wie ausdrücklich der berühmte Dichter und Philosoph Addison in seiner Italienischen Reise bemerkt, an unmittelbare Inspiration, an Stimmen des Geistes und Gewissens; sie mieden mit der ängstlichsten Sorgfalt alle Berührungen und Einflüsse der Sinnenwelt und vertieften sich in die Anschauung Gottes und des Heilandes; ihnen war die dogmatische Verknöcherung der Protestanten und der Ceremoniendienst des Katholicismus auf gleiche Weise ein Gräuel; sie schwärmten für das Urbild der apostolischen Unschuldskirche und für die Nähe einer Verjüngung des gesammten, nach ihrer Ansicht durch reformirten Buchstabendienst und katholische Zerflossenheit grundverderbten Christenthums; ihnen erschienen weltliche Freuden, selbst der Geruch einer Rose, als Abwege vom Himmelreich; ihre Liebe gegenüber den Armen und Bedrängten war werkthätig, kein Spiel der Lippen, und ihre Friedfertigkeit, welche vor allem Rechtshändel mied, konnte als Muster dienen. Aber sie hatten auch, wenn es seyn sollte, Leib und Gut wagende Helden, welche, weil Gott und die innere Stimme es wollten, keine Todesfurcht anwandelte. Diesem Geschlecht eines den Staat und die Kirche umspannenden Pietismus gehörte der Major Abraham Davel an. Er handelt für die Verherrlichung Gottes, kennt keine Reue ob einer gesetzwidrigen That, beziehet alles auf die waltende Providenz, welche den Entschluss weckt, kräftiget, leitet; betheuert, dass er nur eine Handlung des Gehorsams gegen göttliche Befehle vollzogen habe, und

dass er im entgegengesetzten Fall als Rebell wider die Stimme Gottes *) (rebelle à la Voix de Dieu) die Wirkungen der göttlichen Rache würde verdient haben. Diese Haltung bleibt bis zum Ende; keine Folter und Schmeichelei, keine Furcht und Hoffnung vermögen sie zu ändern. Als das Todesurtheil unter rauhen beleidigenden Zusatzworten des richterlichen Oberbeamten abgelesen ist, antwortet der Betroffene ruhig: „Ich unterwerfe mich in aller Demuth den Befehlen der Vorsehung und sterbe für den Ruhm, die Verherrlichung Gottes (la gloire de Dieu). Dieser göttliche Geist, diese Stimme des Höchsten haben bei dem fromm-schwärmerischen Mann gleichsam plastische Gestalt angenommen; eine Unbekannte verkündet ihm Jahre lang vorher seinen Plan und sein Ende; eine Unbekannte will mit dem Gefangenen leben und sterben, wenn es die gnädigen Herrn von Bern vergönnen (S. den bei Monnard nicht vorhandenen Brief einer unbekannten Weibsperson im cod. hist. helvet. III., 47. p. 117 der Bernischen Stadtbibliothek); kurz, der Sokratische Dämon oder Genius begleitet überall den Major Davel; er denkt, empfindet, handelt für den Himmel, für die unsichtbare Welt, und zwar mit der grössten Ruhe und Gelassenheit. Dieses Merkmal unterscheidet ihn aber von dem gewöhnlichen, erhitzten Fanatiker; denn der religiös-gesellschaftliche Pietismus jener Tage mied die äussersten Enden; er glich nicht einem verzehrenden, sondern wärmenden Feuer und fand deshalb auch bei wahrhaft edlen Naturen Empfänglichkeit; er diente als eine vielfach nützliche Mitte zwischen dem katholischen und protestantischen Pol, fern von der spätern weinerlichen und faden Verquickung durch mönchiche Ascetik und Mondscheinsentimentalität. Dieser männliche, Gott gegenüber demüthige Sinn durchzieht auch ein ziemlich langes Gebet, welches unter den Papieren Davels gefunden wurde. (S. ms. helvet. III., 47. p. 107.) Er ruft Gott an um Hülfe und Stärkung für den Vollzug der erhaltenen Mission (vocation), welche man mit Eifer, Muth und Ausdauer für die Verherrlichung des himmlischen Namens zu unternehmen und zu beendigen wünsche. — Wenn der waadtländische Unabhängigkeitsversuch aus politisch-religiösen Triebfedern entspross und ausserhalb des Urhebers keinen Mitschuldigen fand: so liegen die Ursachen der Berni-

---

*) „Niemand weiss, was in dem Menschen ist, als nur der Geist des Menschen, der in ihm ist." Elisabeth Künzli, Inspirirte (um 1714), bei Meister, Helvetische Scenen der neuern Schwärmerei. 1785. S. 147.

schen Verschwörung gegenüber der Theilnahme meistens in einem korporativ-städtischen Freiheitsgefühl. Dieses wollte nicht über den Gesichtskreis der Bürgerschaft hinausschreiten, nur den Kreis der Aristokratie durch die Aufuahme neuer und den Sturz alter Glieder erweitern. Dem gemäss sollten 1200 Neubürger eintreten, die Landgerichte ihre frühern Freiheiten zurückerhalten und Stellvertreter in den grossen Rath wählen, auch die Waadtländer in den Genuss der ursprünglichen Rechte und Befugnisse kommen. Der bedeutendste Kopf unter den 60—70 Verschworenen war der Hauptmann Samuel Henzi, ein der alten wie neuen Sprachen kundiger Mann, guter Mathematiker und mit Epigrammen leichthin spielender Dichter. Ihn trieben verletztes Selbstgefühl des eigenen Werthes und zerrüttete Vermögensumstände vorwärts; Daniel und Gabriel Fueter, wohlhabende Kaufleute und eifrige Pietisten, schlossen sich an aus beleidigtem Bürgerstolz, der Stadtlieutenant Emanuel Fueter, Kaufmann Wernier und Andere aus Gewinnsucht und in Hoffnung, den zerrütteten Haushalt durch die Revolution zu verbessern. Sie scheiterte an ihren eigenen Gebrechen; Planlosigkeit, Untreue führten zur Entdeckung. Fueter, Wernier, Henzi starben auf dem Blutgerüst (16. Juli 1749). Letzterer rief, als der Henker dreimal nach dem Vorgänger hieb, aus: „das war ein wüster (ungeschickter) Streich!“ und nahm kaltblütig den Armensünderstuhl ein. — Das ganze tragische Drama, welches Lessing eine Zeitlang dichterisch bearbeiten wollte, hat Hr. Monnard vollständig und treu, meistens nach handschriftlichen Quellen, beschrieben (I., 428—470) und dabei nicht unterlassen, auf die Nemesis hinzuweisen, welche feige, selbstsüchtige Denunzianten durch Gewissensbisse auf dem Sterbebett heimsuchte. Dieses Loos traf namentlich den jungen Theologen Ulrich; umsonst belohnten ihn 50,000 Franken, Verschwiegenheit, Ehren, fette Pfründen und Regierungsgunst; das Gespenst der gefallenen Opfer schlich dem muntern, beliebten Kanzelredner nach; er fand keinen Trost im geweiheten Beruf und in der Einsamkeit ländlicher, mit Lust und Geschick betriebener Feldwirthschaft. (S. Tillier, Geschichte Berns, V. 218.) Uebrigens fehlte es in jenen revolutionär-politischen Tagen den sonst nüchternen Bernern keineswegs an dichterischen Manifestationen; Henzi selber verfasste unter dem Titel: „Die Landkutsche des Pindus (la messagerie du Pinde. 1747) allerlei Fabeln, Epigramme und Lieder; sie stehen der heutigen politischen Poesie Teutschlands gar nicht nach, und verdienen vielleicht für das lüsterne Publikum eine Uebersetzung. — Referent ist zufällig in den Besitz des Büchleins gekommen, welches Monnard um-

sonst aufsuchte (I., 440). Letzterer theilt dagegen ungedruckte Französische Verse mit (I., 433), deren Wahrheit auch jetzt noch gelten möchte. Sie lauten:

„La France souffre ou souffle tout;
Les Jésnites se fourrent partout; –
Rome bénit tout;
Si Dieu ne pourvoit à tout,
Le diable emportera tout.“ —

Mit gleicher Sorgfalt und Anschaulichkeit sind die in Folge des fremden Kriegsdienstes und der heimischen Redings-Magnatenschaft entstandenen Unruhen der Schwyzer (1764—1765) beschrieben. Bisher hatte man darüber nur mangelhafte Berichte; hier wird jene die Gebrechen der Demokratie abspiegelnde Demagogengewalt des Wirths Pfeil, welcher die Landsgemeinden als Werkzeug gebrauchte, zuerst ausführlich und nach den Akten geschildert (II., 124—165). Der 10,000 Köpfe starke Souverän, welcher 38 ausserordentliche, gut bezahlte Sitzungen hält, erscheint da als ein blut- und habgieriger Haufe voll Launen und frevelhafter Gelüste; er misshandelt körperlich seine Obrigkeiten und verhängt Strafurtheile, welche ganze Familien an den Bettelstab bringen, um die Taschen der Landleute und ihrer ehrlosen Führer zu füllen. Wer diese schauerliche Schreckensgeschichte durchgelesen hat, dem bleibt wohl kein Zweifel an der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform des entarteten, zehntausendköpfigen Oberherrn, welcher bei einmal aufgeregter Leidenschaft kein Maas und keine Gerechtigkeit anerkennt. Eben so bedauerlich als unklug war das fünfzigjährige Schutz- und Trutzbündniss, welches die Eidgenossenschaft nach langen Unterhandlungen, Umtrieben und Kniffen 1777 mit Frankreich abschloss. Das von Monnard stillschweigend gebilligte Misstrauen in Oesterreich (II., 285. 321) hatte durchaus keinen Grund. Die erste Theilung Polens, auf welchem hauptsächlich die von der wälschen Partei ausgestreuten Verdächtigungen hinsichtlich ähnlicher Plane gegen die Schweiz ruheten, ist bekanntlich nicht das Werk Oesterreich's; es widerstrebte lange und hartnäckig. Eine Allianz mit dem damaligen Kaiserhofe hätte der Eidgenossenschaft auf jeden Fall keinen Schaden gebracht, ihr vielmehr Anhaltpunkte für die wohlthätigen Josephinischen Reformen im Criminalcodex und Kirchenrecht gebracht, bei dem Eintritt der Revolution aber einen festern, über Neutralität oder aktiven Krieg gebietenden Rückhalt verliehen. Auch bei den Neuenburger Händeln (1767) war das von Monnard in Schutz genom-

mene Versailler Kabinet (II., 233), welches, sagt der Geschichtschreiber; dem Bernischen Ehrgeiz auf wohlthuende Weise entgegenarbeitete, keineswegs offen. Aeusserlich nämlich blieb man neutral und dem sogenannten Gleichgewichtsprincip der Eidgenossenschaft befreundet, im geheimen aber mischte sich Herr von Choiseul ein und blies den erlöschenden Funken nach Kräften an (II., 241). Hinsichtlich der Cultur- und Literargeschichte, welche mit grosser Genauigkeit behandelt wird, kann Referent den Monnard'chen Ausgangspunkt gleichfalls nicht unterschreiben. „Obschon, lautet derselbe, dem grössten Theil nach Teutsch, richtete die Schweiz dennoch ihre Blicke am meisten nach Frankreich, und eignete sich die Sitte und Sprache desselben an; kälter für die kalten Tiefen der Teutschen Wissenschaft, empfing sie stärkere Stösse von der Beweglichkeit (Electricität) des Französischen Geistes." (II., 30.) Dieses Urtheil, gegenüber den Moden der vornehmen Herrn und Frauen vollkommen begründet, gilt eben so wenig für den damaligen Sittenzug der Volksmasse als die etwas langsame Entwickelung der Literatur. Jener blieb bis zur Revolution so ziemlich in dem Geleise altväterlichen Herkommens; diese, die literarische Bildung, stand in einem lebhafteren Wechselverhältniss zu Teutschland denn zu Frankreich. Bodmer, Breitinger, Lavater, Hottinger, Pestalozzi, Iselin, Ith, Joh. Müller, Stapfer, Zimmermann u. s. w. zeugen dafür. Selbst Genf gab als literarische Werkstätte vor der Revolution den Franzosen eher denn dass es von ihnen den Maassstab für die Beurtheilung des Schönen und Wahren empfing. Voltaire spricht nicht dawider; sein Einfluss war, wie man zu sagen pflegt, Europäisch und bekam überdiess an dem auf Frankreich unmittelbar zurückgreifenden J. J. Rousseau ein ausgleichendes Gegengewicht. Uebrigens zeigte auch die wachsende Kulturentwicklung der Schweiz, welche trotz des vernachlässigten Volksunterrichts mit jedem Jahrzehent zunahm, das Missverhältniss zu den alten Grundgesetzen und die Nothwendigkeit einer politisch-socialen Reform. Die Gleichgültigkeit der souveränen Kantone gegen dieses Heilmittel und der revolutionär-militärische Andrang des neuen, seit 1789 gemach gültigen Franzosen- oder Frankenthums führten hauptsächlich die unter dem Namen „Helvetische Revolution" bekannte Umgestaltung der Schweizerischen Dinge herbei. An der Schwelle dieses bedeutenden, fruchtbaren Ereignisses bricht Monnard vorläufig ab. Es ist zu wünschen, dass die Fortsetzung des gediegenen, namentlich für die Gegenwart wichtigen Werkes bald erscheine. Einstweilen findet der

Leser dafür Entschädigung in einem gleichfalls trefflichen historischen Buche, welches unabhängig von Monnard ein Bruchstück der herannahenden Krisis behandelt; in:

2) *J. J. Hottinger's Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der Schweizerischen Eidgenossenschaft der dreizehn Orte. Zürich, bei Höhr. Erste Lieferung. 1844. S. 171. Zweite Lieferung. 1846. S. 172—400. 8.*

Die bedenkliche Lage der gegenwärtigen, von vielfachen Parteistoffen erfüllten Eidgenossenschaft macht die ruhige und gründliche Beleuchtung einer noch stärkern, dennoch glücklich, wenn auch nach langen und harten Kämpfen überstandenen Krisis dem Historiker und Staatsmann gewissermaassen zur Pflicht. Ueberdiess mindert der Tod die an sich geringe Zahl früherer Zeugen des Revolutionsdramas. Wenn daher ein so ausgezeichneter Geschichtschreiber, wie Hottinger, dessen Verdienste um die Darstellung der Reformationszeit allgemein anerkannt sind, den Blick auf ein ziemlich neues, von ihm selber durchgelebtes Ereigniss richtet, so dürfen Wissenschaft und Leben fruchtbare Endergebnisse erwarten. Denn die Belehrung geschieht hier nicht nur durch Urkunden und Druckschriften, sondern auch durch die Beihülfe der eigenen, wenn auch nur in das Knaben- und Jünglingsalter fallenden Eindrücke und Anschauungen. Dazu kommt noch der günstige Umstand, dass die vor einem engern Kreise gehaltenen Vorlesungen nicht sowohl dem Gelehrten als dem gesammten urtheilsfähigen Publikum, zunächst der Schweiz, bestimmt sind (Vorwort IV.). Diese Stellung nöthigt an sich schon zur möglichsten Abrundung und Klarheit wie der leitenden Gesichtspunkte, so des behandelten Stoffes. Haushälterische Sparsamkeit, welche nur seltene und entscheidende Züge gibt, wissenschaftliche Popularität, für Gelehrte und das Volk berechnet, und offene, das politisch-religiöse Bekenntniss nicht bemäntelnde oder verkleisternde Gesinnung bilden hauptsächlich das charakteristische Merkmal, den literarischen Stempel dieses bis zum Sturz der alten Eidgenossenschaft vorschreitenden Buchs. Lichtvoll geordnet und einfach geschrieben, ist es ganz geeignet, auch dem nichtschweizerischen, namentlich Teutschen Leser ein gutes Bild der Wirren und Irrsale zu geben, unter welchen der fast fünfhundertjährige Bund des Schweizervolkes, nicht ganz ruhmlos, zusammenstürzte, und einem neuen, vielfach schwankenden Leben Bahn brach.

(Schluss folgt.)

Nr. 36. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Geschichtsliteratur der Schweiz.

(Schluss.)

Der Verfasser stellt sich nicht über alle Parteien; denn in seinem Vaterlande, sagt er, ist es keinem mehr erlaubt, so vornehm zu seyn, er wolle sich denn in sein Studirzimmer einschliessen. Dieser Standpunkt ist, um eine laufende und verständliche Redensart zu gebrauchen, der liberal-konservative, der bürgerlich-aristokratische, welcher Reform nach historischen Momenten, nicht Revolution nach abstrakt-idealen, den geschichtlichen Prozess ignorirenden Principien erstrebt und scharfe Gegensätze hasst. Für den Geschichtschreiber, weniger für den Staatsmann, Bürger und Feldherrn, ist eine gerechte Mitte — ein juste milieu — der Art sicherlich zweckmässig, wenn auch nicht alleingültig und ausschliessend richtig; schwierig aber wird die Stellung, wenn das theologische Element in die politisch-historische Betrachtungsweise eindringt und hier ihre Rechte geltend macht. Denn in einem solchen Fall regt sich bei einem sonst tüchtigen, geistvollen und gründlichen Beobachter sogleich, wie das Sprüchwort lautet, der alte Adam; der moralisirende und abkanzelnde Theolog setzt sich an die Tafel und verzehrt Stück vor Stück den Historiker. Diess geschieht um so leichter, je häufiger und unverschämter die religiös-kirchliche Koketterie oder Gefallsucht hervortritt und in den bürgerlich-geschichtlichen Entwickelungsgang der Völker legislativ einzugreifen sucht. In der katholischen Welt geschieht das vornämlich durch die Jesuiten, in der protestantischen durch die übergläubig Frommen. Letztere schwatzen und handthieren für den christlichen Staat, den Teutsch-christlichen Gottesstaat, wie wenn man bisher Heidenthum und keine mühsam bewerkstelligte evangelische Union besessen hätte. Dieser theologisch-sittliche Beigeschmack eines Predigers in der Wüste tritt nun auch in den sonst trefflichen Vorlesungen Hottingers hervor und gibt dem historisch-politischen Boden bisweilen eine breiartige, hemmende Weichheit. Urtheile und Räsonnements des Geschichtschreibers sollen in der Regel nur den Staat,

die Sitte und Bildung treffen; streben sie aber, wenn man will, höher zu den Regionen der transcendentalen Theologie, Ethik und Offenbarung empor, so wird das klare, gleichsam menschliche Auge getrübt durch die Tarnkappe der theologisch-sittlichen Kritik, und die Begebenheiten erscheinen nicht in dem Licht naturgemässer Ursachen und Wirkungen, sterblicher Tugenden und Gebrechen, sondern in dem feurigen Dämmerschein des Fatalismus oder unabweisbaren Schicksals (μοῖρα), welcher sich bisweilen hinter dem sonoren Namen der Providenz, providenziellen Leitung u. s. w. zu verbergen pflegt. Man wird diese Aeusserung nicht dahin missverstehen, wie wenn das sittlich religiöse Princip der geschichtlichen Darstellung durchweg fehlen sollte; es tritt, das ist der Sinn, in den Scenen der Kämpfe und Thaten gelegentlich von selbst als Gedanke und Abstraktion des Inhalts hervor, kündigt sich aber nicht an als Norm und Regulativ. Denn die maassgebenden Principien des Historikers, so weit er sie durch Betrachtung über den Stoff und an demselben entwickelt, müssen in ununterbrochener Wahlverwandtschaft mit dem Object bleiben, den politisch-socialen Dingen im weitesten Wortverstande nachgehen. Der theologisch-sittliche Standpunkt gleicht sogar dem Versucher in der Wüste; er gibt Steine statt des Brotes. Ihm gemäss werden die der staaatsbürgerlichen Reformen bedürftigen Zeiten und Völker mit Gottesgelahrtheit, liturgisch-dogmatischen Flatter- und Flitterrosen abgespeist, welchen die naturwüchsige Kräftigkeit fehlt. Die höchste Kunst, der redlichste Fleiss truben dem Historiker, wenn er von dem theologisch-sittlichen Standpunkt ausgeht, die Lebensfreude und Aussicht auf bessere Zeiten. Ueberall muss er zürnen, bedauern, mäkeln, während es seine Bestimmung ist, die menschlichen Dinge entweder ohne alle persönliche Kritik hinzustellen, wie er sie fand (res humanas non ridere, non lugere, sed describere. Spinoza) oder durch subjektive Betrachtungen den Leser, die Zeit, für das Edle, Wahre und Freie zu ermuthigen. Diese letztere Richtung wäre bei dem vollen Besitz der Kenntniss, vaterländischen Denkart und darstellenden Geschicklichkeit dem berühmten und anerkannten Verfasser leicht möglich gewesen, allein er hat sie in Folge seines moralisch-theologischen Standpunktes verschmäht. Ihm erscheint die Helvetische Reformations- und Revolutionspartei, Laharpe und Peter Ochs an der Spitze, nur als eine plan- und gedankenlos herumtappende Rotte, während sie doch bei ausserordentlichen Schwächen und Gebrechen Bahn und Wege fand für eine neue, durchaus nothwendige Zeit; von seiner Warte aus betrachtet handeln die

der vollen Zornesschale allerdings würdigen Franken nur aus materiell-persönlichen Gründen, während sie doch daneben auch einem politischen Princip folgten, der revolutionär-republikanischen Centralisirung Hollands, Helvetiens, Italiens als dem Gegengewichte (contrepoids) zur monarchisch-centralisirenden Liga Oesterreichs, Russlands, des Teutschen Reichs, Englands u. s. w.; er kennt nur den räuberisch-politischen Fanatismus des übrigens nach reifer, kaltblütiger Staatsklugheit handelnden Directoriums, während das Feldgeschrei: „Herunter den Thron- und Kirchenschänder!" vergessen wird, und Nelson's Stichwort: „Herunter, herunter mit den Franzmännern! (down, down with the French! z. B. Nelson's letters III., 174.) keine Anwendung findet. Man muss sich freuen über den Muth und die Hingebung der letzten alten Eidgenossen, namentlich der hier am Rand der geschilderten Begebenheiten stehenden Berner, aber auch gleichzeitig offen eingestehen, dass die Rumpelkammer der städtischen Privilegien, der mittel- und unmittelbaren Unterthanen, der Vogteien, zu- und abgewandten Orte u. s. w. keinen längern Bestand verdiente. Denn das historische Recht büsst seine Grundlage ein, sobald es Unrecht wird, und muss sodann dem abstracten, aus der Vernunft und Gerechtigkeit geschöpften Gesetze weichen. Diess begegnete nun hier dem wider alle Warnungen tauben und gleichgültigen Bunde der XIII. Cantone. Dennoch war ihr Kampf für äussere Unabhängigkeit, gegenüber einbrechenden Fremdlingen, Pflicht- und Ehrensache geworden, eine Stellung, welche gerade den verhängnissvoll-tragischen Knoten bildet. Sie ist auch richtig aufgefasst und schön beschrieben worden. Wenn man überhaupt einige nothwendige Konsequenzen des moralisch-theologischen Standpunktes hinwegnimmt und nur den geschichtlichen Hergang der Dinge vor Augen behält, so wird die Darstellung der einzelnen Stücke und des Ganzen dem Zwecke durchaus entsprechend erscheinen und für den wohl bewährten Ruf des Verfassers ein neues Zeugniss ablegen. Den Inhalt bezeichnen folgende Hauptmomente: Das erste Kapitel schildert eidgenössische Zustände vor dem Ausbruch der Amerikanischen und Französischen Revolution, beleuchtet die naturrechtliche Konstruktion des [Staats durch J. J. Rousseau, und liefert eine Kritik des Abschnittes über bürgerliche Religion (Contract social. ch. 8. de la réligion civile). Diese Episode stehet am unrechten Platz. Denn theils war der Genfer ein Träumer, theils hat er bei seinen Ausfällen auf das Christenthum als unfähig politischer Entwicklung nicht

sowohl die Grundlehren des Evangeliums als die Missbräuche und Zusätze des spätern Priesterthums vor Augen gehabt. Auch schlägt man den guten Johann Jakob hinsichtlich seines Einflusses auf die Revolutionen meistens zu hoch an und gibt überhaupt der Literatur eine übertriebene Wichtigkeit. Nordamerika kümmerte sich um den contract social und Konsorten blutwenig; seine Revolution ging von ganz andern Quellen aus; in Frankreich haben freilich Rousseau, Voltaire und Genossen grossen Rumor gemacht, aber die Revolution entspross aus dem Sittenverderbniss, Volkselend und Zusammenstoss vieler Nebenumstände und Zufälligkeiten. Die grossen Tagesschriftsteller blieben dabei ziemlich unschuldig. Hätte die Literatur in positiver und negativer Gestalt den erschütternden Einfluss, mit welcher Seelenangst würden nicht alljährlich seit vier, fünf Menschenaltern trotz der Censuren die Leipziger Büchermärkte besucht werden! Es schmeichelt aber der gelehrten Eitelkeit, sich mit den grossen Weltschicksalen in einer geheimen, mysteriösen Wahlverwandtschaft zu erblicken, während die ächte und bescheidene Bildung an den Geist und an das Gefühl der Leser, nicht aber der Völker, appellirt. Der zweite Abschnitt schildert den Einfluss des neuen Zeitgeistes auf die Politik, namentlich durch den nordamerikanischen Umschwung, welcher das religiöse Element vom Staatsleben trennte, charakterisirt das Wesen der auf abstrakt-idealen Principien ruhenden Revolution Frankreichs und bezeichnet die leitenden Grundsätze für die konstitutionelle Monarchie und Republik. Die Einwirkung der Revolution auf die Schweizer in Frankreich, besonders durch den 10. August 1792, wird in der dritten, die Reaktion auf die Eidgenossenschaft selbst in der vierten Vorlesung beschrieben und hier ein treffliches Charakterbild des Bernischen Schultheissen von Steiger gegeben, welcher allerdings den Kern der alten Zeit darstellt. Der Repräsentant des neuen Princips, Friedr. Cäsar de la Harpe, findet nicht dieselbe offene Aufnahme; er wird mit einem gewissen Misstrauen, einer Art wachsenden Unmuths hier und an andern Stellen beobachtet, zuletzt geradezu des Hochverraths an seinem Vaterlande bezüchtigt (14te Vorlesung. S. 281). Er habe, heisst es, die fremde Regierung nicht blos zum diplomatischem, sondern zum bewaffneten Einschreiten in die Schweizerischen Angelegenheiten eingeladen. Der erste Umstand ist entschiedene Thatsache, der zweite eine bisher noch nicht beglaubigte Muthmaassung, welche man vorläufig bezweifeln darf. Laharpe war der Betrogene, der dupe, seines patriotischen Ideals; das Directorium, zur diplomatischen Dazwischenkunft auf-

gefordert, überschritt die von dem Mitstifter des diplomatischen Plans angenommenen Gränzen, zumal, wie früher gezeigt wurde, der Gedanke an eine unabhängige, waadtländische Republik lange vor der Revolution auftauchte. Wenn für die Erklärung des heftigen, dauerhaften und dabei gegen Feinde nicht selten grossmüthigen Charakters die Reaktion des Alterthums und der Mangel an — Christlichkeit mit Monnard (II., 537) und Hottinger angenommen werden, so gewinnt man dabei nichts. Denn die ächte Vaterlandsliebe der Römer und Griechen würde ja gerade wider das angebliche Verfahren, welches Privatrache in die Farben des Gemeinwesens einkleidet und Feinde desselben herbeiruft, Protest einlegen. Andererseits ist die Menschenfreundlichkeit, mit welcher Laharpe persönliche und öffentliche Widersacher behandelt, durchaus christlich und mit dem bekannten Gebot der Feindesliebe übereinstimmend. — In der fünften, sechsten und siebenten Vorlesung werden die Einwirkungen Frankreichs auf das Bisthum Basel, die anwachsenden Gährungsstoffe in der Waadt, das Benehmen der seit Barthelemys Ankunft im Ganzen wohlwollenden Französischen Gesandtschaft, die steigende Unruhe am Zürchersee genau und lichtvoll beschrieben; in dem achten Abschnitt bekommt der sogeheissene Stäfnerhandel (1795) oder der Konflict Zürichs mit den Seebauern einlässliche, aktenmässige Würdigung. Das unkluge und ungerechte, in seinen bittern Früchten bestrafte Verfahren der siegreichen Regierung rügen folgende treffende Worte: „Das alte Zürich hatte seine Krone sich selbst vom Haupte gerissen, und im entscheidenden Momente stand der Vorort der Eidgenossenschaft da in seiner innersten Kraft gelähmt, ohne Trost für sich selbst, ohne Rath und Hülfe für die Verbündeten.“ — Wie dagegen durch mässiges Fordern auf der einen, weises Nachgeben auf der andern Seite die merkwürdige, konstitutionelle Monarchie des Stiftes St. Gallen unter dem Fürstabt Beda ohne alle revolutionäre Einwirkung des Auslandes erwuchs (1705), wie eine leidenschaftliche Reaktion unter dem Nachfolger Pankraz Vorster zur raschen Revolution führte, den konstitutionellen Thron, welcher Fürsten- und Volksrecht einigte, umstürzte und einen Volksstaat, eine Republik, gründete (1797), — diese lehrreiche Erscheinung schildert bis auf die kleinsten Züge vortrefflich der neunte Abschnitt. Der zehnte entwickelt, mehrmals durch Mittheilung bisher unbekannter Aktenstücke, die diplomatischen und Neutralitätsverhältnisse der Schweiz bis zur Abberufung Barthelemys (Mai 1797), und deutet in scharfen Umrissen die aus dem vielfach um-

gewandelten Regierungsprincip Frankreichs und selbst der Eidgenossenschaft aufkeimenden Verwickelungen an. Diese entspringen theils aus dem wachsenden Widerstreit der grundsätzlichen Demokraten und Aristokraten, welche für den Sturz der Gegenpartei bei einem leichten Gewissen kein Mittel scheuen (S. 205), theils aus dem allmählig abgeschlossenen Interventions- und Revolutionssystem der Französischen Centralrepublik. Das von dem Verfasser nicht hinlänglich hervorgehobene Streben derselben gehet auf die Gründung gleichartiger und abhängiger Schwesterfreistaaten, deren Konförderation dem monarchichen Gegenbild das Gleichgewicht halten soll. Das sogeheissene Abrundungsprincip, im Grossen schon bei der ersten Polnischen Theilung angewandt, dient dabei häufig als Vorwand, und die materiellen Güter, gegenüber der Schweiz die von der Aristokratie angesammelten Schätze, geben für gemeinere Naturen den Köder. So treten die stärksten Hebel einer nach Herrschaft strebenden Politik, Ehrgeiz und Habsucht, zusammen und vollziehen, ziemlich unbekümmert um die Mittel, den reiflich erwogenen, vorbereiteten Plan. Die ersten, festen Spuren desselben treten in den Streitigkeiten der Graubündtner mit den unterthänigen Landen Veltlin, Cleven und Worms hervor, welche in Folge eines von den Bündtnern nicht beobachteten Schieds- oder Kompromisstages durch den Spruch des Generals Napoleon Bonaparte mit der neuen cisalpinischen Republik vereinigt werden (Oktober 1797). Dieses von der eilften Vorlesung behandelte Ereigniss greift auf die Italienischen Vogteien, den heutigen Kanton Tessin, zurück. Das Urtheil Bonapartes: „Kein Volk kann ohne Verletzung des öffentlichen wie des Naturrechts Unterthan eines andern Volkes seyn", wird gleichsam im Schoosse der Eidgenossenschaft praktisch. Man erhebt sich für die Freiheit, verbleibt aber im Schweizerischen Staatsverband (Februar 1798). Der zwölfte, diesem Gegenstand gewidmete Abschnitt liefert daneben wichtige, aus Handschriften gezogene Nachrichten zur Charakteristik Bonapartes. Treffend schildert ihn besonders der vollständig mitgetheilte Brief des eidgenössischen Repräsentanten Sarrasin aus Basel (S. 255—256). „Ich sprach mit ihm, heisst es unter Anderm, von Römischer Geschichte; er war gut unterrichtet. Als die Rede auf die Unterhaltung Scipios und Hannibals über den Ruf und Werth der Feldherrn kam, schien ihm das Vergnügen zu machen; denn er schenkte einen vortrefflichen Tokayer ein und drückte mir die Hand." — Der Charakteristik des Direktoriums, namentlich des gar nicht

geizigen und unedlen Reubel (S. Zschokke's Prometheus III., 194); und des achtzehnten Fructidors folgt im dreizehnten Abschnitt die treffende Darstellung der über dem Schweizerlande sich zusammenziehenden Stürme und Gefahren, wider welche umsonst Dr. Ebel von Paris her warnt. Eben so fruchtlos bleiben die wohlwollenden Winke des Flüchtlings Carnot. Wie nun der tragische Knoten geschürzt wird durch die fein berechneten Umtriebe des Direktoriums und seiner Agenten, vorzüglich Mengauds, die geheimen und offenen Schriften der Schweizerischen Reformations- und Revolutionspartei unter Laharpe und Peter Ochs aus Basel auf der einen Seite, auf der andern durch den Starrsinn und die Unschlüssigkeit des alt-eidgenössischen Regiments, die Aaarauer Tagesatzung an der Spitze, — diese den theilnehmenden Leser wahrhaft spannenden Verhältnisse werden in der vierzehnten und fünfzehnten Vorlesung mit gesteigerter Sorgfalt dargestellt. Wie die Vermittlung in Basel und in der Waadt mit Beihülfe Frankreichs durch die Revolution gelöst wird, schildern der sechzehnte und siebenzehnte Abschnitt; den letzten Streit Berns für die vaterländische Ehre und Unabhängigkeit, gegenüber einem furchtbaren, jedoch nicht gefürchteten Feind, diesen Höhepunkt des politischen Trauerspiels und seiner Katastrophe (2—5. März 1798) beschreibt in einfacher, würdevoller Sprache die achtzehnte, von einem kurzen Schlusswort unterbrochene Vorlesung. Der heldenmüthige Kampf, an welchem, ohne Rücksicht auf Parteien, Aristokraten und Demokraten, Städter und Landvolk, selbst Greise und Weiber Theil nahmen, erinnert unwillkürlich an die gleichfalls vereinsamten (isolirten) Thebaner und Athenienser bei Chaeronea.

„Diese da haben vereint für's Vaterland wacker gestritten
Und im Waffengewühl feindlichen Frevel getilgt.
Ehrenpreise fürwahr der Mannheit suchend, gewannen
Tod sie; Allen gemein schaltete Hades im Ring'
Als Kampfrichter, damit Hellenischen Nacken nicht beuge
Scheusslicher Knechtschaft Joch. Mütterlich birget im Schooss
Erde der Todten Gebein'; den Sterblichen richtet Kronion. —
Ununterbrochenes Glück, nimmer zu straucheln im Lauf
Menschlicher Dinge, fürwahr das steht allein bei den Göttern,
Doch der Moira Geschick hemmet nicht himmlischer Spruch."

(S. das Demosthenische, von Göttling verbesserte Epigramm in dem unlängst erschienenen Schriftchen desselben: „narratio de leone Chaeronensis pugnae monumento.")

Kortüm.

Die Delphische Athena: ihre Namen und Heiligthümer. Von Dr. Friedrich Wieseler. Abgedruckt aus den Göttinger Studien. Göttingen bei Vandenhoeck und Ruprecht, 1845. 52 S. in gr. 8.

Diese Schrift bringt eine äusserst gründliche, ja erschöpfende Untersuchung über einen unter Archäologen und Mythologen wie selbst Kritikern vielfach besprochenen Gegenstand. Denn so wenig wohl über die Verehrung der Athene zu Delphi und ihre Aufnahme in den dortigen Cult ein Zweifel herrschen kann, auch in der That kaum je geherrscht hat, so herrscht doch über den Beinamen, unter welchem sie dort verehrt worden, und damit auch über Sinn und Bedeutung der hier verehrten Göttin eine Verschiedenheit der Ansichten, welche zunächst durch die einzelnen Stellen der alten Autoren, in welchen dieser Beinamen bald Πρόνοια bald Προναία lautet, hervorgerufen worden ist. Wie sehr die gelehrten Forscher der neueren und neuesten Zeit hier auseinandergehen, kann man am besten aus der genauen Analyse ihrer Ansichten und Meinungen ersehen, mit welcher der Verfasser seine Schrift eröffnet hat: sie zeigt uns am besten, wie nothwendig es war, vor Allem hier auf die Texte der alten Schriftsteller selbst, bei welchen wir diese Delphische Athene unter dem einen oder andern dieser beiden Namen bezeichnet finden, zurückzugehen, als der bis jetzt allein sichern Basis, auf welcher dann ein sicheres Resultat zu gewinnen steht. Aber hier gerade tritt bei der Unsicherheit der Texte und dem theilweisen Schwanken der Lesart die Hauptschwierigkeit hervor, deren Lösung der Verfasser darum auch den grösseren Theil des ersten Abschnittes, S. 6—26, unmittelbar nach der bemerkten Analyse, gewidmet hat. Das erste Resultat, zu dem der Verf. gelangt, zeigt das kaum zu bezweifelnde Vorkommen beider Beinamen der Athene zu Delphi; es zeigt damit auch, wie misslich es wäre, wenn man, von der Ansicht ausgehend, dass nur von Einem Beinamen hier die Rede seyn könne, demnach willkürlich die Texte in dem Sinne der einen oder der andern auf diese Weise gleichmässig durchgeführten Schreibart corrigiren wollte, was wir z. B. bei den Stellen des Demosthenes und Aeschines, in welchen Πρόνοια unbestreitbar vorkommt, für eben so bedenklich halten, als umgekehrt in den Stellen des Aeschylus und Herodotus, in welchen sich Προναία und Προνηίη findet, obwohl in der neuesten Ausgabe des Aeschines die Züricher Herausgeber an den vier Stellen (adv. Ctesiphont. §. 108. 110. 111. 121) die Formen Προναία und Προναίας statt der durch die Handschriften gebrachten, auch von Bremi (in der Züricher Ausgabe von 1824 T. II. p. 89 ff.) verthei-

digten Formen Προνοίᾳ und Προνοίας eingesetzt haben, auf Bekker sich stützend, der bei Harpocration die erstere Form in einer Weise zurückgeführt, die der Verf. S. 10 geradezu verwirft, und die auch uns sehr willkürlich erscheint, so gern wir auch aus andern Gründen sie in Schutz nehmen möchten. Auf die übrigen Lexicographen wollen wir hier um so weniger Gewicht legen, als ihre Angaben uns etwas verworren und durcheinander geworfen erscheinen. Nehmen wir also vorläufig dieses Resultat des Vorkommens beider Namen der Athene zu Delphi mit dem Verf. an, und fragen dann mit ihm weiter nach dem Verhältniss der beiden Namen zu einander wie zu der Göttin selbst, so wagen wir kaum, die Ansicht, welche in Προναία den ursprünglichen und ältern, in Πρόνοια den später gebräuchlichen Beinamen dieser Delphischen Athene erkennt, so unbedingt zu verwerfen, wie diess der Verf. S. 13 gethan hat, in so weit nämlich als auch wir allerdings der Meinung sind, dass der Name Προναία der ältere und ursprüngliche gewesen, der aber keineswegs in der späteren Zeit verdrängt worden, sondern vielmehr fortwährend geblieben, wie die in eine spätere Periode der Aetolier fallenden, an Ort und Stelle zu Delphi selbst unlängst herausgegrabenen Inschriften bei Curtius Anecdd. Delph. nr. 43. 45. beweisen: worauf wir dann die Zeugnisse des Aeschylus und Herodotus beziehen, ja in dem vom Verf. hinsichtlich der Stelle des Aeschines hervorgehobenen Grund für das höhere Alter von Πρόνοια eher einen Grund der Rechtfertigung für die nach Bekker von den Züricher Gelehrten bei Aeschines aufgenommene Lesart Προναία finden möchten; weshalb wir auch den S. 25 behaupteten Nachweis, dass die Πρόνοια früher sich erwähnt finde, als die Προναία nicht in der Weise, wie der Verf. annimmt, gelten lassen möchten. Noch weniger aber können wir uns mit dem Vorschlag befreunden, welcher in den drei Stellen des Herodotus (I. 92. VIII., 37. 39.) an die Stelle der Προνηίη (der jonischen Form für Προναία) durchweg die Προνοίη, zu setzen räth, in völligem Widerspruch mit der handschriftlichen Lesart, welche in der ersten Stelle Προνηίης aus vier Handschriften (K. M. F. a.), worunter die vorzügliche Mediceische und die Schellersheim'sche, bietet (statt der Vulgata Προνηίοις τοῖσι, über deren Unrichtigkeit kein Zweifel seyn kann), während an den beiden andern Stellen statt Προνηίης nur die Abweichung Προναίης in der Schellersheimischen, und Προνοίης in der Aldina und dem Codex Sancrofti bemerkt ist: welche letztere Lesart uns eine spätere Correctur oder ein Nachlässigkeitsfehler zu seyn scheint. Hier zu ändern, scheint uns nicht gerechtfertigt, und wir freuen uns, auch den neuesten Herausgeber des

Herodotus, Dindorf, für unsere Ansicht anführen zu können, welcher p. XL. sich entschieden für die Beibehaltung derselben, unter Bezugnahme auf die Inschriften bei Curtius erklärt, in welchen deutlich und unbezweifelt: τᾷ Ἀθάνᾳ τᾷ Προναίᾳ steht. Ja wir möchten fast noch weiter gehen. Bei Pausanias X., 8 §. 4. findet sich dieselbe Nachricht von der Stiftung eines goldenen Schildes durch Crösus in das Heiligthum dieser Athene, wie bei Herodotus I., 92; nur dass die bei Herodotus als Προνηίη bezeichnete Athene, bei Pausanias Πρόνοια heisst; sollte darum nicht auch bei Pausanias die Form Προναία hergestellt werden? wie diess auch Siebelis in der kleineren (Leipzig b. Weichel) Ausgabe gethan, während er in der grösseren die Vulgata Πρόνοια unverändert liess, was auch in der Ausgabe von Schubert und Walz der Fall ist. Wohl mag die Form Πρόνοια den Attischen Schriftstellern und daher auch den Abschreibern die geläufigere gewesen seyn, die darum so leicht an die Stelle der andern trat, welche übrigens auch durch diejenigen Stellen eine Bestätigung zu gewinnen scheint, in welchen, wie z. B. bei Pausan. IX., 10, 2, Athene und Hermes, welche in Steinbildern, an dem Eingang des Tempels des Apollo Ismenius bei Theben standen, Πρόναοι heissen, so wie durch eine in den unlängst bekannt gewordenen Vaticanischen Excepten Diodor's, Buch XXII., vorkommende Stelle, in welcher von zwei alten Tempeln (νεῶν) der Athene Πρόναος und der Artemis in dem Delphischen Temenos die Rede ist: wobei wir jedoch gleich bemerken müssen, dass der Verfasser aus jener Stelle des Pausanias mit die Veranlassung nimmt, in dieser Stelle des Diodor durch eine leise Aenderung (νεῶν in ἑδῶν) die Tempel in blosse Bildsäulen zu verwandeln, und damit gewissermassen ein eigenes Heiligthum der als Πρόναος oder Προναία verehrten Athene zu verwandeln, so dass wir unter der Athene Προναία nichts weiter als den Namen eines Cultusbildes uns zu denken hätten, welches vor dem grossen Tempel des Apollo, innerhalb des heiligen Peribolos aufgestellt gewesen, mithin die Athene zu Delphi in der Statue als Προναία, im Heiligthum aber als Πρόνοια verehrt worden (S. 26). Sonach hätten wir also nur Ein eigentliches Heiligthum einer Athena Pronoia, neben einem blossen vor dem Apollotempel befindlichen Standbild einer eben desshalb als Pronaos (Προναία) bezeichneten Athene (vgl. p. 26 ff. über Lage und Beschaffenheit des Bildes), anzunehmen, und dieses Heiligthum glaubt der Verf. (S. 34 ff.) an die Stelle, welche jetzt Marmaria genannt wird, setzen zu können, weil hier wirklich durch neuere Nachgrabungen des Herrn Laurent aus Dresden die Substructionen der vier Tempel, welche Pausanias der Reihe nach

angibt (darunter auch den Tempel der Athene Pronoia), aufgefunden worden; und dieses, jedenfalls schon frühe gegründete Heiligthum (führt der Verf. dann fort S. 40 ff.), sei wahrscheinlich zur Zeit des Zuges der Perser unter Xerxes zerstört worden (worauf auch die Notiz bei Ctesias Persicc. §. 27 bezogen wird), in sofern es den Persern eher zugänglich gewesen, als der Apollinische Tempel selbst und nächst diesem den Persern als das Gebäude erscheinen musste, dessen Vernichtung die Rache am eklatantesten habe machen können (S. 45); dass der Tempel nachher wieder aufgebaut worden, und dass er die Form eines Rundtempels erhalten, wie ihn die bemerkten darauf bezogenen Substructionen auf der Plattform Marmaria erkennen lassen, wird wahrscheinlich gemacht. Ref. will sich über diese Punkte, namentlich was die Bestimmung der Lage dieses Heiligthums betrifft, das nun einmal die Athene zu Delphi unter dem einen oder andern Beinamen gehabt hat, kein Urtheil erlauben: es scheint ihm, dass dazu eine Autopsie, die er nicht besitzt, unerlässlich ist: und dass selbst damit nicht Alles gethan ist, zeigt der Mangel an Uebereinstimmung selbst bei denen, welchen die Gunst einer Autopsie zu Theil geworden ist; s. die Belege S. 36 und daselbst insbesondere die Behauptung von Thiersch, welcher diesen Athenen-Tempel an der Stelle der jetzigen Kirche Panagia sucht, während ihn Curtius näher an der Castalischen Quelle, Ulrichs aber — und diess scheint auch uns das richtige — an der Marmaria suchen will! Eher möchte es der Ref. beklagen, dass der kundige und gelehrte Verfasser eine Untersuchung über das Wesen und die Bedeutung der Delphischen Athene von dem Plane dieser Abhandlung ausgeschlossen hat: sie würde, auch abgesehen von Anderem, selbst für die Lösung der hier behandelten Frage nicht ohne Einfluss und Erfolg gewesen seyn. Dass wir in Delphi nur Ein Heiligthum, nur Einen Tempel der Athene mit deren Standbild anzunehmen haben, scheint auch dem Ref. unzweifelhaft, während er an der Annahme eines weiteren Athenen-Bildes, das vor dem Apollo-Tempel gestanden, als Athene Pronaos oder Pronaia, Bedenken trägt, weil die ganze Annahme sich am Ende nur auf eine Conjectur stützt, deren Zulässigkeit noch keineswegs vollkommen erwiesen scheint; eben so wenig kann er, auf Aeschylus und Herodotus, wie auf die Inschriften bei Curtius gestützt, zweifeln, dass dieses Eine Heiligthum jedenfalls einer Athene Προναία (oder Προνηΐη) gegolten, und dass der Grund dieser Benennung wohl überhaupt in der Verbindung des Cultus dieser Attischen (nicht Dorischen) Gottheit mit dem Dorisch-Apollinischen Cultus zu suchen ist, vermöge welcher dem Sitze des Dorischen Schutzgottes nun auch ein Vorhaus der Attischen Schutz-

göttin zugesellt, und so auch im Cultus eine Verbindung bewirkt wurde, welche der politischen Verbindung Athens mit den Dorern und ihrem Schutzgott Apollo entsprach. Da nun aber in Athen die Göttin selbst, ihrem Begriff und Wesen nach, vorzugsweise als Πρόνοια verehrt wurde, so konnte dieser Name eben so gut, zumal von Attischen Schriftstellern, auch auf die zu Delphi im Vorhaus verehrte, in einem eigenen vor dem Apollinischen Tempel befindlichen Heiligthum angebetete und mit Weihegaben beschenkte Göttin, auf die Προναία, übertragen und angewendet, dieselbe Delphische Athene mithin auch als Πρόνοια (wie z. B. bei Diodor XI., 14, bei Demosthenes contr. Aristog. §. 34) bezeichnet werden. Allerdings ist dieser Beiname wohl der höhere, Wesen und Bedeutung der Göttin am besten bezeichnende, der darum um so leichter auf den blossen l o k a l e n Namen, unter welchen die Göttin zu Delphi aufgenommen war, übertragen, ja selbst statt seiner substituirt werden konnte, auch ohne dass wir hier bei dem, was in der Natur der Sache lag, an bestimmte Absichten und Zwecke denken wollen, als habe man absichtsvoll bei einem solchen Gegenstand eine zweifache und eben so zweideutige, leicht umzubeugende Benennung, eine Art von Wortspiel, in dem Beinamen der Gottheit auszudrücken gesucht. Bei dieser Ansicht der Sache glauben wir weder zu gezwungenen und erkünstelten Deutungen, noch zu gewaltsamen Aenderungen handschriftlich beglaubigter Texte uns genöthigt zu sehen: wir legen sie der Prüfung des Verfassers mit dem Wunsche vor, von ihm recht bald die hier vermisste Erörterung über Wesen und Bedeutung dieser Delphischen Athene zu erhalten und so diesen vielbestrittenen Gegenstand zu seiner vollen Erledigung gebracht zu sehen. In einer eben so ansprechenden als gleichmässig erschöpfenden Weise hat der Verfasser einen ähnlichen Gegenstand behandelt in der Schrift:

Die N y m p h e E c h o. Eine kunstmythologische Abhandlung von Dr. F r i e d r i c h W i e s e l e r, Professor zu Göttingen. Nebst einer Bildertafel. Göttingen, in Commission der Dietrich'schen Universitäts-Buchhandlung, 1844. 18 S. in gr. 8.

Mit aller Vollständigkeit wird man hier den mythologischen, wie den archäologischen Theil behandelt finden, jenen, was den zu Grunde liegenden Begriff, dessen Entwickelung und Ausbildung, diesen, was die sinnbildliche Darstellung und Auffassung, sowohl nach einzelnen Beschreibungen und Schilderungen, als nach einzelnen, noch vorhandenen und darauf bezüglichen Kunstdenkmalen selbst betrifft. In jenem geht der

Verf. von dem Satze aus, wie die Auffassung von dem Schall und Wiederhall in der Form eines eigenen weiblichen Dämons, die Personification der Echo, im Ganzen erst später bei den Hellenen hervortritt, da wir dieselbe in den Homerischen Gedichten gar nicht, und nachher selbst noch selten bei Lyrikern und Dramatikern antreffen, die Echo mithin erst allmählig als eine Persönlichkeit, als ein Wesen von Fleisch und Blut uns entgegentritt, und zwar zunächst als eine Nymphe, als eine Fels-, Berg- und Waldnymphe; denn an Felsen, in Berg und Wald zunächst bricht sich der Schall und Wiederhall und gibt sich die Echo kund; dann, aus dem Kreise der Wald- und Bergnymphen gleichsam herausgeschieden, erscheint sie in besondrem Namen, und damit auch in einer besonderen Wirksamkeit. Von einem eigentlichen Dienste derselben, einer Verehrung und einem Cultus ist kaum die Rede; auch ist es immerhin auffallend, dass es meistens Gedichte der späteren Zeit in der griechischen Anthologie sind, die uns von der Echo und ihren Eigenschaften und dergleichen berichten. In dieser Hinsicht billigen wir es auch vollkommen, wenn der Verf. in der Stelle der vierzehnten olympischen Hymne, in welcher die Echo angerufen wird, in die Unterwelt die Kunde vom Tode des Sohns dem Vater zu bringen, keine besondere Beziehung oder Deutung dieser hier zu einer weiblichen Götterbotin gewordenen Echo auf die Unterwelt annimmt, so wenig wie in der Angelia, der Tochter des Seelen-führenden Hermes in der achten olympischen Hymne; wir glauben ebenfalls in dem einen wie in dem andern Fall nur eine Freiheit der dichterischen Phantasie, die auf diese Weise allen und jeden Gegenständen ein persönliches und gleichsam dämonisches Wesen verleiht, und sie dann zu ihren Zwecken in passender Weise verwendet, zu erkennen, ohne darum weitere Schlüsse daraus auf eine bestimmte Auffassung der Echo im Allgemeinen in dem Cult und in der Anschauung der Hellenen abzuleiten. Als Nymphe in Berg und Wald wird Echo zum Gegenstand der Liebe des Pan, des Gottes, der in Berg und Wald mit seinen Heerden herumzieht; diese Verbindung liegt so nahe und ist so natürlich, dass sie kaum auffallen kann; aber die Mythe weiss ausserdem noch von einer andern Liebe, und zwar von einer nicht erhörten, zu dem schönen Jüngling Narcissus zu erzählen. Der Verf. hat dieser Mythe eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und mit Recht, dünkt uns, hingewiesen auf die enge Beziehung, in welcher bei den Alten Narcissus zu dem Tode stand, so dass es dann wohl erklärbar wird, warum ein solches Symbol des Todes der Echo Liebe nicht erwiedern konnte, sondern sie sogar hart abweisen musste.

In dem andern Theile der Abhandlung, dem kunstgeschichtlichen, sucht der Verf. zuerst aus mehreren Epigrammen, welche auf Bilder der Echo sich beziehen, dasjenige zu ermitteln, was für die Darstellung der Echo selbst durch die alten Künstler sich gewinnen lässt, und dann geht er über zu einer Prüfung derjenigen Bildwerke, auf welchen, da eine Einzelstatue der Echo bis jetzt nicht bekannt ist, die Figur der Echo neben andern Figuren, insbesondere des Pan und des Narcissus erkannt, mithin eine bildliche Darstellung der Echo mit mehr oder minder Wahrscheinlichkeit nachgewiesen oder doch wenigstens vermuthet werden kann. Die grosse Vorsicht, mit welcher der Verf. hier zu Werke geht, unterstützt durch eine umfassende, nichts ausser Acht lassende Kunde des archäologischen Stoffs, verdient gewiss den Dank aller Freunde einer ernsten, von Missgriffen jeder Art sich fern haltenden archäologischen Forschung, wie sie den Charakter dieser schönen Gelegenheitsschrift, die der Verf. dem Andenken der Anstalt, aus der er hervorging, gewidmet, und deren Ertrag er dem in Standal für Winckelmann zu errichtenden Denkmal bestimmt hat, bildet. Dem Andenken dieses Gründers der archäologischen Wissenschaft ist auch die folgende kleine Schrift bestimmt, auf welche bei dieser Gelegenheit aufmerksam gemacht werden soll:

Winckelmann und die Archäologie. Eine Rede vom 9. December 1844 in der kleineren akademischen Aula zu Greifswald gehalten von G. F. Schömann. Greifswald. Verlag von C. A. Koch. 1845. 32 S. in gr. 8.

Die Absicht des Redners war es zunächst, Art und Beschaffenheit der Studien Winckelmann's, so wie den Begriff und die Stellung der durch ihn begründeten Wissenschaft der Archäologie in einer beides gleichmässig berücksichtigenden Schilderung zu vergegenwärtigen: und in diesem Sinn durchgeht er zuerst die verschiedenen Schriften Winckelmann's, wie sie der Reihe nach auf einander folgten, und gibt in einigen allgemeinen, aber klar und bestimmt gefassten Umrissen, ein Bild des Inhalts wie der Tendenz, die dem Verf. dabei vorschwebte, indem er in den verschiedenen Richtungen des archäologischen Gebietes sich bewegte und hier den grossen Anstoss zu derjenigen Wissenschaft gab, die wir in der Summe der hier zu einem Ganzen vereinigten Kenntnisse als Archäologie jetzt zu bezeichnen gewohnt sind. „Neuere Bearbeiter dieser Wissenschaft“, sagt der Verf., „haben den Stoff nach andern Gesichtspunkten abgetheilt, unter andere Kategorien gebracht, Einiges specieller, Anderes allgemeiner behandelt, als Winckelmann, und das

Ganze vielleicht übersichtlicher und schulgerechter geordnet; aber es ist Nichts in ihren Büchern, was nicht auch in Winckelmann's Kunstgeschichte seinen Platz hat oder haben könnte. Die Archäologie also ist die Wissenschaft, die Winckelmann begründet, und so weit ausgebaut hat, dass den Nachfolgern nur nach seinem Beispiel fortzubauen, das Einzelne zu verbessern und zu vervollständigen, nicht aber andere Grundlagen zu legen, oder sein Gebäude durch ein anderes und besseres zu ersetzen obgelegen hat; und diess ist sein Verdienst u. s. w." Welches nun aber der Begriff dieser Wissenschaft, welches ihre Stellung jetzt sey, sowohl für sich, wie auch als ein besonderer Theil des grossen Ganzen, das wir mit dem Namen der Alterthumswissenschaft jetzt begreifen, das ist Gegenstand des andern Theils dieser Rede, auf den wir nicht minder aufmerksam zu machen uns gedrungen fühlen. Insbesondere möchten wir darauf hinweisen, was der Verf. über die Nothwendigkeit für den Archäologen bemerkt, seine Stellung mitten in der Alterthumswissenschaft, deren Theil ja die Archäologie ist, zu nehmen, mit jenem Ganzen, als der allseitigen Erkenntniss des gesammten geistigen und politischen Lebens der Völker des Alterthums, zumal der Griechen, in dem innigsten Zusammenhang und lebendigsten Verkehr zu bleiben, und von dieser Seite aus die Archäologie als die Wissenschaft anzusehen, deren specielle Aufgabe die Betrachtung der Denkmale der Kunst, und zwar der bildenden, des Alterthums ist, deren Zweck es mithin ist, durch diese Erkenntniss das Gesammtbild des antiken Lebens zu vervollständigen, dessen Darstellung, Zweck und Aufgabe der Philologie, als Alterthumswissenschaft überhaupt ist. Von diesem höheren Standpunkt aus hat der Archäolog, stets auf das Wesentliche seinen Blick richtend, die einzelnen Objecte seiner Wissenschaft zu betrachten und auch zu würdigen; er wird dann ihnen ihre rechte Stellung zuweisen, weder überschätzend noch herabsetzend das Einzelne; er wird darum aber auch Philolog seyn müssen, und durch strenges Festhalten an einer ächt philologischen Bildung und Richtung seinen Leistungen Gediegenheit und die Anerkennung des wahren Werthes sichern können. Wenn in dieser Hinsicht die Archäologie zunächst Sache des gelehrten Philologen ist, so hat sie darum aber auch noch ihre andere Seite, durch welche sie, alles Schöne, was die Kunst des Alterthums geschaffen, in ihren Bereich ziehend, das Interesse und die Theilnahme eines jeden Gebildeten in Anspruch nimmt*).

*) In noch weiterer Ausdehnung wird das Studium der Archäologie aufgefasst in einem schönen Vortrage eines jungen italienischen Archäologen, von

Und diese Seite hat der Verf. keineswegs in seinem Vortrag übersehen, der passend mit Winckelmann's Schilderung des vatikanischen Apollo, als einer Probe schliesst, welche zeigen soll, wie Winckelmann auch dieser Seite der Archäologie Rechnung getragen und auf jedes empfängliche Gemüth einzuwirken verstanden hat. Möchten auch darin unsere Archäologen ihren grossen Meister sich zum Muster nehmen, und mehr, als bisher geschehen, darin auch ihm folgen; sie würden dadurch gewiss ihrer Wissenschaft grössere Theilnahme in einer Zeit zuwenden, welche zwar von Kunst, auch von alter Kunst, unendlich viel schwätzt und träumt, einer gründlichen Auffassung derselben, die freilich auch nicht ohne ernstere Studien möglich ist, aber minder zugethan scheint.

Einer ähnlichen Veranlassung verdanken auch die beiden folgenden Schriften, denen wir gern eine gleiche Aufmerksamkeit und eine gleiche Theilnahme zuwenden möchten, ihre Entstehung; beide sind ebenfalls dem Andenken Winckelmann's an der auf seinen Geburtstag wiederkehrenden Festfeier gewidmet, und verdienen auch ausserhalb des nächsten Kreises, für den sie bestimmt waren, Beachtung:

Zur Geschichte der Religion und Kunst bei den Griechen. Zwei öffentliche Vorträge. I. In welchem Verhältniss zur Religion entwickelten sich die bildenden Künste? II. Welche Eigenthümlichkeit der Religion hat die bildenden Künste der Vollendung entgegengeführt? ***Von Christian Petersen, Professor d. klass. Philol. am Akad. Gymnasium in Hamburg. Hamburg, bei Jos. Aug. Meissner. 1845. 45 S. in gr. 8.***

Der in diesen Vorträgen behandelte Gegenstand ist gewiss einer der wichtigsten und tief eingreifendsten auf dem Gebiete der griechischen Religion und der aus ihr hervorblühenden, von ihr getragenen griechischen Kunst; er ist dabei auch von dem Verf., der hier nicht blos zu Fachgelehrten, sondern zu einem grösseren gebildeten Publikum, das mit den Resultaten wissenschaftlicher Forschung bekannt gemacht, und dadurch für die Theilnahme an der Wissenschaft selbst gestimmt und belebt werden sollte, sprach, in solcher Weise behandelt, dass wir, zumal wenn wir an die grossen Schwierigkeiten denken, welche einer solchen Behandlung dieses Gegenstandes im Wege liegen, nur wünschen können, den von dem Redner beabsichtigten Zweck auch erreicht zu sehen.

---

welchem wir demnächst einige grössere Leistungen zu erwarten haben: Della importanza dell' Archeologia per rispetto allo studio della civiltà umana. Ragionamento di Federico Bursotti, dettato in occasione del VII. Congresso degli Scienziati d'Italia. Napoli 1846. 15 S. in 8.

(Schluss folgt.)

Nr. 37. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Archäologische Schriften von Wieseler, Schömann, Petersen und Lersch.

(Schluss.)

Was den ersten Vortrag betrifft, die Entwicklung der Kunst im Verhältniss zur Religion, so geht der Verf. hier allerdings von dem Satze aus, den Jeder, der an seinen Herodot II., 52 ff. hält, ihm auch wohl zugeben wird, von dem Satze, dass die älteste Religion keinen Bilderdienst hatte, dass es mithin auch in dieser ältesten Periode keine religiöse Kunst gegeben hat; im Anfange der nächsten Periode, führt er dann fort, sey diese Kunst hinter der weltlichen zurückgeblieben, bis später jene von dieser eingeholt worden, „beide dann zusammenfielen „und, von äussern Umständen begünstigt, rasch den Gipfel erstiegen, auf „welchem die Religion in die Verherrlichung der bildenden und darstel„lenden Künste aufging oder Kunst und Religion fürs Leben nicht zu „unterscheiden waren" (S. 9). Wenn wir bei dem zweiten dieser Sätze, welcher die religiöse Kunst als Anfangs zurückgeblieben hinter der weltlichen darstellt, unser Bedenken nicht zurückhalten können, da wir die griechische Kunst in ihren ersten Elementen und Anfängen überhaupt als von der Religion und dem Cult ausgegangen, diesem allein und darum auch keinen Zwecken des Privatlebens dienend, darum auch stets so innig mit Cult und Religion verbunden, und erst mit dem Verfall und Sinken der Religion und des damit verbundenen öffentlichen Lebens von ihr sich allmählig ablösend uns denken, so stimmen wir doch gern in den Satz ein, den der Verf. zur Grundlage der weiteren Erörterung genommen hat: dass die griechische Mythologie auf Naturanschauung beruhe, mithin auch zunächst die Naturerscheinungen als die Grundlage der griechischen Mythologie und Religion anzusehen seyen; wir stimmen gern in diesen Satz ein, nur glauben wir, darf das siderische Element keineswegs davon gänzlich ausgeschlossen werden, wenn es auch gleich eine untergeordnete Stufe, und eine, in der früheren Zeit, wohl grössere, wie uns scheint, dann aber nach und nach abnehmende Bedeutung einnimmt. Die schöne Deutung und Auffassung des olympischen Götterkreises, wie

sie der Verf. S. 9 ff. von seinem Standpunkte aus versucht, wornach die ganze Welt der Götter auf die Natur und deren Erscheinungen, auf eine Meteorologie, zurückgeführt wird, bitten wir in der Schrift selbst nachzulesen, da wir sie in unsern Bericht nicht aufnehmen können; aber selbst hier, bei der Zwölfzahl der olympischen Götter, schien uns, eben in Bezug auf die Zwölfzahl, ein siderisches oder astronomisches Princip zu Grunde zu liegen, das, wenn auch in der Folge immer mehr vergessen und in den Hintergrund getreten, doch in seinem Entstehen und Bilden uns an die zwölf Zeichen des Thierkreises erinnert, und in sofern der Wahrheit näher zu liegen scheint, als die politischen Beziehungen und Verhältnisse, aus welchen man die Bildung des olympischen Götterkreises in der Zwölfzahl abzuleiten gesucht hat. Aehnliche Beziehungen möchten wir immerhin auch als die Grundlage der mehrfach vorkommenden Abtheilungen von Völkern und Stämmen in der Zwölfzahl anerkennen, wenn auch dieselbe später verschwanden oder vergessen wurden.

Den weitern Inhalt dieses Vortrags bilden Schilderungen eben jener Naturreligion, wie sie der Verf. in der Urzeit annimmt, ohne eine Beziehung zur Kunst, die es damals noch nicht gegeben; dann geht er zu der Periode über, die in den Homerischen Gedichten uns dargestellt ist, wobei er insbesondere den Blick auch auf die Betrachtung der Kunstfertigkeit gerichtet hat, welche in diesen Gedichten aus einzelnen Angaben und Beschreibungen zu erkennen ist. Eben der Anthropomorphismus, der die Götter in Allem menschlich, wenn auch auf einer höheren Stufe eines unvergänglichen Daseyns, so doch leiblich und sinnlich auffasste, war, wie wir uns die Sache denken, ein Hauptförderniss der Kunst, deren Aufgabe nun auf die Darstellung dieses Göttlichen in einer menschlichen, aber auf einer höheren Stufe dieses menschlichen Daseyns stehenden Form gerichtet war, und so zu jenen Idealschöpfungen der griechischen Götterwelt führte, eben dadurch aber auch die griechische Künstlerwelt derjenigen Fesseln entledigte, in welchen die streng typische und unabänderlich fest gestellte Darstellung des Göttlichen sie bisher, dem Herkommen gemäss, gehalten hatte. In dieser Entwickelung zeigt sich allerdings die hellenische Kunst durchaus frei und selbständig, da sie es gerade ist, welche den aus der Fremde — dem Orient — eingebrachten Götterbildern diese edlere Form und die Gestalt verlieh, die zugleich den Forderungen der Kunst, dem Gesetze der Schönheit allein entsprechen konnte. Eben dieses ist es nun, was wir bei dem Verf. in dem zweiten Vortrage weiter ausgeführt finden. Wir erhalten hier Umrisse der griechischen Götter, wie sie auf der Grundlage der Natürlichkeit zur

Idealität sich erhoben, es wird Gestalt, Charakter und Beruf der einzelnen Götter, in ihrer bestimmten, dem wirklichen Leben nachgebildeten, plastischen, aber doch der Vergänglichkeit enthobenen Haltung durchgangen und dann nachgewiesen die Wahrheit des Grundsatzes, dass die Götter des Olymps von Anfang an eine reine und soweit die Phantasie sie zu fassen vermocht, veredelte Menschengestalt gehabt, eben weil man der Ueberzeugung war, dass nur die menschliche Gestalt zum entsprechenden Ausdruck des Göttlichen sich eigene, wodurch allein die Erhebung von der Naturwahrheit zur Idealität möglich gewesen (S. 37). In dieser Bildung und Gestaltung der Götter, wie sie zunächst durch die Dichter — Homer und Hesiod — hervorgerufen ward, findet der Verf. auch den Stoff, der dem Künstler geboten war, und erkennt demgemäss auch in den durch die Dichter ausgebildeten Götteridealen die Anlage der griechischen Religion für die Kunst, welche von jener ausgegangen, dann durch sie getragen und gefördert ward.

Die andere Schrift, deren wir noch kürzlich gedenken wollten, hat sich einen specielleren Stoff — die Betrachtung eines unlängst in unseren Rheinlanden gefundenen, merkwürdigen Mosaikbodens zum Gegenstand gewählt:

Das Cölner Mosaik. Programm zu Winckelmann's Geburtstage am 9. December 1845. Von L. Lersch. Bonn, 1845. 24 S. in gr. 8. mit einer colorirten Tafel.

Vorerst wirft sich der gelehrte, mit den römischen Alterthümern unseres Vaterlandes so wohlvertraute Verfasser die Frage auf, wohin wohl das hier in Rede stehende Mosaik — jedenfalls eins der bedeutendsten Kunstdenkmale römischer Zeit diesseits der Alpen, aufgefunden in neuester Zeit zu Cöln bei dem Bau des neuen Bürgerspitals — ursprünglich gehört habe; und er möchte diese Frage im Hinblick auf eine in der jetzigen Peterskirche zu Cöln (in dessen Nähe jenes Mosaik gefunden ward) eingemauerte und wohl auch dort einstens gefundene Inschrift aus dem Jahre 392—394 p. Ch., dahin beantworten, dass das Mosaik dem in dieser Inschrift erwähnten Amtsgebäude eines der höheren römischen Beamten, etwa des Comes domesticorum, angehört habe, womit jedoch, wie ganz richtig hinzugefügt wird, noch nicht auch das Zeitalter der Arbeit des Mosaiks selbst bestimmt wird, welches in seiner ganzen Composition, in Anlage und Ausführung auf eine frühere bessere Zeit hinweist, die unser Verf. nicht ohne Grund in den Anfang des dritten Jahrhunderts, in die Regierungszeit des Alexander Severus (also 222 bis

235 p. Ch.) setzen möchte (p. 6. 23). Das Mosaik selbst, von welchem eine getreue Abbildung beigefügt ist, ist aus kleinen Steinchen verschiedener Farbe wie Stoffs in einer sehr gefälligen und geschmackvollen Weise zusammengesetzt, umgeben mit einer breiten Randeinfassung, innerhalb deren unter verschiedenen, zierlich geschmückten Vier- und Dreiecken, sieben grössere Sechsecke hervorragen, von welchen aber leider nur fünf, und auchdiese nicht ganz vollständig, erhalten sind, welche die mit Unterschriften versehenen Brustbilder oder Porträts (vielleicht nach den Hebdomades des Varro?) des Diogenes (der in Mitten des Ganzen sich befindet und an dem beigefügten Fass als der Cyniker kenntlich ist), Cheilon, Kleobulos, Socrates und Sophocles enthalten und zwar in einer von andern auf uns gekommenen Bildwerken in Manchem abweichenden Form und Gestaltung. Eben diess und die Vergleichung und Zusammenstellung mit andern derartigen aus dem Alterthum auf uns gekommenen Bildwerken und Beschreibungen bildet einen Hauptinhalt der gelehrten Erörterung, in welche der Verf. aus dieser Veranlassung sich eingelassen hat; wir glauben darauf insbesondere verweisen zu müssen. Diess führt ihn denn auch zu weiteren Vermuthungen über den Zweck und die Bestimmung des Ganzen, das wir anfangs für den Boden eines Studirzimmers hielten, während der Verf. hier weder an ein Lararium, noch an ein Bibliothekszimmer denken möchte, sondern es lieber in einen der zu festlichen Mahlen bestimmten Räume verlegen will, wie sie allerdings im Hause eines höhern und vornehmen Staatsbeamten nicht fehlen durften. In diesem Sinn und in dieser Voraussetzung wird denn auch die ganze Gruppe selbst gedeutet und auf die Bestimmung des Raumes bezogen, als Mässigkeit, Enthaltsamkeit und Besonnenheit bei den Freuden des Mahls empfehlend; „laut und vernehmlich“, sagt der Verf. S. 21, „ermahnte das Bild des Diogenes im Fasse an Nüchternheit und Einfachheit, Socrates an Enthaltsamkeit und Weisheit, μέτρον ἄριστον rief der Mund des Kleobulos dem Geniessenden zu und Cheilon nebst Sophocles mahnten, γλώσσης κρατεῖν καὶ μάλιστα ἐν συμποσίῳ, wenn nicht etwa das γνῶθι σαυτόν des Erstern überwog.“ Etwas Auffallendes dürfte immerhin das Porträt des Dichters mitten unter diesen Weisen der alten Welt haben, wenn anders nicht schon in dem Namen des Dichters selbst (von σοφός) eine Rechtfertigung dieser Stellung liegt, die dem Künstler wohl vorschwebte, der vielleicht noch zwei andere Dichter in den beiden fehlenden Rahmen eingefügt und so eine Gruppe von vier Weisen und drei Dichtern gebildet hatte. Nehmen wir mit dem Verf. (S. 21) Plato und Homer als die fehlenden, diesem Kreise zugesellten Porträts, so

würde des Ersten „bekannter Dialog an die edelste Würze der Tafel, an die sprudelnde Fülle geistvoller Unterhaltung beim Becher erinnern“, während wir bei Homer an die Sänger Phemios und Demodokos als Erheiterer und Rührer der Zuhörenden, oder an die Aussprüche des Dichters über die Freuden des Mahls und des Gesanges zu denken hätten. So lange nicht ähnliche bildliche Darstellungen und Gruppirungen aufgefunden werden, möchte es allerdings schwer seyn, zur völligen Gewissheit zu gelangen, und darum wollen wir auch nicht die sinnige, durch gelehrte Erörterungen und Nachweisungen jeder Art unterstützte Ansicht des Verf. unbedingt verwerfen, auch wenn uns über die angenommene Bestimmung des Raumes, in dem jenes Mosaik sich befand, so wie der darauf dargestellten Gruppe noch einige Zweifel obwalten, deren Lösung vielleicht andere glückliche Funde uns noch bringen dürften.

Ref. kann nur wünschen, dass die Wiederkehr der Feier, welche diese Schriften hervorgerufen hat, ihn in den Stand setze, seiner Zeit einen ähnlichen Bericht über die dadurch veranlassten Schriften in diesen Blättern niederzulegen.

---

1. *Grundriss der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Germanischen Völker von August Fuchs. Halle, C. A. Schwetschke und Sohn. 1846. XXXIV. und 444 S. in gr. 8.*
2. *Kurzer Abriss der Geschichte des Schriftenthums der Griechen und Römer und der Romanischen und Germanischen Völker von August Fuchs. Halle, ibid. 48 S. in gr. 8.*

Nr. 1. Unter diesem Titel erhalten wir hier eigentlich das, was man bisher einen Abriss oder ein Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte genannt haben würde; „denn“, so erklärt sich der Verf. in der Einleitung, gleich auf der ersten Seite, „Literaturgeschichte ist die geschichtliche Darstellung dessen, was ein Volk für die Entwickelung der schönen Redekünste gethan hat. Diess ist niedergelegt in Schriftwerken, daher nennen wir Literatur deutsch Schriftenthum.“ Von diesem Schriftenthum der beiden hervorragendsten Völker des Alterthums wie der zu einer höheren Stufe geistiger Bildung gelangten Völker des neueren Europa, seit dem Beginne des Mittelalters und dem Untergang der alten Welt, mithin der Völker romanischen und germanischen Zweiges, soll demnach hier eine geschichtliche Uebersicht gegeben werden, welche

die sämmtlichen verschiedenen Richtungen, die im Laufe der Zeit bei diesen Völkern hervorgetreten sind, sammt den einzelnen bedeutenderen Erscheinungen verfolgt, und zwar zu dem Zwecke der Belehrung und des Unterrichts, es sey auf Schulen oder auch beim Privatstudium. Ausgeschlossen blieb demnach eigentlich nur die slavische und keltische Literatur, so wie die orientalische, worüber man schwerlich dem Verf. Vorwürfe machen wird, indem sein Gebiet wahrhaftig schon ausgedehnt genug ist, eine solche Scheidung aber, selbst abgesehen von andern Ursachen, sogar räthlich wird, indem man dann die Behandlung solcher Gebiete, namentlich der orientalischen Literatur und Sprache, lieber solchen Gelehrten überlassen kann, die speciell damit sich beschäftigen, und dadurch eher befähigt sind, in besondern Darstellungen ähnliche Uebersichten der verschiedenen Kreise und Gebiete der verschiedenen Sprachen und Literaturen des Orients zu liefern. Es umfasst also dieser Grundriss neben der classischen Literatur des Alterthums auch die gesammte geistige Bildung der verschiedenen Nationen romanischen und germanischen Stamms, welche seit dem Sturze des alten Römerreichs über den grössten Theil Europa's verbreitet sind; er umfasst somit die gesammte geistige Errungenschaft der gebildeten Nationen dieses Erdtheiles in einem fast dreitausendjährigen Zeitraume, und diess Alles eingeschränkt auf den Raum eines Bandes von etwa fünftehalbhundert Seiten! Diese Beschränkung war dem Verf. freilich auferlegt durch den Zweck und die Bestimmung seines Buches, das, durch die Bedürfnisse des Unterrichts hervorgerufen, diese vor Allem befriedigen sollte, das also, wenn auch auf eigene vielfache Forschungen gestützt, doch diese selbst keineswegs enthalten, wohl aber ihre Resultate darlegen sollte, um auf diese Weise „eine möglichst einfache und klare Uebersicht über die Entwickelung des Schriftenthums bei den Griechen und Römern und bei den romanischen und germanischen Völkern denen, welche sich zuerst damit bekannt machen wollen, zu geben, ihnen den Zugang zu grössern Werken, auf welche daher verwiesen wird, und das Verständniss derselben zu erleichtern, da in diesen meistens durch ausführlichere Erörterungen oder gelehrte Zuthaten und durch zu grosse Ausführlichkeit der Ueberblick über die Gesammtentwicklung erschwert wird“ (p. XI.). So soll also dieser Grundriss als ein Hülfsmittel zur Förderung eines Unterrichts dienen, welcher die Kunde der gesammten geistigen Erwerbungen der wichtigsten Völker Europa's erschliessen und damit eine Erkenntniss des Geistes einzelner Nationen, wie der gesammten Menschheit möglich machen soll. Ein solcher Unterricht aber, so wenig er auch im Ganzen bis jetzt Berücksich-

tigung gefunden hat, indem er meist in viel zu enge Gränzen eingeschlossen ist, oder doch nicht so behandelt wird, um ein solches Resulsat herbeizuführen, wird in unserer Zeit immer mehr nothwendig für einen jeden Gebildeten, und sollte eben desshalb mehr als früher berücksichtigt werden, zumal da er zugleich dem Lehrer ein Hauptmittel bietet, für höhere ideelle Zwecke des Lebens anzuregen und so dem immer mehr um sich greifenden rohen Materialismus, der leider auch jugendliche Gemüther zu erfassen strebt, durch eine solche geistige Richtung entgegenzuarbeiten. Und wahrhaftig, ein solches Mittel sollte man nicht verschmähen in unserer verflachten Zeit, vielmehr seiner Pflege alle und jede Aufmerksamkeit zuwenden! Der vorliegende Grundriss, in diesem Sinn und Geist abgefasst, wird aber gewiss ein solches Streben fördern und unterstützen können.

Dass es freilich nichts Leichtes war, in einem so gedrängten Raum eine solche Masse des Stoffs vermittelst einer genauen und vollständigen Uebersicht zu einer klaren Anschauung zu bringen, dass hiezu die umfassendsten Vorstudien nöthig waren, und zwar selbst auf Gebieten, die nicht Jedem zugänglich sind, und ebenso auch die sorgfältigste Auswahl und Anordnung des unendlichen Stoffs geboten war, das begreift Jeder leicht, der nur einigermassen auf diesem Felde sich umgesehen hat und die grossen Schwierigkeiten kennt, welchen Derjenige nicht ausweichen kann, der hier etwas Tüchtiges zu leisten gedenkt. Für die Literatur der alten Griechen und Römer fehlt es weniger an Hülfsmitteln für einen solchen Zweck; aber wenn wir dann weiter fort zu den romanischen Sprachen schreiten, mit denen so wenige sich näher bekannt zu machen pflegen, so tritt der Mangel an umfassenden Vorarbeiten für eine solche übersichtliche Darstellung, wie sie hier beabsichtigt ward, bald allzu fühlbar entgegen. Es muss daher um so mehr Dank verdienen, dass der Verf. diesem Theile seines Buches eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet hat; er ist uns freilich auch aus andern Leistungen schon als einer der gründlichsten Kenner der romanischen Sprachen bekannt, deren Entstehung und Ableitung aus den alten Volksmundarten, die mit der Auflösung des römischen Reichs in ihre Rechte eintreten und sich allmählig dann zu selbständigen Sprachen erheben, auch mit anderweitigen Stoffen sich bereichernd und weiter ausbildend (s. §. 122. p. 53.), wohl jetzt kaum mehr bezweifelt werden kann. Ein zweiter Vorzug dieses Grundrisses scheint uns in der streng wissenschaftlichen Anordnung des Ganzen zu liegen, die vielleicht auf den ersten Augenblick Manchen in den vielen Abtheilungen und Unterabtheilungen allzu zersplittert bedünken möchte,

in der That aber, wenn einmal eine wirkliche Erkenntniss der geistigen Errungenschaft einer Nation gewonnen werden soll, als eine wahre Nothwendigkeit sich herausstellt. Zu diesen Vorzügen der Anlage des Ganzen glauben wir aber auch weiter zählen zu dürfen die in der Ausführung selbst beobachtete Methode, die Entwicklung des Einzelnen, die klare Darstellung, den gedrängten, auf das Wesentliche stets sich beschränkenden Vortrag, der nicht in der beliebten Ausdrucksweise irgend einer Schulphilosophie sich gefällt, endlich die reichhaltig beigefügten literärischen Notizen über die Männer, die in jedem einzelnen Zweig des Schriftenthums sich versucht, über ihre einzelnen Werke und dergleichen mehr. Auf die kurze aber zweckmässige Einleitung von drei Seiten folgt der erste Abschnitt, welcher das griechische, und der zweite, welcher das römische Schriftenthum behandelt (S. 4—51); jeder Abschnitt zerfällt nach einer kurzen Einleitung in die zwei natürlichen Unterabtheilungen der Poesie und der Prosa; jene in die weiteren Abtheilungen der erzählenden Dichtung (mit Einschluss des Lehrgedichts, der Fabel und des Hirtengedichts), der Gefühlspoesie und der Schauspieldichtung; in der Prosa wird Geschichtschreibung (mit der Erdbeschreibung), betrachtende und wissenschaftliche Prosa (Philosophie, Mathematik, Naturkunde, Heilkunde, Landbau, Rechtswissenschaft), Beredsamkeit und Redekunst unterschieden. Auf diese Weise ist ein streng wissenschaftliches Princip festgehalten und selbst bis ins Einzelnste durchgeführt, was wir nur billigen können; in Bezug auf den Inhalt bemerken wir nur so viel, dass man nicht leicht irgend eine der bedeutenderen Erscheinungen übergangen sieht und das Ganze wohlgeordnet finden wird. Störend möchte vielleicht hier und da für Manchen das strenge Festhalten an der griechischen Schreibung der Worte seyn (z. B. Aiolier, Athenai, Thebai, Syrakusai, Soloi, Aigina, Aischylos, Hekataios, auch Kor für Chor und dergleichen mehr); doch ist diess ein untergeordneter Punkt, auf den am Ende nicht viel Gewicht zu legen ist. Ein Anhang („Beschäftigung mit den griechischen und römischen Schriftwerken, klassische Philologie") vermittelt den Uebergang zu dem dritten Abschnitt, welcher den übrigen Theil des Buchs einnimmt (S. 51—412) und in zwei grösseren Abtheilungen, in der einen die Schriftenthümer der romanischen, in der andern der germanischen Völker enthält. Italisches, französisches (und zwar südfranzösisches und nordfranzösisches), spanisches, portugiesisches Schriftenthum bilden die natürlichen Abschnitte der ersten Abtheilung; dieselbe Theilung nach Poesie und Prosa, mit denselben Unterabtheilungen, die bei dem griechischen und römischen Schriftenthum

vorkommt, ist auch hier befolgt; bei dem die nordfranzösische Literatur betreffenden Abschnitt ist diese Theilung sogar nach fünf Perioden, die bis auf unsere Zeit herabreichen, durchgeführt, wie diess auch nachher bei der deutschen Literatur der Fall ist. Der Verf. hat in diesen, die Literatur der romanischen Völker betreffenden Abschnitten, durch seine übersichtliche Darstellung eine bisher fühlbare Lücke ausgefüllt, wofür man ihm recht dankbar seyn muss. Bei der Literatur der germanischen Völker wird erstens hochdeutsches und zweitens niederdeutsches Schriftenthum unterschieden, zu letzterem das gothische, plattdeutsche, niederländische (flämisches und holländisches) und englische gerechnet, dann drittens das nordische oder skandinavische Schriftenthum, zu welchem das norwegische, isländische, dänische und schwedische gezählt wird. Diess ist der vielumfassende, vielgegliederte Rahmen des Ganzen, den wir wenigstens in der Kürze hier vorlegen wollten, um unsern Lesern einen Begriff zu geben von dem Plan und der Anlage des Werkes, wie von der Anordnung und Uebersichtlichkeit des Stoffs. In Einzelnes einzugehen, unterlassen wir bei einem solchen Werke, bei welchem die Richtigkeit der einzelnen Angaben ohnehin nicht wohl bestritten werden kann, dagegen Selbständigkeit der Behandlung, zweckmässige und wohlübersichtliche Anordnung des Ganzen, klare, auf das Wesentliche sich beschränkende Darstellung und Erörterung des Einzelnen, dem praktischem Zwecke des Ganzen gemäss, vor Allem gefordert wird, wenn ein solcher Grundriss wahrhaft Früchte bringen und mit Nutzen gebraucht werden soll. Diese Eigenschaften aber wird man dem vorliegenden Buche gewiss nicht absprechen können, dessen Gebrauch zugleich ein ausführliches Wortregister (S. 414—444) sehr erleichtert.

Nr. 2. ist ein ganz kurzer und gedrängter Auszug, der als Grundriss für Schulen zunächst dienen soll, da wo das grössere Werk zu ausführlich erscheinen sollte.

Chr. Bähr.

Münz-Geschichte des Hauses Hohenlohe vom dreizehnten bis zum neunzehnten Jahrhundert. Nach Original-Urkunden und Münzen verfasst von Joseph Albrecht, Assessor der fürstlich Hohenloheschen Domanial-Kanzlei zu Oehringen, Archivar des Gesammthauses Hohenlohe, correspondirendem Mitgliede des Königlich-Württembergischen Vereins für Vaterlandskunde und der Gesellschaft für Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau. Druck von Blum und Vogel in Stuttgart. 1846. X. und 98 S. 4. Mit lithographirtem Titelblatte und VI. Steindruck-Tafeln.

An die Bearbeitungen geschichtlicher Hülfswissenschaften im südlichen und mittlern Deutschland, welche in den letzten Jahrgängen dieser Jahrbücher mit verdienter Anerkennung zur Sprache gebracht wurden, reiht sich das obengenannte Werk in ehrenvoller Weise an.

Bekanntermassen greift das Hohenlohe'sche Geschlecht, obgleich zunächst Franken angehörig, durch Heirathen und andere Verhältnisse weit über seine ursprünglichen Landesgrenzen hinaus, so dass weder die schwäbische noch pfälzische Geschichtsforschung dasselbe unberücksichtigt lassen kann.

Auch liegt in dem Alter desselben, welches in Zeiten hinaufragt, über welche selten mehr ein deutsches Fürstenhaus mit historischer Gewissheit verfolgt werden kann, nicht nur eine Aufmunterung zu gründlicher Forschung, sondern auch Ursache genug zu dankender Anerkennung derjenigen, welche mit Geschick und Fleiss sich derselben unterzogen haben.

Unter diese Zahl aber freuen wir uns den Verfasser setzen zu können, welcher von seiner vertrauten Bekanntschaft mit der Geschichte des Hauses Hohenlohe schon früher Beweise abgelegt und nun mit diesen schönen Vorkenntnissen ausgerüstet, desselben Münzgeschichte nach Jahre langem Sammeln und Studium der Oeffentlichkeit übergibt.

Der Zeitraum, welchen sein Werk umfasst, ist bei weitem grösser, als derjenige anzunehmen geneigt ist, der die Anfechtungen kennt, welche gerade in der neuesten Zeit die älteste Geschichte dieses Hauses erlitten hat, als allzuharte Bestrafung früherer allzudienstfertiger Uebertreibung ihres Glanzes. — Die hohenlohe'sche Münzgeschichte beginnt nemlich schon vor dem Ausgang des Hohenstaufischen Kaiserhauses und hat, wie Ref. vermuthet, ihren Ursprung in den Gnadenbe-

zeugungen, durch welche Friedrich II. nach seiner Berufung nach Deutschland die Grossen an seine Parthei fesselte.

Die vom Verf. Seite 1. erwähnte Urkunde eines Vertrags Gottfried's von Hohenlohe mit Engelhard von Weinsberg über die gemeinschaftliche Regierung von Oehringen (v. 1253) hat nemlich die ausdrückliche Bestimmung:

> „der voit [der von Hohenlohe zu setzende Stadtvogt] sol auch „haben alleine die Juden und die Munze und sol seczen zwelf „Munzere die heizent husgenozzen die zwelve hant dazselbe „reht und dieselben maht ze sagenne an dem gerichte alsam „die zwelf gesworne von der stat."

Dass hier nicht von einer Commission über Schrot und Korn, welche auch ohne Ausübung des Münzrechtes bestehen konnte, sondern von wirklicher Ausübung dieses Rechtes die Rede sey, wird dem Verf. — nach Hüllmann, Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland. Berlin 1830. S. 556—564. — wohl nicht bestritten werden, zumal da in der nemlichen Urkunde bei Bestimmung einiger Abgaben der Ausdruck „unse Heller" vorkommt.

Wir haben hier also in dieser frühen Zeit die schon wohlgeordnete, auf langer Uebung sicher ruhende Benützung eines Rechtes, welches damals ausser den geistlichen nur den ersten Ständen des Reiches ertheilt war. Sohin dürfte die Annahme, dass die Herren von Hohenlohe erst im XIII. oder XIV. Jahrhundert den Grafentitel erhielten [s. Rudolph Freiherr von Stillfried Rattonitz genealogische Geschichte der Burggrafen von Nürnberg. Görlitz 1844. S. 18. Vergl. Bensen historische Untersuchung. über Rottenburg S. 67 ff.] sich wohl dahin berichtigen, dass dieses Geschlecht, obschon der urkundliche Beweis noch fehlt, an die alten fränkischen Grafengeschlechter sich anreihe. So erscheinen z. B., um aus Südteutschland ein Beispiel anzuführen, die Landgrafen des obern Albgaues in den Urkunden des Klosters Rheinau bald als Grafen, bald nur als Herrn von Stühlingen. (Vergl. Hohenbaum van der Mer in Zapf's Monumenta.)

Um so wünschenswerther wäre es freilich gewesen, dass der Verf. die oben angeführte wichtige Urkunde uns vollständig und mit kritischer Beleuchtung gegeben hätte. Denn einerseits erregt die Schreibung des mitgetheilten Bruchstückes (wiewohl vielleicht nur durch Versehen des Copisten) gerechtes Bedenken, andererseits ist der S. 1. vom Verf. hierüber angeführte Hanselman nach dem, was von Stillfried über seine diplomatische Treue angeführt hat [im oben citirten Werke S. 17],

allerdings ein wenigstens verdächtiger Gewährsmann. Dessen ungeachtet hat das genannte Fragment so viele innere Gründe der Aechtheit für sich, dass Ref. keinen Anstand nimmt, den Folgerungen des Verf. beizutreten.

Aus der ältesten Periode nun bis zum Ausgang des Mittelalters führt der Verf. (S. 1—6) hinreichende urkundliche Belege für die regelmässig fortgesetzte Uebung des Münzrechtes, ja für ein eigenes Münzgebäude zu Oehringen an. Von Münzen selbst aber werden aus diesem Zeitraume nur vier, des Grafen Ulrich von Hohenlohe († 6. December 1407), aufgeführt.

Wenn man bedenkt, wie unsicher bis jetzt die Kenntniss und Bestimmung der Bracteaten und Hohlpfennige noch ist, und mit welchem Eifer gerade in der neuesten Zeit man sich wieder mit dem Studium derselben beschäftigt, so wird man die vom Ref. ausgesprochene Hoffnung auf weitere Entdeckungen zu diesem Abschnitte nicht allzugewagt finden, zumal wenn man davon abgehen wird, nur auf die Hohenloheschen Leoparden zu fahnden, indem vielleicht das Stadtwappen Oehringens, das alte Wappenschild Frankens, die Sigille der ältesten fränkischen Grafengeschlechter einen Leitfaden für dieses Labyrinth geben könnten.

Desto reicher ist die zweite Abtheilung des Werkes an Beschreibung und bildlicher Darstellung zum Theil noch unedirter Münzen. Der Verf. hat dieselbe in mehrere Abschnitte eingetheilt, wodurch der Ueberblick des ganzen historischen Gebietes um ein Namhaftes erleichtert worden ist.

In der ersten Periode (von 1500—1621) werden ausser den Münzen und Medaillen des Grafen Sigmund (geb. 1485), Albrecht (geb. 1478), Ludwig Casimir (geb. 1517), Wolfgang (geb. 1546), Philipp (geb. 1550) und Philipp Ernst (geb. 1584) noch siebenzig gemeinschaftliche Current-Münzen aufgeführt.

Aus der zweiten Periode (von 1621 bis zum Erlöschen des Hohenloheschen Münz-Rechtes 1806) sind ausser zwei und zwanzig gemeinschaftlichen Currentmünzen von Hohenlohe-Neuenstein aufgeführt zwei Thaler und ein goldenes Schaustück von Neuenstein-Weickersheim und 22 Münzen von Neuenstein-Neuenstein. Ferner nach der Landestheilung von 1676 eilf Münzen von Hohenlohe-Oehringen und vier von Hohenlohe-Neuenstein. Endlich nach der Landestheilung von 1708 von Weickersheim acht cursirende Münzen, 2 Medaillen und eben so viele Gedächtnissklippen. Hiezu eine merkwürdige Medaille, welche 1743 Erbgraf Albrecht Ludwig

Friedrich (geb. 1716) auf die Erbauung eines Lusthauses, welches von aussen eine Ruine vorstellte, schlagen liess. Die Umschrift: „In Allem was du thust bedenke das Ende" lässt auf eine der Todesahnungen schliessen, welche den Grafen oft beschlichen, und wirklich starb er schon den 9. Juli 1744 in Folge eines Sturzes vom Pferde, als er von diesem Lusthause zum nahen Schlosse Carlsburg reiten wollte.

Von (Neuenstein) Oehringen folgen nicht weniger als 32 Münzen und Medaillen des Fürsten Johann Friedrich und Ludwig Friedrich Carl; von (Neuenstein) Langenburg in den Branchen Langenburg, Ingelfingen, Kirchberg einunddreissig.

Endlich findet man von der Waldenburgischen Hauptlinie (seit 1621) in ihren Abtheilungen W.-Pfeddelbach, Waldenburg, Schillingsfürst (letztere mit den Verzweigungen Sch.-Bartenstein und Schillingsfürst 77 Münzen und Medaillen (S. 54—70); so dass ungeachtet der bescheidenen Aeusserung des Verf. (S. 62) „er habe die Ueberzeugung, dass viele Lücken in seinem Verzeichnisse seyen", jeder auch nur einigermassen billige Beurtheiler diesem Werke den Ruhm nicht absprechen kann, dass es an Vollständigkeit und Genauigkeit sich wohl mit den besten Monographien dieser Art messen könne. — Ref. wüsste nur die Notiz demselben beizufügen, dass eine S. 54 aufgeführte Münze auch als Klippe im Münzcabinet S. D. des Fürsten von Fürstenberg in Donaueschingen sich vorfinde.

Es verdient dieses um so mehr Anerkennung, als der Verf. die Mehrzahl der von ihm beschriebenen Münzen selbst gesammelt hat. Nur den einen Wunsch hätten wir hier anzuknüpfen, dass es ihm bei einer etwaigen neuen Bearbeitung des Werkes gefallen möge, nach Art des so eben erschienenen Binder'schen Münzwerkes über Würtemberg, diejenigen der aufgeführten Münzen, welche sich weder in seiner, noch in der Fürstlich-Hohenlohe-Waldenburg'schen Sammlung sich befinden. besonders zu bezeichnen, was zur Vervollständigung derselben durch Anregung fremder Sammler wesentlich beitragen könnte.

Ein Anhang (S. 71—76) bringt XVII. Münzen und Medaillen von Mitgliedern des Hohenloheschen Hauses in der Eigenschaft als Besitzer anderer Würden ausgegangen, oder zum Andenken an Vermählungen Hohenlohescher Töchter geprägt. Besonders bemerkenswerth ist hier eine von Mader II., 240. aufgeführte des Bischofs von Würzburg, Gottfried von Hohenlohe († 1322), welche als Hohenlohe'sches Stammwappen nicht die Leoparden, sondern einen Löwen hat, was zu der oben gelegentlich von uns gegebenen Bemerkung recht gut passt

und vielleicht auf eine grossartigere Abstammung der Geschlechter führen kann, als von der kritischen Forschung der neuesten Zeit zugegeben werden will.

Hierauf folgen (S. 76—86) acht das Münzwesen des Hauses Hohenlohe betreffende Urkunden von 1391 — 1685; Seite 86 — 88 drei Stammtafeln, die Zeit umfassend, welche in dem Werke behandelt worden ist und (S. 89—93) eine Abhandlung über das fürstlich Hohenlohe'sche Wappen.

Den Entdeckungen, welche während des Druckes gemacht wurden, ist ein Nachtrag (S. 95—97) gewidmet. Das Ganze beschliessen sechs nach den Zeichnungen von Rosshirt sehr sauber und fein von Schach ausgeführte Steindrucktafeln, auf welchen 35 der seltenern Münzen abgebildet sind.

Druck und Papier sind nicht nur correkt und den gewöhnlichen Anforderungen entsprechend, sondern selbst elegant zu nennen.

Ref. schliesst seine Anzeige, indem er sich freut, das sehr ehrenvolle Urtheil, mit welchem — wie er eben jetzt erfährt — dieses verdienstvolle Werk gleich bei seinem Erscheinen von den gewichtigsten Auctoritäten begrüsst wurde, durch seine Ansicht nur bestätigen zu können.

Da dasselbe auf Privat-Kosten herausgegeben wurde und unseres Wissens im Buchhandel nicht erschienen ist, so dürfte der Wunsch gerechtfertigt seyn, dass es dem Verfasser gefallen möge, wie Graf von Pfaffenhofen mit seinen allemanischen Herzogsmünzen auch gethan hat, eine Anzahl Exemplare irgend einer soliden Buchhandlung in Commission zu geben, damit denjenigen Freunden der Wissenschaft, die sich einer nähern Verbindung mit ihm nicht freuen können, doch auch Gelegenheit werde, die Bekanntschaft seines Werkes zu machen.

Fickler.

Commentatio de Cn. Julii Agricolae vita quae vulgo Cornelio Tacito adsignatur. Scripsit Julius Held, Dr. phil. rector gymnasii Suidnicensis. Schweidnitz bei Ludwig Heeg. 1845. 38 pag. 4.

Seit der grosse Bentley in seiner Abhandlung über die Unächtheit der Briefe des Phalaris ein bis jetzt noch unübertroffenes Muster der höheren Kritik aufgestellt hat, hat es weder an grossen, noch an kleinen Geistern gefehlt, die wenn auch mit verschiedenem Erfolge auf das Eifrigste bemüht waren, auf gleichem Gebiete gleiche Lorbeern zu

erringen. Viele Angriffe der Art, welche auf die Aechtheit überlieferter Schriften oder der Namen, die sie in den Handschriften tragen, erfolgt sind, hat eine besonnene Kritik in ihrer Haltlosigkeit zurückgewiesen; nicht besser wird es, wir sprechen es mit der grössten Zuversicht aus, dem neuesten Versuche des Herrn Held ergehen, der mit einer fast unbegreiflichen Verblendung dem Tacitus die Autorschaft der vita Agricolae absprechen will. Die Wichtigkeit der Sache wird es entschuldigen, wenn der Unterzeichnete es unternimmt, die Abhandlung des Herrn Held in diesen Blättern einer eindringlichen Kritik zu unterwerfen; es verlohnt wohl der Mühe, da solche Anfechtungen allenthalben auftauchen, an einem recht augenfälligen Beispiele nachzuweisen, mit welcher Leichtfertigkeit manche Versuche der Art unternommen werden. Dass sich eine solche Widerlegung nicht mit kurzen Worten abmachen lässt, liegt in der Natur der Sache, weil die Verfechter solcher abentheuerlichen Paradoxen sogleich mit dem Vorwurf bei der Hand sind, man habe gerade die wichtigsten Argumente boshafter Weise mit Stillschweigen übergangen; allein so ausführlich auch die folgende Anzeige geworden ist, so erlaubte der Raum dieser Blätter doch dem Rec. nicht, alle die verschiedenen kleinen und kleinlichen Ausstellungen, die Hr. H. aufzubringen weiss, sämmtlich zu widerlegen; wir wollen daher bloss auf sein schweres Geschütz antworten, in der Hoffnung, dass die vielen Raketen, die er ausserdem steigen lässt, spurlos verknallen werden, und versichern hierbei auf das Feierlichste, dass wir kein Argument, dessen Widerlegung uns nicht sehr leicht geschienen hätte, mit Wissen und Willen übergangen haben.

Hr. Held beginnt seinen Anklageact mit einer Reihe von Stellen, wo ihm der Verfasser der vita hinter der Idee einer Kunstbiographie geblieben zu seyn scheint. Zuerst erregt seinen speziellen Tadel, dass die Schilderung von der Verwaltung der Provinz Aquitanien in zu grosser Kürze gehalten sey: man erfahre nicht, was Agricola für die Provinz, was für den Staat geleistet; ob er selbst ihr neue Gesetze gegeben (!), oder von dem Kaiser erlassene aufgelegt, ob er den Städten neue Privilegien verliehen, den Handel gehoben habe etc. Wie schlimm es mit einem solchen subjectiven Urtheile steht, zeigt der Umstand, dass Walch in seiner Abhandlung über die Kunstform der antiken Biographie sich gerade über das Gegentheil verwundert, und gegenüber der epigrammatischen Kürze, mit der Tacitus die früheren Staatswürden des Agricola berührt, die ausführlichere Schilderung von der Verwaltung Aquitaniens aus ästhetischen Gründen zu rechtfertigen sucht. Diese und

ähnliche Ausstellungen erinnern unwillkürlich an R. v. Bosse's Aufsatz in Jahn's Archiv f. Philol. XI., 3. p. 452 ff., worin zu beweisen gesucht wird, dass Tacitus keinen Anspruch auf den Namen eines ächten Historikers habe, weil er Vieles unberührt lässt, worüber man nach modernen Ansprüchen nähere Aufschlüsse von einem Historiker erwartet. So verkehrt auch dieser Aufsatz ist, so kann er doch als Gegenbeweis gegen die Ansicht des Hrn. H. dienen; denn nach Hrn. v. Bosse soll der ächte Tacitus ganz ähnliche Fehler begangen haben, als Hr. H. für gut befunden hat, dem Autor der vita vorzuwerfen. Uebrigens ist leicht erklärlich, warum Tacitus die Civilverwaltung des Agricola in Aquitanien nicht in der von Hrn. H. gewünschten Ausfürlichkeit geschildert hat. Auszeichnung auf diesem Gebiete war in den Kaiserzeiten nach römischen Begriffen kein Vorwurf der Geschichtschreibung; legt doch Tacitus im Agric. c. 39 dem Domitian die Worte in den Mund: „Frustra studia fori et civilium artium decus in silentium acta, si militarem gloriam alius occuparet." Tacitus nennt selbst seinen Schwiegervater ein militare ingenium, und wir glauben nicht irre zu gehen, wenn wir die Behauptung aufstellen, dass bloss der grossartige Thatenlauf, der sich dem Agricola in Britannien eröffnete, seinen Schwiegersohn zu einer Darstellung seines Lebens vermocht habe. Doch auch die Schilderung der mehr als siebenjährigen Thätigkeit des Agricola in Britannien gibt Herrn H. zu mancherlei Ausstellungen und Mäkeleien Anlass, die übrigens grossentheils mit der Frage, ob Tacitus oder ein anderer der Verfasser der Biographie ist, strenggenommen in keiner Beziehung stehen. Wir geben die Hauptsätze des Verfassers mit seinen eigenen Worten: „Ac primum quidem in universum si inspexeris, relationes rerum per septem annos gestarum, non reperies ita inter se differre singulas, ut legentium studia et curae intendantur. — Saepius iisdem paene coloribus in exprimenda rerum gestarum imagine usum esse scriptorem intelligimus. — Quae narrata sunt, ita sunt pleraque comperta, ut mirum foret, nisi fama iam omnibus innotuissent: pauciora vix afferre potuit. — Quae cap. 19. afferuntur, in his verba sane placent et sententiae, sed magni in bello ducis laudem non satis depingunt." Die Schwäche dieser Argumente muss jeder von selbst erkennen; ein Blick in die Schrift des Tacitus zeigt, dass wo Hr. H. Gebrechen findet, einem unbefangenen Leser eine ganz besondere Kunst der Darstellung entgegentreten wird.

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 38. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Held: De Taciti Agricola.

(*Fortsetzung.*)

Tacitus beginnt die Geschichte der Feldzüge des Agricola in Britannien mit einer Schilderung des Landes und Volkes c. 10—13 in., gibt hierauf mittelst eines sehr geschickten Uebergangs (c. 13. iniurias Britanni aegre tolerant, iam domiti, ut pareant, nondum ut serviant) eine kurze Uebersicht der früheren Erfolge und Eroberungen der Römer in Britannien vor Agricola c. 13—17; hierauf folgt die Schilderung der Thaten des Agr. in Brit. c. 18—38. In dieser Schilderung gibt Tacitus genau, wenn auch kurz die kriegerischen Operationen eines jeden Jahres an; um jedoch durch Erzählung der einzelnen Erfolge und Angabe der jeweilig unterworfenen Volksstämme, deren Namen für eine Biographie des Agricola ziemlich gleichgiltig erscheinen konnten, (Hr. H. nennt ihre Verschweigung eine perversa et deploranda taciturnitas und ein invidiöses Verfahren!) die Geduld der Leser nicht zu ermüden, so gebraucht er die weise Mässigung, dass er aus der zahlreichen Masse von Kämpfen und Ueberfällen, bloss drei Affären mit gewohnter Meisterschaft des Näheren schildert, die Züchtigung der Ordoviker und die darauf erfolgte Eroberung der Insel Mona c. 18., die Niederlage der Caledonier bei dem Ueberfalle der neunten Legion c. 26; endlich die grosse Schlacht am mons Grampius c. 35 ff. Wie nun schon durch diese Lichtpunkte der Erzählung für eine angenehme Abwechslung trefflich gesorgt ist, so noch mehr durch die bewunderungswürdige Kunst, mit der in die Erzählung von der Unterwerfung Britanniens die einzelnen Züge eingeflochten sind, die dazu dienen, den Agricola als Feldherrn, als Statthalter, als Verpflanzer römischer Civilisation auf Britannischen Boden zu characterisiren. Und bei dieser feinberechneten Kunst der Disposition spricht Hr. Held von Langeweile und Uebersättigung der Leser, findet hier zu viel, ein andermal wieder zu wenig erzählt. So scheint ihm c. 28 die Episode von der Cohorte der Usipier, auf welche wir weiter unten nochmals zurückkommen werden, ungehörig, so ausserordentlich auch diese unter der Verwaltung des Agr. vorgefallene Begebenheit gewesen ist, so dass selbst

Dio Cassius, der doch den Thaten des Agr. nur ein einziges Blatt widmet (Lib. 66, 20.), diesen Vorfall nicht unerwähnt gelassen hat. Fast scurril erscheint der Tadel, dass über den früheren Präfecten Britanniens Vettius Bolanus zweimal fast das Nämliche mitgetheilt sey. Das erstemal erwähnt ihn Tacitus, als Agricola das Commando der 20sten störrigen Legion erhielt, wo er von Bolanus nichts bemerkt als: praeerat tum Britanniae V. B. placidius quam feroci provincia dignum est. Der Zusatz placidius etc. war hier unentbehrlich, indem er dazu dient, dem Statthalter gegenüber die temperantia des Agr. in das gehörige Licht zu stellen. Man vergleiche damit, was ausführlicher und mit ganz verschiedenen Worten c. 16 von Bolanus erzählt ist, und man wird nicht umhin können, die Rüge des Hrn. H. als einen eben so grundlosen als hämischen Tadel zu bezeichnen. Eben so unbegründet ist der Vorwurf, der Verfasser der Biographie habe gegen den Agricola einen directen Tadel ausgesprochen, weil er die von Hrn. H. selbst belobte Schilderung der Romanisirung der Britannen mit den Worten schliesse: discessumque paulatim ad delenimenta vitiorum, porticus et balnea et conviviorum elegantiam: idque apud imperitos humanitas vocabatur, cum pars servitutis esset. Damit ist doch gegen den Statthalter Agricola kein Tadel ausgesprochen. Als römischer Staatsmann musste er von diesem wirksamsten Mittel, die unterworfenen Stämme der römischen Herrschaft anzuschliessen, Gebrauch machen oder von vornherein auf eine Thätigkeit verzichten, bei der nicht die Handhabung idealer Grundsätze, sondern die consequente Durchführung römischer Politik an ihrem Platze war: hätte Agr. anders gehandelt, so hätte er im römischen Sinne eine perversa humanitas geübt, während der Vorwurf des Hrn. H., der Verfasser der Biographie tadle den Agr. als den Einführer einer perversa humanitas von diesem Standpunkte betrachtet in sich selbst zusammenfällt. Dass aber Tacitus auch in einer Biographie seines Schwiegervaters seine cosmopolitischen Ideen nicht unterdrücken kann, scheint uns gerade ganz besonders für seine Autorschaft der vita zu sprechen. — Einen weiteren Tadel erfahren die mit Recht bewunderten Reden des Calgacus und Agricola vor der Schlacht am Grampian-Gebirge, welche dem Verf. als zu lang vorkommen. Während also Hr. H. zuerst darüber geklagt hat, dass Tacitus nicht in der Weise eines Annalisten die einzelnen Namen aller bezwungenen Stämme aufgeführt habe, will er es jetzt dem Biographen verdenken, dass er bei der detaillirten Erzählung der glänzendsten Waffenthat des Agr. von dem vollen Rechte eines Historikers Gebrauch gemacht hat. In der Beschreibung der Schlacht selbst stösst er sich an

der Stelle, bei der dem Tacitus vielleicht Sallustius im Jugurtha c. 101 als Vorbild gedient hat: tum vero patentibus locis grande et atrox spectaculum: sequi, vulnerare, capere atque eosdem oblatis aliis trucidare. Die ähnliche Stelle bei Sallust findet Hr. H. vortrefflich; was Tacitus erzähle, komme fast in jeder Schlacht vor, als ob sich in der angezogenen Stelle das atrox spectaculum blos auf die von Hrn. H. ausgehobenen Worte bezöge, und nicht auch auf die folgenden: iam hostium . . . . catervae armatorum paucioribus terga praestare etc. Das atrox spectaculum, das uns Tac. mit meisterhaftem Griffel zeichnet, bestand eben in der plötzlich erfolgten gänzlichen Auflösung des Britannischen Heere.

Diess sind die Punkte, worin Hr. H. der Verfasser der vita dem Ideal einer biographischen Darstellung nicht nachgekommen zu seyn scheint. Doch auch die junctura singularum partium erregt seinen mehrseitigen Tadel. Die Einleitung scheint ihm im Verhältniss zur Schrift zu gross (hier hat Hr. H. seinen Lieblingsschriftsteller Sallustius in seiner Einleitung zum Catilina ganz vergessen); der Uebergang von dieser Einleitung zur Biographie zu schroff (ruhigen Lesern wird er gerade sehr geschickt vorkommen), eben so der Uebergang vom 9. auf das 10. Capitel, wo Tac. den Beginn der Beschreibung Britanniens eben so einfach als geschickt durch die Worte vermittelt: et statim (Agricola) Britanniae praepositus est. Der Autor hätte wenigstens sagen sollen, er setze diese Beschreibung ein, um gleichsam die Scenerie der Thaten des Agr. zu eröffnen etc. Wir glauben, Tac. hat gut gethan, dass er diess dem Leser s i c h z u d e n k e n überlassen hat, und es werden wohl noch wenige Leser seine Absicht verkannt haben. Einen weiteren Fehler findet Hr. H. darin, dass die kurzen Notizen über Hibernien nicht mit der Schilderung von Britannien verbunden, sondern erst c. 24 mitgetheilt sind. Tacitus kommt auf Hibernien zu sprechen, in der Zeit, wo Agricola „eam partem Britanniae, quae Hiberniam aspicit, copiis instruxit in spem magis quam ob formidinem.“ Da nun Agricola Hibernien selbst nicht betreten hat, so konnte es der kundige Biograph füglich nicht früher erwähnen, als wo der auch die ferne Zukunft berechnende Statthalter die ersten Voranstalten für eine etwaige dereinstige Occupation der Insel trifft.

Herr H e l d führt fort: Alia nunc tractaturus sum argumenta, ex quibus mea quidem opinione appareat, legentium animos de virtutibus laudibusque auctoris vitae non admodum securos esse debere. Zuerst verbreitet sich Hr. Held auf 3 Seiten über die berühmte Stelle c. 1 at mihi nunc narraturo vitam defuncti hominis venia opus fuit etc. Hr. H. folgt der Lesart Walch's ni cursaturus, so wie seiner Erklärung, findet

jedoch, ne sic quidem sententiam Taciti ingenio dignam illis verbis contineri. Die lange Diatribe hierüber ist ganz unnütz; ehe Herr Held einen des Tacitus unwürdigen Gedanken bemäkeln wollte, musste er zuerst den grammatischen Beweis führen, dass ni mit einem Particip futuri überhaupt gesagt, oder in einer solchen Verbindung ein erat oder fuisset ausgelassen werden konnte. Schon diese von den Erklärern der Stelle gar nicht beregte Schwierigkeit spricht für die Richtigkeit der handschriftlichen Lesart incusaturus; folgt man nun der von Wex (s. Prolegg. in Tac. Agric. capp. I. et III. Schwerin 1845. 4.) vorgeschlagenen Verbesserung der Interpunction, so wird sich vielleicht auch Hr. H. noch überzeugen, dass die Gedanken gar wohl in einem richtigen Zusammenhange stehen, und nichts weniger als des Tacitus unwürdig sind.

Auch in dem vielbesprochenen legimus zu Anfang von c. 2. findet Hr. H. einen Stützpunkt für seine Annahme. Allein da er von Walch's und Walther's Erklärung selbst bemerkt: neque ipse quod contra dicam, scio, so hätte er eben vernünftiger Weise mit dieser Deutung sich genügen sollen. Bei der Unbekanntschaft, die Hr. H. mit der Literatur des Agricola verräth, ist ihm Niebuhr's Gedanken in den kleinen Schriften I. p. 331 entgangen (s. dagegen Wex Beiträge zur Erklärung des Agr. Schwerin 1840. p. 16); sonst würde er gewiss mit Begierde ein solches scheinbares Testimonium für seine Ansicht aufgegriffen haben. Einen Hauptbeweis gegen die Autorschaft des Tacitus findet Hr. H. in den Worten c. 3 exemtis e media vita tot anuis, (nämlich den 15 Jahren der Regierung des Domitian), quibus juvenes ad senectutem, senes prope ad ipsos exactae aetatis terminos per silentium venimus. Da Tacitus nach der Annahme des Hrn. H. im Jahre 54 oder 55 geboren wurde (die meisten Annahmen Anderer gehen auf das Jahr 52), und die Herausgabe des Agricola in das Jahr 98 fällt, so folge, dass der Autor 43 Jahre alt gewesen, „quo anno ex juvene senem se factum esse scripserit." Fasst man auch die Stelle in ihrer genauesten Wörtlichkeit auf, so sehen wir doch keinen Grund, mit dem Verf. den Autor der vita gemeiner Sophistik zu bezüchtigen oder gar aus derselben einen Grund zu entnehmen, dem Tacitus die vita abzusprechen. Da nämlich nur zwei Altersklassen entgegengesetzt werden, die juvenes und senes, so hat man ohne Zweifel unter den iuvenes nach Varro (s. Censor. de die nat. 14, 2) die Altersklasse von 31 bis 45 Jahren zu verstehen, unter senes sowohl die seniores im engeren Sinne, als die eigentlichen senes. Fällt nun das Geburtsjahr des Tacitus gegen 52 n. Chr. worauf Bach durch andere Combinationen geführt worden ist (s. Tacitus, eine biogr.

Unters. Schulzeit. 1831. No. 105 ff.), so ist in den Worten, auch wenn sie im striktesten Sinne aufgefasst werden, keine Spur einer rhetorischen Uebertreibung zu finden, wiewohl eine solche im vorliegenden Falle gar leicht zu entschuldigen wäre. Denn wer möchte einem Historiker die Andeutung verargen, dass die Menschen unter dem gräuelvollen Despotismus eines Domitian früher als sonst gealtert sind? Allein Hr. H. findet die Stelle mit einer andern der vita im Widerspruche, wo es heisst, dass Agricola, der im 56. Jahre*) seines Alters starb, medio in spatio integrae vitae den Seinen entrissen ward. Der Ausdruck aetas integra ist hier allerdings auffallend, aber als ein relativer doch nicht unmöglich, da die integritas aetatis sich nach der körperlichen Constitution eines jedweden richtet. Tac. will offenbar sagen, dass Agr. in einer Zeit entrissen wurde, wo er noch in voller Manneskraft stand und sein Körper noch keine Spur von Gebrechlichkeit des Alters verrieth. Uebrigens hat der Tadel, den hier der Verf. ausspricht, mit der Frage, ob Tacitus oder ein anderer Historiker oder Rhetor die Schrift verfasst habe, nichts zu thun; ein solches Argument konnte man höchstens gegen eine Schrift beibringen, deren antiken Ursprung man überhaupt anficht, nicht aber gegen einen Autor, dessen stilistische Kunst Hr. H. selbst nicht umhin kann, an mehreren Stellen seiner Schrift zu bewundern. Ein Mann, der so schreibt wie der Verfasser der vita, wird wohl besser als wir alle gewusst haben, ob man bei einem Manne, der in den Fünfzigern steht, noch von einer integritas vitae sprechen könne oder nicht. Hr. H. zeigt bei Besprechung dieser beiden Stellen eine solche Befangenheit, dass er nicht umhin kann, mit etwas unredlichen Waffen zu fechten.

Er äussert sich nämlich: contrario dicendi genere hoc loco usum esse auctorem intelligitur. Quadragenarium se haud invitus senibus accensuit, virum, cujus vitae imaginem expressit senagenarium fere in aetatis flore i. e. senectutem nondum contingentem exstinctum esse significavit. — Die zwei nächsten Stellen, die Hr. Held bespricht, sind c. 3 non tamen pigebit, vel incondita ac rudi voce memoriam prioris servitutis . . . . composuisse, und c. 4. Cn. Jul. Agricola . . . . utrumque avum procuratorem Caesarum habuit, quae equestris nobilitas est. In ersterer Stelle stösst er sich an dem Ausdrucke incondita ac rudi voce, in letzterer an equestris nobilitas. Beide Bedenken stehen mit der Frage, ob Tacitus oder ein anderer der Verfasser der vita ist, in keinem Be-

*) Die Frage, ob nicht die Zahl VI. et L. anno in IV. et L. anno zu verbessern sey, lässt Hr. H. unberührt; s. jetzt Wex Prolegg. p. 16 ff.

zuge. Denn was die erste Stelle betrifft, so muss sich Hr. H. eben gefallen lassen, dass ein Mann, der in seiner Biographie sich durchaus als einen Meister der Darstellung zeigt, es für gut befand, diesen bescheidenen Ausdruck zu gebrauchen; das Gleiche gilt von der zweiten Stelle; denn konnte ein Geistesgenosse des Tacitus so schreiben, warum auch nicht Tacitus selbst? Statt den Ausdruck zu beanstanden, hätte Hr. H. besser gethan zu untersuchen, ob Walch's Erklärung, „welche Würde (eines kaiserl. Prokurators) zum Rang eines eques illustris erhebt," die richtige ist, oder die Worte vielmehr so zu deuten seyen, „welche Abstammung als ritterlicher Adel gilt", so dass die Nachkommen solcher kaiserlichen Würdenträger innerhalb des Ritterstandes eine ähnliche Adelsklasse bildeten, als die Nobiles der senatorischen Familien. Man vergl. über die Sache die gründliche Schrift von Marquardt de equitibus Romanis p. 81—99.

Noch schaler ist der Anstand über die Worte c. 7: classis Othoniana licenter vaga etc.; denn aus Tac. Historien II. c. 12 erhelle „eam neutiquam licenter vagam fuisse, i. e. nullius rectoris imperio obedientem etc." Diess sagt ja auch Tac. nicht, sondern mit licenter vaga ist nur ausgedrückt, dass die Flotte des Otho das italische Meer ausschliesslich dominirt und die von den Vitellianern besetzten Küstenstriche, wie die der Seealpen (Hist. II. 12) und die der narbonensischen Provinz (ibid. II. 14) unbehindert bedroht habe. — In demselben Capitel erzählt Tacitus, dass Agricola nach Ermordung seiner Mutter „ad solemnia pietatis profectus nuntio affectati a Vespasiano deprehensus ac statim transgressus est." Hier wundert sich Hr. H., dass der Biograph den Agr. sogleich zum Vespasian übertreten lasse, wiewohl, wie Hr. H. von seinem ständigen Führer Walch erlernt hat, zwischen dem Uebertritt des Agr. zum Vespasian und dem Tode seiner Mutter wenigstens ein Zeitraum von drei Monaten dazwischen gelegen sey. Auch diese Verwunderung konnte sich Hr. H. ersparen. Erstlich ist schwerlich anzunehmen, dass Agricola den Leichnam seiner in Ligurien ermordeten Mutter noch unverbrannt getroffen habe; daher hier bei solemnia wohl nicht an die eigentliche Todtenbeschickung, sondern nur an die feierliche Bestattung und Beisetzung ihrer Gebeine in der Familiengruft zu denken ist, wie wir einen ähnlichen Fall von der Bestattung des Germanicus aus den Annalen des Tacitus kennen. Sodann steht in den Worten der vita nicht proficiscens, sondern profectus nuntio deprehensus est, woraus hervorgeht, dass sich Agr. nicht auf der Reise, sondern auf den Landgütern seiner Mutter befand, als ihn die Nachricht von der Schilderhebung des Ves-

pasian traf. Dass sich aber Agr. längere Zeit in Ligurien aufhielt, ist leicht begreiflich, weil die Leute des Otho nicht bloss seine Mutter getödtet, sondern auch ihre Landgüter verheert und einen grossen Theil des patrimonii geplündert hatten. Ferner heisst es: „deprehensus ac transgr. est," so dass es nicht einmal der Annahme von Walch bedarf, dass statim hier nach Analogie der Wörter nuper, mox etc. nicht streng zu fassen sey. — Dass die vielbesprochenen Worte c. 9 „tristitiam et arrogantiam et avaritiam exuerat" Hr. H. für seine Zwecke benützt, lässt sich leicht denken. Wir hätten gewünscht, es wären ihm die Münchner gel. Anz. vom J. 1845, Nro. 50 zu Gesichte gekommen, wo Hr. Doederlein sich mit Recht darüber wundert, wie man diese Worte missverstehen könne. Tac. sage nicht mehr, als dass Agr. in seinem Amte ernst bis zur Finsterkeit, vornehm bis zum Scheine des Stolzes und auf Roms Vortheil bedacht bis zur Gränze der Habsucht gewesen sey; war er wieder im Kreise der Seinen, so waren bereits alle diese lästigen Eigenschaften wieder abgelegt. Schon die Worte persona und exuere (wir erinnern, was Cicero von der in den Zeiten seines Consulates „sibi imposita persona gravitatis severitatisque" öfters sagt) hätten Herrn H e l d lehren sollen, dass hier Tac. Eigenschaften berührt, die nicht in dem Charakter des Agr. lagen, sondern von seiner staatsmännischen Stellung bedingt waren; so edel auch sein ganzer Charakter war, so zeigte er doch als Staatsmann, wenn auch ferne von allem willkürlichen Druck, doch die ganze eiserne Strenge der römischen Politik und Regierungsweise. Man vergl. noch die merkwürdige Aeusserung des Paetus Thrasea in Bezug auf Statthalter in den Provinzen — bei Tac. An. XV., 21. quaedam immo virtutes odio sunt, s e v e r i t a s o b s t i n a t a, invictus adversus gratiam animus. Das Verkennen dieser Sachlage ist noch eher verzeihlich, als dass Hr. H. die folgenden Worte „integritatem atque abstinentiam in tanto viro referre iniuria virtutum fuerit" mit der avaritia exuta nicht glaubt vereinbaren zu können. Hier handelt es sich von persönlicher integritas, dass Agr. nie seine Stellung als Statthalter der Provinz Aquitanien zu eigener Bereicherung missbrauchte, dort von einer avaritia, die gegen die Provinzialen zum Besten des Aerars zu üben (s. Dio Cass. 53, 15) nicht bloss nicht verwehrt, sondern gewissermassen durch die wenn gleich drückenden Staatsgesetze geboten war. — Wenn sich ferner Hr. H. c. 9 an dem Plural procul ab aemulatione adversus p r o c u r a t o r e s stösst, weil es Princip gewesen sey, die Procuratoren länger in einer Provinz zu belassen, so will er mehr wissen, als man heutigen Tags füglich wissen kann. Denn abgesehen davon,

dass sich wirklich Fälle finden, wo zwei Procuratoren zugleich in Einer Provinz erscheinen (s. Hoeck's röm. Gesch. I., 2 p. 201), wenn diess auch von der senatorischen Provinz Aquitanien kaum anzunehmen ist, so wird Hr. H. doch nicht alles Ernstes behaupten wollen, es sey unmöglich gewesen, dass Agr. während seiner dreijährigen Verwaltung von Aquitanien mit mehr als einem Procurator zu thun gehabt habe. Eben so urtheilen wir in Betreff dessen, dass Hr. H. es unwahrscheinlich findet, dass Agricola dem Tacitus seine Tochter so früh sollte verlobt und verheirathet haben. Kommt ihm die Sache auch merkwürdig vor, so fällt es ihm ja selbst nicht bei, die Möglichkeit der Thatsache in Abrede stellen zu wollen; und soviel denken wir, ist genug.

Ganz besonders unzufrieden zeigt sich Herr H. mit der Schilderung von Britannien; sie ist ihm einerseits im Verhältniss zur Biographie zu ausführlich und mit entbehrlichen Zügen überladen, anderseits zu mangelhaft und zu wenig Neues enthaltend, so dass der Verfasser der Vita in der Behauptung „quae priores nondum comperta eloquentia percoluere, rerum fide tradentur" geradezu als ein Windbeutel erscheine. Nach den Mittheilungen des Plinius H. Nat. IV., 16, 30. lasse sich schliessen, dass schon in den Zeiten des Kaisers Claudius Britanniens Völkerschaften und ihre Wohnsitze genau bekannt gewesen, und dass Plinius selbst, wenn es in seiner Absicht gelegen gewesen wäre, sehr Vieles hätte berichten können. Was Plinius hätte mittheilen können, oder was für Aufschlüsse über Britannien die uns verloren gegangenen Historiker mochten enthalten haben, liegt ausser dem Bereich aller Combination; uns genügt die bedeutende Thatsache, dass durch die Eroberungen des Agricola die Inselgestalt von Britannien zur Sicherheit gebracht, und die unrichtige Vorstellung von der Lage Hiberniens, das sich noch Plinius nördlich von Britannien dachte, durch Tacitus berichtigt werden konnte. Was er sonst mittheilt, ist der Hauptsache nach Alles richtig, nur konnte auch Tacitus noch nicht von der hergebrachten Vorstellung über die Richtung von Britannien nach Hispanien zu sich losmachen. Dass seine Schilderung ausserdem noch viele neue Züge im Einzelnen darbietet, lehrt eine genaue Vergleichung seiner Nachrichten mit den uns erhaltenen Berichten seiner Vorgänger. Ferner stösst sich Herr H. an den Worten: Hanc oram novissimi maris tunc primum Romana classis circumvecta insulam esse Britannicam affirmavit. Damit beeinträchtige der Biograph den Ruhm des Agricola, dem Dio Cassius 66, 20. ausdrücklich die Ehre dieser Auffindung beilege. Er sagt nämlich: Ἀγρικόλας πάντα κατέδραμε καὶ πρῶτός γε Ῥωμαίων ὧν ἴσμεν ἔγνω τοῦθ' ὅτι ἡ Βρεταννία περίῤῥυτός

ἐστι. Geht denn daraus hervor, dass Agricola selbst mit auf den Schiffen gewesen ist, die Britannien umsegelten? War es nicht hinreichend, dass Agricola die Umschiffung der Insel angeordnet hat, um ihm die Entdeckung der Inselgestalt zu vindiciren? Dass Dio Cassius (man vergl. auch Lib. 39. c. 50.) dem Agricola nicht mehr Ehre zuerkennen wollte, als Tacitus gethan hat, geht schon daraus hervor, dass er ihm den Ruhm der Entdeckung doch beilegt, wiewohl er selbst berichtet, dass die Unthat der Cohorte der Usipier den Agricola zuerst auf den Gedanken gebracht habe, die Umschiffung von Britannien anzuordnen *). — Was Herr H. über das aus leicht begreiflichen Gründen mit grösserer Ausführlichkeit geschilderte Walten des Suetonius Paulinus in Britannien ausstellt,

*) Die Geschichte mit dieser Cohorte gibt Herrn Held in einer späteren Stelle seiner Abhandlung zu einer noch gehässigeren Beschuldigung Anlass, die sich ihm erst im Laufe des Druckes ergeben, und den Verf. mit seinen früheren eigenen Behauptungen in Widerspruch gesetzt hat. Er findet nämlich, weil Dio an die Erzählung der unfreiwilligen Umschiffung Britanniens durch die Usipier (66, 20.) die Bemerkung knüpft: κἀκ τούτου καὶ ἄλλους ὁ Ἀγρικόλας πειράσοντας τὸν περίπλουν πέμψας ἔμαθε καὶ παρ' ἐκείνων ὅτι νῆσός ἐστι, dass der Verf. der Biographie sich eines sträflichen Leichtsinns schuldig gemacht habe, indem er nicht gewusst, in welcher Beziehung diese That mit der von Agricola angeordneten Umschiffung von Britannien gestanden sey. Davon deutet allerdings Tacitus nichts an, ein Verschweigen, das ein oberflächlicher Beurtheiler gerade als einen Beleg für des Tacitus Autorschaft der Vita anführen könnte, inwieferne der Schwiegersohn wegen jener zufälligen Umschiffung seinem Schwiegervater die Ehre der ersten Entdeckung der Inselgestalt nicht habe entziehen wollen, was man ihm gewiss nicht verargen könnte, da ja selbst Dio dem Agricola die Ehre belässt; allein eine nähere Betrachtnahme der Sachlage nöthigt nicht einmal zu einer solchen Auskunft. Die zufällige Umschiffung von Britannien fand 83 n. Ch. statt, und wenigstens ein volles Jahr vor der durch Agricola anbefohlenen, die erst nach der Schlacht am mons Grampius zu Anfang des Herbstes 84 erfolgte. Mit Staunen hatte man die drei Liburnerjachten an der Westküste von Britannien hinsegeln sehen, und ahndete wohl damals schwerlich noch, wie sie an die Westküste gerathen waren. Hätte man daraus sogleich auf die Inselgestalt geschlossen, so würde Agricola wohl früher eine Expedition abgeordnet haben, um die Sache zur Gewissheit zu bringen. So aber führt die zufällige Umschiffung dieser Freibeuter zu keiner unmittelbaren Folge: erst im Anfang des Herbstes des folgenden Jahres, als Agricola bis in das nördliche Schottland vorgedrungen war, sendet er eine eigene Expedition zu diesem Behufe aus, zu deren Abordnung immerhin die aufgewachte Erinnerung an jene Usipier mochte beigewirkt haben, gewiss aber weit mehr die mit dem Vordringen in den Norden erweiterte Kenntnissnahme des Landes und durch selbsterholte Erkundigungen erlangte Gewissheit von der Inselgestalt Britanniens.

wie über die Worte c. 11. „nam Gallos quoque in bellis floruisse accepimus“, wo er die richtige Auffassung von accepimus durchaus nicht erkennen will, übergehen wir als gar zu geringfügig. Hingegen stimmen wir Herrn Held vollkommen in dem bei, was er zu cap. 18. über die Worte ut in dubiis consiliis bemerkt; er hat aber damit für seine Hypothese nichts bewiesen, sondern nur gezeigt, dass das einleuchtende Verderbniss der Stelle durch die leichte Verbesserung ut in subitis consiliis zu entfernen sey. Dass sich Herr H. gegen die Aufnahme dieser Aenderung, deren Zweckmässigkeit er selbst nicht verkennt, so gewaltig sträubt und mit einem fast lächerlichen Pathos von einem consensus codicum omnium et editionum veterum in der Lesart dubiis spricht, passt ganz zu der Taktik seiner Beweisführung. — Was Tac. c. 24. von der Aufnahme eines Iberischen Häuptlings mittheilt, nennt Herr H. eine jejuna relatio, cum nusquam in capp. seqq. memoraverit auctor, numquid commodorum acciderit ex reguli amicitia duci Romano. Hat sich Walther eine falsche Vorstellung von dem Grunde dieser Mittheilung gemacht, so hätte eben Herr H. sich nach einem besseren umsehen sollen. Wir geben sogar zu, dass aus der Aufnahme des Häuptlings weder für den römischen Staat, noch für Agricola persönlich ein Vortheil erwachsen ist, und müssen dessen ungeachtet den Tacitus rühmen, dass er uns diesen Zug aus Agricola's Leben nicht vorenthalten hat. Die Aufnahme des Häuptlings ist ein ehrenvolles Zeugniss für die nicht bloss die Gegenwart, sondern auch die ferne Zukunft in das Auge fassende Politik des Statthalters; der weise Staatsmann erkannte nur zu gut, dass die sichere Behauptung des unterworfenen Britanniens von einer Besitznahme Hiberniens abhänge; er sah sich vielleicht selbst schon im Geiste an der Spitze einer solchen Unternehmung; es ist daher kein Wunder, dass er die Gelegenheit nicht verabsäumt, einen vertriebenen Häuptling, der sich in das römische Lager geflüchtet, bei sich zu behalten, damit er ihm selbst oder einem Nachfolger für die Eventualitäten eines Krieges von Nutzen seyn könne, da ja das divide et impera bekanntlich eine Hauptwaffe in den römischen Eroberungszügen gewesen ist. Dass nun von dem Zurückbehalten desselben kein Vortheil für den Agricola erwuchs, erklärt sich aus seiner frühzeitigen Abberufung; wesshalb von der Sache aus dem gleichen Grunde nichts weiter erwähnt wird, warum von den Folgen des Entscheidungskampfes am mons Grampius nichts berichtet ist. — In den Worten, mit denen Agricola die Rede an seine Krieger vor dieser grossen Schlacht eröffnet, stösst sich Herr H. an dem Ausdrucke: octavus annus est, ex quo ... vicistis; octavus sey falsch, weil die Schlacht im

7. Feldzuge des Agricola vorgefallen sey. Hätte Herr H. seine vita genauer studirt, so würde er mit dem Vorwurfe eines error historicus etwas vorsichtiger gewesen seyn. Agricola landete 78 Jahre n. Ch. media iam aestate (s. c. 18.) in Britannien, und eröffnete sogleich den Feldzug gegen die Ordoviker; die Schlacht am Grampiangebirge fand 84. exacta iam aetate (s. c. 38.) statt. Fehlten uns auch beide bestimmte Angaben, so könnte eine gesunde historische Kritik durch die blosse Bedeutung des octavus annus darauf leiten, dass die Schlacht in der Jahreszeit später fiel als die Eröffnung des Feldzuges gegen die Ordoviker; so aber hat uns die Genauigkeit des Tacitus glücklicherweise aller Combinationen überhoben. Recht hätte Herr H., wenn Tacitus dem Agricola die Worte octava aestas est (es ist der siebente Feldzug) in den Mund gelegt hätte; hingegen konnte Tacitus nicht einmal septimus annus schreiben, wenn die Schlacht auch nur um einen einzigen Tag später im Jahre fiel, als die Eröffnung des ersten Feldzuges des Agricola. Um die Kleinmäkelei des Verf. zu bezeichnen, wollen wir bloss anführen, dass es ihm auch auffallend erscheint, dass Tacitus den Abgang des Agricola aus der Provinz bloss mit den Worten berichte: tradiderat interim Agricola successori suo provinciam quietam tutamque: er hätte doch auch mittheilen sollen, ob darüber die Britannier geklagt oder gejubelt haben.

Nicht einmal die durch tiefe Innigkeit des Gefühles, in der ganzen antiken Literatur einzig stehende Apostrophe an den hingeschiedenen Agricola c. 45. und 46. findet vor der Censorstrenge des Herrn H. Gnade. Er kann nicht begreifen, wie ein scriptor sobriae mentis 4 Jahre nach dem Tode des Agricola solche sentimentale Klagen habe zu Papier bringen und veröffentlichen wollen. Diese wären an ihrer Stelle gewesen, wenn sie der Autor sogleich nach dem Ableben des Agricola angebracht hätte; so viele Jahre später erschienen sie abgeschmackt. Die Sache hätte Herrn H. vielmehr zu der einfachen Schlussfolgerung führen sollen, dass Tacitus gewiss erst unter der Regierung des Nerva auf den Gedanken gekommen ist, das Leben seines Schwiegervaters zu beschreiben; es bot sich also jetzt erst die erste Gelegenheit zu einem öffentlichen Ausdruck seiner Gefühle. Schwerlich hat Tacitus noch bei Lebzeiten des Domitian an eine Biographie des Agricola gedacht, da er nicht wissen konnte, wie lange noch die Schreckenszeit währen, und kaum hoffen durfte, dass unter einem Nachfolger die so lange verstummte Stimme der Geschichtschreibung wieder entfesselt würde. Von einzelnen Ausstellungen über die nämliche Stelle, die wir nicht alle berühren können, ist für die vorliegende Frage die bedeutendste die über die Worte: omnia

sine dubio, optime parentum, assidente amantissima uxore superfuere honori tuo: paucioribus tamen lacrimis compositus es etc. Hier will Herr H. sine dubio nicht in der Bedeutung unstreitig, allerdings erkennen, sondern behauptet lieber: asseverandi iste modus dubitationis notam aliquam traxit, ac si uxorem (sic!) mariti honori plura largiri debuisset. Hätte Herr H. nur die in Freund's Lexikon über sine dubio mit folgender Adversativpartikel angeführten Stellen einer Ansicht gewürdigt, er hätte sicherlich nicht so geurtheilt. Noch befremdlicher ist der Anstoss in den Worten: „si, ut sapientibus placet, non cum corpore exstinguuntur animae, placide quiescas" etc., weil sich ein solcher Zuruf mit der eben angenommenen Unsterblichkeit der Seele nicht zusammenräume, als ob nicht gerade durch eine solche Anrede dem Geiste noch eine Art von Empfindung und Thätigkeit zugeschrieben würde! Endlich findet Herr H. in den Schlussworten der Biographie: „nam multos veterum velut inglorios et ignobiles oblivio obruet [wohl richtiger mit M. Haupt: obruit]: Agricola posteritati narratur et traditus superstes erit:" eine unerträgliche Anmasslichkeit. Auch dieser Klagepunkt hat mit der Frage über die Autorschaft der Biographie eigentlich nichts zu schaffen. Wir sehen aber überhaupt nicht ein, warum man dem Tacitus eine solche Prophezeiung verargen sollte. Er sagt ja nicht, dass das künstlerische Verdienst seiner Darstellung dem Agricola die verdiente Unsterblichkeit sichern werde, sondern er erwartet diese einzig aus dem Factum, dass sein Schwiegervater an ihm einen Geschichtschreiber gefunden hat. Bei allen Prophezeiungen der Art hat man nicht zu vergessen, dass hiebei dem stolzen Römer vorzüglich die Idee des ewigen Bestandes des römischen Weltreiches vorschwebte; wer diess nicht bedenkt, dem müssen allerdings Gedichte, wie des Ovidius neunte Elegie im 4. Buche der Tristia, und selbst manche Horazische Lieder (von denen dem Tacitus an dieser Stelle vielleicht Carm. IV., 9. vorgeschwebt ist) als Ausgeburten lächerlicher Selbstüberhebung erscheinen.

Nachdem die sachlichen Gründe des Herrn Held, von denen wir die bedeutenderen alle namhaft gemacht haben, bei genauerer Betrachtung der betreffenden Stellen sich so überaus schwach erwiesen haben, wird man den sprachlichen Gründen, in Bezug auf welche bekanntlich ein Absprechen höchst misslich ist, keine grosse Beweiskraft einräumen können, wenn nicht durch die schlagendsten Beweise gezeigt ist, dass die Sprache der Biographie den Charakter der Taciteischen durchaus verläugnet oder die offenbarsten Spuren von Schwäche an sich trägt. Herr Held hat sich zwar in seinem Vorurtheile gegen die Biographie nicht

so festgerannt, dass er gegen die grossen stilistischen Vorzüge derselben völlig blind wäre; er ist so billig, zuzugestehen, dass in manchen Stellen ein splendidum sermonis genus hervortrete, quo maxima admiratione animos legentium affici necesse sit. Weil er aber einmal in den Sachen Haltpunkte für seine Anklage vorzufinden wähnte, so muss consequenter Weise auch die Sprache herhalten, den schweren Anklageact durch neue Belege zu erhärten. Sie sind hauptsächlich doppelter Art: erstlich glaubt Herr H. ein „nimium affectandae orationis Tacitinae studium" vorgefunden, zweitens in einigen Stellen dicendi formulas entdeckt zu haben, „quas Taciti ars meo quidem sensu respuisset." Was den ersten Punct betrifft, den Herr H. auf einer Seite abmacht, so könnten wir füglich über denselben ganz hinweggehen, da Herr H. nicht ein perversum studium affectandae orationis Taciti, sondern nur ein nimium entdeckt zu haben meint. Die ganze Entdeckung besteht darin, dass gewisse dem Tacitus beliebte Redefiguren im Agricola häufiger als in den übrigen Schriften des Tacitus vorkommen sollen, wie z. B. in Zusammenstellung ähnlich lautender Wörter. Diese wird mit 5 ganzen Beispielen belegt, die wir für sich selbst sprechen lassen wollen: c. 18. dissimulatione famae famam auxit; c. 32. dissensionibus (Herr H. schreibt irrig discessionibus) ac discordiis clari; c. 39. impetus famae ac favor exercitus; c. 41. neque famam fatumque provocabat; c. 45. famam*) ac figuram animi. Was würde Herr H. erst für Aufhebens gemacht haben, wenn sich zufällig in dem Agricola fände cultu vultuque, wie in den Annalen XII., 18. geschrieben steht? wie würde er lärmen über eine oratio hiulca, wenn dem Tacitus im Agricola ein Satz entschlüpft wäre, wie folgender in den Annalen XII., 36: phalerae torquesque quaeque bellis externis quaesiverat? Doch auch die Stellen, in denen Herr H. ein dicendi genus Tacito indignum oder gar ein plane inconditum ac rude zu erkennen vermeint, haben keine grössere Beweiskraft. Unter diesen sind mehrere, wo die vermeintliche Schwierigkeit bei richtiger Erklärung von selbst hinwegfällt; so müssen wir Herrn H. über die berühmte Stelle c. 5. (titulum tribunatus et inscitiam retulit) und die nicht minder berühmte c. 6. (ludos et inania honoris etc.) auf K. F. Hermann's treffliche Auseinandersetzung im neuen Rhein. Mus. (1843) II. p. 588 ff. verweisen, über das Plusquamperfect sensisset

---

*) So führt Herr H. die Stelle an, und jammert über den unpassenden Ausdruck famam, wobei weislich verschwiegen wird, dass alle vernünftigen Herausgeber formam ac figuram animi geschrieben haben.

c. 6. extr. auf Döderlein in den Münchn. gel. Anz. 1845. Nr. 50. p. 402. Unrichtig erklärt sind auch c. 9. die Worte: Revertentem a legatione legionis divus Vespasianus ... provinciae Aquitaniae praeposuit, splendidae imprimis dignitatis administratione ac spe consulatus, cui destinarat. In dieser Stelle würden auch wir eine kaum erträgliche Härte erkennen, wenn mit Walther und Anderen zu erklären wäre: cui Vespas. eum destinarat; allein wir glauben, dass zu destinarat als Subject provincia oder provinciae administratio zu ergänzen ist, und man zu erklären habe: wozu auch wirklich (wie der Erfolg gelehrt hat) die Verwaltung der Provinz die Anwartschaft gegeben hatte *). Von den übrigen, auch an Zahl geringfügigen Stellen erlaubt die Beschränktheit des Raumes nur noch drei zu besprechen, die wir nach gutem Gewissen als die erheblichsten betrachten. So stösst sich Herr H. in der Rede der Britannen c. 15. an den Worten: recessuros, ut divus Julius recessisset, modo virtutem maiorum suorum aemularentur. Es scheint ihm nämlich absurd, dass Julius Cäsar in einer den Britannen in den Mund gelegten Rede divus genannt werde. Diess ist in keinem Falle ein Fehler des Stils, höchstens ist es, wenn es überhaupt ein Fehler ist, eine Vergesslichkeitssünde. Doch bedarf es selbst einer solchen Annahme nicht. Wenn man nämlich bedenkt, dass die Römer auch in der Sprache der Conversation verstorbene Imperatoren immer mit dem Zusatze divus nannten, und ganz vorzugsweise den Julius Cäsar, und dass hier Britannen sprechen, die schon lange unter dem römischen Joche seufzten, und den Julius nicht anders als divus Julius zu hören gewohnt waren, so scheint uns weder ein Grund, die Lesart anzufechten, noch viel weniger, wegen dieses einzigen Wortes die Schrift dem Tacitus abzusprechen. — Befremdend scheinen Herrn H. auch folgende Worte c. 42: aderat iam annus, quo consulatum Asiae et Africae sortiretur (scil. Agricola). Denn, heisst es, unus homo haud apte dici potest sortiri proconsulatum Asiae et Africae. Rec. gesteht, diese Worte nicht recht zu begreifen; Tacitus konnte allerdings so nicht sprechen, wenn sortiretur heissen soll: wo er durchs Loos erhalten sollte. Fasst man aber sortiri im Sinne von „über Etwas loosen", so sehen wir in dem Ausdrucke eben so wenig etwas Auffälliges, als wenn man liest: consules provincias inter se sortiuntur.

---

*) Weit schwieriger erscheinen uns die Worte splendidae imprimis dignitatis administratione a. s. c., wo vielleicht splendidae als Dativ zu fassen und mit provinciae zu verbinden, und sodann nach einer häufigen Art des Verderbnisses zu verbessern ist: dignitate administrationis ac spe consulatus.

In den Kaiserzeiten wurden nämlich die Provinzen Asien und Afrika als die angesehensten der senatorischen und eigentlich proconsularischen in der Regel an die ältesten Consularen vergeben (s. die Erklärer zu Tac. Ann. III., 32. u. 58.), beide Provinzen waren damals erledigt, und Agricola hatte die nächsten Ansprüche, die eine dieser Provinzen zu erhalten. So sagt denn Tacitus in der fraglichen Stelle: „es nahte die Zeit, wo er über Asien und Afrika loosen sollte, die eine dieser Provinzen zur proconsularischen Verwaltung zu erhalten"; und es ist schwer, zu sagen, wie sich Tacitus unter den gegebenen Umständen anders hätte ausdrücken sollen. — Cap. 43, wo Tacitus von der Theilnahme erzählt, welche der Tod des Agr. in Rom erweckte, heisst es: vulgus quoque et hic aliud agens populus et ventitavere ad domum et per fora et circulos locuti sunt. In diesem Satze findet Hr. H. dreierlei tadelnswerth: 1) die Verbindung von vulgus und populus, 2) das müssige hic, 3) die Redensart aliud agens. Die zwei ersten Punkte erledigen sich aus der schlagenden Parallelstelle in Tac. Dial. de Orat. c. 7 quos saepius v u l g u s quoque imperitum et tunicatus h i c p o p u l u s transeuntes nomine vocat et digito demonstrat! vergl. noch über populus Seyffert zu Cic. Lael. p. 280. Was aber die Redensart aliud agere betrifft, die auch bei Cicero häufig vorkommt (s. Wesenberg Observv. critt. ad or. p. Sestio p. 57), so hätte Tac. nach unserer Ansicht kaum eine glücklichere an vorliegender Stelle wählen können. Aliud agere und alias res agere heisst nämlich anders thun, als man gerade thun sollte; so hier auf die grosse Volksmasse angewendet, sich um Dinge bekümmern, die dem populus, bedachte er seine frühere maiestas, am wenigsten zuständig waren. Früher war das Volk gewohnt, für das Schicksal seiner grossen Männer die lebhafteste Theilnahme zu äussern; jetzt musste es Wunder nehmen, dass die Grösse eines Agr. es einmal aus seiner Lethargie herauszureissen vermocht hat. Deutsch würden wir etwa den Satz übersetzen: selbst die ungebildete Menge und unser träumerisch hinlebendes Volk sammelte sich oft vor seinem Hause etc.

Unnöthig finden wir es, auch noch auf einen weitern Beschwerdepunkt gegen den Styl der vita näher einzugehen, weil dieser von allen entschieden der schwächste ist. Hr. H. findet nämlich, dass zu viele moralische und politische Sentenzen in der Biographie eingeschlossen sind, und manchmal noch dazu in ganz unpassender (?) Weise. Die Schwäche dieses Argumentes scheint Hr. H. selbst gefühlt zu haben, wesshalb er die unredliche Taktik gebraucht, selbst solche Sentenzen, die in den grossen Reden c. 30—34 vorkommen, als Belege für seine Behauptung anzu-

führen, um so eine grössere Zahl von Sentenzen, die in die geschichtliche Erzählung eingeflochten seyen, zu gewinnen. Noch schlimmer ist es, wenn aus c. 37 die Sentenz: „est aliquando etiam victis ira virtusque" beigebracht, und die Unterbrechung der Kampfesscenen durch diese Sentenz mit heftigem Tadel belegt wird, wodurch bloss bewiesen ward, dass mit Recht alle neueren Herausgaben diese Conjectur von Bos (die Handschriften lesen richtig: et aliquando scil. erat) verworfen haben.

Hr. Held schliesst seinen Anklageakt mit einigen Bemerkungen über die Handschriften des Agricola. Wiewohl nun von der vita nur noch 2 Handschriften existiren (denn dass Puteolanus keine andere Handschrift als den cod. Vatic. Nro. 3429 gehabt hat, hat jetzt Wex in den Prolegg. p. 7 ff. mit unwiderleglichen Gründen erwiesen), so findet Hr. H. es doch verdächtig, dass der Agricola in keiner der Handschriften der Annalen (sollte heissen: der zweiten Hälfte der Annalen und Historien) erhalten sei, als wenn sich die Germania und der Dialogus in so vielen dieser Handschriften vorfänden; Rec. wenigstens kennt solcher Manuscripte nur 2, den cod. Farnesianus und Vindobonensis (Sambuci), in denen neben der zweiten Hälfte der Annalen und des Restes der Historien auch der Dialogus und die Germania enthalten sind. Da sich nun in dem cod. Vatic. 4498 durch einen glücklichen Zufall neben der vita auch diese beiden Schriften erhalten haben, so hätte dieser Umstand Hrn. H. eher gerechtes Bedenken gegen seine ganze Ansicht einflössen, als dieselbe gar noch bekräftigen sollen. Und woher weiss denn Hr. H., dass der Codex des Pomponius Laetus (Vatic. Nro. 3429) bloss den Agricola enthalten hat? Er wird doch irgendwo gelesen haben, dass dieser Codex nichts anderes ist, als ein Exemplar der editio princeps, an welches eine Abschrift des Agricola angebunden ist. Pomponius Laetus hat also sein unvollständiges Exemplar des Tacitus durch eine eigenhändig gemachte Abschrift des Agricola aus einem jetzt nicht mehr vorhandenen Codex vervollständigt. Woher weiss nun Hr. H., dass dieser verlorene Codex bloss diese eine Schrift des Tacitus enthalten hat? Dass endlich Hr. H. wegen der zwei Spuren von kleinen Lücken in der vita c. 36 und 41 von einem „imperfectum opus" träumt, kann bei dem schlimmen Zustande der Handschriften des Agricola wirklich nur ein Lächeln erregen; oder sollen wir ihm vielleicht die zahlreichen Lücken in den Annalen, von denen selbst der treffliche Corbeiensis in den ersten Büchern nicht frei ist, als einen an sich eben so untriftigen Gegenbeweis entgegenhalten?

(Schluss folgt.)

Nr. 39. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Held: De Taciti Agricola.

(Schluss.)

Nach dieser in allen Theilen so überaus schwachen Beweisführung wird man begierig seyn zu erfahren, wer denn eigentlich der Autor des so verrufenen Büchleins seyn soll, und in welcher Zeit es etwa entstanden sey. Ueber beide Fragen weiss Hr. H., wie ein Kenner der römischen Literatur leicht errathen wird, nicht einmal eine bestimmte Vermuthung zu äussern. Seine ganze Hypothese besteht in folgenden Worten: Cum pateat in plerisque laudem oratoriam magis affectatam videri quam virtutem probi rerum auctoris, facile suspiceris rhetorem aut grammaticum aliquem delectatum dicendi genere, quo Tacitus usus est in Ann. et Hist., postquam decrevisset vitam componere Agricolae, imitatorem huius scriptoris extitisse. Dieser Rhetor soll nun das historische Detail aus den verloren gegangenen Geschichtsbüchern des Tac. geschöpft und vielleicht oft Stellen wörtlich in seine Biographie aufgenommen haben. Wie der Autor die uns verlorenen Historien des Tac. benützt hat, müssen wir der Divinationsgabe des Hrn. H. überlassen; uns genügt es, das kurze historische Resumé über die Thaten der Vorgänger des Agricola in Britannien mit den ausführlichen Schilderungen in den erhaltenen Geschichtswerken des Tac. zu vergleichen; eine Vergleichung, welche lehrt, dass die historischen Angaben auf das Genaueste zusammenstimmen, die Darstellung selbst aber immer mit solcher Freiheit behandelt ist, dass sich nicht ein einziger Satz nachweisen lässt, der von der einen Schrift in die andere übertragen wäre. Es war also Tacitus jedenfalls so glücklich, wenigstens einen sehr selbständigen, eigener Kraft nicht unbewussten Compilator gefunden zu haben. Konnte Hr. H. über die Persönlichkeit des eingebildeten Verfassers auch gar keine Vermuthung mittheilen, so hätte er doch wenigstens nicht vergessen sollen, eine Reihe von Schriftwerken nach der Zeit des Tacitus nahmhaft zu machen, hinter denen die Kunst der Darstellung in der vita beträchtlich zurückgeblieben ist. Wir fordern Hrn. Held auf, Hand an das Herz zu legen, und sich ruhig die Frage zu beantworten, ob er nur ein einziges späteres Schriftwerk, gross oder klein, sich nachzuweisen vermöge, welches die stilistischen Vorzüge der vita auch nur von ferne erreichet. Und ein solcher Schriftsteller, der in seiner Zeit keinen Geistesverwandten mehr gefunden hat, glaubte doch, um sich geltend zu machen, eine fremde Maske borgen zu müssen? Noch misslicher steht es mit einer solchen Annahme, wenn man das bedeutsame Moment in die Wagschale legt, dass es auch dem begabtesten Stilisten niemals gelingen wird, wenn er aus sich heraustretend die Denk- und Darstellungsweise eines fremden Autors zu erheucheln versucht, die gleiche Höhe in der Kunst der Darstellung zu erreichen, die er in

eigenen freien Schöpfungen zu erreichen vermag. Ein wie grosser Schriftsteller müsste demnach in dem unbekannten Verfasser der Vita uns verloren gegangen seyn, da dieser Mann selbst auf der Bahn sklavischer Nachahmung ein vollendetes Muster einer in allen Theilen gerundeten Darstellung zu schaffen gewusst hat!

K. Halm.

Kurze Anzeigen.

Relief von Deutschland und von den Niederlanden von Bauerkeller. Paris, in der Kunstanstalt von Bauerkeller und Comp. und Darmstadt in Bauerkellers Präganstalt, Jonghaus und Venator; 1846.

Relief von Grossbritannien und Irland von Bauerkeller. Daselbst; 1846.

Bauerkeller's Handatlas der allgemeinen Erdkunde, der Länder- und Staatenkunde, zum Gebrauch beim methodischen Unterricht und Selbststudium, so wie für Freunde der anschaulichen und vergleichenden Erdkunde überhaupt, in achtzig Karten nebst einem Abrisse der allgemeinen Erdkunde und der physischen Beschreibung der Erdoberfläche, statistischen Uebersichten und topographischen Registern. Bearbeitet von L. Ewald. Heft 1 und 2 (enthält an Karten: No. 26. Erdkarte zur Uebersicht der Vertheilung von Land und Meer; No. 27. Erdansichten, stereographische Projectionen; No. 28. Europa zur Uebersicht der Gebirgs- und Tiefländer; und an Text: Vertheilung von Land und Meer; Oberflächen-Gestalt des Landes; Frankreich, statistische Uebersicht nebst topographischem Register). Heft 3 (enthält an Karten: No. 1. das Planeten-System und No. 8. Erdkarte zur Uebersicht der Temperatur und der Strömungen des Meeres; an Text die Fortsetzung der Oberflächen-Gestalt des Landes). Darmstadt, 1846; Druck und Verlag von Bauerkellers Präganstalt, Jonghaus und Venator.

Es war in diesen Blättern — Jahrgang 1843, No. 20, S. 317, und No. 49, S. 800 — bereits die Rede von den Relief-Karten des Herrn Bauerkeller, welche Europa, die Schweiz und Frankreich nebst Belgien darstellen. (Ausserdem wurde ein Relief des Mont-Blanc und ein Rhein-Panorama in Relief geliefert.) Indem wir das Erscheinen der Relief-Karte von Deutschland und von den Niederlanden, so wie jener von Grossbritannien und von Irland zur Kenntniss unserer Leser bringen, müssen wir das gerechte Lob wiederholen, das hinsichtlich der frühern Arbeiten Bauerkellers, ihrer Vortrefflichkeit und Zweckmässigkeit, ausgesprochen wurde. Die neuesten Karten sind, wenn es immerhin möglich, noch genauer, schärfer, schöner, zierlicher, vollendeter, als ihre Vorgänger. Mit gewissenhafter Sorgfalt und Genauigkeit wurden die besten Hülfsmittel bei der Ausführung benutzt.

Beim Relief von Deutschland und von den Niederlanden diente die Karte von Grimm als Grundlage. Sämmtliche Gebirge sind, zur

leichtern Uebersicht, sorgfältig gruppirt und die Aufschriften der Boden-Abtheilung aus den Berghaus'schen Lehrbüchern entnommen. Die politische Eintheilung wurde durch Farben bezeichnet; die deutschen Bundesstaaten heben sich, durch eigne Nüanzen, untereinander und vom Auslande ab. Der Ueberblick ist in gleichem Grade bequem, als das genauere Studium lehrreich. Die bei Hochkarten unvermeidlichen Text-Abkürzungen hat man so deutlich gemacht, dass solche nicht im Geringsten stören. Als sehr erwünschte Zugabe finden sich au chdie Eisenbahnen angemerkt.

Bei Ausarbeitung der Relief-Karte von Grossbritannien und Irland wurden die vorzüglichsten geographischen und geologischen Werke und Karten zu Rath gezogen. Der Maasstab ist 1 : 2,000,000. Um jedoch den Gebirgen einigermaasen ihre natürliche Gestalt geben, auch geringere Boden-Erhebungen bemerkbar machen zu können, hat man, wie die Zeichnung am untern Karten-Rande nachweist, den Höhen-Maasstab vergrössert. England erscheint in sechs Gerichts-Bezirke getheilt, die alle sich durch Färbung unterscheiden. Wales trägt seine eigne Farbe. Schottland ist geschieden in die nördlichen, mittleren und südlichen Grafschaften. Irland stellt, in vier Farben, seine vier Provinzen dar u. s. w.

Anhaltende Studien, die Herr Bauerkeller in der Geologie und in verwandten Wissenschaften und wie diese neuesten Reliefs beweisen, mit dem besten Erfolge gemacht, kamen ihm bei seinen trefflichen Arbeiten sehr zu statten. Mit wahrem Vergnügen hörten wir, und von allen Seiten, dass die Karten, welche wir besprechen, neuerdings in Deutschland, wie in Frankreich, auf Universitäten und, durch verständige Behörden empfohlen, auch in Schulen mehr und mehr Eingang finden. Aus St. Petersburg wurde Hrn. B. der ehrenvolle Auftrag, eine Relief-Karte des Europäischen Russlands, mit Russischer, Deutscher und Französischer Schrift zu fertigen. [Es ist dieselbe bereits vollendet.] Ein Madrider Haus bestellte eine Relief-Karte von Spanien und Portugal. [Sie wird, mit Spanischer und Französischer Schrift, in Kürze erscheinen.] Die Relief-Karte der Nord-Amerikanischen Freistaaten mit Texas und dem Oregon-Gebiete, sowie Mexico, Mittel-Amerika und Westindien, die Schrift in Deutscher, Englischer und Französischer Sprache, haben wir ebenfalls in nächster Zeit zu erwarten. Auch wird eine besondere Ausgabe von Westindien und Mittel-Amerika in grösserem Maasstabe in Relief veranstaltet, wobei die neuesten Erforschungen des Isthmus von Panama und der Tehuantepec-Bai, namentlich jene Hellert's, nicht unbenutzt bleiben. Es sind darauf sämmtliche Projectionen, zur Verbindung des Atlantischen mit dem Stillen Ocean durch einen Canal, möglichst genau angegeben, so dass dieses Relief, für Gelehrte wie für Freunde der Wissenschaft, eine gleich willkommene Gabe sein dürfte. Endlich ist eine Relief-Karte von Italien der Beendigung nahe.

Aus dem Gesagten ergibt sich die unermüdliche Thätigkeit Bauerkeller's, und zugleich dessen rastloses Streben, seiner schönen Erfindung mehr und mehr Vervollkommnung zu verleihen. Gestattet es ein günstiger Erfolg — wie wir dies dem talentvollen und kenntnissreichen Mann nicht allein, sondern auch bei einem Unternehmen, das, wie dieses, in jeder Beziehung als gelungenes gelten muss, um der guten Sache willen, recht aufrichtig wünschen —

so ist es Absicht, von den übrigen Europäischen und Aussereuropäischen Ländern Relief-Karten nachfolgen zu lassen. — Von Oesterreich, Ungarn, Würtemberg, Baden und Frankreich erhielt Bauerkeller Medaillen. Dem Verdienste seine Kronen.

[In Darmstadt sind unter der Firma: Bauerkeller's Präganstalt, Jonghaus und Venator, sämmtliche Reliefs für Deutschland zu haben und werden von da versendet.]

Was den „Handatlas der allgemeinen Erdkunde" u. s. w. betrifft, so ist dessen Hauptzweck: einem grössern Kreise der Gebildeten anschaulich zu machen, zu was für einer wissenschaftlichen Bedeutung die Erdkunde sich aufgeschwungen, welche Forschungen ihren Zwecken dienten, wie der Zuschnitt des Sammelwerkes aus ihr verschwunden, und ein lebendiger Geist in die früher todte Materie eingedrungen ist. Aus der weiten Verbreitung, welche Bauerkeller's Relief-Karten gefunden, war der Beweis hervorgegangen, wie allgemein das Bedürfniss einer naturgetreuen, anschaulichen Darstellung der Boden-Formen gefühlt wurde. In der Geologie kannte man längst den auffallenden Unterschied im Physiognomischen eines Landes, je nach dem mannigfaltigen Bestande vorhandener Felsmassen. Man wusste, dass — abgerechnet die Aenderungen durch Atmosphäre, durch zerstörende Fluthen, selbst durch physische Cultur, in langem Zeitverlaufe herbeigeführt, oder durch Umwandlungen, von abnormen Gebilden, bei dem Empordringen aus Erdtiefen, in normalen Formationen hervorgerufen — jedem Gestein, was die Gestalt seiner Berge betrifft, gewisse Eigenthümlichkeiten, höhere und geringere Grade von Auszeichnung zustehen. Die neu gestaltete Erdkunde aber hatte es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht, die Wechsel-Wirkungen darzuthun, welche zwischen Boden-Beschaffenheit, dem Klima und der Cultur der Länder, dem Charakter, der Bildungs-Stufe und der Geschichte der Völker bestehen. Anschaulicher, als in den Relief-Karten, lassen sich wohl die natürlichen Verhältnisse der Erd-Oberfläche nicht darstellen; sie sind desshalb als bedeutender Fortschritt zum Ziele, das sich die Erdkunde gesteckt hat, zu betrachten. Nun lag der Gedanke nicht fern, ob das naturgemässe Bild, welches Relief-Karten der Anwendung des Farbendruckes zum grossen Theile verdanken, sich nicht auch in ebenen Karten wiedergeben, ob das Charakteristische typographischer Darstellung sich nicht auch auf Flachkarten übertragen lasse? So entstand L. Ewald's Handatlas. Er umfasst das ganze Gebiet der neuen Erdkunde, indem das mathematische, physikalische, naturhistorische, ethnographische, topische und statistische Element derselben in graphischer Darstelluug zur Anschauung gebracht worden.

Wir erachten die Idee, welche bei diesem Handatlas leitete, für eine ungemein praktische und die Ausführung erscheint uns als sehr gelungen. Vom Inhalte der, bis jetzt uns zugekommenen, Lieferungen gibt der angeführte Titel Kunde. Möge das Unternehmen des Herrn Ewald dem Wohlwollen des Publikums auf das beste empfohlen seyn.

v. Leonhard.

Medizin.

Geschichte der medicinischen Schulen und Systeme des 19. Jahrhunderts in Monographien. Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Bernhard Hirschel, pr. Arzte, Mitgl. etc. I. Bd. Geschichte des Brown'schen Systems und der Erregungstheorie. Leipzig und Dresden, Arnold'sche Buchhandlung 1846. Gr. 8. S. XVI & 296.

Der Verfasser gibt hiemit den ersten Theil seiner früher versprochenen Geschichte der medicinischen Schulen und Systeme des 19. Jahrhunderts, indem er mit dem Systeme Brown's beginnt, welches zwar chronologisch strenge genommen noch dem 18. Jahrhunderte angehört, in seinen Folgen aber so mit der gesammten Entwicklung der Medicin in der Folgezeit verwachsen ist, dass wir den Entschluss des Verfassers, mit demselben den Anfang seiner historischen Monographien zu machen, nur billigen können. Auch sind wir darüber mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, dass es Täuschung sei, zu glauben, es sei von dem heftigen Kampfe für und gegen das Brown'sche System und die Erregungstheorie nichts übrig geblieben, als die Erinnerung seiner Existenz. Es ist vielmehr nicht nur Vieles, sondern bei weitem mehr, als man gewöhnlich glaubt, theils wirklich systematisch, theils traditionell auf uns herunter fortgepflanzt worden. Eine aufmerksame Lektüre des vorstehenden Buches, zu der wir jeden Mediciner, auch wenn er noch so schwärmerisch für die „exakten" Fortschritte unserer Wissenschaft eingenommen sein sollte, auffordern wollen, noch mehr aber die Vergleichung desselben mit den Ansichten und Lehrsätzen späterer Theorien, die man auch jetzt noch nicht vom Katheder verbannen kann, wird die Bestätigung dieser Behauptung geben.

Der Verfasser hat mit grossem Fleisse alles gesammelt, was auf seinen Gegenstand Bezug hatte. Wer die dem Werke angehängte Literatur von 313 NN. durchgeht, wer dabei erwägt, dass dieselbe meist nur selbständige Schriften und Abhandlungen enthält und dass der Verfasser ausserdem noch eine Masse Recensionen und Kritiken aus der Journalliteratur von 1790—1812 durchlesen musste, der wird der Umsicht und Sorgfalt des Verfassers seine Anerkennung nicht versagen können. So sehen wir ihn denn auch mit Vergnügen in diesem Buche auf eignem Grund und Boden einherschreiten, welches — wie er ganz richtig bemerkt — allein das schöne Ziel, eine letzte Quelle für jeden künftigen Geschichtsforscher zu werden, erreichen lässt.

Um den Gang, den der Verfasser bei seiner Arbeit beobachtet, zu charakterisiren, dienen nachfolgende Notizen. Er beginnt mit einer historischen Einleitung, in welcher er sich an seine vom Ref. früher beanstandete Entwicklung der Geschichte der Medicin lehnt. Hierauf folgt die Lebensgeschichte J. Brown's nach Beddoes und den hinterlassenen Notizen des eigenen Sohnes Brown's. Hieran schliesst sich die Darstellung und eine ziemlich weitläufige Kritik des Brownischen Systems. Dieser folgt die Geschichte des Systems nach der nationellen Unterscheidung zuerst in England und dem verwandten (Nord-) Amerika, dann in Italien, Frankreich und Spanien und zuletzt in Deutschland. Von hieraus bietet sich der ganz natürliche Uebergang zur Geschichte der Erregungstheorie in ihren Begründern, Röschlaub, J. Frank und Markus, ihren Anhängern und Gegnern, welche wieder danach geschieden sind, ob sie

sich als solche ohne oder mit selbständiger Haltung bewährt und welchen (systematischen oder combinatorischen) Standpunkt sie festzuhalten strebten. Den Schluss des Ganzen bildet die Epikrise, welche die Ursachen der Entstehung, Verbreitung und des Untergangs, sowie die historische Bedeutung des Brown-schen Systems und der Erregungstheorie betrachtet, woran sich endlich noch das Schriftenverzeichniss des Buches anreiht.

Man muss es dem Verfasser zugestehen, dass er nicht blos mit Fleiss und Umsicht, sondern auch mit Kenntniss gearbeitet habe, wesshalb seinem Buche der Erfolg nicht mangeln wird. Die Darstellung des Systems sowohl als der sich daran schliessenden Theorien und Kritiken ist, soweit wir sie zu beurtheilen vermögen — da wir weder alle Schriften durchlesen können, noch auch wollen — klar, bündig und wortgetreu. Die Kritik, welche der Verfasser dem Brown'schen System anhängt, hält er selbst für etwas zu ausführlich und entschuldigt sich damit, dass er sie, um Eigenes zu liefern, vor dem Studium jeder andern Beurtheilung niedergeschrieben hatte und erst später, halb zu seiner Freude, halb zu seinem Schmerze, fand, dass das Meiste bereits darüber gesagt worden sei. (Vorr. S. XII.) Die eingeschalteten Biographien von Brown, Röschlaub, Jos. Frank, Ad. Markus, Weikard sind möglichst unpartheiisch und der Verf. bemühte sich besonders, die versöhnenden Momente hervorzuheben, was nach einem so wilden Kampfgetümmel einen schönen Ruhepunkt gewährt. Es würde den Raum einer kurzen Anzeige überschreiten, wollten wir in eine nähere Besprechung einzelner Punkte, in welchen wir nicht mit dem Verf. einverstanden sind, eingehen. Dies muss daher einer spätern Kritik vorbehalten bleiben. Soviel mag indess hier genügen, dass, was auch zu beanstanden sei, das vorliegende Buch in seinem wesentlichen Verdienste um die Erweiterung unserer historischen Kenntniss nicht im Mindesten dadurch beeinträchtigt wird und wir es somit als eine zeitgemässe und freundliche Erscheinung begrüssen. Druck und Ausstattung sind gleich vortrefflich.

Deutschlands Heilquellen mit besonderer Rücksicht auf die Wahl derselben für spezielle Krankheitsfälle von Dr. Carl Georg Neumann. Erlangen 1845. Verlag v. Ferd. Enke. 98 S. VIII. u. 256.

„Der Schriften über Wasserkuren, Wirkung einzelner Quellen und Bäder, über die verschiedenen Applikationsarten der Bäder ist eine so übermässige Menge, dass man glauben sollte, auf diesem Felde sei nichts mehr zu ernten. Sieht man sich aber nach einem Buche um, welches umfassend und ins Einzelne gehend die Wirkung des Wassers in seinen vielfachen Formen auf den gesunden und kranken Menschen jedes Geschlechts und Alters zum Gegenstande seiner Prüfung macht, so findet man keines ..." mit diesen Worten glaubt der Verf. vorliegender Schrift seine Arbeit rechtfertigen zu müssen. Leider hat er nur zu wahr gesprochen, denn in der wirklich überschwemmenden Badeliteratur findet sich sehr selten ein brauchbares Büchlein, die meisten Schriften dieser Art verdanken blos dem Spekulationsgeiste oder der Gewinnsucht ihr Entstehen.

In der Einleitung theilt der Verf., mit der plutonischen und neptunischen Theorie der Erdbildung beginnend, die physikalischen Vorbegriffe über die Entstehung der Quellen im Allgemeinen und der Heilquellen insbesondere mit. Er spricht sich gegen die Ansicht aus, dass die Thermen Tagewässer seien, die in ungewöhnliche Tiefe hinabdringen und aus dieser durch gewaltigen Druck nach oben emporgerissen würden, indem sie ihre Qualität und Temperatur nicht ändern, Bestandtheile, wie das Barègin, enthalten, die auf der Oberfläche der Erde nichts Analoges haben und am häufigtten in vulkanischen Gegenden vorkommen. Ein fernerer Grund ist wohl auch der, dass man Mineralquellen, die durch Tagwasser genährt werden, wie z. B. alle Eisensäuerlinge mit grosser Vollkommenheit nachahmen kann, während die Kunst kein Thermalwasser bilden kann, indem sie wohl Salze und Gasarten mit dem Wasser zu mischen weiss, ihnen aber nie die eigentlichen unlöslichen Bestandtheile zu geben versteht, welche die fortschreitende Chemie täglich in den Thermen entdeckt. — Der Verf. scheint der *generatio aequivoca* geneigt zu sein. Wenn wir auch nicht vollkommen mit dem Satze „*omne vivum ex ovo*“, der jetzt die Grundlage der Zeugungstheorie bildet, uns einverstanden erklären können, so sind doch noch zu viele Vorfragen zu erledigen, um sich mit Bestimmtheit für eine oder die andere Ansicht auszusprechen.

Die erste Abtheilung ist der allgemeine Theil der Heilquellenlehre und enthält allgemeine Bemerkungen über die Wirkungen des Wassers auf das Leben des Menschen. Der Verf. verbreitet sich im 1. Cap. über die verschiedenen Formen des Wassers, in welchen es auf die Menschen einwirken kann — physikalische Darstellung; im zweiten Cap. spricht er von den Beimischungen des Wassers, welche dasselbe theils aus der Luft, theils aus dem Irden- und Metallreich, theils aus den organischen Naturreichen empfängt. Das 3. Cap. handelt von der Wirkung des Wassers auf die Lungen des Menschen, wobei die Einathmung des Wassergases besonders zur Sprache kommt. Verf. nennt hier sonderbarer Weise die Uebergangsform des Wassergases in Nebel „Sumpfluft“, von welcher die eigentliche Sumpfluft nur eine Unterordnung sein soll. Das 4, Cap. bespricht die Wirkung des Wassers auf den Nahrungskanal und der Verf. eifert hier mit Recht gegen das kolossale Einpumpen von Wasser, welches in manchen Trinkheilanstalten üblich ist und ihnen den Titel von Heilanstalten, wie *lucus a non lucendo*, geben lasse. Verf. nimmt hiebei auf Alter und Geschlecht nothwendige Rücksicht. Im 5. Cap. spricht er von der Wirkung des Wassers auf die menschliche Haut. Hier kommt der Verf. auf die eigentlichen Kaltwasserheilanstalten mit ihrer charlatanistischen Uebertreibung und ihrem handwerksmässigem Schlendrian, welche Schattenseiten denn auch verdienter Weise gerügt werden. Das 6. Cap handelt von der Anwendung des Wassers in Krankheiten. Da das Buch selbst die Anwendungsweise der Hydrotherapeutik und ihre Bestimmung zum Zwecke hat, so gibt der Verf. hier nur die Krankheiten im Allgemeinen an, in denen Wasserkuren von Nutzen sind und behält sich das Weitere auf den speziellen Theil vor.

In diesem, welcher den zweiten Abschnitt ausfüllt, sollen nur die wichtigsten Heilquellen Deutschlands und der Schweiz in ihrer Anwendung gezeigt werden. Der Verf. handelt im 1. Cap. von den Salzsoolen, wobei

Ischl den verdienten Vorzug erhält. Sehr richtig setzt der Verf. den eigentlichen Nutzen der Seebäder nicht so fast in die Aufnahme des Seewassers durch Absorption, als vielmehr in den Gesammteindruck des Meerwassers auf die Haut, nämlich auf das Nervennetz derselben. Wenn er aber in Beziehung auf die Absorptionsthätigkeit der Haut einen Antagonismus zwischen den Blut- und Lymphgefässen in der Weise statuirt, dass er behauptet, kaltes und kühles Wasser werde stärker eingesogen, als warmes, weil diess Letztere die Blutgefässe in ihrer Thätigkeit steigere, also auch nothwendig die Lymphgefässe deprimire, so können wir ihm hierin nicht beipflichten, weil uns Experimente das gerade Gegentheil beweisen, und jener Antagonism zwischen Blut- und Lymphgefässen nur eine Hypothese ist. Das 2te Cap. handelt von den salinischen Bädern und Heilquellen. Der Verf. schildert hier dem geographischen Elemente folgend die vorzüglichsten Heilquellen Deutschlands und der Schweiz, auch die Schwefel- und Eisen-haltenden, in ihren Bestandtheilen nach den besten chemischen Untersuchungen, so wie er auch zugleich kurz die Krankheiten und Störungen angibt, gegen welche sie mit Erfolg gebraucht werden. Er beginnt mit den Bädern der Alpen und zwar mit denen der Schweiz (Leuk, Curnikel, St. Maurice, Tarasch, Pfäfers, Staffelberg, Schinznach, Baden), geht dann zu Tyrol über, (bei denen er sich nicht länger verweilt) nennt hierauf die Heilquellen von Oesterreich (Baden, Hall, Gastein), von Bayern (Reichenhall Kreut, Heilbron), von Würtemberg (Cannstatt, Wildbad), von Baden, (Baden Petersthal, Rippoldsau etc.), dann die Rheinischen (Aachen, Burtscheid, Godesberg, Bertrich Kreuznach, Ems), die Taunusbäder (Weilbach, Wiesbaden, Schlangenbach, Soden, Langenschwalbach, Selters, Homburg), die fränkischen Heilquellen (Kissingen, Brückenau, Bocklet), die Böhmischen (Franzensbad, Marienbad, Carlsbad, Pülna, Bilin, Teplitz), die Schlesischen (Flinsberg, Warmbrun, Salzbrun, Altwasser, Cudowa, Reinerz, Landeck), die endlich wenigen in Sachsen (Wiesenbad, Wolkenstein, Tharand), Thüringen, (Lauchstätt), Hessen (Dorf- und Hofgeismar, Nenndorf) und Westphalen (Wildungen, Eilsen, Meinberg, Driburg und Pyrmont).

Den Gasbädern spricht der Verfasser nicht das Wort und zwar aus dem physiologischen Grunde, weil die Bronchialschleimhaut allein zur Aufnahme gasförmiger Stoffe geeigenschaftet ist. Die Resorption der Haut selbst ist zu unbedeutend und nur bei besonderer Bethätigung der Haut, z. B. durch Einreiben werde sie vermehrt, sowie auch Schlammbäder mehr wirken als Wasserbäder. Diess möchte aber gerade einen Beweis mehr gegen des Verf's. oben angegebene Hypothese von der Absorption kühler Flüssigkeiten liefern, denn gerade durch Einreibung wird das Gefässsystem gewiss nicht deprimirt, obgleich diess so sein müsste, wenn ein Antagonismus zwischen ihm und den durch die Einreibung besonders betheiligten Lymphsystem bestehen würde. Es scheint hier im Manuscripte eine Aenderung vorgenommen worden zu seyn; denn das nächste Capitel trägt wieder die Zahl 2, obgleich es eigentlich das 3te, des 2ten Abschnittes ist. Es handelt vom Nutzen der Bade- und Trinkkuren im Allgemeinen. Vortrefflich ist, was hier der Verf. über die diätetischen Beziehungen der Bäder in wenig Worten sagt und besonders beherzigungswerth, was er über die Unsitte der Spieltische mittheilt. Gerade dieser Punkt, der eine der Verkehrtheiten unserer Zeit in ihrem grellsten Lichte zeigt, muss uns

lehren, dass die Bäder ihrem Zwecke, Asyle der Leidenden zu seyn, nur dann entsprechen werden, wenn man sich von der Nolhwendigkeit überzeugt hat, dass ihre Leitung nicht einem sogenannten Badecommissär, sondern dem ärztlichen, dafür gebildeten, Personale übergeben werden müsse.

Das nächste und letzte Capitel enthält die speciellen Krankheiten, die sich für den Gebrauch von Heilquellen eigenen. Es ist natürlich der stärkste Abschnitt des ganzen Buches und beträgt mehr als die Hälfte desselben (von S. 102—256). Der Verf. hat dabei ganz richtig die alphabetische Methode gewählt, welche das Aufsuchen der betreffeaden Affektionen sehr erleichtert. Es ist diese Einrichtung um so nöthiger, als es dem Buche selbst an einem Register fehlt, welches doch vor Allem unter die Erfordernisse eines brauchbaren Handbuches gehört. Es würde uns zu weit führen, wollten wir uns in eine nähere Erörterung der einzelnen Artikel einlassen; die Ansichten, welche der Verfasser von den pathologischen Veränderungen des menschlichen Körpers hat, sind aus dessen Werke über die spezielle Pathologie und Therapie hinlänglich bekannt und wir übergehen sie desshalb auch hier, da derselbe in vorliegendem Buche nur einen Nebenzweig der Theorie und Diätetik behandelt. Auch auf Bestreitung physiologischer Prämissen können wir uns nicht einlassen. Ansichten, wie die oben bemerkte von einem Antagonismus des Blut- und Lymphgefässystems, von einer reflektirenden Thätigkeit der Ganglien u. s. w. müssen dahingestellt bleiben, bis genauere Experimente uns belehren. Indess — und diess ist die Hauptsache — hat der Verf. keine Indikationen auf derlei Hypothesen, die er zu Erklärungen und Ausfüllungen theoretischer Lücken für nothwendig erachtet hat, gebaut, sondern sich bei jenen nur an das Faktische der Erfahrung gehalten. In dieser Beziehung wird das vorliegende Buch seinen Zweck nicht verfehlen, die Aerzte auf den richtigen Gebrauch der reichen Heilquellen, von welchem so Vieles abhängt, aufmerksam zu machen. Druck und Ausstattung sind vorzüglich.

Zur Charakteristik der Medizin der Gegenwart von Dr. J. M. Leupoldt, o. ö. Prof. der Medizin an der Friedrichs-Alexanders-Universität zu Erlangen. Erlangen, Bläsing 1846. 8 S. VI. und 93.

Bei Durchlesung dieser Schrift kamen wir wiederholt auf die Frage zurück, ob man dem Studium überhaupt und insbesondere dem der Medizin unbedingte Lernfreiheit zu Grunde legen sollte, so dass der Kandidat — gleichviel auf welche Weise — nur dafür zu sorgen hätte, dass er das im Examen geforderte Maass der Kenntniss sich erwerbe; oder ob ein gewisser Collegienzwang nicht mitunter erspriesslich und für die Gesammtentwicklung selbst heilsam sey. Der Verf. schildert nämlich in dem vorliegenden Schriftchen, welches auch „Gegenwart der Medizin" betitelt sein könnte, die jüngsten Entwicklungsphasen unserer Wissenschaft, wie sie durch den Eklekticismus der naturhistorischen Schule in den Naturalismus der empirisch-mechanischen, nämlich der sogenannten exakten Medicin verfallen sey. Der Verfasser gesteht gerne das Gute zu, was die sorgfältige Durchforschung des Materials und die strenge Einführung der naturhisorischen Methode in die Medicin gebracht, er hält sich aber

für verpflichtet, auf das Bedenkliche einseitiger Ueberhebung aufmerksam zu machen und zu zeigen, dass wahrer Fortschritt allein in der Allseitigkeit zu finden sey.

Als Resultat seiner Untersuchung sehen wir den Verf. zu dem Schlusssatze gelangen, dass es der heutigen Medicin im Ganzen keineswegs an festem Grunde und vielseitiger Entwichelung fehle, so wenig als anderseits an Elementen und Keimen für eine noch ungleich bessere Zukunft. Dagegen sei zur Sicherung dieser Letztern, wie zur richtigen Würdigung der Gegenwart vor allem eine ernstere Rücksicht auf ächte eigentliche Theorie unumgänglich nöthig. „Ohne sie laufen gerade die wesentlichsen und besten Elemente Gefahr; von entgengesetzten überwuchert und verdrängt zu werden, oder wenigstens nur eine allzulangsame unsichere und kümmerliche Entwickelung zu erfahren“ . . . „Ohne ächte Theorie wird die Masse empirischen Materials, je grösser und mannigfaltiger sie ist, desto leichter mehr zur drückenden und hinderlichen Last, als zu einem erfreulichen und fruchtbaren Reichthum. Es geht denn der Medizin, wie einem Organismus, dem es bei Ueberfluss an Lebensmitteln, an Verdauungs- und Assimileationskraft fehlt, oder wie einem Geiste, dem es bei allem Reichthume an Vorstellungen und Gedanken an beherrschender Selbstthätigkeit gebricht, in Ermangelung Deren all jener Reichthum mehr nur traum- und dilirienartig vergeudet wird.“ Was der Verf. über die Verbindung der Medicin mit der Philosophie sagt, dürfte wohl am wenigsten genügend erscheinen; denn die Abhängigkeit der Ersteren von Letzterer wird nicht mit Recht als nachtheilig beklagt, weil wenn diess der Fall ist, nicht die Philosophie, sondern lediglich die Medicin insoferne die Schuld trägt, als sie sich nicht an die wahre und ächte aus der Natur entspringende Philosophie, sondern an irgend ein beliebiges Schulsystem wendet, von dem sie natürlich nur Zwangformeln und Hemmschuhe erhalten kann. Der Verfasser erkennt diess auch zum Theile indem er der Medizin den Vorwurf zurückgibt, dass sie dem von ihren Wesen unzertrennlichen philosophischen Bedürfnisse nicht selber Raum und Genüge gewähre und es desshalb selbst verschulde, wenn sie durch möglichste Entfremdung gegen allen höhern eigentlich wissenschaftlichen Character zu ihrem noch viel grössern Nachtheile vollends weit unter die ihr in der That gebührende Würde herabsinke.

Solchem Uebelstande vorzubeugen, hält der Verfasser für das beste Mittel die Errichtung einer Professur der Theorie der Medizin. Er schlägt zu diesem Behufe vor, Biologie, Anthropologie, und Hygieine einerseits, allgemeine Pathologie und Therapie und Geschichte der Medizin anderseits in der Weise zu verbinden, dass diese Fächer einen einjährigen Cursus ausfüllten, wovon das erste Halbjahr die 3 erstern, das zweite die 3 letztern Disciplinen umfasste. Durch die Erhebung dieses Gegenstandes zum Nominalfache hofft der Verfasser demselben in den Augen der akademischen Zöglinge Ansehen genug zu verschaffen und den betreffenden Fächern, die bisher häufig unzweckmässiger Weise an verschiedene Lehrer vertheilt, oder auch gar herrenlos minder bedeutenden oder doch wenigst minder hochgehaltenen Dozenten überlassen bleiben, zu einem gedeihlichen und für die Mutterwissenschaft fruchtbringenden Fortkommen zu verhelfen. Die Verbindung der Geschichte der Medizin mit dem theoretischen Lehrstuhle wünscht der Verfasser mit Recht desshalb, „weil einerseits die Theorie durch die Geschichte von dem ächter Theorie Gewachsenen nicht blos überhaupt,

auch philosophisch aufgefasst, sondern auch leichter in ihrer ganzen Vielseitigkeit und vollständigen Gliederung erkannt wird. Denn eigentlich sind es dieselben Momente, die in der Geschichte der Medizin objektiver und konkreter nach und neben einander hervortreten, und die in der Theorie mehr subjektiv zumal und in einander gedacht werden."

Alles, was der Verfasser hierüber sagt, kann natürlich nur die höchste Billigung eines jeden ansprechen, dem es mit der Fortbildung unserer Wissenschaft Ernst ist. Wenn aber solche Stimmen vor dem Lärmen der Tageslöwen, welche im Mikroskop und den chemischen Reagentien untrügliche Mittel zu haben behaupten, das Leben herauszufinden, wenn jene Stimmen ungehört verhallen und die Zöglinge von dem überlauten Geschrei nach Thatsachen verleitet nur den Ballast der Wissenschaft für ihr innerstes Heiligthum halten lernen, so werden wir unwillkürlich zu der am Eingange berührten Frage von der Lernfreiheit zurückgeführt. Vieles und vielerlei ist hierüber geäussert worden und wir wollen nicht die desfallsige Literatur vermehren. Diess sei uns aber zu bemerken erlaubt, dass zwischen eigentlichem Lernzwang und einem wohlgeordneten und durchdachten Studienplan schon ein Unterschied zu machen ist. Es fragt sich, was besser für den Zögling und die Wissenschaft ist, jenen sich selbst zu überlassen, oder ihm mit Rath und That ein Studium zu erleichtern, das überdiess Schwierigkeiten genug noch darbietet und dem Eingeweihten eine nicht geringe Verantwortlichkeit auferlegt. Gewiss wird jeder Denkende der letzten Meinung seyn und wir glauben nicht zu viel zu fordern, wenn wir die akademische Bildung mit einem Kunstwerke vergleichen, an dem die einzelnen Theile in bestem Verhältniss zum Ganzen von einem ordnenden und belebenden Geiste durchdrungen sein sollen. Welch schöne Aufgabe hiedurch den Studienkommissionen auferlegt ist, welche Momente fortwährender Reform diese Idee in sich schliesst, wird Keinem entgehen, der diesen Punkt einer näheren Betrachtung würdigt und mit den gegenwärtigen Verhältnissen in Vergleich setzt.

Quitzmann.

Freimüthige Bemerkungen und Reflexionen über die Medicinalorganisation des Grossherzogthums Hessen von Dr. Karl Simeons, Grossh. Hess. Hofrath und Physikatsarzte zu Worms. Mainz, Verlag von Victor von Zabern, 1845. Gr. 8. S. 50.

Allenthalben fühlt man die Nothwendigkeit einer Umänderung des Medicinalwesens, da dieses nicht mehr den Verhältnissen und Anforderungen der Zeit entspricht. In fast allen Deutschen Staaten strebt man auch nach zweckmässigeren Einrichtungen und macht dazu Vorschläge der verschiedensten Art. Der Hr. Verfasser hat in einer früheren Schrift: „Ueber die Nachtheile der jetzigen Stellung des ärztlichen Standes für Staat, Kranke und Aerzte, und die Mittel, solche umzugestalten und gründlich zu verbessern. Mainz 1844," mit Umsicht und Sachkenntniss die Nachtheile der gegenwartigen Stellung des ärztlichen Standes geschildert und Vorschläge zu deren Verbesserung gemacht. In der vorliegenden Brochure gibt er eine Uebersicht über die Medizinalorganisa-

tien des Grossherzogthums Hessen, das gute derselben hervorhebend, das Ungeeignete und Nichtzeitgemässe offen und freimüthig tadelnd.

Er beantwortete zuerst die Frage: Welche Fürsorge können die Staatsangehörigen von den Staatsregierungen in Bezug auf das Medicinalwesen erwarten, und welche die Aerzte insbesondere?

Die Staatsangehörigen können von der Regierung erwarten:

1) dass diese für Anstalten, worauf diejenigen, welche Arzneiwissenschaft studiren, sich gehörig auszubilden vermögen, Sorge trage;

2) dass sie nur denjenigen, welche theoretisch und praktisch vollständig ausgebildet sind und diese Ausbildung erwiesen haben, die selbstständige Ausübung der Heilkunde gestatte;

3) dass sie dafür sorge, alle Theile des Landes (also auch die ärmeren) mit einer genügenden Zahl von Medicinalpersonen zu versehen;

4) dass sie die Bedingungen feststelle, unter denen die Ausübung der Heilkunde den Aerzten gestattet ist;

5) dass sie die Befolgung dieser Bedingungen und die treue Berufsübung kräftig überwache;

6) dass sie stets wie im Einzelnen, so auch im grossen Ganzen für die Gesundheitspflege theils vorbeugend, theils abhelfend sorge, also eine einsichtsvolle leitende Behörde instituire.

Die Aerzte können dagegen vom Staate ohne Anmassung mit Recht erwarten, dass er sie in ihrer Berufsübung schütze und ihnen, indem er ihnen bestimmte Pflichten auferlegt, auch bestimmte Rechte einräume, die ein den Pflichten entsprechendes Aequivalent bilden, das heisst mit andern Worten, dass sowohl ihre bürgerliche Existenz gesichert, als auch ihnen eine so ehrenhafte Stellung angewiesen werde, wie sie der wissenschaftlich gebildete und berufstreue Mann mit Fug und Recht erwarten kann.

Der Hr. Verf. untersucht hierauf die Frage:

Ist diesen Erwartungen der Staatsangehörigen durch die Medicinalorganisation und Gesetzgebung im Grossherzogthum Hessen genügend entsprochen?

Denjenigen Hessen, welche Medicin studiren und im Grossherzogthum sich als Aerzte niederlassen wollen, ist eine bestimmte Studienzeit nach einem festgestellten Studienplan zur Pflicht gemacht. Ein Biennium der Studienzeit muss auf der Landesuniversität Giessen zugebracht, es kann und darf aber die ganze theoretische und praktische Bildung dort erworben werden. Man muss demnach fordern und erwarten, dass daselbst alle hiezu erforderlichen Bildungsmittel sich vorfinden.

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die hessische Staatsregierung zur Hebung der Landesuniversität in dieser Beziehung sehr viel, ja alles das gethan hat, was sich in einem kleineren Staate für eine Universität in einer kleinen Stadt thun lässt. Seit etwa 20 Jahren haben sich die ärztlichen Bildungsanstalten in Giessen sehr gehoben und noch täglich ist man damit beschäftigt, neue Anstalten zu gründen oder die ältern zu vergrössern und zu erweitern. Die Zahl der ordentlichen Professoren der Medicin ist seit kurzem von

5 auf 8 gestiegen, und auch bei den Hülfswissenschaften hat man für treffliche Anstalten und tüchtige Lehrer gesorgt.

Mit der Anordnung der Vorlesungen und der auf einzelne Vorlesungen verwendeten Zeit ist der Hr. Verf. nicht ganz zufrieden und gibt für seine Ansicht triftige Gründe an. Allerdings werden einige Vorträge zu ausgedehnt gehalten und zu viel Zeit dafür in Anspruch genommen, wozu das Diktiren des Vorzutragenden viel beiträgt.

Auf eine empfindliche Art vermisst man in Giessen die nöthigen Leichen für die Anatomie, operative Chirurgie und gerichtliche Arzneikunde. Die medicinische und chirurgische Klinik haben nicht Kranke genug, um eine vollständige praktische Ausbildung erzielen zu können. Darum dürfte es zweckmässig seyn, von den Studirenden noch den Besuch einer grössern Universtät zu verlangen. Diess ist im Grossherzogthume Hesen um so nothwendiger, als jeder Inländer nach erlangtem Doktortitel auf der Landesuniversität das Recht zum Prakticiren hat, ohne dass er irgend ein anderes Examen macht. Es ist nicht zu verkennen, dass der Inländer in Giessen ein strenges Examen machen muss, allein ein Examen, bloss von den Lehrern angestellt, gibt dem Staat noch nicht gehörige Garantie für die Kenntnisse des Examinirten. Aber fast gar keine Garantie für solche hat der Staat bei Ausländern, die in Giessen als solche das Doktorexamen machen und sich dann nach erlangter Doktorwürde auf einem kleinen Dorfe das Bürgerrecht und später das Indigenat erwerben. Solche Ausländer werden in Giessen nach einem m ü n d l i c h e n Examen von 3 S t u n d e n zum Doktor gestempelt, ohne vorher ein Tentamen rigorosum gemacht zn haben. — Mit Recht verlangt darum der Hr. Verf., dass eine zweite Prüfungsbehörde niedergesetzt werde, und dass der junge Arzt nicht sogleich nach zurückgelegten Universitätsstudien in die selbstständige Praxis trete.

Das Medicinalcollegium steht weder mit den Physikatsärzten, noch mit den praktischen Aerzten in irgend einem unmittelbaren Verkehr; es ist keine für sich handelnde Behörde; sondern es ist 1) Prüfungsbehörde für die Apotheker und ihre Gehülfen, für Chirurgen und für solche Aerzte, die ein Physikat in Anspruch nehmen; 2) begutachtende Behörde in solchen Fällen, wo eine Hof- oder Oberappellationsgericht ein Superarbitrium verlangt; 3) berathende Behörde, deren sich das Ministerium des Innern und der Justiz in allen Fällen bedienen k a n n, wo es medicinischen Rath für nöthig hält. Es ertheilt sein Gutachten auf unmittelbaren Auftrag für den jedesmaligen speciellen Fall und Gegenstand. — Die Uebersicht über die ganze Entwickelung und Gestaltung des Medicinalwesens und eine fortwährende Einwirkung darauf, jede Einsicht in die Befähigung und die Leistungen der verschiedenen Glieder des ärztlichen Standes im Grossherzogthume gehören nicht zu seinem Wirkungskreise. Auch wird es bei Anstellungen im Medicinalfache nicht um seine Ansicht gefragt.

Der Referent für die Medicinalangelegenheiten im Ministerium des Innern und der Justiz, der ausserdem noch viele andere wichtige Angelegenheiten in seinem Referate hat, gehört dem ärztlichen Stande n i c h t an, und steht mit den Medicinalpersonen weder mittelbar, noch unmittelbar in regelmässiger Beziehung. Dennoch hängt sowohl das Erlassen neuer Medicinalverordnungen, als die Beantragungen umfassender Umgestaltungen des Medicinalwesens, auch insoferne sie wissenschaftliche Bildung und Berufsübung betreffen, wesentlich von

seinen Anträgen ab, wie auch nach seinem Antrage die Anstellungen im Medicinalfache verfügt werden, ohne dass ihm zuverlässige Mittel zu Gebote stehen, die Befähigung und Verlässigkeit der Anzustellenden zu erkennen. — Der gegenwärtige Medicinalreferent ist ein höchst achtbarer tüchtiger Mann, der in seiner Stellung aussergewöhnlich viel für das Medicinalwesen im Grossherzogthume gethan hat; allein in einer Persönlichkeit darf man die Garantieen für ein Fach nicht suchen. —

Endlich untersucht der Herr Verfasser die Frage: Wie ist den eben besprochenen Missverhältnissen ohne grosse Umbildung in der organischen Gestaltung des Medicinalwesens und ohne alle Belastung der Staatskasse abzuhelfen? Schon 1844 hatte der Verf. eine selbstständige Stellung der Physikatsärzte, als blosse Medicinalbeamte und nur befugt zu consultativer Praxis, vorgeschlagen. Dieser Vorschlag verdient um so grössere Beachtung, als die Medicinalpolizei fast überall nachlässig behandelt wird. In 12 Punkten stellt der Hr. Verf. seine Wünsche in Bezug auf das Medicinalwesen in Hessen zusammen, von denen einige mehr, andere weniger Wichtigkeit haben. Sollten die praktischen Aerzte in eine Stellung zu den Physikatsärzten kommen, wie sie der Hr. Verf. vorschlägt, so müsste eine grosse Umänderung im Physikatswesen eintreten und die praktischen Aerzte müssten im Staate eine ganz andere Stellung, als bisher, einnehmen.

Die vorliegende Schrift verdient die Beachtung aller Medicinalbeamten, vorzugsweise derer, welchen die Obsorge über Medicinalorganisation anvertraut ist. Nicht allenthalben ist Ref. mit den Vorschlägen des Hrn. Verf. einverstanden; allein sie verdienen einer Würdigung, um so mehr, als sie von einem erfahrenen Manne, dem die praktischen Verhältnisse genau bekannt sind, ausgehen.

Das Oregon-Gebiet. „Der Rechtstitel der Verein. Staaten klar und unbestreitbar." Officielle Correspondenz des brittischen bevollmächtigten Ministers in Washington und des Staatssecretärs der Vereinigten Staaten. (Uebersetzung.) Bremen 1846. Druck von Carl Schönemann. 114 S. in gr. 8.

Bei dem allgemeinen Interesse, welches sich an die grosse zwischen Alt- und Neu-England obschwebende streitige Frage über den Besitz des Oregon-Gebietes knüpft, kann es dem Deutschen Leser, der über diese Verhältnisse sich näher unterrichten will, nur sehr erwünscht seyn, in vorliegender Schrift eine getreue Uebersetzung der ganzen darüber geführten amtlichen Correspondenz zu erhalten, und dadurch sich in den Stand gesetzt zu sehen, selbst über den wichtigen Streitpunkt sich ein Urtheil zu bilden. Dabei liest sich die Uebersetzung, die wir der Hand eines ausgezeichneten Kenners der Englischen Sprache (des durch sein Wörterbuch berühmten Consuls Dr. Flügel in Leipzig) verdanken, sehr gut, und kann auch von dieser Seite aus das Büchlein bestens empfohlen werden.

Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographieen durch Friedrich Böhringer. Ersten Bandes vierte und letzte Ab-

theilung Zürich. Verlag von Meyer und Zeller 1846. VIII. und 426 S. in gr. 8.

In derselben Weise, in welcher der vorhergehende Band eine auch für ein grösseres gebildetes Publikum bestimmte Schilderung des Lebens und der Lehre des h. Ambrosius und Augustinus gegeben hatte (s. diese Jahrbb. 1846 p. 307), bringt diese Fortsetzung Schilderungen des Chrysostomus (S. 1—160, wovon die ersten neunzig Seiten blos dem Leben dieses Kirchenvaters gewidmet sind; der Rest aber seine Glaubens- und Sittenlehre betrifft, wie seine Beredsamkeit, von welcher eine gute Charakteristik gegeben wird), der Olympias (S. 161—169), dann Leo des Grossen S. 170—309; wovon S. 170 bis 241 dem Leben dieses Mannes, welchen der Verfasser als den Einführer einer römischen Kirche und damit als den eigentlichen Gründer des römischen Primat's, der mit ihm welthistorisch in die Kirche eintrete, betrachtet, gewidmet sind; der Rest beschäftigt sich mit der Lehre der Hierarchie und einer allgemeinen Charakteristik (wie sie nun auch Alexandre de Saint Cheron in einem grösseren Werke: „Histoire du Pontificat de S. Leon le Grand et son siècle“ zu geben versucht hat); den Beschluss macht Gregor der Grosse (S. 310—426), dessen Leben ausführlich geschildert ist, fast an hundert Seiten einnehmend, während die übrigen Punkte, seine Lehre, seine Bemühungen um den Cultus u. s. w. kürzer (S. 401—426) behandelt sind. Die Schrift von Marggraff (s. diese Blätter 1845, p. 785) konnte der Verf. kaum benutzen, eben so wenig das grössere Werk von Lau über diesen Pabst, sein Leben und seine Lehre (Leipzig 1845). Der nächste Band dieses auch durch eine vorzüglich äussere Ausstattung sich empfehlenden Werkes soll mit den Missionären Deutschlands beginnen.

Handbuch der allgemeinen Literärgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für Vorlesungen von Dr. Joh. Georg Theodor Grässe, Bibliothekar Sr. Maj. des Königs von Sachsen. Ein Auszug aus des Verfassers grösserem Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte. Erster Band. Literaturgeschichte der alten Welt. Dresden und Leipzig. Arnoldsche Buchhandlung 1844. 448 S. in gr. 8.

Es ist von diesem Handbuch bei dem Erscheinen der ersten Heftes bereits in diesen Blättern die Rede gewesen (Jahrgang 1845 p. 141 sq.); der mit dem Erscheinen von vier weiteren Heften oder Lieferungen erfolgte Abschluss des ersten Bandes veranlasst uns, darauf zurückzukommen, indem das früher über dieses Unternehmen bei seinem Beginn ausgesprochene Urtheil sich im weiteren Verlauf nur bestätigt hat. Die zweckmässige Anordnung des Ganzen wie der einzelnen Theile, der hier auf einen verhältnissmässig geringen Raum zusammengedrängte Reichthum an literärischen Notizen, in welchen schwerlich etwas Wesentliches von dem, was das grössere Werk enthält, vermisst werden dürfte, gereichen dem Ganzen zur Empfehlung und lassen uns wünschen, von dem brauchbaren Werke, das in diesem ersten Bande die alte Welt enthält,

recht bald die Fortsetzung mit dem Mittelalter, wofür es an derartigen, das Ganze umfassenden Hülfsmitteln und Handbüchern noch so sehr fehlt, zu erhalten.

Das Criminalrecht der Römer von Romulus bis auf Justinianus. Ein Hülfsbuch zur Erklärung der Classiker und der Rechtsquellen für Philologen und Juristen nach den Quellen bearbeitet von Professor Dr. Wilhelm Rein. Leipzig 1844. Verlag von K. F. Köhler. XXII. und 936 S. in gr. 8.

Wir würden fast befürchten, mit einer, auf die Wichtigkeit und Brauchbarkeit dieser Schrift hinweisenden Anzeige zu spät zu kommen, wenn wir nicht die Ueberzeugung hätten, dass bei einem wahrhaft guten und nützlichen Buche keine Empfehlung zu spät kommen kann, und dass in einer Zeit, wo wir mit so vielen mittelmässigen und schlechten Büchern überschwemmt werden, gerade die gründlichen und gediegenen oft minder beachtet werden. Zu den letztern aber gehört jedenfalls das vorliegende Werk, das wir als eine wahre Förderung gründlicher Studien des römischen Alterthums begrüssen, als das mehrfach gewünschte Seitenstück zu der vor etwa einem Decennium erschienenen, von den Philologen insbesondere mit verdientem Dank aufgenommenen Darstellung des Römischen Privatrechts, bei welcher der Verf. ähnliche Zwecke verfolgt hatte, wie sie dieser Darstellung des Strafrechts zu Grunde liegen; auch hier war es, wie S. III. der Vorrede ausdrücklich bemerkt und auch durch Fassung und Inhalt des Ganzen bestätigt wird, nicht die Absicht des auf diesem Gebiete so heimischen Verfassers, „eine vollendete und erschöpfende, innig zusammenhängende Darstellung des Römischen Strafrechts nach den Forderungen und nach dem Standpunkt der heutigen Wissenschaft zu geben," indem zu einer solchen, freilich höchst schwierigen und umfassenden Arbeit allerdings noch gar manche nothwendige Vorarbeiten fehlen, namentlich Monographien über einzelne Lehren, Verbrechen u. s. w., sondern es ward eine Darstellung des Römischen Criminalrechts beabsichtigt, „soweit dasselbe jetzt aus den erhaltenen Quellen und aus den neuesten Forschungen zusammengesetzt werden kann." Während also die Quellen die Basis des Ganzen bilden, sollte das aus ihnen durch sorgfältige Prüfung genommene Resultat hier weiter in Verbindung gebracht werden mit den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung der neueren Zeit über einzelne Theile und Materien, welche in einzelnen Monographien in mehr oder minder ausführlicher Weise behandelt worden waren, so wie mit den eigenen Studien des Verfassers, von denen uns seit dem Erscheinen des erwähnten grösseren Werkes mehrere einzelne Aufsätze und Abhandlungen, Recensionen, Programme und Gelegenheitsschriften*) einen erfreulichen Beweis gegeben hatten: auf diesem Wege sollte eine anschauliche Uebersicht des Ganzen erzielt, im Einzelnen aber zugleich ein für die Erklärung der Classiker, zunächst für das Verständniss so mancher auf das Strafrecht bezüglichen Stellen brauchbares Hülfsmittel gewonnen werden.

(Schluss folgt.)

---

*) Zu diesen rechnen wir insbesondere die beiden im Jahr 1841 erschienenen Programme: Quaestiones Tullianae cum excursu de comitiorum judiciis und: De judiciis populi Romani provocatione non interposita habitis.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Dass ein solches Hülfsmittel nicht blos höchst wünschenswerth war, dass es vielmehr, zumal wenn wir an den leider bei so manchen Philologen, wenn auch vielleicht jetzt nicht mehr in dem Grade, wie früher, fühlbaren Mangel an Kenntniss römischer Rechtsverhältnisse denken, eine wesentliche Lücke ausfüllt, wird Niemand, der nur einigermassen mit dem Stand der Sache bekannt ist, in Zweifel ziehen wollen: aber dass es auch nichts Leichtes war, ein solches Unternehmen zur Ausführung zu bringen und die bemerkten Zwecke darin zu vereinigen, wird kaum einer weiteren Bemerkung bedürfen. Uebrigens ist der Verf. selbst weit entfernt zu glauben, dass die Aufgabe, die er sich gestellt, völlig durch seine Arbeit gelöst worden — das war bei dem Mangel an umfassenden und verlässigen Vorarbeiten kaum möglich — aber er hat gewiss Dasjenige geleistet, was nach den vorhandenen Mitteln und durch eigene Kraft zu erringen war, um sein Werk zu einem recht brauchbaren Hülfsmittel bei der Lectüre der römischen Schriftsteller wie bei dem Unterricht zu machen; gern wird daher auch Jeder in seinen Wunsch einstimmen, dass durch dieses Buch „manche Philologen und Juristen eingeladen werden mögen, einzelne schwierige Punkte und Lehren in Monographien oder bei andern Gelegenheiten zu behandeln und zur endlichen Gewinnung einer römischen Criminalrechtswissenschaft beizutragen."

Was die Ausführung selbst betrifft, so verbindet sich hier mit einem sorgfältigen Quellenstudium eine genaue Kenntniss aller der Hülfsmittel, welche die Studien neuerer Zeit für die Erforschung des Ganzen wie einzelner Materien und Lehren gebracht haben; diese Schriften finden sich überall angeführt, eben so wie die Stellen der alten Autoren selbst, welche die Grundlage der Erörterung bilden: auf diese Weise ist, bei der Beschränkung, welche der grosse Umfang des Werkes auf die klare Darstellung und Entwicklung der Hauptpunkte gebot, jedem Einzelnen es möglich gemacht, noch weiter den Gegenstand, um den es ihm speciell zu thun ist, zu verfolgen. Es hat sich nemlich der Verf. nicht auf die ältere Zeit Roms beschränkt, sondern er hat, wie diess auch zu erwarten war, neben der republikanischen Zeit auch die Kaiserzeit in seinen Bereich gezogen, und auf diese Weise das Römische Strafrecht von seinen ersten Spuren und Anfängen an weiter verfolgt bis zur Justinianeischen Zeit, also einen Zeitraum von circa zwölfhundert Jahren hindurch! Um so mehr wird man alle Ursache haben, mit dem, was hier wirklich geleistet worden ist, zufrieden zu seyn. Die natürliche Eintheilung des Werkes ist die in einen allgemeinen und in einen besondern Theil; beiden geht eine Einleitung voraus, welche über Begriff, Behandlung, Quellen, Hülfsmittel und Li-

teratur des Römischen Criminalrechts in dem einen Abschnitt sich verbreitet, in dem andern aber eine geschichtliche Entwickelung des Röm. Strafrechts und der Rechtsquellen liefert, und hier auch die Ansichten der Römer über Wesen und Grund der Strafe bespricht. Der allgemeine Theil handelt im ersten Buch von dem Verbrechen (Name, Eintheilung, Thatbestand, die dabei vorkommenden Personen, Wegfallen der Zurechnung oder Verantwortlichkeit), im zweiten Buche aber von dem Strafgesetz und dessen Anwendung, vom Aufhören seiner Wirksamkeit, und darauf von der Strafe selbst. In dem besondern Theile finden wir in der ersten Abtheilung (von den Verbrechen), im ersten Buch die Verbrechen gegen die Rechte der Einzelnen (gegen fremdes Gut, fremde Ehre, Freiheit, Leben und Gesundheit), im zweiten die Verbrechen gegen die Rechte der Gesellschaft (gegen den Staat im Ganzen, Majestätsverbrechen, in Beziehung auf den Staatsdienst, gegen den öffentlichen Frieden und die öffentliche fides), im dritten von den Verbrechen gegen Sitte und Religion gehandelt. Die zweite Abtheilung von den Strafen auf kaum fünf Seiten ist kürzer, als es nach der Anlage des über neunhundert Seiten zählenden Werkes und der Wichtigkeit des Gegenstandes zu erwarten war, ausgefallen: wir hoffen die ausführlichere Darstellung dieses Gegenstandes, von der, wie es fast nach der Note S. 913 scheinen möchte, buchhändlerische Rücksichten in der allzu grossen Ausdehnung des Werkes, den Verf. abgehalten haben, demnächst bei einer andern Gelegenheit, wozu dieselbe Note Aussicht macht, zu erhalten und sehen dieser Vervollständigung des Ganzen mit um so grösserem Verlangen entgegen, als gerade eine solche übersichtliche Darstellung der einzelnen, in diesem oder jenen Fall erkannten Strafen, mit all dem bei ihrer Ertheilung und Ausführung vorkommenden Detail in einem grösseren Umfang und in Vollständigkeit bis jetzt, mit Ausnahme der Skizze in Walter's Geschichte des Römischen Rechts, kaum existirt. Das Verzeichniss der bei den alten Classikern erwähnten, aber nicht näher bestimmten Criminalprozesse in einem Anhang S. 917 und 918, so wie das zwiefache Register am Schluss des Ganzen bildet zum Gebrauch des Buchs erwünschte Beigaben, auf die wir noch am Schluss dieser Anzeige hinweisen, die keineswegs in eine nähere Kritik des reichen Inhalts einzugehen beabsichtigt, wohl aber das verdienstliche Unternehmen allen denen empfehlen soll, für welche der Verf., zur wahren Förderung gründlicher Studien des römischen Alterthums, es bestimmt hat.

Ch. G. Lorenz: Brevis de praetoribus municipalibus Commentatio. Typis Officinae Grimensis MDCCCXLIII. 18 S. in gr. 4.

Es ist früher in diesen Blättern (Jahrg. 1842, p. 784 ff.) von einer ähnlichen, eben so gelehrten wie gründlichen Abhandlung des Verfassers über einen verwandten Gegenstand — über die alt-lateinische Dictatur — die Rede gewesen; wir können darum auch nicht die vorliegende Gelegenheitsschrift hier unerwähnt lassen, welche in einer eben so gründlichen wie erschöpfenden Weise die Frage nach den in Römischen Municipien unter dem Namen von Prätoren vorkommenden höheren Beamten zu erledigen sucht. Die gewöhnliche Ansicht stellt diese Prätoren gleich den in diesen Städten unter dem Namen

Dictatores, Duumviri, Quatuorviri vorkommenden Würden: und unser Verf. will auch nicht diese Ansicht verwerfen, wohl aber derselben die nähere, bisher vermisste Begründung geben und aus dem Vorkommen derselben in einzelnen Orten, Natur und Bedeutung des Amtes wie dessen Ursprung erklären. Wenn er nun hier auf die ältere und ursprüngliche Bedeutung des Wortes Prätor zurückgeht, welches so gut wie Dictator als Bezeichnung der höchsten Würde in den Städten Latium's diente und darum selbst anfänglich in Rom von den Consuln gebraucht ward, und wenn er daraus es zu erklären sucht, warum in denselben Städten, die nun Rom's Oberherrschaft zwar anerkannt, aber in ihrer inneren Verwaltung ziemlich frei und unabhängig geblieben waren, auch derselbe Namen beibehalten ward für die höchsten Local- oder Communalbeamten, wie wir sie in diesen Praetores municipales finden, so erscheint diese Ansicht so begründet, dass man nicht wohl eine erhebliche Einwendung dawider zu machen im Stande ist. Mit grosser Sorgfalt hat aber der Verf. weiter aus einzelnen Stellen alter Schriftsteller wie insbesondere aus Inschriften das Vorkommen solcher Praetores in den einzelnen Städten von Latium zu erweisen gesucht, wobei wir nur rühmend der Vorsicht gedenken können, welche ihn durchweg geleitet und vor Verwechslungen, wie sie hier bei der allgemeinen und oft unbestimmten Bedeutung des Wortes Praetor so leicht vorkommen, bewahret hat: es fallen freilich einige von früheren Gelehrten für solche Municipalbeamte erkannte Praetores weg, während aus anderen, bisher nicht bekannten Spuren auch andere uns nachgewiesen werden. Hinsichtlich der in Colonien angeblich vorkommenden Praetores fällt aber das Resultat der vom Verfasser eingeleiteten Untersuchung völlig negativ aus. Mit einziger Ausnahme der einmal, und zwar hier nur auf kurze Zeit, zu Capua vorkommenden Praetoren, die diesen Namen aus einem gewissen Stolz statt des üblichen der Duumviri annahmen (s. Cicero de leg. agrar. II., 34) erkennt der Verf. nirgends sonst solche Praetores, als Bezeichnung der höchsten Würde, in Römischen Colonialstädten an: er geht alle die einzelnen Fälle durch, er weist die Missverständnisse früherer Erklärer nach und hat damit sein Resultat, wie uns scheint, völlig begründet. Ausserhalb Italien, auf welches Land sich die in dieser Schrift angeführten Fälle beschränken, kommt ohnehin, so weit wir wissen, der Name nicht vor: und obwohl wir hier, in Bezug auf Inschriften und deren Fund, nicht alle Hoffnung neuer Ausbeute aufgeben, da wir täglich fast neue Inschriften aus dem von Römern einst behaupteten Boden zu Tage gefördert sehen, diesseits wie jenseits des Mittelmeeres, so zweifeln wir doch sehr, ob je ein Praetor einer römischen Colonialstadt daraus hervorgehen werde. Wir beschränken mithin das Vorkommen derselben auf den einzelnen oben bemerkten Fall, erkennen dagegen mit dem Verf. in einigen Municipien Latium's wie Lavinium, Laurentum, Fundi, Capena, Aletrium, Narnia, solche Praetores an, während wir sie mit ihm an andern Orten, theils als zweifelhaft, theils als irrig bezeichnet finden. Ueber das Wesen der Municipalprätur hat sich der Verf. dahin erklärt, dass er dieselbe sammt ihren Insignien für gleich hält mit der Würde der Duumviri, so dass also, was diesen zukommt, eben so auch auf diese Classe von Praetoren übertragen werden muss. Man kann nur wünschen, dass solche gründliche Monographien über einzelne Gegenstände der römischen Staatsalterthümer öfters erscheinen möchten, und damit so manche Lücke auf

diesem Gebiete ausgefüllt werde. Was den hier in Frage stehenden Gegenstand betrifft, so sind wir begierig auf den Vortrag, welchen, öffentlichen Blättern zufolge, Herr Henzen zu Rom bei der Feier des Archäologischen Instituts am 24. April dieses Jahres über denselben Gegenstand gehalten haben soll. Herr Henzen soll darin, besonders auf Inschriften gestützt, gezeigt haben, dass Praetor und Dictator die gewöhnlichen Titel der Magistrate der Italischen Municipien gewesen, welche später auch von Municipien anderer Provinzen angenommen worden. In wie fern diese Angaben richtig sind, muss der ohne Zweifel erfolgende Abdruck dieses Vortrags lehren.

M. Tullii Ciceronis Orationes. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Vol. I. Pars III. (M. Tullii Ciceronis in P. Vatinium Testem Interrogatio). Lipsiae MDCCCXLV. Sumtus fecit C. F. Koehler. VI. und 126 S. in gr. 8.

Das Unternehmen, dessen dritter Theil hier vorliegt, ist bereits Jahrgang 1845 pag. 865 ff. näher besprochen worden, und kann darauf um so eher verwiesen werden, als auch dieser Theil von seinen beiden Vorgängern sich weder nach Anlage, noch Ausführung entfernt, sondern gleichmässig in dieser Hinsicht an dieselben sich anschliesst. Mit gleicher Sorgfalt ist Alles behandelt, wie es der Zweck der Bearbeitung erheischte, in Kritik wie in Exegese: in beider Hinsicht war der eigenen Thätigkeit des Herausgebers noch gar Vieles, ja mehr als in den beiden vorausgegangenen Reden, zu thun übrig gelassen, indem diese Rede, so wichtig sie auch in manchen Beziehungen ist, gerade zu denjenigen gehört, die in neueren Zeiten minder bearbeitet und auch berücksichtigt worden sind. Um so dankenswerther erscheinen die dem Commentar eingereiheten Beiträge des Herrn Professor C. Hermann in Göttingen, welcher über diese Rede Vorlesungen gehalten hatte und auf des Herausgebers Bitte, diesem mit gewohnter Liberalität die Benützung des zu diesem Zweck übersendeten gelehrten Apparates überliess: „ita autem ejus schedis usus sum, sagt Hr. Halm, ut nihil ex iis reciperem, nisi nomine auctoris religiose subscripto.“ Mit gleicher Sorgfalt wird im Commentar überall angegeben, was andern Quellen entnommen ist: aber eben Dieses erscheint vielfach ergänzt und vervollständigt durch die eigenen Bemerkungen des Herausgebers, wie diess auch bei den früheren Theilen der Fall war: der kritische Theil hat eine noch grössere Ausdehnung erlitten, indem die abweichenden Lesarten aus dem Vaticaner Scholiasten, dann die einer Pariser (nr. 7794), Berner und Erfurter Handschrift, so wie die Lambin'schen Lesarten am Rand der Ausgabe von 1584 nebst dem Varianten einer Salzburger und einer Freisinger Handschrift, welche vom Herausgeber selbst zu München verglichen wurden, vollständig beigefügt sind: so dass eine Uebersicht des kritischen Apparats, welcher bei Herstellung des Textes in Betracht kömmt, möglich geworden ist. Man kann für das Alles dem Herausgeber nur Dank wissen: man kann nur wünschen, dass ein in solcher Weise begonnenes Unternehmen auch weiter fortgesetzt werde und uns die übrigen Reden des Cicero nach und nach, in ähnlicher Weise bearbeitet, bringen möge.

C. Salusti Crispi Catilina et Jugurtha. Aliorum suisque notis illustravit Rudolphus Dietsch, ph. Dr. A. L. M. illustris apud Grimam Moldani Professor. Vol. II. Jugurtha. Lipsiae, Sumptibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXLVI. VIII. und 630 S. in gr. 8.

Von dem ersten Theil dieser ausgezeichneten Ausgabe des Sallustius, die wir insbesondere in den Händen Aller derer sehen möchten, welche als Lehrer den Sallustius mit ihren Schülern lesen, ward im Jahrg. 1844 dieser Blätter p. 632 ff. eine kurze Nachricht gegeben, welche auf Anlage des Ganzen und die wohlgelungene Ausführung hinwies. Der zweite vorliegende Theil, welcher den Jugurtha enthält, ist ganz gleichförmig in der Behandlung ausgefallen: Verständniss des Sinn's war die nächste Aufgabe, welche der Verfasser sich in dem beigefügten, unter dem Text abgedruckten Commentar gestellt hatte, und zwar nicht blos in sprachlich-grammatischer Hinsicht, sondern auch in sachlicher Beziehung. Aber eben dieser Umstand hat ihn dann auch weiter veranlasst, den Sprachgebrauch und die Redeweise des Sallustius umfassender in diesem Commentar zu behandeln, als diess der einfache und bescheidene Titel seiner Ausgabe erwarten lässt: so dass von dieser Seite aus der Commentar noch eine weitere Bedeutung anzusprechen hat, zumal da der Verf. stets, wenn er derartige Gegenstände behandelt, sie erschöpfend, d. h. mit Herzuziehung aller Stellen zu behandeln pflegt, und daran dann weitere Bemerkungen knüpft, die sich als fruchtbar für das Gesammtgebiet der Grammatik und des Sprachgebrauchs erweisen. Man sehe zum Beispiel zu I. §. 4 p. 5 über die Fälle von zwei von einander abhängigen Genitiven und deren Stellung; p. 7 über die Construction von egeo mit dem Genitiv oder Ablativ; VII. §. 2 p. 59 über den Gebrauch des Gerundium's und des Gerundivum's bei Sallust; IX. §. 3. p. 70 über aggredi; ibid. p. 71 ff. über den Gebrauch von que, zumal in Verbindung mit Demonstrativpronominibus; XII. 5 p. 97 ff. über se und sese; XIII. §. 2 p. 98 über quam beim Superlativ (nie ohne Beifügung von posse bei Sallust); über die Stellung des Vocativs in der Anrede zu XXX. §. 1. p. 212; über comperior als Deponens zu XLV. 1. p. 324; über a und ab zu LVIII. §. 4 p. 380 ff.; über den Gebrauch von novus im Gegensatz zu recens, was bei Sallust im Catil. und Jugurth. gar nicht vorkommt, zu LXXV. §. 8. p. 450 ff.; über parum (welches bei Sallust wie bei Cicero stets nur so viel als non satis bedeutet, aber nicht non multum) zu LXXXV. §. 31 503 ff.; über pugna und proelium zu XCVII. §. 5. 548 ff. Und so könnten wir noch eine Reihe von ähnlichen Fällen, die fast jede Seite bieten mag, anführen, wenn überhaupt diess nöthig erscheinen dürfte. Mit der grössten Sorgfalt, und strenger Prüfung sucht der Verf. überall den richtigen Sinn zu ermitteln und festzustellen: dabei wird neben den sprachlich-grammatischen Erörterungen, auch Alles das, was zur richtigen Auffassung der historischen, geographischen und antiquarischen Punkte gehört, berücksichtigt, insbesondere auch auf Alles das, was zur richtigen Würdigung des Autors selbst, seiner Rede- und Denkweise im Allgemeinen beitragen kann, die gebührende Rücksicht genommen und hier ein stets unparteiliches, weder durch Vorliebe noch Abneigung bestimmtes Urtheil gefällt. So spricht er sich z. B. zu I., 3 p. 5 ganz richtig über die Grundansicht des Sallustius vom menschlichen Leben aus

mit der nicht minder richtigen Bemerkung, dass darum Sallust noch nicht für einen Anhänger irgend einer philosophischen Schule angesehen werden dürfe; und allerdings liegt in den uns erhaltenen Schriften des Sallustius kein Grund vor, ihn mit irgend welchem Rechte einer bestimmten philosophischen Schule zuzuzählen. Allerdings wäre es interessant, diese Seite des Geschichtschreibers noch näher zu untersuchen, der, wie uns scheint, viel zu sehr Praktiker war, um in seiner philosophischen Ansicht sich an irgend Eines der bestehenden Schulsysteme zu binden, sondern lieber einem Eklekticismus folgte, der auch so viele andere Römer anzog. Würden wir die Jugendverhältnisse des Sallustius, seine Erziehung und Bildung, seine Lehrer näher kennen, so würde darüber vielleicht nähere Auskunft, die wir jetzt vermissen, zu gewinnen seyn. Ueber die Schriften des Sallustius ist gelegentlich an mehreren Orten zerstreut Manches bemerkt, was uns die hier als Einleitung vermissten Prolegomene zu ersetzen vermag. So wird man z. B. dem, was über die Zeit der Abfassung und Herausgabe des Catilina wie des Jugurtha bemerkt ist (ad Jug. III. p. 26, gl. ad IV. p. 37), schwerlich seine Zustimmung versagen können: es würde hiernach zwischen der Publikation beider Schriften kaum ein Jahr verstrichen seyn, der Jugurtha aber jedenfalls nach dem Catilina fallen. Ein rein praktischer Zweck wird der Abfassung beider Schriften beigelegt: mit dem Catilina habe Sallustius beabsichtigt, in der Schilderung verflossener Zustände ein Bild der gegenwärtigen zu liefern: im Jugurtha habe Sallust auf ähnliche Weise zeigen wollen, wie Rom durch die Tugend seiner Bürger gross geworden, durch die Immoralität und Habsucht seines Adels ins Verderben gestürzt worden, wie der Staat nur durch tugendhafte Männer regiert werden könne u. s. w., lauter Sätze, zu welchen allerdings der Krieg mit Jugurtha die besten Belege bieten konnte. Sollte aber hier nicht ein zu ausschliessliches Gewicht auf den praktischen, wir möchten dann fast lieber sagen, moralischen Zweck des Geschichtschreibers gelegt seyn, der nach unserem Ermessen, auch angenommen, dass er einen solchen Zweck mit vor Augen gehabt und Besserung seiner Zeitgenossen in ihrer moralischen Verdorbenheit und sittlichen Erschlaffung habe erwirken wollen, gewiss damit auch andere Zwecke verbunden hatte, welche uns der rhetorisch-künstlerische Anstrich des Ganzen errathen und in dem wohl berechneten Streben des Geschichtschreibers, durch seine Darstellung eine Wirkung hervorzubringen, erkennen lässt. In beiden Schriften des Sallust wird man immerhin ächte Produkte einer historischen Kunst zu erkennen haben, welche ein grösseres gebildetes Publikum durch eine kunstvoll rhetorische Darstellung gewinnen will. Die sorgfältige Anlage des Ganzen, die kunstvolle Ausführung in allen einzelnen Theilen, die grosse Umsicht und Klugheit, mit welcher der Schriftsteller überall zu Werke geht, ohne der geschichtlichen Treue irgend Etwas zu vergeben, die stets absichtsvoll, aber immer schön ausgearbeiteten Reden, die bei aller Einfachheit doch kunstvolle Darstellung („Sallustius simplicis sed distinctae orationis summus artifex“ sagt Herr Dietsch ganz richtig p. 31), diess und Vieles Andere lässt, wie wir glauben, immerhin noch auf Etwas Weiteres, als einen blos praktischen und moralischen Zweck schliessen. Die Unparteilichkeit, wie die Billigkeit des Sallustius hebt der Verf. mehrfach hervor, erstere selbst im Gegensatz zu Cicero (ad Jug. XL. p. 294), während

er in chronologischen Dingen die gehörige Sorgfalt bei Sallust. Jug. X. §. 2 79 seq. vermisst.

Aus diesen wenigen Proben mag man ersehen, wie keine Seite der Auslegung hier unberücksichtigt geblieben ist, daraus aber auch sich erklären den grossen Umfang des, ungeachtet des zwar sehr compressen, übrigens deutlichen Druckes, über sechshundert Seiten starken Bandes. Ein sehr genaues Register über die Anmerkungen bildet den Schluss des Ganzen, dessen correcter Druck alle Anerkennung erfordert. Ein einziges Versehen der Art ist uns S. 156 aufgestossen, wo es statt Herodot. II., 116 wohl heissen soll II, 17. In der Vorrede spricht sich der Verfasser über die bei seiner Ausgabe vorwaltende, von Manchen verkannte Absicht und Tendenz aus: es freuet uns dieselbe von Anfang an nicht anders gefasst zu haben, da wir uns nicht überzeugen konnten, dass der Verfasser eine eigentliche Schulausgabe habe liefern wollen, wohl aber der Ansicht bald wurden, dass seine Bearbeitung für das Privatstudium (namentlich auch vorgerückter Schüler) höchst erspriesslich sey, während sie dem gebildeten Lehrer vielfache Vortheile gewährt. Jetzt hat sich nun der Verf. näher ausgesprochen über die tirones, welchen er seine Ausgabe bestimmt habe: „Etenim tirones eos intellexi, qui nondum neque tam plena doctrina neque tam exercitato acumine uterentur, ut ipsi omnia quae ad recte et cum utilitate legendum scriptorem pertinerent, invenire, sed tamen jam eo in literis profecti essent, ut et rationes perspicere et ex observationibus quandam utilitatem percipere possent, non eos, qui grammatices elementis imbuendi essent, sed qui jam altiora et graviora perscrutandi facultatem haberent." Und solchen wird auch gewiss diese Bearbeitung des Sallustius recht werden können!

Q. Horatii Flacci Opera. Ad optimorum liberum fidem recognovit, selectam scripturae varietatem scholarum in usum adjecit Carolus Frid. Süpfle. Additus est index carminum a Peerlkampio tentatorum. Heidelbergae sumtibus Julii Groosii. MDCCCXLVI. XIV. und 315 S. in 8.

Der Herausgeber beabsichtigte mit dieser Ausgabe der Gedichte des Horatius keineswegs eine solche, die durch beigefügten Commentar oder Noten dem Verständniss des Lesers in mehr oder minder ausführlicher Weise nachhelfen sollte, es war ihm zunächst blos um eine Ausgabe des Textes zu thun, der sowohl von Seiten der Correctheit in allen Beziehungen, wie von Seiten der äusseren Ausstattung in Druck und Papier billigen Anforderungen entspräche und eben desshalb, bei mässigem Preise, geeignet sey, Schülern, oder solchen, die auch ohne Commentar ihren Horatius später noch zu lesen gedenken, in die Hände gegeben zu werden. Diesem Zweck entspricht auch die Ausführung vollkommen: und es kann diese Ausgabe insbesondere zum Schulgebrauch empfohlen werden, für welchen solche blosse Texte, die aber durchaus correct gehalten sind, ohne alle weitere Zugabe eines Commentars oder Noten gewiss die erspriesslichsten sind. Die einzige Zugabe, zu welcher der Herausgeber durch Rücksichten, die wir nicht missbilligen können, sich veranlasst fand, besteht in der unter den Text gebrachten Angabe einiger Varianten, die jedoch

in der Weise aus der Masse der varietas lectionis ausgewählt sind, dass sie, unter der Anleitung eines geschickten Lehrers, nur dazu dienen können, eine wohlthätige und nützliche Anregung zu geben, oder zu näheren grammatischen und sprachlichen und andern Bemerkungen Veranlassung bieten: jede weiter gehende Beschäftigung mit Kritik hält der Herausgeber in der Schule für unstatthaft: gewiss mit Recht. Zu dieser kurzen Angabe der bedeutenderen Abweichungen des Textes, wornach man zugleich das eigene Verfahren des Herausgebers in Behandlung des Textes zu bemessen vermag, kommt noch hinzu eine kurze, für den vorliegenden Zweck aber genügende Erörterung über die Metra des Horatius, welche unmittelbar auf die Vorrede folgt, und dann am Schluss des Ganzen ein „Index eorum Horatii carminum, quae a Peerlkampio vel tota vel ex parte tentata sunt," d. h. ein Verzeichniss aller der einzelnen in den Gedichten des Horatius von dem Holländischen Kritiker verdächtigten oder ausgemerzten Stellen: gewiss eine nicht unpassende Zugabe dieser empfehlenswerthen Schulausgabe.

Horatiana. Particula II. Scr. Guil. Dillenburger. Emmerich 1845. 28 S. in 4.

In dem ersten Theil dieser Horatiana hatte der Verf. sich mit den vielfach entstellt auf uns gekommenen alten Scholien des Horatius beschäftigt und hier einen für die Kritik derselben recht schätzbaren Beitrag geliefert, wie seiner Zeit auch in diesen Blättern (Jahrg. 1842 p. 475) bemerkt ward. In der vorliegenden Particula II. ist er wieder zu dem Dichter selbst zurückgekehrt, von dem er inzwischen (1843) eine eigene, auch mit verdientem Beifall aufgenommene Ausgabe veranstaltet hatte, indem er die Veranlassung nimmt, Einiges, was in dieser Ausgabe bei dem beschränkten Umfang derselben, nicht näher besprochen werden konnte, hier ausführlicher zu behandeln und dabei auch auf die inzwischen erschienene zweite Ausgabe des Orelli'schen Horatius in ihrem zweiten die Sermones enthaltenden Theile Rücksicht zu nehmen. So wird uns auch in dieser Particula II. ein gleich werthvoller Beitrag für Kritik und Exegese des Horatius geboten, der aber auch Manches Andere enthält, was für Kritik und Sprachgebrauch der Römischen Dichter überhaupt zu beachten ist. So eröffnet sich das Ganze mit einer umfassenden, die verschiedenen Dichter der classischen Zeit Roms berührenden Erörterung über die Stellung der angehängten Partikeln que, ne, ve, insofern dieselben nicht immer dem Worte sich angehängt finden, zu welchem sie nach der Natur des Satzes zunächst gehört hätten: es ist zu hoffen, dass damit dieser, so viele Stellen des Ovidius und Tibullus betreffende, oft streitige Punkt zur Erledigung gebracht ist. Zu einer ähnlichen allgemeinen Erörterung über den Gebrauch des Wortes doctus, seinen Sinn und seine Bedeutung bei den verschiedenen römischen Dichtern, insbesondere Horatius, Propertius, Ovidius, Tibullus (sämmtliche Stellen dieser Dichter, in welchen das Wort vorkommt, sind hier angeführt und berücksichtigt) führt den Verfasser die Betrachtung der Stelle der ersten Ode Vs. 39, wo wir ihn als Gegner der in neuester Zeit von einigen Erklärern des Horatius wieder vertheidigten Conjectur von Hare: „Te (statt Me) doctarum hederae frontium Dis miscent superis": erblicken namentlich auch, insofern sie

durch innere Gründe und den Zusammenhang des Ganzen vertheidigt werden soll: was jedoch schwerlich gelingen kann; denn wir sehen deutlich und klar aus der hier gegebenen Uebersicht zahlreicher Stellen, wie das Wort doctus keineswegs ausschliesslich auf einen Philosophen oder besondern Fachgelehrten geht, sondern in viel ausgedehnterem Sinne, insbesondere auch von der Poesie, und von Allem, was darauf sich bezieht oder damit in irgend einer Verbindung steht, gebraucht wird, mithin vom Dichter selbst hier recht gut gesetzt werden konnte. Wir erinnern dabei auch an das in gleichem Sinne bei den Griechischen Dichtern (z. B. bei Pindar Ol. I. und oftmals) angewendete σοφός, was doch wohl auch zur Bestätigung dieser Behauptung dienen kann. Uebrigens kommt noch Anderes bei dieser umfassenden Erörterung über eine Stelle der ersten Ode zur Sprache, so namentlich auch der in neuester Zeit aufgestellte Satz, welcher alle Gedichte des Horatius auf vierzeilige Strophen in ihrer ursprünglichen Fassung zurückführen will: wir finden die vom Verf. (vgl. S. 15. 16) dawider erhobenen Einwendungen begründet, wenn anders nicht gränzenlose Willkür fürderhin auch auf diesem Gebiete herrschen soll. Ueber dieses und Anderes müssen wir jedoch auf die Schrift selbst verweisen, und was die in neuester Zeit mehrfach besprochene erste Ode überhaupt betrifft, auf die neueste Abhandlung von J. C. Jahn: De Horatii carmine primo, Lips. 1845. 4. aufmerksam machen, in welcher wir Inhalt und Tendenz dieser Ode, den Gang und Zusammenhang dieses Liedes auf eine Weise entwickelt finden, die Jeden befriedigen muss.

Im Anfang der sechsten Ode des ersten Buchs („Scriberis Vario fortis et hostium Victor Maeonii carminis alite") vertheidigt der Verf. jetzt wieder den früher von ihm verlassenen und in den Dativ (aliti) verwandelten Ablativ (alite), an dessen Richtigkeit Ref. nie Anstand nahm und jetzt um so weniger nimmt, wenn er die vielen vom Verf. zunächst aus Dichtern, namentlich aus Ovid, angeführten Stellen überblickt, in welchen auf dieselbe Weise der blosse Ablativ ohne die Präposition a mit Passivis verbunden vorkommt. Die übrigen Stellen, welche noch weiter behandelt werden, gehören den Satiren (II., 2, 29 ff. II, 4, 37) und Episteln (II., 2, 26. Ars Poet. 32. 197) an: die oben genannte zweite Ausgabe von Orelli und die eigene des Verfassers bieten die Veranlassung zu einer näheren Besprechung, welche die Lesart sowohl wie den Sinn und die Bedeutung dieser schwierigen Stellen festzustellen sucht und damit zugleich eine Art von Ergänzung zu den beiden Ausgaben des Horatius liefert.

Philippi Wagneri Epistola ad virum amplissimum doctissimum Petrum Hofman Peerlkamp sive commentationis de Junio Philargyro Pars prior. Dresdae Typis Blochmannianis 1846. 34 S. in gr. 8.

Den vielfachen Bemühungen der neuesten Zeit, die näheren Verhältnisse, das Zeitalter und den Werth der verschiedenen Lateinischen Grammatiker und Scholiasten der späteren Zeit zu ermitteln, ist auch dieser Brief beizuzählen, der über einen eben so dunkeln als schwierigen Gegenstand sich verbreitet, und einen der älteren, früher mehrfach verkannten Erklärer des Virgilius gewissermassen zu Ehren zu bringen sucht, wesshalb wir es doppelt zu beklagen ha-

ben, die Arbeiten dieses Philargyrus über Virgil's Dichtungen nicht mehr vollständig, sondern nur in einzelnen, zum Theil entstellten Bruchstücken zu besitzen. Der Verfasser, nachdem er zuerst in einer längeren Erörterung Burmann wider ungerechten Tadel hinsichtlich des von ihm gelieferten Abdruckes der vorhandenen Reste des Philargyrus in Schutz genommen und gerechtfertigt hat, wendet sich dann zu dem Namen dieses Grammatikers, der in der von Angelus Politianus dem Ursinus (welcher zuerst diese Reste durch den Druck bekannt machte) übergebenen Copie als Julius Philargyrius aufgeführt wird und auch unter diesem Namen in Ausgaben und sonst bisher bekannt war, bis neuerdings der in einer Leidner und Berner Handschrift vorkommende Namen Junilius Flagrius einen Zweifel erregte, welcher, wenn er auch in dem Worte Flagrius eine Corruption erkannte, doch Junilius dem früheren Junius vorziehen zu können glaubte. Dass dazu aber so wenig Grund vorhanden, wie zur Aufnahme des corrupten Flagrius, dass wir vielmehr, zumal bei öfterem Vorkommen dieses Namens auf Inschriften, weit mehr Grund haben, den Verfasser als Junius Philargyrus (nicht Philargyrius) zu bezeichnen, das ist hier so weit nachgewiesen, als in solchen Fällen nur immer nachzuweisen möglich ist. Dabei bleibt aber der Verf. nicht stehen: er sucht auch über die Person des Mannes, die uns fast gänzlich unbekannt ist, einiges Nähere zu ermitteln. Die auf den Zusatz in der Aufschrift (ad Valentinianum) gestützte Ansicht des Ursinus, der hier an den Kaiser Valentinian denken möchte, an welchen der Grammatiker seine Commentare über Virgil gerichtet, entbehrt jeder weiteren Grundlage: die Lesart Valentiano Mediolani, welche in der Berner Handschrift und in d. Exc. Voss. (hier Mediola abgekürzt für Mediolani) vorkommt, führte den Verf. auf die Annahme, dass hier weit eher an einen Valentianus, einen Gelehrten in Mailand, zu denken sey, und er geht, gestützt auf eine Stelle der Leidner Handschrift (bei Suringar p. 271), noch weiter, indem er auch in Philargyrus selbst einen Mailändischen Gelehrten vermuthet und zwar einen solchen, der obwohl aus dem Geschlecht eines Freigelassenen stammend, doch in Allem, selbst in der Geringschätzung der Griechen, eine ächt römische Gesinnung beweise und somit für einen Römer gelten könne, auch ein Heide gewesen, übrigens gründliche und umfassende gelehrte Bildung mit einer reinen und klaren Sprache und Ausdrucksweise verbinde, wodurch er allerdings eine grössere Bedeutung anzusprechen habe, als man sie ihm bisher beizulegen gewöhnt war. Zur genauen Bestimmung der Zeit, in der er gelebt und geschrieben, mangeln freilich sichere Zeugnisse: einzelne dahin führende Spuren hat der Verf. an einigen Stellen in den vorhandenen Resten scharfsinnig nachgewiesen: doch reichen sie auch nicht hin zu einer genauen Herstellung der Lebensperiode dieses Gelehrten, welche im Allgemeinen, nicht sehr entfernt von der des Servius, schwerlich in ein anderes Jahrhundert, als das vierte nach Chr. wird verlegt werden können. Und zu dieser Angabe neigt sich auch der Verf. S. 33 am Schlusse seiner schönen Erörterung, welche als Pars prior auf dem Titel bezeichnet, uns wohl auch noch eine andere Pars erwarten lässt, deren baldigem Erscheinen Ref. mit Verlangen entgegensieht.

Vollständiges Wörterbuch zu den Werken des Publius Vigilius Maro, mit besonderer Rücksicht auf die Erklärung der mythologischen, historischen und geographischen Eigennamen, so wie auf die Erläuterung der schwierigsten Stellen, bearbeitet von G. Ch. Crusius, Rector in Hannover. Hannover 1846. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. IV. und 368 S. in gr. 8. mit doppelten Columnen auf jeder Seite.

Die verschiedenen Wörterbücher, welche der Verf. zu verschiedenen auf Schulen gelesenen Autoren nach einander geliefert hat, haben stets in diesen Blättern (vgl. Jahrg. 1844, p. 630, 954. Jahrg. 1845, p. 644, 794) diejenige Anerkennung gefunden, die sie durch ihre Brauchbarkeit und Zweckmässigkeit auch allerdings verdienen: eine gleiche Anerkennung kann auch das vorliegende Wörterbuch ansprechen, welches nicht blos den gesammten Wörterschatz des Virgil, selbst mit Einschluss der Eigennamen, in gleicher Vollständigkeit wie Genauigkeit verzeichnet, sondern auch insbesondere auf die Angabe und Entwickelung der Bedeutungen jedes Wortes, die Anordnung und Folge derselben, so wie selbst den Ausdruck, und die genau stets angemerkte Construction ein Augenmerk gerichtet hat, das in gleicher Weise auch auf die Eigennamen übergeht, und hier die historischen, antiquarischen, mythologischen, geographischen Beziehungen erörtert, wie diess dem Schüler, für welchen das Wörterbuch bestimmt ist, förderlich ist und ihm den Gebrauch von Noten-Ausgaben entbehrlich macht: aus diesem Grunde sind auch bei einzelnen schwierigen Stellen weitere Erörterungen noch beigefügt, und so das Ganze zu einem recht brauchbaren Schulbuch gestaltet worden, dessen sich der Schüler bei seiner Präparation mit gleichem Vortheil, wie jeder Andere bei seiner Privatlectüre bedienen kann. In der äusseren Einrichtung, in Druck, Papier und Lettern ist dieses Wörterbuch so ziemlich gleich den übrigen Wörterbüchern des Verfassers gehalten, von welchen wir die folgende neue Auflage:

Vollständiges Wörterbuch zu den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos von Dr. Julius Billerbeck in Hildesheim, auf's Neue durchgesehen und verbessert von G. Ch. Crusius, Rector in Hannover. Siebente, verbesserte, mit Stereotypen gedruckte Auflage. Hannover 1846. Im Verlage der Hahn'schen Hof-Buchhandlung. 134 S. in gr. 8. mit doppelten Columnen.

aus dem Grunde hier anführen, weil der Verfasser bei dieser neuen Aufgabe jeden einzelnen Artikel einer sorgfältigen und wiederholten Durchsicht unterworfen, in Folge dessen Vieles in der Angabe der Bedeutungen besser geordnet oder auch berichtigt, Einzelnes richtiger erklärt und bei den Eigennamen, insbesondere die historischen Beziehungen näher entwickelt hat, so dass das Ganze in dieser neuen Gestalt brauchbarer und seinem Zweck entsprechender geworden ist. Von dem Schriftsteller selbst, zu dem dieses Wörterbuch gehört, ist ebenfalls ein neuer, für Schulen bestimmter Abdruck unter folgendem Titel erschienen:

Cornelii Nepotis Vitae excellentium imperatorum. Recognovit Reinholdus Klotz. Editio Billerbeckiana V. Hannoverae, sumptum fecit Libraria Hahniana. MDCCCXLVI. IV. und 75 S. in gr. 8.

Dass unter den Händen des neuen Herausgebers der Text und dessen Gestaltung einer sorgfältigen Revision unterworfen worden und dadurch nicht wenig gewonnen hat, wird kaum eines näheren Nachweises bedürfen. Unter dem Texte finden sich die einzelnen Abweichungen bemerkt, über welche wir in einer Abhandlung, die der grösseren, demnächst in demselben Verlag erscheinenden Ausgabe des Cornelius beigefügt ist, die nähere Erörterung zu erwarten haben.

Chrestomathie aus Xenophon. Mit einem Vorläufer aus Isocrates und einem poetischen Anhange. Bearbeitet von Dr. Carl Friedr. Schnitzer, Rector. Reutlingen. Verlag von J. C. Mäcken. 1846. VI. und 196 S. 8.

Wörterbuch zur Chrestomathie aus Xenophon. Von Rector Dr. Schnitzer. Ebendaselbst. 1846. 60 S. 8.

Zu den in neuerer Zeit erschienenen besten Chrestomathieen gehört unstreitig die vor uns liegende. Die Entstehungsgeschichte derselben und die Grundsätze, welche bei der Auswahl und Bearbeitung von dem Herrn Verfasser befolgt worden sind, finden sich in dem ersten Jahrgang der Zeitschrift „die Mittelschule," 1845, I. Heft S. 79—90 und III. Heft S. 437—440, auf welche wir im Allgemeinen verweisen. Der Inhalt der Schrift besteht in Folgendem:

Voran stehen (S. 1—13) Lebensregeln für einen Jüngling aus Isocrates ad Demonicum, welche eine schickliche Einleitung zur Jugendgeschichte des älteren Cyrus bilden. Darauf folgen grössere Abschnitte aus Xenophons Schriften und zwar (S. 13—107), 8 Stücke aus der Cyropädie (der ältere Cyrus), dann (S. 108—126) 5 Stücke aus der Anabasis (der jüngere Cyrus). An diese schliessen sich 6 Stücke (S. 127—168) ebenfalls aus der Anabasis an (Rückzug der 10,000 Griechen). Daran reihen sich (S. 169—187) 3 Stücke aus den Memorabilien und dem Symposion (Socratisches). Den Schluss bildet ein poetischer Anhang (S. 188—196), bestehend aus 26 Epigrammen, 6 Epitymbien und 2 Kriegsliedern des Tyrtaeus.

Geleitet wurde der Hr. Verf. bei der Auswahl, neben dem Princip der Classicität, von dem Grundsatze der Fasslichkeit, Frische und Anziehungskraft. Zu Grunde gelegt wurde der neueste Text von Bornemann, beziehungsweise Jacobitz, und in den beigefügten Anmerkungen nur soviel gegeben, als dem Schüler nöthig ist, namentlich historische und geographische Notizen, im Anfang etymologische Andeutungen, und späterhin mehr syntaktische Bemerkungen mit Zurückweisung auf vorangegangene ähnliche Constructionen.

In Schulen, in welchen die Lesebücher von Jakobs eingeführt sind, würde diese Chrestomathie die Stelle zwischen dem ersten Theile (Elementarbuch) und dem zweiten (Attika) einnehmen, mit welchen beiden sie kein einziges Stück gemein hat; wiewohl sie eigentlich ihrer ganzen Anlage nach vielmehr auf die Lectüre einer vollständigen Schrift vorbereiten soll.

Das Wörterbuch ist genau für den Inhalt der Chrestomathie ausgearbei-

tet, jedoch nur für solche Schüler bestimmt, wie der Hr. Verf. ausdrücklich erklärt, welche nicht schon ein grösseres Wörterbuch besitzen.

Druck und Papier sind sehr gut, und empfehlen diese zweckmässig angeordnete Schrift auch von dieser Seite als ein sehr brauchbares Schulbuch.

Aristophanes in seinem Verhältniss zu Socrates. Ein Beitrag zur gerechten Würdigung des Dichters, von Johannes Zorn, königl. Pfarrer und Professor. Baireuth 1845. Gedruckt bei F. C. Birner. 20 S. in gr. 4.

Der Gegenstand, der in dieser kleinen, aber wohl gelungenen Schrift verhandelt wird, ist in neuester Zeit mehrfach, auch in diesen Blättern, zur Sprache gekommen, ohne damit im eigentlichsten Sinne des Wortes seine völlige Erledigung zu finden. Diese herbeizuführen, ist der Zweck des Verf., der die hier in Betracht kommenden Punkte, mit aller Schärfe, Klarheit und Bestimmtheit aufgefasst und das Ganze in einer so schönen und ansprechenden Weise dargestellt hat, dass wir uns gedrungen fühlen, auf diese Schrift, die zunächst eine Gelegenheitsschrift ist, — das Einladungsprogramm zu den Prüfungen der königlich bairischen Studienanstalt zu Baireuth — insbesondere aufmerksam zu machen und ihre Resultate derjenigen Beachtung zu empfehlen, welche geeignet ist, uns zu einem Endurtheil in dieser nicht leichten Sache zu befähigen. Man wird dem Verf. gewiss Recht geben, wenn er von dem Satze ausgeht, dass Socrates und der Spott über ihn, den eigentlichen Kern und Mittelpunkt der Wolken bildet, alles Andere aber nur als Ausschmückung anzusehen ist, oder im Dienste der Hauptsache steht; dass die Anklage, die hier wider Sokrates erhoben ward, auf Gottlosigkeit und Vernichtung der öffentlichen Wohlfahrt, wie Alles dessen, was damit zusammenhänge, gerichtet ist. Nur wenn man von diesem Gesichtspunkt ausgehe, behalte das Stück seine nothwendige Einheit, der Name, den es führe, seine rechte Bedeutung (S. 5). Da es, wie der Verf. weiter im Einzelnen zeigt, eben sowohl die Person des Socrates ist, welche zum Gegenstand des Spottes gemacht wird, als die Sache, die er vertritt, die Philosophie, in beidem Leerheit und Eitelkeit, wie Anmassung und lächerlicher Stolz nachgewiesen werden soll, so wirft sich der Verfasser nun die Frage zur Beantwortung auf, in wie weit dieses Bild, das Aristophanes von Socrates und seiner Schule, wie von ihrem ganzen Treiben und ihrer philosophischen Richtung entwirft, Wahrheit enthalte oder nicht (S. 9). Der Lösung dieser Frage ist der ganze übrige Theil der Abhandlung gewidmet. Nicht in äussern Veranlassungen sucht er den Grund, der den Aristophanes zu einer solchen Darstellung des Socrates und seiner Schule, wie wir sie in den Wolken lesen, geführt: vermöge eines inneren Berufs habe der Dichter sich hier die Aufgabe gesetzt, zu dem Lichte, in welchem sonst Socrates (bei einem Xenophon, Plato) erscheine, auch den Schatten zu malen (S. 10). Diesen inneren Beruf aus den individuellen Ansichten des Dichters, die ihn zum Feind jedes Scheinwesens und der in seiner Zeit so verderblich gewordenen Schönrednerei gemacht hatten, wie aus seinen politischen Ueberzeugungen hinsichtlich dessen, was seinem Vaterlande wahrhaft fromme, nachweisend, kommt der Verf. dann näher seinem eigentlichen Gegenstand durch die Frage, warum denn gerade Socrates, der Edle, der Gerechte, es gewesen, den der Dichter sich gewählt, um

in ihm die verderblichen, dem Leben, wie der wahren Wissenschaft und dem Glauben, wie selbst der politischen Wohlfahrt Athens so nachtheiligen Richtungen der Zeit darzustellen und den Mann, der, wenn auch auf andern Wegen, solchen Richtungen selbst entgegengesteuert, dem Hohn, Spott und Gelächter der Menge preiszugeben. Zur Lösung dieses Widerspruchs macht der Verf. vor Allem auf die verschiedene Persönlichkeit beider Männer aufmerksam; er macht weiter auf die Uebertreibungen aufmerksam, in welchen Person und Sache von Aristophanes aufgefasst und in einer Weise dargestellt werde, welche das Gebiet des Lächerlichen überschreitend, in Bitterkeit und gereizte Verstimmung übergehe. Und dazu kann er den Grund nicht in einer blossen Rivalität der Komiker und der neueren Schule der Philosophie, welche Socrates repräsentirt, finden; „es bleibt nur „Eines übrig und in diesem Einen ist für mich die Ueberzeugung von des Ari„stophanes guter Sache enthalten, seine politische Stellung und die Liebe zu „seinem schwer heimgesuchten Vaterland, das er durch die Persönlichkeit und „das philosophische System des Socrates bedroht glaubte." So der Verf. S. 15, wobei wir jedoch immerhin nicht ganz der Frage uns entschlagen können, ob wir dem Aristophanes, dem Freunde Plato's und aller erleuchteten Geister und Denker seiner Zeit, wirklich eine solche Unkunde der Lehre und des Systems des Socrates zutrauen sollen, dass er sie in der That für so verderblich dem Wohl des Staats wie der Moralität der Einzelnen in ihren Folgen und Wirkungen gehalten, dass er es demnach für eine Art von Pflicht gegen den Staat wie gegen seine einzelnen Mitbürger angesehen, diese Lehre sammt ihrem Haupt aufs Heftigste und Bitterste zu bekämpfen, beides aller und jeder Verachtung, jedem, auch die Personen selbst nicht ausschliessenden Spott und Hohn Preiss zu geben? Die alle Wahrheit und Sittlichkeit auflösende Richtung der Sophistik, die dem Dichter unmöglich entgehen konnte, verdiente gewiss einen solchen Kampf, wie ihn der Dichter in den Wolken unternahm: aber warum wählte er gerade den Socrates aus und machte ihn zum Repräsentanten dieser verderblichen Richtung, die, wenn wir den Zeugnissen des Xenophon vertrauen dürfen, gerade in Socrates einen Gegner gefunden hatte? Wir können dazu den Grund nur in der gewiss höchst auffallenden Persönlichkeit des Socrates finden, die diesen Mann mit allen seinen Sonderbarkeiten, seinem ganzen Aufsehen erregenden Treiben vorzugsweise zu einem passenden Gegenstand der Komödie machte, zumal da Sokrates im Allgemeinen doch auch der neuen Richtung in der Philosophie, welche dem Dichter als eine nachtheilige erschien, angehörte, wenn er auch gleich ihren Extremen entgegentrat. Auch haben wir uns immer nicht ganz von dem Gedanken lossagen können, dass der Dichter, indem er die Person des Socrates zu einer solchen Darstellung, zum Repräsentanten einer so verderblichen und gefährlichen Richtung machte, nicht ganz frei gewesen von einer persönlichen Abneigung oder Rivalität, wie man es nun einmal nennen will, deren Grund vielleicht die Attische Jury, welche dem Aristophanes den Preis keineswegs bei der ersten Aufführung der Wolken zuerkannte, besser kennen oder doch wenigstens errathen mochte, als wir jetzt diess nachzuweisen im Stande sind. Diess ist unsere Ansicht der Sache, wobei wir allerdings den Aristophanes nicht so ganz freisprechen können, wie diess des Verfassers Ansicht zu seyn scheint, dessen Erörterung über die verschiedenen wider Socrates erhobenen Anklagen einer Verführung der Jugend, wie der

Gottlosigkeit, wir aller Beachtung und Aufmerksamkeit empfehlen möchten; in Bezug auf die letztere Anklage schliesst der Verf. seine Betrachtung mit den Worten: „Gerade was Aristophanes dem Socrates Schuld giebt, dass er seines Vaterlandes Götter geläugnet, giebt diesem seine weltgeschichtliche Bedeutung. Der Socrates des Xenophon dagegen würde eine höchst untergeordnete Rolle (?) in der Weltgeschichte spielen. Socrates hat durch sein γνῶθι σεαυτόν die Individualität frei gemacht und von der Herrschaft der Substanz entbunden, die grossartigste Vorbereitung auf das Christenthum, er hat, wenn auch durch einen abstrakten, todten Monotheismus die alten Götter verdrängt und den Grund der alten Welt untergraben, die Säulen und Mauern sind bald nachgefolgt. Zu dem Allem hat er wenigstens die Anregung gegeben, sein Name ist mit dem der platonischen Dialoge auf das engste verwebt. Wer will es nun dem Dichter verargen, wenn er sich zum Kampfe aufmacht, und mit den Waffen, die ihm gegeben sind, für des Vaterlandes Götter, für alles Herrliche und Grosse, was mit dem Gedanken an die Vergangenheit sich seiner Seele darstellt, einen Kampf auf Leben und Tod führt?" u. s. w.

Gedichte von Daniel Hirtz, Drechslermeister zu Strassburg. Zweite und vermehrte Auflage. Strassburg bei Treuttel und Würtz, Schmidt und Grucker und beim Verfasser, Schiffleutstaden 43. 1846. XII. und 260 S. in gr. 8.

Wenn in der Regel Schriften der Art von dem Bereich dieser Blätter ausgeschlossen sind, so wird doch in dem vorliegenden Fall um so eher eine Ausnahme zu machen seyn, als es sich hier um eine durchaus eigenthümliche Leistung handelt, die auch von einem andern Standpunkt, als dem blos ästhetischen, unsere volle Aufmerksamkeit verdient. Wir haben es hier mit einem Volksdichter zu thun, im edelsten und reinsten Sinne dieses Wortes, mit einem Dichter, der aus dem Volke selbst hervorgegangen, diesen, seinen Standpunkt in der Treue, Einfalt und Wahrheit seines Liedes nirgends verläugnet, mithin ein ächt deutscher Dichter zu nennen ist, wenn er auch schon jenseits des Rheines in dem Lande der Franken geboren und erzogen, seine Deutschen Lieder singt, wie sie diesseits des Rheines immer seltener werden, seit die grossen Dichter unserer Nation immer mehr verstummen, und nach und nach durch eine junge Zunft von Poeten ersetzt werden, die in öffentlichen Blättern sich gegenseitig Weihrauch streuen, von der Politik lebend, die sie in oft schlechte Reimen umsetzen, um damit als Dichter der Nation sich geltend zu machen! Unter die Zahl dieser Dichter darf man freilich den Strassburger Drechslermeister, dessen Lieder wir hier anzeigen, als einen ebenbürtigen Zunftgenossen nicht rechnen: er schimpft auch nicht auf unsere Nation, obwohl er dem Frankenland jetzt angehört: im Gegentheil er zeigt in Allem einen ächten Deutschen Sinn; er entstammt ja einem Lande, das, wenn auch seit längerer Zeit losgerissen von der Mutter, doch in Vielem Deutsche Sitte der Väter treuer bewahrt hat, als manche der Gauen diesseits des Rheins, welche in dem Alles verflachenden Strom weltbürgerlicher Bildung vaterländische Gesinnung und Sitte verloren haben. Mit solchen Gefühlen nahmen wir die Lieder eines Elsassischen Dichters in die Hand, der auch von so manchen anderen Seiten uns anspricht und anzieht. Der Deutschen Sprache der Poesie mächtig, hat er jede Härte sorgfältig, es sei im Ausdruck selbst oder in der metrischen Behandlung

vermieden, mild und ruhig bewegt sich sein Lied in den verschiedensten Abstufungen, bald die Natur und zwar insbesondere die den Dichter zunächst umgebende, bald das Leben ergreifend und dieses zum Stoff seiner Poesie sich wählend; wie in dem Zuruf des Dichters an seine Leser ausgesprochen ist:

„Was anspruchlos in lieben Feierstunden
Der Drechslermeister sang,
Was er in Freuden und im Leid empfunden
Auf stillem Lebensgang,
Diess stehet hier vor euerm Blick entfaltet
In Muttersprache wards zum Lied gestaltet."

Die Liedersammlung selbst zerfällt eigentlich in zwei Abtheilungen, von welchen die zweite (S. 159 ff.) eine namhafte Zahl von Gedichten in Strassburger Mundart enthält, die uns in einzelnen Scenen, Schilderungen und Sittengemälden des Strassburger Lebens ein getreues Bild des Lebens und der Sitte einer Stadt und einer Bevölkerung bieten, die ungeachtet aller fremdartigen Uebertünchung, so manche Züge alt reichstädtisch-deutschen Lebens in sich bewahrt hat. Hier zeigt sich der Dichter als ein wahrer Volksdichter, der das Leben und Treiben seiner Umgebung aufgefasst und treu und wahr in seinem Liede abspiegeln lässt. Für die mit der eigenthümlichen, manche Reste altalemannischer Sprache bewahrenden Mundart der Strassburger und Elsasser, in welcher diese Lieder gedichtet sind, minder bekannten und vertrauten Leser ist am Schlusse, den eine in Prosa dramatisch gehaltene häusliche Scene, die Meisen locker überschrieben, bildet, durch ein eigenes Wortverzeichniss, in welchen diese Strassburg-Elsassischen Worte erklärt werden, gesorgt. Von den Gedichten der andern Abtheilung, die, weil sie nicht in dieser Mundart sich bewegen und in so fern keine so specielle und lokale Färbung an sich tragen, wohl ein noch grösseres Publikum finden dürften, haben uns manche ungemein angezogen: in ihnen spricht sich das edle, jeder Verbildung der neuen Kunstpoesie fremd gebliebene Gemüth des Dichters in einer Weise aus, die ihm das ungetheilte Interesse aller derer zuwenden muss, die noch nicht allen Sinn für eine solche einfache ungekünstelte Poesie verloren haben. Dahin rechnen wir vor Allem das grössere Gedicht, das den Eingang bildet: das Lied vom Drechsler, das wir gerne vollständig hier aufnehmen möchten, als Probe des Ganzen und als Beleg unseres Urtheils, wenn der uns zugemessene Raum diess erlauben könnte, ferner: bei einer Wasserfahrt; das Vaterunser; an einem Frühlingsmorgen; meine Freuden und Leiden, oder: wenn es um Lieder heiterer Art sich handelt: die Bierbrauerei zu den drei Königen; das Wunderhäuschen u. s. w. Wir nennen nur diese unter den zahlreichen Liedern, die eine Erwähnung verdienen, und wollen uns freuen, wenn auch diesseits des Rheins dem Strassburger Dichter die Aufmerksamkeit und Anerkennung zu Theil wird, die er mit allem Recht erwarten kann.

Berichtigung. Im III. Heft in der Recension von Schäffners Rechtsgeschichte von Frankr. S. 431 Z. 19 fehlen hinter dem Worte „Rechts" die Worte: „eines Theils von Deuschland ist und zwar eines Rechts". — S. 431 Not. * liess statt: „So" — „Siehe". — S. 432 Z. 3 statt „mit jenem" — „aus jenem". — S. 433 Z. 9 st. „Beachtens" — „Erachtens". — S, 433 Not. * Z. 13 st. „Privatrecht" — „Criminalrecht". - S. 434 Not. ** Z. 3 st. „ehemaligen" — „ehelichen". — S. 438 Z. 6 st. „soweit" — somit." — S. 439 Z. 1 st. „Beurtheilung" — „Benutzung". — S. 439 Z. 23 st. „Puz" — „Euz". — S. 441 Z. 12 st. „der" — „des". — S. 444 Z. 6 st. „biguier" — „Viguier". — S. 444 Z. 16 st. „Like's" — „Eike's". — S. 444 Z. 18 st. „Bussgow" — „Repgow." — S. 445 Z. 9 st. „richtig" — „einzig".

Nr. 41. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Zur Griechischen Geschichte.

1. *A History of Greece: I. Legendary Greece. II. Grecian History to the reign of Peisistratus at Athens. Vol. I, et II. By George Grote. Esq. London. John Murray. 1846. 8. D. h. Geschichte Griechenlands; I. das sagenhafte Griechenland II. Griechische Geschichte bis zur Herrschaft des Peisistratos in Athen. 2 Bände, von Georg Grote.*

Alt-England gab in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts den Ton an für die Forschung auf dem Gebiet der Griechischen Geschichte; Mitford (1784—1797), Gast (1782), Gillies (1786), selbst Goldsmith (1774), galten dem In- und Auslande als Musterschriftsteller; sie wurden vielfach übersetzt, gelesen und nach ihrem theilweise nicht unbedeutenden Verdienst gewürdigt. In Bezug auf die ältesten Zeiten suchte der Franzose Clavier (1809) nachzuhelfen, während der Engländer Herbert Marsh den dunkeln Punkt der Pelasgerwelt aufgriff (1815) und sprachlich-antiquarisch aufzuhellen trachtete. Fortan ging das Hauptverdienst um die historisch-philologische Beleuchtung der Griechenwelt entschieden auf Teutschland über; eine ziemlich lange Reihe von grössern und kleinern Schriften erfasste den Entwicklungsgang der Hellenischen Mythologie und Symbolik, Politik, Literatur und Kunst. Dafür zeugen die Namen J. H. Voss, F. Creuzer, Gottf. Hermann, Böckh, O. Müller, Welcker, Heeren, Schlosser, Thiersch, B. Niebuhr und die mehr oder weniger von diesen Vordermännern ausgegangene Schule jüngerer Gelehrten, welche zu erwähnen nicht dieses Ortes ist. Der Kern des vereinzelten Forschens traf vorzüglich auf besondere Landesgeschichten und Verfassungen; es ist darin Bedeutendes geleistet worden, wenn auch nicht ohne Fehl- und Missgriffe, wie sie bei einem so schwierigen, entlegenen und eigenthümlichen Gegenstand unvermeidlich sind. Zwar verschlang das Interesse an dem mehr praktischen und in die Entwickelung des Mittelalters wie der neuern Völker tief eingreifenden Römerthum einen beträchtlichen Theil der Forschung,

jedoch blieben immer noch Sinn und Zeit für die in manchem Betracht feinere Organisation des Hellenenthums. Die stellenweise Wiedergeburt desselben verstärkte den literarischen Eifer; Landes- und Volkskunde gewannen ausserordentlich und gaben beachtenswerthe Beiträge für die Kenntniss der alterthümlichen, in den Schriften und Denkmälern niedergelegten, in manchen Sitten und Bräuchen der Neu-Griechen noch fortspielenden Zeit. Dieser Wendepunkt erweckte auch ausserhalb Teutschlands den durch politische und merkantile Bestrebungen abgestumpften Sinn für das historische Hellenenthum. Hatten Frankreich mit Ausnahme Raoul-Rochette's (1815), dafür nichts und England ein sehr Mässiges geleistet, so lieferten kurz vor und mit dem neu eröffneten Griechenland (1821) Reisende, wie Pouqueville, Gell, Leake, Dodwell, die Verfasser der auf Morea gerichteten wissenschaftlichen Fahrt und Andere namhafte Beiträge zur Aufhellung des Hellenischen Alterthums. Teutschland konnte jedoch die Früchte und Endergebnisse der eigenen und fremden Forschungen über die antike Welt nicht gehörig ausbeuten, in Schule und Haus mit vollkommener Sicherheit einführen. Die Staatspädagogik nämlich überlud gemach die Gelehrtenanstalten mit einem wahren Wust von allerlei Wissenswürdigkeiten (Realien), schwächte und verwirrte dadurch den jugendlichen Geist, ja, sie beschuldigte, wenn er etwa in Folge ganz anderer Ursachen etwas ungestüm ausschlug, das Alterthum theils der frivolen Richtung, theils des Missverhältnisses zu den neuen, christlich-Germanischen Culturbedürfnissen. Letztere etwa als Forderungen der allerdings noch zu verstärkenden Volksthümlichkeit (Nationalität) und des lautern einfachen Christenthums stehen in keinem Widerspruch zur klassischen Welt, finden vielmehr in derselben wenigstens propädeutischen Ernst und Gehalt für die Erkenntniss der eigenen Geschichte und Zeit. Noch stehen die Dinge jedoch so, dass man bei gehöriger Einsicht und Kraft den Bruch zwischen der alten und neuen Welt hindern, das heisst, die im Culturgang nothwendig gewordene Verbindung zwischen dem klassisch-antiken und christlich-Germanischen Princip für die höhern Lehranstalten erhalten und wider Auswüchse schirmen kann. Denn der etwaige Einwurf, die Wissenschaft müsse dem angeblich jetzt sprudelnden Leben allein angehören und jedweden, nicht volksthümlichen Stoff ausscheiden, ist eben so lächerlich als die Furcht der Frommen vor — dem Teufel und Heiden. Bei dem dermaligen Schwanken und einseitigen Restaurationsgelüsten der Teutschen Staatspädagogik, welche sich zu viel und zu ängstlich

um das Seelenheil bemühen möchte, ist es daher doppelt erfreulich, wenn Alt-England, eingedenk des frühern historischen Ruhms, seine Dampf- und Eisenbahnen, seine klein- und grossartige Utilitätspolitik für etliche Augenblicke vergisst, auf dem Kampfplatz ernster, antiker Geschichtsstudien erscheint und mittelst einer nicht unglücklichen Konkurrenz den in diesem Fache bisher überlegenen Teutschen eine stillschweigende Lehre und Mahnung gibt. Das vorliegende, von der früher erschienenen Arbeit Thirlwall's durchaus unabhängige historische Werk des Herrn Grote ist eine lange vorbereitete, auf keinen vergänglichen Tagesbeifall spekulirende, ziemlich reife Frucht gediegener Studien, welche die hauptsächlichsten Forschungen der Vorgänger, namentlich Teutscher Gelehrten, mit Einsicht und Selbstständigkeit für die gestellte Aufgabe benutzt und vielfach durch eigene Endergebnisse bald in negativer, bald in positiver Form bereichert hat. Befähigt gleich der fragmentarische Charakter des Buchs, welches ohne Aufnahme Athens unter Peisistratos die Entwicklung der Peloponnesischen, mittlern und nördlichen Hellenen nur bis zum Uebergewichte Spartas im Peloponnes (540 v. C.) fortführt, zu keinem Urtheil über das Ganze, so treten dennoch die überwiegenden Vorzüge der Forschung bereits deutlich genug auf. Lobenswerth ist zuerst die geographisch-topographische Sorgfalt, mit welcher der Verf., gestützt auf Reisewerke, Charten und vielleicht eigene Ansicht wichtige Oertlichkeiten beschreibt, das Netz der Gebirgszüge und ihrer Abdachungen, Gelände entwirft, den Zusammenhang der Erdoberfläche mit den Bewohnern nachweist und in wenigen scharfen Zügen zuerst die Gegend, darauf den Menschen zeichnet. Diese keineswegs leichte Graphik des starren und beweglichen Elements, diese ungezwungene, für die Vielartigkeit des Hellenismus besonders nothwenige Verbindung der Erd- und Menschenkunde, bisweilen durch analoge Züge anderer Himmelsstriche und Sitten erläutert bilden eine schöne Seite des Buchs. Was andere Gelehrte, zum Beispiel O. Müller, in mühselig ausgesponnene Anmerkungen als Bei- und Nebenwerk verweisen, das wurde hier zweckmässiger, in gedrängter Kürze der Darstellung selber einverleibt. Diesen Charakter tragen die allgemeine Erdkunde Griechenlands (II. Cap. 1. 279—310), der geographische Aufriss des Oetalandes und Thessaliens (II. Cap. 3. 365—67), Aetoliens (p. 386—86), Böotiens (p. 390—93), Arkadiens (p. 400—403), der von den Herakliden-Doriern genommenen Marschlinie (Cap. 5. p. 435—38), endlich Lakoniens und Messeniens. — Das zweite treffliche

Merkmal gewährt der philosophisch-kritische Fleiss, welcher möglichst die urkundlichen Zeugnisse der Alten selbst aufsucht, nichts auf reinen Glauben der Ueberlieferung hin annimmt, sondern die gewissenhafteste Prüfung anstellt; Dichter und Prosaisten, Inschriften und Varianten genau benutzt und in den Belegen (Citaten), wenn sie nicht buchstäblich erfolgen, eine musterhafte, immer auf bestimmte Ausgaben hinweisende Genauigkeit beobachtet. Selten schleicht sich daher ein Versehen ein, wie B. II. p. 40, wo Odyssee XV., 175 statt XIX., 177. angezogen wird. Das kritische Talent des Verfassers, sobald er auf festem Boden steht, ist unverkennbar, und der historische Gewinn, welchen die Begründung bisher schwankender oder romantisch ausgeschmückter Thatsachen bekommt, nicht unbedeutend. Dahin darf man rechnen die lichtvolle Kritik des Heraklidisch-Dorischen Marsches, welcher, wie der Verfasser zeigt (II. 1—18. 405. 436), auf dem See- und Landwege zugleich ausgeführt in dem mit Beihülfe der Aetoler eroberten und an diese verliehenen Elis ein Rast- und Sammellager findet, von hier das Alpheiosthal bis zu den Quellen des in den Alpheïos einmündenden Theius hinaufzieht, dann, gedeckt durch die freundschaftliche Verbindung mit den südwestlichen Arkadern unter König Kypselos (Parrhasiern) in das Eurotasthal herabsteigt, mit der einen Kolonne Sparta und die benachbarte Ebene überrumpelt oder zur Kapitulation nöthigt, mit der andern den nordöstlichen Theil Messeniens, den Gebirgsgau (Bergkanton) Aepytis nebst der Stadt Andania und den Binnengau, die Ebene von Stenyklaros, der neuen Residenz, besetzt, und von diesen festen Drehpunkten aus allmählig, wenn auch nicht überall vollständig, die Eroberung der beiden Halbinseln vollendet. Während nämlich die Spartiaten oder Lakonischen Dorier, militärisch-politisch durch die Lykurgische Verfassung geschult, anfangs die noch selbstherrlichen ältern Achaier in Amyklae, Pharis, Geronthrae, Helos unterwerfen, den dritten Dorischen Nachbarstaat in Argos aus der Halbinsel verdrängen und gleichmässig gegen Arkadien im Norden ein abgerundetes (arrondirtes) Gebiet gewinnen, werden die Messenischen Dorier nicht unbedingte Herrn ihres durch Fruchtbarkeit, Seeplätze vielfach begünstigten Territoriums. Es schiebt nämlich nicht nur Sparta unter dem Eurystheniden König Teleklos (st. 786 v. C.) drei Militärposten, die Städte Poiëessa, Echeiae und Tragion längs dem Messenischen Meerbusen und dem Nedonfluss vor (Grote II., 443 nach Strabo. VIII. p. 360), sondern es behauptet sich die bedeutende Seestadt Korone noch in

der 11ten Olympiade als unabhängige Gemeinde (Grote II., 443). Diese Stellung erhellt, wie der Verfasser gut nachweist, daraus, dass in den zehen ersten Olympiaden sieben Messenier als Sieger erscheinen, in der eilften Olympiade dagegen Oxythemis aus Korone (Κορωναῖος) als Preissträger genannt wird. Da nun dieses Korone nicht, wie O. Müller meint, auf das Böotische, damals noch von der Konkurrenz thatsächlich ausgeschlossene Koroneia (Κορωνεύς nicht Κορωναῖος) gehet, so muss die Messenische, hier allein übrige Stadt und zwar im Gegensatz zu den vorangegangenen Messenischen Siegern als autonome (souveräne) Gemeinde angenommen werden. Dieselbe Stellung hatte wahrscheinlich auch das Messenische Pylos, welches die Neliden nur mit einem Theil der alten Bevölkerung räumten (II., 442) und die Dorier schwerlich eroberten. In diesem Mangel an territorialer Abrundung oder Geschlossenheit findet der Verfasser mit Recht einen Hauptgrund für die spätern Missgeschicke der Messenischen Dorier. — Dagegen geschehen die Unternehmungen der Herakliden-Dorier wider Argos und Korinth meistens und unabhängig von den zwei Kolonnen des Landheeres auf dem Seewege. Diese Muthmassung (II., 412 seqq.) gehet hauptsächlich von der geographischen Lage des Temenion aus, welches nach Pausanias (II., 38) die Dorier unter Temenos nahmen, befestigten und als militärischen Posten wider die Achaier mit Glück gebrauchten. Dieselbe Bestimmung erhielt gegenüber Korinth am Saronischen Meerbusen Solygeia, welches durch Ausfälle und Plackereien zur endlichen Kapitulation der dortigen Achaier führte. Auch die frühere Heerfahrt der nicht-Hellenischen Dryoper, welche vom Malischen Meerbusen aus mit einem Geschwader die Argolische Halbinsel erreichten (Hermione, Asine), unterstützt allerdings den theilweisen Seezug ihrer Dorischen Nachfolger und frühern wie spätern Feinde. Wenn dergestalt der Verfasser die gewöhnlichen Ansichten, laut welchen eine mehr oder weniger friedliche Besitznahme und totale Theilung der Achäischen Ländereien Statt fand, theils widerlegt, theils beschränkt, so hat er dennoch einen wesentlichen Umstand, den Garantievertrag der drei Dorischen Hauptstaaten, Sparta, Messenien, Argos, entweder vergessen oder absichtlich als unbegründet mit Stillschweigen übergangen. Dieses gegenseitige Schutz- und Trutzbündniss, später bei wachsender Zwietracht zerrissen, religiös durch den Kultus des Karneischen Apollon zusammengehalten (Pausan. III., 13. Thuc. V., 54) verbürgte den Besitzstand (Plato Leg. III., p. 683. Apollod. II., 8, 4), nöthigte

die Theilnehmenden zur gegenseitigen Hülfe und Theidigung nach Minne und Recht (Pausan. III., 5), ja, blieb bei längs umgewandelten Verhältnissen noch so lebendig im Gedächtniss, dass die Argiver den feindlich nahenden König Agesipolis an die uralten, vaterländischen Verträge der Dorier erinnern durften (Pausan. III., 5, 8). — In dem lehrreichen Abschnitt über die Messenischen Kriege (II., Cap. 7), deren sagenhafte und historische Stoffe möglichst getrennt werden, ist besonders eine chronologische, mit Erfolg ausgeführte Hypothese beachtenswerth. Nach der herkömmlichen Ansicht nämlich beginnt die zweite Fehde 39 Jahre nach der ersten (Pausanias IV., 15. 1), Ol. 23, 4 v. C. 685. Da nun aber Tyrtaios, Zeitgenosse, ausdrücklich meldet, die Grossväter der Lebenden (πατέρων ἡμετέρων πατέρες. Pausan. l. l.) hätten den ersten Krieg gestritten, so beträgt der Unterschied dieser Angabe ein Menschenalter, etwa 30—50 Jahre, fordert also den ungefähren Zeitpunkt 648, Ol. 33, 1. Damit stimmt denn auch die Nachricht, es habe Pantaleon, König von Pisa, welcher in der 34ten Olympiade (644 v. C.) den Eliern die Agonothesie entriss, Messenien Hülfe geleistet. (Strab. VIII., p. 355. — p. 174 ed. Tauchnitz). Herr Grote hat das Verdienst, diese bereits von Müller ausgesprochene Ansicht fester begründet zu haben. — Das an ächt historischer Forschung und glücklichen Endergebnissen reichste Kapitel ist das sechste im zweiten Bande. Es schildert weitläufig und dennoch gedrängt (S. 451—555) die Gesetze und Einrichtungen Lykurgs, berichtigt manche Irrthümer und Missverständnisse, welche namentlich seit O. Müller in Sparta einen treuen Prototyp aller Dorischen Staaten erblickten und nur zu oft die von der zeitlichen wie räumlichen Eigenthümlichkeit bedingte Originalität verkannten, beschreibt klar und stets auf Beweise gestützt die Grundsätze, Hebel, Formen der aus Herkommen und legislativer Redaktion hervorgegangenen Verfassung, die Fraktionen der Gesellschaft vom Vollbürger (Spartiaten) an bis zu dem an die Scholle gebundenen (glebae adscriptus) Heloten und entwickelt mit besonderer Schärfe die agrarischen Verhältnisse. Nur eine Frage bleibt dabei unberührt, die nämlich: „welche Standesbrechungen fanden die Dorier, geraume Zeit eine auf Sparta und die Eurotasebene beschränkte Soldaten- und Bauernrepublik, vor?“ Wenn, wie es doch geschehen darf, Homeros als eine der Vorsicht freilich hin und wieder bedürftige Quelle gelten muss, so bestanden Zinsleute (περίοικοι, ἀστυγείτονες), welche einen Theil des Ertrags abliefern und bisweilen in sklavenmässiger Abhängigkeit von dem gebie-

tenden Achaischen Heere leben, schon im vor-Dorischen Lakonien. Sie sind aus dem ältern, sogeheissenen Pelasgischen, hier Lelegischen Menschenschlage hervorgegangen und bereiten eine Grundlage, welche der Dorische Kriegerstaat mittelst bezwungener Achaier für weiteren Ausbau benutzen kann. Diese untergeordnete Stellung der Periöken tritt aber bereits in der Odyssee hervor. Menelaos möchte den Telemachos mit den Seinigen und allen Unterthanen (λαοί) gen Lakonien verpflanzen und ihm eine Sparta benachbarte, von den alten Einwohnern geleerte Stadt einräumen (Od. IV., 174—99). Dergleichen umwohnenden Gemeinden (αἵ [scil. πόλεις] περιναιετάουσιν), von dem König beherrscht, entsprechen offenbar dem spätern Verhältniss der Periöken und theilweise der Heloten. — Hinsichtlich der gesammten Spartanischen Konstitution mag es genügen, nur auf einen wichtigen Gegenstand hinzuweisen, auf die angebliche Gleichheit der Stammgüter oder Kleren. Der Verfasser greift diesen Lieblingsgedanken der meisten bisherigen Historiker und Alterthumsforscher an; ihm ist Gleichheit der 9000 Bürger- und 30,000 Zinsbauerngüter eine leere, von keinen Beweisen unterstützte Ueberlieferung ohne Sinn und Gehalt, ein Ideal oder Urbild, welches in den Revolutionstagen des dritten, für solche Plane werkthätigen Königs Agis erfunden, dem Lykurgischen und spätern Sparta untergelegt, der Vernunft und Geschichte widerstrebe. Davon nämlich abgesehen, dass Gleichheit des Grundbesitzes als stärkster Ausdruck des demokratischen Princips geradezu dem monarchisch-aristokratischen Gepräge der Spartanischen Konstitution entgegenstehe, könne Niemand vertheilen, worüber ihm die Macht fehle. Nun sei die Spartanische Markung in den Tagen Lykurgs nur auf den obern Eurotasraum beschränkt gewesen; unterhalb hätten die Achäischen Städte Amyklae, Pharis, Geronthrae, Helos vollkommene Unabhängigkeit genossen und an der Ostküste vom Vorgebirge Maleia an bis zum Nordgau der Kynuren die Dorischen Argiver geboten. Ueber diese beträchtlichen Landesstrecken könne also unmöglich der Gesetzgeber zu gleichen Parcellen verfügt haben. Aber auch die Wirklichkeit und das Zeugniss der namhaftesten Schriftsteller widerstrebe der agrarischen Gleichheit. In Sparta und auf dem Gebiet desselben hätten wie überall Reiche und Arme oder mässig Begüterte gelebt. So nenne Herodotos bei der Erzählung von Ariston die Gemahlin des Agetos ein Kind reicher Leute (VI. 61, ἀνθρώπων ὀλβίων θυγατήρ), verbinde derselbe Historiker in Sparta Adelige und Reiche (VII., 134), bemerke Thukydides (I., 6) gegenüber den ältern Zei-

ten ausdrücklich die vermöglichen und stark begüterten Bürger hätten in Sparta die gleiche Lebensart (ἰσοδίαιτοι) mit der Menge geführt, ein Urtheil, welches der angeblichen Gütergleichheit geradezu widerspreche. Sie entbehre aber auch aller positiven Zeugnisse. Nicht Herodotos, welcher doch die Spartanischen Einrichtungen beschreibe, nicht Thukydides, dessen eben bezeichnete Stelle gerade den ungleichen Besitzstand beweise, nicht Aristoteles, welcher bei Erwähnung des Chalkedonischen, auf gleiche Grundvertheilung gerichteten Gesetzgebers Phaleas kein Wort der Art von dem so berühmten Sparta rede (polit. II., 4. 1), nicht Theophrastos (Plutarch. Lyc. c. 10), welcher in den Syssitien und in der gemeinsamen, einfachen Lebensart die hemmende Kraft des Reichthums erblicke, nicht Herakleides Ponticus, welcher bei Erwähnung der Spartanischen Ackergesetze kein Wort über Gleichheit der Loose fallen lasse, nicht Xenophon, welcher melde, die Reichen hätten in Sparta geringe Lebensbequemlichkeiten (comforts. de rep. Lac. c. 7); nicht Plato, dessen Bemerkung in den Gesetzen (III., p. 684) über die ersten agrarischen Verhältnisse der Peloponnesischen Dorier kein Zeugniss für eine etwanige Gleichheit bringe, nicht Isokrates endlich, welcher die Spartiaten belobe, weil sie keine Schuldentilgung, Landestheilung und andere Uebel eingeführt hätten (Panathen. XII., p. 266. 270. 278) — begünstigten und bekräftigten den Glauben an die Gleichheit der alt-Dorischen Stammgüter. Jenes faktisch nirgends sichtbare Ideal sei erst in den Tagen des an einer Grundreform arbeitenden und für sie aufgeopferten Königs Agis erfunden und als historische Stütze der reformatorisch-revolutionären Plane gebraucht worden (Grote II., 524 ff.). Ueberdiess glaube der Mensch leicht an das, was er wünsche und halte natürlich einen gemeinnützigen Gedanken mit doppeltem Eifer fest, wenn er schon einmal verwirklicht historische Berechtigung verleihe. Die überhaupt von Lykurg und der Spartanischen Verfassung mit möglichstem Nachdruck beförderte Gleichheit in allen äussern Lebensbezügen habe gemach zu derselben Annahme in den Bodenverhältnissen geführt und vielleicht den Gefährten des für die Reformideen gleichfalls eifrigen und glücklichern Königs Kleomenes, den Philosophen Sphairos, veranlasst, in seinen jetzt verloren gegangenen Schriften über Lykurg und Sokrates die Idee jener agrarischen Gleichheit weiter auszubilden (S. 529). Dergestalt ausgesprochen und von der Reformpartei für ihre Zwecke benutzt, habe der ungeschichtliche, auf die älteste Konstitution Spartas übertragene Gedanke

Wurzeln geschlagen und sich fortan als herkömmliche Ueberlieferung so festgesetzt, dass Polybios (VI., 45—48) und später Plutarchos davon wie von einer unbezweifelten Thatsache reden durften. Referent, welcher bereits vor fünfzehn Jahren dasselbe Endergebniss, wenn auch auf andern Wegen und in anderer Form fand *), muss natürlich die vorstehende Entwicklung nur billigen und ihr möglichsten Eingang wünschen. Die dawider von K. F. Hermann, Schömann, Thirlwall und Andern erhobenen Einreden treffen das Ziel nicht und rufen mehr oder weniger einen Auctoritätsglauben an, welcher für kritisch-historische Dinge keine Angemessenheit besizt. Am unglückseligsten aber ist die vermittelnde Ansicht, welche zwar die auch aus technischen Gründen beinahe unmögliche Gleichheit der Aecker fallen lässt, dagegen aber die Gleichheit des Ertrags annimmt. Denn das setzt einen förmlichen Kataster voraus, dessen Dasein kein Besonnener für Alt-Sparta gestatten wird. Alles, was man einräumen darf, möchte darauf hinauslaufen, dass in Sparta eine allmälige Geschlossenheit der Kleren für Vollbürger und Periöken (9000; 30,000) bestand, und ein Ländermass galt, welches gesetzlich nicht durfte überschritten werden. Aehnliche Geschlossenheit unveräusserlicher Grundstücke fand eine Weile Statt bei den Leukadiern (Aristoteles polit. II., 4. 4) und durch Philolaos bei den Thebanern (Arist. pol. II., 9. 8). Nur der alte Korinthische Gesetzgeber Pheidon (Arist. p. II., 3. 30) und der Chalkedonier Phaleas (Arist. p. II., 4. 10) scheinen wirkliche Gleichheitsexperimente mit den Bodenverhältnissen, obschon ohne dauernden Erfolg, gemacht zu haben. Wie die jüngsten Versuche des biedern Socialisten Owen zu Pittsburg in Nordamerika mit dem ökonomischen Schaden des Stifters endeten, ist bekannt genug. Ueberall zeugt dergestalt die Geschichte wider den praktischen Nutzen und Gehalt einer Lehre, welche bei aller Aufrichtigkeit dem wirklichen Menschen einen unmöglichen Grad des brüderlichen Gleichheitssinnes nicht nur in politischen, sondern auch in materiellen Dingen zumuthet und überall mit dem Kopf gegen die eiserne Mauer der Thatsachen anrennt.

Hinsichtlich der vor-historischen Zeit (legendary Greece), zu welcher die Olympiadenrechnung — 776 v. C. — einen festen, geschichtlichen Gegensatz bilden soll, gehet die skeptische Richtung

*) S. Archiv für Geschichte und Literatur von F. C. Schlosser und Bercht. J. 1831.

des gelehrten Verfassers wohl etwas zu weit. Denn ihm erscheinen die Epiker, Kykliker, Logographen und selbst Historiker gegenüber jenen mythisch-dogmatischen Jahrhunderten nirgends als glaubwürdige Zeugen oder auch nur als brauchbare Vermittler zwischen dem Faktischen und Sagenhaften; für ihn sind die Sprach- und Baudenkmaltrümmer des aufdämmernden Alterthums gleichsam nicht vorhanden. Daher geschieht auch kein Versuch, hier und da einen historischen Faden anzuknüpfen, welcher durch die allerdings verworrenen Gänge und Kreuzwege der vor-chronologischen Hellenenwelt den schüchternen Wanderer mit einiger Sicherheit geleiten könnte. Jedoch wird andererseits dieser Mangel an einem gewissen mythologisch-symbolischen Gefühl dadurch ersetzt, dass die Götter- und Heroensagen ihre einfache, oft schöne Erzählung bekommen, deren Gebrauch dem Leser überlassen bleibt; man nöthigt ihn weder zum Glauben noch Unglauben. Es scheint als hätten die allerdings häufig verunglückten mythologisch-historischen Ausgleichungstendenzen eine Art Widerwillens erzeugt und den Entschluss hervorgerufen, trotz des vorhandenen Rüst- und Werkzeuges auf ähnliche Construktionsversuche gänzlich zu verzichten. Dabei begeht aber der an sich achtungswerthe historische Puritanismus den Fehler, dass er theils unverhältnissmässig lang den Raum der Sagen über den ganzen ersten Band ausdehnt, theils mit sich selber im Widerspruch die Homerische Epik als wirklichen Spiegel der ältesten Gesellschafts- und Kulturbezüge vortrefflich benutzt (II. C. 20) und endlich selbst den kaltblütigsten, besonnensten Historiker des Hellenenthums, Thukydides, einer entschiedenen Abhängigkeit vom vorgeschichtlichen Dogma zu überführen trachtet. Weil dieser letzte Punkt von schlagender Wichtigkeit ist und einen kritischen Zeugen betrifft, welcher über die sogeheissene Heroen- oder Ritterzeit der Hellenen bekanntlich ein streng-motivirtes Gutachten abgegeben hat, so hält es Referent für angemessen, dabei etwas zu verweilen. Thukydides habe, wird geurtheilt (II., 543), hier vom Glauben an die alte Tradition, dort vom kritischen Zweifel bestimmt, durch Aendern, Weglassen, Zusetzen eine gleichsam fliessende, zusammenhängende und ein politisches ensemble bietende Darstellung des Ilischen Krieges geschaffen, welchem dennoch alle positive Beweise fehlten. Um nun diesen für das kritische Vermögen des grossen Historikers allerdings demüthigenden Machtspruch zu unterstützen, werden mehre Fälle hervorgehoben, welche für die mythsich-dogmatische Befangenheit des Geschichtschreibers zeugen sollen. 1. Thukydides halte die Homerischen Phäaken für

geschichtlich (I., 25). Aber, lautet die Gegenrede, die seemächtigen Phäaken werden ja an der erwähnten Stelle nur als Substrat der von den Korinthern, ihren Erben, gehegten Ansicht erwähnt, und überdiess ist eine ältere Bevölkerung Kerkyra's vor den Dorischen Hellenen auch keineswegs ohne alle Beglaubigung. (S. schol. Apollon. Rhod. IV. 1216, wo Kolchier (Morgenländer, Pelasger) genannt werden.) — 2) Thukydides glaube an das Märchen vom Tereus und von der Prokne (II., 29.). Allein es wird ja nur erzählt und ausgelegt. 3) Er berichte von der Fahrt des Odysseus durch die Scylla und Charybdis (IV., 24.). Aber auch hier ist ja ausdrücklich ein: „man sagt" beigefügt. 4) Er führe Kyklopen und Lästrygonen als Bewohner Siciliens vor (VI., 2.). Aber das wird ja bestimmt als Sage verkündigt und der Neugierige halb ironisch an die Dichter verwiesen u. s. w. — Herr Grote fehlt also, wenn er das anerkannt kritische Proömium, die Grundlage und den leitenden Faden für die älteste Griechengeschichte (s. Creuzer, die historische Kunst der Griechen. S. 205.) als Gewährsmann verschmäht und überhaupt den Thukydides für zu befangen gegenüber der mythisch-historischen Zeit erklärt. Dem Verf. ist jedoch, wie ein eigenes, durch Geist und Gelehrsamkeit ausgezeichnetes Kapitel (I., 16.) zeigt, der Hellenische Mythos eine besondere, ideal-poetische Welt, gleichsam ein krystallenes Gehäuse, dessen Bewohner wie der König Alexander*) im alt-Teutschen Gedicht ungesehen von der Oberwelt alle Meerwunder und Naturgeheimnisse schauen und nicht ahnden, dass ein launenhaftes Weib (hier die abstract reflectirende Kritik) die goldene Kette hält, deren Loslassen die Taucherglocke allen Spielen des Zufalls preisgibt. Unserm Bedünken nach ist die Hellenische Sage dagegen im unmittelbaren Zusammenhange mit der menschlichen Wirklichkeit; ihre einzelnen Verzweigungen oder Mythen sind nicht die Frucht eines individuellen, von diesem oder jenem Dichter ausgegangenen Schaffens und Erfindens, sondern das Endergebniss der kulturgeschichtlichen Volksentwickelung. Der Dichter bringt nur das allmählig Gewordene durch umfassende und gegliederte Redaktion zum Bewustseyn, zur Objektivität. Der Mythus enthält eben desshalb auch Wirkliches, d. h. Geschehenes neben rein Gedachtem. Wie wären auch ohne diesen Charakter die Vielartigkeit und Lokalität der historischen oder auf Begebnissen ruhenden Mythen möglich und erklärbar?

*) Cod. palat. 146. f. 78.

— Gerade weil der Mythos ein populärer Ausdruck des Volksglaubens über Götter und Heroen ist (Grote I., 591.), verschliesst er häufig, wenn auch nicht immer, einen geschichtlichen, von der subjektiven poetischen Ader unabhängigen Kern, eine Thatsache, bald des Geschehenen, bald der Auffassung desselben, des Räsonnements. Die Hauptaufgabe der Kritik bleibt es nun, die freilich oft schwierigen Gränzlinien der erzählenden (historischen) und betrachtenden (räsonnirenden) Sage aufzusuchen und festzustellen. Ueberdiess verkörpern sich gewissermassen in dem Hellenischen Mythos die verschiedenen Entwicklungsstufen der staatsbürgerlichen Gesellschaft. In der Homerischen Epik als dem Ausdruck des drastisch-ritterlichen Zeitalters herrscht das historisch-religiöse Element vor, in der Lyrik, etwa seit dem siebenten Jahrhundert, das demokratisch-republikanische und in der Tragödie (seit dem fünften Jahrhundert) das aristokratisch-republikanische im edlern Sinn und Styl. Aber eben weil diese drei Hauptmomente der Hellenischen Dichtkunst auf den Mythos mehr oder weniger zurückgehen, ist die theilweise Realität des letztern unverkennbar; denn ein rein poetisch-idealer Gehalt hätte bei den verschiedenen Epochen des Hellenischen Geisteslebens keinen Boden, keine dauernde Wirksamkeit gefunden. Wie man jedoch darüber denken möge, man ist dem Verfasser auch dafür Dank schuldig, dass er etwa tausend Jahre von der Hellenischen Geschichte hinwegnahm und die Liebhaber dieser untergegangenen Welt zu allerdings stärkern Rettungsmitteln, denn sie gewöhnlich gebraucht werden, gleichsam stillschweigend einlud.

Schliesslich drückt Ref. den doppelten Wunsch aus, es möge einerseits dieses durch Gründlichkeit und Kritik vielfach ausgezeichnete, des alt-Englischen Ernstes würdige Werk bald seine Fortführung erhalten, und andererseits in Teutschland ein begabter Uebersetzer auftreten. — Denn die Zeit der ewigen Judenromane und Consorten sollte doch wohl nachgerade vorüber seyn.

---

2. *Alkibiades und Lysandros. Eine Rede gehalten am Jahresfeste der Universität zu Basel den 6. Novbr. 1845 von Wilhelm Vischer, ord. Prof. der griechischen Literatur. Basel, 1845, bei J. Mast. 8. S. 71.*

Der rühmlich bekannte Hr. Verfasser gibt hier einen neuen, durch Gehalt und Form ausgezeichneten Beitrag zur Geschichte des Peloponne-

sischen Kriegs- und Revolutionszeitalters. Er entwickelt an zwei hervorragenden Persönlichkeiten, welche, wie mit vollem Grund bemerkt wird (S. 15), den Charakter ihrer sinkenden Vaterstädte abspiegeln, die treibenden Kräfte und Leidenschaften eines immer mehr für den Umsturz alter Sitte und Denkart thätigen, dann an der Selbstauflösung neuer Verhältnisse arbeitenden Jahrhunderts; er zeigt, wenn auch mit andern Worten, wie in dem Athener die genievolle, aber gesinnungslose Ueberverfeinerung, in dem Spartiaten die von individueller Eitelkeit befreite Natur- und Kunststärke des organisirten politischen Fanatismus hervortritt und sich besonders durch meisterhafte Ausbildung der von den Demokraten planlos entwickelten Klubbs (Hetärieen) des Steuerruders zu Gunsten bald schrankenloser Aristokratie zu bemächtigen weiss. Diesen einfachen Gang der Dinge weiset der Verf. auf eine klare, die Hauptmomente stets festhaltende Weise nach. Hinsichtlich der ersten, die Genüsse, Leiden und Hülfsmittel selbstsüchtiger Ueberverfeinerung darstellenden Seite wird über den Repräsentanten dieser blendenden, an Herz und Gemüth armen, an Reflexionsgabe und Sinnlichkeit reichen und überfliessenden Tendenz ein sicherlich begründetes Urtheil gefällt. „Alkibiades, heisst es (S. 20), wurde ein für den Freistaat unerträglicher Bürger. Einen Gleichen duldete er nicht neben sich. Er wollte der Erste seyn, wollte herrschen in Athen, in Griechenland, in der damals bekannten Welt, er wollte sie gleichsam im Sturm erobern und daneben seinen Launen und Leidenschaften keinen Zwang anthun. Unter welcher Form das Ziel erreicht werde, galt ihm gleich. Darum gehört er im Grunde weder der demokratischen, noch der sich allmählig erhebenden oligarchischen Partei an; nach Bedürfniss sucht er die eine wie die andere zu benutzen, steht aber, da im Ganzen die Demokratie weit mehr Vortheil darbot, meist auf ihrer Seite." — Wer dergestalt dem Princip des krassesten Egoismus folgt, hat allerdings keine Partei vor Augen; der Verfasser tadelt also mit Unrecht (S. 56) den Beinamen der politischen Wetterfahne, welchen K. F. Hermann diesem in den Schmutz niedriger Gesinnung eingefassten Geistesjuwel irgendwo gibt. In dem leichtfertigen Fastnachtsscandal, welcher den berüchtigten Hermokopidenprocess herbeiführte, liegt daher wohl politischer Ernst versteckt, ein missgeborner Anschlag wider den allerdings tief gesunkenen, der Regeneration bedürftigen Volksstaat. Wenigstens sind sehr beschwerende Umstände vorhanden; ein Spartanischer Heerhaufe rückt an den Isthmus, um den gleichfalls thätigen Oligarchen Böötiens die Hand zu reichen; in

Argos wird in denselben Tagen ein von dem aristokratischen Klubb, welcher mit Alkibiades in Verbindung ist, geschmiedetes Komplott entdeckt und grausam bestraft (Thucyd. VI., 61. Diodor. S. XIII., 5); ganz Athen geräth, als die Behörden etwas stark zugreifen, triebartig in solche Bestürzung, dass Niemand den Markt zu besuchen wagt (Andocides de Mysteriis. p. 62. v. 33. ed. Stephan). Wenn nun freilich Thukydides rein referirend über Schuld oder Unschuld des Angeklagten kein Urtheil abgibt, sondern den Gegenstand unentschieden auf sich beruhen lässt, wenn Aristophanes den angesehenen und thatkräftigen Volksfeind unumwunden der böswilligen Theilnahme an dem Hermokopidenscandal bezüchtigt (Vögel, v. 126 und 765); ist denn da der ehrgeizige, selbstsüchtige, schlaue, verwegene Sohn des Kleinias so ganz ohne Makel? Schwerlich. Der Verfasser gehet also zu weit, wenn er ihn (S. 25) ohne weiteres freispricht von gesetzwidrigen Umtrieben und alles auf den Mysterienfrevel zurückführt. Denn dieser allein konnte für eine politische Anklage nicht ausreichen. Die religiöse Mummerei diente daher wohl nur als Deckmantel weltlicher Entwürfe, welche bekanntlich etliche Jahre später, zum Theil von denselben Männern, ausgeführt wurden. Auch darin kann man nicht unbedingt beistimmen, wenn der Verf. (S. 28) den Anschluss an das demokratische Heer in Samos entschuldigt. Denn gerade diese militärische Usurpation, mittelst deren sich ein Heer als souveränes Volk konstituirt, war für Athen unserm Dünken nach ein grösseres Unglück, denn die Sikelische Niederlage und wirkte am meisten gegen die Freiheit des Volksstaates, für welchen die Bürgermiliz zu handeln schien. Athen trat aber dadurch in die gefährlichste, freilich oft wiederholte Revolutionsphase ein, in den rathschlagenden und beschliessenden Soldatenstaat. Dann blieb nichts übrig als Dictatur, wie sie etwa unter ähnlichen Umständen Cromwell bei den Engländern übernahm und durchführte, oder Silla, Caesar bei den Römern. Einer Rolle der Art war aber weder die unstäte Natur des Attischen Volks noch die behagliche Selbstsucht des Alkibiades gewachsen. Er musste also den Schritt entweder nicht thun oder ihn nur als Fussgestell einer weitern, militärisch-politischen Entwicklung betrachten und benutzen. Dagegen ist es vollkommen richtig, wenn die letzte öffentliche Thätigkeit als die schönste bezeichnet, und die Schule des Unglücks als Läuterungsfeuer des in der That jammervoll, in zu herben Unglück endenden Alkibiades betrachtet wird. „Er gehört, heisst es S. 35, zu jenen hie und da in der Geschichte auftretenden dämonischen Wesen, welche die herrlichsten Ei-

genschaften mit einer unbezwingbaren Herrschsucht verbinden, denen nur die nöthige Besonnenheit fehlt, um das Grösste und Schönste zu vollbringen.“ —

Der zweite Theil des Vortrags schildert treffend den glücklichen Gegner des Atheners, den Spartiaten Lysandros, welcher, könnte man sagen, aus dem Dunkel wie ein versengender Blitzstrahl hervortritt, frei von persönlicher Eitelkeit, der rauhe Sohn des hochstrebenden Ehrgeizes, unbekümmert um die Mittel den Organismus der Revolution ausbildet, durch Klubbs, Zehnerausschüsse (Decadarchien) und Militärbeamte (Harmosten) netzartig den demokratischen Gegner einfängt und dann mit etlichen gewaltigen Keulenschlägen am Ziegenfluss und vor Athen darniederwirft. Aber ein so unruhiger Kopf und energischer Character konnte den factischen Verlust, welchen namentlich der als Werkzeug gebrauchte, feine und selbständige König Agesilaos bereitet hatte, auf die Länge hin nicht ertragen. Also brütete Lysandros über einem Revolutionsplan, welcher wahrscheinlich die Erbmonarchie in ein dem hochstrebenden Manne günstiges Wahlreich Sparta umwandeln sollte, und benutzte dafür alle meisterhaft eingelernten Künste der revolutionären Tactik, Klubbs, Bestechung, Schmeichelei und Rednerei, selbst Schrecken und Aberglauben. (Vgl. Ephoros ed. Marx p. 237. Pausanias II., 9. Diodor. S. XIV. 13. Aristotel. polit. V., 1). Allein der Plan scheiterte theils an dem Widerwillen gegen eine derartige Verfassungsänderung, theils und hauptsächlich an dem jähen, halb tollkühn bei Haliartos gesuchten Tod des Urhebers. Der also in der Geburt erstickte Revolutionsplan brachte die abentheuerlichsten und romanhaftesten Gerüchte in Umlauf. Sie verdienen, obschon von Plutarch im Leben Lysanders (C. 25 und 26) weitläufig erzählt, kaum Glauben. Dahin gehört die Meldung, der doch an sich zungenfertige und gewandte Sohn des Aristokritos habe eine wohl abgerundete, für das Volk berechnete Revolutionsrede bei dem Sprachkünstler Kleon aus Halikarnassos bestellt, dahin die Ab- und Zurichtung eines angeblichen Apollonsohnes mit Namen Silenos, welcher die gewünschten Orakelsprüche habe herbeischaffen sollen und ähnliche später erfundene Ammenmähren. Das alles ist eitele Legende, für deren Realität weder die Spartanische Frömmigkeit noch die behende, weltliche Natur Lysander's Boden bieten. Man kann es jedoch dem Verfasser nicht verargen, wenn er in einer Rede und vor einer vielleicht hier oder dort übertrieben frommen Zuhörerschaft dem heidnischen Griechenkopf eine kleine Perücke heutiger Wundergläubig-

keit aufsetzen wollte, zumal jene Züge ausdrücklich von dem Biographen eingeflochten werden. Dagegen ist Referent vollkommen mit dem Schluss der trefflichen Rede einverstanden. „So zeigt uns, lautet er, also auch die Geschichte dieser zwei merkwürdigen, von der Natur herrlich ausgestatteten Männer, wie wahre historische Grösse ohne eine höhere, sittliche Weihe nicht möglich ist; sie zeigt uns, wie Freistaaten, deren Bürger, und wenn sie die ersten wären, mehr sich als das Wohl des gemeinen Wesens im Auge haben, ihrem Verderben zugeführt werden."

Dem Vortrage selbst sind übrigens die Beweisstellen und belehrende Anmerkungen beigefügt worden. Man wird nichts Wesentliches dabei vermissen.

Kortüm.

L. Agassiz: *Iconographie des Coquilles tertiaires reputées identiques avec les éspècs vivantes ou dans les differens terrains de l'époque tertiaire (extr. du tome VII. des Nouveaux Mémoires de la Soçiété Hélvetique) Neuchâtel 1845, 4. 64 pp. 19 pll.*

F. J. Pictet: *Traité élémentaire de Paléontologie, ou Histoire naturelle des Animaux fossiles considérés dans leurs raports zoologiques et géologiques. Genève, 8. I., 1844. 368 pp. 18 pll. lith. II., 1845. 403 pp. 20 ppl.; III., 1845, 407 pp. 15 pll.; IV., 1846, 371 pp., 20 pll.*

H. B. Geinitz: *Grundriss der Versteinerungs-Kunde, mit 26 Steindruck-Tafeln. Dresden und Leipzig, 8. — I. Lief. S. 1—224. mit 8 Taleln und deren Erklärung, 1845 [soll im Ganzen drei Lief. geben].*

Chr. G. Giebel: *Paläozoologie, Entwurf einer systematischen Darstellung der Fauna der Vorwelt. Merseburg 1846. 8. (359 S.)*

Indem wir im Verlaufe unseres paläontologischen Berichtes von den speziellen Werken zu den Handbüchern übergehen, müssen wir damit eine Arbeit von Agassiz zusammenstellen, welche eine theoretische Frage zu beleuchten bestimmt ist, wovon das Resultat eine Grundlage für eines oder das andere der Lehr- und Hand-Bücher werden zu sollen scheint.

(Schluss folgt.)

Nr. 42. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Paläontologische Hand- und Lehr-Bücher.

(Schluss.)

Indessen können wir uns in Bezug auf dasselbe kurz fassen, da wir es auf eine ausführliche und gründliche Weise an einem anderen Orte (im Neuen Jahrbuche für Mineralogie u. s. w. 1846, 250—256) beleuchtet haben, und es hier genügt, die beiderseitigen Ergebnisse einander entgegenzustellen.

Schon in unsern vorangegangenen Berichten über d'Orbigny's u. a. Schriften ist die Frage öfters berührt worden, ob zweierlei Formationen miteinander und ob insbesondere die Tertiär-Formationen mit der lebenden Schöpfung eine gewisse Anzahl von Arten gemein haben oder nicht. Man muss gestehen, dass Agassiz, indem er seiner Eiszeit-Theorie zu Liebe die Frage in Bezug auf die lebende Schöpfung auf gleiche Stufe mit der Frage über die Identität von Arten in zwei verschiedenen älteren Formationen stellt, was, wie wir glauben, ausser ihm Niemand thut, im Falle ungünstigen Erfolges dieser letzten Frage selbst ein Präjudiz bereitet. Viele Naturforscher nämlich bezweifeln nicht, dass wenigstens die jüngeren Tertiär-Schichten mit der lebenden Schöpfung eine grössere Anzahl von Arten gemein haben, obschon sie diese Gemeinschaft zwischen älteren Formationen läugnen. In seiner oben bezeichneten Arbeit hebt nun Agassiz etwa 20 Arten aus den Muschel-Geschlechtern Artemis, Venus, Cytherea, Cyprina und Lucina, die man als tertiär und lebend zugleich bezeichnet hatte, hervor, um zu beweisen, dass die lebenden Muscheln von den fossilen desselben Namens alle verschieden seyen. Erst jetzt, da der Verf. solche Arten, auf welchen seine Behauptungen beruhen, und die zugleich Jedermann leichter zur Prüfung zugänglich sind, als die Fische u. s. w., namentlich hervorhebt, macht er eine methodische Prüfung und sichere Widerlegung der ganzen Frage möglich, und wenn es gelingt, die Identität auch nur bei einer gewissen kleinen Anzahl derselben zu erweisen, so ist damit auch bewiesen, dass die kategorischen Aussprüche des Verf's., welche in dieser Hinsicht neuerlich oft von ihm vernommen und durch seine Schule vielfältig ver-

breitet worden sind, fortan höchstens nur noch den Werth haben können, dass sie zu einer erneuerten sorgfältigen Prüfung einiger noch zweifelhaften Arten veranlassen. Denn wie unbedeutend zur ganzen Anzahl die von dem Verf. hier aufgenommenen Fälle sich verhalten, geht aus dem Umstande hervor, dass in den oben genannten vier Geschlechtern verschiedene Arten im Ganzen bis 110mal als theils in verschiedenen der drei Tertiär-Formationen und theils in einer von diesen und der lebenden Schöpfuug zugleich vorkommend angegeben worden sind; daher es uns eben nicht wundern darf, wenn diese Angabe in einigen Fällen auf Irrthum beruhen sollte, da auch in der lebenden Schöpfung wohl nur selten 110 Arten aus verschiedenen Gegenden mit schon bekannten Arten verglichen und nach ihnen bestimmt werden mögen, ohne dass nicht ebenfalls einige irrige Bestimmungen mitunterliefen. Am ehesten wird Diess zu befürchten seyn, wenn es sich um die Vergleichung mit solchen ausländischen Arten handelt, welche man nicht überall in natürlichen Exemplaren oder guten Abbildungen vorfinden und zu Rathe ziehen kann. So hat unsere ins Einzelne eingehende, oben angeführte Beleuchtung der Agassiz'schen Schrift allerdings gezeigt, dass in einigen Fällen solche subapenninische Arten von denjenigen lebenden, welchen man sie zugeschrieben, wirklich verschieden zu sein scheinen, wo diese Arten in fernen Meeren leben sollten und es den Beobachtern daher in der Regel an genügenden Vesgleichungs-Mitteln gefehlt haben mag (Venus rugosa L., Artemis concentrica). In eine zweite Kategorie bringen wir diejenigen der von ihm untersuchten und abgebildeten Arten, bei deren Trennung oder Vereinigung individuelle Ansichten über den Umfang der Spezies und der zu ihnen gehörenden Varietäten, so wie über die Wirkung lokaler äusserer Einflüsse auf gewisse Merkmale sich bis jetzt noch geltend machen und daher eine endliche Entscheidung noch nicht zulassen (so mehre der mit Venus Islandica Brocchi's, Venus Brocchii Desh. verbundenen Formen; so bei Lucina candida Eichw. u. e. a.). In eine dritte Klasse gehören einige fossile Arten, welche der Verf. von den lebenden nur darum für verschieden hält, weil er selbst eben nicht die rechten fossilen Arten in Händen hatte, deren sich Andere zur Vergleichung bedient, so dass er selbst der irrende war (Venus oder Artemis lincta, Venus verrucosa). Eine vierte Abtheilung fossiler Arten hat der Verf. nur darum von lebenden für verschieden geachtet, weil er jene nur nach einzelnen Exemplaren, statt nach ganzen Reihen beurtheilte, wie wir selbst und wie Philippi u. A. sie zur Verfügung gehabt hatten, ein Umstand, der

dem Verf. doch wohl bekannt gewesen. So hat er ein fossiles Exemplar der Cytherea chione als eigene Spezies, C. laevis aufgestellt, weil die konzentrischen Furchen der lebenden Art auf dem Rücken der fossilen mehr verschwinden, was indessen bei den meisten unserer Exemplare nicht stattfindet. Endlich, fünftens, gibt der Verf. die Idendität der lebenden Cyprina Islandica Lk. mit der fossilen in Sizilien zu, die aber quartär seye und somit diesseits der Grenze falle, welche die lebenden von den untergegangenen Arten scheide, auch ein Beleg für seine Eiszeit-Theorie abgebe, indem sie lebend nämlich den Breiten der Irischen Küste und weiter nördlich angehöret und daher nur zur Eiszeit so weit südwärts bis Sizilien gereicht haben könne. Hiergegen haben wir einzuwenden, dass 1. weder Hoffmann, noch Philippi, noch Constant Prévost, noch sonst ein Sizilien bereisender Geologe bis jetzt die fraglichen Schichten daselbst für quartär erklärt habe; alle haben sie als tertiär anerkannt; 2. eine für quartär gegoltene Schicht in Sizilien, welche eine Muschel aus so verschiedener nördlicher Breite, als Island ist, aufnähme, würde, wenn diese Muschel wirklich nicht mehr lebend in niedrigeren Breiten vorkäme, ihren quärteren Charakter verlieren; der fleissige und gründliche Philippi zählt sie auch in den wirklich quartären Schichten weder zu Pozzuoli noch auf Ischia auf. 3. Wir besitzen dieselbe Art eben sowohl lebend, als fossi aus Sizilien, wie von Castell'arquato, also aus anerkannt tertiären Schichten; wir haben die 2 letzten Agassiz'n selbst erst neuerlich zur Vergleichung vorgelegt, und er konnte uns keinen Unterschied nachweisen, eben so wenig als zwischen unsern lebenden und fossilen Exemplaren der Venus chione; denn eine (in der Schrift selbst auch nicht angegebene) anscheinende kleine Abweichung der einen im Winkel, welchen die Schlosszähne mit der Schlosslinie machen, war durchaus nur vom Alters-Unterschiede abhängig, da bei Alters-Zunahme sich die Buckeln stärker einkrümmen, also auch die Zähne sich schiefer gegen den Schlossrand stellen. Wenn mithin auf diese Art einige Fälle erwiesen und nun vom Verf. selbst zugegeben sind, wo tertiäre Spezies von noch lebenden nicht unterschieden werden können, so wird er selbst auch zugeben müssen, dass dann kein induktiver oder anderer Beweis mehr vorhanden seye, dass es nicht noch weit mehr solcher Fälle geben könne (soferne er nicht etwa auf einen früher von ihm aufgestellten Satz zurückkommen will, dass es auch verschiedene Arten ohne körperliche Arten-Verschiedenheit gebe). Und so beläuft sich die Zahl der lebenden Arten, welche auch in tertiären Schichten gefunden werden, nach unserer Ueberzeugung auf viele Hunderte allein bei

den Konchylien der Europäischen wie der Amerikanischen und Asiatischen Schichten. Dieser Ueberzeugung sind in Bezug auf die wirbellosen Thiere überhaupt (Konchylien, Echinodermen) auch Eduard Forbes und hinsichtlich der Wirbel-Thiere Richard Owen in London, zwei Autoritäten, gegen welche der Verf. wohl nichts einwenden wird, da ihm die Deutschen und Französischen Autoritäten nicht genügen, und er sie mit etwas anspruchsvoller Geringschätzung bei Seite schiebt. Dass d'Orbigny zwar des Verf's. Ansicht theile, aber gleichwohl einzelne Ausnahmen bei vielkammerigen Cephalopoden zugebe, deren Luft-erfüllten geschlossenen Schalen aus ihrer früheren Lagerstätte vom Wasser aufgehoben und später in neueren Schichten wieder abgesetzt worden sein sollen, ja dass er Diess sogar bei Rhizopoden zugebe, welche identisch in der Kreide und lebend, folglich zum Theil sogar mit Ueberspringung der Tertiär-Schichten vorkommen, wo also obige Erklärung nicht angewendet werden kann, haben wir schon früher erwähnt. So hat auch Ehrenberg viele Hunderte von Rhizopoden in der Kreide und lebend zugleich angeführt, deren Anzahl wir jedoch selbst auf 4—6 nicht bezweifelte Arten beschränkt haben, da bei den übrigen eine Verwechselung der sie enthaltenden Tertiär-Schichten mit Kreide-Mergeln stattgefunden hat. Gleichwohl ist es richtig, dass die Wiederkehr identischer Arten in älteren Formationen lange nicht so häufig ist, als die der tertiären Arten in der lebenden Schöpfung. Doch wollen wir einige leicht zugängliche von vielen und bedeutenden Autoritäten anerkannte und nicht wohl in Zweifel zu ziehende Beispiele aus der Gruppe der Brachiopoden auch für die älteren Formationen anführen. So Leptaena depressa in Silur-, Devon- und Kohlen-Formation; Terebratula reticularis L. in Silur- und Devon-Formation; Spirifer glaber und Sp. lineatus in der Devon- und Kohlen-Formation, Terebratula trigonella in Muschelkalk und Ober-Jura, Terebratula biplicata in Ober-Jura und Kreide, Terebratula caput-serpentis in Kreide (nach Edw. Forbes u. v. A.), tertiär und lebend u. s. w. Mag immerhin eine Anzahl solcher Fälle zweifelhaft gemacht werden können, so wird stets eine andere weit grössere übrig bleiben, über welche kein Zweifel walten kann. Bei diesen letzten mag man nun entweder 1. mit d'Orbigny annehmen, dieselben Arten seyen nach einiger Zwischenzeit neu geschaffen, und mithin eigentlich nicht mehr dieselben Arten; oder man kann 2. mit Agassiz einverstanden seyn, dass es verschiedene Arten ohne andere Arten-Unterschiede gebe, als die Beziehungen zu ihrer Umgebung (d. h. bei den Fossil-Resten die abweichende Gebirgs-Schicht), oder 3. man kann die mögliche Fortdauer

einer Art aus einer Gebirgs-Formation in die andere zugeben. Letzte Annahme bleibt jedenfalls die einfachste und für den in vorgefassten Theorie'n nicht Befangenen die natürlichste; die zwei ersten sind Hypothesen, für deren Annahme um so weniger Grund vorhanden ist, als damit doch a) nichts für die praktische Unterscheidung der Gebirgs-Schichten, b) nichts für die Systematik der Pflanzen und Thiere und c) wenigstens auch kein Beweis für den im Uebrigen völlig ununterstützten und unwahrscheinlichen, mithin völlig willkürlichen Bestandtheil einer Erd-Theorie gewonnen wäre. Nur das Verdienst könnte sie etwa haben, dass sie eine Zeit lang einen blendenden Nimbus um Denjenigen verbreitet, der mit einiger Gewandtheit ein für manche Gemüther so beruhigendes Resultat durchführen zu können scheint.

Gehen wir nunmehr zu den Hand-Büchern über, so steht Pictet's Traité als das zuerst-begonnene und vollendete voran. Es ist zunächst für schon mit Zoologie und Anatomie bekannte Studirende, weniger für blosse Liebhaber bestimmt. In dem ersten allgemeinen Theile (I. 1—102) wirft dasselbe einen kurzen Blick auf die Geschichte der Paläontologie (S. 1), definirt das Wort Fossil im Gegensatz von Subfossil, Analog, Subanalog u. s. w., welche Unterscheidungen verworfen werden (S. 16), handelt von der Art und Weise, wie die Fossil-Reste abgelagert worden sind und ihr jetziges Ansehen erlangt haben (S. 26), klassifizirt die Gebirgs-Schichten (S. 38), erörtert die successive Verbreitung der fossilen Arten darin (S. 57) und führt die zoologischen Grundsätze aus, welche bei Bestimmung der fossilen Reste angewendet werden müssen (S. 94—102). Der zweite Theil, welcher den Rest des I. und die III übrigen Bände einnimmt, durchgeht die einzelnen Klassen, Ordnungen und Genera des Thierreichs, bespricht die fossilen Reste, welche aus jeder dieser Abstufungen bekannt geworden sind, bei den Säugethieren und Reptilien bis zur Aufzählung einzelner Arten herab, und liefert die Abbildungen bezeichnender Reste für viele Genera in meist verkleinerten Umrissen. Fossile Genera sind vollständiger charakterisirt als solche, die auch noch lebend vorkommen. Jeder Klasse gehen allgemeinere Betrachtungen voran, grossentheils gewöhnlich Resultate aus Demjenigen, was hernach im Einzelnen über die Reste derselben Klasse beigebracht wird. Auch ist dem Ende des I. Bandes noch eine allgemeinere Erörterung angehängt, und jeder Band endigt mit einer Notiz über die darin zitirten Autoren und ihre Werke.

Der Verf. hat oft gefunden, dass es den Studirenden an einem Lehrbuche fehle, an einem Hülfsmittel nemlich, mit dessen Hülfe sie sich,

bei ihrer übrigen wissenschaftlichen Vorbereitung, in der Paläontologie orientiren und über die bisherigen Ergebnisse unserer Untersuchungen in diesem Gebiete zurecht finden könnten; er hat daher diesem Bedürfnisse abhelfen wollen und rechtfertigt hiermit seine Berufung dazu in objektiver Hinsicht genügend. Die Nachweisung der subjektiven Berufung des Verf.'s hat Herr Agassiz bereits zum Gegenstand einer Abhandlung gemacht, welche aus der „Bibliothèque universelle" in mehrere andere wissenschaftliche Zeitschriften übergegangen ist. Es ist gleichwohl auch unsere Aufgabe zu prüfen, in wiefern ein so ausgezeichneter Zoologe als Herr Pictet ist (und welchem besonders die Entomologie so vorzügliche Erweiterungen und Aufklärungen verdankt), dieses Ziel nach dem heutigen Stande unseres Wissens und nach der Beschaffenheit der zu benützenden Materialien vollständig und mit unbefangenem Sinne zu erreichen gewusst hat.

Zunächst dürften wir an der ersten Hälfte des Titels dieses Werkes Anstoss nehmen, der uns eine allgemeine „Paläontologie" verspricht, wenn nicht sogleich die zweite Hälfte desselben erläuterte, dass hier blos von Zoologie die Rede seyn solle. Indessen, ist es denn möglich, diesen Theil ohne den botanischen genügend zu behandeln? müssen nicht in unzähligen Fällen die fossilen Pflanzen-Reste die Charakteristik der Gesteine wie die Geschichte der Erdrinden-Bildung da ergänzen und erläutern, wo die Thier-Reste dafür unzureichend bleiben? Ein Blick in die Ausführung des allgemeinen Theiles zeigt uns allerdings, dass der Verf. öfter genöthigt ist, auch die Ergebnisse der botanischen Untersuchungen zu Rathe zu ziehen, und zweifelsohne würde er es noch oft mit Erfolg gethan haben, wenn er diese Ergebnisse vollständig und nahe genug vor sich gehabt hätte. Die Thiere allein geben uns nur lückenhaftes und unvollständiges Material für eine Paläontologie, dessen Bearbeitung unsers Ermessens nur dann für sich abgeschlossen werden könnte, wenn man sich auf die systematische Beschreibung ihrer Reste beschränken wollte. — Was nun ferner die Art und Weise betrifft, wie die einzelnen ziemlich vollständig aufgeführten und sorgfältig geordneten Genera und, so weit sie aufgenommen, ihre Spezies behandelt worden sind, so halten wir sie dem Zwecke im Allgemeinen entsprechend, obschon eine gründliche Detail-Prüfung der letzten nicht überall möglich war, ohne eine viel grössere Weitläufigkeit des Textes, für welchen übrigens durch einen weniger luxuriösen Druck viel Raum hätte gewonnen werden können und wohl auch an sich schon einem Handbuche angemessener seyn würde. Nur die Stellung der Cirripeden zwischen den Brachiopoden und Anneliden mag,

in systematischer Hinsicht, heutzutage befremden. Weniger finden wir diese Vollständigkeit bei den wirbellosen Thieren, bei welchen sich der grossen Anzahl wegen der Verf., ausser der namentlichen Aufzählung einer oder einiger Muster-Arten, meistens auf Zahlen-Angaben beschränkt hat, in der Weise, dass er zuerst nach den Formationen und in gleicher Formation nach den Welttheilen die Anzahl der bis jetzt bekannten Arten angibt, indem er ungefähr oder in bestimmten Zahlen bezeichnet, wie viel deren jeder Autor beschrieben habe, wobei indessen die Arten-Reste im Einzelnen natürlich nicht immer geprüft werden können, noch auch überall beachtet ist, in wieferne die verschiedenen Autoren gleiche Arten selbst unter gleichen Namen beschrieben haben, noch endlich eine ganz vollständige Zuratheziehung aller Autoren in Anspruch genommen ist. Es wird indessen immerhin erwünscht seyn, im Allgemeinen wenigstens die wichtigeren Quellen nachgewiesen zu sehen, wo man sich über die Arten vollständiger zurecht finden könne. Was die Ausführung im Einzelnen anbelangt, so wären einige ungenaue Zitate zu berichtigen, wie es wohl befremden darf, dass der Verf. die von uns beschriebenen und benannten Lias-Saurier alle Kaup zuschreibt (II, 44. u. a.). Ueber die Nothwendigkeit oder Zweckmässigkeit in einem solchen Handbuche die Arten vollständig aufzuführen mag man verschieden urtheilen; aber es scheint uns doch, dass sich der Mangel umfassenderer Detail-Studien, die eben von den Arten ausgingen, in gar mancherlei Beziehungen fühlbar mache und besonders bei Abfassung eines Theiles der allgemeinen Nachweisungen hervortrete, welche dem ganzen Werke, wie dessen einzelnen Abschnitten, den einzelnen Klassen, Ordnungen u. s. w. vorangehen, obschon sie grossentheils erst aus der Detail-Betrachtung der fossilen Reste jeder Klasse, Ordnung u. s. w. gefolgert sind, und welche eben für einen Studirenden, der in die Wissenschaft eingeführt werden soll, einen um so wesentlicheren Bestandtheil ausmachen müssen, als ihm dieses die Materialien nicht vollständig genug bietet, um aus eigener Ueberzeugung zu urtheilen.

Zu Betrachtung einiger dieser allgemeinen Abschnitte müssen wir uns jetzt wenden. Mit dem Ausdruck „Fossil" will der Verf. nur diejenigen organischen Reste in diesem Werke bezeichnet wissen, welche vor der „modernen" Epoche der Geologen in die Erdschichten eingeschlossen worden sind, und deren Ablagerung demnach von ausnahmsweisen, allgemeinen, jetzt nicht mehr wirkenden Ursachen herrührt; zu solchen noch wirkenden Ursachen rechnet er Bergstürze, Versinken in Torfmooren und Sümpfen, Fluss-Anschwemmungen und dergleichen; er

muss aber alle Ablagerungen in Knochen-Höhlen nothwendig von allgemeinen und mächtigen Kataklysmen herleiten (I, 21, 22), um die dortigen Knochen noch als fossil bezeichnen zu können. Wir glauben daher, dass jene Definition eine Hypothese einschliesse, da uns diese universalen Kataklysmen, welche die Thier-Knochen so sorgfältig von der Erdoberfläche weggefegt hätten, um sie bis in den Hintergrund von Höhlen oft mit enger Oeffnung zu führen, keineswegs erweisbar oder auch nur begreiflich scheinen. In dem geologischen wie in den spätern Abschnitten müssen wir den wiederholten Gebrauch des fehlerhaften, obschon auch bei Andern sehr gebräuchlich gewordenen Ausdrucks „Quaternär"- statt „Quartär"-Gebirge (I, 47 ff.) wiederholt rügen, da kein „viergliederiges", sondern ein einem vierten Zeit-Abschnitte angehöriges Gebirge durch jenen Ausdruck bezeichnet werden soll. — In dem Abschnitte über die geologische Verbreitung der organischen Reste (I, 57 ff.) stellt der Verf. folgende allgemeine „Gesetze" auf: I) „Die Thier-Arten einer geologischen Periode haben weder vor noch nach dieser Periode gelebt, so dass jede Formation ihre besondern Arten hat und keine Art in Formationen von verschiedenem Alter gefunden werden kann." Der Verf. gesteht zu, dass nicht alle Naturforscher gleicher Ansicht sind, und durchgeht die verschiedenen Meinungen darüber, wobei wir im Allgemeinen als richtig anerkennen, was er gegen die Zweckmässigkeit der Unterscheidung in identische, analoge, subanaloge und verschiedene Arten sagt, da er diese Unterscheidung nicht in allen Fällen unbedingt verwerfen will. Er sagt uns aber auch häufig genug, dass wenigstens alle Wahrscheinlichkeit für die gänzliche Verschiedenheit der Faunen und Floren verschiedener Formationen vorhanden sey, wenn sie auch noch nicht bewiesen werden könne; — dass schon die Mehrzahl der Geologen die Verschiedenheit der Faunen und Floren in den vier Haupt-Epochen und selbst in deren ersten Unterabtheilungen anerkennen; — dass die gründlichsten, die besten Untersuchungen Diess beweisen; — dass nur oberflächliche oder Phantasie-reiche Beobachter das Gegentheil behaupten. (I, 57, 64, 65), dass jedoch in einigen seltenen oder unbedeutenden Fällen die Arten eines Genus (z. B. Hasen) einander so ähnlich sind, dass ein gegentheiliger Anschein sich leicht erkläre. Gleichwohl finden wir nirgends dass der Verf. für diese Behauptungen andere Autoritäten anführt, als Agassiz und d'Orbigny, über welche wir in dieser Hinsicht schon bei Beurtheilung der ersten Schrift genug gesagt haben, um uns hier darauf beziehen zu können. Wie gerne wir aber auch die grossen Leistungen beider uns befreundeten Naturforscher im Gebiete der Paläonto-

logie anerkennen, so haben wir doch nicht die Anmassung, sie für die Mehrzahl der Paläontologen, sie allein für die gründlichen Naturforscher in diesem Gebiete zu halten, sondern müssen auch die Rechte eines Richard Owen's, eines Eduard Forbes's, eines Philippi's, Sowerby's, Says', Wood's, Bowerbank's unter den Zoologen, eines Adolph Brongniart's unter den Botanikern, eines d'Archiac's und Verneuil's, eines de Koninck's und Keyserling's unter den Geologen wie vieler Anderen auf den Namen gründlicher Naturforscher wahren und können unsere eigene gegentheilige Ueberzeugung, die auf so vielfältigen Untersuchungen ganzer Reihen von Exemplaren einer Art beruhet, nicht verläugnen. Wir vermissen hier die historische Genauigkeit in Prüfung entgegenstehender Ansichten, welche um so mehr Pflicht des Autors eines Lehr- oder Hand-Buchs ist, je weniger seine eignen Untersuchungen einen Ausschlag in dem Streite zu geben vermögen, und zumal wenn, nach unserer obigen Darlegung, eine gegentheilige Ansicht so wohl begründet ist, wie es hier der Fall ist.

II. „Die Unterschiede zwischen den untergegangenen Faunen und den lebenden sind um so grösser, je älter jene sind; sie enthalten um so abweichendere Arten und um so mehr ganz verschiedene Genera und selbst Familien." III. „Die Vergleichung der Faunen verschiedener Epochen zeigt, dass die Temperatur an der Oberfläche der Erde einem Wechsel unterworfen gewesen ist"; doch sind die Beweise hiefür noch lückenhaft in Bezug auf einige Perioden, so dass man keineswegs eine stetige Abnahme der Temperatur darthun kann; diese könnte zu verschiedenen Zeiten zu- und ab-genommen haben. IV. „Die Arten, welche in den ältesten Epochen gelebt, haben eine grössere geographische Verbreitung besessen, als die noch jetzt lebenden", was auf einstens gleichförmigere Klimate hinweisen würde; doch sind in dieser Beziehung noch nicht alle Theile der Erd-Oberfläche genügend untersucht. V. „Die Faunen der ältesten Gebirge bestehen aus Thieren von unvollkommenerer Organisation, und der Grad der Vollkommenheit nimmt zu in dem Maasse, als man sich neueren Epochen nähert." Dieses Gesetz indessen, welches man lange Zeit für sehr sicher gehalten, und für welches der Moises'-sche Schöpfungs-Bericht sprechen würde, lässt die meisten Einreden zu. Der Verf. zeigt auch, wie schwierig es überhaupt sey nachzuweisen, was eine vollkommenere und eine unvollkommenere Organisation sey, sobald man von gewissen Haupt-Abtheilungen des Thierreichs abstrahire, — wie unmöglich es sey, das ganze Thierreich in eine Reihe aufzustellen; — er erinnert daran, welch kleinen Theil der untergegangenen

Faunen wir bis jetzt nur kennen. Endlich durchgeht der Verf. die hauptsächlichsten, mit der Kosmogenie in Verbindung stehenden Theorie'n, durch welche man das Auftreten successiver Faunen zu erklären gemeint hat, und glaubt dass man drei solcher Theorie'n zu unterscheiden habe. Die eine nahm an, dass Reihenfolgen von geographisch beschränkten Umwälzungen die örtlichen Faunen zerstört und sofort die Bevölkerung benachbarter Gegenden zur Einwanderung bewogen haben, so dass die successiven Faunen eines Landes sich wie die gleichzeitig nebeneinander bestehenden verschiedener Länder verhielten. Die 2te Theorie, welche jetzt noch allein mit der dritten zu kämpfen hat, nimmt an [Geoffroy St. Hilaire?], die Arten successiver Faunen seyen allmählich durch Umbildung der jedesmaligen älteren entstanden, so dass selbst andere Genera und Ordnungen aus den ältern Arten allmählich hervorgegangen seyen. Die dritte Theorie endlich behauptet, dass am Ende jeder Periode die älteren Arten alle gänzlich zerstört worden seyen, und eine ganz neue Schöpfung nachgefolgt sey. Der Verf. erklärt sich für diese dritte Theorie, ohne jedoch die Mitwirkung anderer Kräfte ganz ausschliessen zu wollen, da sie ihm selbst nicht ganz genügend vorkommen, indem es ihm namentlich unmöglich scheint anzunehmen, dass diese zahllosen, für uns oft so schwer unterscheidbaren Thier-Spezies alle ohne Ausnahme mit ihren jetzigen Detail-Charakteren geschaffen worden seyen. Man sieht, dass die voraus vorhandene Hinneigung des Verf.'s zur Annahme successiv ganz verschiedener Faunen ihn nöthigt, von einer vierten Theorie ganz zu schweigen: von der der allmählichen Entstehung und des allmählichen Aussterbens der einzelnen Thier-Arten oder der Thierbevölkerung einzelner Länder und Meere unabhängig von einander: obschon er billig genug ist zu verlangen, dass man die Zukunft der Paläontologie nicht durch vorgefasste Theorie'n fesseln solle (I, 93, Note). Schon I, 47, 56, wie auch in einem nachträglichen Aufsatze (I, 359—362) findet er sich veranlasst zu erklären, dass ihm zwischen der quartären (pleistocenen) oder diluvialen und der jetzigen Epoche keine so grosse Kluft zu bestehen scheine, als zwischen den 3 tertiären Perioden. Die quartäre Periode scheint ihm nur der Anfang der jetzigen und die damals geschaffenen Wesen scheinen ihm durch keine allgemeine Umwälzung mehr alle, sondern nur noch theilweise vertilgt worden zu seyn. [Indessen wenn ihm Diess in der jetzigen Periode so wahrscheinlich ist, warum will er ein allmähliches Aussterben in früheren Perioden unbedingt verwerfen?] Die meisten Thiere, deren Knochen in den Diluvial-Schichten begraben sind, scheinen ihm von noch lebenden Arten abzustammen: doch rechnet er auch die

Schichten mit Knochen von Elephanten, von Höhlen-Bären, von Höhlen-Hyänen, von Hirschen mit Riesengeweih, von Nashorn und Flusspferd noch zu jenen Diluvial-Schichten (I, 361). Dem Einwand, dass aber die Menschen-Reste nicht mehr mit den Resten dieser ausgestorbenen Thiere letzter Schöpfung zusammen gefunden werden, begegnet er durch die Bemerkung, dass der Mensch nur in Asien geschaffen, sich erst spät in Europa habe ausbreiten und seine Gebeine den Erdschichten daselbst überliefern können. — Dagegen haben wir nun zu bemerken, dass Bären-, Elephanten- und Nashorn-Reste sowohl in Süsswasser-Schichten, als in pliocenen subapenninischen Meeres-Gebilden und in dem damit gleich alten Knochen-Crag vorkommen, dass man jene als Diluvial-Schichten gewöhnlich für jünger zu halten geneigt ist als diese, dass aber dieses Vorkommen gleiches Alter von beiderlei Bildungen andeute, so lange wenigstens nicht nachgewiesen ist, dass die Arten in beiderlei Schichten verschieden sind, wo dann noch immer die sie begleitenden Konchylien-Arten zu berücksichtigen bleiben würden. Diese Nothwendigkeit, welche der Verf. anerkennt, einen Uebergang der Diluvial-Zeit in die jetzige zuzugestehen, schliesst mithin auch das Zugeständniss eines Uebergangs der Tertiär-Zeit in die jetzige ein und untergräbt unmittelbar seine Annahme einer Spezialität der Faunen in verschiedenen Perioden, soferne er nicht die ganze Tertiär-Zeit nur als den Anfang der jetzigen Zeit betrachten will. — Am Schlusse des Ganzen finden wir noch einen Abschnitt über die Anwendung der Paläontologie auf die Klassifikation der Gebirge, zuerst in Europa, dann in den übrigen Welttheilen, indem der Verf. nemlich nach der Silur-, Devon-, Kohlen-Formation u. s. w. die wichtigsten Charaktere, welche aus den organischen Resten entnommen werden können, so wie die darin vorkommenden Genera, mit Rücksicht auf die Angabe der Menge ihrer Arten an frühern Stellen des Buches zusammenstellt, ohne jedoch die schönen Resultate, die sich hier erheben lassen, wenn man namentlich von einem Detail-Studium der Arten ausgeht, erschöpfen zu wollen.

Der Versteinerungs-Kunde von Geinitz liegt ungefähr derselbe Plan zu Grunde, wie der von Pictet; sie erfreut sich der Unterstützung und Mitarbeit mehrer Gelehrten, deren Namen dankend aufgezählt werden. Voran geht eine Tabelle der Gebirgs-Schichten; dann folgt unmittelbar die systematische Aufzählung der organischen Reste, ebenfalls vom Vollkommeneren zum Unvollkommnen voranschreitend, während die Zusammenstellung der wissenschaftlichen Resultate aus dieser Aufzählung der Einleitung [?] vorbehalten ist, die wohl zuletzt erscheinen wird. Die

einzelnen Genera werden kurz charakterisirt und von den Arten eine ziemlich veränderliche Anzahl aufgezählt, meist typische oder für die Formationen bezeichnende. Eine etwas sparsamere Benützung des Raumes und ein kürzerer Ausdruck verstattet dem Verf. im Vergleich zur Bogenzahl mehr zu leisten, als sein Vorgänger, obschon er (wie es scheint), sich an vorgeschriebene Grenzen bindend, meistens weniger ausführlich und vollständig in Text wie in Tafeln ist als jener. Dabei verkennt man indessen den eigenen Fleiss des Verf's. nicht, der Manches zu berichtigen und zu ergänzen gestrebt hat, wie u. A. — in Bezug auf das Formelle — die Angabe des etymologischen Ursprungs bei jedem Genus-Namen eine für Viele willkommene Zuthat seyn wird. — Dieses Heft begreift ausser den Wirbel-Thieren nur noch die Insekten, Spinnen und Krebse bis zu den Paläaden in sich; die zwei weiter angekündigten Hefte haben noch im Jahre 1845 erscheinen sollen. Wir kennen die Ursache ihres Ausbleibens nicht und müssen uns auf diese Anzeige des Erschienenen beschränken. Aus einer Andeutung zu folgern hätten auch die fossilen Pflanzen mit aufgenommen werden sollen, wie es bei einem Buche der Art nothwendig ist.

Die Giebel'sche Schrift endlich drückt, im Gegensatz zur Pictet'schen, in ihrem Titel wenigstens ihren Umfang richtig aus. Sie beschränkt sich — allerdings mit dem Vorbehalt in einer anderen Schrift auch die Pflanzen so zu bearbeiten — auf die fossilen Thiere, so dass wir in Bezug auf dieselbe wiederholen müssen, dass die Betrachtung der Thiere allein, ohne die der Pflanzen, soferne es auf eine Darstellung des Entwickelungs-Ganges der Natur und nicht auf eine blosse Erforschung und systematische Beschreibung der organischen Reste an sich abgesehen ist, nur zu lückenhaften und mitunter einseitigen, unrichtigen Ansichten führen müsse. Und doch ist gerade diese Beschreibung so wenig und jene Erforschung des Entwickelungs-Ganges so sehr die vorwaltende Aufgabe des Buches, dass hier nur die oberen Glieder des Systems bis zu den Familien herab (nicht ihre fossilen Ueberbleibsel selbst) charakterisirt werden, die Charakteristik der Genera aber, selbst der fossilen, nirgends geboten, sondern als bekannt vorausgesetzt, und dass jener Entwickelungs-Gang sogar zur Grundlage der Eintheilung des ganzen Buches gemacht wird. Hier die Uebersicht des Inhaltes. I. Vorbegriffe; Einleitung; Paläontologie: Verhältniss desselben zu ihren Hülfswissenschaften; Geschichte und jetzige Aufgabe derselben; Begriff und Inhalt der systematischen Paläontologie; natürliche Systematik der Natur-Geschichte überhaupt und der Zoologie insbesondere; Prinzipien des natürlichen Systems

der Zoologie (S. 1—24); — II. Systematische Darstellung der vorweltlichen Fauna: A. Periode des Wasser-Lebens, allgemeine Schilderung, Aufzählung der Genera mit der Zahl ihrer Arten und tabellarische Zusammenstellung dieser Zahlen im Silurischen, Devonischen, Kohlen- und Kupferschiefer-Gebirge (S. 25—79); — B. Durchgangs-Periode, mit ähnlicher Unterabtheilung des Inhalts und tabellarischer Zusammenstellung der Arten-Zahlen in Trias, Jura und Kreide (S. 80—192); — C. Periode des Land- und Luft-Lebens, mit gleicher Eintheilung des Inhaltes, ohne tabellarische Uebersicht (S. 193—350); — D. Vergleichender Rückblick auf die 3 Perioden und Schluss-Bemerkungen, wornach die I. Periode 269 Genera mit 1738, die II. dagegen 638 Geschlechter mit 5741, die III. endlich 1115 Geschlechter mit 6435 Arten enthalten würde, wobei indessen ebenfalls keine Vollständigkeit beansprucht sein kann, indem z. B. auffallend genug die zwei längst bekannten und wichtigen Reptilien-Genera der Englischen Zechstein-Formation nicht mit aufgenommen sind. Die Grund-Gedanken, deren Ausführung der Verf. in diesem Buche versucht, sind — wenn es uns gelingt, sie richtig darzustellen, was nicht ganz leicht zu sein scheint, ohne ganze Seiten überzuschreiben — etwa folgende. Der Form nach gibt es irreguläre, reguläre (in mehre) und symmetrische (in nur zwei gleiche Theile zerlegbare) Naturkörper. Dem Wesen nach gibt es unter den Thieren ebenfalls drei Hauptabtheilungen — Entwickelungsstufen —, nämlich I. Bauchthiere, ungegliedert, mit vorwaltend vegetativen Organen und ohne symmetrische Bewegungs-Organe, wozu die Zoophyten und Mollusken; II. Gliederthiere, äusserlich gegliedert, symmetrisch, mit symmetrischen Bewegungs- und höher entwickelten Sinnes-Organen; III. Wirbelthiere, innerlich gegliedert mit symmetrischem Typus und eben solchen (meist 4) Bewegungs- und vollkommen entwickelten Sinnes-Organen. Die weiteren Entwickelungs-Stufen dieser 3 Typen dagegen sind weniger nothwendige Momente im Begriffe, als in dessen sinnlicher Erscheinung, daher sie mit den Aenderungen der Aussenwelt oder der äusseren Medien nothwendig auch andere werden. Die Bauchthiere trennen sich als niederste Stufe der thierischen Entwickelung nur noch nach der Form in 4 natürliche Klassen: Infusorien, Polypen, Radiaten, Mollusken; die Glieder-Thiere dagegen haben sich über das Form-Prinzip erhoben und ihre natürlichen Klassen werden, durch ihr Lebens-Element bedingt, in Wasser-Thiere, Vermes, in die Wasser- und Land-Thiere vermittelnde Durchgangs-Klasse Crustacea, in Land-Glieder-Thiere Arachnoidea und in Luft-Glieder-Thiere Insecta, die aber von den vorigen nicht so wesent-

lich verschieden sind, zerfallen; nach demselben Prinzipe werder die Wirbel-Thiere auch vierfach zerlegt in Fische, Amphibien, Vögel und Säuge-Thiere, wovon aber die zwei letzten ebenfalls einander näher stehen, weil das Land-Leben schon wesentlich Luft-Leben und dieses an jenes gebunden ist. Nun hat sich aber die Erd-Rinde nur allmählich entwickelt, so dass ihre bewohnbare Oberfläche jetzt Land, Wasser und Luft, mithin manchfaltigere und zur Erhaltung des entwickelten Organismus geeignetere Bedingungen darbietet, als früher. Mit Veränderung dieser Aussenwelt war auch jedesmal eine neu gestaltete und zwar vollkommenere organische Schöpfung nöthig, daher jene Veränderungen oberstes Eintheilungs-Prinzip für die Paläozoologie werden. Sie führen zu 5 und, wenn man die Periode vor allem organischen Leben und die jetzige Periode (die des Auftretens geistig bewussten Lebens) vernachlässigt, noch zu 3 Abschnitten. In jedem von diesen Zeit-Abschnitten war die thierische Organisation zwar begriffsmässig entwickelt, indem in jedem derselben auch die 3 thierischen Typen neben einander existirten, alle 3 Schöpfungs-Perioden sind mithin natürliche; aber in den ersten gab es nur Wasser-Leben, welches dem Bauchthier-Typus entspricht; darauf folgte eine Durchgangs-Periode, in welcher die amphibiotischen Durchgangs-Gruppen der 2 höhern Typen, Kruster und Reptilien in merkwürdiger Entwickelung zu den vorigen und mit jetzt ebenfalls in neuen Gestalten auftretenden Stufen hinzugekommen sind; in der letzten Periode bildete sich das Land- und Luft-Leben aus, die Spinnen und Insekten unter den Glieder-Thieren, die Vögel und Säuge-Thiere mit allen ihren Ordnungen unter den Vertebraten treten neben den schon früher vorhandenen Gruppen auf, daher auch die Manchfaltigkeit der Formen immer in Zunahme begriffen ist. Dass von den eine jede Periode durch ihr Auftreten repräsentirenden Thier-Klassen öfters schon einzelne Genera und Arten in der vorhergehenden Periode (z. B. Beutel-Thiere und Insekten im Jura u. dgl. m.) erscheinen, bringt dieser Eintheilnngs-Weise keinen Schaden, da jene vereinzelnten Erscheinungen doch nicht genügen können, um einen vollen Begriff von der Klasse oder Stufe zu geben, wozu sie gehören (S. 349). Das auf solche freilich nur im Allgemeinen angedeutete Principien erbaute System der Paläozoologie erscheint nun dem Verf. als ein ganz natürliches, da es aus ihrem Inhalte selbst entwickelt, allen Anforderungen der Wissenschaft genügt (S. 23). Zwar ist die ihm zu Grund gelegte Theorie einer allmählichen Vervollkommnung der Organisation auf der Erd-Oberfläche von jeher angegriffen und als eine a priori aufgestellte, in der Natur aber gar nicht bestehende abgewie-

sen worden. Der Grund davon liegt aber augenscheinlich nur darin, dass man über die graduelle Vervollkommnung des thierischen Organismus nur einseitige und schiefe, und nicht die vom Verf. gelehrten Ansichten hatte (S. 352), welche jedoch näher zu erörtern für ihn ausserhalb der Grenzen dieser Schrift liegt. So hat man oft irrthümlich die Glieder-Thiere für unvollkommener als die Mollusken gehalten, irrthümlich in den regulären Echinodermen und den symmetrischen Würmern denselben Klassen-Typus zu erkennen geglaubt, irrig die an der atmosphärischen Luft schon verdunstenden Quallen auf ein selbstständige Entwicklungsstufe erhoben, oder die Krebse für vollkommenere Organismen als die Spinnen und Insekten gehalten (S. 353), u. A. m. Der Verf. „erklärt sich entschieden gegen alle übrigen zoologischen Systeme", wie er „alle gegen die allmähliche Entwickelung des thierischen Organismus seit seinem ersten Erscheinen bis jetzt vorgebrachten Gründe als unhaltbar zurückweiset" (S. 353), und spart überhaupt in ähnlichen Ausdrücken abgefasste Erklärungen zur Feststellung seines Systems nicht.

Indem wir hiermit glauben, dem Verf. insoferne Gerechtigkeit erwiesen zu haben, als wir strebten, seine Grund-Ansicht vollständig darzustellen, können wir nicht bergen, dass schon der Zoologe und Anatome gar Vieles gegen seine Ausführung einzuwenden haben dürften, worauf wir aber nicht eingehen können, da uns der Verf. eben selbst einen grossen Theil seiner dessfallsigen Rechtfertigung schuldig geblieben ist „als ausserhalb den Grenzen dieser Schrift liegend." In geologischer Hinsicht aber müssen wir gestehen, dass wir in dem oben Mitgetheilten wohl die historischen Grundzüge des Entwickelungs-Ganges der Natur oder auch ein Mittel zur Charakteristik des Alters und Ursprungs der Fels-Arten im Allgemeinen erkennen, ohne dass es uns darum nöthig oder ein grosser Gewinn scheint, die Thier-Gruppen zusammenzuzwängen und auseinanderzureissen in einer Weise, welche Anatomen und Zoologen als die allein kompetenten Beurtheiler nicht anerkennen, dass wir aber nicht einsehen, wie man diese Darstellung als ein selbstständiges, wissenschaftliches, paläozoologisches System bezeichnen könne, da die Abtheilung der Gebirgs-Perioden wie die der Thier-Gruppen nur aus jenem Gesichtspunkte entworfen gleich willkürlich und schwankend, wie eine Menge von Thatsachen und Beziehungen dabei ausser Acht gelassen sind. Als Beleg des Gesagten wollen wir nur anführen, dass der Verf. selbst anerkenne und sogar für nothwendig erachte, dass manche identische Spezies in verschiedene Perioden übergehen (S. 350), dass er Land- und Luft-Insekten, die erst in der dritten Periode zur Ent-

wickelung kommen sollen, schon in der ersten, in der Wasser-Periode, und in grosser Zahl, bis zu 70 Arten aus 6 Ordnungen, in der zweiten selbst zugesteht (S. 186, 58, 59), während er die Fahrten vieler zweibeinigen u. a. Wirbel-Thiere, welche zweifelsohne doch wohl auch Luft geathmet, in der ersten Periode ganz mit Stillschweigen übergeht oder gegen den Thatbestand aus jener in die Trias versetzt, und nichts darüber andeutet, wie er das Vorkommen so vieler Luft-athmenden Pflanzen in der ersten Periode vermittelt sehen will. Die meisten Klassen, Ordnungen, Gruppen, Genera, ja sogar viele Spezies von Thieren haben nach dem Haupt-Eintheilungs-Momente in zweyen der drei Perioden oder sogar in allen zugleich aufgenommen werden müssen; an keinem fossilen Thier-Reste würde man zu erkennen vermögen, welcher Periode er angehört; Diess könnte nur ganz empirisch und nur einmal, nämlich im Augenblicke seiner Entdeckung erkannt und bestimmt, nie aber vermittelst ihm inhärirender Charaktere an ihm selbst nachgewiesen werden, daher dieses angebliche System bei der Anwendung nicht in sich abgeschlossen, sondern ganz auf fremder Grundlage ruhend erscheint. Wir wissen zwar nicht, ob diese Einreden eine Rechtfertigung vor dem Verf. finden werden, welcher voraus so entschieden ist, alle Einwendungen abzuweisen; doch glauben wir wenigstens genug und so unparteiisch darüber berichtet zu haben, dass unsere Leser richtig darüber zu urtheilen im Stande seien, inwieferne dieses Buch den Wünschen oder Bedürfnissen eines jeden zusagen werde oder nicht.

G. H. Bronn.

Der Sonntag, das Theater und das Sonntags-Theater mit besonderer Beziehung auf Basel. Eine historische Darstellung von Dr. W. T. Streuber, Cand. Theol., Privatdocent an der Universität zu Basel, Mitglied der hist. Gesellschaft ebendaselbst sowie der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz. Zürich. Verlag von Meyer und Zeller. 1846. X. und 72 S. 8.

Eine äusserliche Veranlassung localer Natur hat in dem Verf. den Plan zu vorliegender Monographie geweckt, und die Behandlung ist so ausgefallen, dass die Schrift auch über dem örtlichen Kreis der Entstehung ihr Publikum finden wird.

(Schluss folgt.)

Nr. 43. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Streuber: Der Sonntag und das Theater.

(Schluss.)

Schon vor vier Jahren und neulich wieder hat eine Anzahl Basler Bürger um Aufhebung des Verbots nachgesucht, welches die dramatischen Bühnenspiele am Sonntag mit einem Interdikt belegte; die Bittsteller wurden damals abschläglich beschieden und erst in jüngster Zeit ist ihnen Aussicht auf eine günstigere Entscheidung geworden. Das Interesse, welches die Stadt Basel an der Angelegenheit nahm, veranlasste Herrn Streuber zunächst, die historische Seite der Frage zum Gegenstand der Forschung zu machen; ohne die locale Frage über die Gestaltung eines Sonntags-Theaters durch Gründe für und wider zu erörtern, ohne die sittliche Frage zur Erwägung zu ziehen, wollte er sich lediglich darauf beschränken, geschichtliche Thatsachen über die Angelegenheit beizubringen. Er hat diese Aufgabe glücklich gelöst, indem er unser Interesse von der localen Frage zu der allgemein historischen herüberführte und die Resultate fleissiger Forschung in leichter, fasslicher Uebersicht auch einem grösseren Publikum zugänglich machte.

Der Verf. geht zunächst auf die Entstehung des Sonntags ein, zeigt den Unterschied zwischen dem jüdischen Sabbath und jenem christlichen Fest- und Freudentage, der sich, ohne eine ursprüngliche Einrichtung Christi selbst zu seyn, in den ersten christlichen Zeiten von selbst aus der Lage der Dinge entwickelte. „Es war, wie sich Herr S. ausdrückt, ein eigenthümlich christlicher Festtag, gewidmet dem Andenken an die Auferstehung des Herrn, gefeiert durch gottesdienstliche Versammlung, Gebet, Abendmahl, ein Tag der Freude über die grossen christlichen Heilswohlthaten. Aber keine Gesetze waren über denselben gegeben, kein Verbot irgend einer Art, keine Beschränkung dessen, was der Christ dem Tage für angemessen und würdig hielt.“ Erst allmählig machte sich der Einfluss der jüdischen Tradition geltend; die Idee der Sabbathsfeier wirkte auf die Sonntagsfeier zurück und seit dem dritten Jahrhundert ist eine Wendung bemerkbar, die auf eine strengere Feier hinzielt, wie sie seit der Verwandlung des Christenthums in eine byzantinische Staatskirche auch wirklich erfolgt ist.

Im Mittelalter war die Beachtung der strengeren Feier allmählich lax geworden; die Reformation ging ihrem Grundsatze gemäss auf die Observanz der ersten christlichen Zeiten zurück. Die einzelnen Reformatoren verwarfen die Idee einer pedantisch strengen Feier des Sonntags, sie gestatteten die Arbeit und unterschieden genau zwischen dem jüdischen Sabbath, den das Christenthum abgeschafft habe, und dem christlichen Sonntag, der nur ein Versammlungstag des Volkes in christlicher Freiheit seyn solle.

Es blieb also den politischen Obrigkeiten überlassen, Anordnungen zu treffen, und diese Anordnungen konnten nur im Geiste der sittlichen Nüchternheit und Strenge erfolgen, der die praktische Seite der Reformation bezeichnet. So geschah es auch in Basel; der Reaction gegen übermässige Feste, gegen den Luxus und die Ueppigkeit, die dabei herrschte, musste auch die Lustigkeit und Ausgelassenheit an den Sonntagen weichen und es erfolgte schon im Jahr 1527 eine Verordnung, die eine strenge, stille und nüchterne Sonntagsfeier bestimmte. Je mehr sich diese Haltung dem religiösen Wesen des Baseler Bürgerthums aufprägte, desto fester hielt man an der Strenge der alten Observanz; bald ward auch das Theater durch die ernste Sonntags-Feier verpönt und dies Verbot wurde bis auf unsere Tage aufrecht erhalten.

Herr Streuber erörtert zuerst die Entstehung des Theaters überhaupt, dann fasst er in einer kurzen Uebersicht die Hauptmomente des Sonntags-Theaters zusammen. Die byzantinische Zeit des Christenthums that sich natürlich keinen Zwang an in den Genüssen; ungeachtet der strengen Verordnungen über die Sonntags-Feier waren die ausschweifendsten Vergnügungen, viel schlimmere, als unser heutiges Theater, dort an der Tages-Ordnung. Das Mittelalter, dessen dramatische Spiele sich von der Quelle ihrer Entstehung, der religiösen Feier, noch nicht sehr weit entfernt hatten, wählte gerade für hohe Fest-Tage die theatralischen Genüsse aus, und irren wir nicht, so ist das in den Gegenden Ober-Bayerns, wo sich jene mittelalterliche Bühnen-Kunst noch volksmässig erhalten hat, bis auf den heutigen Tag so geblieben. Erst die Reformation brachte hier einen Umschwung hervor, der durch die gleichzeitige Veränderung der dramatischen Kunst selber beschleunigt ward; je mehr diese letztere von ihrem christlich-religiösen Ursprung sich entfernte und den heidnisch-antiken Mustern sich näherte, desto energischer verfuhr dagegen der sittliche Rigorismus der jungen protestantischen Kirche. Am fühlbarsten war das in England; dort wo, wie Herr S. richtig bemerkt, sich in der kirchlichen Reformation eine sonderbare Vermischung von Innerlichem und Aeusserlichem, Wesentlichem und Unwesentlichem zeigt war

die jüdische Sabbaths-Feier am schnellsten über den christlichen Sonntag Herr geworden und der düstere Puritanismus verdrängte das Sonntags-Theater.

In Basel hatte sich die dramatische Kunst noch eine Zeit lang gegen die kirchliche Strenge behauptet, man schien bis ins siebzehnte Jahrhundert nicht der Ansicht zu seyn, dass der Sonntag durch Bühnen-Spiele entweiht werde. Erst im siebzehnten Jahrhundert siegte der Puritanismus, nachdem äussere Ereignisse sehr ernster Art eine strenge Enthaltsamkeit von gewöhnlichen Lustbarkeiten zu gebieten schienen. Ein Verbot von 1656 verbannte zum ersten Male das Sonntags-Theater und so blieb es, obwohl im achtzehnten Jahrhundert einzelne mildere Ansichten über die dramatische Kunst auch zu Basel laut wurden. Allein es war schwer, in der streng orthodoxen Republik der Ansicht Geltung zu verschaffen, die das achtzehnte Jahrhundert über die Bühne aussprach: dass sie eine moralische Anstalt sei; man blieb auf dem früheren Standpunkt, der die dramatische Kunst entweder nur als eine gewöhnliche Lustbarkeit, oder gar als ein „nichtswürdiges Gewerbe“ auffasste. Der Satz, der seit Lessing praktisch war, bis ihn Schiller mit wenig Worten bezeichnend aussprach: dass die Gerichtsbarkeit der Bühne da anfange, wo das Gebiet der weltlichen Gesetze endige, hat in den alten conservativen Residenzen zu Wien, München u. s. w. schon in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Eingang gefunden; in Basel ist er erst jetzt zur ernstlichen Besprechung gelangt.

Es ist hier nicht der Ort, über die moralische Wirkung der Schau-Bühne im Allgemeinen zu reden; doch glauben wir, man könne Schiller's Rath nicht genug beherzigen, der in der Bühne das edelste und geistigste Befriedigungs-Mittel der menschlichen Sinne empfahl und damit niedere und gemeine abgehalten wünschte. Dass der äussere Mechanismus kirchlicher Strenge mit der Tiefe religiösen Sinnes sehr häufig in umgekehrtem Verhältniss stehe, beweist das hochkirchliche England; diejenigen, welche da glauben, mit der äussern strengen Form ein innerlich lebendiges Wesen erwecken zu können, werden zwar dem Sadducäerthum da und dort ein unfreiwilliges Schweigen auferlegen, aber dafür den Pharisäismus als schlimmeres Surrogat grossziehen. **L. Häusser.**

Physiologie des Nervensystems, vom ärztlichen Standpunkte dargestellt. Von Dr. G. A. Spiess, prakt. Arzte in Frankfurt a. M. Braunschweig, bei Vieweg und Sohn. 1844. gr. 8. S. XVIII. u. 500.

Der Verf., durch gründliche Studien im historischen Theile unserer Wissenschaft bereits ausgezeichnet, wofür seine gediegene Bearbeitung

des medizinischen Systems von Joh. Bapt. v. Helmont (Frankf. a. M. 1840.) das rühmlichste Zeugniss liefert, war seit der Zeit beschäftigt, eine haltbare Theorie der Krankheit zu entwickeln. Dass er hierbei zunächst auf die Physiologie sich angewiesen fand, ist einleuchtend, und dass er hiebei wieder zuvörderst in das Gebiet der Nervenphysiologie gelangte, wird Keinen überraschen, der mit dem Gang und Stand der Entwicklung dieser propädeutischen Wissenschaft irgend vertraut ist. Der Verf. theilt uns nun hier elf Vorträge über die Physiologie des Nervensystems mit, welche er vor einem ansehnlichen Kreise von Aerzten in den wissenschaftlichen Sitzungen der Senkenbergischen Naturforschergesellschaft hielt, und welche er in der Absicht weiter ausgearbeitet dem Drucke übergab, um auch in einem grösseren Kreise das Interesse für physiologische Forschungen mehr und mehr zu wecken und dadurch zu der allein sichern Begründung der Heilwissenschaft nach Kräften beizutragen.

Zwei Zwecke waren es, die sich der Verf. hiebei vorzüglich vorgesetzt hat, nämlich erstens die innigste Verbindung zwischen der Pathologie und Physiologie festzuhalten, und zweitens, die Richtung zu prüfen, welche die Medizin als Wissenschaft in unsern Tagen zu verfolgen habe, wenn sie als ebenbürtige Schwester neben den übrigen Naturwissenschaften stehen wolle. Sehr richtig erkennt der Verf., dass die erstere Rücksicht keineswegs etwa dadurch erfüllt werde, dass man die als sicher anzusehenden Ergebnisse der Physiologie der Theorie der Krankheit unterbreite, denn dadurch werde die Pathologie höchstens an das Schlepptau genommen. Vielmehr müsse sich diese Letztere die Methode aneignen, welcher alle Naturwissenschaft unserer Zeit ihre Fortschritte verdanke. „Demnach galt es zunächst, die bisherigen Ergebnisse der Nervenphysiologie einer sorgfältigen und strengen Untersuchung zu unterwerfen und damit die Krankheitserscheinungen, soweit das Nervensystem dabei betheiligt ist, zu deuten und einem richtigern und vollständigern Verständniss näher zu bringen, sowie umgekehrt die Ergebnisse einer erfahrungsmässigen Pathologie zu benutzen, um die physiologische Kenntniss des Nervensystems zu berichtigen und wo möglich zu erweitern. Das Nervensystem nimmt aber an allen gesunden wie krankhaften Lebenserscheinungen Theil, und so musste eine umfassende Betrachtung der Nerventhätigkeit im gesunden wie im krankhaften Zustande zur Erörterung aller wesentlichen Krankheitserscheinungen führen. In sofern enthält denn auch vorliegendes Werk, wenn auch nur der Grundlage nach, die gesammte Phänomenologie der Krankheit als ersten und wichtigsten Theil einer zukünftigen allgemeinen Pathologie und gibt zugleich eine naturge-

mässe, weil physiologisch begründete, Eintheilung derselben an die Hand."
Verf. macht sich bezüglich des Werthes der physiologischen Experimente keine Illusionen; er erkennt es als auszeichnende Eigenthümlichkeit derselben, sich mit Einzelforschungen zu beschäftigen und die Abstraktion allgemeiner Resultate zu vernachlässigen, während doch der Heilwissenschaft eigentlich nur mit den letztern und nicht mit Ersteren gedient sein kann. Diesen Fehler sucht nun der Verf. gut zu machen, indem er sich bemüht, durch Zusammenfassen aller bewährten Thatsachen zu Resultaten hinsichtlich der verschiedenen Thätigkeiten des Nervensystems zu gelangen, wie sie das Bedürfniss der Wissenschaft selbst fordert, wenn sie ihres Standpunktes und ihrer Richtung sich klar bewusst sein will, und wie sie anderseits der Arzt bedarf, der durch dieselben bei der Erkenntniss und nicht weniger bei der Heilung krankhaft veränderter Nerventhätigkeiten geleitet sein will.

Hinsichtlich der Richtung, welche die heutige Medizin einzuschlagen habe, stellt der Verf. die ältere vitalistische der neuern mechanischen entgegen, und vertheidigt die Berechtigung der Letztern und ihren Anspruch auf allgemeine Anerkennung. Wenn wir aber auch gerne das unterschreiben wollen, was der Verf. gegen die Annahme einer nur den organischen Wesen eingepflanzten Lebenskraft als eines irrenden und deshalb alles erfolgreiche Fortschreiten hemmenden Begriffes sagt, so glauben wir dennoch die mechanische Richtung nicht im Stande, alle Räthsel der Lebenserscheinungen dadurch zu lösen, dass sie dieselben durch die in der ganzen Natur verbreiteten allgemeinen Naturkräfte zu erklären sucht und den Unterschied der organischen Vorgänge nur in äussern Bedingungen der Form und Mischung findet, unter denen hier die allgemeinen Naturkräfte zur Aeusserung kommen. Diese Ansicht müsste uns in ihren Consequenzen zu dem Standpunkte der Wissenschaft zurückführen, welchen diese unter den Bearbeitung der jonischen Philosophen eingenommen, indem auch diese letztern im menschlichen Körper nichts als die in der grossen Natur verbreiteten Elemente wiederfinden wollten und auf dieses Ineinanderspielen der äussern und innern Grundstoffe und Qualitäten ihre Theorie der Lebenserscheinungen im gesunden und kranken Zustande basirten. Der Unterschied zwischen Organismen und Anorganismen besteht aber, wie wir glauben, nicht in äussern Bedingungen der Form und Mischung, sondern vielmehr in recht innerlichen, aus dem individuellen Wesen selbst kommenden. Wie könnten sich denn sonst diese verschiedenen Naturkräfte aus der homogenen Körnermasse des Ovarialeies erzeugen, da doch verschiedene Kräfte nothwendig auch an

verschiedene Stoffe gebunden sein müssen. So lange aber dieses Räthsel nicht gelöst ist, scheinen uns alle mechanischen Erklärungen von sehr hypothetischem Werthe zu sein, und wir behaupten diess selbst auf die Gefahr hin, vom Verf. unter die „versteckten Vitalisten" rubrizirt zu werden, obwohl wir uns selbst zu nichts weniger als zu dieser Klasse rechnen, indem wir zwischen organischer und vitaler Naturanschauung eine wesentliche Verschiedenheit anerkennen.

Der erste Vortrag zeigt in der Einleitung, dass der Verf. selbst von der mechanischen Methode, wie sie getrieben wird, nicht sehr erbaut ist. „Auch bei der strengsten Empirie", sagt er, „handelt es sich nicht um blosse Thatsachen; denn die Natur überhaupt und insbesondere die organische Natur bietet uns immer nur Bruchstücke dar, die erst ergänzt, gedeutet, jedenfalls zusammengestellt werden müssen, um zu einer wahren Erkenntniss zu werden. Wie nothwendig es hiebei aber ist, der allgemeinsten, durch Erfahrung und Spekulation vielfach bestätigten Naturgesetze immer eingedenk zu sein, wie vielfach der Mangel einer richtigen allgemeinen Naturansicht, zu ganz falschen Schlussfolgerungen aus den beobachteten Thatsachen und dadurch zu Irrthümern führt, die oft auf lange Zeit ein weiteres Fortschreiten hindern, das lehrt die Geschichte unserer Wissenschaft überhaupt und dafür werden sich auch in dem Verfolge unserer Untersuchungen zahlreiche Belege ergeben; denn leider ist das eine der hauptsächlichsten Schattenseiten unserer neuern, sonst so lobenswerthen Physiologie, dass ihre Bearbeiter über der eifrigen Beschäftigung mit dem Einzelnen das Allgemeine oft allzusehr aus den Augen verlieren. Annahmen, wie die eines mittlern, nur durch sich selbst bedingten Erregungs- oder Reiz-Zustandes der Nerven, aus dem wieder vielerlei erklärt werden soll, die Annahme negativer Sinnesempfindungen, wobei ein Nichtseiendes doch etwas wirken soll, die Annahme spezifischer Sinnesenergien, wobei man abstrakte Begriffe für Realitäten ausgibt, und zahlreiche andere, von denen unsere Nervenphysiologie wimmelt, würden sofort als ganz unbegründet erkannt worden seyn, wäre man sich richtiger allgemeinerer Naturansichten bei der Untersuchnng des Einzelnen klar bewusst gewesen!..." d. h. hätte man den Organismus wirklich als solchen in seinen einzelnen Theilen und nicht als ein zusammengewürfeltes zufälliges Conglomerat beliebiger anorganischer Grundstoffe und daran gebundener Grundkräfte aufgefasst.

Im Verfolge des ersten Vortrags gibt der Verf. eine kurze Uebersicht der allgemeinen anatomischen Verhältnisse des Nervensystems. Be-

sonders ist derselbe hierbei bemüht, die durch Valentin's und Henle's Autorität beschränkte Selbständigkeit des Gangliensystems in Schutz zu nehmen und drei verschiedene, bis auf einen gewissen Grad selbständige Sphären des Nervensystems als eben soviele Ursprungstellen von Nervenfasern anzunehmen, nämlich das Gehirn, das Rückenmark und das Gangliensystem, wobei er übrigens bemerkt, dass die stärksten Gründe für die Selbständigkeit obiger drei Sphären erst der Physiologie zu entnehmen sind. Bezüglich des Verhältnisses der Nervenfasern zu den Ganglienkugeln ist der Verf. der Ansicht, dass die Nervenröhren freilich in noch ganz unbekannter Weise aus der grauen Substanz entspringen, so dass diese Letztern das Organ, oder wenigst die Stellung für die Bildung der weissen Röhrensubstanz ist. Als anatomische Beweisgründe sieht er die nachfolgenden an: 1. den auffallenden Blutreichthum der grauen Substanz im Verhältniss zur Blutarmuth der weissen Gehirnsubstanz und der Nerven; und den Umstand, dass die äusserste, fast strukturlose Nervenröhre weder als geeignetes Organ für die Absonderung des Nervenmarks erscheint, noch die wenigen Haargefässe derselben hinreichendes Material bieten können. 2. Die auffallende Vermehrung der Nervenfasern, wo dieselben durch die graue Substanz hindurchgehen. 3. Die auffallende relative Grösse des Sympathikus und vorzüglich seiner hauptsächlichsten Knoten beim Fötus, sowie das Verhalten des Gangliensystems zum Cerebrospinalsystem in den verschiedenen Thierklassen.

Nach Weber, Krause, etc. behauptet der Verf., dass nicht alle in den Wurzeln der Spinalnerven enthaltenen Fasern bei ihrem Eintritt in das Rückenmark sich umbiegen und in der weissen Substanz nach oben gegen das Gehirn verlaufen, sondern dass sich einzelne dieser Fasern quer durch die weisse Substanz bis in die graue hinein verfolgen lassen. Hieraus schliesst der Verf. nicht mit Unwahrscheinlichkeit, dass die Spinalnerven nicht bloss Gehirnnervenfasern, sondern auch eigenthümliche Spinalnervenvasern enthalten. wonach wir also 4 verschiedene Arten von Nervenfasern in den Rückenmarksnerven erhielten: 1. sensible und 2. motorische Hirnnervenfasern, durch welche die bewussten Empfindungen und die willkürlichen Bewegungen vermittelt werden, 3. centripetal- und 4. centrifugalwirkende eigenthümliche Rückenmarksfasern, zur Vermittlung der unwillkürlichen Bewegungen und der dieselben nach den Gesetzen des Reflexes erregenden unbewussten Empfindungen. — Am ausführlichsten handelt der Verf. von dem Gangliensystem, wobei er sich an die trefflichen Untersuchungen von Bidder und Volkmann anlehnt und zwar gesteht, dass die Anatomie, wie bei Gehirn und Rückenmark, so auch

bei dem Gangliensystem zwar keine ganz entschiedenen Beweise für den Ursprung besonderer Nervenfasern aus demselben zu liefern vermag, die Wahrscheinlichkeitsgründe aber für eine solche Annahme für überwiegend hält, die zusammengehalten mit den übereinstimmenden Beweisen der Physiologie uns vollkommen berechtigen, das Gangliensystem als einen, bis auf einen gewissen Punkt selbständigen Centraltheil des Nervensystems anzusehen. Dem gemäss werde das Gangliensystem, der Sympathikus, nicht durch Wurzeln aus den Hirnnerven gebildet, sondern wie bei dem Rückenmarke mischen sich die Cerebrospinalfasern nur den Ganglienfasern bei, um mit diesen in Organe sich zu verbreiten, in denen die sympathischen Fasern die wichtigste Rolle spielen, sowie umgekehrt die Ganglienfasern den in alle Theile des Körpers sich verbreitenden Gehirn- und Rückenmarksnerven sich in grosser Anzahl zugesellen.

Mit dem zweiten Vortrage beginnt die Physiologie des Nervensystems, welche in sechs Abtheilungen zerfällt. Sie betrachtet 1. die Thätigkeit der Hirnnerven, nämlich bewusste Empfindung und willkürliche Bewegung; 2. die Rückenmarksphäre, deren Thätigkeit sich durch unwillkürliche Bewegung sowohl willkürlicher als unwillkürlicher Muskeln äussert; 3. die Gangliensphäre, Thätigkeit der organischen oder Gefässnerven; 4. Thätigkeit der centralen Gehirnfaser, Seelenthätigkeit, soweit diese körperlich bedingt ist; 5. die gegenseitige Einwirkung der Hauptcentraltheile des Nervensystems auf einander, und endlich 6. die Lehre von dem eigentlich Wirksamen in den Nerven, von dem Nervenprinzipe. Das allgemeine Gesetz des Reflexes an den einzelnen Nerventhätigkeiten näher nachzuweisen, ist der Hauptgegenstand der Untersuchungen des Verf's. Wollten wir nun auch die Voraussetzung, dass einer jeden von innen herauswirkenden organischen Thätigkeit eine von aussen nach innen gehende Einwirkung vorausgegangen sein müsse, somit das Erste immer die Thätigkeit einer centripetalen wirkenden Nervenfaser sei, als Grundgesetz für die Nerventhätigkeit nicht geradezu in Abrede stellen, obgleich uns diess denn doch nicht über allen Zweifel erhaben erscheint: so könnten wir uns dennoch nie entschliessen, mit dem Verf. alle Spontanität ganz und gar aus der Natur zu verbannen und diess zwar desshalb, weil wir alsdann gezwungen wären, den ersten Anstoss der Bewegung ausserhalb der Natur zu suchen, was einem Absurdum ziemlich ähnlich sieht. Wir glauben vielmehr, dass eine philosophische, d. h. allgemeine Anschauung der Naturerscheinungen uns zu der Ueberzeugung berechtige, dass den einzelnen Organismen allerdings eine Freithätigkeit eingeboren sey, nur dass sie in ihren Aeusserungen nach der Entwick-

lungsstufe ihrer Träger und ihrem Substrate sehr veränderlich auftrete, und sehen uns ohne diese Fundamentalansicht ausser Stande, das Princip einer vernünftigen Willensfreiheit mit den übrigen Thatsachen der Naturforschung in Einklang zu bringen. Es wird also auch hierin nicht die mechanische. sondern die organische Richtung uns am richtigsten leiten.

Indem der Verf. nun die Nervenphysiologie mit der Thätigkeit der Gehirnsphäre beginnt, handelt er zuerst von den Sinnesempfindungen, und er kommt zuvörderst auf das Gesetz der excentrischen Erscheinung bei der Empfindung. Von dem Grundsatze ausgehend, dass das bewusste Empfinden stets Sache des Sensoriums sey, und dass der sensible Nerve die Empfindung nur vermittle, indem er die Peripherie mit dem Centrum verbindet, schliesst der Verf., dass das Bewusstwerden der bestimmten Oertlichkeit einer Empfindung im Grunde gar nicht Sache des Empfindens selbst, sondern vielmehr schon des Urtheils sey, dass es somit nicht zu bezweifeln sei, dass die Gewohnheit den Grund der sogenannten excentrischen Erscheinung der Empfindungen enthalte, und dasshalb das Bewusstwerden der bestimmten Oertlichkeit der Empfindungen nur auf einer zur Gewohnheit gewordenen Beurtheilung mehrer Empfindungen beruhe. — Schwieriger ist die Frage über die spezifischen Sinnesenergien zu lösen, deren Annahme man in neuester Zeit zur Erklärung der qualitativen Verschiedenheit der einzelnen Sinnesnerven für nöthig erachtet hat. Der Verf. erklärt sich gegen diese Annahme und zwar, weil man sich dadurch den Weg zur genauern Erkenntniss der Bedingungen der Sinnesempfindungen verschliesse (wie diess bei allen Hypothesen der Fall ist) und namentlich 3 Punkte ganz ausser Acht lasse, deren genauere Erwägung uns schon jetzt manche Aufklärung über die Thätigkeit der Sinnesnerven auch ohne jene Hypothese verspreche. Denn 1. habe man bei Annahme der spezifischen Sinnesenergien den eigenthümlichen Bau der verschiedenen Sinnesorgane nicht genug berücksichtigt, wenn man nämlich glaubt, dass die besondere Verbreitungs- und Endigungsweise der Sinnesnerven genüge, um sie zur spezifischen Verarbeitung der Sinneseindrücke zu befähigen. Mittels consequenter Durchführung der Theorie der spezifischen Sinnesenergien komme man dazu, gar keine besondere Qualität der Aussenwelt als wirklich vorhanden anzunehmen, da dieselben durch die spezifike Qualität der betreffenden Sinnesenergie erzeugt würde. Dagegen belehre uns aber der verschiedene Bau der Sinneswerkzeuge von den wirklich verschiedenen Qualitäten der Aussenwelt, indem z. B. Schallschwingungen etc. schon durch den eigenthümlichen Bau des Auges von diesem ausgeschlossen würden.

2. Habe man allzusehr versäumt, die Sinnesempfindungen sorgfältig zu analysiren; man habe für einfache unmittelbare Empfindungen genommen, was vielmehr zusammengesetzte Empfindungen seyen, wie sie nur unter Mitwirkung des Sensoriums, nicht aber durch die Sinnesnerven allein entstehen, und man habe überhaupt die Thätigkeit derselben nur in dem Zustande ihrer vollsten Ausbildung betrachtet, und ganz ausser Acht gelassen, wie viel dazu gehöre, wie lange es dauere, wie sehr die verschiedenen Sinne sich gegenseitig unterstützen müssen, wie vielfach es mithin selbst des Urtheils bedürfe, bis die Sinne die Stufe der Ausbildung erlangt haben, wo sie erst ganz bestimmte Empfindungen zu ermitteln im Stande seien. 3. Sei endlich entschieden der Hauptpunkt für das Zustandekommen der verschiedenen Formen der Sinnesempfindungen der verschiedene Ursprung der verschiedenen Sinnesnerven im Gehirn, ihre freilich noch ganz unbekannte Verbindung mit verschiedenen Hirnorganen. Gegen Henle, der sich gegen diese Ansicht erklärt, zeigt der Verf. sehr richtig, dass die von Jenem proponirte spezifische Leitungsfähigkeit durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Sinnesorgane, vermöge deren nur ganz bestimmte Qualitäten auf die einzelnen Sinnesnerven einzuwirken vermögen, entbehrlich werde; dass die angebliche Complikation des Phänomens kein ernstlich gemeinter Gegengrund sein könne; und dass endlich Henle bei seinem Vergleiche der Thätigkeit sensibler und motorischer Nerven deren Verhältniss ganz irrig auffasse, wenn er meine, ein vom Gehirn getrennter sensibler Nerve müsse ebensowohl noch in Anschauungen phantasiren, die nur nicht zu selbstbewussten Empfindungen würden, wie die von ihren Centraltheilen getrennten Bewegungsnerven noch Contraktionen unterhielten, welche nicht vom Selbstbewusstsein geboten seyen. Denn was der Muskel für den motorischen Nerven, das sei das Gehirn mit seinen Centralorganen für den sensiblen Nerven, nämlich Organ der Thätigkeits äusserung für den betreffenden Nerven, und umgekehrt sei das Organ der Thätigkeits erregung für den motorischen Nerven das Gehirn, für den sensiblen Nerven aber das entsprechende Sinnesorgan. Somit kann ein vom Gehirn getrennter sensibler Nerve ebenso wenig in Anschauungen phantasiren, als ein von seinem Muskel getrennter motorischer Nerve Contraktionen zu unterhalten vermag. Es gibt also keine spezifischen Sinnesenergien, denn die Sinnesenergien sind nicht die Organe der Empfindung; sie erregen nur die eigentlichen Empfindungsorgane, die, uns noch gänzlich unbekannt, im Gehirn ihren Sitz haben und die so eigenthümlich gebauten Sinnesorgane machen es möglich, dass die verschiedenen Empfindungs-

organe nur von den ihnen gemässen Qualitäten der Aussenwelt in Thätigkeit gesetzt werden. Verf. macht sich keine Illusion, indem er wohl einsieht, dass hiermit das Räthsel der Sinnesempfindung nicht gelöst, sondern nur einem andern Organe, nämlich den Centralenden und ihren Verbindungen mit dem Gehirne übertragen worden sey. Allein es dünkt ihn ein solches Hinausschieben der Lösung entschieden besser, und selbst für die Wissenschaft erspriesslicher, als eine voreilige, unbegründete, nämlich durch eine Hypothese versuchte Lösung.

Hierauf kommen im dritten Vortrage Muskelgefühl, Mitempfindungen und subjektive Sinnesempfindungen zur Besprechung, wobei der Verf. die obigen Grundsätze der Nervenphysiologie festhält. Des breitern lässt er sich über Schmerz- und Empfindungslosigkeit vernehmen. Entsprechend seiner Grundansicht bezeichnet er mit Henle den Schmerz als den Ausdruck einer gesteigerten Thätigkeit der Gefühlsnerven. Er widerlegt die Gründe, wodurch Osborne und Hirsch die gegentheilige Ansicht Stilling's, dass der Schmerz in seinem Wesen durch deprimirte Nerventhätigkeit bedingt werde, gegen Henle aufrecht zu erhalten suchten. Er geht ferner auf Griesinger's Behauptung ein, der seine Vorgänger bestreitet, indem er zu vertheidigen sucht, dass der Schmerz das Bewusstwerden einer Störung der Organisation der sensitiven Nervenfaser sei und desshalb auch allen centripetalen Nerven zukomme. Natürlich erklärt sich der Verf. gegen diese neue spezifische Energie, wie gegen die frühern Sinnesenergien und einige andere Ansichten von Reinbold, Meyer und Lotze. Verf. will an Henle's Ansicht nur das Prädikat der absoluten Steigerung ändern, indem er diess dahin modifizirt, dass eine jede, dem Grade oder der Art nach ungewohnte und dadurch absolut oder relativ abnorme, gesteigerte Erregung eines Gefühlsnerven, die zum Bewusstsein gelangt, als Schmerz bezeichnet werde. — Die Empfindungslosigkeit, als Gegensatz des Schmerzes betrachtet der Verf. selbst als Grund der Bestätigung für seine Ansicht vom Wesen des Schmerzes, da jene immer nur auf verminderter oder aufgehobener Thätigkeit sensibler Hirnnervenfasern beruhen könne. Sehr richtig bestreitet der Verf. bei dieser Gelegenheit die allgemeine Annahme, dass Amaurose und Taubheit durch Unterleibsstockungen verursacht werden sollten, was durch Sympathie erklärt wurde, indem er zeigt, dass die Ursachen der Anästhesie stets örtliche sind, welche den Nerven unmittelbar treffen, somit jene Krankheiten nur in soferne mit den Unterleibsleiden in Beziehung stehen könnten, als aus gemeinschaftlichen Bo-

den, der Erschlaffung der Haargefässe entsprossen seien, in deren Folge so leicht passive Congestionen, Stockungen, Exsudate etc. entstünden.

Der vierte Vortrag ist der Thätigkeit der centrifugalen Hirnnerven gewidmet und es kommen hier die willkürliche Bewegung, die Muskelirritabilität und ihre krankhaften Störungen, Krämpfe und Lähmung zur Sprache. Der Verf. benützt die sich hier ergebenden Thatsachen, um das Gesetz der Einheit der Nerventhätigkeit noch weiter zu begründen. „Erwägt man, dass die verschiedensten mechanischen, chemischen, galvanischen Reize in den motorischen Nerven immer nur eine und dieselbe Thätigkeit hervorrufen, so könnte man sich darüber wundern, dass man nicht auch bei den motorischen Nerven von spezifischen Bewegungsenergien spricht, da es doch gerade das gleichmässige Verhalten der sensiblen Nerven gegen die verschiedensten Reize war, worin man den hauptsächlichsten Grund für die Annahme spezifischer Sinnesenergien fand. Allein es ist leicht einzusehen, warum man es hier nicht für nöthig fand, zu solchen spezifischen Kräften seine Zuflucht zu nehmen. Der Grund hievon liegt nur darin, dass einerseits der normale Reiz für alle vom Gehirn ausgehende Bewegungsthätigkeit, der Wille, nur ein- und derselbe ist, während durch die verschiedenen Sinne, je nach deren verschiedener Organisation die verschiedensten Empfindungsreize auf die sensiblen Nervenfasern einwirken; und dass anderseits auch die Organe, die durch die motorischen Nerven in Thätigkeit gesetzt werden, die Muskeln, und somit auch die Aeusserungsweisen der motorischen Thätigkeit überall dieselben sind, während sich diess bei den verschiedenen Hirnorganen ganz anders verhält." In Betreff des neuerdings wieder erhobenen Streites über die Muskelirritabilität bespricht der Verfasser die Ansichten dafür und dawider und sucht zwischen Müller und Sticker einerseits, und Stanius und Longet anderseits durch die Annahme zu vermitteln, dass den Muskeln die Fähigkeit auf Reize zu reagiren durch trophische Fasern, Ganglienfasern mitgetheilt würde. „Diese Muskelirritabilität ist zwar keineswegs ganz unabhängig von den Nerven, wie Haller lehrte, insoferne nämlich die Erhaltung ihrer eigenthümlichen Organisation, ihre fortgehende Ernährung unter einem fortdauernden Nerveneinflusse steht; wohl aber ist diese Muskelirritabilität unabhängig von dem Bewegungsnerven, denn dieser ertheilt dem Muskel nicht erst die Fähigkeit, sich zusammenzuziehen, sondern ist nur der äussere Reiz, in Folge dessen die eigenthümliche Thätigkeit des Muskels zur Aeusserung gelangt." Die Mitbewegungen scheidet der Verf. sehr richtig in zwei verschiedene Klassen; denn es gibt deren, die durch

Uebung immer seltener werden, die störenden und hemmenden Mitbewegungen, und andere, die durch Uebung mehr und mehr erworben werden, nämlich alle Arten von Bewegungsfertigkeiten. — Auch durch Analyse der krampfhaften Thätigkeit der centrifugalen Hirnnerven, nämlich der Krämpfe und Paralysen, welche der Verf. sehr natürlich dem Schmerz und der Empfindungslosigkeit entgegenstellt, weiss er seine Grundansicht noch weiter zu bestätigen, indem er zeigt, dass die nächste Ursache der Convulsionen keineswegs in einer Anhäufung und Explodirung der Sensibilität, des Nervenorgans und dergl. zu suchen, sondern lediglich in einem vom Willenseinfluss unabhängigen Einwirkung auf motorische Hirnnerven. Desgleichen verwirft der Verf. die sogenannten synergischen Lähmungen gleich den obigen sympathischen Anästhesien, weil ein Widerspruch — eine contradictio in adjecto — denselben zu Grunde liege, indem nach allen bisher erkannten Gesetzen der Nervenphysiologie die Thätigkeit einer Faser wohl die Thätigkeit einer andern anregen, nicht aber deren Thätigkeit und Leitungsfähigkeit vernichten, und indem noch viel weniger die Unthätigkett einer Nervenfaser, als etwas Negatives, überhaupt etwas bewirken könne.

Im fünften Vortrage handelt der Verfasser von der Thätigkeit des Rückenmarks und seinen Nerven und zeigt bei dieser Gelegenheit, wie weit wir noch in der Kenntniss derselben zurück seien, indem wir über keine seiner Thätigkeitsformen, weder über die Reflexbewegungen, noch über die Mitbewegungen, oder den Muskeltonus uns Rechenschaft zu geben im Stande seien. Zur Erklärung der Reflexbewegungen hält der Verfasser die Beantwortung von 3 Fragen für nöthig: 1) Gibt es besondre, im Rückenmark entspringende, von den motorischen Hirnnerven verschiedene motorische Nervenfasern, die die Reflexbewegungen bewirken? 2) Gibt es besondre, im Rückenmark endigende, nur zur Erregung der Reflexbewegung bestimmte, centripetalwirkende sensible Fasern, verschieden von den, die bewussten Empfindungen vermittelnden, sensibeln Gehirnfasern? 3) Auf welche Weise findet im Rückenmark die Erregung motorischer Fasern durch sensible Statt, mögen dieselben nun eigenthümliche Spinalfasern sein oder nicht, und nach welchen Gesetzen verbreitet sich die Thätigkeitserregung im Rückenmark? Der Verfasser gesteht, dass, wenn auch anatomische Wahrscheinlichkeitsgründe zur Beantwortung dieser Fragen vorliegen, dieselben dagegen, physiologischer Seits sehr grosse Schwierigkeit in Betreff der Beantwortung darbieten, da noch alles dunkel und voll Widersprüche sei. Dass durch Volkmann's spezifische Nervenenergien nichts erklärt wird, versteht sich eben-

so von selbst, als dass der Verfasser sie ebenso verwirft, wie die spezifischen Sinnesenergien. Dasselbe gilt von Henle's und Meier's Erklärung des Muskeltonus, welche eigentlich nur eine umschreibende Bezeichnung der noch zu erklärenden Thatsache ist.

Im sechsten Vortrage betrachtet der Verfasser die krankhaften Störungen der Rückenmarksthätigkeit: Rückenmarkskrämpfe und Lähmung, Muskelkontraktur, Zittern, Spinalirritation, über deren nähere Ausführung wir, um nicht zu weitläufig zu werden, auf das Buch selbst verweisen müssen. Bemerken wollen wir nur, dass dem Verfasser Wicke's Werk über den Veitstanz und die unwillkührlichen Muskelbewegungen noch nicht bekannt war, weil er beide Affectionen nicht strenge von einander scheidet. — Die Spinalirritation betreffend, gesteht der Verfasser, dass er in der Wissenschaft keinen Raum für sie findet, obwohl sie in der Praxis selbst Mode geworden; denn der ganze Begriff der Spinalirritation beruhe nur auf einer Hypothese über eine besondre Entstehungsweise von Störungen der Empfindung im Rückenmarke, die aber um so unzureichender zur Bildung einer besondern Krankheitsklasse erscheinen müsse, wenn wir bedenken, wie vielfach uns die Ursachen gestörter Nerventhätigkeit überhaupt noch verborgen seien.

Der siebente Vortrag ist der Thätigkeit der Gangliennerven gewidmet und recht eigentlich bestimmt, die Nothwendigkeit und Wichtigkeit dieser Nervensphäre vom physiologischen Standpunkte aus darzulegen. Der Verfasser zeigt, wie die Gegner des Sympathikus nicht durch eigne neue und mächtige Wahrheiten Bichat's Lehre von der Selbständigkeit des Gangliensystems bekämpfen, sondern nur, indem sie die Irrthümer, welche sich Bichat zu Schulden kommen liess, aufdecken und auf dem beschränkten anatomischen Standpunkte widerlegen. Gegen solche Einwendungen bemerkt der Verfasser, dass es sehr wohl möglich sei, dass die sympatischen Nervenfasern weder in Form, Mischung und Farbe, noch auch in ihrer Thätigkeitsweise sich von den Cerebrospinalfasern unterschieden, und doch, durch ihren verschiedenen Ursprung nämlich, einer selbständigen Sphäre des Nervensystems angehörten, wie ja auch die Gehirn- und Rückenmarksfasern sich äusserlich in nichts unterscheiden und in ihrer Thätigkeit nur durch die Verschiedenheit ihrer Centraltheile und ihrer Verbreitungsorgane bestimmt werden. Zur klaren Einsicht in das Wesen der Ganglienwirkung glaubt der Verfasser nur durch Beantwortung nachfolgender Fragen kommen zu können. 1) Findet überhaupt ein Einfluss der Nerven auf die Ernährungsvorgänge Statt? Unzweifelhaft. 2) Welchen Einfluss übt die Nerventhätigkeit auf die Blutbewegung?

Einen wesentlichen durch die Muskelthätigkeit des Herzens und der Arterien. 3) Sind die Nerven, insoferne sie auf die Ernährung einwirken, nur als Bewegungsnerven der Gefässe, nervi vasomotorii anzusehen; ist die Gefässbewegung das einzige Mittel, wodurch die Nerven bei den Ernährungsvorgängen mitwirken, oder vermögen dieselben noch in anderer Weise die äussern Bedingungen des chemischen Processes zu ändern und dadurch noch einen nähern und unmittelbaren Einfluss auf den chemischen Process der Anbildung und Absonderung zu üben? Sehr wahrscheinlich; denn dafür spricht der Einfluss veränderter Nerventhätigkeit (z. B. durch Zorn etc.) auf gewisse Absonderungen; ferner auf den Kapillarkreislauf, und endlich den Antheil, den die Nerventhätigkeit an der Erzeugung der thierischen Wärme hat (wobei sich der Verf. aus triftigen Gründen gegen Henle's Wärmetheorie erklärt und sich mehr an Liebig's Ansicht anschliesst). 4) Sind diese die Ernährung beherrschenden Gefässnerven Rückenmarksnerven, in Ursprung und sonstigem Verhalten derselben Art, wie diejenigen, die sich vom Rückenmark aus in alle Muskeln des Körpers verbreiten, oder sind sie eigenthümliche, aus den Ganglien entsprungene Nerven? Für das Vorhandenseyn besonderer trophischer Fasern sprechen theils negative, theils positive Thatsachen. Die erstern beweisen die relative Unabhängigkeit der Blutbewegung und der Ernährung von der Rückenmarksthätigkeit, in gesunden und kranken Aeusserungen derselben, während die letztern uns eine mehr oder weniger starke Beeinträchtigung der Blutbewegung und der Ernährung erkennen lassen, wo ein Nerve leitungsunfähig wird. 5) Auf welche Weise wird die normale Thätigkeit dieser Gangliennerven angeregt und in ihrer steten Gleichmässigkeit unterhalten? welches sind die Ursachen, die diese Thätigkeit der organischen Nerven bedingen, und welches sind die Mittel und Wege, durch welche dieselben wirken? Der Verf. antwortet hierauf: a) Die normale, durch ihr gleichmässiges Anhalten sich auszeichnende Thätigkeit der organischen Nerven, durch welche der Tonus der Gefässe sowohl, als der organisch-chemische Process vermittelt wird, geht von den Ganglien, als den Centraltheilen der organischen Nerven, aus und beruht auf denselben Bedingungen, auf welchen der vom Rückenmark unterhaltene Muskeltonus. Beide Thätigkeiten gleichen sich in ihrer gleichmässigen Fortdauer und unterscheiden sich nur in den Centralgebilden ihres Ursprunges. b) Das Gesetz der reflektirten Thätigkeit findet bei den Gangliennerven nicht Statt, und Veränderungen der normalen Gefässnerventhätigkeit werden nur durch unmittelbare Einwirkung auf die Ganglien oder von Gehirn und Rückenmark aus bewirkt. c) Entstehen

sie in Folge örtlicher peripherischer Reize, so beruhen sie gleichfalls nicht auf reflektirter Thätigkeit, sondern nur auf einer ganz örtlichen, unmittelbaren Einwirkung auf die peripherischen Nervenenden selbst, wodurch sich die an derselben Stelle der Reizeinwirkung ganz örtlich bleibende Wirkung erklärt, sowohl was die Congestion, als die Veränderung der Absonderung betrifft. 6) Welcher Art ist diese eigenthümliche Thätigkeit der Gangliennerven? ist sie eine spezifisch von derjenigen der sensiblen und motorischen Cerebrospinalnerven, die als Empfindung und Bewegung sich äussert, ganz verschiedene Nerventhätigkeit oder nicht? Ebensowenig, wie anderwärts, bedarf die Nervenphysiologie der Annahme spezifischer Energien, und es kann nur dazu der Irrthum verleiten, dass man sehr zusammengesetzte Wirkungen, statt sie sorgfältig zu zerlegen, voreiliger Weise für einfache und desshalb unmittelbare ansah.

Im achten Vortrage kommen die krankhaften Störungen im Bereiche der Gangliennerventhätigkeit und hiemit drei wichtige Capitel der neusten Pathologie zur Sprache, nämlich Congestion, Entzündung und Fieber. Auch hier vermögen wir nicht ins einzelne einzugehen, sondern müssen uns begnügen, den Leser durch Mittheilung der Resultate für das Buch selbst zu interessiren. Verf. nimmt 5 Entstehungsarten der Congestion an: 1) durch vermehrten Herzstoss mit verminderter Widerstandsfähigkeit der Haargefässe; 2) durch Lähmung der Gefässnerven; 3) durch Hemmung des Kapillarkreislaufs; 4) durch vermehrte Blutanziehung Seitens der Organe; 5) durch erschwerten oder verhinderten Rückfluss des Blutes in den Venen, und zieht aus der ganzen Untersuchung folgende Schlüsse bezüglich der Thätigkeit der Gefässnerven: 1) Dass die Nerven der Haargefässe, insbesondere sofern man sie nur als Bewegungsnerven der Gefässe ansieht, bisweilen nicht bei allen Congestionen betheiligt sind, sondern im Gegentheile nur bei den wenigsten; und 2) dass sowohl gesteigerte als verminderte Thätigkeit der Haargefässnerven Bedingung der Congestion sein kann. Durch gesteigerte Thätigkeit der Haargefässnerven entstehen die Congestionen der dritten und vierten Art, insoferne dieselben entweder örtliche Contraktionen der Haargefässe, oder Verstärkung des Ernährungsprozesses und dadurch vermehrte Anziehung des Blutes bewirken. Durch verminderte Thätigkeit der Haargefässnerven entstehen nur die verhältnissmässig seltensten Congestionen der zweiten Art. Die ungleich zahlreichsten Congestionen aber, die nämlich durch vermehrte Herzthätigkeit, die durch Atonie der Gefässe und erschwerten Rückfluss des Blutes in den Venen bedingten, entstehen ohne alle Theilnahme der Haargefässnerven und überhaupt ohne andere als passive Theilnahme der Haargefässe selbst.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Spiess: Physiologie des Nervensytems.

(Schluss.)

Noch weitläufiger behandelt der Verf. die Lehre von der Entzündung. Er zeigt das Gezwungene, Hypothetische und der Erfahrung Widersprechende in den Entzündungstheorien von Henle, Stilling und Vogel, von denen die beiden Ersten der Natur widerstrebende Phänomene angenommen, statt die vorhandenen zu deuten, der Letztere aber, obgleich Anhänger der neuen physiologischen Schule mit seiner Attraktionstheorie einem mystischen Vitalismus huldige. Viel natürlicher, obwohl auch nicht in allen Punkten übereinstimmend, findet der Verf. Eisenmann's Theorie, welche er nun zu berichtigen strebt. Für primäre, wenn auch rasch vorübergehende Contraktion der Haargefässe spreche gegen Henle die vermehrte Thätigkeit erregende Wirkung aller Reize, mechanischer wie chemischer, welche, örtlich auf gefässreiche Theile angewendet, Entzündung bewirken. Das Wesentlichste bei der Entzündung sei die chemische Veränderung des Blutes, welche nicht, wie Henle mechanisch erklärt, durch die Stockung bedingt werde, sondern, wie Eisenmann richtig ahnte, durch chemisch verändernde Einwirkung der Gefässnerven auf das Blut, da man ja mittels Durchschneidung aller Nerven das Entstehen von Entzündung und Eiterung hemmen könne. Der Umstand, dass die verschiedensten Ursachen in gleicher Weise Entzündung erregen, zeugte dafür, dass eine bestimmte Veränderung der Nerventhätigkeit das Hauptagens hiebei ist. Aber es ist weder die Annahme einer antagonistischen Thätigkeit zwischen den sensiblen Cerebrospinalfasern und den Gefässnerven (Henle), noch eine reflektirende Thätigkeit zwischen denselben (Stilling), noch auch eine reflektirende Wirkung zwischen perceptorischen und motorischen Gefässnerven, wie dies Eisenmann für einige Entzündungsarten aufgestellt hat, nöthig, sondern aus der durch reizende Einwirkung intensiv gesteigerten Thätigkeit der Gefässnerven erkläre sich die primäre Gefässverengernng und die durch den örtlich gesteigerten chemisch-organischen Process bewirkte Blutzersetzung. Aus den Entzündungsvorgängen zieht der Verf. folgende Schlussfolgerungen:

1) dass eine bestimmte thätige Theilnahme der Gefässnerven namentlich zu dem ersten Zustandekommen der Entzündungssymptome eine unerlässliche Bedingung sei, dass mithin die Entzündung ihrem Wesen nach nicht auf einer Lähmung der Gefässnerven beruhe, sondern diese im Gegentheil in krankhaft gesteigerter Weise dabei thätig sind; 2) dass aber die Gefässnerven gleich allen andern Nerven in ihrem Verhalten gegen äussere Reize eine normale, eine gesteigerte oder verminderte Erregbarkeit äussern können, wonach die angeregte krankhafte Thätigkeit in verschiedenen Graden und Formen zur Erscheinung kommt (normale, erethische und torpide Entzündung) — während bei vollständiger Lähmung der Gefässnerven alle eigentliche Entzündung aufhört und dafür ein organisch-chemischer Process, der des Brandes und der Fäulniss eintritt, und 3) dass die Entzündungsvorgänge und insbesondere die wesentlich dabei vorkommende chemische Zersetzung des Blutes, sowie die bedeutend gesteigerte Wärmeerzeugung bei derselben einen weitern entschiedenen Beweis liefere für einen unmittelbaren Einfluss der Gefässnerventhätigkeit auf den organisch chemischen Prozess, da keine blosse Veränderung der von den Nerven abhängigen Gefässbewegung, sei sie Steigerung oder Verminderung, im Stande ist, die Erscheinungen der Entzündung hinreichend zu erklären.

Aus den Erscheinungen des Fiebers zieht der Verf. die zahlreichsten und stärksten Beweise dafür, dass 1) die Gefäss- oder Ganglienneren, die bei den wesentlichen Fiebererscheinungen zunächst allein betheiligt sind, nicht vom Rückenmarke entspringen, sondern eine für sich bestehende Sphäre des Nervensystems ausmachen, und dass insbesondere auch die Thätigkeit des Herzens zunächst und unmittelbar nicht vom Rückenmark, sondern von dem Gangliensysteme abhängt; denn wir sehen im Fieber die Nerven des Herzens, wie die sämmtlicher Gefässe durch die gesteigerte Thätigkeit verändert. 2) Dass eine bedeutende Verengerung der Haargefässe durch die gesteigerte Thätigkeit ihrer Nerven allerdings bewirkt werden kann, und dass umgekehrt die Erweiterung der Haargefässe bei weitem nicht immer und nothwendig auf einer Lähmung der Gefässnerven beruhe, sondern sogar mit gesteigerter Thätigkeit derselben verbunden, wenn auch nicht davon abhängig, sein kann. 3) Dass die Ganglienerven nicht ausschliesslich die Gefässbewegung bewirken, sondern ausserdem auch einen unmittelbaren Einfluss auf den organisch-chemischen Prozess des Stoffwechsels ausüben; und es stimmen insoferne die Veränderungen, der Wärmeerzeugung, der Absonderungen und endlich des Blutes selbst in Fiebern mit den Vorgängen

der Entzündung vollkommen überein, bei der wir ebenfalls die von gesteigerter Nerventhätigkeit bewirkte chemische Veränderung des Blutes als das Wesentlichste erkennen mussten. — Es ist ersichtlich und der Verfasser gesteht es auch ein, mit Eisenmann insoferne vollkommen übereinzustimmen, dass er das Fieber für dasselbe im geringen Grade, aber mit allgemeiner Ausdehnung halte, was die Entzündung in viel höherm Grade, aber örtlich beschränkt, darstellt, nämlich für krankhaft gesteigerte Thätigkeit der Gefässnerven in Beziehung auf die Gefässbewegung und auf den organisch-chemischen Prozess des Stoffwechsels, und der Verf. sucht auch zu zeigen, dass das Gefässnervensystem nicht nur bei der Entstehung des Fiebers überhaupt und der einzelnen Fiebersymptomen wesentlich betheiligt sei, sondern auch auf den ganzen Charakter und Rythmus des Krankheitsverlaufes einen mächtigen Einfluss ausübe.

Der Verf. erwähnt der krankhaften Veränderungen der Absonderungen als der zweiten Hauptklasse der Störungen der Ganglienнerventhätigkeit nur kurz und folgert daraus: 1) dass diese Letztern auch von den Centraltheilen des Gangliensystems aus verändert und namentlich krankhaft gesteigert werden könne, wie diess die plötzlich durch Gemüthsbewegungen und Vorstellungen bewirkte vermehrte Absonderungen der Thränen-, der Speicheldrüsen u. s. w. beweise; 2) dass die Thätigkeit der Ganglienнerven nicht bloss eine bewegende, sondern auch unmittelbar chemisch-wirkende sey, wie die physisch bewirkte, qualitative Veränderung von Milch, Galle etc. zeige; 3) dass die Vermehrung der Absonderung auf Congestion und insoferne veränderte Nerventhätigkeit dabei im Spiele ist, auf vermehrter Thätigkeit der Ganglienнerven beruhe, die verminderte Absonderung dagegen auf vermindertem Nerveneinfluss, während die qualitative Veränderung der Absonderung ebenso durch vermehrten als durch verminderten Nerveneinfluss bedingt sein könne. — Wenn der Verfasser endlich auch die krankhaften Veränderungen der Ernährung und Anbildung, nämlich Atrophien, Hypertrophien und pseudoplasten vorzüglich durch gestörte Ganglienнerventhätigkeit, da sie dem organisch-chemischen Prozesse vorsteht, zustandekommen lässt, obgleich er gesteht, dass es ein fruchtloses Bemühen sey, der Art und Weise dieser Störung nachzuspüren, so sehen wir darin zwar eine nothwendige Consequenz der von dem Verf. einmal durchgeführten Nervenpathologie, glauben aber um so weniger, dieser Richtung uns hingeben zu dürfen, als weder der einseitige Solidism, noch der übertriebene Humorism in der Wissenschaft zur Erkenntniss der Wahrheit führte.

Der neunte Vortrag beschäftigt sich mit der Thätigkeit der centralen Gehirnfasern: mit den Seelenthätigkeiten. Wie delikat dieser vielbestrittene und nie erledigte Gegenstand sey, bedarf keiner Erwähnung. Auch ist der Verf. gar nicht gewillt, vor den Consequenzen zurückzuweichen, zu denen ihn seine Methode bei der Durchforschung des Gebietes der sogenannten Psychologie zuverlässig führen muss. Gleich am Eingange spricht er sich daher über die Art und Weise aus, wie man zu dem Begriffe der Seele gekommen. „Der gangbare Begriff der Seele ist genau in der Weise entstanden und hat daher auch dieselbe Bedeutung und denselben Werth, wie der Begriff der Lebenskraft. Nur vermittels des abstrahirenden Verstandes gelangte man zu ihm bei der Betrachtung einer besondern Klasse von Thätigkeiten, deren wirkliche Natur und Bedingungen noch ganz unbekannt waren, und man stellte diesen Begriff fest, um von ihm aus rückwärts diese Thätigkeiten zu erklären. Die Seele ist mithin nur ein Geschöpf unserer eigenen und nicht einmal unserer höchsten sogenannten Seelenthätigkeiten und man mag daraus, wenn man unbefangen genug ist, leicht entnehmen, welche Bewandtniss es mit der Realität dieser Seele hat.“ In diesem Sinne bemüht sich nun der Verf., nachzuweisen, wie weit auch die höchsten Thätigkeiten des Menschen, die sogenannten Seelenthätigkeiten, die er auf eine Thätigkeit, nämlich die des Vorstellens, zurückzuführen sich bemüht, denselben Gesetzen der Nothwendigkeit gehorchen, denen alle Aeusserungen natürlicher, an materiellen Substraten zur Erscheinung kommender Kräfte unterworfen sind; und er legt besonders Gewicht auf das Resultat, dass sowohl die Entstehung der Vorstellungen aus Sinneseinrücken, wie ihre Wirkung in Wiedererweckung anderer Vorstellungen und in Erregung von Gefühlen, Begehrungen und Handlungen sich, mit einziger Ausnahme der uns zukommenden Fähigkeit, Vorstellungen im Bewusstsein festzuhalten, in keiner Weise anders verhalte, als die Entstehung und Wirkung anderer organischer Thätigkeiten. Der Verf. hält sich bei seinen Erörterungen an die empirische Psychologie von Drobisch, obgleich unserer Ansicht nach dieser Schriftsteller zu den Idealisten gerechnet werden muss, indem er sich gegen jede materialistische Erklärungsweise des Zustandekommens der Seelenthätigkeiten ganz bestimmt ausspricht. Auffallend ist, dass der Verf. der, seiner eigenen so verwandten, Auffassungsweise der Gehirnthätigkeit von Griesinger (V. Roser und Wunderlich Archiv 1843 und 44) gar nicht die mindeste Erwähnung thut, so wie er auch eine ähnliche, früher ausgesprochene Ansicht von Hagen (Beiträge zur Anthropologie. Erlangen, 1841) nicht zu kennen scheint.

Der Verf. fühlt wohl, dass er dem Vorwurfe des Materialism nicht entgehen werde. Es ist ihm auch gar nicht darum zu thun; er erkennt bloss eine Offenbarung Gottes in der Natur und in der Geschichte, durch die wir zu den Vorstellungen einer höhern Weltordnung und unseres Verhältnisses zu ihr gelangen; „die Annahme einer dritten Offenbarung Gottes, einer sogenannten Vernunftoffenbarung, insoferne dadurch ein besonderer Weg und eine besondere Art der Erkenntniss bezeichnet werden soll, beruht nur auf selbstgefälliger Täuschung.“ Das Gewissen ist nichts von unserm sonstigen empirischen Ich Verschiedenes, am Wenigsten eine unmittelbare Stimme Gottes in uns; sondern es ist unser ganzes empirisches Ich selbst und desshalb bezeichnet es die ihm adäquaten Eindrücke als gut, die widerstrebenden als böse. „Das Gewissen straft uns nicht für jedes Unrechte, das wir vorstellen, fühlen, begehren oder thun, wohl aber für jedes Vorstellen, Fühlen, Begehren oder Thun, das vorübergehend in uns zur Herrschaft gekommen ist, trotz dem, dass es mit unserm eigentlichen Wesen, mit unserm empirischen Ich nicht übereinstimmte.“ Von einer eigentlichen und absoluten Willensfreiheit kann desshalb auch nicht die Rede seyn, da unsere Handlungen nur die bestimmten und mit Nothwendigkeit erfolgenden Wirkungen vorhergegangener Vorstellungen sind. — „Nur eine, scheinbar sehr geringe, in ihren weitern Wirkungen aber unendlich wichtige Thätigkeit lernten wir kennen, die wir als unser wahres Eigenthum, als freie Aeusserung unseres innersten Wesens betrachten dürfen, die willkürliche Aufmerksamkeit nämlich, vermöge deren wir unter den in uns entstehenden und reproducirten Vorstellungen einzelne im Bewusstseyn feszuhalten vermögen, um ihnen Gelegenheit zu geben, sich mit andern vielfacher und inniger zu verbinden. Gibt es also eine moralische Freiheit, eine freie Selbstbestimmung, wie nicht zu zweifeln ist, so kann nur hier, in dieser willkürlichen Aufmerksamkeit ihre Quelle und ihr Ursprung seyn.“ Die Zurechnungsfähigkeit darf desshalb auch nicht auf die jedesmaligen Aeusserungen und Handlungen, die je von den Vorstellungen veranlasst werden müssen, bezogen werden; „sondern sie bezieht sich auf die allmälige Ausbildung des empirischen Ichs, auf die Entstehung und Verbindung der unendlich manichfachen Vorstellungsreihen und auf das relative Uebergewicht der Einen derselben über die Andern.“

Consequent muss der Verf. das Gehirn als das Organ der Seelenthätigkeiten bezeichnen. Bei der Frage, ob die Seele sich diess Organ selbst bilde, oder ob umgekehrt eine mannigfaltigere Seelenthätigkeit sich

nur aus dem höher entwickelten Organe entfalte, oder endlich ob beide ganz unabhängig von einander, aber zufolge einer prästabilirten Harmonie sich parallel entwickeln, erklärt sich der Verf. im Interesse der Naturforschung für den zweiten Weg der Entscheidung. Den Versuch, die einzelnen Seelenthätigkeiten an einzelne Gehirnparthien, als Seelenorgane, zu vertheilen, hält der Verf. mit Recht für misslich, jedenfalls für voreilig, wenn man einerseits dabei den Fehler begeht, getrennte Seelenvermögen anzunehmen, von denen eine tiefere psychologische Einsicht nichts weiss, und anderseits unsere Kenntniss selbst von den grössern Abtheilungen des Gehirns noch so überaus mangelhaft und unsicher ist. Hiermit ist auch der Werth der Phrenologie bezeichnet. Sehr treffend ist, was der Verf. gegen Drobisch, Lotze, J. Müller und Schroeder van ver Kolk zur Vertheidigung seiner Ansicht von der Abhängigkeit der Seelenäusserungen von der Thätigkeit der Gehirnfasern sagt.

Im zehnten Vortrage bespricht der Verf. die krankhaften Störungen der Seelenthätigkeiten, in denen er die wichtigsten Belege für das materielle Bedingtsein derselben findet. „Es bedarf jedoch wohl keiner besonderen Versicherung, dass wir weit davon entfernt sind, zu wähnen, als ob nun durch Gewinnung eines solchen neuen und wichtigern Gesichtspunktes die Hauptschwierigkeiten auf einmal beseitigt wären, die bisher der Erforschung und Heilung der Seelenstörungen entgegenstanden. Es ist vielleicht sogar möglich, dass vorerst nur sehr wenig, vielleicht gar nichts Positives in dieser Hinsicht damit gewonnen wird. Wir haben es nicht verhehlt, wie die Anatomie und Physiologie des Gehirns noch auf der allerniedrigsten Stufe der Ausbildung stehen. Daraus folgt schon von selbst, dass wir über die krankhaften Störungen der Gehirnthätigkeiten nicht im Stande sein werden, viel Einzelnes mit Bestimmtheit auszusagen. Allein auch in dieser Hinsicht steht unsere Betrachtungsweise der Geisteskrankheiten nicht im Geringsten gegen die bisher befolgte zurück, die zwar zu mancherlei, oft sehr geistreichem, Meinen, aber zu keinem wahrhaften Wissen geführt hat und auch nie dazu führen kann, während der hier befolgte Weg sichere Fortschritte, wenn auch erst in später Zeit, hoffen und selbst mit Zuversicht erwarten lässt.“ — So ist denn auch der Werth des hier Geleisteten grösstentheils ein negativer, indem sich der Verf. vorzüglich damit beschäftigt, das Fehlerhafte in den Ansichten seiner Vorgänger aufzudecken. Er zeigt, wie alle bisherigen Ansichten über das Wesen der Seelenstörung, die psychische oder metaphysische, die somatische und die gemischte, gleichmässig ihren Grund in der Annahme einer von dem Körper

verschiedenen, von ihm trennbaren Seele gehabt haben. Desgleichen zeigt eine Prüfung der gültigsten Eintheilung der Seelenstörungen nach Heinroth, Jessen, Flemming das Mangelhafte derselben, ja die Unmöglichkeit einer genügenden Classifikation der Geisteskrankheiten. Der Verf. selbst getraut sich nur allgemeine Andeutungen darüber zu geben: „Wie alle andere Nerventhätigkeit nur quantitativer Abweichung fähig ist, und entweder krankhaft gesteigert, wenigst in abnormer Weise angeregt, oder krankhaft vermindert und aufgehoben sein kann, indem alle qualitativen Abweichungen nur mittelbare Folgen der quantitativ veränderten Nerventhätigkeit sind, so kann auch die Thätigkeit der centralen Gehirnfaser nur nach diesen zwei entgegengesetzten Seiten hin abweichen, und alle Seelenstörung muss entweder auf gesteigerter, wenigstens abnorm angeregter, oder auf verminderter Thätigkeit der centralen Gehirnfasern beruhen." Der Verf. handelt aber im weitern Verfolge seines Vortrags nicht von den besondern Formen dieser Störungen je nach der einen oder andern Richtung, da dieselben in ihren materiellen Nachweisungen noch zu dunkel sind, sondern vielmehr von den Erscheinungen und Ursachen gewisser Uebergangszustände, deren Anfhellung allerdings eine klarere Einsicht in das Wesen der Seelenstörungen selbst vorbereiten kann, nämlich von den Traumzuständen und dem fieberhaften Irrsein, sowie von den entgegenstehenden Phänomenen des krankhaften Schlafes und der schlafähnlichen Betäubungszustände. Ein besonderes Verdienst des Verf. ist es, hiebei fortwährend auf die zahlreichen und treffenden Analogien hingewiesen zu haben, welche zwischen den Aeusserungen der Psyche und den anderen Nerventhätigkeiten in jeder Beziehung Statt finden.

Im elften und letzten Vortrage spricht der Verf. zuerst von dem gegenseitigen Verhältnisse der drei verschiedenen Nervensphären zu einander, und kommt hier zunächst auf die Hypothese der Innervation des ganzen Nervensystems vom Gehirn aus. „Diese Ansicht", sagt der Verf., „ist nun so vollkommen irrig, dass vielmehr das gerade Gegentheil davon wahr ist. Bestimmte Beweise für eine solche, vom Gehirn aus stattfindende beständige und nothwendige Innervation sind nie geliefert worden und lassen sich auch nie liefern. ... Wir haben im Gegentheile gefunden, dass die Thätigkeiten des Gehirns sogar gänzlich vernichtet sein können, ohne dass daraus nothwendig eine wesentliche Beeinträchtigung der Thätigkeiten der anderen Nervensphären folgen müsste. ... Umgekehrt dagegen ist die Thätigkeit der Gehirnsphäre durchaus abhängig von der Thätigkeit des Rückenmarks und des Gangliensystems,

während diese beiden letzteren in gleichem Grade von einander abhängig sind.“ Der Verf. erkennt übrigens an, dass auch bei diesem Wechselverhältniss keine Innervation statthabe, indem jede dieser Sphären, so lange ihre Centraltheile richtig ernährt würden, den hinlänglichen Grund ihrer Thätigkeit in sich selbst habe. Diese Verkettung der Nervenerscheinungen betrachtet nun der Verf. in ihren näheren und entfernteren Folgen. Um diese aber zu erklären, glaubt er, wenn auch vorerst nur in ganz hypothetischer Weise, annehmen zu müssen, dass zwischen den getrennten Nervensphären und deren Hauptmittelpunkten noch besondere Commissuren bestehen, durch welche die Verbindung der Nerventhätigkeit, wie sie die Einheit des Organismus erfordert, hergestellt wird. Möglich, dass hieher die sogenannten immanenten Nervenfasern im Gehirn und Rückenmark gehören. Dass aber diese Hypothese dadurch den höchsten Grad von Wahrscheinlichkeit erlange, dass durch sie alle Erscheinungen sich ungezwungen erklären lassen, scheint uns noch problematisch, indem ja eine Hypothese nicht durch die Leichtigkeit ihrer Behandlung, sondern durch faktischen Nachweis zum wissenschaftlichen Gesetze wird.

Hieran schliesst der Verf. die Resultate der allgemeinen Nervenphysiologie in der Beantwortung nachfolgender Fragen: I. Was ist das Wirksame in den Nerven? Da die Annahme des Nervenagens auf der irrigen Trennung von Kraft und Materie beruht; da galvanische Elektrizität und Nerventhätigkeit durchaus verschieden sind; da ein Nervenfluidum nicht besteht, so kann nur die immanente Veränderung des Nervenmarks, eine Oscillation der Moleküle die nächste Bedingung der Nerventhätigkeit sein. II. Findet eine Verschiedenheit dieser Oscillation und damit der Nerventhätigkeit Statt, und von welcher Art ist diese Verschiedenheit? Ja; zwar nicht qualitativ, aber quantitativ und der Richtung nach. Hier werden die Einwürfe, welche Meyer und Arnold gegen Bell's Lehrsatz erhoben, geprüft und widerlegt. III. Die Nerventhätigkeit zeigt auch noch Verschiedenheiten in ihrem Verhalten gegen die sie erregenden Thätigkeitsreize. Hieher die verschiedenen Grade der Reizempfänglichkeit. III. Es kann die Uebertragung der Thätigkeit in den Centraltheilen von einer Nervenfaser auf die andere bald leichter, bald schwerer erfolgen. Gesetz der Gewohnheit. IV. Ist etwas zur Aufhellung des noch so dunklen Verhältnisses der Nervenfaser zu den Elementen der Centraltheile, den Ganglienkugeln, aus den physiologischen Thatsachen zu entnehmen? Andeutungen aber keine Gewissheit.

Zum Schlusse sucht sich der Verf. gegen den Vorwurf, als habe er die Idee des Organism ganz vernachlässigt, sowie gegen den des

krassen Materialism und der Irreligiosität zu vertheidigen. Das Letztere hätte derselbe wohl nicht nöthig gehabt, denn man weiss wohl, dass ächte Religiosität nicht an die Dogmen hundert- und tausendjähriger Bücher gebunden ist. Gegen den erstern Vorwurf wird er sich aber um so weniger vollkommen rechtfertigen können, als wir mannigfach Gelegenheit hatten, auf die vom Verf. selbst anerkannte Einseitigkeit der Methode der heutigen Physiologie aufmerksam zu machen. Möge diess genügen, unsere Leser auf ein Buch aufmerksam zu machen, das nichtsdestoweniger die vollste Anerkennung von Seiten der Aerzte und Naturforscher verdient, und das sich durch eine in unserer Literatur immer seltener werdende Logik auszeichnet. Druck und Ausstattung sind musterhaft. —

Quitzmann.

Die geognostischen Verhältnisse des Saalthales bei Jena von Dr. E. E. Schmid und Dr. M. J. Schleiden, Professoren in Jena. — Mit einer Karte und vier lithographirten Tafeln. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. (Gross Quart S. 72).

Jena's Umgebungen gehören zu den in mineralogischer und geologischer Beziehung interessanten. Um so willkommener sind daher die Schilderungen solcher Gegenden, wenn dieselben nicht auf leichtfertige, oberflächliche Beobachtungen von Touristen, sondern auf sorgfältige und anhaltende Untersuchungen gegründet sind. Dies ist bei vorliegendem Werke der Fall. Einfach, klar und gedrängt sind die Verhältnisse dargestellt; in würdiger Weise reihen sie sich an frühere Mittheilungen über Jena von Batsch, Zenker, B. Cotta und Wackenroder.

Die Gesteine, welche an den Abhängen des Saalthales zu Tage gehen, gehören der Trias-Formation an. Der bunte Sandstein, südlich bis zur Orla, östlich bis über die Elster verbreitet, bildet das Plateau zwischen Saale und Roda; auf dem rechten Saale-Ufer erscheint derselbe von den Teufelslöchern bis zum sogenannten Thalsteine, auf der linken Seite zeigt er sich auch an einigen Orten, namentlich am steilen Kuhberge bei Rothenstein. Auf der rechten Saale-Seite tritt Gyps über dem Sandstein auf, von Lobeda bis zu den Teufelslöchern den Felsenrand der Aue bildend. An einigen Punkten auf dem rechten Ufer der Saale wird

die Trias-Gruppe durch Glieder der Braunkohlen-Formation bedeckt, und auf den Höhen links von der Saale kommt Keuper vor.

1. Formation des bunten Sandsteines. Die mineralogische Beschaffenheit dieser Felsart ist bekanntlich eine sehr einfache; dieselbe zeigt sich in den Umgebungen Jena's sehr mürbe, zerreiblich und zum Bauen wenig geeignet; bald findet man ihn einfarbig, bald gestreift. Das Bindemittel der Quarzkörner des Sandsteines ist dolomitisch, häufig eisenschüssig und von beträchtlichem Talkerde-Gehalte. Unter den Mineralien, welche im Sandsteine vorkommen, verdienen Erwähnung die schönen Quarzdrusen im Hohlwege nach Ziegenhain und im Leutrabette unterhalb der Engelsbrücke, ferner Braunspath-Krystalle zwischen der Schneidemühle und den Teufelslöchern. Zu den interessanten secundären Erzeugnissen im Sandsteine gehört das Bittersalz bei Wenigen-Jena. Es bildet sich durch Einwirkung des aus der Gypsregion niedersinkenden gypshaltigen Wassers auf das dolomitische Bindemittel des Sandsteines; so vereinigt sich die Schwefelsäure des Gypses mit der Talkerde des Bindemittels und kohlensaure Kalkerde wird ausgeschieden. An organischen Resten ist der bunte Sandstein bei Jena — wie fast allenthalben — sehr arm; nur einige Fährten-Abdrücke hat man nachgewiesen.

Wahrhaft selbstständig treten die Gypse nur auf dem rechten Saale-Ufer, und zwar an einem Orte mit einer Mächtigkeit von 207 Fuss auf. Die Gypse sind geschichtet; ihre Masse ist theils rein, theils durch Mergel verunreinigt. Der reine Gyps zeigt sich späthig, faserig oder dicht, bald farblos, bald gelb oder roth gefärbt. An mehreren Orten, so besonders am westlichen Abhange des Hausberges und am Jenzig bei Wogau trifft man braune Gyps-Krystalle im dichten Gypse eingeschlossen, welche demselben ein porphyrartiges Aussehen verleihen. Die sogenannten Teufelslöcher — in der Sagenwelt des Saalthales keine unbedeutende Rolle spielend — sind Schlotten, wie man sie auch im Gypse anderer Gegenden kennt.

Die bunten Mergel sind, namentlich am Hausberge und am Jenzig, in nicht geringer Mächtigkeit entwickelt. Sie enthalten manche untergeordnete Lagen, von welchen besonders zwei Dolomit-Bänke — die Rhizocoralliumdolomite — Erwähnung verdienen. Unter den, — hauptsächlich am Hausberge häufigen — organischen Resten sind zu nennen: Rhicocorallium jenense, Myophoria Goldfusii und Cucullaea nuculiformis; ferner kommen Fisch-Schuppen und Saurier-Knochen vor.

2. Die Formation des Muschelkalkes wird durch Kalk-Schichten vertreten, zwischen welchen Mergel, Strontian, Hornstein und Kohle in

unbedeutender Menge sich zeigen. — Ein grosser Theil der Kalk-Schichten scheint der Wellenkalk-Gruppe anzugehören; die untersten Glieder der Formation werden als „Cölestin-Schichten“ bezeichnet. Die Einlagerung des Cölestins in den Muschelkalk ist keine allgemeine und regelmässige; die einzigen bis jetzt bekannten Fundorte dieses Minerals sind Wogau, Zwetzen, Dornburg, Wöllnitz und der Gleisberg. Der Cölestin kommt, wie bekannt, theils in ausgezeichneten Krystallen vor, theils in faserigen Massen; letztere viel häufiger. — Die Cölestin-Schichten enthalten viele organische Reste, unter welchen Saurier-Knochen und Mollusken vorwalten. Ueber den genannten Schichten treten noch allenthalben Wellenkalk-Bänke auf, welche sich bald ganz arm, bald reicher an Versteinerungen zeigen. Zu den charakteristischen gehören: Myophoria vulgaris und Avicula socialis.

Der obere Muschelkalk unterscheidet sich vom unteren durch dickere und ebenere Schichtung und besonders durch das Vorkommen von Terebratula vulgaris, welche man in den unteren Muschelkalk-Schichten der Umgebungen Jena's nie gefunden hat. Die unterste Abtheilung dieser Gruppe bildet der sogenannte Terebratuliten-Kalk, durch die eben genannte Versteinerung charakterisirt, ausser welcher noch Encrinites liliiformis am häufigsten sich zeigt. Auf den Terebratuliten-Kalk folgen, in ansteigender Ordnung, eine Wellenkalk-Bank und dann der sogenannte Schaumkalk. Letzterer ist wesentlich von allen Gliedern der Muschelkalk-Formation in den Umgebungen Jena's verschieden — ein löcheriger, hellockergelber oder gelblichgrauer Kalkstein, der beim Zerschlagen mit dem Hammer einen hellen Klang gibt und sich leicht zermahlt. Desshalb führt er bei den Steinbrechern jener Gegend den Namen „Mehlbatzen.“ Die Mehrzahl der im Schaumkalk vorkommenden Petrefacten gehört den Mollusken an. — Die Schichten, welche den Schaumkalk zunächst überlagern, sind überall von sehr geringer Mächtigkeit. — Im Rauhthale treten dolomitische Kalksteine auf, welche der vielen Saurier- und Fisch-Reste wegen, den Namen Saurierkalk führen. Dieselben sind meistens gut erhalten. Besondere Erwähnung verdient unter den Fisch-Ueberbleibseln der Kopf des Saurichthys tenuirostris, der sich bis jetzt nur bei Jena gefunden hat. Der Saurierkalk wird von einer dünnen Schichte oolithischen Kalksteines bedeckt. Es folgt nun die Aufzählung noch anderer kleiner, mehr isolirter Muschelkalk-Ablagerungen.

3. Die Keuper-Formation. Am Abhange und in der Nähe des Schösserberges erscheinen über dem Muschelkalk Glieder der Lettenkohlen-Gruppe, deren Mächtigkeit aber eine sehr unbedeutende ist.

Von besonderem Interesse sind die Schlüsse, welche der Verf. aus der Vertheilung der Petrefacten in den Triasschichten der Umgebungen von Jena zieht. Durch den ganzen Muschelkalk sind verbreitet: Turbinites dubius; Myophoria vulgaris und Avicula socialis, letztere am häufigsten. Auf die untersten (Cölestin-) Schichten des Muschelkalkes beschränkt ist Pecten tenuistriatus; für die obere Abtheilung des unteren Muschelkalkes ist bezeichnend Monotis inaequivalvis und Cidarites grandaevus. Von der Mitte des untern Muschelkalkes an bis zum Schaumkalke ist Plagiostoma lineatum häufig; in tieferen oder höheren Schichten findet sich dieselbe gar nicht oder höchst selten. In den Schichten über dem Saurierkalk erscheint Plagiostoma striatum und Avicula Bronnii. Nur den höchsten Muschelkalk-Schichten (d. h. der letzten fünfzig Fusse) gehört die gewöhnlichere und grössere Varietät von Ammonites nodosus, dann Nautilus bidorsatus, Pecten reticulatus. In grosser Zahl zusammen finden sich besonders: Terebratula vulgaris, Avicula socialis, Buccinum gregarium und B. turbilinum so wie Encrinites liliiformis und Pentacrinites dubius. Ueber und unter dem Muschelkalk, nicht in demselben, kommt Myophoria Goldfusii vor.

Das nun folgende, ausführliche Verzeichniss der Petrefacten, welche man in den Trias-Schichten bei Jena findet, lässt sich auszugsweise nicht gut mittheilen, wie auch das über die Lagerung der Trias-Schichten Bemerkte, weil Karte und Profile hiezu nothwendig sind.

Die Anschwemmungen im Saalthale sind von dreierlei Art: 1) Steinblöcke, zu gross, als dass sie durch den Stoss eines, wenn auch starken Stromes hätten fortbewegt werden können; 2) Geschiebe, Sand und Lehm; 3) Schutt, von den nachbarlichen Höhen herabgeschwemmt. — Die Geschiebe der ersten Art sind am seltensten und finden sich nur vereinzelt; es sind vollkommen zugerundete Blöcke von Granit, Gneiss, Glimmerschiefer und Braunkohlensandstein, einen halben bis mehrere Quadratfuss gross, nebst kleinern Feuerstein-Knollen. Von diesen Gesteinen sind nur die beiden letztgenannten, Feuerstein und Braunkohlensandstein, dem Thüringer Walde und Fichtelgebirge fremd; aber ihr gemeinschaftlicher Ursprung mit den Findlingen der norddeutschen Ebene wird durch die Thatsache, dass sie gegen die Ebene zu immer häufiger werden, bewiesen. Bei den Stromanschwemmungen ist zu erwähnen, dass sich dieselben sämmtlich goldhaltig zeigen; das Gold ist fein im Sande vertheilt oder in den Tiefen eingesprengt, und hat wohl seine ursprüngliche Lage in der Grauwacke und den ihr untergeordneten Gesteinen. — An verschiedenen Punkten um Jena treten Süsswasserkalke auf, reich an Schnecken-

und Pflanzen-Abdrücken. Die Mächtigkeit solcher Kalk-Ablagerungen ist indess nie bedeutend; sie beträgt höchstens zwanzig Fuss.

Den Schluss der eigentlichen geologischen Abtheilung dieses Werkes bildet eine chemische Zusammenstellung mineralogisch-geognostischer Vorkommnisse der Umgebungen Jenas.

An dieselbe reiht sich die in hohem Grade wichtige und interessante Mittheilung Schleiden's über die fossillen Pflanzenreste des jenaischen Muschelkalkes. In dem an Saurier-Knochen so reichen Muschelkalk haben sich neuerdings Pflanzenreste gefunden. Es ist hauptsächlich ein eigenthümliches Pflanzengeschlecht, wohl keiner Pflanze der Jetztzeit vergleichbar, welche Aufmerksamkeit erregt; auch unter den fossilen Pflanzen der Urwelt kommen keine vor, denen man diese nur anreihen könnte. Der Verf. glaubt sie als neues Genus ansehen zu müssen, und nennt dieselben Endolepis. Wegen des Weiteren, so wie der vorhergehenden schönen Bemerkungen Schleiden's über Muschelkalkkohle verweisen wir auf das Werk selbst, so wie auf die Abbildungen (Taf. V. 1—29), welche, wie auch Profile und Karte wohl ausgeführt sind.

Als Leitfaden zu Excursionen in die Umgebungen Jenas dürfte vorliegendes Werk noch besondors geeignet sein.

G. Leonhard.

Der Egsterstein in Westphalen. Nochmals besprochen von H. F. Massmann. Nebst getreuen Abbildungen von Ernst v. Bandel. Weimar, Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs. 1846. — IV und 25 Seiten auf feinem Papiere in gr. 4.

Westphalen, welches, wie kaum ein anderes deutsches Land, rein von fremden Einflüssen geblieben, ist reich an Ureigenem, an Volks- und Ortssagen, Rechtsgebräuchen, Sitten und Aberglauben, Mährchen, Liedern und Sprichwörtern, und auch an Riesen- und Hühnengräbern. In keinem andern deutschen Lande haben Gebräuche und Cultur noch jetzt so viele Aehnlichkeit mit dem Deutschland, von welchem uns Tacitus ein so erhabenes Bild gibt, als in Westphalen. Zu seinen vielen Merkwürdigkeiten gehören zumal auch jene grauweissen Sandsteinfelsen, welche von Alters her Egster- (Eggester-) oder Externsteine heissen. Eine Viertelstunde von dem Städtchen Horn und zwei kleine Stunden von Detmold entfernt, streichen und senken sie sich — „auf geschichtlich geheiligtem Boden", auf dem Hermann den Varus

schlug, — von Südost nach Nordwest, in der Mitte der frischesten Buchen-, Linden- und Eichwaldberge, wie eine lange kerzengerade, tief und breit geklüftete Felsenwand dastehend. Man zählt ihrer dreizehn; aber die fünf nordwestlichsten derselben bieten sich in ihrer nackten und lichten Masse dem Auge vorzugsweise dar und scheiden, als mehr oder minder zusammenhängend, das nach Horn weithin sich dehnende Kreissthal fast gänzlich von der andern unmittelbar hinter ihnen sich aufthürmenden Berg- und Waldseite. Erst seit dem Jahre 1815 ist ein bequemer Durchgang zwischen diesen Felsen, und zwar zwischen dem dritt- und viert-westlichsten, für die Strasse zwischen Horn und Paderborn gebrochen, während man früher auf tiefem sumpfigten Wege den nordwestlichsten Felsen umfahren musste. Doch der südöstlichste jener fünf Felsen enthält nichts in Hinsicht auf Kunst oder Geschichte Merkwürdiges. Auch der Felsen diesem zunächst nach Westen zu trägt bloss auf seiner Spitze einen merkwürdig schräg schwebenden Stein von noch etwa 5 Fuss Breite, einen jener Wackelsteine, welcher aber nun der Vorsicht wegen mit Eisenklammern befestigt ist. Unser volles Interesse ziehen allein die drei nordwestlichsten, jetzt durch die Strasse von den übrigen abgesonderten, dieser Felsenmassen auf sich, von denen der gegen N.-W. äusserste, wohl 40 bis 50 Fuss tiefer als der südöstlichst liegende, Felsen mindestens 110 Fuss ist. Richten wir nämlich unsre Blicke auf dieselben, so stellet sich vor allem an der senkrechten Aussenseite des mittlern dieser drei Felsen eine halb erhabene in denselben eingehauene Arbeit dar, das älteste Skulptur-Werk, welches Deutschland von solcher Ausdehnung hat. Es sind zwei Darstellungen: unten an dem Felsen umwindet eine Schlange zwei kniende und mit aufgehobenen Armen und Händen zum Himmel flehende Menschengestalten, einen Mann und ein Weib, sie in wildem Grimme erdrückend, und wie triumphirend zu beiden Seiten den weit aufgesperrten Rachen und den langen geringelten Schweif ausbreitend. Ueber dieser Gruppe und gesondert von derselben ist ein grosses Basrelief einer Kreuzesabnahme von 12 Fuss 6 Zoll Breite und 11 Fuss 9 Zoll Höhe: es erhebt sich ein hohes Lateinisches Kreuz mit dem Querbalken und steht links an demselben und sich mit dem rechten Arme an den letztern festhaltend Joseph von Arimathia auf einem Lehnstuhle. Er hat so eben den Leichnam Christi von dem Kreuze gelöset und herab gelassen, und Nicodemus zum Kreuze gewendet, nimmt denselben auf seine linke Schulter in Empfang. Der noch nicht ganz erstarrete Leib des Herrn beugt sich über die letztere und seine Arme hängen schlaff hinter

dem Rücken des Nicodemus hinab. Hinter diesem steht auch noch Maria, welche des guten Meisters theures Haupt mit ihren beiden Händen sanft stützet. Ihr gegenüber, hinter dem Joseph, schaut man den Johannes, wie er in tiefstem Schmerze den Kopf zur Klage senkt und die Rechte erhebt, in der Linken aber das Buch des Trostes, das Evangelium, an sein Herz drückt. Ueber dem Querbalken des Kreuzes aber thronet Gott der Vater, in dem linken Arme die in Kindesgestalt dargestellte Seele des zu ihm empor gestiegenen Sohnes sammt einer Siegesfahne an sich schliessend und, bei ausgestrecktem rechten Arme, mit dem Zeige- und dem Mittelfinger auf den eingebornen Sohn hinab weisend; während, etwas tiefer unter ihm und zu beiden Seiten der Enden des Kreuzes-Querbalken, Sonne und Mond wehmuthsvoll trauern. Das Ganze ist herrlich gruppirt. Aber das Sinnige der ganzen Auffassung und Erfindung wird est in der von Bandel'schen Zeichnung recht klar; und westlich von diesem wundersamen Gebilde ist ein Eingang in das Innere des zweiten Felsens und steht jenseits desselben, gleichfalls in gleicher künstlicher Vollkommenheit und wohl von demselben Meister in den Stein halb erhaben eingehauen, eine 3½ Fuss hohe Mannsgestalt in weitem Talare und mit blossem Haupte, der heilige Petrus, wie er in der Rechten den Schlüssel hält (daher auch nach Dorow von dem Volke „Petrus mit dem Schlüssel zu dem Paradiese" genannt), mit dem linken Arme aber, über den vorn das Westerhemde, das weisse Gewand, das den Getauften angethan wurde, herab hängt, nach dem Eingange hinweiset und mit dem Angesichte nach Westen schauet, als wolle er die von Westen, von Nacht und Abend Kommenden einladen, nach Morgen, zu Tag und Licht, zur Taufe auf den Tag einer neuen Sonne und eines neuen Mondes einzugehen; gleichwie es heisst bei dem Propheten Jesaias (30, 26): „Und des Mondes Schein wird seyn wie der Sonnen Schein, und der Sonnen Schein wird siebenmal heller seyn, denn jetzt; zu der Zeit, wenn der Herr den Schaden seines Volks verbinden und seine Wunden heilen wird." (Man vergl. z. B. auch 1. Cor. 15, 41.) Zugleich führt an dem niedrigsten Felsen, rechts von der durchgehenden Landstrasse, auf seiner rechten Seite eine in den Stein selbst gehauene Treppe von 78 Stufen auf seinen Rücken und von diesem geht eine jetzt eiserne Brücke auf den nächsten Felsen rechts hinüber zu einer in denselben selbst eingehauenen obern Kapelle, deren Boden sich 70 Fuss über der Erde befindet. Diese Kapelle ist nun oben offen und nicht mehr überdacht, sie empfing durch ein dem Eingange gegenüber wenigstens 6 Fuss durch den Felsen führendes rundgewölbtes Fenster ihr Licht. An ihren

beiden Seiten, westlich und östlich, treten zwei rundgewölbte Flachblenden in den Felsen zurück, und mitten in der östlichen Flachblende steht ein, schöne Verhältnisse an sich tragender, aus dem Felsen selbst gehauener und mit demselben an seiner Rückenwand und seinem Grunde zusammenhängender Altar oder vielmehr „Beichttisch", neben dem rechts und links Raum genug zum Knien vorhanden ist und welchem ein nach aussen enger zugehendes Rundloch über ihm Licht brachte. Auf der linken Seite befindet sich an der linken Seiten-Felswand ein Loch von 4 Zoll Breite und 3 1/2 Zoll Tiefe, das durch ein Gegitter verschlossen werden konnte. Hinter der Altarwand, gerade an dem Ueberhange des Felsen, führen rechts herum einige frei liegende Steinstufen auf den überhangenden Felsen selbst. Auf diesem endlich befindet sich oben ein viereckiges Loch, in dem ursprünglich wohl ein Kreuz gestanden haben mag, durch welches sich der ganze wunderbare heilige Bau schloss. Denn wohl mögen ausser dieser Kapelle, wie man aus deutlichen Spuren von eingehauenen und früher wohl überbaut gewesenen Plätzen schliessen darf, noch drei andere Kapellen oben, also im Ganzen vier Kapellen oben gewesen seyn. — Ausser diesen aber enthält der Felsen noch weiter eine untere Kapelle. Wenden wir uns nämlich zu dem niedrigsten Felsen westlich zurück, so steht zunächst vor diesem und mit demselben zusammenhängend die sogenannte Kanzel mit wenigen gleichfalls in den Felsblock selbst gehauenen schmalen Stufen von 1 1/2 Fuss Höhe. Der darauf rechts folgende Felsen bietet zunächst links eine gleiche in den Felsen gehauene längere Treppe dar, welche zu einer nur noch durch neuere Steinbankumgebung um einen neuen grossen Steintisch (doch war auch dieser ausgebesserte Tisch schon älter, 1660) gekennzeichneten Felssprengung führt. Wieder hinab gestiegen, gelangt man, immer weiter rechts vorschreitend, zu der beschriebenen steinernen Gestalt des P e t r u s. Der Eingang östlich von ihm, in den er hineinweiset, führt durch einen rechts mit einer Lichtöffnung versehenen in den Felsen gehauenen Gang in einen grossen Flächenraum von 34 Fuss Länge, 11 Fuss Breite und 10 Fuss Höhe in die untere Capelle; und in derselben fällt sogleich links an dem Boden ein in die Felswand selbst zurückspringendes 1 Fuss 9 Zoll tiefes und 4 1/2 Fuss breites rundes Becken auf. Gegenüber aber zur Rechten bringen zwei grosse Oeffnungen von verschiedener Breite, mit Rundbögen, eine schmalere, zu welcher aussen drei Stufen hinauf führen, und eine breitere mit zwei Säulen zu ihren beiden Seiten inwendig, Luft und Licht zu.

(Schluss folgt.)

Massmann: Der Egsterstein in Westphalen.

(Schluss.)

Und an dem Ende dieser Kapelle lenkt rechts um, in den hier vorspringenden Felsen, ein weiterer Nebenraum von 12 Fuss Länge und 6 Fuss Breite, welcher an seinem Ende gleichfalls mit einem dritten, gleichfalls rundbogigen Lichtdurchbruche oder Fenster versehen ist. Dazu ist rechts neben dem letztern Fenster höher in den Felsen sogar noch ein viertes gleichfalls rundbogig ausgehauenes Fenster, zu dem aber kein weiterer Zugang führt und hinter dem nur ein sonst verbindungsloser Raum sich befindet. — Aussen, unfern des letztern, nur tiefer unten an dem grünen Hügelabhange, ist gleichfalls sauber aus dem Felsen selbst, unter grossem Rundbogen, das Grab Christi, über 6 Fuss lang und über 2 Fuss tief, mit für des Leichnams Haupt und Schultern besonders bestimmten Einschnitten, gearbeitet. Ueber jenem schmalen erstern Ausgange mit den drei Stufen befindet sich aussen eine Vertiefung in der Form eines Adlers, die nach oben seichter wird, so dass der Kopf der eingesetzt gewesenen Adlergestalt frei heraus geragt haben muss. Und auswendig endlich rechts von dem Basrelief der Kreuzesabnahme sind noch zwei Vertiefungen in dem Felsen, eine grössere von $1\frac{1}{2}$ Fuss Durchschnitt, wohl einst ein Weihwasserbecken, und eine kleinere darüber für eine Lampe.

Das sind die Egstersteine in Westphalen nach der allein ganz richtigen Zeichnung von von Bandel und berichtigten Auffassung von Massmann. Sie haben nämlich bisher schon Viele beschäftigt. Viele auch haben Zeichnungen und Beschreibungen derselben gegeben. Allein es herrschten in beiden grosse Unrichtigkeiten, und fand bisher noch gar keine vollkommen richtige Aufnahme und Abbildung dieser merkwürdigen Felsen statt. Diess bestimmte den Bildhauer Ernst von Bandel, der um des Armin's-Denkmales willen nun schon in das achte Jahr in dieser Gegend weilt, eigenhändig, an Ort und Stelle, zumal eine genaue und hinlänglich grosse Zeichnung des Basreliefes der Kreuzesabnahme mit der pünktlichsten Treue zu fertigen; und da Herrn Massmann eine amtliche Reise in den jüngsten Octobertagen nach Westphalen und in die

Nähe von Detmold führte, so versäumte derselbe nicht, mit Herrn Ernst von Bandel und dessen Zeichnung selbst an Ort und Stelle zu gehen, dort die ganze Sache nochmals zu untersuchen, und dann öffentlich in der obengenannten uns hier vorliegenden trefflichen Schrift zu besprechen. Er zeigt mit seinem Geiste und der ihm eigenen wissenschaftlichen Gründlichkeit offen alle Fehler und Missdeutungen seiner Vorgänger seit 1564 bis auf Gottfried Kinkel (Geschichte der bildenden Künste bei den christlichen Völkern, erste Lieferung, Bonn 1845, S. 239 und 240) herab und gibt überall das Wirkliche und Wahre, handelnd in sechs Abschnitten von der Kreuzesabnahme, den Felsen und Kapellen, dem Alter des Basreliefs, dem Alter der Kapelle, und dem Namen des Egstersteines, und noch ein Nachwort über den Kunstwerth der Kreuzesabnahme und verwandte Darstellungen in einem Bamberger Missale vom Jahre 1014 auf der K. Hofbibliothek zu München und in der Wallraff'schen Sammlung zu Köln am Rhein und einen Anhang von fünf Urkunden von dem Egstersteine hinzufügend. Aus allem ergibt sich, dass der Egsterstein ursprünglich ein uraltes heidnisch-sächsisches religiöses Heiligthum ist, in dem man wohl schon heilige Weihen und Taufen vornahm, gleichwie ja auch die alten Deutschen Geburts- und Tauffeste feierten, bei denen das neugeborne Kind von angesehnen Leuten mit reinigendem Wasser begossen wurde und entweder nach verehrten Männern oder nach den Vorfahren seinen Namen erhielt. Als die Sachsen bekehrt wurden, wandelte man das heidnische Heiligthum in ein christliches um, indem man es reinigte und neu weihte; denn das war die ausdrückliche Anordnung der klugen Päpste, dass man solche heidnische Heiligthümer nicht zerstörte, sondern nur zu christlichen machte, damit sie die zu Christen gewordenen Heiden um so lieber besuchten, ja damit die Heiden um so freudiger selbst zu Christen wurden. Zugleich stellte man an unsre Egstersteine den heiligen Petrus hin und schmückte das heidnische Heiligthum aussen mit dem schönen Basrelief der Schlange und Kreuzesabnahme. Wann dieses geschah, lässt sich jedoch nicht mit Gewissheit bestimmen. Inwendig in der untern Kapelle aber ist eine erst von Massmann entdeckte und bekannt gemachte Inschrift eines Heinrich, — sei es der Bischof Heinrich von Paderborn oder der Kaiser Heinrich V., von dem Jahre 1115, und aus einer Paderbornischen Urkunde geht hervor, dass das Basrelief schon in dem Jahre 1093 bestand. Gottfried Kinkel hält es für wahrscheinlich, dass Mönche des benachbarten unter Ludwig dem Frommen gestifteten Klosters Corvey die Urheber desselben seien. — Die Bedeutung des Namens dieser Steine hat

man bisher sehr verschieden erkläret, besonders von dem Vogelnamen Elster, als ob er Elstersteine, oder von der Göttin Eastre oder Ostara, als ob er rupes Eostrae bedeute. Massmann versucht eine neue Ableitung, das Wort theilend in Agis-ter. Ter ist Thür, Pforte, Thor, und Agis Schrecken. So würde also Agis-ter Schreckensthor bedeuten. — In dem Basrelief selbst endlich sieht Massmann zwei, und, wenn man will, drei in der Geschichte und Schrift geschiedene Momente verbunden: einmal den Tod Jesu: Es ist vollbracht, der Sohn ist zu dem Vater heimgegangen, der so eben seine Seele in Kindesgestalt in Empfang genommen; — sodann die Abnahme vom Kreuze; — und drittens das Harren der Geister in der Hölle auf des lang ersehnten Siegers Niederfahrt. — — Wie aber, wenn wir vielmehr dächten an die Worte der heiligen Schrift (1 Mos. 3, 15.), welche Gott der Herr zu der Schlange sprach: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen;“ und wenn wir sehen: zunächst den Sieg der Schlange über die Menschen, über Adam und Eva, wie sie diese nach Erlösung die Hände zum Himmel Aufhebenden, in dem Sündenfalle, umschlingt und festhalten und ganz zu eigen behalten will; — dann der Schlange Streben selbst gegen den Erlöser, wie sie ihn, in seiner boshaft gewaltsamen Kreuzigung, gleichsam in die Ferse sticht, so dass Sonne und Mond, die selbst sich auch nach Erlösung sehnende Kreatur, schon zu trauern beginnen; — und den Triumph Christi über die Schlange gerade durch seine freiwillige Hingabe in den Tod, wie seine unbesiegbare Seele auf dem Kreuzeswege in die Arme seines Vaters sich hoch über alle Welt empor hebt und aus des Vaters Händen die Siegesfahne empfängt, die nun triumphirend weht und mehr und mehr alle Welt überwindet? — Wir erinnern bloss noch an Jes. 33, 23 und 24. **Karl Wilhelmi.**

Histoire de l'Artillerie 1. partie. Du feu Grégeois des feux de guerre et des origines de la poudre à canon d'après des textes nouveaux par M. Reinaud, membre de l'institut, professeur de langue Arabe etc. et M. Favé Capitaine d'artillerie, ancien elève de l'école polytechnique, avec un atlas de 17 planches. Paris. J. Dumaine. 1845. 285 S. 8.

Ein Werk wie das voliegende, das so verschiedenartige Kenntnisse erfordert, konnte nicht gut von einem einzigen Verfasser mit ge-

nügender Gründlichkeit auf der einen und leicht fasslicher Klarheit und Bestimmtheit auf der andern Seite ausgeführt werden; diess sah Herr Favé, der sich längst schon mit allen Theilen der Artilleriegeschichte beschäftigt, wohl ein; er wendete sich daher an einen der berühmtesten und thätigsten Orientalisten unserer Zeit, dem schon vermöge seiner Studien über die Kriege der Kreuzfahrer gegen den Islam dieser Gegenstand nicht fremd sein konnte, um nähere Auskunft über die Hilfsmittel zu erhalten, welche die arabische Literatur zur Lösung seiner Aufgabe biete. Hr. Reinaud theilte seinem Mitarbeiter eine arabische Handschrift der königlichen Bibliothek zu Paris mit (No. 1127), deren Titel ist: „Das Buch der Ritterkunst und der Kriegswerkzeuge", von Nedjm Eddin Hasan Arramah in den Jahren 1285—1295 unsrer Zeitrechnung verfasst. Diese Mittheilung war Hrn. Favé um so erwünschter, als der Text, welchen Hr. Reinaud ins Französische übersetzte, von zahlreichen colorirten Abbildungen begleitet ist, welche die meisten zu jener Zeit gebräuchlichen Brandwerkzeuge darstellen. Eine kleine Erleichterung in dieser höchst schwierigen Arbeit, zu der die gewöhnlichen philologischen Hilfsmittel nicht ausreichen, fand der Uebersetzer in der arabischen Handschrift No. 643 derselben Bibliothek, in der zwar der Titel etwas verschieden lautet, auch kein Verfasser genannt ist, die jedoch dem Inhalte nach mit der obigen vollkommen übereinstimmt. Aus diesem Werke liess sich nun der Zustand der arabischen Kriegskunst gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung mit Bestimmtheit entnehmen, es blieb aber noch zu untersuchen übrig, auf welchem Wege die Araber zu so weit vorgerückter Kenntniss in dem Gebrauche der verschiedenen Kriegsmaschinen und der Zubereitung der mannigfaltigen Brandstoffe gelangt waren. Den besten Aufschluss über letztere Frage fand Hr. Reinaud in dem von Sontheimer übersetzten Wörterbuche der Arzneimittel aus dem Pflanzen- und Mineralreiche von Abd Allah Ibe Beithar und in einem andern medicinischen Werke (No. 1072) von Jusuf Ibn Ismail Aldjuni, der ohngefährr ein halbes Jahrhundert später als Ibn Beithar lebte und diesen erklärte und ergänzte. Mit diesem morgenländischen Apparate auf der einen und der umfassenden Kenntniss des Hrn. Favè, auf dem Gebiete der abendländischen Kriegsgeschichte auf der andern Seite, war es möglich, zu den wichtigen Resultaten zu gelangen, welche uns in diesem Werke in neun Abschnitten geboten werden. Das erste ist überschrieben: „Du salpêtre dans l'antiquité. Des compositions incendiaires et des instrumens servant à leur usage, chez les arabes du 13. siècle."

Hr. Reinaud widerlegt nicht nur in diesem Kapitel die irrige Meinung, als haben die Araber im 13. Jahrhundert das Schiesspulver gekannt, sondern weisst auch nach, wie dieser Irrthum entstanden. Man hat nämlich dem in ältern Werken vorkommenden Worte Barud die Bedeutung „Schiesspulver“ gegeben, die es allerdings jetzt bei den Arabern, Persern und Türken hat, während es früher nichts anderes als „Salpeter“ bedeutete. Die Araber gebrauchten allerdings früher schon verschiedene Mischungen von Schwefel, Salpeter und Kohlen zu ihren Feuerwerken und Kriegsbrändern, doch nur als Zündstoff, aber nicht als Wurfkraft oder Verpuffungsmittel, was wahrscheinlich von der mangelhaften Läuterung des Salpeters herrührt. Das Wort barud leitet Hr. Reinaud mit vieler Wahrscheinlichkeit von dem Hebräischen ברד (Hagel) ab, dem es durch die Krystallisirung ähnlich wird. Auf die Beschreibung der verschiedenen Zusammensetzungen der Feuerwerke und Zündmaterialien folgt das zweite Capitel: „Effets des compositions incendiaires employées par les Arabes à la guerre.“ Hier werden nun zuerst mehre Stellen aus Joinville's Geschichte des heiligen Ludwig mitgetheilt und erläutert, in welchen er von dem Versuche der Franzosen im Jahre 1248, den Nil bei Mansura zu überschreiten, handelt, und aus dem hervorgeht, dass die Muselmänner damals keine andere als die von Hasan Rammah beschriebenen Feuerwaffen gebrauchten. Es folgen dann Auszüge aus andern Geschichtswerken über die Kreuzzüge, welche alle darthun, dass die Araber die projective Kraft des Pulvers nicht kannten, obgleich sie dem Feinde allerlei Pechgränze, Feuertöpfe und Granaten zuschleuderten. Die Stellen, aus welchen Casiri Pulver und Kugeln herauslesen wollte, werden angeführt und richtig erklärt. Nach Ibn Chaldun hätte zwar Abu Jusuf, der Sultan von Marokko, schon im Jahre 1273 bei der Belagerung von Sidjilmessa den wahren Gebrauch des Pulvers gekannt, Hr. Reinaud glaubt aber, dass dieser Verfasser, weil zu seiner Zeit der Gebrauch des Schiesspulvers kein Geheimniss mehr war, in der Beschreibung der verschiedenen Belagerungswerkzeuge nicht genau war und leicht ein zu seiner Zeit gebräuchliches auf eine frühere übertragen konnte. Er glaubt diess um so mehr, da in dem ältern Kartas, wo diese Belagerung beschrieben wird (S. 209 der Ausg. v. Tornberg), nur von Wurfmaschinen die Rede ist, welche Feuerraketen und dergleichen in die Stadt schleuderten. Endlich beweisst noch die oben genannte Handschrift No. 1072, dass im Jahre 1311 das Schiesspulver noch nicht gekannt war. Aus J. Chaldun kann daher nur mit Bestimmtheit gefolgert werden, dass es gegen das Jahr 1384 als Wurfkraft gebraucht ward.

Das dritte Capitel enthält: „Le feu Grégeois chez les Grecs du Bas-empire. Origines de la chimie chez les Arabes." Die Untersuchungen über diese beiden Gegenstände hängen eng zusammen, weil man bisher, nach Höfers Geschichte der Chemie, glaubte, man sei zu Gebers Zeit schon in der Zubereitung des Salpeters so weit gewesen, als zur Zeit des Marcus Graecus, der nach der hier ausführlich begründeten Ansicht des Hrn. Reinaud vor dem 13. Jahrhundert lebte, dessen Werk „liber ignium ad comburendos hostes" jedoch erst nach den ersten chemischen Arbeiten der Araber seine gegenwärtige Gestalt erhielt. Geber's (Djabir) Werk ist entweder nicht genau übersetzt worden, oder die ihm zugeschriebene Arbeit rührt von einem spätern Verfasser her. Er selbst war ein Zeitgenosse des Imam Djafar Assadik, der ein grosser Liebhaber der Chemie und Magie war und dessen Tod in das Jahr 765 fällt. Sein Vorgänger unter den Arabern soll Chalid, der Sohn des Chalifen Jezid I. gewesen sein, in dessen Namen Merwan die Regierung übernahm, den er aber dann zu Gunsten seines Sohnes Abd Almalik von der Thronfolge ausschloss. Chalid soll viel von einem griechischen Mönche Namens Marianus oder Murienos gelernt und seine wissenschaftlichen Unterredungen mit demselben in arabischer Sprache aufgezeichnet haben. Diess ist das Werk, welches Robertus Castrensis unter dem Titel „liber de compositione alchemiae" ins Lateinische übersetzt und Manget in seiner „bibliotheca chemica curiosa" (Genf 1702 T. I. p. 509 u. ff.) herausgegeben hat. Ob übrigens dieses Werk wirklich von Chalid herrührt, ist eben so ungewiss, als dass Geber wirklich der Verfasser der zahllosen chemischen Bücher sei, die seinen Namen tragen. Durch die Vergleichung des Hasan Rammah mit Marcus konnte die Zeit, in welcher dieser lebte, näher bestimmt werden und aus seinem Buche ersehen wir am besten, wie das Gregorische Feuer zubereitet wurde, mit dem, nach byzantinischen Quellen, die Griechen im Jahre 673 durch einen gewissen Calinicus bekannt gemacht wurden.

Das vierte Capitel enthält: „Notions d'Albert le Grand, de Roger Bacon et des Alchimistes de l'Occident, sur la composition incendiaire et sur la poudre à canon" und das fünfte, eigentlich eine Fortsetzung des vierten bildend: „De la transition des compositions incendiaires à la poudre à canon et de l'origine des mots bombarde, canon et baston à feu."

Weder Albert der Grosse noch Baco sind, wie unsre Verf. darthun, die Erfinder des Schiesspulvers, ja sie haben nicht einmal zur Erfindung desselben beigetragen, denn es ergibt sich aus zahlreichen Stellen

ihrer Schriften, dass sie weder die Zubereitung noch Reinigung des Salpeters verstanden. Aus ihren Werken erhellt aber auch, dass zwar die Zubereitung von verschiedenen Kriegsfeuern den gelehrten Christen ihrer Zeit nicht fremd war, dass aber die damals gesetzgebende Kirche es für unerlaubt hielt, von Erfindungen Gebrauch zu machen, die sie der Magie zuschrieb. Zur Aufklärung des Gegenstandes, welcher den Inhalt des fünften Capitels bildet, werden zahlreiche Stellen aus einem in Paris 1561 gedruckten Buche citirt und erläutert, welches zwar den allgemeinen Titel führt: „livre de canonerie et artifice de feu", das aber nur eine Sammlung mehrerer Abhandlungen von verschiedenen Autoren enthält, aus denen sich die allmähligen Fortschritte in der Zubereitung des Salpeters, des Pulvers und verschiedener Feuerwerke nachweisen lassen.

Im sechsten Capitel: „Les compositions incendiaires chez les Chinois" wird als unzweifelhaft angenommen, dass die Chinesen zuerst die Zubereitung des Salpeters kannten und wahrscheinlich auch dessen Gebrauch zu Feuerwerken, die Läuterung desselben, so wie dessen Wurfkraft war ihnen aber, zur Zeit, als die Araber ihre Schüler waren, noch unbekannt und im 13. Jahrhunderte wurden sie sowohl von den Arabern als den Abendländern in der Zubereitung von Kriegsfeuern schon übertroffen.

Das siebente Capitel enthält: „Explication des effets attribués au feu Grégeois" und das achte „Quelques conjectures sur la contrée où s'est fait le premier emploi de la poudre à canon." Wir übergehen den nähern Inhalt des siebenten und theilen nur das Resultat des achten Capitels mit, das namentlich aus der lateinischen Handschrift No. 7239 der königlichen Bibliothek zu Paris geschöpft wird. Diese Handschrift kam aus Constantinopel, wohin sie wahrscheinlich während eines Krieges der Türken in Ungarn gebracht wurde. Eine Karte, welche auf dem letzten Blatte dieser Handschrift sich befindet, dient zur Bestimmung der Zeit, in welcher dieses Werk über die Kriegsmaschinen verfasst wurde. Die Türken haben die Donau noch nicht überschritten, sie besitzen schon Adrianopel, aber die Griechen sind noch Herrn von Constantinopel, Pera, Selymbria und Heraclea. Burgas gehört schon den Osmanen, Belgrad aber noch den Christen. In der Gegend von Varna sind zwei Städte angedeutet ohne Namen. Varna hätte dem Verfasser nicht unbekannt sein können, wenn seine Karte nach der grossen Schlacht bei Varna im Jahre 1444 gezeichnet worden wäre. Vor 1384 kann sie indessen auch nicht gezeichnet worden sein, weil Sofia und mehrere Städte zwischen Adrianopel und Constantinopel, die erst Murad in diesem Jahre eroberte, schon im Besitze der Türken sind. Nicopolis, welches die Christen im Jahre

1396 belagerten, ist auf der Karte unbestimmt gelassen, so dass man annehmen kann, dass diese Handschrift gegen das Jahr 1396 verfasst wurde. Der Verfasser ist ein Italiener, der im Osten lebte und zu dessen Zeit das Schiesspulver schon etwas Bekanntes war. Aus andern Quellen wird dargethan, dass man schon im Jahre 1300 die Wurfkraft desselben kannte. Die Verfasser glauben, dass es zuerst in den Ländern zwischen Ungarn und dem schwarzen Meere gebraucht ward.

Das 9. Capitel enthält: „Les compositions incendiaires employées en Occident après l'introduction de la poudre à canon.“ Hier wird nachgewiesen, dass der Gebrauch des gregorischen Feuers auch nach der Erfindung des Schiesspulvers nicht verloren gegangen ist, dass es zuerst im östlichen und später auch im westlichen Europa angewandt ward, wo es lange Zeit ritterlicher Geist und religiöse Vorurtheile ferngehalten hatten.

Der Appendix enthält ausser verschiedenen arabischen, griechischen und lateinischen Texten noch eine Denkschrift über die chinesische Feuerwerkkunst im Laufe der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Diese gedrängte Inhaltsangabe des vorliegenden Werks, das nur durch das Zusammenwirken eines Historikers und Orientalisten mit einem Manne vom Fache auf solche Weise vollendet werden konnte, wird schon genügen, um diejenigen, die sich mit der Kriegsgeschichte des Mittelalters beschäftigen, von dessen Wichtigkeit zu überzeugen. Auch zur Geschichte der Chemie enthält diese Arbeit manchen werthvollen Beitrag, und Orientalisten schöpfen daraus Belehrung über viele technische Ausdrücke, deren Erklärung man vergebens in den gewöhnlichen Wörterbüchern sucht.

Relation des voyages faits par les Arabes et les Persans dans l'Inde et à la Chine dans le IX. siècle de l'ère chretienne. Texte Arabe imprimé en 1811 par les soins de feu Langlès publié avec des corrections et additions et accompagné d'une traduction française et d'éclaircissements par M. Reinaud membre de l'Institut. Tome I. Introduction et traduction CLXXX. et 154 pages. Tome II. Notes de la traduction et texte Arabe CCII. et 105 pages in 12. Paris imprim. roy. 1845.

Im Jahre 1718 gab der gelehrte Abt Renaudot nach einer arabischen Handschrift des Grafen Seignelay eine Reisebeschreibung heraus unter dem Titel: „Anciennes rélations des Indes et de la Chine, de deux

voyageurs Mahométans, qui y allèrent dans le 9. siècle de notre ère." Dieser Bericht der arabischen Reisenden zog gleich die Aufmerksamkeit der Gelehrten in einem sehr hohen Grade auf sich, weil er ein neues Licht über die Handelsverbindungen wirft, die zwischen Egypten, Arabien, Persien, Indien und China im neunten Jahrhunderte bestanden, und überraschte um so mehr, als bald nach der Zeit, in welcher er aufgezeichnet wurde, jeder Verkehr mit China aufhörte und erst später wieder angeknüpft wurde, als die Mongolen durch ihre Eroberungen den Osten und Westen Asiens wieder in Verbindung setzten. Da indessen diese von Renaudot übersetzten Berichte häufig von dem, was die Missionäre in ihren gelehrten Arbeiten über China mittheilten, abwichen, ward Renaudot von den Einen als ein oberflächlicher Schriftsteller gehalten, bei Andern kam er sogar, weil er die von ihm benützte Handschrift nicht näher bezeichnet hatte, in Verdacht, selbst der Verfasser dieser Reisebeschreibung zu sein. Vor etwa hundert Jahren ging indessen die von Colbert herstammende Bibliothek des Grafen Seignelay in die grosse königliche Bibliothek über, und der berühmte Deguignes entdeckte im Jahre 1764 die von Renaudot übersetzte arabische Handschrift. Im Jahre 1811 liess Langlés den Text drucken, gab ihn aber nicht heraus und man fand ihn bei seinem Tode im Jahr 1824 ohne irgend eine Einleitung oder sonstige Bemerkung. De Sacy hatte schon vor etwa 12 Jahren Herrn Reinaud aufgefordert, den nicht ganz fehlerfreien Text zu revidiren und mit Anmerkungen zu begleiten. Damals glaubte aber der eben so bescheidene als gelehrte Akademiker, sich einer so schwierigen Unternehmung nicht unterziehen zu dürfen. Inzwischen hatte er aber bekanntlich die orientalische Geographie im weitesten Sinne des Wortes zu seinem Lieblingsstudium erhoben und manche Arbeit auf diesem Gebiete zu Tage gefördert, welche ihm den Dank und die Bewunderung des ganzen gelehrten Europa sichern. Seine gründlichen Forschungen über Indien, von denen schon früher in diesen Blättern die Rede war, führten ihn dann auch wieder zu diesem merkwürdigen Reiseberichte, und er hielt es jetzt für seine Pflicht, die von Renaudot und Langlés begonnene Arbeit zu vollenden und zu verbessern. Die mangelhaften Stellen des Textes wurden berichtigt, die zweifelhaften erläutert, eine neue Uebersetzung hinzugefügt und eine Einleitung, in welcher nicht nur über diese Handschrift und ihre Verfasser nähere Auskunft ertheilt wird, sondern auch überhaupt die wichtigsten geographisch-statistischen Fragen des östlichen Mittelalters theils zur Sprache kommen, theils eine befriedigende Lösung finden.

Was zuerst die Frage über die Autorschaft dieser Berichte angeht, so hatte schon Deguignés die Bemerkung gemacht, dass manche Stellen daraus sich fast wörtlich in den goldnen Wiesen Masudi's wiederfinden, andere ähnliche fand Herr Reinaud in dem minder bekannten Werke Masudi's, welches den Titel hat: „Kitab Al Adjaib", und theilt daher auch sowohl zur Vergleichung als zur Ergänzung nach Pariser Handschriften einige Auszüge aus diesen beiden Werken mit. Diese Aehnlichkeit und der Umstand, dass Masudi sich häufig auf die Aussagen der hier genannten beiden Kaufleute beruft, liess daher Herrn Quatremère glauben, Masudi sei der Verfasser dieser Reiseberichte (s. journ. Asiat. 1839. I. 22.). Herr Reinaud gelangte aber, nach der genauesten Untersuchung aller Theile dieser Handschrift, zu einem ganz andern Resultate. Er hat zuerst nachgewiesen, dass die ersten Blätter der Handschrift verloren gegangen sind, dass aber dann, was im orientalischen Buchhandel sehr häufig vorkömmt, irgend ein Besitzer dieser Handschrift, um ihr mehr Werth zu geben, einen falschen Anfang dazu fabricirt hat, sowie auch den falschen, ganz unpassenden Titel: „Salsalat Attawarich" (Kette der Geschichte). Der wahre Titel, der sich auch vor dem zweiten Buche findet, war vielleicht: „Achbar Al-Sin Wal Hind" (Nachrichten über China und Indien). Renaudot's Titel ist auch unrichtig, indem hier nicht der Bericht von zwei Reisenden, sondern nur der des Kaufmanns Suleiman mitgetheilt wird, welcher mehrere Reisen von der Küste des persischen Meerbusens nach Indien und China gemacht. Suleiman's Erzählung bildet den Stoff des ersten Buches, das S. 59 des gedruckten Textes endigt, alles Folgende ist von dem Geographen Abu Zeid Hasan aus Siraf, am persischen Meerbusen, gesammelt worden. Abu Zeid war nie selbst in Indien, wie Renaudot und Deguignes glaubten, sondern er erklärt ausdrücklich zu Anfang des zweiten Buches, dass er das, was er gelesen und was ihm von verschiedenen Reisenden erzählt worden, zusammenstellen wollte, um das im Jahre 237 d. H. verfasste Werk von Suleiman zu berichtigen und zu ergänzen. Masudi selbst berichtet in seinen goldenen Wiesen, er habe im Jahr 303 d. H. (916) einen verständigen und unterrichteten Mann Namens Abu Zeid Mohammed Jbn Jezid getroffen, der ein Vetter des Statthalters von Siraf war und diese Stadt verlassen hatte, um sich in Bassra niederzulassen. Er berichtet ferner, dass Jbn Vahab aus Bassra vor vierzig Jahren eine Reise nach Indien und China gemacht und in der zwei Monate von der Küste entfernten Hauptstadt des Reichs sich dem Kaiser vorstellen liess, dass er dann dem Abu Zeid aus Syraf seine auf dieser Reise

gemachten Beobachtungen mitgetheilt, welcher dann ihm (Masudi) Alles wieder erzählt habe. Da nun derselbe Bericht sich im Werke des Abu Zeid wiederfindet, der ebenfalls Jbn Vahab als seine Autorität nennt, so unterliegt keinem Zweifel, dass der Verfasser des zweiten Theils dieser Berichte mit dem von Masudi genannten Abu Zeid identisch ist, obgleich er hier Hasan und dort Mohammed genannt wird. Masudi und Abu Zeid, welche demnach Zeitgenossen waren und sich kannten, mussten natürlich in ihren Erzählungen manche Aehnlichkeit haben, konnten sich aber auch gegenseitig ergänzen, weil Ersterer selbst den grössten Theil von Asien bereist, und Letzterer vielleicht mehr mit Kaufleuten aus den verschiedensten Gegenden verkehrt hatte. Nachdem nun Herr Reinaud noch einige Bemerkungen über das Alter der Pariser Handschrift vorausschickt, geht er zum zweiten Theile seiner Einleitung über und gibt zuerst allgemeine Aufschlüsse über die geographischen Kenntnisse der Araber zur Zeit, als Suleiman's Bericht niedergeschrieben ward, sodann aber über den Weg, welchen die arabischen Schiffer auf ihren Handelsreisen nach Persien, Indien und China nahmen. Er beginnt mit einer kurzen Darstellung der Schifffahrt im rothen Meere und persischen Meerbusen unter den Griechen, Römern und Persern, und geht dann zu den Arabern über. Unter den Chalifen gingen Madain, Obolla und Hira, die wichtigsten Stapelplätze der Perser, unter und an ihre Stelle traten die drei neuen Städte Bagdad, Kufa und Bassra, obgleich Kufa als Handelsstadt vielleicht die Bedeutung, welche Hira im 5. Jahrhunderte hatte, nie erreichte. Die Araber hatten schon früher von Aden und Sahar aus grossen Handel nach dem Osten getrieben, schon unter Omar soll eine Flotte nach Indien gesegelt sein, unter Welid finden wir schon Araber auf der Insel Ceylon angesiedelt und im Jahre 758 hatten sich schon so viele Araber und Perser in Canton niedergelassen, dass sie in dieser Stadt eine Empörung anzettelten und die reichsten Magazine ausplünderten, während sie um diese Zeit in Indien schon Herren von Bahman-Abad, Alor und Multan waren. Zur Erleichterung der Schifffahrt wurde der grosse Hafen von Siraf in Farsistan erbaut; hier blieben die grossen Schiffe liegen und die aus Indien und China kommenden Waaren wurden auf kleinen Schiffen nach Bassra, Bagdad, Djidda und andern arabischen Häfen gebracht. Später trat die Insel Kisch an die Stelle von Siraf und zuletzt Hormuz. Was Siraf für die schweren Schiffe war, welche den Eufrat und Tigris befahren sollten, war Deybal für diejenigen, welche für den obern Indus bestimmt waren. Deybal lag am Ufer des Meeres westlich von der Indusmündung und ward, schon im siebenten Jahrhunderte unserer Zeit-

rechnung, von einem arabischen Heere, das eine Flotte unterstützte, belagert und eingenommen. Zur Zeit als Masudi diese Länder bereiste, war der Handel von Deybal und Manssura, eine von den Muselmännern in der Nähe von Bahman-Abad gegründete Stadt, sehr bedeutend. Die Versuche der Araber im 7. und 8. Jahrhunderte, an den blühenden Küsten von Guzurate, am Meerbusen von Cambaie und Malabar Eroberungen zu machen, blieben zwar ohne Erfolg, doch hatten sich viele arabische Kaufleute in diesen handeltreibenden Gegenden niedergelassen und ihre Zahl belief sich in Seymur allein, einer Stadt, welche in der Nähe des jetzigen Bombay lag, auf 10,000 Familien, welche Moscheen bauen durften und einen eignen, von der indischen Regierung bestätigten, Kadhi hatten.

Wir können nun dem gelehrten Verf. im folgenden Theile der Einleitung, wo er die Wasserstrasse ermittelt, welche von den damaligen Handelsschiffen zwischen Arabien und China eingehalten wurde und jede in dem vorliegenden Berichte genannte Station einer nähern Erörterung unterwirft, nicht weiter folgen. Suleiman's Erzählung wird hier zu einem Rahmen, in welchen der Verf. eine Reihe von Abhandlungen über dunkle und bestrittene Punkte aus der Geschichte und Geographie Ostasiens einschliesst. Den Schluss dieser höchst belehrenden Einleitung bildet eine Untersuchung über den unter dem Namen „Sindbad's Reisen" bekannten und dem vorliegenden ähnlichen Bericht. Diese Reisen sind bekanntlich zuerst von Galland ins Französische übersetzt und als ein Theil der 1001 Nacht herausgegeben worden. Den Text fand man später in einer besondern Handschrift sowohl, als in den Handschriften der 1001 Nacht, welche zu Calcutta, Breslau und Kahiro (Bulak) gedruckt wurden. Doch finden sich wesentliche Varianten in den verschiedenen Handschriften, und der von Langlés gedruckte Text, welcher mehr geographische Nachrichten enthält, scheint später von einem Gelehrten überarbeitet worden zu sein. Da Hamza Ispahani ein Werk unter dem Titel „Sindbad" erwähnt, das unter der persischen Dynastie der Arsaciden verfasst worden, so glaubten Manche dieses Reisewerk darunter verstehen zu müssen, natürlich mit Ausnahme des Rahmens, den erst später die Araber hinzusetzten. Masudi nennt aber auch in seinen „goldnen Wiesen" ein Werk unter demselben Titel, welches aus Indien herstammte und ebenfalls in die 1001 Nacht unter der Firma: „Geschichte der sieben Weisen, oder der sieben Veziere" aufgenommen worden ist. (Bresl. Ausg. T. XII. p. 237. und Bulaker Ausg. II. 52.). Da Hamza an der erwähnten Stelle auch von griechischen und indischen Werken

spricht, so hat er wahrscheinlich letztern Roman und nicht Sindbad's Reisen gemeint. Reinaud glaubt daher, dass Diese arabischen Ursprungs sind, jedoch nicht unter Harun Arraschid, sondern erst später nach den Berichten des Suleiman und Abu Zeid verfasst wurden.

Wir benachrichtigen zum Schlusse noch die Leser dieser Blätter davon, dass Herr Reinaud bereits zwei grössere Mémoires in der Academie der Inschriften zu Paris vorgetragen hat, welche weitere historische und geographische Aufschlüsse über Indien enthalten. Die Mémoires selbst werden erst im 17. Bande der „Histoire de l'académie des inscriptions et belles lettres" erscheinen, zwei Auszüge liegen aber unter folgenden Titeln vor uns:

1) Extrait d'un mémoire historique sur l'Inde antèrieurement au XI. siècle de l'ère chretienne, d'aprés les écrivains Arabes et Persans par M. Reinaud membre de l'Institut. Paris 1845. 24 S. 8.

2) Extrait d'un mémoire géographique, historique et scientifique sur l'Inde, antèrieurement au milieu du onzième siècle de l'ère chretienne, d'après les écrivains Arabes, Persans et Chinois, par M. Reinaud, vice président. Lu dans la séance publique annuelle de l'acad. royale des inscriptions et belles lettres du 21. Aout 1846. 27 S. in 4.

Bekanntlich theilen die Brahmanen die Zeit der Weltdauer in vier Abschnitte. Im Ersten herrschte die Tugend in der Welt, und in ihrem Gefolge Glück und Wohlfahrt der Menschheit; im Zweiten fing das Laster an sein Haupt zu erheben und an der Seligkeit des Menschen zu rütteln; im Dritten nahm es eine drohende Stellung ein, welche die Tugendhaften mit Besorgniss und Schrecken erfüllte, und im Vierten, welches 3102 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung begann, ward das Laster allmächtig. Die indischen Gelehrten wissen viel von den drei ersten Zeitaltern zu erzählen, das letzte, in welchem nur Sünde und Verdorbenheit eine grosse Rolle spielen, halten die Brahmanen keiner historischen Darstellung werth, daher der Mangel an geschichtlichen Werken über die eigentliche historische Zeit, ein Mangel, dem auch durch die Legenden der minder strengen Buddistischen Schriftsteller nicht abgeholfen ist. Vergebens sucht man den Namen Alexanders in den indischen Annalen, während in einer Geschichte von Kaschmir noch zur historischen Zeit Könige vorkommen, welche die ganze Welt erobern. Eine ähnliche Confusion herrscht in der Welt- und Länderbeschreibung der Brahmanen. Ihre Phantasie war unermüdlich in der Schöpfung und Ordnung nicht vorhandener Himmel und Erden, es kam ihnen aber nicht in den Sinn, ein genaues und vollständiges Verzeichniss der Provinzen und Hauptstädte

ihres eigenen Reichs zu liefern. Bei dem Mangel an einheimischen Berichten sah man sich daher genöthigt, einerseits aus arabischen und persischen Werken zu schöpfen, welche in den ersten Jahrhunderten der Hidjrah verfasst wurden, wo die Mohammedaner in lebhaftem Verkehr mit Indien standen, und andererseits aus chinesischen, denn China hatte seit dem ersten christlichen Jahrhunderte seine Herrschaft über Tibet und die Tartarei bis an das kaspische Meer hin ausgedehnt und war daher genöthigt, von den indischen Zuständen nähere Notiz zu nehmen. Der zweite der hier genannten Auszüge beschäftigt sich mehr mit der Geographie und den religiösen Bewegungen in Indien, der erste gibt einen historischen Ueberblick über die politische Geschichte Indiens bis zur Herrschaft Mahmud's des Gaznaviden, und enthält auch manches Neue und Belehrende über die wissenschaftlichen Verdienste der Indier, besonders in der Astronomie und Mathematik, so wie auch über das Verhältniss ihrer Kenntnisse zu denen der Griechen und Araber. Da wir zu seiner Zeit diese höchst interessanten Mémoires selbst zu besprechen gedenken, so wollen wir uns für jetzt mit dieser kurzen Anzeige der beiden Auszüge begnügen.

Exploration scientifique de l'Algèrie pendant les années 1840, 1841, 1842 publié par ordre du Gouvernement et avec le concours d'une commission académique l. 1—2. 6—9. Paris 1844—1846. gr. 8.

Diese sechs bis jetzt erschienenen Bände gehören sämmtlich der geographischen und historischen Abtheilung eines Werkes an, dessen einstiger Umfang uns noch nicht bekannt ist, das aber bestimmt scheint, ein würdiges Seitenstück zu den gelehrten Arbeiten der Franzosen über Egypten und Griechenland zu bilden. Trotz der Nähe der barbaresken Staaten von den südlichen Ländern Europa's, und obgleich sie fortwährend von Europäern besucht, einzelne Küstenplätze auch erobert wurden, blieb doch unsere Kenntniss des Innern des Landes sehr unvollkommen, weil die Rohheit und der Fanatismus der Araber in diesen Ländern den Reisenden in ihren Untersuchungen stets hemmend in den Weg traten. Streng genommen, besitzen wir nur drei ausführliche und werthvolle ältere Werke über Afrika, denen sich dann ein einziges aus dem letzten Jahrhunderte anschliesst. Die erste in Europa gekannte umfassende historisch-geographisch-statistische Beschreibung von Afrika, die des Abu

Ubeid Albekri, welcher gegen Ende des 11. Jahrhunderts lebte, hat bekanntlich Herr Quatremère im 12. Bande der „Notices et extraits des manuscrits de la bibliothèque du roi" mitgetheilt. Abu Ubeid schrieb aber nicht nach eigenen Beobachtungen, denn er lebte in Cordova, sondern theils nach ältern schriftlichen Quellen, theils nach Berichten von Reisenden, an denen es zu einer Zeit, wo Spanien noch unter arabischer Herrschaft stand, nicht fehlen konnte.

In die Fusstapfen Albekri's trat der Scherif Edrisi, ein Abkömmling des ehemaligen Fürstenhauses, das unter Harun Arraschid sich im nordwestlichen Afrika einen Thron gründete. Er schrieb sein Werk in der Mitte des 12. Jahrhunderts am Hofe und auf Befehl des Königs Roger II., der, um den Zustand der verschiedenen von ihm eroberten Länder zu erforschen, einen Congress von Reisenden zusammen berief und nach ihren Berichten ein geographisch-statistisches Werk schreiben liess, das nun in einer vollständigen, jedoch nicht fehlerfreien Uebersetzung von dem Grafen Janbert uns auch ganz zugänglich ist. Einen ganz andern Weg verfolgte der dritte Autor, dem wir eine nähere Kenntniss von Afrika verdanken, der unter dem Namen Leo Africanus bekannte Hasan Jbn Mohammed. Dieser hatte selbst einen grossen Theil von Afrika und Asien im Anfang des 16. Jahrhunderts bereist, ward dann von christlichen Corsaren gefangen und nach Rom gebracht, wo er im Jahre 1526 sein geographisches Werk vollendete und selbst noch ins Italienische übersetzte. Leo's aus eigener Anschauung hervorgegangene Geographie würde die beiden frühern vollkommen verdunkeln, wenn sie sich nicht auf einzelne Länder beschränkte. Er behandelt die Königreiche Fez und Marokko, in denen er am längsten verweilte, mit der grössten Ausführlichkeit; seine Angaben über die östlichern Provinzen Afrika's, die er wahrscheinlich nur flüchtig durchlaufen, sind höchst ungenügend. Der Europäer, welcher bis auf die neueste Zeit der Führer aller Beschreiber von Nordafrika blieb, ist der Engländer Thomas Schaw, welcher einen Theil des Landes selbst bereiste, über einen andern sich während seines langen Aufenthalts in Algier von christlichen und mohammedanischen Bewohnern des Landes belehren liess. In diesem Zustande fanden die Franzosen die Kenntniss von Afrika, als sie Algier eroberten, und es bedurfte keiner langen Erfahrung, um sie zu überzeugen, dass hier der neuern Wissenschaft noch ein weites Feld der Entdeckungen und Berichtigungen sich öffnete. Abgesehen von der niedern Stufe der geographischen Studien überhaupt, auf denen sich die drei ältern Autoren befanden, so mussten schon die grossen politischen Veränderungen, wel-

che inzwischen vorfielen, eine neue geographische Bearbeitung dieser Länder nothwendig machen. Blühende Städte wurden verödet, neue erhoben sich mitten in der Wüste, mächtige Stämme wanderten aus, andere drangen aus dem Osten ein, frühere Strassen wurden verlassen, andere eingeschlagen, kurz, das ganze Land nahm in vielen Beziehungen eine andere Gestalt an,. mit der wir erst aufs neue uns wieder vertraut machen müssen.

Der erste Band des vorliegenden Werks führt den besondern Titel: „Étude des routes suivies par les Arabes dans la partie méridionale de l'Algèrie et de la régence de Tunis pour servir à l'établissement du réseau géographique de ces contrées accompagnée d'une carte itinéraire par E. Carette capitaine de Génie."

Der zweite Band enthält von demselben Verfasser: Recherches sur la Géographie et le commerce de l'Algèrie méridionale suivies d'une notice Géographique sur une partie de l'Afrique septentrionale par E. Renou et accompagnées de trois cartes.

Die Verfasser versichern in dem Vorworte, dass sie die Materialien zu diesen Arbeiten während eines dreijährigen Aufenthalts in Algier und Tunis grösstentheils aus dem Munde der Bewohner der verschiedenen beschriebenen Gegenden gesammelt haben und man daher vergebens das hier Mitgetheilte in irgend einem früheren Werke suchen würde.

In dem sechsten Bande finden wir unter dem allgemeinen, nicht ganz passenden Titel: „Mémoires historiques et géographiques sur l'Algèrie par E. Pellissier." folgende besondere Abhandlungen:

1) Expeditions et établissements des Espagnols en Barbarie. In diesem Mémoire hat der Verf. alle Unternehmungen der Spanier gegen die barbaresken Staaten vom 13. Jahrhunderte an bis zur Räumung von Oran im Jahre 1791 in chronologischem Zusammenhange dargestellt und somit dem Historiker einen klaren Ueberblick über Begebenheiten geliefert, die in der Chronique de Barbarousse bei Raini Alkairowani, Hourmen, Leo Africanus, Sandoval, Zurita, Paul Jove, Gomez, Haedo, Guttierez, Morales Quintanilla, Peter Martyr, Marmol, Cardonne, Minnana, Ferreras, Mariani und andern Chroniken und Geschichtswerken zerstreut sind.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Exploration scientifique de l'Algèrie.

(Schluss.)

2) Expeditions et établissemens des Portugais dans l'empire de Maroc. Auch in dieser Denkschrift übersehen wir leicht, was Portugal im Laufe von drei und ein halb Jahrhunderten gegen die Herrschaft des Halbmondes in Afrika unternommen, von der Eroberung von Ceuta durch Johann I. im Jahr 1415 bis zur Räumung von Mazagan im Jahr 1769. Wir sehen auch hier, was die Franzosen in Algier wieder erfahren, dass es nicht schwer war, mit überlegener Kriegstaktik und besserm Kriegsmaterial eine offene Schlacht zu gewinnen, oder auch eine feste Stadt zu erstürmen und zu besetzen, dass aber damit das Nationalgefühl und der religiöse Fanatismus der Araber keineswegs überwunden wird, und dass selbst diejenigen, welche ganz in der Nähe der von Europäern besetzten Plätzen wohnten, nicht als ihre wahren Verbündeten angesehen werden konnten. Ausser den oben genannten und den allgemeinen Geschichtswerken von Portugal sind zu dieser Arbeit noch Diego de Torres, Chenier und Lemprière benutzt worden.

3) Expéditions et établissemens des divers peuples de l'Italie, des Anglais et des Français en Barbarie.

Mit dem Anfang des 11. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung fing man in Europa an, die Schmach der Unterjochung unter ein fremdes, nichtchristliches Volk durch Einfälle in ihr eignes Land zu tilgen. Den Verfall des östlichen Chalifats kann man von dem Sturze der Omejjaden her datiren, mit welchem Spanien für dasselbe verloren ging, jedenfalls aber von dem dritten Jahrhunderte der Hidjrah, wo unter Harun Arraschid die Aghlabiten in Kairawan eine fast selbstständige, und die Edrisiten im Westen Afrika's eine ganz unabhängige Herrschaft gründeten. Diese afrikanischen Staaten entwickelten aber bald selbst eine Macht, welche besonders für Italien und seine Inseln so gefährlich ward, wie es früher das eigentliche Chalifat für Spanien und das südliche Frankreich gewesen. Sicilien und mehrere Punkte des südlichen Italiens wurden im 9. Jahrhundert unterjocht und selbst Rom verdankte sein Heil nur der

Energie des Papstes Leo IV. Genua wurde im zehnten Jahrhunderte von den Arabern ausgeplündert, ebenso Sardinien, das im Anfang des 11. Jahrhunderts vollkommen besetzt ward, und wenig fehlte, so wäre auch Pisa in die Gewalt der Mohammedaner gefallen. Doch bald wurden sie von den Genuesern und Pisanern aus Sardinien vertrieben, von den Normannen ihrer Herrschaft über Sicilien und das südliche Italien beraubt, und schon im Jahre 1035 wehte die Fahne der Pisaner über Bona und Carthago. Gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts nehmen die Sicilianer Mahadia, das sie jedoch im Jahre 1170 wieder räumen müssen. In der folgenden Zeit nehmen die Franzosen den ersten Rang unter den gegen Afrika Krieg führenden Mächten ein, dann folgen die Unternehmungen des Malteserordens und der Engländer bis zur glorreichen Expedition des Lord Exmouth im Jahre 1816.

4) Mémoire sur la géographie ancienne de l'Algérie, und

5) Mémoire sur la géographie Sarrazine de l'Algérie.

Der Inhalt des vierten Mémoire bedarf keiner nähern Angabe, unter Géographie Sarrazine versteht der Verfasser die des Mittelalters, welche natürlich von der der neueren Zeit, selbst vor der Besitznahme der Franzosen, in vielen Punkten verschieden ist.

Der siebente Band enthält:

„Histoire de l'Afrique de Mohammed ben Abi el Raini el Kairowani, traduite de l'Arabe par MM. E. Pellissier et Remusat."

Der Verfasser dieses Werks hatte eigentlich nur die Absicht, die Geschichte des Königreichs Tunis zu schreiben; da dieses Land aber bis in das dreizehnte Jahrhundert nur einen Theil des Chalifats, dann der Besitzungen der Aghlabiden, Fatimiden, Zeiriden, Almoraviden und Almohaden bildete, so umfasste er gewissermassen die ganze Geschichte von Afrika im europäischen Sinne des Wortes. Erst von der Zeit an, wo Tunis unter der Herrschaft der Benu Hafss einen selbstständigen Staat ausmacht, beschränkt der Verfasser seine Erzählung auf die Begebenheiten dieses Landes allein und führt sie fort bis zum Jahre 1681, in welchem er seine Arbeit vollendete. Das Werk zerfällt in acht Bücher. Die beiden ersten enthalten eine Beschreibung der Stadt Tunis und der Provinz Afrika. Die drei folgenden (S. 36—160) umfassen die Geschichte von Afrika, vom Einfalle der Araber bis zum Sturze der Zeiriden oder Fürsten von Senhadja. Diese drei Bücher sind von geringerm Werthe, denn sie sind nur eine kurze Compilation früherer, zum Theil schon in Europa bekannter Werke, wie Nuweiri, Jbn Chaldun und Andere. Ausführlicher wird im sechsten Buche (S. 161—304) die weni-

ger bekannte Geschichte der Benu Hafss dargestellt. Den grössten Werth für uns haben aber die beiden letzten Bücher (S. 306—511), welche nach der Versicherung des Verfassers als die erste Chronik von Tunis unter der Herrschaft der Osmanen betrachtet werden können. Ist übrigens der Verfasser in diesem Theile nicht genauer als in den frühern, so bleibt der Gewinn für die Wissenschaft nicht gross. So liest man z. B. Seite 71: „Merouan ben Mohammed ben Merouan El Nakes (der [den Sold] Vermindernde, nicht El-Hakes) leva contre lui (gegen Jazid III.) l'étendard de la révolte pour venger son parent, le dernier Khalife. Le rebelle fut heureux: il entra à Damas après avoir mis Jezid en fuite. Bientot il s'empara de sa personne et le condamna au supplice de la croix." Nach sämmtlichen arabischen Quellen starb aber Jezid einen natürlichen Tod in Damask, nachdem Merwan ihm gehuldigt hatte, und erst nach Jezid's Tod und einer Schlacht gegen Suleiman Ibn Hischam, der für den Chalifen Ibrahim focht, zog Merwan in Damask ein. So liest man auch auf der folgenden Seite: „Ibrahim vaincu fut obligé d'abdiquer après un regne de deux mois, et deux mois après Merouan le fit mettre à Mort.", was ebenso unrichtig ist, indem Ibrahim erst fünf Jahre später umkam, und zwar in der Schlacht am Zab, an der Seite Merwan's fechtend, mit dem er seit seiner Abdankung in bestem Einverständnisse lebte. Wir sind erstaunt, dass die Herren Uebersetzer, die in den Noten so Manches berichtigen, dergleichen Schnitzer passiren liessen. Wir dürfen indessen auch nicht verschweigen, dass manche Anmerkungen der Uebersetzer ebenfalls einer Berichtigung bedürfen. So heisst es im Texte S. 460 nach der Beschreibung der Brücke über die Medjerda: „Si Anou-Chirouan voyait les magnificences du palais du pont il s'écrierait: change ton royaume pour le mien." Dazu in einer Note: „Nous croyons que c'est le roi de Perse que les historiens Européens appélent Siroes", statt Kosroes I. Aus diesem Beispiele sieht man auch zugleich, welchen Maasstab die Kritik anzulegen hat, wenn sie das, was der Verfasser als Originalschriftsteller mittheilt, in nüchterne Prosa übersetzen will. Das Ganze ist mit vieler Vorliebe für das türkische Regiment geschrieben, so sehr sich auch der Verf. in seiner Vorrede gegen den Vorwurf der Parteilichkeit verwahrt. Nach den Lobeserhebungen Ali Bey's, unter dessen Regierung er sein Buch vollendete schreibt er: „Si je voulais rapporter tout ce qui a été dit à la louange de ce bey, les bornes de mon livre seraient trop resserrées; ensuite la plume, fatiguée par un long exercice, ne court plus aussi facilement. ... Le lecteur a dû comprendre en voyant briller la lumière de cet astre dans la sphère de

46 *

ce livre, qu'il était accompagné d'étoiles. ... Assis sur son siège Ali Bey est l'astre de nos contrées. Ses Amis, ses serviteurs sont les étoiles qui l'entourent etc. Gleich zu Anfang des dritten Buches schreibt der arabische Verfasser, der doch recht gut wissen musste, dass mit der Herrschaft der Türken nicht nur die arabische Nationalität, sondern auch die ganze arabische Bildung und Wissenschaft zu Grunde ging: „puisse le gouvernement des Osmanlis couvrir le monde entier de son ombre protectrice! puisse-t-il se perpétuer pour le bonheur et le repos des fidiles!" —

Der achte Band hat folgenden besondern Titel: Déscription géographique de l'empire de Maroc par M. Emilien Renou suivie d'itinéraires et renseignemens sur le pays de Sous et autres parties méridionales du Maroc recueillis par M. Adrien Berbrugger membre de la commission scientifique d'Algèr.

Der Verf. gibt ein langes Verzeichniss von historischen und geographischen Werken, sowie von Karten, die er zu dieser Arbeit benützt hat, und deren Angaben er zum Theil, ehe er zur eigentlichen Beschreibung von Marokko schreitet, kritischen Untersuchungen unterworfen hat. Besondere Erwähnung verdienen unter den Neuern die Arbeiten des Ali Bey, Washington, Arlett, Bouet, Caraman, Caillié und Avezac, unter den Aeltern: Bekri, Edrisi, Marmol, Leo Africanus und Diego de Torres. Am Schlusse wird auch der Friedensvertrag vom 10. September 1844 zwischen Frankreich und Marokko mitgetheilt. Die auf dem Titel genannte Zugabe des Herrn Berbrugger nimmt nur 9 Seiten ein und beruht auf dem Berichte zweier Pilger aus Ouziona, in der Landschaft Sus, welche ihm die Stationen angaben zwischen ihrem Heimathsorte und Algier, so wie auch die Reiseroute nach Tamekrut und Tafilet. Beigegeben ist eine herrliche Karte des marokkanischen Reichs.

Der neunte und letzte uns vorliegende Band endlich hat folgenden Specialtitel:

Voyages dans le Sud de l'Algèrie et des états Barbaresques de l'ouest et de l'est par El-Aiachi et Moula-Ahmed, traduits sur deux manuscrits Arabes de la bibliothèque d'Algèr par Adrien Berbrugger .... suivis d'itinèraires et renseignements fournis par Sid Ahmed Oulid Bou Mezrag et du voyage par terre, de Tazâ a Tunis, par M. Fabre.

Dieses Werk scheint besonders dazu bestimmt, die französische Regierung in ihren Colonisationsplänen zu bestärken, denn es wird aus den Reiseberichten dieser Araber nachgewiesen, dass die Fruchtbarkeit der

Provinz Algier weit grösser ist, als man bisher glaubte, und die Wüste Sahara erst hundert französische lieues von der Küste beginnt, demnach den Einwanderern ein weites Feld zur Anbauung angewiesen werden kann. Der Erste dieser Reisenden, El-Aiaschi, hat drei Pilgerfahrten nach Mekka gemacht, die letzte im Jahre 1661. Sein Ausgangspunkt ist das Land der Ait Aiasch, auf der Höhe des marokkanischen Atlasses zwischen den Gewässern Muluja und Wad-Djir; er folgt dem Thale, das letztgenannter Fluss bewässert, durchzieht die Oasen von Tuat, Waregla und Tugurt, bis er bei der grossen Sebcha in der Regentschaft Tripoli auf die grosse Karawanenstrasse gelangt. Auf dem Rückwege kömmt er über Biskra, El-Arwat, Ain Madi und Figuig. Der Andere, Moula Ahmed, beschreibt seine Reise von Tamkrut, eine Stadt im südlichen Marokko, nach Sedjelmess, von hier über Wadi-Djir nach Figuig, El-Arwat, Ain Madi, Biskra, Kabes und Tripoli. Die Nachrichten des Bu-Mezrag, Sohn des Bey von Titeri, beschränken sich auf zwei Itineräre, von Taza nach Bu-Sada und von Medea nach der Landschaft Mzab. Wir können den Verfassern in der Beschreibung eines Landes, das man grösstentheils bisher zur Wüste Sahara zählte, nicht folgen und glauben mit dieser einfachen Bemerkung schon die Wichtigkeit dieses Bandes für die Erweiterung unserer geographischen Kenntnisse hinreichend dargethan zu haben. Wir beschliessen daher diesen Aufsatz mit einigen Vorwürfen an den Herrn Uebersetzer. Wir finden nämlich in der Vorrede einige Irrthümer, die uns bei einem Manne, der es unternehmen konnte, arabische Handschriften zu übersetzen, unbegreiflich sind. Es heisst S. 23: „Avant que Mahomet par une réforme malheureuse eut supprimé les jours supplémentaires qui mettaient l'année lunaire des Arabes en concordance avec celle des peuples qui règlent la leur sur le cours de soleil, il y avait un mois consacré au pelerinage, ainsi que le rappelait son nom de doul-hadja. Mais dans l'état actuel du calendrier Musulman ce mois au bout de 32 ans, a successivement passé par toutes les saisons de sorte que les peuples qui, pour arriver à la Mecque, sont obligés, comme ceux de Maroc, de traverser des pays où il n'est pas indifférent de voyager à toute époque de l'année, ne peuvent pas toujours choisir le mois consacré. C'est ce qui arrive a Ahmed-el-Morrebi qui part en Djoumad-et-Tani, un des premiers mois de l'année Arabe, de sorte qu'il ne peut gagner à son long voyage que le titre de hadji ou pelerin, qu'on accorde à celui qui a vu la Mecque et Médine, et cela à l'époque où se font les grandes cèrèmonies, c'est à dire en doul-Hadja.“ Wir mussten diese ganze Stelle mittheilen, weil sie fast eben so viele Urichtigkeiten als Sätze enthält.

Es ist erstens sehr zweifelhaft, ob die Araber je, um ihr Mondjahr mit dem Sonnenjahre auszugleichen, jedes Jahr eine gewisse Zahl (elf) Tage, und nicht vielmehr wie die Juden etwa alle drei Jahre einen Monat einschalteten. Bei sämmtlichen Lebensbeschreibern Mohammeds, die bei Gelegenheit der Offenbarung des 37. und 38. Verses des 48. Sura diesen Gegenstand behandeln, ist Ibrahim Halebi der Einzige, welcher bemerkt, dass die Araber früher die Pilgerfahrt jedes Jahr um elf Tage hinausschoben. Nach allen andern Autoren ist in diesen Versen vom Verlegen der heiligen Monate die Rede, welches Mohammed verbot, das Einschalten eines Monats hatte aber längst vor Mohammed aufgehört. Diess hat de Sacy im 48. Bande der Mém. de l'acad. des inscript. S. 613 u. ff. längst dargethan und erst in der neuesten Zeit (joürn. asiat. avril 1843) ist diese Ansicht von Hrn. Caussin de Perceval bestritten worden, welcher glaubt, die Araber haben bis zur letzten Wallfahrt Mohammeds, nicht wie Hr. Berbrugger jedes Jahr eine Anzahl Tage, sondern alle drei Jahre einen Monat eingeschaltet. Ref. hat übrigens in der Vorrede zu seinem Leben Mohammeds bewiesen, dass auch diese Ansicht des Hrn. Caussin de Perceval eine irrige ist und freut sich hierüber der Beistimmung des Hrn. Ewald (Zeitschrift für histor. Wissensch. 1844) und anderer competenten Richter. Zweitens ist bekannt, dass Djumad-et-tani (Djumad Achir) nicht einer der ersten Monate, sondern der sechste des arabischen Jahres ist, es ist daher gar nicht auffallend, wenn ein Pilger, der dazu noch zu Fusse reist, schon in diesem Monate von der Höhe des Atlas aufbricht, um jedenfalls noch vor dem Monate Dsu-l-Hudja in Mekka einzutreffen. Ganz falsch ist endlich drittens, was der Hr. Uebersetzer als den Unterschied zwischen einem Amer und Hadji angibt. Ihm zufoge hiesse der Pilger, welcher Mekka allein im Laufe des Jahres besucht, Hadji, wer aber nach Mekka und Medina im Monate Dsul-Hudja wallfahrt, Amer. Dem ist aber nicht so, die Wallfahrt nach Medina kommt gar nicht in Betracht und gehört gar nicht zu den Verpflichtungen eines Pilgers, Hadji heisst aber gerade der Pilger, der im Monate Dsu-l-Hudja den heiligen Tempel besucht und die übrigen mit der Pilgerfahrt verbundenen Ceremonien, namentlich auf dem Berge Arafa, ausübt, Amir hingegen derjenige, der auch zu irgend einer andern Jahreszeit die Kaaba besucht und dieselben Ceremonien, mit Ausnahme des Aufenthaltes auf Arafa, vollbringt. (S. Leben Moh. S. 298.)

S. 48 der Vorrede, wo der Uebersetzer von den Tageseinsheilungen der Araber spricht, bemerkt er zum Worte Asfirar: Cette expression, dont Moula Ahmed fait surtout usage, est inconnue à Alger. On ne la

trouve dans aucun dictionnaire. On peut croire, d'aprés sa racine, qu'elle signifie le moment où le soleil, arrivant vers son declin, prend une teinte jaunatre, on l'applique à un espace de tems qui précède le Mor'reb." Dass man dieses Wort, wie es hier gedruckt steht, (mit ain) in keinem Wörterbuche findet, ist wahr, aber eben dieser Umstand hätte den Uebersetzer darauf leiten sollen, dass es nicht mit ain, sondernmit elif geschrieben wird, eine Verwechslung, die wegen der Aehnlichkeit des Eliflautes mit dem des Ain jedem Copisten widerfahren kann Diese Form, wie Ichmirar, findet man in allen Wörterbüchern und hat die hier passende Bedeutung. Diese Bemerkungen werden hinreichen, um den Leser dieses Bandes zu einiger Vorsicht beim Gebrauche desselben zu führen, um so mehr, da der Uebersetzer selbst gesteht, dass er nach sehr uncorrecten Handschriften gearbeitet.

Weil.

Exploration scientifique de l'Algérie pendant les années 1840. 1841. 1842. publiée par ordre du gouvernement et avec les concours d'une commission academique. Beaux-Arts, Architecture et Sculpture par Amable Ravoisié Architecte, membre des commissions scientifiques de Morée et de l'Algérie, de la commission des batiments civils d'Afrique, chevalier de la legion d'honneur. Premier Volume. Paris. Librairie de Firmin Didot frères, editeurs, imprimeurs, de l'Institut de France, rue Jacob 56. MDCCCXLVI.; in gross Folio auf Velin.

Das grossartige Unternehmen, von welchem die drei ersten Lieferungen uns vorliegen, soll nach Anlage und Ausführung sich den ähnlichen, bekannten Werken anreihen, welche der Zug nach Aegypten unter Bonaparte zu Anfang dieses Jahrhunderts, und später unter der Restauration die Occupation Morea's durch den Marschall Maison hervorgerufen hat; es soll in ähnlicher Weise uns Alles das, was auf dem Gebiete der Kunst und des Alterthums in dem durch die Franzosen neu gewonnenen Boden der afrikanischen Nordküste bis jetzt zum Vorschein gekommen ist, in getreuer Nachbildung und genauer Beschreibung vorführen, und damit ein neues, der Alterthumskunde bisher verschlossenes Gebiet eröffnen. Bedenkt man den früheren Zustand dieser unter Roms Herrschaft einst so blühenden, so wohl bebauten und bevölkerten Länder, so wie den eigentlich seit der Zeit der Vandalenherrschaft beginnenden Verfall, der bis auf unsere Zeit herabreicht, so wird man nicht anders als mit gespannten Erwartungen auf ein Werk blicken, das für die alte

Kunst, wie überhaupt für die Alterthumskunde so manches Neue aus einem Lande bringen kann, welches bisher uns in dieser Hinsicht gänzlich unbekannt war, während es doch, selbst wenn wir nur dem, was in den Schlacht- und Marschberichten der französischen Generale auf ihren verschiedenen Kreuz- und Querzügen über Reste römischen Alterthums erwähnt wird, glauben wollen, einen bedeutenden und zum Theil selbst wohlerhaltenen Schatz römischer Baudenkmale und Alterthümer, einen grossen Reichthum an Inschriften und andern Werken der alten Kunst bietet. In wie weit nun diese Erwartungen in Erfüllung gehen, wird der weitere Fortgang dieses Werkes lehren, das jedenfalls nach einem sehr umfassenden und, wenn man den Luxus der Ausführung hinzunimmt, auch kostspieligen Plane angelegt ist, was freilich der wünschenswerthen, grösseren Verbreitung nichts weniger als förderlich ist. Nach diesem Plane nämlich soll das Ganze — fünf und dreissig Lieferungen, jede mit sechs Tafeln, zu sechszehn Francs — in drei Abtheilungen, die eben so viele Bände bilden, zerfallen, je nach den drei Provinzen des jetzigen Algérien, nämlich Constantine, Algier, Oran: in jeder Abtheilung sollen die in dieser Provinz zu Tage gekommenen bemerkenswerthen Gegenstände der Kunst und des Alterthums beschrieben, Pläne und Abbildungen der Städte wie der Hauptdenkmale, sammt deren Detail, den Durchschnitten und dergleichen, den Sculpturen und den daran befindlichen Inschriften in getreuen Abbildungen geliefert werden, welche den erklärenden und historischen Text begleiten. In den drei bis jetzt erschienenen Lieferungen liegt der Anfang der ersten, die Provinz Constantine befassenden Abtheilung vor; er betrifft zunächst die gleichnamige Hauptstadt dieser Provinz, das alte Cirta, und wird dann in seiner weitern Folge auch die übrigen römischen Denkmale dieser Provinz bringen, unter welchen wir besonders den Resten des alten Cuiculi (Djmila), dem dort befindlichen alten Theater, dem Forum, dem Tempel des Caracalla und andern namhaften Resten der Römerzeit verlangend entgegensehen. Dabei dürfen wir nicht unerwähnt lassen, dass auch die Gebäude arabischer Kunst nicht ausgeschlossen sind und an die Denkmale römischer Zeit sich anreihen. Dass sie nicht den grossartigen Charakter an sich tragen, den die ähnlichen Erzeugnisse arabischer Kunst in Spanien oder in Aegypten erkennen lassen, wird Niemanden, der die Geschichte des Landes seit dem Sturze der Vandalenherrschaft kennt, befremden. Lassen doch auch die römischen Denkmale, was die Reinheit des Styls und das Grossartige der Anlage betrifft, mit andern, namentlich in Italien, sich nicht messen, indem sie, als Baudenkmale einer

Provinz, schon einen zweiten Rang einnehmen, nicht aber als Muster ersten Rangs anzusehen sind. Dies liegt in der Natur der Sache, ohne darum den Werth und die Bedeutung, welche die Bekanntmachung des Ganzen für uns jetzt hat, zu vermindern. Nur wenige Europäer haben im abgelaufenen Jahrhundert und von da bis zu der Eroberung Algier's durch die Franzosen die verschiedenen Länder der afrikanischen Nordküste besucht: in antiquarischer Hinsicht kaum Einer: so dass, was jetzt zu unserer Kenntniss gelangt, meist als gänzlich neu anzusehen ist, und auf diese Weise wenigstens der Wissenschaft für alle Folgezeit erhalten wird. Denn selbst seit der Zeit der französischen Occupation ist — wie einige Aeusserungen der Introduction durchblicken lassen — römisches Bauwerk als Material zu neuen Bauten von den Franzosen nicht minder verwendet worden, wie diess von den Arabern in Aegypten geschehen, und, um bei der Nähe zu bleiben, in Frankreich und den Rheinlanden so manches Römerwerk das Material zu einem Kloster oder zu einer Burg hat abgeben müssen. Wünschenswerth wäre es freilich und ist auch wohl von der Einsicht der französischen Regierung zu erwarten, dass einem solchen Verfahren wenigstens da Einhalt geschehe, wo solche Römerreste irgend eine Bedeutung, in architektonischer oder antiquarischer Hinsicht, ansprechen, welche ihre Erhaltung im Interesse der Wissenschaft verlangt.

Constantine, das alte Cirta, mit seinen römischen Resten, bildet, wie schon bemerkt, den Inhalt der drei ersten, bis jetzt erschienenen Lieferungen: eine herrliche Ansicht der Stadt eröffnet das Ganze: es folgen Pläne und Abbildungen einzelner kleineren Reste der Römerzeit, Reste des Capitols mit mehreren, leider verstümmelten Inschriften, Reste des Triumphbogens mit Seitencapitälern und dergleichen, dessgleichen eines andern römischen Gebäudes, insbesondere der römischen, im Jahre 1790 wieder restaurirten Brücke u. s. w. Alles aufs sorgfältigste ausgeführt und trefflich in Kupfer gestochen: und an diese römischen Darstellungen reihen sich noch auf einer Tafel der dritten Lieferung — Abbildungen eines Eingangs in eine Moschee und in eine arabische Wohnung. So weit geht das Vorhandene, das hinsichtlich der künstlichen Ausführung gewiss befriedigen wird.

Der diese Abbildungen begleitende Text gibt, nach einer zum Ganzen des Werkes gehörenden Introduction, zuerst eine genaue Beschreibung der Lage und Oertlichkeiten der Stadt Constantine, deren Erhebung über die Meeresoberfläche hier zu sechshundert Metres, also über achtzehnhundert Pariser Fuss, angegeben ist: was die kältere

und regnerische Witterung während mehrerer Monate des Jahres erklärt. Auch die beiden, von Hippo regius (dem jetzigen Bona) und von Rusicada (Philippeville), der alten Seestadt von Cirta, dahin führenden römischen Routen werden besprochen, und dabei bemerkt, dass zwar an manchen Stellen die alte Strasse noch wohl erkennbar sey, dass sie aber keineswegs in einem befriedigenden Zustande sich befunden, wesshalb die Franzosen sich genöthigt gesehen, bei der Anlage ihrer neuen Verbindungsstrasse eine andere, von der römischen etwas entfernte Direction einzuschlagen. Darauf werden die einzelnen Reste der Römerzeit, wie sie in den Abbildungen dargestellt sind, der Reihe nach aufgeführt, zuerst der Aquäduct, dann ein auf der Strasse nach Tunis gelegenes, römisches Gebäude, das durch den Fund einer herrlichen Mosaik, welche jetzt zu Paris in dem neu zu bildenden Museum algierischer Alterthümer im Louvre sich befindet, und, wie versichert wird (denn eine Abbildung davon ist noch nicht gegeben), der besten Epoche der Kunst angehört, besondere Aufmerksamkeit erregt. Es zeigt uns diese Mosaik im Mittelpunkt Neptun und Amphitrite auf einem goldenen, von vier Seethieren gezogenen Wagen; in der linken Hand des Gottes ruht der Dreizak: der rechten entgleiten die Zügel des Gespanns: geflügelte Genien umflattern die Gruppe, unter welcher zwei Schiffchen hervortreten mit einem Doppelpaar von Kindern, welche theils rudern, theils fischen, während ein anderes Kinderpaar auf Delphinen sitzt und Fische von verschiedener Grösse den übrigen leeren Raum füllen. Weiter werden in diesem beschreibenden Texte aufgeführt die Reste römischer Strassen, die Reste eines Theaters, das, wie andere Theater des Alterthums, auch durch seine Lage und Aussicht bemerkenswerth ist, und nach der Art und Weise, wie der arabische Schriftsteller Edrisi davon spricht, damals, d. h. im zwölften Jahrhundert nach Christus, noch ziemlich vollständig, wenigstens dem grössten Theile nach, erhalten gewesen zu seyn scheint, während es jetzt von der Oberfläche meist verschwunden, nur in seinen Ringmauern erkennbar ist, deren Umfang jedoch, nach der durch andere, militärische Zwecke veranlassten Aufräumung des Ganzen, sich sicher bemessen liess. Und wenn nach dem so ermittelten Umfang des Theaters auch ein Schluss auf die Bevölkerung der Stadt, für welche dieses Theater erbaut war, zu machen ist, so wäre, meint der Verfasser, die Bevölkerung der Seestadt Rusicada zahlreicher gewesen, als die der numidischen Hauptstadt, deren Theater allerdings geringere Dimensionen zeigt, wie das von Rusicada. Nun folgen: das römische Bad, bei der noch jetzt von der dortigen Bevölkerung benutzten warmen Heilquelle:

aber die Inschriften, welche Shaw aufführt, sind verschwunden, oder waren wenigstens nicht mehr aufzufinden; weiter folgt noch die schon erwähnte römische Brücke, der Rest eines Triumphbogens, eines Hippodrom und einer unterirdischen Galerie.

Man sieht aus diesem Bericht, dass die Inschriften nur in soweit aufgenommen sind, als sie an Baudenkmalen sich befinden, die aus architektonischen oder antiquarischen Rücksichten in dieses Werk übergegangen sind. Und so spricht sich auch der Prospectus aus. Es wäre demnach zu zweifeln, ob wir in diesem Werke alle die zahlreichen, jetzt schon, dem Vernehmen nach, die Zahl von siebenhundert übersteigenden römischen Inschriften erhalten, welche auf diesem Boden seit der französischen Occupation nach und nach entdeckt und doch, mit wenigen Ausnahmen (s. Hase im Journal des Savans 1837, p. 428. 648. 705.) noch nicht bekannt gemacht worden sind. Wir sprechen daher wiederholt den Wunsch einer baldigen Bekanntmachung dieses epigraphischen Schatzes aus, von welchem unsere Kenntniss römischer Provincial- und Städteverwaltung, um von andern historisch-geographisch-antiquarischen Beziehungen nicht zu reden, manche Erweiterung wird erwarten können: und wir dächten, die schon früher unter dem Minister Villemain zur Publication eines neuen Corpus Inscriptionum Latinarum niedergesetzte Commission (s. meine Gesch. d. Röm. Lit. Bd. I. p. 521. und II. p. 704. dritte Ausg.) könnte der Wissenschaft keinen erspriesslicheren Dienst leisten, als wenn sie zuvörderst einen sorgfältigen und diplomatisch getreuen Abdruck dieser Inschriften veranstalten und denselben, wenn auch vorerst noch ohne alle Erläuterungen, Erklärungen, Ergänzungen und dergleichen, der gelehrten Welt vorlegen wollte.

Akragas und sein Gebiet. Ein Beitrag zur Geographie und Geschichte Siciliens von Otto Siefert. Hamburg. Druck und Verlag von Friedrich Hermann Nestler und Melle 1845. 104 S. in gr. 4.

Die Geschichte und die Alterthümer von Agrigent, einer Stadt, die Pindar das Auge Siciliens nennt, die nach einer Angabe des Diogenes von Laerte an achtmalhunderttausend Bewohner zählte — eine Angabe, die, wenn man die Sclaven dazu rechnet, kaum übertrieben scheint, sind in neuerer Zeit in mehreren Schriften theilweise behandelt worden: diesen Versuchen von Erfurdt, Fischer, Weland und Andern, denen noch

des sicilischen Duca Serradifalco Antichita della Sicilia beizuzählen ist (vrgl. Hermann, Griech. Staatsalterth. §. 85 Note 11.), reiht sich die vorliegende Schrift würdig an, welche die Hauptmomente aus der Geschichte der Stadt, dann ihre Oertlichkeiten u. s. w. in befriedigender Weise schildert, auch das Ganze zweckmässig durch eine geographische Uebersicht eingeleitet hat, welche zuerst die Verhältnisse des agrigentinischen Küstenstrichs im Allgemeinen, dann das eigentliche Stadtgebiet und die Stadt selbst sammt ihren nächsten Umgebungen berührt, und von dem ganzen Terrain, auf welchem die alte Stadt lag, von den einzelnen Theilen und Gebäuden, zumal Tempeln, eine durchaus genaue, die Berichte der Alten mit den Angaben neuerer Reisenden und Berichterstatter sorgfältig verknüpfende Beschreibung liefert, die uns die Grösse und Bedeutung dieser Stadt erkennen lässt, deren Trümmer noch jetzt als die grossartigsten in ganz Sicilien erscheinen, ja, wie der Verf. S. 24 glaubt, nach Rom und Athen zu den grössten des Alterthums gezählt werden. Und wie gering ist selbst das, was jetzt durch seine gewaltigen Massen unsern Blick fesselt, im Vergleich mit dem, was einst hier, und selbst auf einen kleinen Raum, zusammengedrängt war! Noch erblicken wir die Reste riesenhafter, den Umfang der volkreicheu Stadt, einschliessenden Mauern! noch stehen, während von Privatgebäuden fast jede Spur verschwunden, nach Jahrtausenden grossartige Tempelruinen, deren Verfall nicht bloss das Werk gewaltsamer Zerstörung durch Menschenhand, sondern auch grosser Naturereignisse zu seyn scheint, welche, zumal da diese Tempel grossentheils auf einer Höhe und an deren südlichem Abhange sich befanden, ihre ganze Kraft und Macht hier bewährt haben. Es ist ein Hauptbestreben des Verfassers, genau die Lage dieser Tempel, von welchen griechische wie römische Schriftsteller reden, zu ermitteln und ihre noch vorhandenen Reste nachzuweisen: die erste Anlage derselben dürfte wohl so ziemlich in die ältere, vorrömische Zeit fallen, auch zeigen sie alle die dorische Ordnung. Zuerst kommt der Tempel, den man der Juno, und zwar (wohl irrthümlich) der Juno Lacinia (vrgl. Cicer. De Divinat. I., 24 mit Creuzer's Nachweisungen) beigelegt hat, an welche jedoch schwerlich hier zu denken ist, mag auch der Tempel, was wir noch keineswegs entscheiden wollen, ja eher bezweifeln, wirklich einer Here gewidmet gewesen seyn; dann folgt der jetzt in die Kirche des heiligen Gregorius verwandelte Tempel, angeblich der Concordia, was jedoch, wie auch der Verf. S. 27 annimmt, unmöglich richtig seyn kann, da der Tempel nach Anlage und Bauart ein ächt hellenischer, vor die römische Zeit fallender ist. Auf die Trümmer des

Herkulestempel folgt dann eine nähere Beschreibung des Tempels des olympischen Zeus, dessen gewaltige Trümmer noch jetzt von der Grösse dieses Tempels, den nur das berühmte Heiligthum der Diana zu Ephesus an Umfang, wenn auch nicht an Höhe, übertroffen zu haben scheint, uns einen Begriff zu geben vermögen, daher auch vom Volke die Felsen, der Pallast der Giganten genannt! Durch mehrere, zum Theil grössere Werke sind wir jetzt etwas näher über die grossartigen Reste unterrichtet worden, wesshalb wir uns hier darauf nicht weiter einlassen wollen, indem wir nur das beifügen, dass der Verf. (S. 34) die Anlage dieses Riesentempels in eine jüngere Periode, als die der übrigen Tempel, und zwar in die Periode des pericleischen Zeitalters setzt, jedenfalls nach Ol. 75, 1 oder 480 n. Chr., d. h. nach dem Siege des Gelo und Thero bei Himera, weil, zufolge Diodor XI, 25, damals die Agrigentiner durch die vielen Gefangenen, die ihnen in jenem Siege zugefallen waren, andere grosse Unternehmungen, insbesondere die grossen Tempelbauten ausführen liessen: οὗτοι μὲν (die Gefangenen) τοὺς λίθους ἔτεμνον ἐξ ὧν οὐ μόνον οἱ μέγιστοι τῶν θεῶν ναοὶ κατεσκευάσθησαν ἀλλὰ καὶ u. s. w. (hier ist von den grossen Kanalbauten und Kloaken die Rede). Ist aber die Angabe desselben Diodorus (XIII, 82) richtig, dass der Ausbruch des Kriegs und die darauf erfolgte Eroberung der Stadt (406 n. Chr. oder Ol. 93, 3) die Vollendung des Tempels, dem der Aufsatz eines Daches noch fehlte, gehindert, so müsste die Anlage dieses Tempels, der nach der von Diodor gegebenen Beschreibung zu schliessen, allerdings zu seiner Zeit noch wohl erhalten dastand, in eine schon spätere Zeit, nach Thero († Ol. 76, 4) fallen, selbst wenn wir annehmen, dass an diesem Riesentempel an zwanzig bis dreissig Jahre oder auch noch länger gebaut worden. Zwar liesse sich einwenden, dass Pindar's zweite Olympische Hymne auf Thero in einem Tempel des Zeus zu Agrigent aufgeführt worden, wegen der Anrufung des Zeus bald nach dem Eingang Vers 12 ff.: indessen lässt sich hier eben so gut an den Tempel des Zeus Atabyrios denken, welcher nebst dem Athenentempel auf dem steilen und unzugänglichen Athenenhügel lag (Polyb. IX, 21), und seine erste Anlage wohl den aus Rhodos nach Agrigent gezogenen Vorfahren Thero's verdankte; oder auch vielleicht an den Zeus Polieus, dessen Tempelbau dem Phalaris Veranalssung gab, die Herrschaft an sich zu reissen; doch scheint das erstere uns angemessener. Von den übrigen Tempeln des alten Agrigent sind die noch vorhandenen Reste minder bedeutend.

Nachdem der Verf. noch die Umgebungen von Agrigent näher durchgangen, wendet er sich zur Geschichte der Stadt, die er nach drei

Perioden bis zu der Zeit der römischen Herrschaft (S. 57—87) behandelt; einige Andeutungen über den Cult, über Kunst und Literatur, die Verfassung und das Leben, nebst einigen Nachrichten über die Münzen machen den Schluss der verdienstlichen Arbeit, auf welche wir hier gerne aufmerksam machen. Ein Plan des alten Akragas sammt seinen Umgebungen würde, namentlich zum besseren Verständniss des geographischen Theiles, eine erwünschte Beigabe gewesen seyn.

Eine umfassendere Aufgabe hat sich die folgende unlängst in Frankreich erschienene Schrift gestellt, in sofern sie einen geschichtlichen Abriss und eine Schilderung des Zustandes der griechischen Colonien in Sicilien im Allgemeinen zu geben beabsichtigt hat:

Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile jusqu'à la réduction de cette île en province Romaine par W l a d i m i r B r u n e t d e P r e s l e, *mémoire couronné en 1842 par l'academie des inscriptions et belles-lettres.* Δεῖ τοῖς εὑρημένοις ἱκανῶς χρῆσθαι, τὰ δὲ παραλελειμμένα πειρᾶσθαι ζητεῖν. *Aristot. Pol. VII, 9. Paris. Imprimé par autorisation du Roi à l'Imprimerie Royale MDCCCXLV. XXIV und 660 S. in gr. 8. nebst einer Carte des alten Siciliens.*

Wir haben also hier eine gekrönte, und dann dem Druck übergebene Preisschrift vor uns, welche die Lösung der folgenden, von der Academie gestellten Aufgabe bezweckte:

„Tracer l'histoire des établissements formés par les Grecs dans la „Sicile; faire connaître leur importance politique, rechercher les causes „de leur puissance et de leur prosperité et déterminer autant qu'il est „possible, leur population, leurs forces, les formes de leur gouvernement, „leur état moral et industriel ainsi que leurs progrès dans les sciences, „les lettres et les arts jusqu'à la reduction de l'île en province Romaine."

Es war demnach nicht bloss eine rein geschichtliche Darstellung der Gründung und der weiteren Schicksale der einzelnen griechischen Colonien auf der Insel Sicilien, was die Academie verlangte, sondern die Frage war weiter gestellt, indem sie zugleich auf eine Darstellung ihres Gesammtzustandes in politischer, moralischer und wissenschaftlicher Hinsicht hinwies und damit der Aufgabe eine weit grössere Ausdehnung gab. Der Verf. hat sich die Schwierigkeit seiner Aufgabe keineswegs verhehlt, und ihre Lösung auf gründlichem Wege versucht, indem er sich stets an die Zeugnisse der Alten hält, den positiven Boden nicht

verlässt und darum auch nicht durch blosse Vermuthungen die grossen Lücken auszufüllen denkt, welche auf jedem Schritte uns hier entgegentreten. Dass er im Allgemeinen den Zustand Siciliens, insbesondere der in jeder Beziehung dominirenden griechischen Städte richtig erkannt und gewürdigt hat, zeigt die schöne Einleitung, welche dem Ganzen vorausgesetzt ist und gewiss mit Befriedigung von Jedem gelesen wird. Die Einrichtung des Werkes selbst ist von der Art, dass ein erster Theil einen Ueberblick der Quellen zur Geschichte dieser griechischen Niederlassungen bringt, ein zweiter einen historischen Abriss derselben bis zu dem in der Aufgabe der Academie bezeichneten Zeitpunkt liefert und ein dritter die politischen Institutionen, Ackerbau, Handel und Industrie, Religion und Kunst, so wie Wissenschaft und Literatur behandelt. Dass freilich hier nur im Allgemeinen Umrisse und nicht ausführliche und detaillirte Erörterungen über jeden einzelnen Gegenstand gegeben werden konnten, begreift ein Jeder leicht, der das Umfassende dieser Aufgabe erwägt, die, wäre sie nur auf eine einzige Stadt, wie Syracus, Gela, Himera, Selinus u. s. w. beschränkt, schon allein Gegenstand einer umfassenden Monographie werden könnte. In dem bemerkten ersten Theile (S. 1—58) werden die einzelnen Geschichtschreiber Griechenlands, welche Nachrichten über Sicilien und die dortigen Griechen enthalten, der Reihe nach aufgeführt, mit meist kurzen Bemerkungen, welche auf die Bedeutung hinweisen, die sie für die vorliegende Frage haben: etwas ausführlicher werden diejenigen Schriftsteller besprochen, welche wie z. B. Philistus, Timäus u. A. speciell mit der Geschichte Siciliens sich beschäftigt hatten, leider aber verloren gegangen sind. Nur kurz — denn eine genauere Behandlung dieser Punkte lag den Zwecken des Verf. ferne — werden Hippys, Herodotus, Hellanicus. Antiochus, Thucydides und Xenophon erwähnt; was der Verf. über die Darstellung der attischen Expedition nach Sicilien bei Thucydides S. 12 urtheilt, wird nur Billigung finden können. So folgen nun weiter Hermias, Philistus, Anaximenes, Callisthenes, Polycritus u. s. w., auch die grossen Historiker Ephorus Theopompus u. A. werden nicht übergangen, eben so wenig Diodorus, der gewiss, bei dem Verluste so vieler andern Quellen, für uns höchst wichtig ist, aber eben so gewiss auch mit grosser Vorsicht zu benutzen ist, selbst in den chronologischen Angaben, so sehr auch der Verf. (S. 52) das Werk des Diodorus eben wegen der beständigen Aufmerksamkeit auf Chronologie und der sonst bei den Alten seltenen Sorge, die Leistungen der Vorgänger anzuführen, für „une bonne introduction à l'étude de l'histoire" (S. 53) erklärt, wovon wir uns nicht recht überzeugen kön-

nen. Warum Pindar, der in seinen Siegesliedern so manches auf die Griechen Siciliens Bezügliche enthält, übergangen worden, wissen wir nicht: doch wohl kaum darum, weil er als Dichter und nicht als Geschichtschreiber Sicilien und die dortigen Griechen berücksichtigt hat. Weiter unten, bei Gelegenheit des Hiero, im zweiten Theile p. 148 ff. folgen einige Worte über Pindar und die historischen Beziehungen, die in seinen Hymnen enthalten sind. Die römischen Autoren kommen ebenfalls zur Sprache; was über Livius in dem, was uns noch vorliegt — denn in den verlorenen Büchern der zweiten Decade war gewiss auch Manches von Belang für Sicilien enthalten —, geurtheilt wird, über seine Bedeutung und Wichtigkeit, über seine historische Treue und die Verlässigkeit seiner Angaben, kann ebenfalls nur gebilligt werden: und wenn weiter selbst der Dichter Silius Italicus, namentlich wegen seiner Beschreibung des Falls von Syracus im Buch XIV, herzugezogen wird, so folgen wir auch hier lieber dem Verfasser, wenn er auf die Schilderungen dieses Dichters der punischen Kriege mehr historischen Werth legt, als der Verfasser einer unlängst in Deutschland erschienenen Abhandlung, welche diesem Dichter, da wo er von Livius abweicht, kaum irgend einen Glauben beimessen will (s. Cosack Quaestiones Silianae p. 56): was uns doch zu weit gegangen scheint. Aber der Werth der Nachrichten des Cornelius Nepos, d. h. der unter seinem Namen gehenden Biographien, die sogar dem Plutarch die Idee zu Abfassung der seinigen gegeben haben sollen (?), scheint uns jedenfalls nicht von Belang, zumal da, im besten Fall, wir doch nur interpolirte Reste oder Excerpte aus den ächten Biographien, keineswegs diese selbst (mit einziger Ausnahme der Vita Attici und etwa noch der Vita Catonis), so wie sie vom Verfasser ausgegangen sind, besitzen, eben daraus aber uns mannichfache Verstösse in historischer Hinsicht und Irrthümer in falscher Benutzung griechischer Quellen zu erklären haben. Weit wichtiger erscheinen einige Biographien Plutarch's: das hat auch der Verf. anerkannt, indem er sich in folgender Weise darüber S. 54 ausspricht: Les biographies de Nicias, d'Alcibiade, de Dion, de Timoléon, de Pyrrhus et de Marcellus par Plutarque, malgré son eloignement du temps qu'il retrace, ont pour nous presque l'autorité d'un contemporain, par le soin avec le quel il s'était entouré de documents de tout genre, mettant à contribution les histoires de Theopompe, de Timée, d'Athanis, de Timonide et les lettres de Platon".

(Schluss folgt.)

Nr. 47. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Brunet de Presle: Recherches sur les établissements des Grecs en Sicile.

(Schluss.)

Von diesen Briefen hat der Verf. mehrmals historischen Gebrauch gemacht; z. B. S. 54. 284. 535, und mit allem Recht, da die Frage nach ihrer Authenticität, über welche sich der Verf. in einer Note der Introduction p. VIII. ganz richtig ausgesprochen hat, in dieser Beziehung der historischen Benutzung nichts vergibt; in ähnlicher Weise finden wir auch von den Briefen des Phalaris Gebrauch gemacht, die nur leider in Bezug auf historische Data viel weniger enthalten, als wir wünschen möchten: auch hier begegnen wir einem ganz richtigen Urtheile des Verf. S. 106 im zweiten Theile, wo er auf Phalaris und dessen Stellung als Tyrann von Agrigent zu reden kommt.

In diesem zweiten Theile, allerdings dem umfassendsten des Ganzen (p. 59—388), gibt der Verf., wie schon oben bemerkt worden, einen historischen Abriss, Precis historique, wie er es nennt; er beginnt mit den ältesten griechischen Einwanderungen, cretischen und troischen, kommt dann auf den Einfall der Siculer, welche er keineswegs, wie Niebuhr und Andere annehmen, für Pelasger hält: und geht darauf über zu den griechischen Niederlassungen, die im Laufe der Zeit grossentheils zu so bedeutendem Ansehen gelangt sind: Naxos, Syracus, Leontini, Catana, Megara, Zancle, Rhegium. Gela, Acrä, Enna, Casmenä (diese drei als Gründungen von Syracus), Selinus, Himera, Camarina, Agrigent. Nun folgen die einzelnen Tyrannen, Panätius zu Leontini und Phalaris zu Agrigent; sie hatten sich der ärmeren Klassen bedient, um durch sie, unter dem Sturz der schon seit der ersten Einwanderung mit den Dorern in den meisten Orten bestehenden, herrschenden Aristokratie, zur höchsten Gewalt zu gelangen: ähnliche Streitigkeiten, innerer Zwist und Hader führte auch die Erhebung eines Gelo und Thero herbei, was wir aber gewiss nur für ein Glück der sicilischen Griechen ansehen dürfen, indem dadurch allein die Macht und der Einfluss der Karthager gebrochen und die griechischen Städte selbst zu einer Blüthe und zu einem Wohlstand

erhoben wurden, den sie schwerlich erreicht haben würden. Wir glauben auch, dass der Verf. nicht Unrecht hat, wenn er die Regierungszeit des Gelo als die eigentliche Glanzperiode des griechischen Siciliens darstellt, und sein Bestreben, durch eine Art von Föderativbund die einzelnen Städte mit einander zu vereinigen und damit gegen innere wie äussere Feinde zu sichern, hervorhebt. Aber schon nach dem Tode seines Nachfolgers, des Hiero, zeigt sich unter dessen Bruder und Nachfolger Thrasybulus zu Syracus ein Verfall, welcher den Sturz des letztern nach kaum einem Jahre herbeiführte, und in dem Uebergewicht der demokratischen Tendenzen, in den Reactionen wider die früher herrschende Partei und ihre Anhänger, wie z. B. in der Vertreibung der durch jene Herrscher ins Bürgerrecht aufgenommenen Söldner und dergleichen, zu einer Quelle fortwährenden inneren Haders und steter Zerwürfnisse der einzelnen Städte unter einander, wie unter ihren eigenen Bürgern ward. Unter solchen Verhältnissen erscheint die Expedition der Athener wider Syracus, die damals bedeutendste unter den sicilischen Städten, als ein keineswegs so tolles und unkluges Unternehmen, das unter einer andern Leitung vielleicht einen andern Ausgang genommen haben würde. Es ermannten sich die durch Hülfe aus dem Mutterlande ermunterten Syracusaner: es zeigt sich hier die Macht und Bedeutung, das Ansehen und die unerschöpflichen Hülfsquellen dieser grossen und reichen Stadt, die siegreich, wie nie, aus diesem Kampfe hervorging, der Athen um sein schönstes Heer und um die schönste Flotte brachte, die es je aufgestellt hatte. Der Verf. hat dieses folgenreiche Ergebniss einfach in seinen Hauptpunkten nach Thucydides erzählt (S. 172—195); in eine tiefer gehende Betrachtung der Veranlassung, der inneren Motive und dergleichen hat er sich nicht eingelassen. Nur die Folgen dieses Ereignisses für Syracus selbst, das nun, an Beute reich, zu einem neuen, freilich nur kurz dauernden Glanz sich erhob, beschäftigen ihn (S. 196) und rufen eine Reihe von Betrachtungen hervor, wie es gekommen, dass demungeachtet Syracus, diese mächtige und reiche Stadt, nichts thun konnte zum Schutz und zur Vertheidigung der fast eben so mächtigen Schwesterstädte, Himera, Selinus, Agrigent, die nach einander den Angriffen einer neuen carthagischen Invasion unterlagen, und dass es selbst bald, nachdem es eine neue Verfassung in demokratischem Geiste sich gegeben, wieder in die Hände eines Machthabers fiel, des ältern Dionysius, dessen Geschichte, wie die des jungen Dionysius, der Verf. näher durchgeht (S. 225 ff.); die Vertreibung dieses Dionysius durch Dio und dessen tragisches Ende, welches den vertriebenen Fürsten wieder in die Stadt zurückführt, bis

er durch Timoleon aufs Neue daraus vertrieben wird, bilden den Gegenstand der nächsten Abschnitte: dann folgt die neue Erhebung des Agathocles (S. 297 ff.), der Zug des Pyrrhus nach Sicilien (S. 337 ff.), dann die Herrschaft des Hiero II. und die in die Zeit der punischen Kriege fallenden Ereignisse, welche mit der Eroberung der Stadt Syracus durch die Römer unter Marcellus (S. 371 ff.), und der Unterwerfung der übrigen Städte Siciliens unter die römische Herrschaft endigen und damit die ganze Darstellung dis zu dem in der Aufgabe der Academie bestimmten Zeitraume (210 a. Chr.) führen. Beigefügt ist eine chronologische Tafel, welche bequem die Reihenfolge dieser Ereignisse und den vielfachen Wechsel äusserer wie innerer Kämpfe überschauen lässt. Eben diese aber sind es nach unserer Meinung, welche die Insel und die reichen mächtigen griechischen Niederlassungen nie zu einer grossen politischen Selbständigkeit gelangen liessen und sie selbst am Ende zu einer Beute der Carthager wie der Römer gemacht haben: die Zerrissenheit der einzelnen Staaten, die durch kein gemeinsames, föderatives Band vereinigt, sich gegenseitigen Schutz wider Feinde nach aussen wie nach innen, bieten konnten, der durch das Wachsthum der Bevölkerung, durch zunehmenden Luxus und Reichthum auf der einen, wie drückende Armuth auf der andern Seite hergeführte Verfall des sittlichen Geistes, der in den alten, aus dem Stammlande mitgebrachten Institutionen eine Stütze gefunden, nun aber den demokratischen Tendenzen, die bei einer so zahlreichen und reichen Bevölkerung doch keine Dauer versprechen konnten, und nur einzelnen Machthabern den Weg zu einem meist despotischen Regiment bahnten, weichen musste, scheint uns am besten diese Erscheinung zu erklären, die allerdings noch manche interessante Seiten der Erörterung bietet, auf die wir hier verzichten, um noch Einiges über den dritten Theil des Werkes zu bemerken. Er führt die Aufschrift: Institutions, Economie politique; Literature; Sciences et Arts und nimmt weit über zweihundert Seiten (S. 389—627) ein. Leider tritt auch hier der Mangel an Quellen und näheren Nachrichten, zumal über die Verfassung der einzelnen Staaten, die anfänglich gewiss allerwärts mehr oder minder den dorisch-aristokratischen Charakter hatte und erst später der demokratischen Richtung sich hingab, fühlbar entgegen: der Verlust der Aristotelischen Politeien ist uns hier gerade doppelt schmerzlich. Namentlich scheint auch hier die Tyrannis in eigenthümlicher und mannichfacher Weise sich gestaltet zu haben: denn wenn sie uns bei Gelo in dem Charakter des alt-dorischen Königthums erscheint, wie der Verf. nicht ohne Grund (S. 398) bemerkt, so hatte

sie dagegen bei einem Phalaris einen ganz andern Charakter und eine ganz andere Form angenommen. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verf. den Gesetzgebungen des Diocles und Charondas; Beachtung verdienen auch seine Bemerkungen über Ackerbau, Industrie, Handel und Finanzen, so wie seine Vermuthungen über den Bevölkerungsstand der einzelnen Städte; vrgl. S. 456 ff. Kürzer ist der Abschnitt über die Religion ausgefallen, wo wir auch etwas über den Aetnäischen Zeus, als den Hauptgott der sicilischen Götterwelt, erwartet hatten, um von Anderm nicht zu reden; eben so der Abschnitt von den Festen, wo man z. B. die Theoxenien vermissen wird. Dann folgt eine Uebersicht dessen, was die sicilischen Griechen auf dem Gebiete der Poesie wie der Wissenschaft geleistet; die bukolische Poesie, als deren Vaterland der Verf. Sicilien ebenfalls erkennt, macht den Anfang: die τραγούδια der Bergbewohner und Hirten des neuen Griechenlands werden damit in Verbindung gebracht (vrgl. S. 487); dann folgt die Komödie mit Epicharmus u. A., die Tragödie, die Mimen des Sophron und das gastronomische Gedicht des Archestratus von Gela; darauf kommen die Lyriker, Stesichorus an der Spitze; Philosophie, und was daran sich knüpft, Medicin und Rhetorik bilden den Inhalt der nächsten Abschnitte, wobei der Verf., wie auch im Vorgehenden, der Anlage seines Werkes gemäss, sich meist nur auf einige Notizen über die einzelnen Männer und ihre Bedeutung für Sicilien beschränkt; zum Schluss sind noch zwei Abschnitte über die Dialekte der sicilischen Griechen und die Schrift derselben beigefügt. Ein weiterer Abschnitt über Kriegs- und Seewesen (S. 580 ff.) führt uns zum letzten Capitel: Beaux-Arts (S. 589 ff.), worin der Verf. einen kurzen Ueberblick der Leistungen der sicilianischen Griechen auf dem Gebiete der Kunst, mit Rücksicht auf die noch vorhandenen Reste und Trümmer derselben zu geben versucht. S. 630—660 nimmt das doppelte Register ein; die beigefügte Karte Siciliens ist nach der Parthey-schen gestochen, was man nur billigen kann.

M. Tullii Ciceronis Paradoxa. Ad codd. Mss. partim recens collatorum editionumque veterum fidem recognovit, Prolegomena, Excerpta scholarum D. Wyttenbachii, annotationem veterum et recentiorum interpretum selectam suamque, Excursus et Indicem rerum verborumque adjecit Georgius Henricus Moser, ph. Dr. Gymn. Ulm. rector et professor. Goettingae, sumtibus librariae Dieterichianae MDCCCXLVI. XL und 375 S. in gr. 8.

Diese neue Ausgabe der Paradoxa schliesst sich den grössern und umfassenden Bearbeitungen an, welche wir von mehreren philosophischen Schriften Cicero's in den letzten Decennien von der Hand desselben Herausgebers nach und nach erhalten haben, zunächst der vor zehn Jahren erschienen Ausgabe der Tusculanen (s. diese Jahrb. 1836 p. 711. 1027. 1215), mit welchen, nach dem ursprünglichen, in dem innern Zusammenhang beider Schriften auch wohl begründeten Plane des Herausgebers, schon damals verbunden die Paradoxa erscheinen sollten, wenn nicht die grössere Ausdehnung jener Ausgabe einer weiteren Zugabe, wie die der Paradoxa, im Wege gestanden wäre: so erscheinen nun die Paradoxa in einer besondern Ausgabe, gleichsam als ein, wiewohl selbständiges, Supplement jener Bearbeitung der Tusculanen — so will der Herausgeber selbst (vrgl. p. 324) es angesehen wissen —, darum aber auch ganz nach demselben Massstab angelegt und in derselben erschöpfenden Weise durchgeführt, „ut haberent lectores optima quaeque uno quasi oculorum obtutu spectanda, quae adhuc a viris doctissimis essent vel reperta vel conjectando prolata etc.“ (p. XXV); demgemäss wird Kritik wie Erklärung in gleichem Grade berücksichtigt und Alles dasjenige, was von frühern Herausgebern dieser Schrift oder von andern Gelehrten für dieselbe von einigem Belang beigebracht war, entweder wörtlich, oder da, wo es minder nothwendig war, in abgekürzter Fassung mitgetheilt, nicht ohne weitere eigene Zusätze des Herausgebers zur Vervollständigung des Ganzen: so dass man kaum in dieser Ausgabe, die mit allem Recht als die umfassendste und vollendetste der Paradoxa jetzt gelten kann, irgend Etwas vermissen oder unberücksichtigt finden wird, was von den ersten Zeiten des Wiederaufblühens der Wissenschaften bis auf die allerneueste Zeit herab für Kritik und Exegese dieser vielgelesenen Aufsätze geleistet worden ist; womit dann auch zugleich ein fester Grund und sicherer Boden für alle weitere Forschung gelegt werden soll „in hac editione — cum nobis idem sit propositum, quod in illa (editione Tusculanarum), ut excussis libris et scriptis et editis vel pridem

ab aliis vel recens collatis atque inspectis, primum Ciceronis verba, quantum quidem fieri a nobis posset, integritati restituerentur, haberentque lectores vel qui post nos hunc libellum essent edituri, quo veluti fundamento jacto sua superstruerent: deinde ea sub conspectum et obtutum paulo commodiorem essent posita, quae a viris doctis plus minusve feliciter sive corrigendo sive explicando essent tentata, facere non potui quin etc. etc." (p. 324). Aber nicht bloss eine wohlgeordnete Zusammenstellung des schon Vorhandenen bietet uns der Herausgeber: er hat mit dem, was davon brauchbar war und mit Sorgfalt von ihm ausgewählt worden, auch überall die eigene Forschung verbunden, die für den Text und dessen Wiederherstellung, wie für das bessere Verständniss desselben und die richtige Auffassung des Sinnes nicht minder fruchtbar geworden ist: wie diess jede Seite des umfassenden, aber keineswegs weitschweifigen, sondern vielmehr sehr gedrängten Commentar's zeigen kann; wenn es anders bei einem Manne, wie Moser, der wie Wenige unter den jetzt Lebenden, mit Cicero und seinen Schriften, seiner Darstellung, Sprache u. s. w. vertraut ist, noch eines Nachweises überhaupt bedarf.

Was die Kritik des Textes betrifft, so ward die Ausgabe nicht ohne neue wesentliche Hülfsmittel unternommen, worüber der Index apparatus critici p. IX — XXIV genaue Auskunft giebt: wir wollen nicht alle die hier angeführten und vom Herausgeber benutzten gedruckten Ausgaben nochmals anführen, da man ohnehin erwarten konnte, dass dem Herausgeber Nichts der Art entgehen, dass er Nichts der Art unbeachtet lassen werde: wir nennen nur die neuen handschriftlichen Mittel, welche ihm bei der Gestaltung des Textes zu Gebot standen: drei von Creuzer überlassene Papierhandschriften des fünfzehnten Jahrhunderts; fünf Dresdener, die übrigens auch einer neuern Zeit angehören, und bei manchen Fehlern doch manches Gute brachten: ihre Collation, durch einen nun verstorbenen hoffnungsvollen jungen Mann, Ferdinand Schmidt, zu Dresden veranstaltet, verdankt der Herausgeber der Güte des Hrn. Professor Otto in Giessen, in dessen Besitz diese Collation sich befand; dazu kommen noch die durch den Druck schon bekannt gewordenen Collationen von zwei Wolfenbüttler Handschriften nebst der Probe einer dritten noch nicht bekannten, nach Hrn. Professor Schneidewin, der dem Herausgeber diese Probe mittheilte, nicht gerade vorzüglichen Handschrift; daran schliessen sich noch die ebenfalls gedruckten Collationen einer Schweriner und Duisburger Handschrift, ferner der sieben Oxforder Codd. in Gernhard's Ausgabe und Proben eines Erlanger Codex. Alle diese

Handschriften, unter welchen der erste Gudianus, den man um 1300 verlegt, noch der älteste seyn dürfte, gehören einer jüngern Zeit an und geben wir dem Herausgeber ganz Recht, wenn er bei der Duisburger Handschrift (p. XIII) die Bemerkung beifügt: „Est liber non contemnendus, quamquam neque ex hoc, neque ex alio quoquam, ipsius Ciceronis manum restituere possis.“ Dazu würden ältere Handschriften, die bis auf die Karolingische Zeit zurückgehen, nöthig seyn: deren sind aber bis jetzt, so weit wir wissen, von den Paradoxen kaum aufgefunden oder bekannt geworden: wiewohl wir die Hoffnung eines solchen Fundes noch keineswegs aufgeben, vielleicht in dem nun in dieser Beziehung überhaupt sorgfältiger durchforschten Frankreich. Um so mehr aber müssen wir bedauern, dass die Bemühungen des Herausgebers hinsichtlich einer angeblich zu Ravenna befindlichen „berühmten“ Handschrift der Paradoxa (s. p. XXIV) ohne Erfolg geblieben sind. Ob von den sechs Wiener Handschriften, welche in Endlicher's Catalogus codd. bibl. palat. unter No. 55. 57. 59. 62. und 262. aufgeführt sind, die fünf letztern, welche dem fünfzehnten Jahrhundert angehören, eine bessere Ausbeute gegeben haben würden, bezweifeln wir sehr: aber die dort unter No. 55 erwähnte, des zehnten Jahrhunderts (wenn diess anders seine Richtigkeit hat), verdiente alle Beachtung, so gut für die Paradoxa, wie für die übrigen darin enthaltenen philosophischen Schriften des Cicero: De nat. deor. Tuscull. De Divinat. De Fato, Academicc. und Timaeus. Auch eine genaue Untersuchung der Pariser Codices wäre zu wünschen; vielleicht dass auch Einiges noch in belgischen Bibliotheken sich befindet.

Das Ergebniss aller Collationen, so wie der alten Ausgaben u. s. w. ist in den Commentar aufgenommen, welcher den vom Herausgeber nach diesen Hülfsmitteln sorgfältig und vollständig gestalteten Text begleitet. Die Einrichtung der Ausgabe ist nämlich folgende. Auf die Vorrede, den Index Apparatus critici und die Prolegomena, auf welche wir demnächst zurückkommen werden, folgt der Text des Prooemium, und an diesen unmittelbar schliessen sich die den Commentar bildenden Anmerkungen; darauf folgt der Text des ersten Paradoxon und unmittelbar darauf der Commentar, und so fort Text und Commentar eines jeden der übrigen Paradoxa. In dem Commentar ist, was wir nur billigen können, Kritik und Exegese verbunden: jede derartige Trennung würde hier doppelt schwierig, ja in manchen Fällen kaum ausführbar, jedenfalls für den, der die Ausgabe gebraucht, unbequem gewesen seyn: und wenn die in früheren Ausgaben des Verf. befolgte Einrichtung, die diesem Commentar seine Stelle unter dem Text unmittelbar auf jeder Seite

gab, hier verlassen worden ist, so lag der natürliche Grund dazu wohl in dem grossen Umfang dieser Anmerkungen, welcher eine Veränderung der Stellung, und gewiss nicht zum Nachtheil des Lesers, hervorrief. Aus diesem Grunde ward sogar Einzelnes, das eine ausführlichere Besprechung nöthig machte, in eigene Excurse verwiesen, deren am Schlusse des Textes und des Commentars nicht weniger als zwölf folgen, von S. 324—368, worauf der Index zu dem Ganzen, S. 369—375 folgt. In Absicht auf den Commentar haben wir bereits bemerkt, wie Alles, was in den früheren Ausgaben von einigem Belang sich findet, auch in diese Ausgabe aufgenommen, oder dem Wesen nach berücksichtigt ward, und wie zu dem Allem der Herausgeber Eigenes mit reicher Hand beigesteuert hat: besondere Rücksicht ist von ihm auch auf die Sacherklärung und auf das bessere Verständniss der einzelnen, von Cicero behandelten Lehren genommen worden. Manches dafür fand sich in einem Collegienhefte Wyttenbach's, welcher im Jahr 1810 zu Leiden Vorlesungen über die Paradoxa hielt, denen der Herausgeber beiwohnte: daraus ward Einzelnes mit sorgfältiger Auswahl und unter Beisetzung des Namens von Wyttenbach, aufgenommen. Hatte doch nach einer Aeusserung seines Biographen Mahne (Epistoll. Sodall. Philomath. p. 268 seq.) Wyttenbach selbst die Absicht gehabt, eine Ausgabe der Paradoxa zu liefern und Manches zu diesem Zweck gesammelt, dessen Ausführung die körperlichen Leiden Wyttenbach's in späteren Jahren verhinderten. Die allgemeinen Fragen über die Aufschrift dieser Ciceronischen Schrift, über die Zeit der Abfassung, über die dabei vorwaltenden Zwecke, über den Inhalt und die Fassung des Ganzen sind in den vorgesetzten Prolegomenen erledigt worden. Zuerst theilt der Verfasser Wyttenbach's Ansicht über die Zeit der Abfassung und über Tendenz und Charakter der Schrift mit dessen eigenen Worten mit, um dann an diese Grundlage eine nähere und genauere Erörterung der einzelnen bemerkten Punkte anzuknüpfen. Bei der Bestimmung der Zeit, in welche die Abfassung fällt, kommt hauptsächlich die Stelle des Proömiums der Paradoxa in Betracht, wo Cicero eines andern, ebenfalls an Brutus gerichteten, aber früher geschriebenen Buches gedenkt: „Accipies igitur hoc parvum opusculum, lucubratum his jam contractioribus noctibus, quoniam illud „majorum vigiliarum munus in tuo nomine apparuit.“ etc. Facciolati und Andere dachten bei dem munus majorum vigiliarum an die Tusculanen, Wyttenbach und Schütz hingegen bezogen es auf den Brutus s. de claris oratoribus, und dieser Meinung schliesst sich auch unser Herausgeber gewiss mit allem Rechte an, so sehr auch dem

Inhalt und den Tendenzen der Schrift eine Verbindung oder Anknüpfung an die Tusculanen entsprechend ist. Wenn nun der Brutus (nach Schütz s. die Prolegg. p. XXIX.) am Ausgange von 706. oder wie man gewöhnlich annimmt, um 707 u. c. (vgl. indessen meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 280. der dritt. Ausg. p. 255. und 257.) geschrieben ist, so müssen die Paradoxa, die sonst von Cicero in keiner seiner übrigen Schriften erwähnt werden, nach dieser Zeit fallen: womit jedoch in Widerspruch zu stehen scheint, dass von Cato in diesem Proömium stets im Präsens — wie von einem noch Lebenden gesprochen wird, sein Tod aber doch in den April desselben Jahres 707 fällt, so dass also jedenfalls vor dem Eintreffen der Todeskunde in Rom das Proömium geschrieben seyn musste, wenn anders dieser Umstand entscheidend wäre, was wir bezweifeln möchten und was wir auch keineswegs für genügend zu einer solchen Schlussfolge halten, zumal da andre Gründe für eine spätere Abfassung, wie wir sie auch in unsrer Literaturgeschichte II. p. 443. angenommen haben, nach Cäsars Tode, im Jahr 710. u. c., zu sprechen scheinen. Noch weniger aber will uns die Ansicht von Schütz zusagen, welche die Abfassung des 2. und 4. Paradoxon um 697 u. c., des 6. um 698, des 5. um 707 ansetzt, mithin einen zehnjährigen Zwischenraum in der Abfassung der einzelnen Paradoxa statuirt; eine Ansicht, die schon Gernhard, welchem unser Herausgeber sich anschliesst, bestritten hatte. — Was die Absicht Cicero's bei Abfassung der Paradoxa betrifft, so erkennt der Herausgeber mit Morgenstern in denselben Versuche des Cicero, einzelne, aus den Grundansichten der Stoa entnommene Lehren in einer populären, auch die Massen überzeugenden Darstellungsweise zu behandeln, wesshalb er mehr durch Beispiele, als durch feste Beweisgründe seine Sätze, an deren Wahrheit ihm durchaus kein Zweifel gewesen, zu erhärtern suche, überhaupt mehr als Redner, denn als Philosoph zu Werke gehe. Diese Ansicht wird vom Herausgeber, indem er zugleich die abweichenden Ansichten anderer Gelehrten prüft, durchgeführt und hier zugleich Anlage und Inhalt der einzelnen Paradoxa besprochen; Wyttenbach's Ansicht stimmt im Ganzen damit überein. „De genere libelli, sagt Derselbe (p. XXVI.), dubitari potest, utrum sit ut vulgo putatur, philosophum an oratorium. Est quidem materia philosophiae, sed forma et consilium sunt oratoria. Singula paradoxa sunt singulae declamationes, quasi ex schola rhetoris i. e. orationes fictae eum in finem, ut quasi rhetorico exercitio decretum philosophiae per eloquentiam ad communem captum accommodetur et ad popularem sensum fidemque commendetur etc." Was noch sonst vom Herausgeber über den

Sinn und die Bedeutung des griechischen Kunstausdruckes, mit welchem Cicero diese kleinen rhetorischen Darstellungen einzelner stoischen Lehren bezeichnete, bemerkt worden ist, wird eben so befriedigen: in Bezug auf die doppelten Aufschriften der einzelnen Paradoxa werden, zumal im Hinblick auf die grosse Verschiedenheit, welche in den Handschriften vorwaltet, manche Bedenken p. XXXVII ff. näher entwickelt, und deshalb auch die lateinischen Aufschriften, die Hr. Moser mit Wyttenbach (s. dessen Bemerkung p. 90.) darin übereinstimmend, als keineswegs von Cicero ausgegangen betrachtet, insofern Diesem die griechischen genügen konnten, sondern als eine späte, von andern Händen hinzugefügte Uebersetzung ansieht, in Klammern eingeschlossen und damit als verdächtig bezeichnet: und allerdings, wenn wir blos an Brutus denken, für welchen diese Aufsätze bestimmt gewesen, war die lateinische Uebersetzung der griechischen Aufschrift überflüssig und unnöthig: denken wir aber an ein grösseres Publikum, für welches diese durchaus populär in ihrer ganzen Fassung gehaltenen Aufsätze bestimmt gewesen, so wird sich doch die Sache etwas anders stellen, und von dieser Seite aus schwerlich ein Bedenken oder ein Zweifel wider die Aechtheit der lateinischen Aufschriften erhoben werden können, die wir darum wenigstens so lange beibehalten möchten, bis auf diplomatischem Wege, aus älteren Quellen und Handschriften ihre Unächtheit, d. h. ihre spätere Fassung und Aufnahme in den Text, nachgewiesen oder einigermassen wahrscheinlich gemacht ist. Dass die griechischen Aufschriften gleichfalls ein Werk späterer Einschaltung seyen, mithin alle sechs Paradoxa in einem Zug aneinandergereiht gewesen, wie Morgenstern meinte, will auch dem Herausgeber nicht einleuchten, dessen wohl begründetem Widerspruch (p. XXXVIII. seq.) wir vollkommen beitreten.

Mit diesen Bemerkungen schliesen wir unsern Bericht über eine Bearbeitung, welche, auch abgesehen von dem Vielen Neuen, was sie bietet, durch die wohlgeordnete und wohlgesichtete Zusammenstellung des früher Geleisteten, den Gegenstand zu einem gewissen Abschluss gebracht hat, der, indem er das Einzelne wie das Ganze wohl überschauen lässt, zu weiteren Forschungen und Verbesserungen am ersten Gelegenheit giebt und allen weiteren Bemühungen eine sichere und feste Grundlage bietet. Und solche Collectivausgaben sind, wie wir schon mehrmals ausgesprochen haben, ein Bedürfniss unserer Zeit. In das Einzelne der Kritik oder der Erklärung einzugehen, unterlassen wir: es lag diess keineswegs in unserer Absicht, die nichts als eine einfache Darlegung dessen bezweckt, was in dieser neuen Ausgabe geleistet wor-

den ist, überdem auch der Herausgeber dem Publikum schon längst durch eine Reihe ähnlicher Leistungen bekannt ist und sein Name stets unter denen genannt werden wird, die zu einer bessern Gestaltung und zu einem besseren Verständniss der Schriften Cicero's, wie es das redliche und ernste Streben unsrer Zeit ist, so sehr mitgewirkt haben. Die äussere Ausstattung des Buchs in Druck und Papier ist sehr befriedigend.

C. Lucilii Saturarum reliquiae. Edidit, auxit, emendavit Fr. Dor. Gerlach. Turici, sumptibus Meyer et Zeller bibliopolarum, MDCCCXLVI. CLIV und 158 S. in gr. 8.

Mit dem erneuerten Eifer, welcher in unsren Tagen dem Studium der älteren Römischen Literatur, insbesondere der poetischen, sich zugewendet hat, sind auch die, man kann sagen Jahrhunderte lang — seit Dousa, also seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in welchem (1597) die erste Ausgabe desselben erschien — vernachlässigten Reste der Satiren des Lucilius Gegenstand grösserer Aufmerksamkeit geworden, und, wie diess allerdings die Bedeutung derselben erwarten liess, mehrfach bald im Ganzen, bald in einzelnen Theilen näher besprochen worden. Wenn durch diese Untersuchungen (s. Meine Gesch. d. Röm. Lit. §. 122. not. 1. der dritt. Ausg.), denen wir noch des Herausgeber's schöne Abhandlung über C. Lucilius und die Römische Satura, welche zu Basel 1844. 4. erschien und, gleichsam als ein Vorläufer dieser Ausgabe, die Stellung näher bezeichnen sollte, welche dem Lucilius in der Entwicklung und Fortbildung dieses Zweiges der Römischen Poesie zukommt, so wie die lesenswerthen Aufsätze zweier französischen Gelehrten, des zu frühe verstorbenen Labitte in der Revue d. deux mondes. Nouvell. Ser XV. p. 79. ff., und Patin's im Journal des Savans 1846. p. 66 ff. 281 ff. anreihen, allerdings ein näherer Anstoss und eine nähere Veranlassung gegeben war, um auch das Ganze der noch auf uns gekommenen Reste der Poesien des Lucilius einer neuen Prüfung zu unterwerfen und dadurch zu einer nicht blos richtigen, sondern auch allseitigeren und möglichst umfassenden Würdigung der Satiren selbst zu gelangen, so ward doch ein solches Unternehmen, so wünschenswerth, ja nothwendig es auch erscheinen mochte, bis zu dem Erscheinen der vorliegenden Bearbeitung vermisst: was, wenn man die grossen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens, die durch die erwähnten Einzelforschungen keineswegs gehoben, ja in manchen Fällen durch unbegründete Hypothesen selbst vermehrt

worden waren, erwägt, keineswegs befremden kann. Wir haben um so mehr Ursache, ein solches Unternehmen, nachdem es durch die Bemühungen eines mit diesem Zweig der Literatur vorzugsweise wohl vertrauten Gelehrten endlich zu Stande gekommen ist, freudig zu begrüssen, und damit selbst die Verpflichtung übernommen, von einem solchen Werke, das wir als eine wahre Bereicherung unserer Literatur betrachten dürfen, einen Bericht hier niederzulegen, der, ohne in das Detail der Kritik selbst einzugehen, was anderen speciell zu derartigen Erörterungen bestimmten Zeitschriften überlassen bleiben mag, dasjenige hervorheben soll, was durch diese Bearbeitung Neues für den in Frage stehenden Gegenstand gewonnen ist, um so den Leser in den Stand zu setzen, über die schwierige, aber darum gewiss auch um so verdienstlichere Ausführung des Ganzen sich selbst ein Urtheil zu bilden.

Dass der Herausgeber seine Aufgabe nicht einseitig genommen, und blos auf den Text der vorhandenen Reste, deren Kritik, Anordnung u. s. w. beschränkt hat, zeigt schon der Umfang und die Abtheilung seines Buches, das in zwei sich fast gleiche Hälften zerfällt, von welchen die eine, gleichsam als Einleitung, mit den allgemeinen Fragen sich beschäftigt, deren Erledigung nicht wohl von einem Herausgeber des Lucilius umgangen werden durfte, darum auch auf den Gang und die Entwicklung der älteren römischen Poesie, zunächst hier der satirischen, zurückgeht, und auf die ganze, in neuester Zeit vielfach besprochene Frage — den Ursprung der römischen Satire — ein neues Licht wirft, durch welches die ganze Erscheinung und das Auftreten des Lucilius erklärlich, ja naturgemäss wird und das Befremdende verliert, das sie für den mit diesen Verhältnissen nicht Bekannten auf den ersten Anblick haben dürfte. Der andere, auch besonders paginirte Theil hat es mit den Bruckstücken selbst zu thun, welche möglichst vollständig, wohlgeordnet und gesichtet, dann im Einzelnen berichtigt und dadurch lesbar gemacht, versehen mit den nöthigen kritischen und andern Bemerkungen und Nachweisungen, welche in Noten unter dem Texte verlegt sind, geliefert werden. Erschwerend tritt nun hier gleich der Umstand entgegen, dass, wenn wir auch gleich von den d r e i s s i g Büchern Satiren des Lucilius an n e u n h u n d e r t einzelne Bruchstücke besitzen, was auf den ersten Blick viel und bedeutend erscheint, ohne es in der That zu seyn — doch diese Reste nur selten uns grössere Stellen oder zusammenhängende Gedanken und dergleichen bringen, sondern meist nur einzelne Verse oder gar nur Worte, angeführt meistens von Grammatikern späterer Zeit nicht um ihres Inhalts wegen, sondern wegen der Ungewöhn-

lichkeit und Seltenheit des Ausdruckes, der fremden Verbindung u. s. w., also meist in rein sprachlicher oder grammatischer Hinsicht: so dass es doppelt schwer wird, in solchen oft verstümmelt oder entstellt auf uns gekommenen Resten die richtige und wahre Lesart zu ermitteln, eben so auch allgemeine, auf Inhalt, Gang und Charakter der Satire selbst bezügliche Resultate daraus abzuleiten. Die mehrfach in neuester Zeit angestellten Versuche, im Allgemeinen mit einiger Verlässigkeit das zu ermitteln, was in jedem der einzelnen Bücher der Satiren des Lucilius hauptsächlich von ihm verhandelt worden, welches die Aufschriften derselben gewesen, das Versmaass, in dem sie gedichtet u. s. w., haben diese Schwierigkeiten doppelt herausgestellt und die Unmöglichkeit gezeigt, hier überall zu bestimmten, und nicht blos ganz allgemeinen und vagen Resultaten zu gelangen, vorausgesetzt, dass man nicht Vermuthungen sich hingeben will, die solche Lücken in einer wenn auch geistreichen und scharfsinnigen, so doch immerhin höchst zweifelhaften und ungewissen Weise ausfüllen werden: womit schwerlich Viel gewonnen, leicht aber grosser Schaden angestiftet wird. Dass unser Herausgeber keineswegs zu denjenigen gehört, welche an einem solchen, immerhin höchst bedenklichen Verfahren Gefallen finden, hat sich auch hier aufs Neue bewährt; wie diess freilich von ihm hier auch kaum anderes zu erwarten war. Es wird diess insbesondere aus einer näheren Angabe des ersten Theils, zudem wir uns jetzt wenden, sich herausstellen.

Dieser beschäftigt sich, wie schon bemerkt worden, mit den allgemeinen Fragen, welche zur richtigen Kenntniss und Würdigung der Satirenreste des Lucilius und des Dichters selbst, seiner Persönlichkeit u. s. w. führen; demnach §. 1. De Lucilii vita. §. 2. De personis Lucilianis (p. XIII. seq.) §. 3. De singulorum librorum argumentis (p. XLVI. seq.) §. 4. Quae Lucilianae Saturae ratio fuerit, exponitur (p. LXXXVI. seq.) §. 5. De oratione Lucilii (p. CXIV. seq.), wo am Schluss auch die Angaben über die früheren Bearbeitungen dieser Fragmente (p. CXLVII. seq.) sich finden. Im ersten Abschnitt ist der Verfasser mit um so grösserer Vorsicht verfahren, je mehr dieser Gegenstand — das Leben des Lucilius, insbesondere die Bestimmung seiner Lebenszeit, des Geburts — wie des Todesjahres — in neuester Zeit die verschiedenartigste, und, wie auch hier wieder gezeigt wird, zum Theil sehr willkührliche Behandlung erfahren hatte. Denn wenn die Angabe des Hieronymus in der Chronik, wornach Lucilius Ol. 158. geboren, und 169 zu Neapel in einem Alter von sechsundvierzig Jahren schon gestorben und mit al-

len Ehren feierlich beerdigt worden (diess ist wohl der Sinn der Worte „publico funere effertur" vgl. p. XIII.), Manchen, noch zuletzt dem Holländischen Gelehrten Van Heusde zu eng erschien, um darin die Lebensschicksale des Dichters, seine Freundschaft und innige Verbindung mit Scipio und Laelius u. s. w. einzuzwängen, wenn desshalb die Glaubwürdigkeit und Genauigkeit des Hieronymus mehrfach beanstandet worden und deshalb das Geburts- wie das Todesjahr des Lucilius, das erstere um einige Jahren rückwärts, das letztere um einige Jahre später angesetzt werden sollte, so sind doch, auch selbst angenommen die Möglichkeit eines Irrthums in der Angabe des Hieronymus, diejenigen Beweise, welche für die längere Lebensdauer des Lucilius in den beiden Beziehungen beigebracht worden, keineswegs genügend oder so schlagend, dass wir auch hier über die blosse Möglichkeit, dass es so gewesen seyn könne, hinauskommen, und darum am Ende doch besser thun werden, vorerst bei den Angaben des Hieronymus uns zu beruhigen, ehe wir in unbegründete, und selbst unwahrscheinliche Vermuthungen über Geburts- und Todesjahr, wie überhaupt über die Lebensdauer des Lucilius uns einlassen, die wir (vgl. Petermann in Jahn's Jahrb. XXXIX. p. 149, und unsern Herausgeber in der oben genannten Abhandlung p. 12.) jedenfalls mit mehr Grund, der Angabe des Hieronymus gemäss, mit dem Jahr 103 v. Chr. oder 651 u. c. abschliessen, als mit van Heusde bis zum Jahre 686 u. c. verlängern werden. Leider lassen sich aus den abgerissenen Bruchstücken seiner Satiren keine sicheren Data über sein Leben und Wirken entnehmen, und wenn wir von der jedenfalls beglaubigten Angabe seines Geburtsorts Aurunca, so wie seiner Verwandtschaft mit Pompejus, dessen Grossmutter eine Schwester des Lucilius war, absehen, so wird Alles Weitere, was man über sein Leben wissen will, ziemlich ungewiss und unsicher bleiben; eher werden sich aus einer Prüfung der von Lucilius in seinen Satiren behandelten Gegenstände und Personen Folgerungen in Bezug auf seinen Charakter, wie auf seinen Geist ergeben, wie sie der Verfasser in den nächsten Abschnitten zu gewinnen sucht, welche sich mit Erörterung dieser Fragen befassen. In dem Abschnitt über die Personen, ist zunächst und vor Allen von dem jüngern Scipio und seinem Freunde Laelius die Rede, sowie von ihren Beziehungen zu Lucilius, der, selbst nach den wenigen vorhandenen Resten seiner Satiren, darin ihrer öfters gedacht, überhaupt auf beide Männer besondere Rücksicht genommen zu haben scheint. Wie diese, hat er gewiss sorgfältige Studien der griechischen Poesie und Literatur gemacht, wenn er auch gleich in Anwendung und

Uebertragung derselben einer selbständigeren und mehr nationellen Richtung folgte, als diess z. B. später bei einem Horatius u. A. der Fall war: eben so werden wir, selbst nach einzelnen Stellen der Fragmente, ihm schwerlich eine nähere Kenntniss der Griechischen Sophistik und Rhetorik, die um diese Zeit in Rom bereits Eingang gefunden hatte, so wie der Philosophie (mehrfache Anspielungen auf Sätze der Stoa, finden sich in den Bruchstücken; s. z. B. nur fragm. incert. 23 in dieser Ausgabe p. 85) und selbst der grammatischen Studien, mit denen er gleich einem Attius und andern gebildeten Römern der frühern Zeit sich sogar näher beschäftigt haben muss, absprechen können, mithin im Allgemeinen eine sorgfältige und wissenschaftliche Jugendbildung bei Lucilius wohl annehmen dürfen. Ihn hatte, gleich andern Römern aus den höhern Ständen, der seit der Verbindung mit Griechenland erwachte Sinn für höhere Geistesbildung, für Wissenschaft und Poesie allerdings ergriffen, aber er hatte, und diess scheint uns eben das Charakteristische bei Lucilius, über dieser Hinneigung und dem damit verbundenen Eifer keineswegs den Sinn für das Aecht-Nationale, Aecht-Römische verloren und aufgegeben: im Gegentheil, diess blieb ihm fortwährend Mittel- und Ausgangspunkt aller seiner Bestrebungen, die darum auch nicht in der Förderung und Entwicklung einer aus Griechenland eingeführten Kunstpoesie sich gefallen konnten, wohl aber die damals noch nicht untergegangenen Elemente einer volksthümlichen Poesie früherer Zeit ergriffen und weiter zu einem eigenen und selbständigen, wahrhaft nationalen Zweig der Poesie auszubilden bemüht waren: in welcher Hinsicht Lucilius allerdings als der Schöpfer einer neuen Richtung, eines neuen Zweigs der Poesie zu betrachten ist, auch wenn er nicht gerade, im strengsten Sinne des Worts, für deren Erfinder sollte gelten können. Wie er nun dazu gekommen, und wie die alten, rohen Elemente einer in den Fescenninen und der sogenannten Satura liegenden Volkspoesie in die Fassung der Lucilischen Satire übergingen, und unter welchen Einflüssen und Verhältnissen diese selbst sich gebildet und entwickelt hat zu der Form, in der sie uns jetzt freilich nur in schwachen Resten entgegentritt, die wir mit den Aeusserungen und Nachbildungen späterer Dichter, namentlich des Horatius, in Verbindung bringen müssen, um so wenigstens einigermassen uns ein Bild und eine Vorstellung derselben entwerfen zu können: das wird man in §. 4, auf den wir verweisen, in vorzüglicher Weise erörtert finden. Indem wir nochmals zu §. 2 zurückkehren, bemerken wir, dass die äusserst genaue und erschöpfende Untersuchung über alle die einzelnen Personen, welche in irgend einer Beziehung in den noch vorhandenen Resten der Satiren genannt sind,

zugleich auf die Gegenstände, die in den Satiren behandelt wurden, so wie auf die persönlichen Beziehungen und Verhältnisse des Dichters ein Licht wirft, das selbst auf manche bei seinem Nachfolger Horatius vorkommende Personen sich erstreckt, zumal auf solche, die in gutem oder schlimmem Sinne, beim Volke so bekannt und fast sprüchwörtlich geworden waren, dass Jeder bei der Erwähnung des Namens derselben auch an die damit bezeichnete Sache leicht denken konnte. Hier führt nun der Verf. eine Reihe solcher Namen, die wir im Horatius antreffen, auf Lucilius und dessen Satiren zurück; er zeigt bei dieser Gelegenheit, wie Vieles der Art, was man kaum bisher ahnete, bei Horatius aus Lucilius entnommen oder diesem nachgebildet ist, in sofern also der Einfluss des Lucilius auf Horatius im Ganzen wie im Einzelnen weit höher, nach den hier vorgelegten Proben, anzuschlagen seyn wird, als man bisher annahm. (S. insbesondere S. XXX. XXXV. vrgl. mit Petermann am a. O. p. 157.) Auch was über den gefeierten Grammatiker der älteren Zeit, den mit Lucilius befreundeten L. Aelius Stilo Präconinus S. XXXV sq. bemerkt wird, empfehlen wir besonderer Beachtung.

Mit grosser, aber hier gewiss höchst nöthiger Vorsicht hat der Verf. §. 3 die Frage nach dem Inhalt der einzelnen Bücher verhandelt: er verlässt hier nie den positiven Boden, er will nicht in alle die Vermuthungen sich einlassen, an welchen, eben in Ermanglung positiver Zeugnisse, unsere Zeit so reich ist. Und darum hat er auch wohl in die schon durch Popma angeregte, von Patin (am a. O. p. 282 ff.) noch unlängst besprochene Streitfrage über die Zahl der Bücher und einiges Andere damit zusammenhängende, sich nicht weiter eingelassen. Patin selbst nähert sich der Ansicht von Schmidt, welche von einer ersten Sammlung von zwanzig in Hexametern gefassten Büchern ausgeht, und die in Jamben und Trochäen abgefassten Gedichte einer späteren Sammlung, durch die das Ganze auf dreissig Bücher gebracht worden, zuweisen will, ja er hat selbst in dieser Beziehung Varro's Angabe (De L. L. V, §. 17, wo freilich die Handschriften Lucretius statt Lucilius haben,) von ein und zwanzig Büchern zu erklären und widerstreitende Ansichten dabei zu widerlegen gesucht. Da nun das letzte Buch, gleich den zwanzig ersten in Hexametern abgefasst war, so will diess Patin für den absichtich die beiden Sammlungen verbindenden Schluss erklären: was wir dahin gestellt seyn lassen. Vergl. auch Petermann am a. O. p. 156.

(Schluss folgt.)

Nr. 48. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lucilii Saturr. reliqq. ed. Gerlach.

(Schluss.)

Unser Verf., der an einer andern Stelle (p. XXXV.) wegen des Citats bei dem Auctor ad Herenn. IV, 12, 18 allerdings eine zweifache Abtheilung der ganzen Satirensammlung, wovon die erste dem Aelius Stilo dedicirt gewesen, anzunehmen geneigt ist, hält sich mit allem Grund an die Dreissigzahl und hat auch darnach die einzelnen Fragmente selbst abgetheilt und geordnet, während er über den Gegenstand und Inhalt nur da eine bestimmte Angabe sich erlaubt, wo diess durch bestimmte Zeugnisse sich erweisen lässt, wie diess z. B. bei Buch I., III. und IX. einigermassen der Fall ist, obwohl bei der Dürftigkeit der Fragmente, selbst hier noch gar manche Fragen, so wie man nur ein Wenig in das Detail einzugehen sich gelüstet, unbeantwortet bleiben werden. Diess gilt ja selbst von dem im dritten Buch behandelten Iter Siculum, das als Vorbild der Horazischen Satire Buch I, 5 die Aufmerksamkeit der Gelehrten vorzugsweise auf sich gezogen hat; bei den meisten übrigen Büchern bleiben uns nur Vermuthungen, und oft kaum auch diese, wenn sie anders einigen Grund haben sollen, übrig; das Verfahren des Verfassers wird daher nur Billigung finden können, so sehr man auch in neuerer Zeit beflissen war, hier das ermitteln und angeben zu wollen, wozu doch aller positive Boden fehlt, wie selbst die neuesten Versuche zweier französischen Gelehrten, Labitte's am a. O. p. 88 ff. und Corpet's in seiner Ausgabe zeigen können. Insbesondere, und darauf weisst auch unser Herausgeber mit allem Rechte hin, hüte man sich, aus einzelnen Stellen, in welchen der Dichter wider Luxus, Schwelgerei, Ueppigkeit und andere in seiner Zeit immer mehr um sich greifende und den Verfall der alten Römersitte bekundenden Laster sich ausspricht, gleich auf einen dadurch bestimmten speciellen Inhalt des einzelnen Buchs schliessen zu wollen: denn solche Gegenstände fehlten kaum in irgend einer Satire und lagen den allgemeinen Zwecken, so wie der eigenen Geistesrichtung des Mannes viel zu nahe, um nicht bei jeder Gelegenheit, die sich darbot, vorgebracht zu werden. Die Frage nach den Aufschriften, welche die

einzelnen Bücher geführt, ist eben so bestritten und bei dem Mangel bestimmter Data kaum hier oder dort zu erledigen: ist doch selbst, wie wir aus der Anmerkung S. 41. ersehen, der dem sechszehnten Buch gegebene Titel Collyra zweifelhaft; übrigens ist unlängst noch von Petermann, um von Andern nicht zu reden, dieser Gegenstand behandelt worden, den wir für jetzt hier lieber verlassen, um noch Einiges über den vierten und fünften Abschnitt zu bemerken. Die Bedeutung und die Wichtigkeit des vierten Abschnittes, der uns ein Gesammtbild der Lucilischen Satire liefern und damit zu einer richtigen Ansicht und Würdigung derselben führen soll, wird gewiss Niemand verkennen, zumal wenn er sieht, wie der Verfasser hier auf den Ursprung dieser ganzen Dichtung zurückgegangen und damit gewissermassen eine Darstellung des Urprungs und des Entwickelungsganges der römischen Satire überhaupt, als der einzigen ächt nationellen Dichtung geliefert hat, wie er, von den Fescenninen nach der Horazischen Schilderung (Ep. II, 1, 139 ff.) ausgehend, daraus die älteste Satura, und den scenischen Charakter dieser rohen, nur auf Belustigung und ausgelassenen Scherz in völliger und ungebundener Freiheit ausgehenden Volkspoesie ableitet, die dann, indem sie dem Leben und den Sitten der Mitwelt sich mehr zuwendete, unter Ennius und Pacuvius eine didactische oder wenn man will, selbst mehr gelehrte, jedenfalls dem Volksleben schon etwas fremdere Richtung erhielt, in welcher, was den Stoff betrifft, im Ganzen sich auch die Satire des Varro, bey aller sonstigen Verschiedenheit mit der des Ennius, bewegte, während Lucilius, bei aller seiner gelehrten Bildung, die Satire wieder auf ihren Ursprung zurückzuführen und von diesem aus ihr ein ächt nationelles Gepräge einer wahrhaft volksthümlichen Poesie, wie sie diess ja auch in ihrem Ursprunge war, zu verleihen suchte. Und darin liegt gewiss mit ein Grund des Ansehens, dessen sich dieser Dichter, als ein ächt römischer, bei der Nachwelt erfreute, die mit uns seine Bildung wie seine Freimüthigkeit, in der ihn freilich auch das Ansehen seiner Geburt und hohe mächtige Verbindungen gegen Angriffe jeder Art schützten, sein Talent, insbesondere die reiche, wenn auch hier und dort mit Bitterkeit gemischte Ader von Witz, bewundert hat, zumal da Lucilius Alles, was das Römische Leben bot, in seinen Kreis zog, insbesondere hervorragende Persönlichkeiten zum Vorwurf nahm und so auch eine Mannigfaltigkeit der Darstellung erreichte, welche, da Alles vom römischen Standpunkt aus und in einem den volksthümlichen Interessen und der ganzen Denkweise des Römers entsprechenden Sinn und Geist behandelt war,

ihren Eindruck nicht verfehlen konnte, endlich Lucilius auch mit der Ergötzung, die seine Satire dem nach Belustigung, Scherz und Lachen verlangenden Römer in der Weise der alten Fescenninen bot, die didactischen Zwecke der Satire durch das Lob, wie durch den Tadel, den sie rücksichtslos spendete, zu verbinden wusste. So, als Wiedererwecker der alten Nationalpoesie, die in den Fescenninen einen, wenn auch rohen und ungeschlachteten so doch einer weitern Vervollkommnung und Ausbildung fähigen Ausdruck erhalten hatte, und nun gewissermassen zu erneuertem Leben in einer den Zeitverhältnissen angemessenen Weise gebracht ward, erscheint Lucilius als ein ächt römischer Dichter, der, selbst wohl gebildet in Griechischer Kunst und Wissenschaft, darum doch darnach nicht ausschliesslich die Anfänge eines geistigen Lebens in Rom, wie es sich in Literatur und Poesie kund gab, modeln, wohl aber zur Förderung und Entwicklung der römischen Elemente benutzen und desswegen auch den römischen Standpunkt nicht verlassen wollte (Vgl. pag. CXIII.), der nicht für die Gelehrten und höheren Stände und in deren Sinn und Geist dichtete, sondern weitere und allgemeinere Zwecke im Auge hatte, in dieser Hinsicht einem Plautus näher stehend, als einem Ennius oder einem Varro: „eruditionis atque doctrinae gloriam minime ille quaesivit, sagt der Verf. p. CVII. von Lucilius; erant quidem in eo plurimae literae nec eae vulgares sed interiores quaedam atque reconditae: sed tamen carmina sua eorum potissimum hominum judiciis probari voluit, qui neque doctissimi neque indoctissimi essent. Imo Persii, Scipionis et Rutilii judicium reformidans, Tarentinis ait se et Consentinis et Siculis scribere. Quae ut cum quadam cavillatione dicta esse concedam, tamen in eam sententiam interpretanda sunt, ut ille populi quam literatorum hominum auribus servire maluerit." Eben aus dieser Tendenz will der Verf. auch die von Horatius hervorgehobenen Mängel der Darstellung, die Härten des Ausdruckes, das lutulentum fluere und Anderes erklären: wenn diess nicht, zum Theil wenigstens, auch auf Rechnung der damals noch nicht so, wie im Zeitalter des Cicero und Augustus völlig durchgebildeten Sprache zu setzen ist: eben so wie das öftere Einmischen Griechischer Wörter u. dgl. doch ein immerhin auch in dieser Beziehung gebildetes Publikum voraussetzen dürfte. Wir bitten die nähere Erörterung dieser Punkte lieber bei dem Verfasser selbst zu lesen, der in diesem Abschnitte auch manches Andre berührt hat, was damit im Zusammenhang mehr oder minder steht und gleichfalls Beachtung verdient. Dahin rechnen wir auch die Angaben über Ableitung und Ursprung des Wortes **Satira** (p. XCI seq.) über Sinn und Be-

deutung der in neuester Zeit so sehr besprochenen versus Saturnii — nach dem Verfasser eine allgemeine Benennung für jene ältere Poesie: „et antiquissima quidem hujus poesis monumenta versus Saturnios vel Fescenninos appellasse videntur, quippe in priore nomine nihil praeter antiquitatem spectantes, in altero lasciviam atque petulantiam" (p. XCV.). In Bezug auf das diesen Versen eigene Metrum kann der Verfasser die von O. Müller vorgeschlagene Form keineswegs billigen: „hoc enim si conceditur, urtheilt er darüber, nescio an ex omni verborum serie versus conficias. Multo igitur probabilius esse videtur antiquiores ad solum rhythmum Saturnios versus composuisse, seriores, Livium Andronicum et Naevium dico, legem, quam Grammatici jubent, observasse." Auch auf Ennius und dessen Satiren kommt der Verf. p. C. seq. zu sprechen: er trägt hier die schon früher in der angeführten Abhandlung p. 11. ausgesprochene Ansicht vor, wornach Mehreres, was man bisher als besondere Dichtungen des Ennius, ihrer besondern Aufschriften wegen, zu nehmen pflegte, unter die satirischen Dichtungen des Ennius gehört, also dessen vier Büchern Satiren, die freilich Donatus auf sechs ausdehnt (wenn anders keine Verwechslung der Zahl IV — VI. obwaltet), zuzuweisen wäre; wofür allerdings die Analogie mit Varronischen Satiren spricht, während es aber auch nicht an Gegengründen fehlt, die diese Annahme hinwiederum zweifelhaft machen; siehe besonders Hertz in den Berliner Jahrb. für wissensch. Kritik 1844. November p. 706. Wenn wir daher z. B. uns wohl die Annahme gefallen lassen, dass in diesen Satiren auch des Scipio Lob gesungen worden, wenn wir selbst den Asotus, oder wie jetzt nach den Handschriften richtiger geschrieben wird, Sota, als eine solche Satire zugestehen, so wird es doch weiterem Zweifel und gerechtem Bedenken unterliegen, die dem Griechischen Werke des Archestratus nachgebildeten Phagetica (wenn diess anders der richtige Titel ist, und nicht an seine Stelle einer der anderen hier vorgeschlagenen, etwa Hedypathetica, zu setzen ist) auch in diese Classe der Satiren einzureihen, desgleichen die unter den Titeln Epicharmus (nach dem Verfasser eine Satire, welche die Philosophie zum Vorwurf hatte, eben so wie die Satire Sota oder Asotus den Luxus der Zeit), Praecepta, Protrepticus angeführten Gedichte, hinsichtlich deren wir auf die in der Röm. Lit. Gsch. §. 69. not 19 ff. gegebenen Nachweisungen uns beziehen. So gut Ennius das Werk des Euhemerus in's Lateinische übertrug, eben so gut konnte er auch andere Werke Griechischer Literatur und Poesie, Werke des Archestratus, Epicharmus u. A. in's Römische übertragen, ohne dass man darum wird an

Satiren denken wollen. Eher möchten wir die Sabinae des Ennius unter diese Satiren rechnen, und zwar in das vierte Buch derselben, ohne dass wir jedoch darum die Aenderung des H. Columna in der betreffenden Stelle des Macrobius Sat. VI, 5. wo die Worte Ennius in IV. Sabinarum in ein: Ennius in IV Satirarum verwandelt werden sollen, gut heissen, weil wir gerade dadurch einen bestimmten Titel einer Satire verlieren, der auch in einer andern Stelle noch vorkommt; vgl. Spangenberg zu Ennius Annall. pag. XXVI. und pag. 28. Sonst hat der Verfasser auf die grosse Verschiedenheit der Satire des Lucilius von der rein didactischen des Ennius, mit der sie nichts als den Namen gemein habe, mehrfach hingewiesen und man wird, so wenig auch von der Satire des Ennius eigentlich zu unserer Kunde gelangt ist, doch aus manchen Gründen, wenn auch nur im Allgemeinen, nicht anders urtheilen können: geringer mag diese Verschiedenheit in Bezug auf die metrische Einkleidung gewesen seyn, die auch bei Ennius wechselte und nicht ausschliesslich an Ein und dasselbe Versmaass sich hielt, vielmehr durch den Wechsel der Form eine grössere Mannigfaltigkeit überhaupt zu erreichen suchte. In den zwanzig ersten Büchern des Lucilius, so wie im dreissigsten herrschte der Hexameter vor, den wir auch theilweise in den übrigen Büchern noch finden, aber gemischt mit Jamben, Trochäen u. a.; doch herrschen, so weit die vorhandenen Reste uns einen Schluss erlauben, die Trochäen vor (vgl. p. CIX.), und es möchte auch diese Erscheinung als ein neuer Beweis des unlängst aufgestellten Satzes erscheinen, dass die Lateinische Sprache zum Grundrhythmus den trochäischen Gang habe (vgl. Kärcher Prosodisches zu Plautus und Terentius p. 2. 3.), insbesondere auch der scenische und dramatische Charakter der Satire des Lucilius, durch den sie allerdings an ihren Ursprung und an ihr Hervorgehen aus der alten Satura erinnert, in Anschlag zu bringen seyn. Uebrigens hat der Verfasser gewiss Recht, wenn er die Vorzüge der Satire des Lucilius weniger in die äussere Form und Einkleidung, als vielmehr in ihren innern Gehalt und in die reiche Fülle des Dichtergeistes, der sich überall kund gab, setzen will (p. CXI.). Diess hat ihn jedoch nicht abgehalten, auch in eine nähere und ganz specielle Erörterung des Sprachgebrauchs und der Redeweise des Lucilius im fünften Paragraph einzugehen, nachdem er vorher p. CIX. im Allgemeinen das Urtheil niedergelegt hat: „Neque vero Lucilius, cum veteris Saturae indolem carminibus sibi exprimendam esse statuerit, non multa mutavit, sed veterem asperitatem mollivit, verrucosam loquendi sartaginem et sesquipedalia poetarum verba expulit, nume-

ris decorem verbis juncturam addidit et inprimis pro horrido illo Saturnio versu dactylicum in Saturas induxit.“ Den der Redeweise des Lucilius eigens gewidmeten Abschnitt eröffnet der Verfasser mit einem Blick auf die darüber ausgesprochenen Urtheile eines Cicero, Horatius und Varro, so wie mit einer allgemeinen Betrachtung dessen, was als das Charakteristische und Vorzügliche im Vortrag und in der Darstellung des Lucilius hervortritt, wenn auch gleich das Abgerissene und Verstümmelte der meist nur auf einzelne Worte oder einen einzelnen Vers sich beschränkenden Fragmente ein solches allgemeines Urtheil kaum verstatte oder näher begründen und nachweisen lasse. Er findet diese Vorzüge in der ganzen Bildung und Erörterung der Rede — „non in argumenti ratione, non in sententiarum figuris atque luminibus, neque in peculiari quodam verborum usu, sed potius in tota orationis conformatione, in ejusdem colore atque ut ita dicam voltu perspicitur (dicendi ratio). Subtilis enim oratio neque nimis attollitur unquam, neque nimis submittitur, sed variatur quam maxime, quippe quae rebus, tempori et personis accomodatur. Nuda igitur est et velut incompta; saepe simplici et illaboratae similis nec verbis vultuque nimia promittens, ut oratio Romana plane videatur, non civitate donata. Multo minus igitur florida, sublimis et mirabilis quam vincta, concisa et arguta verborum cavillatrix est, quippe quae longe plurima non a fuco oratorio sed a poetae ingenio repetat“ (p. CXV.). Aber mit diesem allgemeinen Urtheil, das, denken wir, ein Jeder unterschreiben wird, der näher mit den vorhandenen Fragmenten sich bekannt gemacht hat, begnügt sich der Verfasser keineswegs, vielmehr ist er bemüht im Einzelnen alle die Eigenthümlichkeiten der Sprache des Lucilius, wie sie sich in diesen Bruchstücken darstellt, nachzuweisen, und zugleich alle die einzelnen Belege zu sammeln, welche für die gramatischen Studien des Lucilius, wovon das über die Rechtschreibung, über Buchstaben und Anderes der Art sich verbreitende neunte Buch der Satiren ein sprechendes Zeugniss bietet, sich ergeben. So hat nun der Verfasser p. CXVI—CXX eine äusserst dankenswerthe Zusammenstellung geliefert, welche uns die Bedeutung dieses Mannes für gelehrte grammatische Studien erkennen und auch in dieser Hinsicht den Verlust seiner Satiren, insofern sie grammatische und sprachliche Gegenstände behandelten, Urtheile über einzelne Dichter und deren Schöpfungen, über die verschiedenen Zweige der Poesie selbst und deren Behandlung enthielten, beklagen lässt. Immerhin aber mag auch diess als ein Beweis gelten, mit welchem Eifer schon in einer so frühen Periode zu Rom grammatische Studien, kaum durch einen Crates ein-

geführt, von den angesehensten und bedeutendsten Männern betrieben wurden. Zu dem Einzelnen übergehend, verbreitet sich der Verf. dann zuerst über die Eigenthümlichkeiten des Lucilischen Verses in metrischer und prosodischer Hinsicht, worin er dem Lucilius eine ähnliche Freiheit wie dem Terentius zuerkennt, nur dass jener im Hexameter sich strenger an die Gesetze gehalten, als in den Jamben und Trochäen; erschwerend in der Bestimmung und Feststellung des Einzelnen tritt auch hier wieder die Beschaffenheit der Fragmente und die verstümmelte und entstellte Fassung, in der sie auf uns gekommen sind, entgegen, wodurch der Conjecturalkritik allerdings ein grosser Spielraum gegeben ist, der aber darum zu doppelter Vorsicht nöthigt. Was der Verf. p. CXXIV. in dieser Hinsicht bemerkt, dürfte darum besonders der Beachtung zu empfehlen seyn; sein eigenes Verfahren, entsprechend dem auch in andern Theilen beobachteten, bezeichnen hinreichend die Worte: „Quare ea exscripsisse satis habebimus, quae non in meris conjecturis versantur, sed ex ipsorum verborum, si quidem pro integris habenda sunt, compositione necessario colligi posse videntur". An diese Uebersicht dessen, was in metrischer und prosodischer Hinsicht bemerkenswerth ist, oder was als auffallend und abweichend von dem Gewöhnlichen vorkommt, schliesst sich p. CXXIX. eine ähnliche, sehr genaue und umfassende Uebersicht aller sprachlichen Eigenthümlichkeiten des Dichters. Hier werden zuvörderst die zahlreichen griechischen Ausdrücke aufgeführt, welche bald mit lateinischen Endungen versehen sind, bald selbst die griechischen Endformen beibehalten haben, dann folgen Abweichungen von der Redeweise späterer Schriftsteller in grammatischen Formen, namentlich auch in den Declinationen; bei welcher Gelegenheit mancher einzelne schwierige Ausdruck näher erörtert wird; eben so ähnliche Aufzählungen der vom gewöhnlichen Gebrauch abweichenden Adjective oder Participien (p. CXXXVII. seq.), so wie der Verba, in einzelnen Formen und Endungen, wie auch in der Construktion und Verbindung derselben; in letzterer Beziehung setzt uns allerdings die lange Liste dieser Abweichungen (p. CXL. seq.), so dankbar auch wir dem Herausgeber für diese Zusammenstellung seyn müssen, in Staunen, und lässt uns wohl einen weiteren Schluss machen auf die enorme Zahl, die sich herausstellen würde, wenn noch jetzt die Satiren vollständig vorhanden wären, obwohl auch hier der Umstand wieder zu bedenken ist, dass wir gerade solchen Eigenthümlichkeiten oder Abweichungen, welche die Aufmerksamkeit der späteren Grammatiker auf sich zogen, die Erhaltung der noch vorhandenen Reste zu danken haben, wodurch jene Schlussfolge sehr

beschränkt wird. Und auf der andern Seite, zu welcher Vorsicht in der Beurtheilung dessen, was Lateinisch, d. h. dem lateinischen Sprachgebrauch angemessen und als mustergültig und darum nachahmungswürdig anzusehen ist, fordert nicht ein Blick in dieses Verzeichniss von Ausdrücken und Verbindungen auf, von welchen manche auf den ersten Blick dem strengen Rigoristen verwerflich, unlateinisch, neumodisch u. s. w. erscheinen dürften, während ein Lucilius sich ihrer bedienen konnte, und zwar ohne Anstoss, wie wir glauben, bei den Römern zu erregen, denen solche Verbindungen jedenfalls zulässig erschienen. Wir kennen freilich diese mehr nationelle und der eigentlichen Volkssprache sich mehr annähernde Sprache der älteren Dichter, so sehr sie auch in einem spätern Zeitalter hinwiederum hervorgezogen und zum Gegenstand einer affectirten und darum unnatürlichen Nachahmung gemacht wurde, weit weniger in Folge der grossen hier erlittenen Verluste; und haben in sofern auch allerdings allen Grund, uns in unserer Ausdrucksweise lieber an die mustergültigen Schriftsteller der letzten Periode der Republik und des Augusteischen Zeitalters zu halten; nur wird man auch hier nicht zu weit gehen und eine Ausschliesslichkeit in Anspruch nehmen wollen, die leicht in Einseitigkeit ausartet. Im Allgemeinen glaubt der Verf. (p. CXLI.) auf drei Punkte zu einer richtigen Würdigung der Redeweise des Lucilius hinweisen zu müssen: auf die grosse und öftere Nachbildung des Griechischen, auf die gleiche Beachtung und Nachbildung des Sprachgebrauchs der älteren Dichter Roms, überhaupt der älteren Latinität (wofür der Verfasser eine Reihe von Belegen in einzelnen Ausdrücken und Constructionen mittheilt) und endlich auf die der Volkssprache gezollten Rücksichten: — „Lucilii oratio eo potissimum celebrata est, non quod e reconditorum verborum tenebris et e litterarum Graecarum fontibus plurima hausit, sed quod ipsius populi ut judicia ita sermonem rettulit*).“ Und diess war es auch wohl, was dem Horatius missfiel und ihm, der von einem andern Standpunkte ausging und einen andern Massstab der Beurtheilung anlegte, tadelnswürdig erschien. — Einige Bemerkungen über die alten Erklärer des Lucilius, so wie über die verschiedenen Versuche neuerer Zeit, die Reste seiner Poesie zu sammeln und zu ordnen, über die hier und dort behauptete Verwechslung mit einem jüngern Dichter Lucilius aus der Kai-

*) Man kann damit noch eine andere Aeusserung des Verfassers (p. XXI) verbinden: „Et hoc quidem in primis in laude ponendum est, quod Lucilius non Graecam orationis elegantiam affectavit, sed purum illum et incorruptum priscae Latinitatis colorem in carminibus expressit.“

serzeit, den man, wie der Verf. zeigt, mit Unrecht einigemal hierher ziehen wollte, schliessen sammt einigen Addendis pag. CLI. diesen ersten Theil des Ganzen, und nun folgt der Text der einzelnen Bruchstücke, welche nach den dreissig Büchern zusammengestellt, und von einer weitern Reihe der Fragmente ex incertis libris — meist nur einzelne Verse oder Worte, gefolgt sind, an welche noch eine weitere Anzahl von Bruchstücken unter der Aufschrift sich anreiht: Versus aliquot, qui aut omisso aut perperam adscripto auctoris nomine laudantur; quos Lucilii esse homines docti statuerunt. Den Beschluss machen dann Testimonia veterum de Lucilio et de Saturarum argumento (p. 106—124): ein Abdruck aller der Stellen der alten Schriftsteller, in welchen irgend eine Notiz oder ein Urtheil enthalten ist, wie wir solche Testimonia, nach einer guten, in neueren Zeiten aber nicht immer befolgten Sitte in ältern, zumal holländischen Ausgaben meist hinter den Präfationen zusammengestellt finden. Die Indices sind dreifach: 1) Index fragmentorum Lucilianorum; 2) Index historicus; 3) Index grammaticus. Einen hinter diesen Indices folgenden Anhang bildet die Mantissa conjecturarum atque observationum: eine Anzahl Bemerkungen und Verbesserungsvorschläge zu einzelnen Stellen der Fragmente, von H. Düntzer, zu welchen der Herausgeber selbst wieder theilweis seine Bemerkungen und Vorschläge hinzugefügt hat, zumal an solchen Stellen, wo er anderer Ansicht geworden war. Bei dieser Gelegenheit hat Derselbe auch über das ganze kritische Verfahren, das er bei Herausgabe dieser Fragmente beobachtet hat, sich geäussert: wir nehmen keinen Anstand, die darauf bezüglichen Worte hier mitzutheilen: sie können am besten zeigen, wie der Herausgeber, jede Willkühr fern haltend, überall diejenige Vorsicht beobachtet hat, die, wie wir glauben, durch die Natur der Sache selbst geboten war; er sagt nämlich S. 154: „Meum non fuit, omnia loca corrupta sanare, et totum Lucilium in integrum restituere. Haud minus facile ex paucis fragmentis tota carmina conficias. Saepius satis habui in locis corruptis integram lectionis varietatem atque hominum doctorum conjecturas exscribere et omnia in integro relinquere, ita ut liberum cuique esset judicium. Metri non semper habui rationem, quod mihi quidem nondum satis compertum esse videtur, quantum Lucilius in jambicis potissimum et trochaicis versibus sibi licere putaverit. Sed a conjectandi licentia et a versibus supplendis saepe me prohibuit cogitatio, singulorum versuum sensum saepius non ex paucorum verborum continuatione sed tantum ex totius carminis argumento posse intelligi.“ Darum hat auch der Herausgeber in der Anordnung der einzelnen Bruchstücke sich oft lieber an die hergebrachte

Folge halten wollen, als eine neue Ordnung einführen, die auf einer ganz unsichern Basis blosser Muthmassungen ruht; man vergleiche insbesondere, was er auch p. LVI. in dieser Hinsicht bemerkt hat. Gleiche Rücksichten haben ihn auch von ähnlichen willkührlichen Aenderungen in der Gestaltung des Textes selbst abgehalten, wo die Schwierigkeiten fast noch grösser sind, die Vorsicht also doppelt nothwendig wird. Indessen darf darüber nicht verkannt werden, in wie vielen Stellen dieser verdorbene Text berichtigt und verbessert worden, und so nun wenigstens diese merkwürdigen Reste in einer, so weit nur immer möglich, lesbaren Gestalt uns zugänglich gemacht sind. Mit welcher Sorgfalt und Genauigkeit überdem in der unter dem Text befindlichen, mit kleinerer Schrift gedruckten Adnotatio critica jede Abweichung des aus so verschiedenartigen Quellen geflossenen Textes, jeder Verbesserungsvorschlag u. s. w. angeführt ist, so dass auch in dieser Beziehung nichts vermisst wird, kann selbst ein oberflächlicher Blick auf jede Seite zur Genüge lehren.

Dass allerdings in der kritischen Behandlung dieser Fragmente noch nicht Alles gethan ist, dass hier noch mancher Stoff zu weiteren Besprechungen und Erörterungen vorliegt, wird nur Der in Abrede stellen, der mit der Beschaffenheit dieser Fragmente nicht bekannt ist, und er wird eben um so dankbarer die hier geschaffene Grundlage anerkennen, durch welche jeder weitere Fortschritt auf diesem so schwierigen und unsichern Felde bedingt ist. Solchen Erörterungen entgegensehend, schliessen wir unsern, wir wiederholen es, nicht in das Detail der Wortkritik eingehenden Bericht über ein Unternehmen, dem wir bald ein ähnliches in der Bearbeitung der Fragmente des Varro von dem dazu gewiss vor Andern berufenen Herausgeber an die Seite gestellt sehen möchten.

Ch. Bähr.

Ullrich (Franz Wolfgang), Beiträge zur Erklärung des Thucydides. Hamburg bei Perthes, Besser u. Mauke. 1846. 4. VIII und 183 S.

Die Idee, welche Hr. Ullrich in diesem Buche durchführt, hatte er 1832 in dem Quaestionum Aristoph. Specim. p. 11 mit den Worten angedeutet: „In computandis belli annis ita fecit Thucydides, ut ex Plataeensibus rebus belli initium duceret, id soli faciliori numerandi rationi, qua anni ab uno vere ad alterum ver describerentur, plenoque illi ter novem annorum spatio oraculorum est tribuendum.“ Jetzt aber hat er

diesen Gedanken nicht nur weiter entwickelt, sondern man kann wohl sagen, auch zum völligen und unwiderlegbaren Abschluss gebracht, was das Ganze betrifft. Er behauptet und beweisst nämlich mit einleuchtenden Gründen in dem zweiten Abschnitte, welcher die Hauptsache enthält, dass das Thucydideische Geschichtswerk in zwei zu verschiedenen Zeiten verfasste Theile mit ihren zwei Proömien (dem I, 1—23 mit seiner Episode 2—19, und dem andern V, 25—26) zerfalle. Der Plan, den ganzen siebenundzwanzigjährigen Krieg zu beschreiben, ist dem Thucydides während der Ausarbeitung des ersten ursprünglich in der Verbannung abgefassten Theiles entstanden. Den ersten Theil beendigte er mit dem Frieden des Nikias, welcher Olymp. 89, 3 d. 12. Apr. 421 zu Stande gekommen war und bis zu V, 25 beschrieben ist. Aber den Ausbruch des neuen Krieges kennt der Geschichtschreiber schon, als er IV, 48 schrieb, wie man aus ὅσα γε κατὰ τόνδε τὸν πόλεμον schliessen kann, es muss aber τόνδε τὸν πόλεμον noch auf den zehnjährigen Krieg gehen. (S. Ullrich p. 95 ff.) Hier mag Thucydides eingehalten haben. Er hatte Anfangs keine andere Absicht, als den zehnjährigen Krieg zu schildern, welcher mit diesem Frieden schliesst, da nach der Ansicht des Hrn. Ullrich Thucydides den Frieden für dauerhafter hielt, als er wirklich war. Erst als der Geschichtschreiber nach Verlauf der 27 Jahre und Beendigung des längern Kriegs aus der Verbannung zurückgerufen war (im Jahre 402), hat er aus den gesammelten Beobachtungen das übrige componirt, sowohl den Schluss des ersten Theiles bis zu V, 24 sammt der nach Beendigung des Krieges eingeschalteten Apologie des Perikles II, 65, als auch den zweiten Theil bis zum abgebrochenen Ende des VIII. Buches, wo er vom Tode übereilt wurde (wohl Olymp. 95, 4 Ullrich p. 137). Nur durch diese Annahme leuchtet uns ein, wie Thucydides zu einem zweiten Proömium und zwar mitten im Werke kommen konnte. Die Beweisführung für die neue Ansicht von der Entstehung des Geschichtswerkes nimmt folgenden Gang.

Gleich in den ersten Worten, womit das zweite Buch beginnt, ἄρχεται δὲ ὁ πόλεμος ἐνθένδε ἤδη Ἀθηναίων καὶ Πελοποννησίων καὶ τῶν ἑκατέροις ξυμμάχων, ἐν ᾧ καταστάντες ξυνεχῶς ἐπολέμουν, muss der Ausdruck ξυνεχῶς höchst befremdlich erscheinen. Diese Stelle dient der endlich anhebenden Darstellung des Krieges selbst gewissermassen als Aufschrift. Wie im allerersten, so wird auch in diesem zweiten Anfange des Werkes abermals ὁ πόλεμος Ἀθηναίων καὶ Πελοποννησίων ohne nähere Bestimmung gesagt. Der Leser bringt aber nach der allgemein verbreiteten Auffassung aus dem ersten Buche die unbestimmte Vorstel-

lung mit, dass unter diesem Kriege der siebenundzwanzigjährige gemeint sey, in Uebereinstimmung mit dem V, 26 ἑπτὰ καὶ εἴκοσι, wie man denn bisher diesen ganzen Zeitraum unter dem ἄρχεται ὁ πόλεμος verstanden hat. Wie kann es aber von diesem heissen ἐν ᾧ καταστάντες ξυνεχῶς ἐπολέμουν? Wenn dem Geschichtschreiber dieser ganze Zeitraum als er diess schrieb, vorgeschwebt hätte, so hätte er sich nicht ohne Unwahrheit so ausdrücken können, da nach den zehn ersten Jahren eine Unterbrechung von wenigstens sechs Jahren und zehn Monaten, wie er selbst V, 25 anführt, eingetreten war, mag auch die Zeit von den zehn Monaten den Auslegern und Hrn. Ullrich selbst nicht richtig dünken, worauf wir unten zurückkommen müssen. Thucydides unterscheidet selbst durch dieses ξυνεχῶς V, 24 und VI, 26 den Krieg von der ihm unmittelbar folgenden Friedenszeit ganz ausdrücklich. Die einzig mögliche Aushülfe bietet sich hier dem Hrn. Verf. nur in der Annahme dar, Thucydides habe, als er den Anfang des zweiten Buches schrieb, den spätern oder zweiten Krieg selbst noch nicht gekannt, und daher von einem ersten auch nicht sprechen können, sonst hätte er nothwendig, ὁ πρῶτος πόλεμος sagen müssen. Nach der spätern Erweiterung des ursprünglichen Planes hätte ξυνεχῶς getilgt werden müssen (?), da ξυνεχῶς ἐπολέμουν mit dem ἓξ ἔτη καὶ δέκα μῆνας der διὰ μέσου ξυμβάσεως (V, 25) und ganz insbesondere mit dem V, 24 und VI, 26 gemeldeten Ende des πρῶτος πόλεμος ξυνεχῶς γενόμενος und der Rüstung zum zweiten nach dem ξυνεχὴς πόλεμος im entschiedenen Widerspruch stehen soll.

Ref. stimmt dem Hrn. Verf. durchaus darin bei, dass Thucyd. zwar vom Beginnen des Krieges an, ἀρξάμενος εὐθὺς καθισταμένου, den Stoff für sein Geschichtswerk gesammelt und die Composition des ersten Theils bald nach dem Frieden des Nicias ausgeführt habe. Dieser Zeitabschnitt erscheint dafür als ganz geeignet, wo es auch der tiefsten politischen Voraussicht unmögiich war zu erkennen, dass sich in dem sicilischen Unternehmen und dem dadurch herbeigeführten Deceleischen Kriege eine noch grossartigere Aufgabe für die Geschichte bieten werde. Sollte aber der Künstler nicht absichtlich diejenigen Veränderungen anzubringen vermieden haben, welche den Eindruck der Gegenwart bei dem Leser wieder verwischt hätten? Wir erleben die Ereignisse mit, wenn wir sie von Thucydides so beschrieben lesen, wie er sie beschrieben. Das Drama wird vor unsern Augen aufgeführt mit seiner ganzen Wirklichkeit, den Ereignissen, den Handlungen, Reden und Meinungen. Hatte man nun damals die Meinung, dass der Krieg beendigt sey, und dachte

Niemand an einen Wiederausbruch, so würde es der Anschaulichkeit und der historischen Kunst schaden, wenn vornherein noch ein anderer Krieg als gerade der gegenwärtige angedeutet würde. Entwickelt sich in dem Geschichtschreiber selbst erst eine andere Ansicht, so entwickelt sie sich in dem Leser mit, so kunstvoll und naturgemäss, dass der Leser nicht weiss, ob der Künstler nicht anders konnte, oder nicht anders wollte. Darum ist ganz natürlich das ὁ πόλεμος ein anderer in dem ersten Theile, Buch I—V, 25 (vrgl. Ullrich p. 102 Note 118), ein anderer im zweiten Theile. Der Leser kann nie zweifelhaft bleiben, welcher Krieg gemeint sey. Eine Ueberarbeitung nach Vollendung des Ganzen ist in dieser Hinsicht nicht nöthig gewesen, und Thucydides würde diese Ausdrücke schwerlich geändert haben, wenn er auch das Werk vollendet hätte. So ergibt sich auch von selbst, warum das Ereigniss, womit der Krieg eigentlich begonnen, der Ueberfall von Platää, als Anfang gesetzt wird, gewiss nicht, damit, weil er am Ende gesehen, dass der Krieg 27 Jahre gedauert, die dreimal neun Jahre des Orakels herauskommen. Der objective Geschichtschreiber führt nur diese merkwürdige Uebereinstimmung des Orakels mit der Wirklichkeit an, den Eindruck davon der Gesinnung des Lesers überlassend, wie er es bei dem Orakelspruch über die Pest macht. Orakelsprüche und Vorbedeutungen gehören ohnehin zu den Motiven der Handlungen; es ist dabei ganz gleichgültig, wie der Geschichtschreiber selbst darüber denkt. Mit einem Worte: Thucydides drückt, wie auch Hrn. Ullrich keineswegs entgeht (vrgl. p. 54 Note), seine jedesmalige Gegenwart in seiner schriftlichen Darstellung ab. Dass diess aber nun wie von selbst ein abgerundetes Drama wird, zeugt von historischer Kunst, welche einen grossartigen Zeitabschnitt in seiner Bedeutung zu erkennen und plastisch wiederzugeben vermag. Eine solche Wirklichkeit ist poetischer als jede bloss erdichtete Poesie.

Begleiten wir jetzt wieder den Hrn. Verf. in seiner Beweisführung, welche Ref. freilich nach seiner eben angedeuteten Ansicht etwas modificiren würde.

Nach der Schilderung der Pest, sagt Hr. Ullrich, führt Thucydides den alten Spruch ἥξει Δωριακὸς πόλεμος καὶ λοιμὸς ἅμ' αὐτῷ mit der Bemerkung II, 54 an: ἢν δέ γε οἶμαί ποτε ἄλλος πόλεμος καταλάβῃ Δωιακὸς τοῦδε ὕστερος καὶ ξυμβῇ γενέσθαι λιμόν, κατὰ τὸ εἰκὸς οὕτως ᾄσονται. So konnte er nicht reden, wenn er diess nach beendigtem peloponnesischem Kriege geschrieben hätte. Denn gerade im letzten Jahre litt Athen unter einer furchtbaren Hungersnoth. Er muss es vielmehr geschrieben haben, als er weder von der Hungersnoth noch

auch von dem zweiten Kriege etwas wusste, von dem πόλεμος Δωριακὸς τοῦδε ὕστερος, und τοῦδε muss auf den dem Geschichtschreiber gegenwärtigen d. h. auf den ersten zehnjährigen gehen. So hätte er sich in der Zeit nicht ausdrücken können, in welcher Athens Erniedrigung an die Möglichkeit eines dorischen Krieges zu erinnern, keine Veranlassung gab. Es wäre diess eine ganz entbehrliche Bemerkung gewesen. In der gleich darauf folgenden Stelle, wo von der den Lacedämoniern noch vor dem Krieg durch das Orakel versprochenen Hülfe des Gottes die Rede ist, findet Hr. Ullrich einen weitern Beweis für seine Behauptung, wenn Thucydides sagt: περὶ μὲν οὖν τοῦ χρηστηρίου τὰ γιγνόμενα ἤκαζον ὁμοῖα εἶναι. Nach dem Jahre 404 konnte Thucydides diesen Orakelspruch nicht mehr bloss auf die Pest beziehen, wohl aber in der Zwischenzeit nach dem Frieden des Nicias konnte er mit Recht hervorheben, dass sich die Hoffnungen und die Besorgnisse, welche dieses Orakel auf beiden Seiten erweckt hatte, als gleich unbegründet erwiesen hätten. Ferner begleitet Thucydides nach der Erzählung von dem Ueberfall auf Platää die Nachricht von den Rüstungen der kriegführenden Mächte mit der Bemerkung, dass sie den Krieg mit den grössten Anstrengungen begonnen hätten und das sey natürlich, denn im Anfange pflege immer der grössere Eifer gezeigt zu werden. Im zweiten Kriege war die Erbitterung immer mehr gestiegen, Thucydides konnte also jenes nicht sagen, wenn er dieses gewusst hätte. Dagegen war die Bemerkung vollkommen wahr, wenn sie vom ersten Kriege geltend in der Niciasschen Friedenszeit gemacht wurde. Weiter: als Thucydides II, 57 und III, 26 eigentlich doch abschliessend und zusammenfassend über alle Einfälle des Krieges sprach und den zweiten (vierzig Tage dauernden) den längsten nannte, kannte er den ersten im zweiten Kriege noch nicht, welcher den ganzen Sommer durch währte und wodurch Decelea anhaltend besetzt wurde. Dieser Einfall war ohne alle Frage härter als alle, πρότερον γὰρ βραχεῖαι γιγνόμεναι αἱ ἐσβολαί VII, 27. da doch von dem vierten III, 26 gesagt wird: ἡ ἐσβολὴ αὕτη χαλεπωτάτη ἐγένετο τοῖς Ἀθηναίοις μετὰ τὴν δευτέραν. So wird, wie überhaupt in den 4 ersten Büchern, auch II, 34 ὧδε μὲν θάπτουσι, καὶ διὰ παντὸς τοῦ πολέμου — ἐχρῶντο τῷ νόμῳ von dem ersten Kriege und nicht auch von dem deceleischen zu verstehen seyn. Aus II, 48 κρῆναι οὔπω ἦσαν αὐτόθι (nämlich im Piräus) lässt, wie Hr. Ullrich selbst bemerkt, sich für die Abfassungszeit des Geschichtswerkes nichts folgern, so schön auch die Combination ist, dass die Quellbrunnen im Piräus von Meton Ol. 94, 2 noch vor der sicilischen Expedition hergerichtet worden sind. So viel

vom zweiten Buche des Thucydides oder vom ersten der Beschreibung der Kriegsereignisse.

Für das dritte Buch liegt der entscheidende Beweis darin, dass Thucydides in dem Bericht über den im fünften Jahre ausgebrochenen Krieg zwischen den Syracusanern und Leontinern, und über die Hülfe, welche die Athener den Letztern damals sandten, III, 86 beiläufig erwähnt, Syracus und die übrigen dorischen Städte Siciliens hätten den Krieg nicht mitgeführt. Er muss also nur den ersten Krieg im Auge gehabt haben. — Von der Pest, welche im Winter des fünften Jahres zum letzten Male ausgebrochen war, sagt Thucydides bei dieser Gelegenheit, dass nichts die Macht der Athener mehr geschwächt habe. Diess ist wahr vom ersten zehnjährigen, aber nicht vom ganzen siebenunzwanzigjährigen Zeitraume. Der unseligen Bürgerentzweiung in Athen schreibt er später vielmehr die Schuld des grössten Unglückes zu, II, 65, in der Apologie des Perikles. Ebenso VI, 15. Mehr s. bei Hrn. Ullrich selbst p. 91 ff. Aus der Aufzählung der Ausbrüche des Aetna am Ende des dritten Buches lässt sich für die Abfassungszeit keine andere Folgerung ziehen, als dass sie nach Olymp. 88, 3, dem sechsten Jahre des Krieges, und vor Olymp. 96, 1 falle, wo Diodor (XIV, 59) einen Ausbruch dieses Vulkans meldet, welchen Thucydides nicht kannte. Dieses ist aber für die vorliegende Untersuchung kein Gewinn.

Auch im vierten Buche glaubt Hr. Ullrich eine Spur gefunden zu haben, dass es angefangen worden, ehe der Krieg nach dem Frieden des Nicias wieder ausgebrochen sey. Denn c. 48 heisst es: τοιούτῳ μὲν τρόπῳ οἱ ἐκ τοῦ ὄρους Κερκυραῖοι ὑπὸ τοῦ δημοῦ διεφθάρησαν καὶ ἡ στάσις πολλὴ γενομένη ἐτελεύτησεν ἐς τοῦτο, ὅσαγε κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε, οὐ γὰρ ἔτι ἦν ὑπόλοιπον τῶν ἑτέρων ὅ, τι καὶ ἀξιόλογον. Hier kann κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε nicht auf den ganzen peloponnesischen Krieg von 27 Jahren gehen, denn in diesem Falle müsste Thucydides die Beschränkung ὅσα γε auf keinen andern als auf den Olymp. 101, 3 ausgebrochenen Bürgerkrieg auf Corcyra beziehen und damals lebte Thucydides gewiss nicht mehr. Ist aber der erste, der zehnjährige, Krieg unter κατὰ τὸν πόλεμον τόνδε zu verstehen, und ist auch das vierte Buch zu derselben Zeit, wie das zweite und dritte, wenigstens der Hauptsache nach, geschrieben, so müssen dann diese Worte später, als ihm nach dem sicilischen Kriege ein zweiter innerer Kampf auf Corcyra Olymp. 92, 3 bekannt wurde, berichtigend eingefügt worden seyn. „Dieses lässt sich schon aus der Stelle selbst mit einiger Wahrscheinlichkeit schliessen. Denn als Thucydides zuerst schrieb, war er der Ansicht, der Bürgerkrieg auf Corcyra sey

im Sommer des Jahres 425 für immer beseitigt worden, οὐ γὰρ ἔτι ἦν ὑπόλοιπον τῶν ἑτέρων ὅ, τι καὶ ἀξιόλογον. Aber jetzt, nach dem später eingeschobenen Zusatze, wollen diese Worte offenbar nicht mehr so recht passen. Jetzt liegt ein Widerspruch in der Stelle vor; denn nachdem auf eine spätere Wiedererneuerung des Bürgerkrieges hingedeutet ist, wird durch diese Worte der Grund angegeben, wesshalb der eben beendigte Bürgerkrieg als für immer beendigt angesehen werden könne." Allerdings wenn τῶν ἑτέρων als Neutrum so verstanden wird, wie es Bloomfield nimmt: For there was no farther remnant of sedition of any consequence, und Didot: car du reste elle (la sédition) n'eut plus aucune suite que méritât d'être rapportée. Didot will zwar gegen frühere Erklärer das Neutrum damit vertheidigen, dass er aus den vorhergehenden Capiteln abnimmt, die ganze oligarchische Parthei auf Corcyra wäre umgekommen, allein τῶν ἑτέρων steht denen vom Berge im Thurme Umgekommenen entgegen. Einen Widerspruch aber kann ich in dieser Stelle nicht finden, man darf nur nicht mit Hrn Ullrich „als für immer beendigt" hinzusetzen, denn dazu berechtigt uns nichts, sondern die Stelle hat einfach den Sinn: „und der Aufstand, obschon gross geworden, endigte hiermit, wenigstens in Beziehung auf diesen (gegenwärtigen) Krieg. Denn von den andern (Verbannten) war (damals) nichts erwähnenswerthes übrig."

Vielleicht hat aber Thucydides diese Stelle nicht erst später zugesetzt, sondern das vierte Buch überhaupt erst nach dem Frieden angefangen. Diess ist ebenso denkbar, als dass er es zu der Zeit schon viel weiter fortgeführt oder gar beendigt und dann freilich nach Beendigung des ganzen Krieges jene Stelle eingefügt hat.

Schwieriger ist die Frage über die Abfassungszeit des ersten Buches, doch neigt sich die Wage für die Wahrscheinlichkeit, dass auch dieses während der ersten Periode, jedoch mit später eingefügten Nachträgen geschrieben worden. Die Gründe für die frühere Abfassung sind:

1. An drei Stellen wird „nach dem Ende dieses Krieges" die Zeit anderer Ereignisse bestimmt, deren eine, wenn man vom Ende des siebenundzwanzigjährigen Krieges zählt, mit keiner anderen Ueberlieferung (Fischer, Zeittafeln p. 33 ff.) übereinstimmt, aber vom Ende des zehnjährigen gezählt, mit Eusebius übereinkommt. Thuc. I, 18: ἔτη γάρ ἐστι μάλιστα τετρακόσια καὶ ὀλίγῳ πλείω ἐς τὴν τελευτὴν τοῦδε τοῦ πολέμου.

(Schluss folgt.)

Ullrich: Beiträge zur Erklärung des Thucydides.

(Schluss.)

Zählt man nun 400 zu 421, so erhält man 821, und reducirt man des Eusebius (p. 315 ed. Mediol. p. 133. Scal.) 1197, so ist dieses 820 v. Chr. Nach Hieronymus aber steht bei 1196 „Lycurgus Lacedaemoniis jura componit." Diess giebt 821. Noch völliger aber stimmt mit Thucydides, der ἔτη ὀλίγῳ πλείω zusetzt, wenn man nach Kallimachus bei Syncellus p. 196 C. 828 oder 829 Jahre v. Chr. zählt. S. Müller. Fragm. Chronol. p. 133 sq. hinter dessen Herodot. Vgl. p. 161. ff. Nimmt aber Thucydides bei diesem einen Datum, wo er nach dem Ende dieses Krieges rechnet, 421 an, so muss er es auch bei den zwei andern thun, und wir müssen ihre Zeit darnach bestimmen, nemlich I. 13. dass der Schiffbaumeister Aminokles 300 Jahre vor 421, also 721 (Olymp. 14, 3) nach Samos gekommen*), und dass die älteste bekannte Seeschlacht, zwischen den Korinthern und Korcyräern, 260 Jahre vor diesem Zeitraum, also 681 (Olymp. 24, 4) vorgefallen sey. Jedenfalls musste bei solchen Zeitbestimmungen, so gut wie bei Vergleichungen anderer Ereignisse ihrer Dauer nach (I. 23. ἕτερα ἐν ἴσῳ χρόνῳ), Thucydides voraussetzen, dass seinen Lesern die Dauer und das Ende des Krieges bekannt sey. „Diese Voraussetzung konnte er aber von dem siebenundzwanzigjährigen Kriege nicht machen, da er diesen noch nicht genannt hätte. Ferner ist die Auffassung des siebenundzwanzigjährigen Zeitraumes von dem Kriege als einem einzigen Kriege und als von einem Ganzen eine dem Thucydides eigenthümlich angehörige, die in ihm selbst erst später entstanden ist und deren Zweckmässigkeit er desshalb auch später V, 25. sq. ausdrücklich rechtfertigt. Wohl aber konnte er von dem ersten jenes ganz füglich voraussetzen. Denn diesen haben seine Zeitgenossen insgemein als einen für sich abgeschlossenen Krieg angesehen, was theils an sich natürlich ist, theils noch aus Aeusserungen Herodots, Platons, Andocides, Xenophons, Isocrates ganz deutlich hervorgeht." Dass diese das Ganze zusammenfassende neue Ansicht des Thucydides von der seiner Zeitgenossen verschieden war, hat Hr. Ulrich in der ersten Abhandlung siegreich bewiesen. Diese Abhandlung betitelt: „die Benennung des Peloponnesischen Kriegs durch Thucydides", war schon 1845 im Hamburger Schulprogramm erschienen.

*) Im Eusebius Hieronymi unter Olymp. 4, 3: „Athenis primum trieres navigavit Aminocle cursum dirigente" schützt vor Versetzung unter Olymp. 14, 3 wegen eines Schreibfehlers Syncellus p. 212 C. Hiernach ist Fischer zu verbessern Zeittafeln unter Olymp. 19, 1.

In der Erwartung, dass die Freunde der griech. Literatur und die Forscher der alten Geschichte Ullrichs Werk selbst lesen und sich von der Richtigkeit seiner Ansicht überzeugen werden, übergehe ich die andern Gründe, namentlich auch die aus dem Proömium hergenommenen, und die Auseinandersetzung über die offenbare Verschiedenheit der beiden Theile im Thucydideischen Werke, und eile auf die Einwürfe zu kommen, welche Herr Ullrich selbst als gegen seine Ansicht mögliche Angriffe aufgestellt hat.

„Schon im ersten, im zweiten und fünften Buche kommen Aeusserungen vor, welche erst nach Beendigung des ganzen Krieges geschrieben seyn können." Allein von den von Ritter zu Didymus p. 23 und von Krüger Leben des Thucyd. p. 72 gesammelten Stellen, welche eine spätere Abfassung zu beweisen scheinen, hat Hr. Ullrich durch die Erklärung des eigenthümlich Thucydideischen Sprachgebrauches νῦν ἔτι oder ἔτι καὶ νῦν von der Fortdauer eines frühern Bestehens in einer für uns entbehrlichen Weise, um das Bestehen nachdrücklich hervorzuheben, so wie durch die Bemerkung, dass ἦν auch von noch Bestehendem gesagt werde, zwei beseitigt. Von andern zeigt er, dass sie besser von dem zehnjährigen als von dem längern Kriege gesagt werden. Nur I. c. 1. c. 13. c. 18 und die Episode 21—23, „Diese Stellen sind allerdings nach dem Ende des Krieges geschrieben, aber nicht nach dem Ende des ganzen Krieges, sondern schon nach dem Ende des ersten. Es können eigentlich nur die zwei II. 65 und 100 gegen die neue Ansicht geltend gemacht werden. Beide müssen wirklich erst nach dem ganzen Kriege und II. 100 sogar erst nach Olymp. 95, 1 geschrieben seyn."

Die erstere hiervon II. 65, von ὅσον τε γὰρ χρόνον προύστη bis ans Ende des Capitels ist offenbar späterer Zusatz, den Thucydides als Episode zur Charakteristik des Perikles an dem passendsten Orte, nach dessen meisterhafter Volksrede, wo dieser Staatsmannzum letztenmale auftritt, durch τέγάρ lose anknüpft*). „Auch die andere Stelle II. 100, wo von der Anerkennung der Verdienste des Königs Archelaos gehandelt wird, ist höchst wahrscheinlich später eingesetzt, wiewohl es nicht ebenso deutlich vorliegt." Archelaus war erst Olymp. 91, 3 (v. Ch. 413) zur Herrschaft gelangt (Böckh, Corp. Inscr. II. p. 341) und regierte höchst wahrscheinlich 14 Jahre, bis zu Olymp. 95, 1 (Diodor XIV. 37. Böckh. l. c.). Thucydides schliesst aber nie über einen lebenden ab, weder lobend noch tadelnd, und mehr durch Darlegung der Thaten als durch subjectives Urtheil. Also muss diese Stelle über Archelaus erst nach dessen Tode geschrieben seyn. Allein gegen diesen Beweis könnte man geltend machen, dass hier über Archelaus nicht gerade abschliessend geurtheilt, sondern bei Gelegenheit, wo der Zug des Sitalces im Winter des Jahres (428) erzählt wird, Thucydides bei der vorübergehenden Erwähnung der festen Plätze Macedoniens blos anführte, dass diese nicht viele gewesen wären, sondern Archelaus habe später die jetzt im Lande vorhandenen erbaut, derselbe habe auch

*) „Durch τὲ γάρ, wird auch sonst IV. 52. VII. 81 eingeführt, was aus dem Zusammenhange heraustritt" Ullrich Note 169. Dazu kann noch angeführt werden Thuc. VII. 24. wo ὥς τε γάρ wiederherzustellen ist. Es ist das flüchtigere τοὶ γάρ („ja") S. Klotz zu Devar. II. p. 749 f.

gerade Strassen angelegt und das Kriegswesen besser geordnet, als alle acht Könige vor ihm. Indess so viel muss man zugeben, dass man auf solche Weise nicht von dem spricht, was ein noch lebender gethan hat. Denn es gehört wohl zur Geschichtserzählung und Beschreibung des Kriegsschauplatzes, zu erwähnen, dass später mehr feste Plätze und gute Strassen daselbst enstanden sind, damit der spätere Leser dem Geschichtschreiber keine unrichtige Darstellung vorwerfen kann, aber das, dass die Kriegsrüstung unter Archelaus eine bessere als unter Perdicaas gewesen sey, gehört nicht in den Zusammenhang, und gar nicht hierher, es sey denn, dass die Geschichte über den letztern König abschliessen will. Wollte man hingegen aber einwenden „dass ja Thucydides nach seiner Rückkehr Olymp. 94, 2 (402) beginnend, das zweite Buch bald darauf habe schreiben können, da er nach Krügers Meinung (Leben des Thuc. p. 68) die vorhandenen 8 Bücher im Laufe eines Jahres aus den gesammelten Stoffe bequem habe ausarbeiten können“, so ist dagegen weniger das geltend zu machen, dass aus des Geschichtschreibers Darstellung mehr der Eindruck eines langsamen und bedächtigen als eines flüchtigen Schriftstellers hervortritt, als vielmehr die oben schon angeführten Gründe, aus denen es wahrscheinlich wird, dass solche einzelne Stellen später eingeschoben worden von dem Verfasser, als dass er das Ganze erst später sollte begonnen haben.

Hier knüpfen wir aus der ersten Abhandlung an, was Herr Ullrich selbst an des Thucydides Darstellung tadlenswerth findet, wenn diese nach verändertem Plane zu verschiedenen Zeiten entworfen worden ist. Thucydides bleibt (sagt Hr. Ullrich p. 54.) der Gestaltung, welche er seinem Gegenstande gegeben, nicht überall eingedenk. Er spricht von Dauer und Ende des Krieges, ehe er diese Punkte bezeichnet hat, sie als bekannt voraussetzend. Allein das mit Recht, sobald man annimmt, dass Thucydides nach dem Frieden des Nicias begonnen hat. Dann wussten seine Zeitgenossen vom Anfange des Buches an, wann der zehnjährige Krieg begonnen und geendigt, der spätere Leser aber erfährt alles zeitig genug. Das erste Buch ist ihm Einleitung, die darin noch vorkommende Unbestimmtheit der Anfangs- und Endpuncte spannen die Aufmerksamkeit. Mit dem zweiten Buche beginnt das Drama, in welchem vor allen Dingen der Anfang des Krieges auf das genaueste bestimmt wird. Thucydides hat ja nicht für den Gelehrtengebrauch, sondern zur Unterhaltung und Belehrung geschrieben. Doch nimmt Hr. Ullrich p. 108. diesen Vorwurf auch selbst wieder zurück.

Noch weniger gefällt es uns, wie Hr. Ullrich I, 118. ἀραμένοις τόνδε τὸν πόλεμον erklärt. Seiner feinen Beobachtung entgeht es nemlich nicht, dass hier zwei Beziehungen mit einander verschwimmen, die, dass die Lacedämonier einen Krieg für nothwendig machten, und dass Thucydides sagt, dieser Krieg sey es, den sie angefangen hätten. Diese Ausdrucksweise gehört aber nicht zu der grossen Zahl ähnlicher Wendungen, in welchen die strenge Logik verletzt erscheint, sondern in das grosse Feld der Attraction, welche die Lebhaftigkeit der griechischen Nation geläufig gemacht hat. Hier ist es die Attraction, wie ich mich ausdrücken möchte, der objectiven und der subjectiven Darstellung in Eins, welche man bei den Rednern besonders häufig bemerkt, wo mitten in dem Gedanken eines Fremden das ὑμᾶς oder ἡμᾶς kommt statt Ἀθηναίους oder statt des den Gedanken Anführenden oder ihn Hörenden. Un-

ter andern Dem. Steph. I. S. 34. γέγραπται γὰρ αὐτόθι „μὴ ἐξεῖναι δὲ τραπεζιτεύειν Φορμίωνι, ἐὰν μὴ ἡμᾶς πείσῃ.“ So leiht nach der Bemerkung des Hrn. Ullrich Thuc. VI, 17. der Geschichtschreiber dem Alcibiades seine Vorstellung von diesem Kriege, wenn er ihn sagen lässt: ἡ Ἑλλὰς μόλις ἐντῷδε τῷ πολέμῳ ἱκανῶς ὡπλίσθη. Das sind nach meiner Meinung keine „Flecken“ an diesem Kunstwerke, sondern es ist ächter Gräcismus. Damit, dass Thucydides gleich im Anfange den Gegenstand seiner Beschreibung mit ὁ πόλεμος τῶν Πελοποννησίων καὶ Ἀθηναίων bezeichnete, hat er seinen Lesern vorerst genug gesagt, das Genauere sollte in der Erzählung entwickelt werden, wie er selbst unter diesem auch von Herodot (VII, 137. IX, 73. s. Ullrich p. 14. Not. 17.) eben so gebrauchten Ausdrucke anfangs den zehnjährigen und später erst den siebenundzwanzigjährigen Krieg verstehen und alle Ereignisse dieser Zeit, die sich auf diesen Krieg bezogen, als ein Ganzes ansehen lernte. Dass er diesen längern Zeitraum darstellen wolle, erklärt er hernach im Proömium zum zweiten Theile (V, 25.).

Bei so genau durchforschtem Gegenstande, welchen uns Hr. Ullrich hier entwickelt hat, versteht es sich, dass zugleich für die Geschichte dieses so wichtigen Zeitraumes reiche Ausbeute zu machen ist. Diese müssen wir aber einem jedem, welcher dieses Werk zur Hand nimmt, überlassen, um noch einzelne chronologische Schwierigkeiten zu erwähnen.

S. 33. sagt Hr. Ullrich „Unverkennbar ist Thucydides von dem Streben geleitet, der Gestaltung seines Stoffes Ebenmass zu verleihen, und zwar, wie natürlich und vor allem nothwendig, zuvörderst in den Zahlenverhältnissen. — Diesem Streben nun mussten die vollen 3mal 9 Jahre ungemein willkommen seyn. Es war daher sehr naheliegend, die Stütze, welche sich zur Begründung dieser runden Zahl für seine Aufgabe auch in den Vorstellungen der Zeitgenossen fand, nicht zurückzuweisen. Da nun das Ende des Krieges, die Einnahme Athens am 16 Munychion Ol. 94, 1 (15 April 404.), ziemlich genau mit dem Ende seines Jahres, und zwar des 27. zusammentraf, so musste, wenn den vollen 27 Jahren und der von dem Orakel bezeichneten Zeit zu Liebe in etwas von der Wirklichkeit abgesehen werden sollte, diess bei der Bestimmung des Anfangspunktes des Krieges geschehen. Den Anfang des Krieges der Peloponnesier gegen die Athener machte aber unläugbar der erste Einfall der Peloponnesier, welcher in Attika, im 9. Monat nach der Schlacht bei Potidäa, als Euthydemos Archon war, am 25 Juli 431, statt fand; so sahen es gewiss die Zeitgenossen an und zumal die Athener, wie auch Thucydides selbst. Da nun von da an bis zur Einnahme Athens gerechnet, an den 27 Jahren über 3 Monate fehlen würden, genau 101 Tage, so gilt in der Thucydideischen Darstellung schon der Ueberfall der Thebaner auf Platää im 6. Monate nach der Schlacht bei Potidäa, als in Athen Pythodoros noch 2 Monate Archon war, am 6. May 431, für den Kriegsanfang, von den 21 Tagen, welche auch so noch an den vollen 27 Jahren fehlen, liess sich dann eher absehen als von jenen 101.“ Vgl. Quaest. Aristoph. p. 4. f.

Hierin ist vorerst zu berichtigen, dass Olymp. 94, 1 der 16 Munychion nicht auf den 15, sondern auf den 14. Julianischen April 403, nicht 404 fallen würde. Sodann ist Athen unter dem Archonten Alexias, d. i. nicht Olymp. 94, 1, sondern 93, 4 eingenommen worden. In diesem Jahr fällt aber der 16 Munychion auf den 25 April 404, nicht den 26 Apr., wie Hölscher Vit. Lysiae

p. 23, auch nicht auf den 29 März, wie Scheibe Oligarch. Umwälz. p. 48. und p. 161. ansetzt. Erobert wurde aber Athen unter demselben Archonten, unter welchem die Schlacht bei Aegospotamos vorfiel und das war unter Alexias. Ferner können die Peloponnesier zum erstenmale nicht erst am 26 Juli in Attika eingefallen seyn, denn vor der den 3. August eingetretenen Sonnenfinsterniss, also in den dazwischenliegenden 7 Tagen ist zu viel vorgefallen, als dass diese Zeit ausreichte. Auch muss dieser Einfall länger gedauert haben als 15 Tage, denn Thuc. IV, 6 wird der so lange dauernde fünfte der kürzeste genannt. Endlich ist Platää im Anfang des Frühlings (nicht erst im Mai) am 80. Tage vor dem ersten Einfall in Attika von den Thebanern überrumpelt worden. Dies alles und mehres andere führt auf die Nothwendigkeit Thuc. II, 2. das δύο μῆνας in δ' (d. i. τέσσαρας) μῆνας zu corrigiren, aber nicht vier volle Monate zu zählen, sondern nur $3^1/_4$. Der Kürze wegen erlaube ich mir, mich auf die dem letzten Frankfurter Herbstprogramm vorgedruckte Abhandlung Quo die secundum Thucydidem bellum Peloponnesiacum inceperit zu beziehen. Mit dieser chronologischen Berichtigung fällt die Ansicht, dass Thucydides des Orakels wegen den Krieg mit dem Ueberfall auf Platäa begonnen und 27 Jahre gezählt habe, obgleich 21 Tage gefehlt hätten.

Von untergeordneterer Bedeutung für die Hauptsache dieser Schrift ist die Frage, bis zu welchem Ereigniss Thuc. V. 25 ἐπὶ ἓξ ἔτη μὲν καὶ δέκα μῆνας ἀπέσχοντο μὴ ἐπὶ τὴν ἑκατέρων γῆν στρατεῦσαι von dem Frieden des Nicias an zu zählen sey, doch ist die Frage wichtig genug, weil dadurch auch entschieden wird, wie sich in dem zweiten Theile des Thuydideischen Werkes die Anordnung zu dem Gegenstande verhalte. Ohne auf die mancherlei Meinungen der frühern Erklärer einzugehen, bemerke ich nur, dass Hr. Ullrich seine schon Quaest. Aristoph. p. 26. f. ausgesprochene Meinung, dass τέσσαρας μῆνας zu lesen sey, näher zu begründen sucht. Die Zwischenzeit vom Frieden des Nicias bis zum Anfang des zweiten Krieges ist an ihrem Ende nicht so scharf abgegränzt, dass man sie nicht, je nachdem als man den sicilischen oder den deceleischen Krieg als Anfang nimmt, eben sogut auf 8 volle Jahre als auf sechs Jahre und vier Monate setzen könnte. In dem längern Exkursus hierüber entscheidet sich Herr Ullrich für die letztere Zeit. Da bey den Feindseligkeiten, in deren Folge die Zwischenzeit als Kriegszeit betrachtet werden müsse, der sicilische Krieg nicht mitaufgeführt wird, so folge nothwendig, dass sich dem Thucidides die Zwischenzeit nur bis zum Beginne dieses Krieges erstreckt habe, dass also die Zahlangabe ἓξ ἔτη καὶ τέσσαρας μῆνας seyn müsse. Recht, wenn Thucydides gesagt hätte οὐκ ἐστράτευσαν. Da er aber ἀπέσχοντο μὴ ἐπὶ τὴν ἑκατέρων γῆν στρατεῦσαι sagt, so kann er damit nur den Beschluss der Peloponnesier bezeichnen, dass sie sich nun zum Einfall in Attika rüsten wollten. Dieser Beschluss ist im Anthesterion Olymp. 91, 2 gefasst. (Thuc. VI. 93. VII. 18: ὥσπερ — προεδέδοκτο αὐτοῖς) = Februar 414 v. Chr. im elften Monat des den 12. April 421 geschlossenen Friedens. Dass nicht der wirkliche Einfall, sondern erst nur der Beschluss gemeint sey, zeigt schon der Plural ἑκατέρων, da sie ja nicht gegenseitig sich ins Land damals fielen, wohl aber sich dessen bisher enthielten. Durch diesen Beschluss wurde der Friede gelösst. Darauf fallen die Athenienser in das Lakonische Gebiet Olymp. 91, 3 im Sommer, Thuc. VI. 105. und die Spartaner in Attika Olymp. 91, 3 am Ende des Winters 413. Diodor

XIII. 8. rechnet aber von der sicilischen Expedition an Olymp. 91, 2 den Wiederanfang des Kriegs, obschon er ihn nach seiner Art erst unter Olymp. 91, 3 aufführt, so dass die von ihm angegebenen 12 Jahre des zweiten Peloponnesischen Krieges 12 Archonten berühren, eigentlich aber nur 11 Jahre und $1^1/_2$ Monate betragen. Vgl. den Hr. Verf. p. 158. Es ist also δέκα μῆνας bei Thuc. V. 25. richtig, obgleich wir sonst zugeben, dass die Zahlen δύο und δέκα mit einander verwechselt werden können. Or. c. Neär. §. 102, und δέκα für τετάρτου Thuc. I. 57 verglichen mit 61.

Zu dem zweiten Excursus über Thuc, I. 2. διὰ τὰς μετοικίας ἐς τὰ ἄλλα μὴ ὁμοίως αὐξηθῆναι kann man jetzt nachtragen G. Hermann in Schneidewin's Philol. I. 2. p. 267, wo ἰσοικίας τὰ vorgeschlagen wird, was sich durch Leichtigkeit empfiehlt.

Einen gewiss vielen sehr dankenswerthen Nachtrag giebt der letzte Excursus über die Finsternisse dieser 27 Jahre. Grösstentheils aus der empfehlenswerthen Abhandlung des Mathematikers Heis (Kölner Schulprogr. 1834), aber vervollständigt durch die von Rümker, dem Director der Hamburger Sternwarte, gemachte genaue Berechnung der Schol. Aristoph. Nubb. 584 angeführten den 9. Oct. 425 Abends 8 Uhr zu Athen sichtbaren totalen Mondsfinsterniss. Hier muss aber ein Irthum obwalten. Denn sowohl Rümker als vor ihm Pingré berechnen dieselbe auf den 9. Oct. 425. Das ist der 14 Pyanepsion Olymp. 88, 4. und nicht der Boedromion, welchen Monat der Scholiast angiebt und Hr. Ullrich p. 178 annimmt.

Wir schliessen diese Anzeige mit der dringenden Bitte, dass der Herr Verf. uns baldigst seine weitern Untersuchungen über Thucydides mittheilen wolle.

Dr. Vömel.

Kurze Anzeigen.

ΦΛΑΟΥΙΟΥ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΤΑ ΣΩΖΟΜΕΝΑ ΦΙΛΟΣΤΡΑΤΟΥ ΤΟΥ ΝΕΩΤΕΡΟΥ ΕΙΚΟΝΕΣ ΚΑΛΛΙΣΤΡΑΤΟΥ ΕΚΦΡΑΣΕΙΣ. *Flavii Philostrati quae supersunt Philostrati Junioris Imagines Callistrati Descriptiones edidit C. L. Kayser. Turici, sumtibus C. Meyeri et Zelleri. MDCCCXLVI. Zweites und drittes Heft. VIII, II, VIII, XII, 283—449. X, XXVI, 80. 4.*

Mit Bezug auf Jahrgang 1845, p. 297 dieser Jahrbücher zeigt der Herausgeber hiermit die Vollendung des Werkes an, indem er wegen des noch nicht von Mynas edirten Gymnastikos einstweilen auf die Note des Umschlags verweist. Der Inhalt dieser beiden Hefte ist 1. Ἡρωικός (früher Ἡρωικά betitelt). 2. Νέρων, sonst unter den Pseudolucianischen Stücken aufgeführt. 3. Ἐπιστολαί, zuerst hier in zwei sehr divergirende vom Schriftsteller selbst besorgte Recensionen geschieden. 4. Εἰκόνες. Damit schliesst vorerst die Reihe der Schriften des ältern Philostratus; später wird der oben angeführte Fund hinzukommen.

Um ihm diesen Platz zu sichern, beginnt mit den folgenden kleinern Büchern eine neue Paginirung.

Diese sind 1. Philostrati Junioris Imagines. 2. Callistrati descriptiones. 3. Apollonii Epistolae. 4. Eusebius adversus Hieroclem. Beide letztere Schriften, welche mehr als Anhang behandelt sind, ebenfalls mit Prooemium und Anmerkungen zu versehen, schien desswegen unnöthig, weil im Allgemeinen schon in dem Prooemium der Vita Apoll. von ihnen die Rede seyn musste, und im Einzelnen die Lectüre derselben viel weniger der Nachhülfe bedarf. Den Schluss des dritten Heftes und des ganzen Werkes bilden 3 Indices, Addenda ad Varietatem lectionis und Corrigenda typographica. Dem Index Verborum geht auch noch ein Blatt Corrigenda et Addenda voraus. Bei diesen bedauert Ref. noch nicht Westermann's Commentationes criticae in scriptores graecos in Händen gehabt zu haben, er berichtigt daher nachträglich hier 27, 15. ἀφ' οὗ 54, 23. εἶπον 148, 7. ἄθλους 79, 2. οὕτω τι ἐχειρώσατο nach der treffenden Emendation seines verehrten Freundes. Ausserdem mögen noch einige Verbesserungen und Zusätze hier ihre Stelle finden: 51, 26 ist καθιερεύσαμεν als erste Person freilich unpassend, doch ist wohl nicht καθιερεύσαιεν, wie Westermann l. c. will, sondern καθιέρευσαν das Richtige. 205, 10 muss es in den Varianten heissen πείραται. R, r, f etc. 207, 18. ποῦ σε εἴδω. 2, 3, E. 301. 6. 16. Μοῦσαι δ' 315, 9. ῥώμην im Text. 837 unten am Rand 636. 637. 638. 639. 343, 13 in den Varianten: αἱ λαμπάδες. 2. EB et b. 347, 3. λαμβάνει R. r. 348, unten am Rand 14, 15, 16 = 19, 63, 22. In den Anmerkungen zu 350, 6 gehören die Worte vor Egregiam emendationem Boissonade an.

In den Varianten ist 405, 2 vor 3 unmittelbar ausgefallen: omissa haec in 2, 3. E und 7 nach Isid.: γαληνοῦ. 2, 3, E. 412, 24 tilge man δὲ im Text. 418, 10 müssen die Worte ποταμῷ γ. υ. ο. σύνηθες in Parenthese stehen. 421, 6 schreibe man in den Varianten 2, 3, EJ. 435, 3. β, ο, J. — Die in dem dritten Heft befindliche Vorrede muss natürlich vor der V. Ap. eingereiht werden.

Kayser.

A. L. Cauchy's Vorlesungen über die Differentialrechnung, mit Fouriers *Auflösung der bestimmten Gleichungen verbunden. Aus dem Französischen von Dr. C. H. Schnuse. Zusätze. Braunschweig 1846. bei G. C. E. Meyer. sen.*
Vorlesungen über die Anwendungen der Infinitesimalrechnung auf die Geometrie von A. L. Cauchy. Deutsch bearbeitet von Dr. C. H. Schnuse. Zusätze. Braunschweig u. s. f.

Es muss dem wissenschaftlichen Publikum sehr erwünscht seyn, mit den Bereicherungen und Erweiterungen der Wissenschaft, die ein Mann, wie Cauchy, in so reichlichem Maase zu Tage fördert, sich bekannt machen zu können; und besonders muss dieses erwünscht seyn für diejenigen, welche nicht Gelegenheit haben, sich alle die wissenschaftlichen Zeitschriften zu verschaffen, in denen jener ausgezeichnete Geist die Früchte seines Denkens niederlegt. Es verdient darum der Hr. Uebersetzer und Herausgeber der obgenannten Zusätze jedenfalls unsern Dank, da er für Manchen einige der Resultate, die der berühmte fran-

zösische Mathematiker gefunden, zugänglich gemacht hat. Ehe Referent auf das Spezielle dieser zwei kleinen Schriften eingeht, bemerkt er nur im Allgemeinen, dass, was er auch bei andern Uebersetzungen des gleichen Uebersetzers zu bemerken Gelegenheit hatte (wie z. B. der Integralrechnug von Moigno) ziemlich Druckfehler vorhanden sind, die oft verwirrend auftreten, so dass für den Anfänger zumal das Verständniss erschwert wird. Es wäre daher zu wünschen — was bei mathematischen Werken im Allgemeinen nothwendig ist — dass darauf genau geachtet würde. Nach dieser gelegenheitlichen Bemerkung wende ich mich zum speziellen Inhalt der genannten Schriften.

Die erste enthält folgende vier Zusätze:

I. „Allgemeines Merkmal der Convergenz der Reihen. Grenze der Fehler, welche man begeht, wenn man bei irgend einem Glied stehen bleibt.“ Der spezielle Zweck der gestellten Aufgabe ist, nachzuweisen, unter welchen Bedingungen eine Funktion $f(x)$ nach steigenden Potenzen von x in eine Reihe entwickelt werden kann. Diese Aufgabe hat Cauchy hier mit voller Strenge auf eine höchst scharfsinnige Weise gelöst. Nachdem er einige bekannte Sätze in Bezug auf die Wurzeln der Gleichung $x^n - 1 = 0$ aufgeführt, beweist er den Satz, dass wenn d eine dieser Wurzeln ist, die Grösse

$$\frac{f'(r) + df'(dr) + d^2f'(d^2r) + \ldots + d^{n-1}f'(d^{n-1}r)}{n}$$

für sehr grosse Werthe von n verschwindet, wenn $f\left(re^{t\sqrt{-1}}\right)$, so wie die abgeleitete Funktion dieser Grösse für die zwischen den Gränzen r_0 und R liegenden Werthe von r endlich und stetig bleibt. Diesen Satz wendet nun Cauchy an, um das merkwürdige Resultat zu erhalten, dass

$$F(x) = \frac{1}{n}\left[\frac{r}{r-x}F(r) + \frac{dr}{dr-x}F(dr) + \ldots + \frac{d^{n-1}}{d^{n-1}r-x}F(d^{n-1}r)\right]$$

und dies um so bestimmter, je grösser n ist. Eine kleine Umbildung dieses interessanten Theorem's führt auf die bekannte Maclaurin'sche Formel. Diess ist der Inhalt des ersten Zusatzes. Dabei wäre aber vielleicht noch zu bemerken, dass es S. 11 gut wäre, wenn ausdrücklich bemerkt würde, dass die Grössen $F(o)$, $F'(o)$, $F''(o)$,.... nicht unendlich seyn dürfen. Mit dem Gegenstande dieses Zusatzes vergleiche man auch einen interessanten Aufsatz in Lionville's Journal de Mathématiques pures et appliquées, Avril 1846. von Lamarle, prof. à Gand unter dem Titel: „Note sur le théorème de Mr. Cauchy, relatif au développement des fonctions en Séries“, welcher Aufsatz den vorliegenden Gegenstand zu ergänzen sucht.

II. „Entwicklung der unentwickelten oder impliciten Funktionen. Lagrange'sche Reihe.“ Unmittelbar anschliessend an den Gegenstand des ersten Zusatzes, wird hier die bekannte Lagrange'sche Formel für die Entwicklung der Grösse y aus der Gleichung $y = x\,f(y)$ auf eine streng wissenschaftliche Weise abgeleitet; und die Bedingungen genau angegeben, unter denen eben diese Reihe allein giltig ist. Die Darstellung ist übrigens, wenn auch lichtvoll, äusserst gedrängt, und Herr Dr. Schnuse würde sich den Dank manches Lesers verdient haben, wenn er Einiges zur Erläuterung beigefügt hätte. Auch wäre es wohl nicht unnütz gewesen, wenn die auf S. 20 berührte Formel für y^m

angegeben worden wäre, obwohl sie freilich leicht aus der allgemeinern Formel auf S. 21 abgeleitet werden kann; es ist immer beim Nachschlagen angenehm, derlei Formeln übersichtlich dargestellt vor sich zu haben. Zum Schlusse dieses Zusatzes wird, nachdem die Möglichkeit und Existenz der Entwicklung einer impliciten Funktion nachgewiesen worden, die allgemeinere Entwicklungsformel dargestellt, wie sie Lagrange in den Berliner Memoiren von 1770 gegeben. Uebrigens lässt sich diese Reihe leicht aus der allgemeinen auf S. 21 ableiten. Man braucht zu dem Ende in $y = x\,f(y) + z$ nur zu setzen: $y = y' + z$, wodurch sie sich in $y' = x\,f(y' + z)$ verwandelt, also die Form wie auf S. 14 hat; alsdann multiplicire man nach S. 20 statt mit $\frac{F(y) - F(o)}{y}$ nur mit $\frac{F(y' + z) - F(z)}{y}$, so wird man unmitttelbar die Reihe auf S. 23 erhalten.

III. „Grundlehren der Cauchyschen Restrechnung." Hier werden die Elemente dieser von Cauchy geschaffenen Lehre dargestellt und auf einige Probleme, namentlich die Zerfällung in rationale Brüche angewendet. Der Hr. Uebersetzer hat offenbar nur den Zweck gehabt, den mit den Cauchy'schen Schriften Unbekannten etwas bekannt zu machen, da in einer solchen Schrift der Gegenstand doch wohl nicht erschöpft werden konnte. Ist es hier vielleicht nicht auch gegönnt, den Herrn Uebersetzer zu erinnern, dass nach der Vorrede (S. X.) zu Moignos Integralrechnung wir den zweiten Theil dieses Werkes seiner Zeit erwarten, der uns namentlich auch die Anwendungen der Cauchy'schen Restrechnung auf die Integralrechnung lehren soll?

IV. „Grundlehren der directen endlichen Differenzen-Rechnung." Dieser Zusatz behandelt die ersten Lehren der Differenzen-Rechnung, indem namentlich die Formeln für $\Delta^n y$ und y_n auf eine elegante Weise abgeleitet werden. Ausser dieser Ableitungsweise enthält übrigens der Zusatz nichts Neues.

Die zweite der angeführten Schriften enthält folgende Zusätze:

I. „Von den Flächen, welche erzeugt werden können, wenn sich gerade Linien oder Curven von constanter, oder veränderlicher Form im Raume bewegen."

Die in diesem Zusatze abgehandelten Aufgaben sind folgende:

a.) Bestimmung der Fläche, die durch die Bewegung irgend einer Linie im Raume erzeugt wird. Als besondere Beispiele sind die allgemeinen Gleichungen der cylindrischen Fläche, der Kegelfläche, der conoidischen Fläche, und der Rotationsfläche abgeleitet.

b) Bestimmung der Fläche, wenn die sich bewegende Kurve durch eine gegebene Seitlinie geführt wird, oder wenn die entstehende Fläche um eine gegebene Fläche beschrieben seyn soll. Als besondere Beispiele finden sich die Gleichung einer cylindrischen Fläche, wenn die Leitlinie eine ebene Curve ist, dessgleichen wenn die cylindrische Fläche um eine Fläche, und speciell um eine Fläche des zweiten Grades beschrieben ist. Dabei macht Ref. auf einen eleganten Satz aufmerksam. Ist nämlich eine cylindrische Fläche um ein Ellipsoid beschrieben und man zieht vom Mittelpunkte dieses Ellipsoides an irgend einen Punkt der umschriebenen Fläche eine gerade Linie, heisst r die Entfernung

des Mittelpunktes von dem Punkte, wo die gerade Linie das Ellipsoid trifft, t die Entfernung des Mittelpunktes vom Punkte, wo sie die Ebene trifft, welche durch die dem von der nämlichen Linie getroffenen Punkte der cylindrischen Fläche entsprechenden Erzeugungslinie geht und das Ellipsoid berührt, und s die Entfernung des Mittelpunktes von dem getroffenen Punkte der umschriebenen Fläche, so ist $\frac{1}{r^2} = \frac{1}{s^2} + \frac{1}{t^2}$. Sodann werden abgeleitet die Gleichungen der Kegelflächen, wenn die Leitlinie eine ebene Kurve ist und wenn die Kegelfläche um eine gegebene Fläche, speciell um eine Fläche des zweiten Grades beschrieben wird; wobei wieder ein ähnlicher Satz, wie der so eben angeführte hergeleitet wird. Eben so werden endlich abgeleitet die Gleichungen der conoidischen und der Rotationsfläche.

II. „Partielle Differentialgleichungen der durch die Bewegung von Linien erzeugten Flächen.“ Auf einfache und elegante Weise werden als besondere Beispiele der allgemeinen Formel abgeleitet die partiellen Differentialgleichungen der cylindrischen Fläche, der Kegelfläche, der conoidischen Fläche, der Rotationsfläche, der abwickelbaren und der windschiefen Fläche.

III. „Endliche Gleichungen der Umhüllungslinie und der Umhüllungsflächen.“ Zuerst wird die bekannte allgemeine Regel für die Bildung der Gleichung der Umhüllungslinien abgeleitet. Vielleicht hätte man dabei auch so sagen können: $X(x, y, z,) = 0$ ist die Gleichung der Kurve, welche alle Durchschnittpunkte der durch $f(x, y, a) = 0$, $f(x, y, a - \alpha) = 0$ ausgedrückten Kurven enthält; während $x(x, y, -\alpha) = 0$ die Gleichung der Kurve ist, die alle Durchschnittspunkte der durch $f(x, y, a) = 0$, $f(x, y, a - \alpha) = 0$ ausgedrückten Kurven enthält. Lässt man α abnehmen, so rücken die Durchschnittspunkte und auch die beiden durch $X(x, y, \alpha) = 0$, $x(x, y, -\alpha) - 0$ ausgedrückten Kurven zusammen und für $\alpha = 0$ ist $X(x, y, 0) = 0$ oder $\psi(x, y) = 0$ die Gleichung der Umhüllungslinie. Es wäre wohl verständlicher so? Sodann werden die allgemeinen Gleichungen der Umhüllungsflächen aufgestellt und angewendet auf die cylindrischen und abwickelbaren Flächen, bei welch' letzterer eine Reihe merkwürdiger Sätze dargethan wird, die die Natur dieser Flächen in ein klares Licht setzen; endlich werden diese Formeln noch angewendet auf die Kanalflächen, deren wichtigste Eigenschaften kurz berührt werden.

IV. „Partielle Differentialgleichungen der umhüllten Flächen und der Umhüllungsflächen.“ Enthält ebenfalls neben den allgemeinen Formeln einige sehr interessante Anwendungen.

Diess ist im Kurzen der Inhalt der beiden angeführten Schriften; wie man sieht, also viel Merkwürdiges. Es wäre überhaupt zu wünschen, dass auf ähnliche Weise auch die übrigen zerstreuten Abhandlungen Cauchy's gesammelt würden, damit auch derjenige. der die Quellen nicht unmittelbar benützen kann, in den Stand gesetzt wäre, sich Kenntniss davon zu verschaffen. Da der Preiss der beiden angezeigten Schriften sehr mässig und die Austattung gut ist, so steht zu erwarten, dass sie in viele Hände gelangen werden; namentlich werden sie den Besitzern der beiden Werke von Cauchy, zu denen sie gehören, angenehm seyn, obwohl sie auch ohne diese zu gebrauchen sind.

Sinsheim. **Dr. J. Dienger.**

Die ***Walkyrien*** *der skandinavisch-germanischen Götter- und Heldensage. Aus den nordischen Quellen dargestellt von Dr.* ***Ludwig Frauer*** *in Tübingen. Weimar. Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs. 1840. VIII. und 88. in gr. 8.*

Die Hauptgrundsätze, welche den Verfasser dieser tüchtigen und gründlichen Monographie über einen noch wenig behandelten und doch höchst anziehenden Theil der nordisch-germanischen Mythologie leiteten, waren, seiner eigenen Versicherung zufolge, einerseits das Streben „alles hierher Gehörige aus den Quellen meist wörtlich und unverändert mitzutheilen, damit Jeder im Stande sey, mit eigenen Augen zu sehen und zu prüfen; andrerseits, den mitgetheilten Stoff möglichst zu verarbeiten und ihm die Stellung anzuweisen, die er seiner Natur nach im Gebäude des Ganzen einzunehmen hat." Wenn das Erste eine Pflicht ist, der sich Niemand bei derartigen Forschungen entschlagen sollte, so finden wir sie darum nicht immer so berücksichtigt, wie es das Interesse der Wissenschaft erheischt: um so erfreulicher ist es zu sehen, wie der Verfasser dieser Schrift ihr im vollsten Sinne Genüge geleistet hat. Ungleich schwieriger aber ist die Durchführung der andern Aufgabe: und hier gerade scheitern so Viele, die, indem sie den Zusammenhang, in welchem das Einzelne zum Ganzen steht, und damit das Grundverhältniss übersehen, den sichern Führer verlieren, der sie in diesem Labyrinth allein auf dem rechten Weg erhalten kann. Auch in diesem Punkt hat uns der Verfasser befriedigt: darum glauben wir auf seine Schrift, die einen einzelnen Zweig der altnordischen Götter- und Heldensage behandelt, besonders aufmerksam machen und die streng wissenschaftliche Behandlungsweise, die hier eingeschlagen ist, auch für ähnliche Forschungen auf diesem noch so wenig, zumal im Detail, angebauten Felde empfehlen zu müssen. Der Verf. ausgehend von dem Namen der Walkyrien, dieser weiblichen, dem Odhin zugesellten Wesen, welche, nach dem Wortsinn, zunächst die **Auswählerinnen derer, die fallen sollen**, die **Todtenwählerinnen**, bezeichnen, sucht dann die Bedeutung derselben und ihr Wesen zu ermitteln, indem er zuerst die Hauptstellen der ältern und jungen Edda vorführt, in welchen derselben auf eine ihr Wesen näher bezeichnende Weise gedacht ist, und daraus als die Hauptthätigkeiten der Walkyrien ihren Dienst bei Odhin und den Einherien in der Walhalla, dann ihr Walten über den Kampf und dessen Erfolg, so wie das Geleiten der Auserwählten zu Odhin nach Walhalla (was insbesondere in den nordischen Liedern hervortritt) nachweist; vgl. p. 4. 15. Aber bei diesem Resultat bleibt der Verfasser nicht stehen: er sucht vielmehr, und diese Untersuchung füllt den grössern Theil seiner Schrift, eben diese Thätigkeit und den Grund derselben zu erkennen und damit eben so die Entstehung der ganzen Mythe, so wie die Stellung der Walkyrien in der gesammten Skandinavischen Mythologie zu begreifen. Diess ist freilich der Standpunkt der wissenschaftlichen Forschung, die sich nicht bloss begnügt, mit den aus den Quellen abgeleiteten Resultaten, sondern auch in den Grund der Erscheinung einzudringen, und daraus das Wesen derselben zu erkennen strebt. Diesen Grund glaubt der Verf. hier aber nicht in Naturerscheinungen suchen zu können, wie diess allerdings bei ähnlichen Gebilden der alten Götter- und Heldensage so oft der Fall ist; er trennt sich daher von der

Ansicht eines gelehrten nordischen Forschers (Finn Magnusen), welcher hier ursprünglich an glänzende feurige Meteore denkt, ausgesendet von Odhin, dem Gott des Himmels und der Heeresschaaren, um nahe bevorstehenden Kampf, Krieg und anderes Unglück zu bezeichnen; als das gemeinsame, was in allen Sagen von den Walkyrien vorkommt, erscheint ihm die Beziehung auf kriegerisches Leben, insbesondere auf kriegerischen Tod; dem Odhin, als dem Gotte des Krieges, sind die Walkyrien zugesellt, sie veranlassen Krieg, und erscheinen nur, wo Kampf und Tod sich zeigt; sie entscheiden den Kampf, verleihen Sieg oder Tod, führen die gefallenen Helden zu Odhin in die Walhalla, und bedienen dort die festlich Versammelten bei den Freuden des Mahls; sie erscheinen in Allem dem als eine Art von Kriegsgöttinnen, die jedoch, da Odhin der eigentliche Kriegsgott ist, als ihm untergeordnete, in seinem Auftrage gewissermassen stets handelnde Wesen anzusehen sind (p. 17). Diese Auffassung der Walkyrien, als Kriegsgöttinnen, glaubt der Verf. selbst aus den Namen, welche die einzelnen Walkyrien führen, insbesondere aus dem Namen der berühmtesten und am öftersten erwähnten Hildr, Hildur (d. i. Kampf, Krieg), deren Sage der Verf. hier grössere Aufmerksamkeit geschenkt hat (S. 18—33), nachweisen zu können. Und allerdings, wenn wir die längern Listen der diesen Göttinnen zugetheilten Namen S. 34. 35. durchgehen, finden wir in allen eine Beziehung auf Krieg und Kampf, der in ihnen nach seinen verschiedenen Seiten und Richtungen gleichsam personificirt erscheint. So dem Kriegsgeschick vorstehend und über Alles, was sich darauf bezieht, waltend, nähern sich die Walkyrien allerdings den Zeit- und Schicksalsgöttinnen der nordischen Sage, den Nornen; ja in der Völuspa wird eine der Walkyrien sogar mit dem Namen der einen dieser Nornen Skuld (Zukunft) bezeichnet. Eine eigentliche Identität beider Wesen wird man indess nicht wohl annehmen können, um so mehr aber Grund und Ursache dieser Namensgleichheit nachzuweisen haben, da allerdings beiden Wesen Etwas Gemeinsames zu Grunde liegt. „Die Walkyrie, sagt der Verf. S. 36., lenkt als Kriegsgöttin das Schicksal des Kriegs; der Norne eigenthümliches Geschäft ist ebenfalls die Lenkung des Schicksals der Menschen; sie begegnen sich also auf dem gemeinsamen Felde des Schicksalswirkens, nur dass dieses bei der Norne in allgemeinerem Sinne genommen werden muss, bei der Walkyrie in der besondern Beziehung auf das Kriegsschicksal. Da jedoch das Kriegsgeschick dem Skandinaven das wichtigste und bedeutendste ist, so lag es nahe, auch die schicksalwirkende Thätigkeit der Walkyrien in demselben Umfang und in derselben Bedeutung erscheinen zu lassen, wie die der Nornen; es lag nahe, die Natur der Nornen unvermerkt auf die Walkyrien überzutragen oder auch die Wesen selbst zu vermischen, wie es hier der Fall zu seyn scheint, wo ohne Zweifel eine Walkyrie zugleich Norne oder umgekehrt eine Norne zugleich Walkyrie ist." In wie fern in dieser Vermischung allerdings ein innerer Widerspruch liegt, der eben so auch in dem Verhältniss der Walkyrien zu der übrigen Götterwelt, zu den Asen, wie zu Odhin selbst liegt, das mag man bei dem Verfasser selbst nachlesen in den weitern Bemerkungen, welche sich an diese Erörterung anknüpfen und auch das Verhältniss der Nornen selbst, namentlich im Vergleich zu den Griechischen Moiren, besprechen. Eher möchte Ref. in den Walkyrien eine Analogie mit den Griechischen Keren erkennen, obgleich dieselbe nicht in allen Fällen und Beziehungen ausreicht. Recht gut

aber hat der Verf. das Verhältniss dieser Walkyrien zu Odhin selbst S. 41. ff. dargestellt, und hier auf die in diesem Gotte so bedeutend hervortretende kriegerische Seite hingewiesen, in welcher ihm eben der Glaube der Germanen des Nordens die Walkyrien zugesellt hat. „Sie sind nichts anderes, als Odhin selbst in seinem „Eingreifen in das Leben der Helden. Eben so stehen sie als Gesammtheit, in „gleicher Linie mit den eigentlichen Asen, obgleich sie nicht zu diesen gerech-„net werden; wie sich Odhins allgemeine Natur nach ihren verschiedenen Sei-„ten in dem Kreise der Asen wiederhohlt, so wiederholt sich seine kriegeri-„sche Natur in dem reichen Kreise der Walkyrien". (S. 44.) Die Veranlassung aber zu der Schöpfung solcher weiblichen Kriegsgöttinnen und Stellvertreterinnen des Odhin findet der Verf. in der Bedeutung, die Krieg und Kampf in dem Leben der Skandinavier hatte, in der Stellung des weiblichen Geschlechts, welches die altgermanische Welt, an Allem, auch dem Wichtigsten, was den Mann und sein Leben bewegt, Theil nehmen lässt, und so mit dem Gesammtleben, wie es sich in der Aussenwelt entwickelt und darstellt, in eine weit innigere Verbindung setzt. Er hat eine Reihe von einzelnen Zügen aus nordischen Quellen angeführt (S. 45. ff.), um diese Ansicht des germanischen Lebens, aus welcher die Bildung und Darstellung der Walkyrien ihm hervorgegangen scheint, nachzuweisen. Wohl mag diess zusammenhängen mit der höheren, freieren Stellung und idealeren Auffasssung des weiblichen Geschlechts, durch welche die germanische Welt von dem gesammten übrigen Alterthum sich auszeichnet; daher auch vorzugsweise die verschiedenen Beziehungen, Eigenschaften der Gottheit, ja die gesammte Geisterwelt, die der Grieche wie der Römer vorzugsweise in männlichen Genien sich dachte, hier in weiblichen Wesen dargestellt erscheint.

Ausser diesen Walkyrien kommen nun aber noch in dem andern Theile der Schrift (p. 51. ff.) diejenigen Walkyrien zur Sprache, welche in Liedern und Erzählungen der Heldensage in einer schon mehr menschlichen Fassung und Umgebung erscheinen und in dieser Beziehung, wenn man will, selbst einen Fortschritt des Mythus in plastischer Hinsicht zeigen. Dass sie hier in einer menschlich schöneren und poetischeren Gestaltung auftreten, ohne an Tiefe und Lebendigkeit zu verlieren, ist eine ganz richtige Bemerkung des Verfassers, die seine weitere Darstellung im Einzelnen begründet und gerechtfertigt hat: wobei wir besonders auf Das hinweisen, was über die drei bedeutendsten Walkyrien der Heldensage, Swawa, Sigrun, und die in der deutschen Heldensage so berühmte Brynhild S. 55. ff. bemerkt wird. Wir verlassen diese, auch Andres, was in den Kreis der skandinavisch-germanischen Götterlehre einschlägt, berücksichtigende Monographie mit dem Wunsche, von dem Verfasser recht bald die Früchte seiner fortgesetzten Studien auf diesem noch so mancher Aufhellung durch wissenschaftliche Behandlung bedürftigen Gebiete in ähnlichen Leistungen, es sey über das Ganze oder über die einzelnen Theile desselben, zu erhalten.

Handbuch der allgemeinen Literaturgeschichte aller bekannten Völker der Welt von der ältesten bis auf die neueste Zeit, zum Selbststudium und für Vorlesungen, von Dr. Johann Georg Theodor Grässe, Bibliothecar Sr. M. des Königs von Sachsen. Ein Auszug aus des Verfassers grösserem Lehrbuche der allgemeinen Literärgeschichte. Zweiter Band. Literaturgeschichte des Mittelalters. Dresden und Leipzig, Arnoldi'sche Buchhandlung 1846. X. und 710 S. in gr. 8.

Der in diesen Jahrbüchern noch vor Kurzem (s. oben p. 624) ausgesprochene Wunsch, die weitere Fortsetzung dieses durch die Fülle der einzelnen Notizen vorzugsweise sich empfehlenden Handbuchs in möglichster Bälde zu erhalten, ist bei der unermüdeten Thätigkeit des Verfassers schon jetzt in Erfüllung gegangen: wesshalb wir auch keinen Augenblick zögern wollen, diese Fortsetzung, durch welche gewiss eine recht fühlbare Lücke ausgefüllt und einem mehrfach gefühlten Bedürfniss entsprochen worden, zur Kenntniss unsrer Leser zu bringen, die alle Ursache haben, mit uns dem Verf. dankbar zu seyn für das baldige Erscheinen dieses zweiten Bandes, dessen Ausarbeitung immerhin grösseren Schwierigkeiten unterlag als der erste, zu welchem, zunächst in dem die classische Zeit der Griechen und Römer behandelnden Haupttheile, manche Vorarbeiten, selbst grössere, jeder Art vorlagen. Bei dem Mittelalter ist diess aber bekanntlich in dem Grade nicht der Fall; die ganze Masse des Stoffs auch noch weniger gesichtet und geordnet, um Alles zu einem bequemen und doch vollständigen Ueberblick zu gestalten, wie es doch in dem Zwecke eines solchen Handbuches liegt. Hier allen Forderungen zu genügen, Nichts zu übersehen, Nichts aber auch zu versehen, ist in der That unmöglich: darum billige Nachsicht bei einzelnen Versehen oder Irrthümern, die auch die sorgfältigste Aufmerksamkeit kaum zu vermeiden vermag, gewissermassen ein Recht, das ein sonst gewissenhafter Bearbeiter wohl für sich in Anspruch nehmen kann, das Jeder, der die unendlichen Schwierigkeiten kennt, ihm auch bereitwillig zugestehen wird. Wenn daher der Verfasser dieses Werkes eine solche Nachsicht für sich und seine Leistung anspricht, so wird man sie ihm im Betracht der erwähnten Schwierigkeiten und des bei einem planmässig Alles umfassenden Werke wirklich Geleisteten auch nicht versagen können. Es ist dieses Handbuch, wie der Titel angiebt und auch bei der Anzeige des ersten Bandes schon bemerkt worden, zunächst ein Auszug aus dem grösseren Werke des Verfasser's: aber es ist ein durchaus selbständiger Auszug, der indem er das Wesentlichste des grösseren Werkes in sich aufgenommen hat, dieses auch in manchen Beziehungen berichtigt und vervollständigt, jedenfalls aber in einer solchen Weise geordnet liefert, welche uns Alles bequem überschauen und selbst zum Theil leichter benützen lässt. Nur vermissen wir dabei noch — wenn anders nicht dafür am Schluss des Ganzen, d. h. am dritten Bande gesorgt werden soll, was wir jedoch minder bequem finden — das nöthige Namenregister, welches bei einem solchen Buche nicht fehlen sollte, da es gewiss einem Jeden den Gebrauch eines solchen Repertorium's, wie diess wirklich vorliegendes Werk ist, erleichtern wird. Anlage und Einrichtung dieses Bandes ist übrigens durchaus gleichförmig dem ersten; in zwei Abschnitte ist das Ganze zerlegt, von denen der eine bis zum zwölften Jahrhundert (von 476 oder der Zerstörung des

weströmischen Reiches an) reicht, der andere bis zum Untergang des oströmischen Reichs oder 1452. Die Unterabtheilungen beider Abschnitte sind sich ziemlich gleich. Auf eine allgemeine Einleitung folgt die Poesie, und zwar nach den einzelnen Europäischen und Aussereuropäischen Völkern, dann in gleicher Weise Theologie, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften, Geschichte mit ihren Hülfswissenschaften, Philologie (Sprachstudium) und Rechtswissenschaft. Diess ist das Schema, in welches ein reiches Material gefasst ist, das uns über jeden einzelnen Gegenstand eine Fülle und einen Reichthum von Notizen und Nachweisungen bietet, wie sie nicht wohl in irgend einem andern ähnlichen Werke angetroffen werden dürften.

Jacobi a Voragine Legenda aurea, vulgo Historia Lombardica dicta. Ad optimorum librorum fidem recensuit Dr. Th. Graesse, potentissimi regis Saxoniae bibliothecarius. Cum approbatione rev. administratoris ecclesiastici per superiorem Lusatiam. Dresdae et Lipsiae, impensis librariae Arnoldianae MDCCCXLVI. X. und 957 S. in gr. 8.

Wenige Leser werden die Person des Mannes kennen, dessen Werk hier in einer neuen Ausgabe vorliegt; noch Wenigere vielleicht das Werk selbst, das einst eins der gelesensten und gefeiertsten Bücher der Christenheit war, das darum auch vorzugsweise mit dem Namen des goldenen Buches bezeichnet ward — denn der andere Titel Lombardica Historia geht eigentlich blos auf den Abschnitt De S. Pelagio Papa, cap. 181 der vorliegenden, cp. 176 der ältern Ausgaben — das daher in den ersten Zeiten der Erfindung der Buchdruckerkunst, im fünfzehnten, wie in den ersten Decennien des 16. Jahrhunderts mehr als fünfzig mal abgedruckt und in alle Sprachen des neuern Europa's übersetzt ward, wie denn Italienische, Französische, Spanische, Englische und Deutsche, gedruckte Uebersetzungen aus jener Zeit, neben den zahlreichen lateinischen Drucken, vorhanden sind. Vgl. Fabricii Bibl. med. et infim. Latinit. IV. p. 51. ff. oder p. 21. ed. Mansi, und die genaue Liste aller Ausgaben in der Biblioth. ordin. praedicator. (von Erhard und Quetif) I. p. 454. ff.) Erst mit der grössern Verbreitung der humanistischen Studien und der alten Literatur, noch mehr aber mit den Fortschritten der Reformation, die derartige Schriften als Fabelwerk und Aberglauben verwarf, (vgl. z. B. J. Ger. Voss. De Historicc. Latt. pag. 491.) kam die Lectüre dieses Buchs in Abnahme, bis es jetzt nach und nach verdrängt, in eine gänzliche Vergessenheit gerathen ist, die es doch aus manchen Gründen nicht verdient. Es enthält dasselbe nämlich eine aus den verschiedensten Quellen gemachte Zusammenstellung der über das Leben der verschiedenen Heiligen und Märtyrer der Christenheit im Umlauf befindlichen Sagen, veranstaltet zum Zwecke der Belehrung wie der Erbauung, und um dieses, seines Inhalts willen, bei einer im Ganzen bequemen Anordnung und Fassung, so wie einer anziehenden Darstellungsweise vielfach gelesen und studirt im Mittelalter, bis zu dem bemerkten Zeitraume herab. Der Verfasser, ein Dominikanermönch aus dem Genuesischen, geboren um 1230 in dem Dorfe Vorraggio — daher Jacobus de Voragine oder Viragine — später Provincial seines Ordens und Erzbischof von Genua (1292 bis zu seinem Tode 1298), war

einer der gebildetsten und gelehrtesten Männer seiner Zeit, dem, ausser einigen andern Schriften, welche wir auch noch besitzen, sogar eine, und zwar die erste italienische Uebersetzung der Bibel beigelegt wird; was übrigens gerechten Bedenken unterliegt. Seine Compilation von Heiligengeschichten, die als allgemeines Lesebuch zu so grossem Ansehen im Mittelalter gelangte, ist in manchen Beziehungen, auch hinsichtlich der Quellen, aus welchen sie geflossen, nicht ohne Bedeutung, und hat einen Einfluss geübt, den auch wir bei der Würdigung des Ganzen für die bessere Einsicht, die wir in manche Vorstellungen, Bilder, Legenden u. w. des Mittelalters daraus gewinnen, wohl zu erwägen haben; denn der Verfasser hat diese Geschichten keineswegs selbst erdichtet, sondern er gibt uns vielmehr dieselben in der Weise, wie sie zu seiner Zeit im Umlauf waren und auf die Kunst wie auf das gesammte Leben jener Zeit vielfach rückwirkten, ja mit der herrschenden Mystik in eine nähere Verbindung getreten waren, welche ihre Bedeutung erkennen lässt. Wer freilich in diesen, die ganze Richtung jener Zeit abspiegelnden und in dieser Beziehung auch für uns wohl zu beachtenden Darstellungen historische Wahrheit suchen und demgemäss den Maasstab historischer Kritik an diese Biographien legen wollte, würde seinen Zweck verfehlen und jedenfalls den Standpunkt verkennen, von dem er die ganze Erscheinung zu beurtheilen hat; auffallend aber bleibt es auch in dieser Beziehung, wie der Verfasser selbst an manchen Stellen Zweifel an der Wahrheit der berichteten Sage nicht zu unterdrücken vermag.

Diese Bemerkungen wollten wir vorausschicken, da der Herausgeber die Erörterungen, die er über den Verfasser des Werkes, über den Inhalt desselben, insbesondere über den Ursprung und die Quellen der einzelnen Legenden und Lebensgeschichten, so wie über die Handschriften und Ausgaben des Werkes zu geben beabsichtigt hatte, bei der grossen Ausdehnung des allerdings nahe an Tausend Seiten starken Bandes nicht mehr beifügen konnte: sie sind einem weiteren Bande vorbehalten, dem wir um so verlangender entgegensehen, als gewiss Niemand besser wie der auf diesem Felde so heimische Herausgeber uns diese Erörterungen geben kann, aus welchen wir, namentlich hinsichtlich der dieser Compilation zu Grunde liegenden Quellen, nähere Aufschlüsse, mit Recht erwarten können. Manche Nachweisungen über den Verfasser, verbunden mit einer Angabe der namhaften Ausgaben, hat der Herausgeber in seinem Lehrbuch einer Literärgeschichte, und zwar des Mittelalters (II.) in der zweiten Abtheilung erste Hälfte p. 435. sq. selbst gegeben.

Demnach war die Hauptsache des Herausgebers auf den correcten, und möglichst vollständigen Wiederabdruck des Ganzen gerichtet, wobei er eine der Strassburger (Eggenstein'schen) Ausgaben, welche Ebert I. p. 874 unter Nr. 10672 aufgeführt hat, jedenfalls eine der ältesten, um 1472, von ihm als Editiv Princeps angesehen, zu Grunde legte, aber dabei auch andre alte Ausgaben zu Rathe zog, einzelne Fehler verbesserte und insbesondere die bald mangelhafte, bald fehlerhafte Interpunction berichtigte, jedoch die alte Orthographie ziemlich beibehielt.

(Schluss folgt.)

Nr. 50. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Einzelne Abweichungen von Belang sind unter dem Texte bemerkt, aus welchem diejenigen Legenden und Heiligengeschichten, welche später von Andern in das Werk des Jakobus hier und dort eingefügt worden, ausgeschieden, und mit kleinerer Schrift am Ende von S. 858 an, damit zur Vollständigkeit des Ganzen Nichts fehle, beigefügt sind. Da diess natürlich auch auf die Nummern Einfluss hat, welche in der neuen Ausgabe fortlaufen, so sind die Nummern der früheren Ausgaben ebenfalls beigefügt und auf diese Weise Nichts versäumt worden, was diesen erneuerten Abdruck in den Augen derjenigen empfehlen und zugleich rechtfertigen kann, welche allerdings der Meinung sind, dass ein gründliches Studium des Mittelalters, wie es allein zu einer richtigen Kenntniss und damit auch zu einer gerechten Würdigung desselben führen kann, keineswegs Schriften der Art übersehen dürfe, welche, auch wenn sie von der Aufklärung unserer Zeit verworfen werden, doch keineswegs solche Wirkungen gehabt haben, wie sie die jetzt bei uns an die Stelle solcher Lectüren des Mittelalters getretene entsittlichende Novellen- und Romanenliteratur des Nachbarlandes immer mehr zu äussern pflegt.

Teofilo Folengo's Moscäa oder Mückenkrieg. Ein komisches Heldengedicht in macaronisch-lateinischen Versen. Mit Worterklärungen und Anmerkungen herausgegeben von F. W. Genthe. Eisleben 1846. Verlag von Ferdinand Kuhnt. 62 S. in gr. 8.

Wir erhalten hier eines der merkwürdigsten Erzeugnisse mittelalterlicher Poesie, der sogenannt macaronischen, welche mit lateinischen Worten und Versen Ausdrücke der Vulgärsprache in lateinische Formen und Endungen gebracht, zu einem eigenthümlichen Gemengsel verbindet, das nach Inhalt und Form wohl als eine Parodie der damals so blühenden und beliebten Neu Lateinischen Poesie gelten kann. Als ein Hauptdichter auf diesem Gebiete, ja gewissermassen als Schöpfer und Erfinder dieser Dichtungsart erscheint Teofilo Folengo, ein Italienischer Mönch (geboren bei Mantua 1491, gestorben 1544.), den die übertriebene Vorliebe seiner Zeit für lateinische Poesie und eine nicht ohne falschen Geschmack hervortretende Bewunderung der Alten, zunächst des Virgilius, auf eine solche burleske Poesie führte, in der er allerdings unter dem angenommenen Dichter-Namen Merlinus Cocaius Namhaftes geleistet hat, und selbst das Vorbild eines Rabelais geworden ist; denn er war ein Mann von Geist, der es dabei an witzigen und beissenden Ausfällen auf Personen, Charaktere und Zustände seiner Zeit, die allerdings

dazu hinreichende Veranlassung boten, nicht fehlen liess, und dadurch zu ungemeinem Ansehen gelangte (s. das Nähere in des Herausgeber's Geschichte der macaronischen Poesie p. 99. ff.). Neben einem grösseren aus fünf und zwanzig Büchern bestehenden Epos der Art, welches die Thaten des Baldus besang, dichtete er auch das kleinere, hier neu abgedruckte Gedicht, das in drei, mit einem Prolog versehenen Büchern den Krieg der Mücken und Ameisen etwa in der Weise, wie die Homerische Batrachomyomachie, besingt, und von ihm selbst bald Moscea, bald Moscaea oder Moschea genannt wird, während die Aufschrift Moscheidos Liber I. und so fort (wahrscheinlich als Nachbildung von Aeneidos Liber I.) lautet. Der Herausgeber, der schon a. a. O. p. 250 ff. den Text dieses Gedichtes, (jedoch ohne den Prolog) als Probe macaronischer Poesie hatte abdrucken lassen, gibt hier in einem erneuerten Abdruck diesen Text; aber es sind unter demselben Noten beigefügt, in welchen alle die in die lateinischen Verse eingereiheten Vulgärausdrücke erläutert werden, und am Schluss S. 55 ff. folgen weitere Anmerkungen, welche das Verständniss einzelner Stellen fördern und erleichtern. Der Prolog ist in reinem Latein gehalten, und zeigt, dass der Verfasser in der Lateinischen Versification sich mit Glück und Gewandtheit zu bewegen vermochte. Eine deutsche Bearbeitung dieses Gedichts von H. C. Fuchs ward schon früher vom Herausgeber neu herausgegeben.

Die zweite Wiederkehr des Geburtstages von Leibniz hat an dem Hauptorte seiner Wirksamkeit, zu Hannover, eine festliche Feier veranlasst und mit dieser eine Reihe von einzelnen Publicationen, die auch abgesehen von der nächsten Bestimmung, die sie hervorrief, einen bleibenden Werth für die Geschichte der Literatur gewinnen, und als neue, bisher unbekannte Denkmale der Thätigkeit dieses grossen Geistes unsere Anfmerksamkeit ansprechen:

Leibniz-Album aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover, herausgegeben von Dr. C. L. Grotefend. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1846. 28 S. in gr. Folio.

Dieses Album eröffnet das Porträt von Leibniz nach dem auf der königlichen Bibliothek zu Hannover in der Originalplatte befindlichen Bernigeroth'schen Porträt, welches für das Beste gilt; ausserdem erhalten wir auch eine Abbildung des Hauses, das Leibniz (diess, nicht Leibnitz ist nach dem Herausgeber die richtige Schreibung) meist bewohnte, dann des ihm zu Ehren errichteten Denkmales, und ein Facsimile seiner Handschrift. Ungleich wichtiger, als diese übrigens dankenswerthen artistischen Beigaben, ist der Inhalt, der uns aus der königlichen Bibliothek zu Hannover, in welcher der gesammte handschriftliche Nachlass Leibnizens niedergelegt ist, eine Reihe von mehr oder minder interessanten, bisher nicht bekannten Mittheilungen dieses Mannes bringt, für deren Bekanntmachung wir uns dem Herausgeber zu allem Dank verpflichtet fühlen. Zuerst kommen Bruchstücke aus einem von Leibniz geführten Tagebuch aus den Jahren 1696 und 1697; sie sind in mancherlei Beziehungen zur Charakteristik des Mannes und seiner Zeit nicht ohne Interesse und Werth.

Dann folgen mehrere gleichfalls bisher nicht bekannte Briefe; nur der erste Brief an den Herzog Johann Friedrich von Hannover war, aber nur zum Theil, schon früher veröffentlicht worden, der zweite, (französisch abgefasste), an Herzog Ernst August von Hannover, der dritte an den Kaiser Karl VI. und der vierte (ebenfalls französische) von dem Abbé Foucher zu Dijon, erscheinen hier zum erstenmal im Druck; sie bieten Manches zur Kenntniss der Lebensgeschichte des Mannes, wie der Entwicklung und des Ganges seiner philosophischen Studien. Nicht minder interessant sind die nun weiter folgenden Mittheilungen lateinischer Gedichte, ausgewählt gleichsam als eine Probe, die, wie der Herausgeber mit allem Grund bemerkt, den Freunden neu-lateinischer Poesie zeigen kann, mit welcher Meisterschaft Leibniz auch auf diesem Gebiete sich bewegte, und die in sofern einen neuen Beweis der vielseitigen Bildung und geistigen Gewandtheit dieses Mannes abgeben können.

Briefwechsel zwischen Leibniz, Arnauld und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels. Aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Hannover. Herausgegeben von C. L. Grotefend. (Mit dem Motto aus Leibniz: Nunc datur immensi penetralia cernere veri, Nec probat autorem mens magis ulla Deum.) Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1846. XIV. und 210 S. in gr. 8.

Auch mit dem Seitentitel:

Leibnizens gesammelte Werke aus den Handschriften der königl. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von Georg Heinrich Pertz. Zweite Folge. Philosophie. Erster Band.

Bei dem Interesse, welches die philosophischen und theologischen Ansichten von Leibniz in unsern Tagen wieder erregt haben, wird, zur gerechten Würdigung dieses Mannes und seiner mehrfach missverstandenen Lehren und Ansichten, die Bekanntmachung dieses Briefwechsels, womit, wie der Herausgeber aus einzelnen brieflichen Aeusserungen Leibnizens nachweist, dieser selbst schon umgegangen war, ja desshalb die ganze Correspondenz einer genauen Durchsicht unterworfen hatte, ohne dass er die Ausführung seines Planes erlebte, um so erwünschter seyn, insofern sie das Material in jeder Beziehung vervollständigt, aus dem wir die Ansichten dieses Mannes über die wichtigsten Fragen aus dem Gebiete der Speculation näher kennen zu lernen im Stande sind. Es sind in Allem acht und zwanzig in Französischer Sprache abgefasste Briefe, welche der Herausgeber mit aller kritischen Sorgfalt und Genauigkeit hier bekannt gemacht und mit den erforderlichen literärischen Notizen, (wie z. B. bei dem letzten, schon anderwärts abgedruckten Briefe) allerwärts begleitet hat. Daran schliesst sich von S. 137 an ein Anhang, welcher zuerst den ersten (lateinischen) Brief Leibnizens an Arnauld, geschrieben am Ende von 1671 oder am Anfang des folgenden Jahrs, enthält, von welchem das Original dem französischen Marschall Mortier im Jahre 1804 auf sein Verlangen geschenkt worden, der Abdruck demnach nur nach einer damals gemachten Copie veranstaltet ist. Dann folgt (p. 154 ff.) in französischer Sprache die grössere metaphysische Abhandlung, welche zu dem hier mitgetheilten Briefwechsel eigentlich die Veranlassung gab; darauf (S. 193) ein seinem Inhalt nach ebenfalls dazu ge-

höriger (französischer) Brief von Leibniz an Foucher, und zuletzt (S. 200 ff.) in lateinischer Sprache Fardella's Einwürfe und deren Widerlegung: lauter bisher ungedruckte Stücke, die, wie der Herausgeber bemerkt, sämmtlich in die Periode vor die Publication des Nouveau Systeme de la communication des substances fallen.

Diesen Publicationen reiht sich noch drittens die folgende Schrift an, die aus der letzten Lebensperiode des Mannes stammend, auf eine zu seinen Lebzeiten lebhaft geführte und selbst nach seinem Tode fortgesetzte Streitfrage Bezug hat:

Historia et Origo calculi differentialis a G. G. Leibnizio conscripta. Zur zweiten Secularfeier des Leibnizischen Geburtstages aus den Handschriften der kön. Bibliothek zu Hannover herausgegeben von Dr. C. J. Gerhardt. Als Anhang sind zwei noch ungedruckte matemathische Abhandlungen Leibnizens hinzugefügt. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. 1846. XIII. und 50. S. in gr. 8.

Die Vorrede des Herausgebers gibt die geschichtlichen Verhältnisse an und leitet auf diese Weise aufs Beste die darauf folgende Abhandlung ein, welcher auch weiter vom Herausgeber einige erläuternde Bemerkungen beigefügt sind, die sich auf die Geschichte der Mathematik und deren Behandlung beziehen und in sofern eine dankenswerthe Zugabe des in mehr als einer Hinsicht merkwürdigen Aufsatzes bilden.

Dieselbe Veranlassung scheint auch die folgende Schrift hervorgerufen zu haben, auf welche hier noch aufmerksam zu machen ist:

Leibniz als Denker. Auswahl seiner kleineren Aufsätze zur übersichtlichen Darstellung seiner Philosophie. Uebersetzt und eingeleitet von Gustav Schilling, der Philos. Doctor und ausserordentl. Professor an der Universität zu Giessen. Leipzig bei Hermann Fritzsche. 1846. XII. 142 S. in gr. 8.

Die Einleitung, welche der Verfasser dieser deutschen Uebersetzung einzelner bemerkenswerthen und wichtigen Aufsätze Leibnizens vorausgeschickt hat, soll, nach seinen eigenen Worten (p. V.) „den nächsten Hintergrund der Philosophie Leibnizens im Umriss zeigen, und eine vorläufige Orientirung über die wichtigsten Bezüge derselben zur Philosophie seiner Zeit geben, um das Verständniss der nachfolgenden eigenen Aufsätze des grossen Mannes zu erleichtern und dadurch das Interesse dafür zu erhöhen.“ Eine ausführlichere Darstellung des Systemes von Descartes, welche bis p. XXIX reicht, nimmt den grösseren Theil dieser Einleitung ein, „damit der Leser selbst ohne weitere Hülfsmittel beim Studium der folgenden Aufsätze die immer wiederkehrenden und fast nie fehlenden Bezüge der Leibnizischen Lehren auf Cartesische sogleich bemerken und ihren Gegensatz oder ihre Einstimmung richtig auffassen könne. Zu diesem Behufe hat man insbesondere die Grundbegriffe beider Systeme gegeneinander zu halten; u. s. w.“; es folgen dann noch einige Bemerkungen über Spinoza und Mallebranche, und diejenigen Erörterungen über Leibniz

(p. XXXVII. seq.), welche zunächst als eine Einleitung zu der hier gegebenen Auswahl zu betrachten sind. Diese umfasst in Allem dreizehn Nummern, unter welchen die Gedanken über Erkenntniss, Wahrheit und Idee (1684) die erste Stelle einnehmen, dann folgt der Brief von Leibniz an Arnauld aus dem Jahre 1690, mit den Ansichten Leibnizens über Metaphysik und Physik; über die Verbesserung der ersten Philosophie und den Begriff der Substanz; Probeschrift über die Dynamik; neues System der Natur und der Gemeinschaft der Substanzen, sowie der Vereinigung von Leib und Seele, nebst zwei weiteren Erläuterungen und einem andern auf denselben Gegenstand bezüglichen Brief; ein weiterer zur Bekräftigung obiger Schrift über die Dynamik dienender Aufsatz; Betrachtungen über die Lehre von einem allgemeinen Geiste, dessgleichen über die Principe des Lebens; die Monadologie; Principien der Natur und der Gnade, auf Vernunft gegründet.

Nach dieser kurzen Angabe des Inhalts mag man Tendenz und Bedeutung der Schrift bemessen, in deren Kritik wir hier nicht weiter eingehen können, die aber jedenfalls, gleich den vorhergenannten neuen Publicationen, als ein erfreulicher Beweis eines neu erwachten Strebens gelten kann, gründlicher und umfassender, als es bisher der Fall war, mit dem philosophischen System und der gelehrten, so vielseitigen Bildung eines Mannes bekannt zu werden, den man zu den hervorragendsten und in vielen Beziehungen merkwürdigsten und eigenthümlichsten Geistern unsrer Nation im vorigen Jahrhundert zu zählen berechtigt ist.

Historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Erster Band Theil I und II. Siebenter Band. St. Gallen und Bern bei Huber und Compagnie. 1846. oder:

1. *Der Canton Zürich, historisch-geographisch-statistisch geschildert von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Ein Hand- und Hausbuch für Jedermann. Von Gerold Mayer von Knonau. Zweite ganz umgearbeitete und stark vermehrte Auflage. Erster Band XIV. und 375. S. Zweiter Band 577 S. in 8.*

2. *Der Canton Glarus, historisch-geographisch-statistisch geschildert u. s. w. Von Dr. Oswald Heer, Professor der Naturgeschichte in Zürich und I. F. Blumer-Heer, Präsident des Civilgerichts in Glarus. XIV. und 665. S. in 8.*

Das schon vor mehr als zehn Jahren begonnene, seitdem auch rüstig fortgesetzte Unternehmen, welches bereits über eine namhafte Zahl von Cantonen sich erstreckt, ist nach seiner ganzen Anlage und Einrichtung, welcher auch die das geringste Detail erschöpfende Ausführung entspricht, inzwischen so bekannt geworden, dass es in der That unnöthig wäre, darüber hier noch Etwas zu bemerken, es müsste denn die nicht genug zu wiederholende Bemerkung seyn, dass wir, was die geographischen und statistischen Verhältnissse der einzelnen Cantone betrifft, unstreitig die genauesten und vollständigsten, aus den unmittelbarsten Quellen geschöpften Angaben in diesen Schilderungen vorfinden, wie sie

kein andres Werk der Schweiz uns bietet. In dieser Genauigkeit und Vollständigkeit dürfen wir wohl mit den Grund suchen, warum von dem ersten Bande des Ganzen, welcher die Beschreibung des Canton Zürich enthält, schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist, in welcher alle, seit dem Erscheinen der ersten (im Jahr 1834) eingetretenen Veränderungen aufs sorgfältigste berücksichtigt wurden, aber auch Anderes berichtigt und vervollständigt ward; wodurch der Umfang des Gemäldes in den zwei vorliegenden eng gedruckten Bänden sich erklärt.

Von der zum ersten mal erscheinenden Beschreibung des Glarner Landes lässt sich dasselbe sagen. Alles ist auch hier mit gleicher Genauigkeit und Sorgfalt des Details, aber auch mit gleicher Vollständigkeit in allen Theilen behandelt, die Natur des Landes, seine Gebirgs-Pflanzen- und Thierwelt, das Volk selbst das es bewohnt, nach seinen Sitten, Gebräuchen, Beschäftigungen u. s. w. die Verfassung desselben sammt allen staatlichen und kirchlichen Einrichtungen und endlich eben so auch die Lokal-Beschreibung der einzelnen Berge, Orte u. s. w. wie diess auch bei den übrigen Theilen dieser Sammlung der Fall ist. Auf diese Weise wird man in diesem umfassenden Gemälde des Canton Glarus, so wenig wie bei der erneuerten Schilderung des Canton Zürich irgend etwas vermissen, was in die Kunde dieser Cantone in den bemerkten Beziehungen einschlägt; der Beschreibung von Glarus ist ausserdem ein sauberes Kärtchen beigefügt, das wir bei der Beschreibung des Canton Zürich ungern vermissen, und das wir, wenn uns ein weiterer Wunsch auszusprechen erlaubt ist, einem jeden solchen Gemälde beigegeben sehen möchten.

Die Münzen der Republik Bern, beschrieben von Carl Bohner, gewes. Landamman. Mit zwei Münztafeln. Zürich, Verlag von Meyer und Zeller. 1846. VIII. und 270 S. in gr. 8.

Die Freunde der Münzkunde erhalten hier eine ihren Gegenstand erschöpfende Schrift, die freilich als das Resultat zwanzigjährigen Sammlens und Forschens erscheint und gewiss als der beste Vorläufer einer die gesammte Schweiz umfassenden Münzgeschichte anzusehen ist, die nur durch solche Specialarbeiten einzelner, den Gegenstand mit Liebe und unermüdlicher Ausdauer erfassenden Männer zu Stande kommen kann. Bei der Bedeutung, die Bern, als der grösseste und ausgedehnteste Canton der Schweiz zu jeder Zeit, früher noch mehr als jetzt, einnimmt, ist in dieser Beziehung durch die vorliegende Schrift gewiss schon ein grosser Schritt vorwärts geschehen; und bedenkt man weiter, wie die altern Münzen von Tag zu Tag immermehr verschwinden, so wird man der ausdauernden Liebe und der unermüdeten, keine Aufopferung scheuenden Thätigkeit des Verfassers gewiss jede Anerkennung zollen.

In drei Abtheilungen ist das Ganze, nicht völlig fünfzehnhundert Nummern befassend, zu welchen jedoch ein Nachtrag (p. 241—251) kommt, der die Zahl bei weitem voll macht, behandelt: die erste enthält die Goldmünzen, sowie die grösseren Silbermünzen, die zweite die kleinern grössern Münzen bis zu Ende des siebenzehnten, die dritte die kleineren Münzen des achtzehnten

und des laufenden Jahrhunderts bis auf unsere Zeit; die Bracteaten sind ausgeschlossen, da Herr Meyer in Zürich diesen Gegenstand in einer eigenen Schrift erledigt hat. Am Schlusse S. 251. ff. folgen noch „Noten und Citate", die eine Reihe werthvoller aus verschiedenen, zum Theil handschriftlichen und unbenutzten, selbst officiellen Quellen entnommenen Erörterungen zu den vorhergehenden Verzeichnissen bringen. Dass aber in diesen Verzeichnissen von mehr als fünfzehnhundert Nummern der verschiedenartigsten Münzen jede einzelne Münze ganz genau beschrieben ist, wird kaum noch besonders zu bemerken nöthig seyn.

P. Terentii Afri Comoediae. Recensuit notasque suas et Gabrielis Faerni addidit Richardus Bentlejus. Editionem collatis prioribus omnibus repetendam curavit, Reizii et Hermanni dissertationes praemisit, commentariorum indices addidit Eduardus Vollbehr. Kiliae sumptibus librariae Academicae. Parisiis apud Jul. Renuard. Londini apud Williams et Norgate. MDCCCXLVI. LII. 547 S. in gr. 8.

Wir besitzen bekanntlich von Bentley's Bearbeitung des Terentius neben der dreifachen, aber immerhin seltenen und theuern Originalausgabe, einen 1791 zu Leipzig veranstalteten Abdruck, der jedoch so unzuverlässig gehalten ist, dass das vorliegende Unternehmen, welches einen durchaus correcten und dadurch völlig verlässigen Abdruck dieser Ausgabe, der nun einmal Niemand, dem es um ein gründliches Studium der Lateinischen Dichter überhaupt zu thun ist, sich entschlagen kann, liefert, als ein erspriessliches angesehen werden kann. Um diesen Zweck eines durchaus correcten Abdruckes zu erreichen, unterzog sich der Herausgeber einer sorgfältigen Vergleichung jener drei Originalausgaben, so wie der ersten Ausgabe des Faernus; er berichtigte alle falschen Citate oder fügte da, wo es unterlassen war, die genaue Bezeichnung der citirten Stelle bei; er fügte überdem auch einen Abdruck der (zu Bentley's Schediasma gehörigen) Abhandlung von Fr. W. Reiz (Burmannum de Bentleji doctrina metrorum Terentianorum judicare non potuisse) bei, welche als Programm im Jahre 1787 zu Leipzig erschien und seitdem auch in Seebode's Miscell. critt. I. 4. p. 706 ff. abgedruckt worden ist, dessgleichen einen Abdruck der Abhandlung G. Hermann's (die sich auch im zweiten Bande seiner Opuscula findet): „De R. Bentlejo ejusque editione Terentii." Diese beiden Abhandlungen gehen im Druck der Vorrede Bentley's und dessen Schediasma voraus, dann folgt der Text selbst sammt den Noten: auch die Ausstattung in Druck und Papier empfiehlt das Ganze. Am Schlusse finden wir die von dem Herausgeber selbst ausgearbeiteten Indices, die an die Stelle des dem frühern Leipziger Abdruck beigefügten Westerhov'schen Index verborum et phrasium Terentii Bentlejani treten, welcher hier weggefallen ist, „utpote qui neque omnium neque prudenter lectorum verborum esset." Demgemäss zuerst ein Index rerum et vocabulorum, welcher sich auf die in den Noten berührten Gegenstände und Ausdrücke, dann ein Index scriptorum, welcher sich auf die in den Noten citirten Stellen aller Schriftsteller bezieht.

M. Tullii Ciceronis Orationes selectae. Mit historischen, kritischen und erklärenden Anmerkungen von Anton Möbius, für den Schulgebrauch neu bearbeitet von Gottl. Christ. Crusius, Rector zu Hannover. Drittes Heft. Oratio de imperio Pompeji s. pro lege Manilia und Pro Q. Ligario. Vierte vielfach berichtigte Auflage. Hannover. Im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1846. 110 S. in gr. 8.

Es ward schon früher in diesen Jahrbüchern (1842. p. 949) bei der Anzeige des ersten Heftes dieser vierten Auflage bemerkt, durch welche Vorzüge sich die neue Auflage von der früheren empfiehlt, indem hier alle neueren, auf Kritik wie auf Erklärung bezüglichen Forschungen benützt, und das Aeltere sorgfältig gesichtet, theilweise kürzer gefasst, aber auch mit Neuem vermehrt worden ist, wie es der Zweck der Ausgabe und die demselben entsprechende Ausführung, der das Publikum seinen Beifall in den wiederholten Ausgaben, welche davon nacheinander erschienen sind, gezollt hat, erheischte. Diess ist das Werk des neuen Herausgebers, das neben manchen eigenen Zusätzen, die mit seiner Namenschiffer versehen sind, auch durch Nachweisungen auf neuere Grammatiken und Schulbücher (Zumpt, Kühner) das Buch das wir insbesondere zum Privatstudium des Cicero sehr empfehlen möchten, seiner Bestimmung entsprechender und nützlicher zu machen gesucht hat.

In ähnlicher Weise hat nun auch derselbe Gelehrte eine neue Bearbeitung des Livius unternommen, von welcher die zwei ersten Hefte vorliegen:

Titi Livii Patavini Historiarum libri I. IV. Mit erklärenden Anmerkungen von Gottl. Christ. Crusius, Rektor in Hannover. Erstes Heft. Lib. I. Hannover im Verlag der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1846. VIII. und 112 S. in gr. 8. Zweites Heft Lib. II. 128 S.

Schwieriger war jedenfalls dieses Unternehmen, schon in Betracht der hier nicht in dem Grade wie bei Cicero u. A. vorliegenden Hülfsmittel, wenn man auch von andern Schwierigkeiten, die in Form und Darstellung, wie in dem Inhalt dieses Werkes liegen, absehen will: um so verdienstlicher aber, wenn man erwägt, wie immerhin doch nur wenige Bücher des Livius auf der Schule selbst gelesen werden können, die Lectüre der übrigen demnach dem Privatstudium anheimfällt, für welches gerade bei Livius in den verschiedenen Ausgaben, die wir besitzen, noch wenig gesorgt ist. Für diese, und überhaupt für Freunde des Livius, die ohne gerade dem Autor entfremdet zu seyn, doch bei ihrer Lectüre einer Nachhülfe bedürfen, die ihnen das Verständniss erleichtert und die Hauptschwierigkeiten beseitigt, hat der Verfasser seine Arbeit bestimmt: in diesem Sinne hat er in deutschen, dem Text untersetzten Anmerkungen, unter welche jedoch einzelne kurze Lateinische Erklärungen früherer Herausgeber hier und dort „um den Lernenden mit der Sprache derselben bekannt zu machen“ und ihm, möchten wir hinzusetzen, in kürzerer Fassung oft klarer und anschaulicher die Sache zu machen, aufgenommen sind, die Sprache wie die Sache unter Berücksichtigung dessen, was von früheren Herausgebern zu diesem Zweck beigesteuert worden war, gleichmässig zu erläutern gesucht, schwierige Constructionen, oder seltene grammatische Verbindungen, und eben

so seltene oder schwierige Ausdrücke kurz erläutert, ohne sich in Alles das dabei einzulassen, was in grammatischer oder lexicographischer Hinsicht wohl bei solchen, für welche die Ausgabe bestimmt ist, vorausgesetzt werden darf. Eben so hat er auch auf das, was Geschichte und Geographie betrifft oder in das Gebiet der sogenannten Alterthümer einschlägt, der Privat- wie der Staatsalterthümer, Rücksicht genommen und das Betreffende durch eine kurze Erklärung zu erörtern gesucht: wovon die Proben auf jeder Seite zu finden sind. Rühmend müssen wir dabei des Maasses gedenken, welches der Herausgeber sowohl in den Gegenständen seiner Erklärung als in dieser selbst beobachtet hat, indem sie sich auf das, was nothwendig war, beschränkt und jede Abschweifung vermieden hat. Dass auch die Texteskritik da, wo die Lesart abweicht und einen verschiedenen Sinn hervorbringt, nicht ganz übergangen werden konnte, lag in der Natur der Sache, zumal da wir bei Livius noch nicht durchweg die urkundliche Grundlage gewonnen haben, welche die Erklärung sich als eine feste Basis nehmen kann. Der Verf. hat übrigens stets dabei die verschiedenen Herausgeber des Livius so wie dessen Erklärer bis auf die neuesten herab, sorgfältig berücksichtigt, bei der Gestaltung des Textes aber im Ganzen den Drackenborch'schen Text zu Grund gelegt.

Wir wünschen dem Unternehmen raschen Fortgang und diejenige Unterstützung, die es von Seiten des Publikums mit allem Recht verdient.

Historia Abbadidarum praemissis scriptorum Arabum de ea dynastia locis nunc primum editis. Auctore R. P. A. Dozy. Volumen I. Lugd. Bat. apud S. et J. Luchtmanns. 1846. 431. S. 4.

Die Abbadiden haben im 11ten Jahrhundert in Sevilla, in politischer sowohl als in wissenschaftlicher Beziehung, in ihren Verhältnissen zu den übrigen maurischen Fürsten in Spanien und zu den Murabitin (Almoraviden) in Afrika, wie zu den christlichen Mächten der Halbinsel, eine so grosse Rolle gespielt, dass ihre Geschichte wohl verdient näher gekannt zu werden, als sie es noch wird die neuesten in Deutschland erschienenen allgemeinen Spanischen Geschichtswerken wird. Auch hier ist noch immer fast Alles was auf die innern Zustände der Mauren sich bezieht nur aus dem eben so unkritischen als unvollständigen Werke Conde's geschöpft, und überhaupt konnte in diesen Geschichtswerke nicht zu weit ins Einzelne der zahlreichen Fürstenhäuser eingegangen werden, welche unter sich das Reich der Omeijaden theilten. Der Verfasser des vorliegenden Werks, ein gründlicher Kenner des Arabischen, wollte übrigens nicht blos für Historiker sonder auch für Orientalisten schreiben, er begann daher seine Arbeit mit der Herausgabe aller auf die Geschichte der Abbaditen sich beziehenden noch nicht edirten Werke oder Fragmente arabischer Autoren, die er mit einer lateinischen Uebersetzung und erläuternden Noten begleitete. Er wollte zuerst dem gelehrten Publikum alle ihm zugänglichen Quellen vorlegen, von denen ein Theil erst im zweiten Bande Platz finden wird, und hernach zur selbständigen Bearbeitung des mitgetheilten Stoffes übergehen.

Den Inhalt des ersten Bandes bilden:

1. Drei Abschnitte über Abul Kasim Mohammed, Almutamid und Arradhi aus den Werken Almatmah und Alkalaid des Ibn Chakan, denen eine Abhandlung über das Leben Ibn Chakans vorausgeschickt wird.

Ibn Chakan, dessen Leben schon von Slane aus Ibn Khallian bekannt gemacht und über den auch Weyers im ersten Bande der „Orientalia“ und in seinem „specimen criticum exhibens locos Ibn Khacanis de Ibn Zeiduno“ nähere Auskunft ertheilt, hiess Alfath Abu Naser Ibn Mohammed Ibn Obeid Allah Ibn Chakan aus dem Stamme Keis. Er war in Sevilla geboren und ward in Marrokko im Jahre 529 der Hidjrah (Okt. — Nov. 1144) ermordet. Er hat mehrere Werke hinterlassen, welche Biographien Spanischer Veziere, Richter, Gelehrten, Dichter und anderer berühmten Männer enthalten. Das Werk aus welchem Hr. Dozy hier einen Abschnitt, nach einer Handschrift der Petersburger Bibliothek, über Abul Kasim Mohammed mittheilt, hat den Titel „Matmahu Alanfusi wamasrahu Attaannusi fi mulahi Ahli-l-Andalus. (Der Sehnsuchtspunkt der Seelen und der Weideplatz der Vertraulichkeit in Ergötzlichkeiten der Bewohner Andalusiens.) Die beiden folgenden Abschnitte, über Almutamid und Arradhi, sind aus dem Werke „Kalaïdu-l-Ikjan wamahasinu-l-Aajan“ (die goldnen Halsbänder und die Tugenden der Grossen). Diese Stellen haben für Orientalisten einen hohen Werth, denn Ibn Chakan ist besonders als Stylist ausgezeichnet und seine gereimte Prosa hat für den Kenner der arabischen Sprache einen wahrhaft magischen Reiz, den sie aber natürlich in einer lateinischen Uebersetzung verliert. Für die Bereicherung der Geschichte scheint, nach den hier vorliegenden Fragmenten zu urtheilen, aus den Biographien Ibn Chakans wenig erwartet werden zu dürfen. Mit aller Sprachkenntniss ausgerüstet ist man indessen, wegen der vielen historischen Beziehungen, wegen häufiger Wortspiele und mancher allzukühner Bilder auch nicht im Stande den Urtext so leicht zu lesen oder so sicher zu verstehen, wie irgend einen sonstigen historischen Autor. Fast jeder Satz bedarf eines Commentars, den übrigens der gelehrte Herausgeber auf die befriedigendste Weise gibt. Wir wollen diess nur an einem Beispiele zeigen, wo von dem Zuge des Mutadhid gegen Malaga die Rede ist, da heisst es: „Direxit itaque Malagam versus sagittam et cuspidem et reduxit ad hoc oppidum oculum suum digitosque et firmiter sibi proposuit ut illud penetraret ut penetravit Sapor ad Alhadhrum et certum propositum cupit illo potiendi ut Prophetae (cui Deus benedicat!) certum erat propositum potiundi arce hadharidarum. Misit itaque ad illud suum exercitum, cujus agmina se comprimebant, cujusque undae inter se collidebantur. Huic praepositus erat gladius ejus strictus, et mors quae a sua parte apud alios diversari solebat, filius nempe al Motamidus, venenum hostium occisor leonis etc.“ Zu den Worten „reduxit ad hoc oppidum oculum suum digitosque“ bemerkt Hr. Dozy; „nisi fallor, sensus est: studiose observabat quid in urbe ageretur et saepius ad ejus incolas militesve epistolas misit.“ Diess wäre aber, nachdem es vorher heisst: er richtete seine Lanzen und Pfeile gegen sie, sehr matt. Ref. zieht die andere Leseart tirfahu wainanahu (equum et frenum suum) vor und glaubt nicht dass daraus gefolgert werden müsse, dass Mutadhid selbst in Malaga war, eben so wenig als unter sahmahu und sinanahu seine Lanze und seine Pfeile verstanden werden. Vielleicht könnte man auch tarafahu lesen und unter inanahu nicht wörtlich den Zaum seines Pferdes, sondern, wie dies häufig vorkömmt, bild-

lich die Richtung seines Sinnes verstehen. Zu dem Worte Nadharidarum bemerkt H. Dozy: Annadhari hic in homaeoteleuto est pro Annadharij, nomine relativo... Designat autem hominemex Benu Alnadhir (tribu Judaica) oriundum. Spectat autor hoc loco bellum quod propheta, quarto fugaeanno, mense Rebii primi, contra hanc gessit tribum etc." Ref. glaubt aber dass schon der Reim mit hadhr erfordert dass man nicht Alnadhar, sondern Alnadhr lesen müsse und dass hier nicht von dem jüdischen Stamme Alnadhir, sondern von dem Mekkaner Nadhr Ibn Harith die Rede ist, den Mohammed nach der Schlacht von Bedr hinrichten liess, weil er ihn und den Koran fortwährend verspottete (S. des Ref. Leben Mohammed's S. 110. 114 u. 415.) Die wörtliche Uebersetzung des Textes, den Herr Dozy ein wenig umschrieben hat, ist: „und er fasste einen festen Entschluss gegen sie, wie der Gesandte Gottes gegen Alnadhr" d. h. den Bewohnern der Stadt sollte, im Falle des Wiederstandes, das gleiche Loos bereitet werden, das dem Ungläubigen Alnadhr vom Propheten bereitet ward.

2. Drei Abschnitte über Abul Kasim Mohammed, Mutadhid, und Mutamid aus dem Werke Alddahirah fi mahasini Ahli-l-Djasirah (die Vorrathskammer der Vorzüge der Bewohner der Halbinsel) von Ibn Bassam, nebst einer Abhandlung über dessen Leben und Werke.

Abu-l-hasan Ali Ibn Bassam ist in Santarem in Lusitanien geboren. Das Jahr seiner Geburt ist unbestimmt, man weiss aber dass er im Jahre 477 d. h. (1084—1085.) in Lisbonne lebte und im Jahre 494 zum erstenmale nach Cordova kam, und dass im Jahre 503 sein Werk noch nicht vollendet war. Ueber sein Todesjahr hat H. Dozy keine Nachricht gefunden. H. Pascual de Gayangos (hist. of the Moham. dynast. in Spain I. 370.) setzt seinen Tod in das Jahr 542, ohne jedoch die Quelle anzugeben aus der er diese Angabe geschöpfe. Das genannte Werk Ibn Bassams zerfällt in vier Theile, deren erster die Biographie der berühmten Schriftsteller des 5. Jahrhunderts enthält, welche in Cordova und deren Umgebung lebten. Der zweite Theil, welcher sich zu Oxford findet, handelt von den Gelehrten des westlichen Spaniens und Lusitaniens. Der dritte Theil, welchen erst H. Dozy in Gotha entdeckt hat, weil man ihn, wegen des falschen Titels auf dem ersten Blatte, für ein Fragment aus der Geschichte Makkaris hielt, umfasst die Literaturgeschichte des östlichen Spaniens. Der vierte Theil den man wie den ersten noch nicht in Europa besitzt, scheint das Leben der Gelehrten des nördlichen Spaniens zu enthalten. Ueber die S. 338. von H. Dozy unerörtert gelassenen Punkte verweisst Ref. in Betreff des Schlachttags von Kudeid, auf seine Chalifengeschichte I. S. 693 und 694., in Betreff Sinans aber, auf dasselbe Werk S. 600., indem er, nach Untersuchung sämmtlicher ihm zugänglicher Quellen über Merwan, keinen Augenblick zweifelt, dass statt Sinan, Scheiban gelesen werden muss, eine in arabischer Schrift leicht zu erklärende Verwechslung.

3. Ein ganz kurzer Auszug aus dem Werke „Assilat fi tarichi aïmmati-l-Andalus (die Gabe über die Geschichte der Andalusischen Jmame) von Ibn Baschkuwal über Mohammed Ibn Ismail Ibn Mohammed Ibn Abbad. Das Leben dieses Autors, welcher Abul Kasim Chalaf Ibn Abd Allah hiess, ist schon aus Ibn Challikan bekannt. Das hier angeführte Werk, welches sich handschriftlich im Eskurial und in der Bibliothek der Asiatischen Ge-

sellschaft zu Paris befindet und ein Supplement zu Ibn Alfaradjs Literargeschichte bilden soll, vollendete er im Jahre 534. d. h. (1140 n. Chr.)

4. Auszüge aus dem Werke Charidatu-l-Casr wagharidatu ahli-l-Assr von Imad Addin über Almutamid, Arrhadhi und Arraschid.

Auch von diesem Autor ist schon eine Lebensbeschreibung aus Ibn Challikan bekannt, weshalb H. Dozy nur einige Bemerkungen über die vorhandenen Codices des genannten Werks vorausschickt. Er glaubt versichern zu können dass der Londoner Codex, von welchem Ewald in der Zeitschr. für Kunde des Morgenlandes (II. 200.) spricht, eine Abschrift der Nr. 1375. der arabischen Handschriften der königl. Bibliothek zu Paris ist. Imad Eddin gehört auch noch, wie Ibn Bassam, zu denjenigen Schriftstellern, denen es mehr auf eine künstliche Form als auf die Sache selbst ankömmt, beide sind indessen schon darum von unschätzbarem Werthe, weil sie aus verloren gegangenen Quellen geschöpft, welche namentlich viele Gedichte enthalten, die entweder die Abbaditen selbst verfasst oder doch veranlasst hatten und über manche Begebenheit ihres Lebens Licht werfen. Die aus den erschienenen Fragmenten gewonnenen historischen Resultate werden wir, wie der Herr Verf. selbst, erst bei Vollendung des Werks besprechen, die hoffentlich in keine allzuferne Zukunft verschoben wird. Wir gestehen aber jetzt schon gerne, dass die Abhandlungen und gelehrten Anmerkungen des Herrn Dozy gewiss für unsre Kenntniss der maurischen Literaturgeschichte nicht von geringerer Bedeutung sind, als die von ihm mit der grössten Sorgfalt herausgegebenen Texte für die politische Geschichte der Abbadiden.

Weil.

Historisch-archäologische Abhandlung über unteritalisch-keltische Gefässe in der Vasen-Sammlung des Bernischen Museums, ein Beitrag zur Kunde der keltischen Ornamentik und Symbolik, mit antiquarisch-topographischen Notizen über den Kanton Bern und drei lithographirten Tafeln — von Albert Jahn des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande ordentlichem Mitgliede etc. Bern. Druck und Verlag von C. A. Jenni. Vater, 1846. — X und 38 Seiten in 4.

„Wer nicht für mich ist, der ist wider mich." — Es ist jetzt, bei dem allgemeinen regen und immer reger werdenden Leben der Menschen, bei diesen Verbindungen, Gesellschaften, Vereinen und Festfeiern, eine Zeit der Partheiung, wie in der Religion und Politik, so auch selbst in der Wissenschaft. Wir haben in Sonderheit unsere Kelten-Freunde, welche nur die Kelten kennen, die Kelten verehren, die Kelten suchen und die Kelten überall finden. Und zu diesen scheint auch Herr Albert Jahn zu gehören.

Unter den Etruskischen und Italisch-Griechischen Gefässen in der Vasen-Sammlung des Bern'schen Museums nämlich, welche in Unter-Italien selbst, meist in der Gegend von Nola, gefunden worden sind, befinden sich zwölf Stücke, vorzüglich eines, welche sich durch Stoff, Farbe und Ornamente, zum Theil auch durch Form, von den übrigen auffallend unterscheiden. Denn diese

Gefässe sind einerseits alle aus einer Erde gefertigt, welche gebrannt eine Farbe angenommen hat, welche — ganz abweichend von dem glänzend dunkeln Schwarzen oder von dem Hellgrauen der übrigen Stücke, keinen oder nur matten Glanz zeigt und ihren Grundton, das Dunkelgraue, bald in das Schwärzliche, bald in das Bräunliche, theilweise so gar in das Röthliche spielen lässt. Andrerseits haben diese Gefässe, besonders jenes Eine, gewisse eingedrückte oder erhabene Ornamente. 1) Jenes eine Gefäss nämlich weiset an der untern Bauchung vier Mal, ja ein Mal zwischen beiden Henkeln und wiederum unter jedem derselben, drei in Form eines gleichseitigen Dreieckes zusammen stehende concentrische Doppelkreise auf, die mitunter einen dritten, mehr oder minder deutlich eingedrückten Kreis in sich schliessen. Eben so bilden acht solcher Doppelkreise mit einem minder oder mehr vollständig eingedrückten dritten Kreise in seiner Mitte, zusammen unten auf dem Boden des Gefässes einen Kreis. Dazu hat dieses Gefäss Verzierungen durch Linien, und zwar a) zur Seite jedes Henkels fünf parallele schräge Linien, welche sich gegen einander, nämlich rechts von der Linken zur Rechten und links von der Rechten zur Linken, senken; und b) je zwischen den Henkeln und diesen Linien an der obern Bauchung je drei Parallel-Linien, welche schief drei Mal auf und drei Mal ab ziehen, also ein ganz einfaches Zickzack darstellen. — 2) Bei den übrigen Gefässen sind a) an dem einen drei Mal zwischen beiden Henkeln je fünf lange schmale Vertiefungen eingedrückt; b) andre haben Reihen punctirter Linien und zwar zweifache, oder dreifache, oder je zweifache neben einander, um den Bauch; c) bei einem andern ist die Randfläche mit solchen parallel schief von der Linken zur Rechten aufwärts laufenden Linien verziert; d) bei zwei andern kreuzen sich punctirte Linien an dem Boden im rechten Winkel; und e) bei noch einem andern kreuzen sich zwei punctirte Linien schräg.

Von diesen Verzierungen nun, zunächst an dem einen Gefässe und dann an den übrigen Gefässen, geht Herr Jahn aus zu beweisen, dass sie um derselben willen keltisch seyen. Er sagt: „Unsre Aufgabe ist es zu beweisen, „dass jenes Kreisornament, einfach angebracht oder zu zwei und mehrere grup-„pirt und mehr oder weniger ausgebildet, ein ächt keltisches sey, woraus dann „von selbst sich der Schluss ergeben wird, dass sämmtliche antike Monumente „und Anticaglien, auf welchen es vorkommt, als rein und altkeltisch, und end-„lich, wo das örtliche Vorkommen dafür spricht, als keltisch-germanisch, oder „keltisch-etruskisch gelten müssen." Und seine Beweisführung besteht darin, dass er zuerst eine ganze Reihe, von ihm für unbezweifelt und autentisch keltisch erklärten Gegenstände: Steinmonumente, Münzen, Waffen, Schmucksachen und Geräthe (d. h. Gefässe), aufzählt, welche jene Verzierungen alle haben, dass er darauf eben so eine ganze Menge solcher Gegenstände aufführt, die eben so ächt keltisch seyen, deren ächt keltischer Ursprung allein nur aus „falsch verstandenem Germanismus", aus einer gewissen „Germanomanie", bezweifelt und verkannt werde, wie namentlich Gegenstände aus den Grabhügeln und Gräbern bei Wiesbaden, Sinsheim und Nordendorf, Gegenstände, die auch alle jene ächt keltischen Verzierungen hätten, — und dass er endlich den Schluss macht: da nun diese Kreise und andere Verzierungen auch auf den etruskischen Vasen in Bern seyen, so müssten diese unwidersprechlich keltisch seyn. Nachdem aber Herr Jahn diesen seinen Beweis gegeben, erhalten wir eine Erör-

terung über die Bedeutung jener Verzierungen, zumal der Kreise, als eines Lieblings-Ornamentes der Kelten. Diese Bedeutung sey nämlich bei den von den Kelten überall angebrachten Kreisen oder Disken keine andere, als eine solarisch-symbolische, zugleich aber auch religiös-nationale, so zwar, dass dieselben sämmtliche Gegenstände, auf welchen sie vorkommen, als Fabricat oder Eigenthum des Kelten, des Sonnendieners, bezeichnen sollten. Herr Jahn erinnert zugleich an den Pfeil, die Sonnen und Halbmonde, das Rad und Ross, an einen eingezirkelten Kreis mit einem Relief-Centrum in der Gegend der Stirn eines Kopfes auf einem Röm. Thonscherbchen etc. und erinnert eben hiermit, ohne dass er es will, auch uns daran, dass von allen diesen Dingen, die man als die eigentlich wesentlich keltischen Kennzeichen, als „National-Symbole" der Kelten gewöhnlich ausgibt, auf seinen Gefässen durchaus nichts zu schauen ist. Ueber jene Gegenstände selbst aber sagt er: „unsre Ansicht geht dahin, dass das Rad ein Symbol der Sonne ist, so zwar, dass, während der Kreis oder Discus dieselbe als Körper darstellt, das Rad ihre zeitbringende Rotation versinnlichen soll, während das Pferd, wenn mit ihm das Rad als Attribut, in Abwechslung mit dem Discus, verbunden erscheint, ihren schnellen Lauf andeutet." Die zwei von Regierungs-Director Dr. von Raiser in seiner Schrift: „Antiquarische Reise von Augusta nach Viaca" Tab. II fig. 2a und 2b abgebildeten und in dem Jahre 1824. zwischen Ehingen und Ortelfingen gefundenen Sicheln erklärt Herr Jahn für nichts Anderes, als Exemplare der bekannten druidischen Opfersicheln. Und zuletzt, nachdem Herr Jahn, wie er sagt, wirklich den keltischen Ursprung sämmtlicher von ihm zum Eingange als keltisch bezeichneten Gefässe ausser Zweifel gesetzt und dadurch das Vorkommen keltischer Töpferfabrikate in Unteritalien als einen, so viel ihm bekannt, neuen Satz zugleich aufgestellt und bewiesen hat, stellt er sich noch die Frage: „Sind nun aber jene unsre keltischen Fabricate von übergesiedelten Kelten in Unteritalien selbst verfertigt, oder sind sie von solchen oder von Italiener aus keltischen Landen mitgebracht oder bezogen und letzlich in die unterirdischen Wohnungen (in die Etruskischen Gräber) mitgenommen worden." — Und seine Antwort ist: „Die im Ganzen von der Italischen Gefässbildung (etruskische, italisch-grie„chische und römische zusammengenommen) wenig abweichende Form der „fraglichen Stücke heisst uns das Erstere glauben: sie sind alle unteritalisch „durch ihre Heimath, durch ihren Ursprung keltisch-etruskisch. Das Vorkom„men ansässiger Kelto-Etrusker in Unteritalien, und zwar in Campanien, er„klärt sich aber durch das Mittelglied des campanischen Etruriens, wohin die „in Oberitalien mit Etruskern verschmolzenen cisalpinischen Kelten leicht ge„langen konnten." Ja, Herr Jahn meint, dass am Ende die Etrusker (Tusker, Tyrrhener) selbst nichts Anderes, als eine aus dem alt-keltischen Rhätien in der Urzeit eingewanderte Kolonie gewesen seyn möchten.

Wir lassen dieses dahin gestellt seyn. Wir selbst können in jenen allereinfachsten Kreisen und Linien der besprochenen Gefässe durchaus nichts Anderes erkennen, als die allernatürlichsten und allergewöhnlichsten Verzierungen, wie sie auf Gefässen in aller Welt vorkommen. Wie manche Alterthümer: Steinmonumente, Münzen, Waffen, Schmucksachen und Gefässe, hätte Herrn Jahn nicht auch noch anführen können, auf denen jene Verzierungen gleichfalls erscheinen! Wir wollen hier nur vier Hauptwerke über Alterthümer der

verschiedensten Völker und Zeiten nennen, nämlich das Friderico — Francisceum von G. C. Friedrich Lisch, die Necrolivonica von Dr. Friedrich Kruse, die heidnischen Alterthümer der Gegend von Uelzen von G. C. Carl von Estorff und das allerneueste Werk, T. v. Wolanski's Briefe über Slavische Alterthümer. — Und wir wollen uns auch keines Weges nur auf diese Verzierungen an diesen Gefässen beschränken. Auch Sonne, Halbmond und Sterne, Pfeil, Rad und Ross, selbst der dreifache Kreis als Auge in der Mitte der Stirn wie erscheinen sie nicht eben so wohl unter den Normännern und Slawen, als unter den Kelten! — Wie werden namentlich so viele Bracteaten mit diesen Ornamenten von den Einen den Normännern und Slawen selbst zugeeignet — während die Andern darauf schwören, dass sie keltisch seyen! Wer vermag noch zur Zeit schiedsrichterlich hier überall zu sondern und zu entscheiden! Auf keinen Fall sind wir durch Herrn Jahn's so absprechendes Urtheil nur um eine Linie weiter geführt. Höchst auffallend ist es zumal auch, dass er die zwei genannten Sicheln so schnelle zu druidischen Opfersicheln machen will. Ist ihm denn nicht bekannt, wie häufig die alten kupfernen und bronzenen Sicheln in dem südöstlichen Deutschland, in Baiern, Oestreich und Böhmen zumal, vorkommen? Sie waren gewiss nur, was selbst auch Dr. Mathias Kalina von Jäthenstein dagegen sagt, zu ökonomischem Gebrauche bestimmt! Allein bei Freistadt in Oberöstreich hat man mehr als fünfzig solcher fertigen und halbfertigen bronzenen Sicheln und bei denselben selbst noch einen Klumpen von roher Bronze gefunden, und hinter dem Dorfe Grötzschen bei Hohenmölsen wurden nicht minder in dem Jahre 1824. bei Ausrottung eines Waldes auch 50 kupferne Sicheln ausgegraben.

K. Wilhelmi.

Bibliotheca Graeca virorum doctorum opera recognita et commentariis instructa, curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. Vol. VI. P. II. oder Thucydidis de bello Peloponnesiaco Libri octo. Ad optimorum librorum fidem editos explanavit Ernestus Fridericus Poppo Vol. II. Lib. III. et IV. Gothae. Sumptibus Fridericae Hennings. MDCCCXLVI. (in zwei Sectionen, von welchen die erste Buch III. auf 195 S., die zweite Buch VI. auf 220 S. in gr. 8. enthält).

Diese Fortsetzung, erwünscht nach den drei Jahren, welche seit dem Erscheinen der beiden ersten Bücher oder Pars I. verflossen sind, schliesst sich durchaus an die dort befolgte Einrichtung an, über welche in diesen Blättern (Jahrb. 1843 p. 959 sq.) berichtet worden, und lässt uns nun eine schleunigere Vollendung des Ganzen hoffen, welches gewiss als ein zweckmässiges, und dem Plane dieser Bibliotheca Graeca durchaus entsprechendes Unternehmen anzusehen ist; wobei wir wiederholt bemerken, dass der Herausgeber auch das Neueste, was für Thucydides geschehen, hier nicht unbeachtet gelassen hat, wie schon die Addenda zeigen können, welche durch das Erscheinen der Krüger'schen Grammatik — die Hand und Schulausgabe desselben Gelehrten von Thucydides konnte vom Herausgeber wohl noch nicht berücksichtigt werden — und des zweiten Bandes der neuern Blomfield'schen Ausgabe des Thucydides veranlasst worden sind und aus beiden Büchern eine beachtenswerthe Nachlese bringen. Die Empfehlung aber, die wir

dieser Fortsetzung mit allem Recht zu ertheilen haben, dehnen wir aber auch noch zwei andere Fortsetzungen derselben Bibliotheca Graeca aus, auf frühere Anzeigen in diesen Blättern verweisend:

Sophoclis Tragoediae. Recensuit et Explanavit Eduardus Wunderus, Vol. II. Sect. I. continens Electram. Editio secunda. Gothae MDCCCXLIV etc. 106 S. in gr. 8.

Text und Anmerkungen sind einer neuen Revision unterworfen worden: besondere Beachtung verdienen die Anmerkungen, in welchen äusserst zweckmässig nicht bloss für das Verständniss des Textes gesorgt ist, sondern auch Alles, in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht Bemerkenswerthe erörtert wird, während für das Metrische ein eigener Anhang dient, welcher eine Uebersicht der von Sophocles in diesem Stück angewendeten Metra giebt. So werden geübtere Schüler, wie selbst minder Geübte, oder andere gebildete Freunde des griechischen Drama, welche dieses Stück des Sophocles in der Ursprache lesen und verstehen lernen wollen, diese Bearbeitung mit vielem Nutzen gebrauchen können, und ihnen wollen wir auch vorzugsweise diese Ausgabe empfohlen wissen.

Xenophontis Opera recensita et commentariis instructa. Vol. II. Sect. II. continens Xenophontis Agesilaum. Ed. Ludovicus Breitenbach. Gothae MDCCCXLVI. etc. XIV. *und 112 S. in gr. 8.*

In Anlage und Einrichtung schliesst sich diese Bearbeitung einer der kleineren Schriften Xenophons an die übrigen Theile dieser Sammlung an: überdem hat der Herausgeber eine Einleitung in drei Abschnitten vorausgeschickt, in welcher über die Anlage des Ganzen und dessen Tendenz (De consilio et dispositione libri), dann über Sprache und Darstellung (De dicendi genere), und über Handschriften und Ausgaben das Nöthige klar und in bündiger Kürze bemerkt wird. Im zweiten Abschnitt kommt auch die aus sprachlichen Gründen angefochtene, vom Verfasser aber mit besonderm Hinblick auf den enkomiastischen und rhetorischen, keineswegs aber historischen Charakter der Schrift, so wie auf das Verhältniss zu Xenophons übrigen Schriften und die dort herrschende Diction vertheidigte Aechtheit der Schrift zur Sprache, indem der Verf. gleichfalls in derselben ein ächtes, von Xenophon verfasstes, wenn auch nicht von ihm selbst bei Lebzeiten, sondern erst nach seinem Tode ins Publikum gebrachtes Produkt erkennt. Und hierin wird man ihm, wie seinen Vorgängern Sauppe und Heiland (dessen Bearbeitung des Agesilaus so eben mit einem neuen Titel des Jahrs 1847 als Editio nova uns zukommt) durchaus Recht geben müssen. An diese beiden Vorgänger, so wie, was die Behandlung des Textes betrifft, an L. Dindorf schliesst sich zunächst diese Ausgabe obwohl mit einer Selbstständigkeit an, die selbst in der Gestaltung des Textes hervortritt, während diess in den Anmerkungen, die gleichmässig über Alles sich verbreiten, was zum allseitigen Verständniss der Schrift gehört, noch mehr der Fall ist. Genaue Kenntniss alles dessen, was für den Agesilaus bis jetzt in Absicht auf Kritik wie auf Exegese geschehen, wird man nirgends vermissen, aus Allem diesem aber das, was dem Zweck und dem Plan dieser Bearbeitung entspricht, passend ausgewählt, und mit eigenen Zusätzen vermehrt finden.

Nr. 51. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens. Par M. le comte Albert de Circourt. Tom. 1ier 447. p. Tom. II. 484. p. Tom. III. 370. p. Paris. chez G. A. Dentu, imprimeur libraire. 1846. 8.

Wir empfehlen dieses Buch den Lesern der Jahrbücher nicht blos als eins der gründlichsten über die spanisch-maurische Geschichte der Zeit des spätern Mittelalters, sondern auch als die beste durch Thatsachen und aus Urkunden nicht durch Declamiren und Schimpfen unterstützte Beweisführung, dass Fanatismus, Aberglauben und Pfaffenherrschaft in ihren Folgen viel verderblicher sind, als Indifferenz, Unglauben und rohe Gewaltherrschaft. Die Letzteren können nicht lange dauern, weil offene Herrschaft der Frevler alle Menschen empört, die unter religiösen Vorwänden ausgeübte Tyranney und Grausamkeit aber auch die Besten durch vorgebliche heilige Zwecke täuscht. Ref. kann übrigens dem gelehrten Verfasser nur seine Aufmerksamkeit beweisen und ihm sein Bedauren darüber zu erkennen geben, dass weder seine Zeit, noch die Einrichtung dieser Jahrbücher ihm erlauben, ihm Schritt für Schritt zu folgen und im Einzelnen nachzuweisen, wie und wodurch er die Wissenschaft der Geschichte bereichert hat.

Ueber die Eroberung Spaniens durch die Araber und über die Zeit des Omaijadischen Reichs zu Cordova bis zum Tode des letzten Chalifen dieser Dynastie, des Hescham-al-Motäd-Billah, der um 1035 die Regierung freiwillig niederlegte, hat sich der Verfasser im ersten Capitel des ersten Theils auf 84 Seiten sehr kurz gefasst. Im 2. Capitel ist von den christlichen Reichen die Rede, und über die Zeit von 1035 — 1065 war freilich nicht viel Neues zu sagen. Wir übergehen daher dieses Capitel ganz, da Ferreras über die darin behandelten Geschichten nur gar zu ausführlich ist. Das dritte Capitel enthält die romantischen Geschichten von der Eroberung von Toledo, wo der Verfasser die bekannten Geschichten von Alfons Abentheuern und von seiner Flucht zu Almamum-ben-Dylnun, Emir von Toledo, gegen die kritischen Historiker in Schutz nimmt. Er sagt in dieser Beziehung S. 96. Cette fuite (de Don Alonso VI.) et les événemens, qui la suivirent sont racontés dans

les chroniques Espagnoles d'une manière romanesque, et la critique les relègue aujourd'hui au rang des fables, cependant on n'y trouve rien d'invraisemblable. Maitres de leur sujet les chroniquers n'auraient pas inventés gratuitement des circonstances, qui font peut d'honneur à don Alonson, il est donc naturel de suivre la legende. Ob diese Gründe ausreichen, lässt Ref. unentschieden. In den folgenden, bekanntlich sehr verwickelten und schwer zu behaltenden Geschichten der Kriege der christlichen und mahomedanischen Fürsten der Halbinsel ist es grosser Gewinn für die Geschichte, dass der Verf. in der Angabe der Namen und Beinamen der mohamedanischen Fürsten und in der Etymologie derselben ängstlich genau ist, statt dass seine Landsleute bisher gewohnt waren, fremde Namen auf jede Weise zu verunstalten. Was die Chronologie angeht, so hat er S. 353—364 die Namen aller christlichen und mohamedanischen Herrscher, deren in seiner Geschichte erwähnt wird, chronologisch geordnet und jedem einzelnen Regenten das Jahr beigefügt, in welchem seine Regierung endigte, so dass man die eilf Seiten geprüfter Angaben bequem benutzen kann. Man hat also einen Faden im Labyrinth der Abweichungen der Geschichtschreiber. In der 2ten der dem ersten Bande angehängten Noten sind S. 362—364 alle Worte aufgezählt, die aus der arabischen Sprache in die spanische übergegangen sind. Der Verf. stützt sich dabei auf einen gelehrten Orientalisten. Er sagt: Les etymologies m'ont toutes été fournies par le savant orientaliste Louis Dubeux.

Die Erweiterung der Grenzen Arragoniens und die Befestigung der Herrschaft der Almohaden in Spanien hat der Verfasser mit Recht verbunden; da sich beides an die Vernichtung des Emirats von Murcia und Valencia knüpft. Er erzählt S. 41 „Yousef-Abu-Jacub", Sultan der Almohaden, wandte, sobald er vor Unruhen von Seiten der Almoraviden in Afrika einigermassen sicher war, seine Aufmerksamkeit auf Spanien. Der erste, den er dort angriff, war Mohammed Aben Mardenis (Emir von Valencia und Murcia). Während Yousef das Königreich Murcia besetzte, erschien der König von Arragonien mit einem Heere und forderte den rückständigen Tribut mehrerer Jahre mit den Waffen in der Hand. Er besetzte, um ein Unterpfand in Händen zu haben, die festen Plätze des Ebro-Thals. Dies gab die Veranlassung zu dem auf Mohammeds Anstiften erfolgten Aufstande der modejarischen Mauren der Gebirge von Tarragona und Tortosa. Dieser Aufstand hielt indessen den König von Arragonien nicht ab, das Gebiet zu besetzen, welches er zu erwerben suchte, das heisst alle Thäler des Flussgebiets des Ebro. Als sich Mohammed

Abu Mardenis von zwei Seiten her bedrängt und von seinem Lehnsherrn, dem Könige von Kastilien, verlassen sah, überliess er Valencia den Almohaden und begab sich auf die Balearischen Inseln. Ehe jedoch Mohamed Abu Mardenis den Kampf aufgab, bewies er den Christen, wie viel bedeutendere Vortheile sie aus ihrem Verkehr mit den Mauren hätten ziehen können, als sie daraus zogen, wenn sie sich freundlicher gegen sie benommen hätten. Er überliess nämlich einem arragonischen Ritter, der ihm gute Dienste geleistet hatte, dem Don Pedro Ruiz d'Azagra, die befestigte Stadt Albaracin und ihr Gebiet als Eigenthum. (Wir wollen hier die Note des Verf. beifügen, weil man daraus sehen wird, wie bedeutend diese Abtretung für die ganze spanische Geschichte ist). Der Verf. sagt: Albaracin liegt gerade im Mittelpunkte der grossen Bergkette, welche Spanien von Nordwesten nach Südwesten durchschneidet und gleichsam den Rückgrad des Reichs bildet. Drei Flüsse und ein starker Bach entspringen fast am Fusse der Festung, der Tajo, der Jucar, der Guadalaviar und der Xiloca, der bei Saragossa in den Ebro fällt. Es liegt also nicht blos Albaracin selbst an einem unzugänglichen Platze, sondern es beherrscht auch alle vier Thäler, durch welche man ins Königreich Castilien, nach Murcia, Valencia und Arragonien gelangt. Alles, was jetzt zum Königreich Arragonien und zum Fürstenthum Catalonien gehört, war von der Zeit an für die Christen gewonnen. Die Grenze folgte dort der Linie der Berge; Alcanniz und Castavjea waren Bollwerke der Christen, Morella Bollwerk der Mauren. Albaracin und Teruel waren vorgeschobene Posten, welche Valencia bedrohten.

Das neunte Capitel handelt von der Eroberung der Balearischen Inseln durch Jakob den Eroberer von Arragonien; das zehnte von Ferdinand's des Heiligen und Jakob des Eroberers gemeinschaftlichen Zügen, also von Eroberung des Königreichs Valencia und von Cordova. Das folgende Capitel setzt die Eroberungsgeschichten fort bis zur Einnahme von Sevilla, enthält also die Geschichte der Jahre 1238—1248.

Die Kriegs- und Raubgeschichten findet man freilich auch in andern Büchern sehr ausführlich, und wenn man sie nicht weiss, ist nicht viel daran verloren; allein der Verf. hat aus handschriftlichen Nachrichten, oder aus spanischen, weniger bekannten Büchern sehr wichtige und anziehende Nachrichten über die innern Verhältnisse, über Steuern, Vertheilungen des Landes und Verordnungen beigebracht. Dahin rechnen wir, was der Verfasser über die Verfügungen der beiden christlichen Könige, Alfons des Weisen und Jacob des Eroberers berichtet, als diese beiden 1266 zusammen Murcia eroberten. Die Stadt fiel erst dem Ar-

ragonischen Könige zu, ward aber hernach von diesem seinem Schwiegersohn Alfons überlassen. Bei der Gelegenheit berichtet der Verf. S. 225—226. König Jakob forderte trotz der eingegangenen Verpflichtungen eine Brandschatzung, jagte dann gegen sein gegebenes Wort alle bewaffneten Mauren aus der Stadt, ohne ihnen mehr als einen einzigen Tag Aufschub zu gönnen, vertheilte endlich auch gegen sein gegebenes Wort die Hälfte der Häuser unter seine Ritter und beschränkte die Mauren auf das Quartier Arrejaca. Er glaubte gleichwohl nicht im Stande zu seyn, seine Eroberung mit den Waffen zu behaupten und überliess sie daher seinem Schwiegersohn; nur 5 Districte des Landes Murcia behielt er für sich: Elda, Elche, Alicante, Guardamar, Orihuela. Alfons, meint der Verfasser, sey vielleicht froh gewesen, dass Jakob verfahren sey, wie er verfuhr, denn das sey vielleicht nöthig gewesen, er selbst (Alfons) würde es aber, ohne den Ruf seiner Treue im Worthalten in Gefahr zu bringen, nicht haben thun können. Alfons behielt also die arragonischen und catalonischen Ritter, denen Jakob Häuser gegeben hatte, bei sich, und entschädigte grossmüthiger Weise die Mauren auf seine Unkosten für ihren Verlust. Ein königlicher Befehl vom 5. Juni 1266 gebot dem neuen Könige Mohammed-Abu-Abdilehi, alle Häuser, die im christlichen Quartier lägen, von seinen Leuten räumen zu lassen. Diese Verordnung ward erlassen auf den Bericht des Alguazil-Aben-Galeb. Die folgenden seine christlichen Unterthanen angehenden Vorschriften richtet Alfons an seinen clerigo, seinen Almoxarife (Steuereinnehmer) und an die drei Steuervertheiler (partidores). Der Bischof soll dafür sorgen, dass alle Christen die Häuser in der Arrejaca räumen und dass eine hohe Mauer errichtet werde, um jedem Zusammentreffen der Bewohner beider Stadttheile ein Hinderniss in den Weg zu legen, und den Diebstählen und anderem Unfuge ein Ende zu machen, worüber sich die Mauren beschwerten. Alfons selbst gab die Hälfte der ihm zugefallenen Jahresgefälle her, und ordnete an, dass ein Markt ausserhalb der Stadt sollte gehalten werden, damit die Juden und Mauren ihn ohne Furcht vor Kränkung besuchen könnten. Auf der andern Seite wurden alle Moscheen der Kirche überlassen und als 1272 die Vertheilung beendigt war, fanden sich, ausser den Klöstern, zweitausend fünfhundert und drei und dreissig Personen, unter denen dreihundert und drei und dreissig Ritter waren, welche Landeigenthum in Murcia erhalten hatten. Christen und Mohammedaner waren völlig geschieden, und die bis ins Kleinste getriebenen Vorsichtsmassregeln, welche der König traf, um diese Scheidung in allen Punkten durchzuführen, beweisen am besten, wie unglücklich das Schicksal der mode-

jarischen Mauren in solchen Städten war, wo die Mischung der Spanier und Mauren tägliche und stündliche Berührungen unter den Einzelnen herbeiführte. Das Oberhaupt der Mauren, Mohammed Abu Abdilehi, behielt, solange er lebte, den Titel König von Murcia, sein Sohn, Ibrahim Abu Yacub, den die spanischen Chroniken Don Abrahen Abajar nennen, nannte sich nur König der Arrejaca. Von seiner Zeit an kam die Würde an einen Christen, denn das letze Document von ihm ist vom Jahre 1307, schon im Jahre 1308 war die Alcaydia, oder die Statthalterherrschaft des Quartiers der Mauren in den Händen eines Castilianers.

Das vierzehnte Capitel enthält höchst interessante Angaben, über die unglaubliche Wuth und Frechheit, mit welcher Pabst Clemens IX. und die Bischöfe und Geistlichen den König Jakob zur Verfolgung der Mauren gewissermassen zwangen und über die Art, wie diese Verfolgung militärisch ausgeführt wurde. Bei dieser Gelegenheit giebt der Verfasser in einer hinter dem Texte S. 396—403 beigefügten Note eine sehr anziehende und wichtige Belehrung über das Militärwesen überhaupt und über die Landesvertheidigung Arragoniens im Mittelalter insbesondere. Ref. bedauert, dass er nicht das Ganze hier übersetzen kann, weil ihm dies der Raum nicht erlaubt, er will indessen doch den Anfang mittheilen, weil der Name der Almogavaren so oft in der spanischen Geschichte des Mittelalters vorkommt. Der Verf. sagt Not. V. p. 396:

Die Adalids, deren Name im Verlauf dieser Geschichte oft vorkommt, waren Hauptleute leichter Truppen; sie standen dem Range nach den Rittern nahe und ihr Geschäft im Kriege war, dem ritterlichen Heere kundschaftend voraus zu streifen. Die Soldaten, welche unter den Adalids dienten, hiessen Almogavaren. Ueber diese findet man in der Geschichte von Catalonien von Bernardo Desclot einige Angaben, die wir hier mittheilen, weil der angeführte Geschichtschreiber selbst im dreizehnten Jahrhundert lebte. Er sagt:

Die Almogavaren sind Leute, deren Handwerk ist, stets mit den Waffen in der Hand umherzustreifen. Sie leben nicht an bevölkerten Orten, sondern in Gehölzen und Einöden und plagen von dort aus die Mauren unaufhörlich mit Befehdung. Sie streifen zu diesem Zweck bis auf zwei oder drei Tagmärsche im feindlichen Lande, wo sie sich in Hinderhalte legen und Beute machen. Die Gefangenen, die sie bei der Gelegenheit machen, bringen sie auf christliche Märkte, wo sie sie verkaufen, da sie von dem Ertrage ihres Raubes leben müssen. Sie sind im Stande Entbehrungen und Mühseeligkeiten zu ertragen, denen jeder andere Mensch erliegen würde. Es ereignet sich gar oft, dass sie einen

und auch zwei Tage lang sogar das Brod entbehren müssen, ja wenn es seyn muss, leben sie von Gras und Kraut ohne Widerwillen und ohne dass es ihrer Gesundheit schadet. Auf ihren Streifzügen werden sie von den Adalids geleitet, welche die Wege kennen. Die Almogavaren haben Winter und Sommer keine andere Bekleidung, als eine sehr kurze rapilla oder Hemd und enge lederne Hosen. Ihre Waffe ist eine Alfange, d. h. ein dünner und breiter Degen, der an einem Riemen hängt, ferner eine kurze Lanze oder Pike und zwei Wurfspiese. In einer Jagdtasche, die sie über die Schultern werfen, tragen sie Lebensmittel für zwei oder drei Tage, einen Feuerstein und Zündschwamm. Sie sind sehr gute Läufer und fast alle kommen von den Gebirgen von Catalonien und Arragonien. In Castilien sind alle Almogavaren beritten und haben die Almocadens! oder leichten Fussgänger unter sich so dass man dort sagen kann, dass ein Adalid drei Stufen hoch stehe. Wir fügen hinzu, dass diese Art Miliz mit den ruhigen, den christlichen Königen unterworfenen Mauren mitten im Frieden auf dieselbe Weise umgingen, wie mit grausamen Feinden mitten im Kriege. Diess war eine Hauptveranlassung der zweiten Empörung der Mauren von Valencia in den Jahren 1276 u. 77. Darüber berichtet der Verfasser S. 230.

Es gab in jener Zeit, wo im Nothfall Jedermann Soldat war, keine andere Art stehender Truppen, als die Almogavaren. Diese Leute benützten der Sorglosigkeit Jakobs des Eroberers, um ein systematisches Raubwesen einzurichten. Achttausend derselben lagerten in der Nähe von Alicante in der Gebirgskette Xixona und plünderten alle Gegenden, die diesem ihrem Raubsitze nahe lagen, als wenn sie mitten im feindlichen Lande gelagert wären. Wenn sich die Mauren bei König Jakob beschwerten, der sonst immer so gern ins Feld zog, regte er sich gar nicht, sondern begnügte sich damit, den Mauren zu erlauben, die Thäler und die Ebene zu verlassen, und sich in der Nähe der Burgen, die in den höheren Gegenden lagen, anzusiedeln, damit sie von den Besatzungen derselben geschützt würden. Diess hiess mit andern Worten, er bot ihnen an, um der Sclaverey zu entgehen, Hungers zu sterben. Allein die Besatzungen der Burgen waren nicht einmal im Stande, Leib und Leben der Mauren gegen die Almogavaren zu schützen.

Das fünfzehnte Capitel dieses ersten Theils des wichtigen Werkes ist ganz ausschliessend der Gesetzgebung gewidmet, welche das Verhältniss der unterworfenen Mauren (Mores mudejares) zu den Christen und deren Regierung bestimmte. Ehe der Verfasser zu dieser Gesetzgebung übergeht, giebt er die Gründe an, warum am Ende des

dreizehnten Jahrhunderts die spanischen Eroberungskriege aufhörten und warum sie erst nach einer Pause von zweihundert Jahren wieder begännen. Er sagt:

Drei Ursachen veranlassten die Pause in den Kriegen. Es zogen sich zuerst, nachdem Murcia und Algarvien christliche Provinzen geworden waren, die Arragonier und Portugiesen, die mit dem Gebiet der Mauren keine Berührung mehr hatten, vom Nationalkampfe zurück, oder sie nahmen wenigstens nur gelegentlich Antheil daran. Die Castilianer wären indessen, auch allein, der Aufgabe gewachsen gewesen, wenn sie nicht fortdauernd innere und auswärtige Kriege hätten zu führen gehabt. Von der Regierungszeit Alfons des Weisen bis auf die Zeiten der Königin Isabella stand ihnen nur selten in kurzen Zwischenräumen ihre ganze Macht zu Gebot, mehrentheils stellten sie aber keine förmliche Armeen, sondern nur Streifschaaren ins Feld, und in der Art Krieg zu führen, welche diese Schaaren beobachten mussten, waren die Christen den Mauren nicht gewachsen. Drittens fand sich das Königreich Granada, so klein es auch war, an Rücksicht auf Vertheidigung in der vortheilhaftesten Lage. Es hatte eine ganz ausschliessend aus Muhamedanern bestehende zahlreiche Bevölkerung, hinter dieser lag das Meer, so dass die Einwohner einen stets sichern Rückzug hatten, zu dem sie sich aber nur im äussersten Falle entschliessen durften, weil eine Auswanderung sie zu Bettlern machen musste. Die Grenzlinie war vortrefflich, es mussten ja die Bewohner von Granada erst fünfzig feste Plätze verloren haben, ehe man zu ihnen vordringen konnte. Der Maurische Staat von Granada würde unstreitig bestanden haben, hätte ihm nicht die Einrichtung gefehlt, welche freilich allen mohammedanischen Staaten mangelt, d. h. ein Gesetz der Erstgeburt, oder wenigstens irgend eine feste Bestimmung über die Vererbung der Krone.

Die Quellen der Angaben über die Gesetzgebung, welche in diesem Capitel gegeben sind, hat der Verf. S. 238 u. 39. in der Note genannt. Die Note wollen wir mittheilen, um dem Publicum zu zeigen, dass der Verf. seinen Gegenstand nicht leichtfertig und declamatorisch, sondern sehr ernst und gründlich behandelt. Die vollständigsten Angaben über diese Gesetzgebung, sagt er, finden sich in den Siete partidas und in Forum Valentinum. Die Siete partidas wurden auf Befehl und unter der Leitung Alfons des Weisen zusammengetragen. Er nahm in diese Sammlung von Gesetzen auf: die Visigothischen Gesetze, die Fueros, welche seine Vorgänger entweder gegeben, oder doch als geltend anerkannt hatten, ferner einige Gewohnheitsrechte, welche sich zu

allgemeinen Gesetzen passten; dazu fügte er einige Bestimmungen des canonischen und des römischen Rechts. Erst 1340 wurde der Codex der Siete Partidas als geltendes Gesetzbuch anerkannt; aber er ward schon seit seiner Bekanntmachung um 1248 häufig oder vielmehr gewöhnlich gebraucht. Das Forum Valentinum ward gleich nach der Eroberung von Valencia 1248 niedergeschrieben, bekannt gemacht ward es auf Befehl Don Jakobs des Eroberers. Da in Arragonien wenig Mauren waren und noch weniger in Catalonien und Navarra und da die Gesetzgebung Portugalls in Beziehung auf sie wenig von der Castilianischen abweicht, so werden wir uns darauf beschränken, die beiden vorzüglichsten castilianischen Gesetzbücher zu analysiren. Wir gebrauchen dabei von den Siete Partidas die Ausgabe Lyon 1550 und von dem Forum Valentinum die Ausgabe Monzon 1547.

Das folgende 16. Capitel enthält die Geschichte der Ausbreitung der christlichen Herrschaft während des Zeitraums von 1284 u. 1474. es ist aber schon vorher bemerkt worden, dass diese Ausbreitung nicht sehr bedeutend war. Wichtiger als der Text dieses Capitels ist die dazu gehörige ausführliche Note VII. hinter dem Text. Der Verfasser sagt im Text, dass die fanatischen Maasregeln gegen die besiegten Mauren mit jedem Jahre ärger geworden, dass der gesetzliche Druck durch jede neue Verordnung vermehrt sey. Dies belegt er in der Note durch Anführung aller in Castilien und Arragonien von der Zeit der Siete partidas und des Fuero de Valencia bis zur Eroberung von Granada in Beziehung auf die maurische Bevölkerung erlassenen einzelnen königlichen Ordonnanzen. Die vier letzten Capitel dieses ersten Theils enthalten eine ausführliche Geschichte der letzten Schicksale des Königreichs Granada und dazu gehören die in Note VIII und IX. mitgetheilten Documente.

Der zweite Theil des Werkes ist noch ungleich reicher an neuen und für die allgemeine spanische und europäische Geschichte höchst wichtigen Notizen als der Erste. Des Verfassers einfache, ruhige, verständige Manier unterscheidet sich dabei aufs vortheilhafteste von der oft leichtfertigen oder doch rhetorischen oder hochtrabenden Weise seiner Landsleute. Er führt überall Quellen an, die nicht leicht zugänglich sind, und man merkt es ihm an, dass er nicht für die Menge, sondern für die Verständigen schreibt, welche, mögen es nun Deutsche oder Franzosen seyn, durch die einfache Darstellung der Thatsachen mehr bewegt werden, als durch den hohlen Schall philosophisch klingender Redensarten oder durch den Glanz poetischer Floskeln. Die christliche Priesterschaft und ihre Häupter zeigen sich leider hier in demselben Lichte, in welchem sie

sich in den Waldenser Kriegen unter Simon von Montfort gezeigt haben, ja, der Fanatismus erschien noch furchtbarer, denn sogar der Grossinquisitor ist nach beendigtem Kriege in Granada toleranter als Isabella und als die Weltgeistlichen. Der Verfasser nimmt seine Angaben S. 7. besonders aus der historia ecclesiastica de Granada por Don Francisco Bermudez de Pedraza (1638.) und aus der Coronica de los Moros de Espana por el padres presentado Fray Jayme Bleda. Valencia 1618. Diese sonst heftig gegen Mauren und gegen den Islam wüthenden Schriftsteller gestehen, dass die Prälaten und andere Personen aus einem Religionseifer, den sie unzeitig und übertrieben schelten, Isabella zur Härte ermuntert hatten, wo Milde viel heilsamer gewesen seyn würde. Diese Pfaffen bestürmten Ferdinand und Isabelle, dass sie trotz der Capitulation die Einwohner von Granada zwingen sollten, sich entweder taufen zu lassen, oder ihre Güter zu verkaufen und auszuwandern. Darüber ward hernach im königlichen Rathe berathschlagt, man hat uns aber nicht berichtet, welche Gründe sie anführten, nur so viel ist gewiss, dass es grösstentheils theologische oder doch rein geistliche waren, und dass gerade diese nach dem Zeugnisse eines Geschichtschreibers von Ferdinand und Isabelle überwiegend gefunden wurden. Unerwartet fand damals die Freiheit der Gottesverehrung einen Verfechter in dem berühmten Dominicaner, Peter Thomas von Torquemada, Generalinquisitor und Beichtvater der Königinn. Selbst dieser aber konnte ein fanatisches Weib, wie die Königinn Isabelle, welche sich ihren Gott dachte, wie sie selbst war, nicht bewegen, seinen verständigen Vorstellungen, welche auf Erfahrung begründet waren, Gehör zu geben. Es heisst, S. 8.

Torquemada hatte sich gerade in und durch die Uebung seines furchtbaren Amtes überzeugt, dass jede durch weltliche Bewegungsgründe bewirkte Bekehrung eines Juden oder Mauren, nur dazu diene, erst einen Abtrünnigen zu machen, und hernach in einer ganzen Reihe von Nachkommen die alles Heilige verletzende Heuchelei des ersten Abtrünnigen zu verewigen. Es hatten nämlich am Ende des vierzehnten Jahrhunderts Vincent Ferrer's Predigten, welchen an einigen Orten durch unerhörte Gräuel nachgeholfen wurde (der Verf. führt aus handschriftlichen Chroniken der Bibliothek des Herrn Henri Ternaux Compans unter andern an, dass 1391. am 6. Jun. das Volk von Sevilla 4000 Juden mordete, weil sie sich vom Archidiakonus von Ecija nicht bekehren lassen wollten), eine grosse Anzahl Maurischer und noch vielmehr jüdischer Familien unter das Joch der Kirche gebracht; aber Torquemada hatte nach hundert Jahren kaum eine Spur der Bekehrung mehr vorgefunden. Er hatte

unter allen den vorgeblich christlichen Familien, von denen er eine nach der andern genau prüfte, kaum eine Einzige gefunden, welche nicht jüdische oder mohamedanische Religionsgebräuche beibehalten und, durch im Dunkeln geübten Aberglauben, beide Religionen entweiht hätte. Wie gross das Uebel war, geht daraus hervor, dass in Sevilla allein siebenhundert Personen mussten verbrannt, und dreitausend durch beschimpfende Ceremonien mit der Kirche wieder versöhnt werden. Das kürzeste war daher freilich, alle Juden und Moslim ganz fortzujagen. Gegen die Juden erging das verbannende Edict im März 1392; die Mauren blieben zuerst noch verschont. Wir empfehlen übrigens allen Forschern und allen Freunden historischer Prüfung der Staatsverwaltung des sechszehnten Jahrhunderts, die ersten Capitel dieses Bandes aufmerksam zu lesen; sie enthalten einen sehr grossen Schatz authentischer Nachrichten und Nachweisungen über die betrübenden Maasregeln des sogenannten katholischen königlichen Ehepaars, durch welche die anscheinende höchste Blüthe Spaniens zum Anfange des gänzlichen Verfalls des Reichs gemacht wurde.

Im dritten Capitel berichtet der Verfasser, auf welche Weise der Franciskaner Franzisco Ximenes de Cisneros am Ende des neunten Jahrzehnts des fünfzehnten Jahrhunderts die Verwaltung des spanischen Staats in seine Hände brachte, und sich der Königin Isabella bemächtigte. Er herrschte dann allein in ihrem Cabinet; vorher war die Herrschaft über ihr Gewissen zwischen dem Erzbischof von Talavera hernach von Granada, zwischen dem Cardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza und dem Grossinquisitor Torquemada vertheilt gewesen. Meisterhaft hat der Verf. im 2. und 3. Capitel, ohne einem von beiden zu nahe zu treten, die ganz verschiedenen Charaktere des Staatsmanns Ximenes und des edeln wahrhaft christlichen Erzbischofs von Talavera, und beider Benehmen gegen die Mauren und gegen ihre Untergebene überhaupt geschildert. Wir sehen, ohne dass es uns der Verfasser ausdrücklich sagen darf, dass der Eine ein frommer, verständiger, ächt christlicher Geistlicher, der Andere ein schlauer, durchtriebener, durch und durch politischer Pfaffe ist. Die folgenden Capitel enthalten eine sehr belehrende Geschichte der maurischen Empörungen, der Ursachen, wodurch sie veranlasst wurden, und der Unterdrückung der Empörten. Von dieser Zeit an dreht sich Alles um Ximenes; wir dürfen aber in das Einzelne der Geschichten der Jahre 1499 und 1504, welche hier von S. 1—113. erzählt werden, nicht eingehen. Im folgenden Capitel gesteht der Verfasser selbst, dass er sich in Beziehung auf die durch Ximenes unter der Regierung der Köni-

gin Isabella und später gemachten politischen Einrichtungen des bekannten Werks von Prescott (History of the reign of Ferdinand and Isabella the Catholic of Spain 1838.) bedient habe; wir können daher Alles, was diese Regierung angeht, übergehen, da wir nur anzeigen wollen, was dem Verf. eigenthümlich ist.

Im zehnten Capitel ist die Rede vom Regierungsantritt Carls des ersten, oder des 5. dieses Namens unter unsern deutschen Kaisern. Nachdem der Verfasser S. 155 berichtet hat, wie Karl 1517, begleitet von einer Schaar flämischer Herrn, nach Spanien kam, führt er fort: Carl kam nicht, um in Spanien nach spanischen Gesetzen zu regieren, sondern er wollte zu seinem eignen persönlichen Vortheile gleich das erste Volk benutzen, welches ihm eine königliche Krone anbot; er wird daher in der Geschichte auch nie mit seinem spanischen Namen Don Carlos I. bezeichnet, sondern mit vollem Recht immer Carl V. genannt. Er war für Spanien stets der Kaiser, und als solcher zwar eine Sonne, aber eine solche, deren Strahlen das Land verbrannten. Der Cardinal Ximenes hatte die 13 Monate, während er für ihn die Verwaltung geführt hatte, benutzt, um in Castilien eine Art Nationalgarde zu organisiren, die er effective Miliz nannte und zu einem doppelten Gebrauch anwendete, wie alle Nationaleinrichtungen. Ximenes hatte sich nämlich dieser Miliz gegen den Ritterstand bedient, Carl gebrauchte sie gegen den Bürgerstand und gegen den Adel; er musste aber bald erfahren, dass sie auch gegen ihn selbst gebraucht werden könne. Die Erpressungen und die Verschwendung der Flamländer, das willkührliche Verfahren des Hofs erregte nämlich solche Abneigung gegen die neue Regierung, dass sich eine Parthei bildete, um die Privilegien aller Classen gegen die Eingriffe der Regierung aufrecht zu erhalten. Drei Ritter aus den ersten Familien des Landes, Juan de Padilla, Fernando Davalos und Pedro Laso de la Vega, stifteten zuerst einen ritterlichen Bund, der vorgeblich die Rechte des Volks aufrecht halten sollte, wesshalb sich demselben die Städte anschlossen. Dieser Bund der Ritterschaft und der Städte, der im Februar 1520 geschlossen war, um die alte Ordnung der Dinge zu erhalten, hiess dann communidades oder Bund der Communeros; obgleich er den Charakter aristokratischer Reaktion an sich trug. Diese Communeros forderten, dass die verrückte Königin Johanna allein Königin seyn solle, dass der erwählte deutsche Kaiser nur als Regent regieren, dass alle seine Flamländer das Land räumen und er selbst beständig in Spanien bleiben solle.

Das Folgende bis zum 16. Capitel ist ein sehr schätzbarer Bei-

trag zu Carls V. Geschichte grösstentheils aus neuen oder doch aus schwer zugänglichen, Quellen gezogen. Der Zusammenhang lässt sich ohne Mühe übersehen, und es werden nur die Punkte berührt, die in Beziehung auf die traurigen Folgen der autokratischen Maasregeln Carls und auf die fanatische Wuth der Pfaffen gegen Alle, die nicht beteten wie sie, die wichtigsten sind. Das Erste, was von Seiten Carls geschah, war, dass er einen Krieg der zwei Partheien, einer gegen die Communeros gebildeten radicalen, wie man jetzt sagen würde, und den aristokratischen Communidades begünstigte. Während er hernach in Deutschland und Italien verweilte, bekriegten diese sich unter einander, es ward ihm also bei seiner Rückkehr leicht, auf den Ruinen beider seine eigene Autokratie zu gründen. Um in dem Bemühen, alle Rechte und Freiheiten der Nation zu vernichten, die Pfaffheit und ihre Knechte wie die blinde, dem Vorurtheil statt der Vernunft huldigende Menge für sich zu haben, brach Carl dann den Mauren alle Versprechungen, verletzte die heiligsten Eide, verbot die Ausübung der mahommedanischen Religion gänzlich und zwang die Mauren, entweder das Land zu verlassen oder Christen zu werden. Zusammenhang und Gang der Dinge hat der Verf. klar, treu und genügend entwickelt, er hat dadurch der historischen Wissenschaft einen sehr bedeutenden Dienst geleistet. Der Faden ist folgender:

Gegenüber dem Bunde der Privilegirten, welcher in Valencia entstand und dem Könige den Eid verweigerte, bis seine Forderungen befriedigt seien, bildete sich die sogenannte heilige Brüderschaft (Germania, Santa Hermandad), welche gegen die Ritterschaft gerichtet war. Dieser Bund war ganz demokratisch, denn an seiner Spitze stand der Weber Guillan Sorollo. Carl, der gerade im Begriffe war, sich einzuschiffen, als er von der Bildung dieses Bundes Nachricht erhielt, billigte ihn daher zwar, wollte aber den Verbündeten nicht erlauben, sich militärisch zu organisiren. Sorollo protestirte gegen diese Beschränkung und wusste schlauer Weise die Einwilligung zur Bewaffnung seiner Brüderschaft zu erlangen. Er betheuerte nämlich, als die Ritterschaft von Valencia den Eid der Treue verweigerte, dass er unbedingt dem Könige ergeben sey und bot den Dienst seiner Brüderschaft gegen die Ritter an. Das nahm Carl an, Sorollo erhielt eine königliche Urkunde, worin die Brüderschaft als gesetzmässige Corporation anerkannt und ihr das Recht ertheilt wurde, sich militärisch zu organisiren und jedes Jahr vier Mal über ihre ganze Heeresmacht Heerschau zu halten.

Sorollo liess Abschriften des Privilegiums in allen Theilen des Reichs

verbreiten, und die Wirkung der königlichen Billigung der demokratischen Verbindungen war ungeheuer gross. Alle kleineren Städte der Gegend von Valencia und sogar die christlichen Vasallen der Ritterschaft traten freiwillig oder gezwungen der Verbindung bei und es war nördlich vom Flusse Xucar kaum ein Ort, der nicht die Germania mit Enthusiasmus begrüsst hätte. Die grausamen innern Kriege, welche von 1521 bis 1526. Spanien verwüsteten, werden hernach kurz in ihren Hauptzügen und Folgen geschildert. Die erste Folge war, dass man die Germania grausam vernichtete, wie vorher die Communidades vernichtet waren, hernach ward Intoleranz proclamirt und die Mauren auf dieselbe Weise zum Katholicismus gepeinigt, wie in unsern Tagen die Katholiken in Polen in die griechischen Kirchen hinein geprügelt und gequält werden. Ueber die ganze Sache und über Carls grausames Verfahren in Religionssachen urtheilt der Verf. S. 220 sehr verständig, wenn er sagt:

Im Jahre 1526 verschwand also in allen Theilen Spaniens jedes äussere Zeichen des Islamismus, und das Gericht der Inquisition herrschte von der Zeit an ohne Unterschied über alle, die in Spanien wohnten. Wie viel Blut war geflossen, mit wie viel Schandflecken hatten sich Fürsten, Minister, Prälaten befleckt, um durchzusetzen, dass sie den Leib in Sclavenketten legen durften, ohne eine einzige Seele dadurch zu gewinnen oder zu retten!! Das Kreuz ward allerdings statt des Halbmonds überall aufgepflanzt; aber das Evangelium erhielt dadurch keinen Sieg! Seit ihrer Bekehrung wurden die Mauren nicht mehr mit diesem Namen bezeichnet, der in Spanien gleichbedeutend mit dem Worte Mohammedaner war, sondern man nannte sie in Urkunden und in den Gesetzen neue Christen oder Morisken. Diese Morisken hielt die Kirche stets der Ketzerei verdächtig, das Volk sah Feinde in ihnen. Die Taufe hatte auf ihren Stirnen weder das Zeichen der Religion, noch das der Abstammung ausgetilgt; es schien vielmehr, als habe sie noch ein Brandmark mehr auf diese Stirn der Unglücklichen gebracht. Im 14 u. 15. Capitel zeigt der Verf., wie unter Carl V. nachdem die Verfolgungen wegen der Religion aufgehört hatten, neue begannen, um dem Volke statt seiner orientalischen Sitten und Gebräuche europäische Civilisation aufzuquälen. Im 16 Capitel beginnt die Geschichte der Gräuel Philipps II. und seiner Inquisition und die Geschichte der inneren Kriege, die er mit den Morisken zu führen hatte. Im 30. Capitel erscheint dann Don Juan d'Austeria, Philipps natürlicher Bruder, als Präsident des Kriegs und Staatsraths in Granada. Der dritte Band enthält, wie der Schluss des 2. die Thaten und Executionen Don Juans und die ganze Trauergeschichte

des Mordens und Verfolgens in Spanien bis zum Jahre 1614. Ref. bedauert, dass er aus Mangel au Raum nicht eine vollständige Analyse der beiden letzten Bände hat einrücken können; doch will er zum Schluss noch eine Anzeige der höchst interessanten Actenstücke beifügen, welche den beiden Theilen angehängt sind.

Im zweiten Theile giebt der Verf. zuerst eine évaluation de la valeur des monnaies Castillanes; dort findet man auch unter andern S. 450. die Notiz über das schnelle Sinken des Preises von Gold und Silber durch die Einfuhr dieser Metalle aus Peru und Mexico. Es konnte z. B. um 1563 durch Nachweisung des Besitzes eines Vermögens von 1000 Ducaten das Privilegium der Adelsrechte erlangt werden. Ein auf diese Weise Privilegirter hiess ein caballiero quantioso. Im Jahre 1600 konnte man das Privilegium eines Quantioso nur erlangen, wenn man ein Vermögen von 2000 Ducaten nachwies. No. II. Die Verfügung der Siete Partidas (übersetzt), wodurch den Mauren das Recht, ein Testament zu machen, abgesprochen wird. Dies wird freilich nicht mit ausdrücklichen Worten in der Verordnung gesagt, es liegt aber doch darin, dass alle, die auch nur im entferntesten Grade mit einem zum christlichen Glauben übergetretenen Mauren verwandt sind, mit Ausschluss aller auch noch so nahe verwandten Mahommedaner, sein Erbe erhalten müssen. Bei dem damaligen Zustande Spaniens war es aber unmöglich, dass nicht in jeder maurischen Familie eine Verwandtschaft mit irgend einem Getauften sich hätte finden lassen. S. 452. Nota III. findet man aus dem Fuero de Valencia das merkwürdige Decret Ferdinands des Katholischen in der Originalsprache, wodurch er zu eben der Zeit (1510.), als die Religion der Mauren in Castilien ausgerottet ward, ihnen in Valencia und Arragonien gesetzlich freie Religionsübung zusichert. Die vierte Note enthält die Stelle aus Carls Decret (cedula) von 1525, worin er eigenmächtig über die Gültigkeit der Taufe, welche sich 16000 Mauren hatten mit Gewalt aufdringen lassen müssen, entscheidet. Der Priester Gaspar Escolano, der dies Decret seinen Decaden einverleibt hat, ist heftig über solche Taufen erbittert; der Kaiser entschied aber hier, wie in Deutschland wegen des Interims, ohne auch nur den Pabst zu fragen. No. V. Carls Verordnung, dass alle Mauren in Valencia Christen werden sollen. No. VI. Ein vollständiger Auszug aus der Erklärung, welche jedes Jahr von den Inquisitoren, bei der grossen Messe am dritten Sonntage der Fasten über die Punkte erlassen wurde, die jeder Christ denunziiren müsse, sobald das heilige Tribunal in irgend einer Stadt seinen Sitz aufgeschlagen habe. Die anderen Stücke hinter

dem zweiten Bande sind entweder aus Marmol bekannt oder auch von weniger Bedeutung.

Hinter dem 3. Bande scheinen uns Note I und II. nicht gerade wichtig; denn die türkische Correspondenz ist unbedeutend und die Authentität der Romanze zweifelhaft; No. III. ist ein förmlicher Roman aus der Zeit der Kriege in Granada und könnte einem Romanschreiber reichlichen Stoff für ein Buch voll Orientalismen geben. Diese Note füllt dreiundzwanzig Seiten (p. 245—268). Nr. VI. ist eine interessante Stelle aus Bledas Defensio fidei in caussa Mauriscorum, worin er alle Irrlehren und alle abergläubischen Gebräuche aufzählt, die er den Mauren Schuld giebt. No. V. ist ein ausführlicher Excurs S. 270 u. 285, um einen Satz historisch zu beweisen und von der Zeit der Eroberung an durchzuführen, den der Verf. pag. 162. aufgestellt hat. Dieser Satz ist folgender:

Les Mores avaient été longtems supérieurs aux Espagnols, et toujours leurs egaux dans la civilisation en général; les Morisques conservaient cette supériorité en tout ce qui touche la civilisation materielle, les arts utiles. No. VI. enthält das Mémoire adressé à Henri IV par les Morisques d'Espagne. No. VII. ist der Brief, den der König von Spanien um 1610 richtete an die jurés et députés de Valence, dans la quelle il leur déclare sa volonté de chasser les Morisques. No. VIII. Das edit royal des Königs von Frankreich pour le passage des Morisques en France. No. IX. Rélation véritable envoyée dans cette capitale. On y rend compte du martyre que les Mores de Tétouan ont fait souffrir à Francisca Trigo, Morisque native de la ville d'Avila, l'une de celles qui furent chassées dans l'expulsion générale des Morisques et qui ne voulut pas renier la foi du Christ, l'ayant vu renier à son mari et ses enfans. L'événement arriva le 22. Juillet de l'année presente (1623). In der Note X. p. 320. werden Beweise und Belege gegeben zu dem, was der Verf. p. 230 gesagt hat. Er behauptet nämlich am angeführten Orte, dass die spanische Nation, die schwere Aufgabe, die ihr die Vorsehung mehrere Mal gegeben, am schlechtesten unter allen Völkern gelöset habe in ihrem eignen Lande, und in Amerika habe sie blos ganze Menschenracen zu vertilgen verstanden, sie habe sie aber niemals mit sich ausgeglichen. Dies rühre daher, weil sie die Intoleranz und den Stolz der Civilisation weiter getrieben habe, als irgend ein anderes Volk. Diese Art Unduldsamkeit der Civilisation, sagt der Verfasser, ist eben so heftig, eben so thätig und, wohl zu bemerken, eben so furchtbar und vielleicht noch furchtbarer als Unduldsamkeit in Religionsangelegenheiten.

Die Spanier haben den Indianern wie den Mauren stets nur Verachtung bewiesen, sie kannten beide nie, sie wollten sie nie kennen, sie betrachteten beide immer als Barbaren, betrachteten sie als niedrig und verkehrt, als eins der Völker, denen man nichts schuldig ist, nicht einmal Halten des einmal gegebenen Versprechens; ja sie glaubten sich in Rücksicht auf beide auch sogar über Natur- und Völkerrecht hinweg setzen zu dürfen. Diese Sätze werden dann in der Note auf eine sehr anziehende Weise durchgeführt. Die Note XI. p. 333 u. 364. enthält den Catalogue et l'analyse des principaux documens de l'histoire des Morisques.

---

1) *Staatspapiere zur Geschichte des Kaisers Carl V. Aus dem Königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Stuttgart, gedruckt auf Kosten des literarischen Vereins. 1845. 587 S. gr. 8.*

2) *Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem Königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne in Brüssel, mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Leipzig, bei F. A. Brockhaus. 1. Band, 1844. Enthält die Jahre 1513—1532. 706 S. gr. 8. Zweiter Band 1845. 686 S. Enthält die Jahre 1532—1549. Dritter Band, 1846, 712 S. Enthält die Jahre 1550—1556.*

Ref. hat längst die Verbindlichkeit auf sich gehabt, statt der vielen unbedeutenden Bücher, die er mitunter in diesen Jahrbüchern angezeigt hat, der sehr verdienstlichen Arbeiten des Herausgebers der wichtigsten Urkunden zur Geschichte der Regierung Carls V. wenigstens im Allgemeinen zu erwähnen und das Verdienst des fleissigen, mühsamen und verständig ausgeführten Unternehmens des Herrn Dr. Lanz seiner Seits öffentlich anzuerkennen; allein er konnte nie Musse dazu finden, weil er für Pflicht hielt, sehr ausführlich zu seyn. Er hat sich aber endlich eines Andern besonnen, weil er dafür hält, dass er, wenn er auch noch so ausführlich wäre, Dilettanten schwerlich von der grossen Bedeutung der Bemühungen des Herrn Lanz um die Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts überzeugen wird, dass aber jeder Forscher, sobald er das Buch in die Hand nimmt, erkennen wird, welchen Gewinn der, dem es um Wahrheit zu thun ist, aus einer solchen Anzahl ganz neuer authentischen Documente nothwendig ziehen muss.

(Schluss folgt.)

Nr. 52. HEIDELBERGER 1846.
JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Lanz: Staatspapiere und Correspondenz des Kaisers Karl V.

(Schluss.)

Ref. reiht daher jetzt an eine Anzeige eines französischen Werks, welches von einer andern Seite her auf Carls Geschichte und Charakter ein ganz neues Licht wirft, eine kürzere Anzeige der Arbeit des Dr. Lanz, um auf das Verdienst eines Landsmannes aufmerksam zu machen, der ebenso gelehrt als bescheiden ist. Herr Lanz hatte sich schon, ehe er sich durch Hervorziehen dieser im Archiv versteckt liegenden, von Herrn Coremanns, dessen Verdienste Ref. schon oft in diesen Blättern gepriesen hat, zugänglich gemachten Urkunden, um die Geschichte von ganz Spanien verdient machte, durch Uebersetzung und Herausgabe einer der vorzüglichsten Chroniken des Mittelalters ein Verdienst um die arragonische Specialgeschichte erworben. Diese Chronik, (Chronik des edlen En Ramon Muntaner. Aus dem Catalanischen des vierzehnten Jahrhunderts übersetzt von Dr. K. F. W. Lanz) erschien 1842. in Engelmanns Verlag in Leipzig und reiht sich durch ungekünstelte Kraft und Wahrheit an Dino Compagnis unübertreffliches, der Zeit eines Dantes ganz würdiges Werk an. Sie trägt durchaus den Stempel der Zeit und drückt in der Sprache der Zeit nicht rhetorisch oder poetisch künstelnd den Charakter des Lebens der Zeit aus. Sie reproducirt nicht künstlich Vergangenes, sondern macht unbewusst dem Leser fühlbar, was Poesie nur nachbildend darstellt.

Die Urkunden und Briefe, welche Herr Lanz in den drei Bänden bekannt gemacht hat, haben in unsern Tagen, wo es scheint, als ob man hie und da die Inquisition und Carls V. oder seiner Minister Manier gern wieder einführen möchte, ein doppeltes Interesse. Wenn man nämlich hoffen könnte, dass unsere Staatsmänner den Büreaugeschäften, den Vergnügungen und Gastmählern so viel Zeit abmüssigen würden, um diese Correspondenz (besonders den 3. Band) aufmerksam zu lesen und damit die Lectüre der 8. Bände der von Herrn Groen van Prinsterer herausgegebenen Archives ou Correspondance inédite de la Maison d'Orange Nassau zu verbinden, so würde man auch hoffen dürfen,

dass sie einsähen, wohin das System, welches sie wieder einführen möchten, zu einer Zeit geführt hat, die noch einen bestimmten Charakter hatte, der unserer Zeit ganz fehlt. Ref. hat weder Zeit noch Lust, durch eine genaue Vergleichung der Correspondenz Carls V., mit welcher Herr Lanz uns beschenkt hat, mit den acht Bänden der Correspondenz Wilhelms des Schweigsamen und seiner Freunde, welche Herr Groen van Prinsterer herausgegeben hat, den oben hingeworfenen Satz ausführlich zu belegen. Er glaubt aber mit Sicherheit behaupten zu dürfen, dass die Verfechter alles Alten, aller bestehenden Missbräuche, die bekanntlich aller Ideologie ebenso Feind sind, als Kaiser Franz oder Bonaparte nur immer seyn konnten, auf diesem Wege wenigstens praktisch, wie sie das nennen, belehrt werden würden; denn Carl V. und Wilhelm von Oranien waren doch, jeder in seiner Art, gewiss ebenso praktisch, als Bonaparte oder Wellington, oder irgend ein deutscher Amtmann oder Ministerialrath.

Ref. muss hier abbrechen, er hofft aber, dass so wohl der Verf. als das Publikum aus den wenigen Zeilen sehen werden, wie sehr er den Ersten als Gelehrten und als Forscher achtet, und wie dringend er dem Publicum die fleissige Benutzung der durch mühsame Arbeit des Verf. eröffneten neuen historischen Quellen zu empfehlen wünscht.

Allgemeine Geschichte von der Urzeit bis auf die heutigen Tage. Von Prof. Dr. Henne an der Hochschule in Bern. Ersten Bandes erstes Buch. Schaffhausen 1845. Verlag der Brodtmann'schen Buchhandlung. 351 S. und eine grosse Anzahl etymologischer, chronologischer, genealogischer Tafeln. Ersten Bandes 2. Buch Hellenengeschichte 1846. 456 S. Ebendas.

Ref. hätte dies Buch längst anzeigen sollen, denn der Verf. (der, wenn er nicht irrte, vor 2 Jahre eine Vorlesung bei ihm gehört) hatte ihm längst das Resultat seiner Forschung über älteste Geschichte privatim mitgetheilt und neulich hat ihn der Buchhändler um die Anzeige desselben ersucht; er hat aber gezögert, weil er den Studien, die zur Beurtheilung dieses Werks erforderlich sind, seit 25 Jahren fast ganz entsagt hat. Dies gilt vom ersten Band, den Ref. dies Mahl allein anzeigt, da er den zweiten, der bis 272 v. Chr. reicht, noch nicht gelesen hat. Seit etwa zwanzig Jahren hat Ref. die Methode seines Vortrags, die Richtung seiner Bemühungen, die Materie, worüber er das Publicum in seinen Büchern, die Jugend in seinen Vorlesungen zu belehren sucht, ganz und durchaus verändert und mehr das Nützliche

und Leichtere, als das Gelehrte und Schwere gesucht. Es wäre daher unverschämte Anmassung, wenn er über urgeschichtliche, grundgelehrte Forschungen, wie die in dem ersten Bande enthaltenen sind, sich zum Richter aufwerfen wollte. Dieser erste Band führt die Geschichte nämlich nur bis auf Darius Krieg mit den Griechen, und der Verf. glaubt die Geschichte von Ureuropa, wie er es nennt, und die von Indien, Aegypten, Assyrien ganz neu gestaltet und umgeschaffen zu haben. Es wäre ungerecht, dies von vornherein zu leugnen und unvorsichtig es zuzugeben, ohne dem Verf. Schritt vor Schritt forschend gefolgt zu seyn; dies zu thun ist Ref. aber aus sehr vielen Ursachen nicht im Stande. Er kann ihm also nur seinen guten Willen zeigen, und den Verf. über seine Verdienste redend einführen, ohne sich selbst darüber auszusprechen.

Ref. will daher zu diesem Zweck passende Stellen der glücklicher Weise sehr kurzen Vorrede desselben hier abdrucken lassen. Wer hernach Lust hat, mag das ihm vom Verf. geschilderte Buch selbst in die Hand nehmen. Sollte der Leser in den abgedruckten Stellen hie und da anstossen, so ist das nicht Schuld des Ref. der wörtlich abschreibt.

Ich erscheine, beginnt die Vorrede, hier mit einem Buche, das ich eine Lebensaufgabe für mich nennen darf, in dessen Bedeutung für die gelehrte Welt ich mich vielleicht täusche. Seit mehr als zwanzig Jahren mit der ältesten Chronologie, besonders der des Manetho beschäftigt, einer Frage, die ich für wichtiger ansah, als die Entzifferung der Hieroglüfen (ersteres Zweck, letzteres Mittel) glaube ich 1834, in Sct. Gallen den Schlüssel zu den 30 ägyptischen Dynastien gefunden zu haben und erstaunte nun über die Leichtfertigkeit, mit welcher namentlich die Franzosen diese Dinge behandelt und über die Verirrungen von Larcher und Champollion, weil sie vernachlässigt, Manetho's Angaben auf feste, kritische Grundlagen zu stellen und dann die Rechnung der Alten selbst zu geben, statt bodenlos eine eigne zu fabriziren.

Mein zweites Augenmerk ging dahin, die Frage nicht blos zu behandeln, als eine der Gelehrsamkeit und für Bücher, sondern als eine der Menschheit und für das Leben; sie auf einen praktischen, populären Boden zu ziehen und fruchtbringend zu machen. Er fügt hernach hinzu, dass er diese Forschung über die Urgeschichte Asiens und Griechenlands auch auf die andern Länder ausgedehnt habe und fährt dann fort:

„Es fiel mir dabei nicht blos die Aehnlichkeit unserer (der deutschen und schweizerischen) Sache mit der griechischen sogleich auf, sondern auch die Thatsache, dass die unsrige heimische fast in Allem die viel ältere, ursprügliche und dass auch die hellenische epische hier da-

heim sey. Dass jene Hüperboreer, Atlanten an unserem Rheine, auf unsern Höhen wohnten, dass die nordischen Thursen, die räthselhaften Tür-rhener der alten Welt, des Homeros Tag und Nachtseite, unser Muspel und Nifelheim, die Titanen, Kabeiren, Küklopen, Amazonen, unsere Schlangengötter, Zwerge, einaugige Asen, Wallküren gewesen seien, die wir nicht mit dem geschätzten (les beaux esprits se rencontrent) Würzburger Herrmann Müller in Brittanien zu suchen brauchen, da ihre Gräber sich in unsern Alpen wie im Breisgau, Baiern, Tirol, Salzburg, Steier, Oesterreich und im Norden seit mehreren Jahren öffnen (Ref. wagt nicht des Verf. Perioden kürzer zu machen) und ihr Erz- Gold- Kupfer- Eisen und Zinnschmieden ihren Verkehr mit Glas und Bernstein und eigne Schrift beurkunden, dass jene kindisch aus Fönikien und Aegypten hergeleiteten Danaos, Kekrops, Kadmos ureinheimischen Stamms wären — kurz, dass Afrika und Asien wohl die Wiegen der äthiopischen und mongolischen, nie aber der weissen Menschenart der Japetiden seyn können, welche dem europäischen Hochlande angehört. Hiezu füge ich, dass, nach eigner Besichtigung der von Dr. Hugi bei Solothurn entdeckten Keltengräber auf dem Hoberge, (angeblich früher Hunnenberge) die mir als keilähnlich berichtete Schrift auf dem silbernen Fingerringe einer der Leichen, nichts weniger als solche, sondern entschieden kadmeisch pelasgischen Ursprungs ist. Ich gebe sie den Schriftforschern hinten auf der Schrifttafel.“

Der Verf. klagt dann auf der folgenden Seite, dass ihm persönlich diese, wie es uns scheint, sehr unschuldige Arbeit bittere Früchte gebracht habe. Die erste dieser Früchte seien die Beurtheilungen in der Berliner Literarischen Zeitung und in der Berner Magerschen Revue gewesen. Diese hätte sich, wie es uns scheint, der Verf. nicht so sehr zu Herzen ziehen sollen; anders ist es indessen mit der andern Klage, die er beibringt:

„Daheim, sagt er, verlor ich durch die regierende Partei, unter dem Vorwande, meine Chronologie widerspreche der Bibel, während sie umgekehrt die biblische ins Licht stellt, Brod, Vaterland, einen unvergesslichen Wirkungskreis, und eine Hauptwurzel meines Lebens. Dagegen sprachen sich die inländischen Blätter, zuerst die Neue Zürcher Zeitung dann auch erklärte (nämlich Zeitungen) der s. g. konservativen Parthei, warm und theilnehmend für meine Sache aus. Dennoch wollte ich, dem alles Heilige theurer als Brod und Leben, aber das Heiligste die Wahrheit ist, nun vor ein grösseres Publikum treten damit, und vollendete, unter nicht immer ermunternden Verhältnissen, das erste der

neun Bücher, wo ich in den chronologischen Tabellen, zur leichteren Würdigung neben an das System von Champollion-Figeac und das mir lange nach Vollendung des Textdruckes letzter Tage zu Gesicht gekommene des gelehrten Böckh beifügte, so dass auch der weniger Gelehrte die Uebereinstimmung des einen oder andern mit den biblischen, griechischen und andern Quellen im Ueberblicke sogleich beurtheilen mag. Von Pritchard bedurfte es keiner Notiz weiter.

Ref. glaubt durch die aus der Vorrede ausgehobene Stelle seine Pflicht gegen Verfasser und Verleger, wenn es überhaupt eine solche giebt, und zugleich gegen das Publikum vollständig erfüllt zu haben, er hat nämlich Liebhaber der Studien dieser Gattung auf die Erscheinung des Buchs aufmerksam gemacht. Er bedauert, dass Herr Henne das neueste Werk des Hrn. Bunsen nicht gekannt hat; er hätte uns vielleicht noch mehr Aufschlüsse über die Urgeschichte gegeben, und vielleicht von Berlin aus eine Besoldung oder ein Stipendium zur Reise nach Aegypten erhalten, da er als Demokrat doch hoffentlich weder auf den rothen Adlerorden, noch auf den pour le merite grossen Werth legt. Für würdig hält er sich jedoch, denn er sagt, dieses Nachhangen (Studium der Urgeschichte) einer ihm zum Leben gewordenen Beschäftigung habe wohl ein Prämium verdient. Es seien für gelehrte Arbeiten, die weit weniger wichtig seien als diese Geschichte der Urwelt und Hrn. Hennes Entdeckungen darüber, ja oft für ganz geringfügige Gegenstände Prämien ausgesetzt worden.

---

1) *Luther von seiner Geburt bis zum Ablassstreite 1483—1517. von Karl Jürgens 1. Band 698 S. 2. Band 744 S. 8. Leipzig bei F. A. Brockhaus 1846.*

2) *Erörterungen kirchlicher Zeitfragen, von Carl August Credner, Doctor und Professor der evangelischen Theologie zu Giessen u. s. w. Erstes Heft, Luthers Tod und Luthers Bedeutung. Frankfurt am Main J. D. Sauerländers Verlag 1846.. 119. S. 8.*

No. I. wird dies Mal nur angeführt, um die blose Notiz der Erscheinung eines für unsere Zeit sehr wichtigen Werks auch durch diese Jahrbücher recht bald ins Publicum zu bringen; Ref. hat indessen dem Verf. versprochen, sich bei nächster Gelegenheit über das ganze Werk ausführlich zu erklären. Dies wird er mit Vergnügen thun, da der Inhalt, wegen der Periode, die darin behandelt wird, für ihn sehr anziehend ist. Der Verf. hat alle gedruckte und auch hand-

schriftliche Quellen benutzt und sich desshalb in Paris und Brüssel umgesehen, wie er dem Ref. mündlich sagte (denn das Buch selbst hat Ref. noch nicht gelesen). Den eigentlichen Zweck spricht der Verf. aus, wenn er in der Vorrede sagt, dass er „nur für die schreibe, welche für die Kirche Christi und für das deutsche Volk ein Herz haben, oder in welchem ein Herz für beide zu erwecken sey.“ Er schreibe, sagt er weiter, nicht im Sinne der Ausschliesslichen unter Katholischen und Lutherischen, keiner Parthei und keinen Höhen noch Tiefen zu Gefallen oder zu Leide. Sein Buch sey weder den unteren Schichten, noch den Gelehrten, oder insbesondere den Theologen bestimmt, sondern den dazwischen liegenden Kreisen.

No. 2. zeigt Ref. an, weil er sich geehrt findet, dass Herrn Credner durch die Zueignung des Büchleins, den Anspruch des Ref. bis 1812. Theolog gewesen zu seyn und seine theologischen Studien seitdem eifrig fortgesetzt zu haben, anerkennt. In einer Zeit, wo Leute, die vom Christenthum ebenso wenig als vom Leben verstehen, sondern über beides hochmüthig absprechen, ohne zu fühlen, wie lächerlich sie sich dadurch machen, dass sie allen Leuten, die nicht schreiben, wie sie und ihre Kameradschaften, alle Religiosität ohne Scheu absprechen, ohne zu fragen, ob diese Leute nicht vielleicht doch Tag und Nacht die Bibel studieren, ist es dem Laien doppelt erfreulich, wenn ein gelehrter Theologe ihn wenigstens als Christen gelten lässt. Ref. erinnert dies bei Gelegenheit dieser Schrift im Allgemeinen, weil er seit mehreren Jahren (ja, im Grunde stets) allem Streiten über Religion, Meinungen und Persönlichkeiten ganz abgeneigt ist, und daher nie lieset, was in diesem oder jenem Journal über Materien, deren Behandlung in der Mode ist, gesagt, oder von Gelehrten einer Kameradschaft über Gelehrten der Andern abgeurtheilt wird. Wäre er indessen im Alter des Hrn. Credner und in dem Fall, worin sich dieser befindet, so würde er sich freilich ebenfalls mit politisch sophistischen Gegnern, welche im Stande wären, ihn nach jesuitischer Manier auch polizeilich anzugreifen, ohne Bedenken in einen Streit einlassen. Ref. bekennt und erklärt daher auch unaufgefodert, dass er als Protestant und als biblischer Christ allem, was Hr. Credner gegen den katholischen Kanzler seiner Universität (d. h. gegen den Herrn von Linde) in den beiden Schriften, auf welche es hier ankommt, gesagt hat, beitritt, und sich über die Sache ausführlicher erklären wird, wenn das eigentlich polemische Heft der Erörterungen erschienen seyn wird.

Es ist nämlich, wie die Leser unten sehen werden, zwischen dem

protestantischen Professor und dem katholischen Kanzler eines protestantischen Landes, ein Religionsstreit. Der Letztere hat ganz recht, die Grundsätze der Jesuiten, welche sich ja rühmen, die Hauptstütze seiner Kirche zu seyn, aufs Aeusserste zu verfechten, aber der erste Professor der Theologie einer protestantischen Universität, hat die heilige Verpflichtung vor Gott und Menschen das Fortschreiten in religiösem Glauben und die religiöse Lehrfreiheit mit aller Macht zu vertheidigen. Es kommt dabei auf die Grundlage des Protestantismus an, die Herr Credner besser kennen muss, als sein Kanzler. Es fragt sich, ob die Bibel, oder die Tradition, ob die Systeme der Theologen oder die ganz einfache praktische erwärmende Lehre Christi gelten soll. Christus predigte nicht den Pharisäern und Schriftgelehrten, nicht dem Pontius Pilatus und dem Kaiphas, die haben ihn so wenig verstanden als der Hessische Kanzler, er predigte den Armen, den Gedrückten, die von keiner Philosophie wussten, sondern nur durch Gottes Gnade erleuchtet waren, ohne alle Sophisterei. Ref. würde (auch wenn er Theolog wäre) nie mit irgend einem Jesuiten streiten. (Es sey denn, dass er auf eine solche Art angegriffen wäre, als Hr. Credner). Er ist zu sehr überzeugt, dass von der reinen Bibellehre, die er im Leben gehegt hat, und die ihn des Todes mit Freuden harren lehrt, dasselbe gilt, was Seneca vom Hercules sagen lässt, als dieser durch einen Bösewicht genöthigt wird, auf dem Scheiterhaufen den Tod zu suchen:

Quique omnia vicit, vincet quos cernitis ignes.

Der wahre Christ (der niemand schmäht und niemand verketzert) bedarf keiner doctrinären oder gar jesuitischen Gründe, sein Glaube kommt unmittelbar von Gott. Gott pflanzt dem Frommen, nicht dem Frömmler aus Gnade wunderbar einen Glauben ins Herz, der dann zu einem Felsen der Zuversicht wird, den weder Jesuiten noch protestantische Zeloten und Doctrinärs, weder Ungläubige noch Juristen, wie der Kanzler von Linde, noch die Pforten der Hölle selbst, erschüttern werden.

Der wahre Protestant bedarf weder der Tradition noch historischer Beweise, die stets gebrechlich sind und nur den überzeugen, der gern glauben will, er wird durch die Schrift selbst aufgefodert, in ihren Lehren und Tröstungen nicht Geschichte, sondern das ewige Wort zu suchen, welches in der Welt der Erscheinungen und in ihren Gesetzen sichtbar erkannt wird, und als Gottes Geschenk in seinem Innern verborgen war, bis es durch die Lehre, die wir Offenbarung nennen, zum Bewustseyn kam. Die Kenntniss der Gesetze der Welt, die Kenntniss der Gesetze der Vernunft, und die Uebereinstimmung der einfachen Lehre

der Schrift mit beiden, welche nicht mittelbar durch Gründe hervorgebracht wird, sondern unmittelbar erfolgt, ist uns Laien, die wir keine Systeme aufstellen, sondern nur seelig leben und sterben wollen, wahres Christenthum. Die Thatsachen, Dogmen, Ceremonien sind nützlich für den, der sie glauben und ihnen vertrauen kann, das Wesentliche ist für uns nur die Gnade, die wunderbar erleuchtet Gnade, Erleuchtung, Offenbarung des Himmels gelten uns für menschliche Benennung göttlicher (d. h. innerer und geistiger) Wirkung d. h. des unmittelbaren Ergreifens der dreifach ausgegossenen Offenbahrung Gottes.

Das ist freilich den Jesuiten und Pharisäern ein Aergerniss, den Schriftgelehrten und systematischen Theologen, (Doctrinärs und Scholastiker) ein Spott, den Sadducäern und Philosophen ein Hohn, wir berufen uns aber auf die Erfahrung eines langen und oft hart geprüften Lebens, wenn wir behaupten, wir verdankten es ganz allein dem redlichen Streben nach Erkenntniss und Licht, dass wir kurz vor dem letzten Einschlummern noch erfahren, was es heisse, wenn der Apostel sagt, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört hat und in keines Menschen Sinn kommen ist, das Gott denen geoffenbart hat, die ihn lieben.

Wer die Schrift kennt und lieset, so wie, wer die Kirchengeschichte und ihre Gräuel kennt, wird den Finger Gottes nicht blos in den poetischen Büchern des A. und N. T., sondern auch in den historischen um so deutlicher erkennen, je greller oft die Geschichte und die Deutung der Priester von der Lehre, die überall hervorleuchtet, absticht. Wir erkennen daher historisch zwar eine Fügung der Gottheit darin, dass für die äussere Kirche Formeln und Symbole erfunden wurden, denn ohne eine bestimmte Formel und ohne symbolische Handlungen ist keine äussere sichtbare Kirche möglich, ohne welche eine Einigkeit der Rohen und der Gebildeten nicht denkbar ist. Innerhalb dieser äussern Kirche bildet sich eine unsichtbare und himmlische nach und nach, aber nur, wenn denen, die dem Wortglauben entwachsen, erlaubt wird, sich an den Sinn nicht an Worte zu halten und so die Schrift zu deuten. Der Lehrer der Jugend oder der Gemeinde muss freilich die Pastoralklugheit haben, nicht seine individuelle Meinung, sondern nur das Bedürfniss seiner Gemeinde, welche er am besten kennt, zur Richtschnur seiner Lehre zu nehmen.

Diese Freiheit der Bibeldeutung der Protestanten, welche zwar eine heilige christliche Kirche und eine Gemeinschaft der Heiligen glauben und bekennen, diese aber nicht auf Erden suchen und den König derselben nicht in Rom wohnen lassen, sondern ihn für allgegenwärtig

und über allen menschlichen Begriff erhaben glauben, hatte Hr. Credner in einer Schrift vertheidigt, welche zum Theil gegen die juristische Sophistik seines katholischen Kanzlers gerichtet war. Diese Schrift hat den Titel: „Die Berechtigung der protestantischen Kirche zum Fortschritt auf dem Grunde der heil. Schrift.“ Wir sehen nun aus der Vorrede der hier angezeigten Schrift, dass, was wir sehr (auch um des Kanzlers willen) bedauern, Herr von Linde den Streit auf eine Art fortgesetzt hat, wie ein höherer Beamter niemals in gedruckten Schriften streiten sollte. Dies hat denn die Veranlassung gegeben, dass Hr. Credner in der Vorrede zu dem ersten Heft der Erörterungen, welche ganz friedlichen Inhalts sind, da sie nur zwei akademische Vorträge zu Giessen zum Andenken an den 300jährigen Todestag Luthers nebst Beilagen und geschichtlichen Erläuterungen enthalten, auf seinen Streit mit seinem gegen ihn, den Protestanten, mit den Waffen des Katholicismus (und leider! noch mit andern) ins Feld ziehenden Gegner zurückkommt. Da Hr. Credner die eigentliche Streitsache erst in einem folgenden Heft weiter führen will, so wird Ref. bei der Anzeige desselben auf die Sache eingehen, für dieses Mahl will er nur den Schluss der Vorrede anführen, um zu zeigen, wer eigentlich Ursache der Fortsetzung des Streits für und gegen den Jesuitismus ist.

Herr Credner sagt in der Vorrede der Erörterungen: Eine neue Vertheidigung der protestantischen Grundsätze des Fortschreitens auf dem Wege biblischer Erkenntniss gegen ultramontane Grundsätze des Katholicismus wird nöthig gemacht durch die Schrift des Herrn von Linde: „Die „Berechtigung der christlichen Kirche zum Fortschritt, Betrachtung der „Schrift des Herrn Dr. K. A. Credner Professor der evangelischen Theo-„logie zu Giessen. Die Berechtigung der Protestantischen Kirche Deutsch-„lands zum Fortschritt auf dem Grunde der heiligen Schrift. Von dem „Kanzler Dr. J. Th. B. von Linde. Mainz 1846. Auch als zweites Heft „der Schrift, Berichtigung confessioneller Missverständnisse.“ Es trägt diese Schrift, sagt Hr. Credner, welche, um mit ihren eignen Worten zu reden, den schlagendsten Beleg vom Mangel aller sittlichen Haltung bei jener Richtung abgiebt, der der Verf. dem, was er jammervollen Zeitgeist nennt, gegenüber huldigt, den Schein einer amtlichen Abfertigung meiner an sich (durch eine sich als officiell gebährdende Replik wird also, wie man sieht, eine Duplik nothwendig gemacht, und eine solche verspricht Herr Credner). Gleichwohl ist diese Schrift, fährt Herr Credner fort, aus künstlich herbeigeholten Schmähungen zusammengesetzt. Bei der Stellung ihres Verfassers, der mein Vorgesetzter ist, blieb mir

also nur die Wahl zwischen einer Injurien-Klage, und zwar wegen Verläumdung, und zwischen einer Widerlegung auf öffentlichem Wege. Da Herr von Linde selbst nicht den Weg gerichtlicher Klage gegen mich eingeschlagen hat, was, wenn dem Inhalte seiner Schrift Wahrheit zukäme, das Nächste gewesen wäre, so ist mir meinerseits der einzuschlagende Weg vorgeschrieben. Ich muss auf demselben Wege der Oeffentlichkeit antworten, auf welchem der Angriff geschehen ist. Dieser Angriff selbst ist ein dreifacher; ein amtlicher, oder offizieller, ein confidentieller und endlich ein auf böslichen Unterstellungen beruhender. Ich werde zum Erweise der gänzlichen Nichtigkeit und Unwahrheit des von Herrn von Linde Gesagten in mehreren getrennt gehaltenen Schriften antworten. Eine vorläufige Abfertigung war bereits dieser auf ein Fürwort in Gestalt eines prologus galeatus erweiterten Vorrede angewiesen. Anstände der Censur (Muss denn überall Cabale und Polizei der Sache der Religion oder der Regierung hinterlistig oder gewaltsam helfen wollen und dadurch die in Europa allgemeine Gährung vermehren? Weder Gottes Sache noch die gerechte Sache der Regierungen bedarf unter unserm braven und getreuen Volk verhasster Waffen!) sind jedoch der Durchführung einer solchen Selbstvertheidigung eines halbamtlich Angegriffenen, richtiger Geschmähten, hinderlich geworden u. s. w.

Dürfte Ref. dem würdigen Theologen einen Rath geben, so würde er ihm sagen: Die Person des Herrn von Linde sey allen denen, welche in Darmstadt und Giessen Bekannte hätten, so bekannt, dass sie Herr Credner ganz aus dem Spiel lassen können und eine Widerlegung persönlicher Angriffe oder rabulistischer Sophisterei gar nicht suchen dürfe. Herr Credner ist von jedem rechtlichen Manne zu sehr geachtet und durch seine theologische Gelehrsamkeit zu bekannt, als dass seine Person einer Rechtfertigung bedürfte. Widerlegen kann man alle die Leute, die (ihre Zahl ist jetzt Legion) schreiben und reden, wie der Kanzler von Linde, durchaus nicht, das haben schon Boileau, Pascal, Arnauld d'Andilly erkannt, sie haben desshalb gegen die Leute, deren Grundsätze Hr. von Linde vertheidigt, die lettres Provinciales geschrieben und dadurch den Feinden der christlichen Religion Waffen bereitet. Wir wollen daher lieber nicht spotten, um nicht die Unverständigen irre zu leiten. Die Reactionärs in Kirche und Staat treiben ihre Sache jetzt auf eine solche Weise, dass alle Anzeichen da sind, dass sie, wie Bonaparte, selbst ihre ärgsten Feinde seyn, und durch den Hohn und Spott aller derer, die nicht zum gemeinen oder vornehmen Pöbel gehören, stürzen werden, wie Bonaparte durch seinen Uebermuth.

Politische Beobachtungen, herausgegeben von Widmann. Drittes Heft. Auch unter dem besondern Titel: Das Wesen des Jesuiten-Ordens, dargestellt von Heinrich von Orelli. Potsdam 1846. Weisische Buchhandlung 336 S. 8.

Der Verfasser dieses durchaus historisch gehaltenen und gründlich belehrenden Buchs sagt gleich im Anfange der Vorrede, der Zweck seiner Schrift sey eine Protestation gegen den Jesuitenorden, diese Protestation müsse aber ganz allein auf eine genaue Kenntniss der innern Einrichtung desselben gegründet werden, denn sie entspringe aus einem natürlichen Widerwillen jedes unbefangenen Gemüths gegen das Institut, welches auf dasselbe einen zwiespaltigen Eindruck mache. Dieser Eindruck könne und müsse daraus erklärt werden, dass sich nachweisen lasse, dass es im Widerspruch mit sich selbst stehe.

Er sagt weiter, er habe für seinen Zweck zuerst das Princip des Ordens feststellen müssen, dann aber nach dem in der Prager Ausgabe von 1757. zwei Bände füllenden Institutum Societatis Jesu die Gesetze und Einrichtungen angeben müssen, wodurch dieses Princip erreicht werden solle. Das Princip des Ordens sey die Nachfolge Christi; er habe daher nicht die Constitutionen, sondern die exercitia spiritualia als Grundlage des Ganzen betrachten müssen, um diese schaare sich Alles, was die Constitutionen betreffe. Die ungetrübte Auffassung seiner Entwickelung der exercitia spiritualia habe eine Vorbereitung erfodert, welche er theils vermittelst der Quellen, theils durch eigne Mittel bewerkstelligt habe.

Das ganze Buch zerfällt in zwei grosse Hälften, Einrichtung des Ordens und Protestation dagegen. Was die Ordenseinrichtung betrifft, so handelt §. 4 bis 10. vom Eintritt in den Orden §. 11—13. vom ersten Noviziat, §. 14—24. von den exercitiis spiritualibus, §. 25 und 26. von der Lebensweise und den Studien der Schüler §. 27—29 vom dritten Probejahr und Profess. §. 30—32. von Bildung und Vorbildung der Priester und Prediger §. 33—34. vom Beichthören. §. 35—40. von Missionen. Das zehnte Capitel handelt vom Gelübde des Gehorsams und der Armuth, das eilfte von den Superioren, das zwöfte vom General, das dreizehnte ist überschrieben der General Aquaviva und handelt erst von seiner Zeit, dann von seiner Wahl, drittens von seinem Sinn und Bestreben. Im vierzehnten Kapitel wird unter der Aufschrift Industriae von dem gehandelt, was Aquaviva als Heilmittel der Seelenkrankheiten angab. Da ist die Rede dann von Milde und Strenge, von Dürre

Zerstreuung und Schwäche, vom Gehorsam, von Weltlichkeit und Ehrsucht, von Sinnlichkeit, von Verschlossenheit und Zorn, von Nachlässigkeit und Launen, von Anfechtung gegen das Institut, von Anfechtung gegen den Superior, von Aulicismus und Friedensstörung. Das fünfzehnte Capitel enthält die instructio pro Superioribus. In den folgenden drei Capiteln wird von den Residenzen, von der Einheit und dem Bestande des Ordens, von der vorgeblichen Nachfolge Christi, von der Elasticität des Ordens, von Loyola gehandelt. Im neunzehnten Capitel wird unter der Rubrik Statistik geredet vom neuen Jesuitenreich, vom alten Jesuitenreich, vom jetzigen Bestand und von den Operationslinien.

Von Seite 167—326 folgt der zweite Theil oder Alles das, was auf die Protestation Beziehung hat. Im zwanzigsten Capitel machen drey Paragraphen, Einer von der Symbolik, ein zweiter von den Umtrieben, ein dritter über dunkle Punkte, den Uebergang zur Protestation, dann wird im einundzwanzigsten Kapitel von Vertheidigern und Gegnern des Ordens geredet. Das Capitel hat vier Paragraphen, von denen §. 97. überschrieben ist, Eugen Süe, §. 98. Ravignan §. 99. Cahour. §. 100. Dialektische Methode. Im zweiundzwanzigten Capitel hat §. 101. die Ueberschrift Ratio studiorum §. 102. Protestation §. 103. Schluss.

Ref. hat den Inhalt des Buchs ausführlich angegeben, um zu zeigen, dass es nicht eine Invective, oder eine Declamation oder eine Deduction für oder gegen die Jesuiten, sondern eine wissenschaftlich abgefasste Darstellung des Wesens des Ordens und seiner Treibens enthalte. Auf eine Beurtheilung kann er sich nicht einlassen, sondern muss sich auf eine Anzeige beschränken. Dasselbe ist der Fall mit den folgenden ihm von den Verfassern gütigst mitgetheilten Werken.

Geschichte des Brandenburgisch-Preussischen Staats während des dreissigjährigen Kriegs, und im Zeitalter des grossen Kurfürsten von Dr. Ernst Helwing. Lemgo und Detmold. Meyersche Buchhandlung. 1846. 789 S. gr. 8.

Dies Werk des Herrn Professors Helwing in Berlin hat auch den Titel Geschichte des preussischen Staats und ist der dritte Band oder die erste Abtheilung des zweiten Bandes dieses Werks; es wird also gewiss bekannt genug in Preussen seyn, so dass eine blosse Anzeige der Fortsetzung eines, wie es scheint, lange unterbrochenen Werks hinreichen kann, um aufmerksam auf dasselbe zu machen. Seinen Standpunkt bezeichnet der Verf. in der Vorrede hinreichend. Er sagt nämlich:

„Er stehe einem beschränkten Brandenburgischen Territorial Patriotismus eben so fern, wie der sogenannten staatsbürgerlich deutschen Ansicht, die das heilige römische Reich auch noch in seiner tiefsten Entwürdigung für unantastbar und jeden kräftigen Versuch, allenfalls mit Hülfe von Fremden dem trostlosen Zustande ein Ende zu machen, für einen Hochverrath an der deutschen Nation erklärt.“ Er erklärt sich daher auch ausdrücklich zu Gunsten der historischen Ansicht des dreissigjährigen Kriegs, welche von Rommel in seiner Geschichte von Hessen gegen die Bairischen Akademiker und gegen eine Anzahl Preussischer Historiker siegreich durchgeführt hat. Er sagt daher auch in Beziehung auf den berüchtigten Grafen Schwarzenberg, der bis 1640. Brandenburg nicht im Interesse der Protestanten und des Kurfürsten, sondern in dem der Papisten und des Kaisers regierte:

Was die Resultate der Cosmarschen Monographie des Grafen Schwarzenberg angeht, so beruht sie, so viele schätzenswerthe Aufklärungen für die vaterländische Geschichte sie auch enthalten mag, am Ende doch ebenso, wie die neuerdings versuchten Rechtfertigungen Tillys und Anderer auf einer gänzlichen Verrückung des wahren Gesichtspunkts.

Uebrigens ist das Werk des Herrn Helwing nicht für Dilletanten und oberflächliche Leser, sondern für Freunde vollständiger, genauer und solider historischen Kenntniss und für gründliche Forscher berechnet, und kann, da es sehr ausführlich ist und überall Stellen aus den Quellen und Prüfung derselben in den Noten beifügt, neben Hr. Stenzel's durchaus gründlichem Werke sehr gut gebraucht werden. In das Einzelne einzugehen erlaubt uns der Raum und der Zweck der Jahrbücher nicht.

Lettres et Negotiations de Paul Choart Seigneur de Buzanval ambassadeur ordinaire de Henri IV. Hollande et de Francois d'Aerssen agent des Provinces unies en France (1598—1599.) Suivies de quelques pièces diplomatiques concernant les années 1593—1596. et 1602—1606. Publiées pour la première fois par G. G. Vreede, professeur de droit des Gens à l'université d'Utrecht etc. A. Leide chez S et J. Luchtmans 1846. 477 p. 8.

Der Professor Vreede in Utrecht ist uns schon durch eine 1841. erschienene Schrift (Nederland en Zweden in Staatskundige Betrekkung van Gustaav Wasa tot Gustaav Adolf 1523—1611.) als Forscher be-

kannt, er theilt diesmal Actenstücke mit, die für die Geschichte von Holland und von Frankreich Bedeutung haben. Eine Beurtheilung lässt daher das Buch nicht zu, es wird genug seyn, die Leser aufmerksam zu machen, dass die Actenstücke jetzt gedruckt vorhanden sind. Der Herausgeber hat übrigens nicht blos die Bereicherung der Sammlungen historischer Denkmale der wichtigen Periode, welcher die hier abgedrukten diplomatischen Arbeiten angehören, beabsichtigt, sondern er hat zugleich junge Diplomaten urkundlich über ihr Fach belehren und ihnen Muster gründlicher Arbeiten vorlegen wollen.

Beiträge zur Geschichte und Litteratur vorzüglich aus den Archiven und Bibliotheken des Kantons Aargau. Herausgegeben von Dr. Heinrich Kurz, Mitglied der Bibliotheks-Commission des Kantons Aargau, Professor an der Kantonsschule, und Placid. Weissenbach d. Z. Präsidenten des grossen Raths und Mitglied des Obergerichts des Kantons Aargau. Erster Band. Aarau 1846. H. R. Sauerländer Verlagshandlung. 136 S.

Die Herausgeber dieser neuen, besonders der Schweizergeschichte gewidmeten historischen Zeitschrift rechtfertigen zuerst ihre Behauptung, dass der Kanton Aargau an Archiven und Bibliotheken reicher sey als irgend ein Kanton der Schweiz und als manche andere Staaten überhaupt, durch Nachweisung und namentliche Aufzählung der Orte, wo Urkunden aufbewahrt werden, hernach entwickeln sie den Plan der Zeitschrift, den sie zu befolgen gedenken. Der ganze Plan ist nicht blos auf Sammlung ungedruckter Stücke Argauischer Archive, sondern auch auf seltene Bücher der Bibliotheken berechnet. Die Herausgeber ersuchen zugleich alle Freunde der Schweizergeschichte ihnen Mittheilungen zu machen und erklären sich deshalb über die Art von Mittheilungen, welche sie zu erhalten wünschen. 1. Originalurkunden und Actenstücke, welche einige Bedeutung haben. 2. Regesten. 3. Auszüge aus Anniversarien und Pfarrbüchern 4. Antiquarische Forschungen — Ueber Auffindungen aller Art — über altceltische, römische, mittelalterliche Alterthümer, Münz, Siegel, Fahnenkunde. 5. Freie historische Bearbeitungen, 6. Beiträge zur Rechts- Kirchen und Sittengeschichte. 7. Mittheilung oder genaue Beschreibung noch ungedruckter Handschriften. Eine achte Abtheilung soll endlich litterarische und bibliographische Mittheilungen enthalten. Da Ref. wünscht, so viel an ihm liegt, zur Förderung des

nützlichen und patriotischen Unternehmens der beiden Herausgeber beizutragen; so will er noch den Schluss der Vorrede mittheilen, worin sie sich über das Vorhergehende näher erklären und bestimmter zur Theilnahme an ihrem Unternehmen auffodern.

Dies wird der Inhalt unserer Zeitschrift seyn, heisst es in Beziehung auf die vorhergehenden acht Punkte; jedoch ist es keineswegs unsere Meinung, dass wir in jedem Hefte alle diese Rubriken zu berücksichtigen gedächten. Dies wäre ja schon wegen des beschränkten Umfangs der einzelnen Hefte nicht ausführbar: wir wollen nur damit andeuten, was der Inhalt der Mittheilungen allmählig seyn wird. Auch werden wir in demselben keine bestimmte Reihefolge beobachten, sondern sie so geben, wie sie sich am zweckmässigsten darbieten.

Die Herausgeber haben die Ueberzeugung — und sie nehmen keinen Anstand, sie hier auszusprechen — dass ihre Kräfte nicht hinreichen würden, den Beiträgen die wünschenswerthe Mannigfaltigkeit und Gelegenheit zu geben; sie haben es sich daher zugleich zur Pflicht gemacht, tüchtige und ruhige Mitarbeiter zu gewinnen. Es sind ihnen von mehreren ehrenwerthen Gelehrten der Schweiz Zusicherungen eingegangen, so dass sie schon im ersten Hefte im Stande seyn werden, Beiträge derselben zu liefern. Da das Unternehmen vielseitiger Mitwirkung bedarf, um recht zu gedeihen, so ergreifen die Herausgeber die Gelegenheit, alle Freunde der Geschichte und Litteratur um ihre geneigte Mitwirkung zu bitten. Die Herausgeber werden es sich zur Pflicht machen, alle eingegangenen Beiträge — — in so fern sie ihren Quellen und ihrer Ausführung nach zur Aufnahme in ihre Zeitschrift sich eignen — — baldigst zu berücksichtigen, so wie sie durch die Verlagshandlung, deren patriotischen Sinn allein die Möglichkeit des Unternehmens zu verdanken ist, in den Stand gesetzt sind, ein gemessenes Honorar zuzusichern.

Der Inhalt des ersten Hefts ist von der Art, dass jeder Forscher der deutschen, nicht blos der schweizerischen, Geschichte, die Erscheinung der Zeitschrift freundlich begrüssen und ihr einen glücklichen Fortgang wünschen wird. Auf den ersten achtundzwanzig Seiten theilt Hr. Weissenbach Urkunden über das Haus Habsburg mit. S. 28 — 77. füllt ein Aufsatz des Herrn Wackernagel über das Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen und die Zofinger Handschrift desselben. Der Aufsatz zerfällt in zwei Abschnitte: 1. Ueber das Schachspiel im Mittelalter überhaupt. 2. Ueber das Gedicht Konrads von Ammenhausen insbesondere. Von S. 78 — 89. handelt Hr. Weissenbach über die Sage von König

Rudolf von Habsburg. S. 89—96. Ein Aufsatz über Wernher Schodeber, den Chronikenschreiber, ebenfalls von Weissenbach. Dieser Aufsatz ist abgebrochen und wird im nächsten Heft fortgesetzt. Von 97—107. theilt Hr. Weissenbachs drei Urkunden mit, über die Rechte des Freiamts auf dem rechten Reusufer, der Vogtey Berkon und der Stadt Bremgarten im 14. Jahrhundert. Den Schluss machen des Hrn. Kurz Nachrichten von der Aargauer Kantonsbibliothek und Regesten von Muri.

Zum Schluss dieser Reihe von Anzeigen muss Ref. noch einer ihm neulich zugegangenen höchst mühsamen und höchst verdienstlichen historischen Arbeit des Hrn. Prof. Brömmel in Basel erwähnen, deren Beurtheilung er jedoch den Zeitschriften überlassen muss, welche ausführliche gelehrte Prüfungen gelehrter Schriften zum Zweck haben, was bei diesen Jahrbüchern nicht der Fall ist.

Genealogische Tabellen zur Geschichte des Mittelalters bis zum Jahre 1273. Mit sorgfältiger Angabe der Zeit und des Besitzes von Friedrich Brömmel, Doctor der Philosophie, ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Basel. Basel, Druck und Verlag der Schweighäuserschen Buchhandlung 1846. 71 Tafeln in Querfolio.

Wenn der Unterzeichnete eine ziemliche Zahl Schriften, die ihm von den Verfassern zugesendet oder geschenkt sind, hier nicht aufführt, so geschieht dies nicht, weil er undankbar ist, oder die Schriften nicht gehörig beachtete, sondern oft gerade darum, weil er einsieht, dass er nicht im Stande seyn würde, sich so ausführlich mit den Verfassern über die von ihnen behandelten Materien zu unterhalten, als sie von ihm zu erwarten geneigt seyn möchten. Ref. hat sich unvorsichtiger Weise die Last aufgeladen, zwei umfassende Arbeiten, von denen jedes seinen eignen Mann und zwar einen jüngern als er ist, erfodern würde, neben einander fortzuführen, er kann daher nur selten daran denken, eine Anzeige für die Jahrbücher zu schreiben und würde gar keine mehr schreiben, wenn ihn nicht freundschaftliche und collegialische Rücksichten abhielten, sich ganz davon zurückzuziehen.

Schlosser.

Nr. 53. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Selbstanzeige.

Rosshirt: Geschichte des Rechts im Mittelalter. Erster Theil. Canonisches Recht. Mainz bei Kirchheim, Schott und Thielmann 1846.

Der Verf. will eine ganz einfache Anzeige seines Unternehmens geben, in welchem er bezweckt, das Recht des Mittelalters, namentlich das geistliche oder canonische, ferner das römische recipirte, das angestammte lombardische, mit der Fortbildung in den Städterechten und mit der gesammten Wissenschaft und Fertigkeit der Zeit von dem zwölften bis in das sechzehnte Jahrhundert darzustellen. Er weis wohl, dass es bei einer so grossen Arbeit manche Lücken und Fehler geben wird, aber er versucht, was er leisten kann, hoffend, dass er manchen Stein zu einem Werke der Zukunft wird beigetragen haben.

Der zweite Band, welcher das Civilrecht darstellt, scheint ihm der wichtigste, theils wegen der neuen Entdeckungen in den Stadtrechtsgeschichten, theils der Literärgeschichte des römischen Rechts wegen, welches nämlich nur als Wissenschaft und Analogie im Gegensatze des angestammten Nationalrechtes uns von Nutzen war.

In dem vorliegenden ersten Theile hat er gezeigt, wie die kirchliche Ordnung Alles in sich verschlang, und wie das canonische Recht die Vermittlerin der römisch-germanischen Rechtsbildung wurde. Der Verf. hält hier für nothwendig, darauf aufmerksam zu machen, was er an seinem Buche für neu ansieht, damit er seinen Gegnern, an denen es schon jetzt nicht fehlt, zeige, was sie Neues finden können, wozu er dann auch schon im Allgemeinen rechnet, die Materialien des canonischen Rechts ganz in jenem Zusammenhange übersichtlich dargestellt zu haben, wie die innere Geschichte des Rechts im Mittelalter es verlangen dürfte. Im ersten Bande spielt Hostiensis, im zweiten spielt Azo, im dritten Rolandinus (diese sind ja die Männer der drei mittelalterischen summae) die Hauptrolle. Wir haben schon einen Recensenten vor uns, der ungeschikt genug war, dieses bekannte Verhältniss nicht einzusehen. Wir errinnern dabei an den Brief eines sehr berühmten Canonisten, der unser Buch gelesen hatte und vor zwei Monaten an den Verf. dieser Anzeige schrieb: „Auf Widerspruch der leichtfertigen Partheimänner, de-

ren es in der Wissenschaft so viel als im Leben gibt, müssen Sie rechnen."

„Aber ich bin sicher, dass das Buch in seinem grossen Werthe von denjenigen, welchen es um gründliche Wissenschaft zu thun ist, anerkannt werden wird."

Diese Bemerkung gilt hier eigentlich nur den anonymen Recensenten, von welchen unten noch mit ein paar Worten die Rede seyn wird.

Für neu hält der Verf. I. den Begriff der öcumenischen Concilien; welcher ein anderer ist, als derjenige, der in den neueren die Compilation des Gewöhnlichen enthaltenden Lehrbüchern z. B. bei Richter §. 84. steht.

II. Der Verf. findet das System des Decrets Gratians oder der kirchlichen Ordnung schon in den Werken Gregors des Gr. (§. 19).

III. Das Decret Gratians, welches der Verf. auf ganz sicheren historischen Nachrichten in Verbindung bringt mit dem Werke des Petrus Lombardus und dem wissenschaftlichen System jener Zeit, hat eine neue Conjectur seines Zusammenhanges erhalten. (§. 36.)

IV. Der liber septimus Decretalium hat eine neue Darstellung in der zweiten Anlage des Werkes. Sie war in einer deutschen Schrift bishieher nicht enthalten.

V. Die Geschichte des Primats der katholischen Kirche hat eine neue historische Entwickelung in dem bekannten Worte „transmarina" und dessen Interpretation erlangt, wovon selbst der berühmte J. H. Böhmer in seinem corp. jur. can. keine Vorstellung hatte, sondern die kirchenfeindliche Ansicht gegen den Katholicismus vortrug.

VI. Die Geschichte einzelner Rechtsdisciplinen z. B. des gemeinen deutschen Prozesses scheint durch unsre Arbeit gewonnen zu haben, was wir nur anführen, weil der berühmteste deutsche Canonist uns dieses brieflich versichert hat.

VII. Das System des canonischen Rechts in seiner historischen und natürlichen Einheit durch seinen innern Geist ist dargestellt, wie man schon in Beziehung auf die Beurtheilung des Vermögens der Kirche sieht. (S. 289.)

VIII. Praktisch auch für den Pandectisten nüztlich ist die Arbeit über die Bedeutung des canonischen Rechts für das jetzige gemeine Privatrecht, wobei der Verf. nur auf die Lehre über Gewohnheitsrecht, unvordenklichen Verjährung u. s. w. hinweist.

Doch genug des Einzelnen — bei der Masse der vorgebrachten Punkte konnte es gewiss nicht ganz an Unrichtigkeiten fehlen, allein

dem Allen steht, wie bei jedem menschlichen Werke, der Geist und die Methode gegenüber, in welcher das Buch gearbeitet ist, und diese musste der Geist des Katholicismus seyn, welcher ja die wirkliche Grundlage des Lebens im Mittelalter war.

Diesen Grundsatz wird auch Jeder gerne anerkennen, und daher hätte der Verfasser diese Selbstanzeige unterlassen können, wenn er nicht gleichsam dazu herausgefodert wäre. Von allen diesen Eigenthümlichkeiten unserer Schrift weis nämlich der Recensent im Leipziger Repertorium nichts, von dem wir jetzt sprechen werden. Welche Ignoranz!!!

Damit wir aber in der umgekehrten Stellung zu dem böslichen Gegner den Scherz vor dem Ernst stellen, können wir anführen:

Ein Leipziger Schachtelmacher verführt durch den dort wehenden Geist der Zeit und durch ein paar genossenschaftliche Partheien vielleicht auch aus südlicheren Gegenden und durch sein bekanntes eigenes Interesse für die Universität Heidelberg hat dem Verf. des Buches nicht nur Partheilichkeit für den römischen Stuhl, sondern auch Ignoranz, Schülerhaftigkeit und Unwerth aller Art so bubenhaft vorgeworfen, dass man die ganze Arbeit des Anonymus mit Stillschweigen übergehen sollte, wenn man nicht die offenen Unwahrheiten und derben Lügen rügen müsste, die der Anzeiger aufgetischt hat. Wer soweit leidenschaftlich und gleichsam wie aus dem Tollhause sprechend gleich im ersten Augenblicke der Erscheinung des Buches — also unüberlegt über das Buch herfällt, der sollte wenigstens seinen selbst geträumten Meister-Namen beisetzen, damit in der unedlen That doch noch eine Spur edler Gesinnung zu erkennen wäre. Aber zur Sache:

1) Der Recensent wirft dem Verf. vor — er habe die Prisca und die Sammlung des Dionysius für eine Sammlung erklärt, oder doch nicht gewusst, dass Dionysius nicht in Italien geboren sey — denn wir wissen nicht, was er will, weil er wirklich so schreibt, dass man an der Oberflächlichkeit seiner Darstellung erschrickt: aber derselbe Recensent hat eben so oberflächlich gelesen, denn sonst hätte er dasjenige, was er S. 25. nicht verstanden hat, S. 66. finden können; hier heisst es 3 Sammlungen, die prisca, die Dionysische und Isidorische. Leider fehlte S. 25. nach dem Worte prisca ein comma.

2) S. 43. stehe Hadriani papae und es müsse heisen Martini papae. Allerdings hat der Setzer das Martini nicht lesen können, und weil eine Zeile zuvor Hadrian stand „Hadriani“ gesetzt: allein S. 69. steht wieder: „Sancti Martini episcopi Bracarensis (denn nur Gratian machte den Irrthum „papae“): wovon schon oben d. i. S. 43. die Rede war.“

3) Er tadelt noch in formeller Hinsicht, (wie er sich ausdrückt,) dass man statt die dreitheilige Sammlung, „die dreitheiligen Sammlungen gesagt habe, dass man die beiden Ballerini wohl unterschieden, aber nur den Einen als Herausgeber allegirt hat, dass Gregor der Grosse oder eine Schrift über ihn (nicht aber der Verf.) regesta von regere ableite, dass man die Vorrede des ältesten Herausgebers der Concilien, des Merlin, habe abdrucken lassen, um die mittelalterische Zeit zu verstehen, ob doch die einschlagenden Artikel auch im Decreto Gratiani vorkämen (denn erfunden hat sie wahrlich Merlin nicht) u. s. w. und diese Dinge sollen den Verf. zu einem Ignoranten machen!!!

Noch kindischer ist der Mann in der Beurtheilung der Materialien, (wie er sagt:) Der Verf. habe die Taufe für ein naufragium angesehen — konnte er nicht denken dass die Buchstaben „d. i.“ bedeuten für die Sünden nach der Taufe — ja er macht den Verf. zum Lügner, weil er den Rhabanus als Wiederhersteller des Klosters Fuld ansieht u. s. w. Und dieses ist Alles.

Der Recensent war in der That so ungeschickt, dass er nicht einmal seine innersten egoistischen Gedanken verhehlte. Der Verf. dieser Anzeige will seine Gedanken, doch nur zur billigen Rache an dem Feind auch nicht verhehlen, er denkt zur Zeit noch nicht daran, die schönen Ufer des Neckar im Interesse des Recensenten zu räumen.

Gebirgskunde des Kantons Glarus von A. Escher von der Linth. Mit einer kolorirten Karte und einer Profil-Tafel. 41 S. in Octav. Zürich 1846. (besonderer Abdruck aus Heer's Gemälde des Kantons Glarus).

Die Gletscher des Vernagt-Thales in Tirol und ihre Geschichte von Dr. M. Stotter, Secretär des geognostisch-montanistischen Vereines in Tirol und Vorarlberg. Mit einer Karte des Rofenthales. 75 S. in Octav. Innsbruck, bei Wagner, 1846.

Das geologische Gemälde eines, in mehrfacher Beziehung wichtigen und interessanten Theiles des Alpenlandes trägt, gleich allen übrigen Arbeiten Escher's, das Gepräge gründlichen Wissens und höchst glücklicher Beobachtungs-Gabe.

Der Kanton Glarus bildet, nebst dem angrenzenden Theile von S. Gallen und Graubündten, das östliche Ende einer, von zahlreichen Längen- und Querthälern durchzogenen Gebirgsmasse, welche man,

nach dem erhabensten ihrer Gipfel, am bezeichnendsten Finsteraarhorn-Masse benennt. Ihr aus krystallinischen Felsarten, sogenannten Urgebilden, bestehender Kern ist in der Runde mit einem Saume Versteinerungen führender Sediment-Formationen umgeben; der mittlere Theil ihres Zuges erreicht merklich bedeutendere Höhen, als beide Enden. Die im Kanton vorkommenden Erscheinungen ergeben, dass die dortigen krystallinischen Gesteine nicht nur lange nach Erschaffung der Thier- und Pflanzenwelt, sondern sogar in verhältnissmässig sehr neuer Zeit gebildet wurden, und dass die Umwälzung, durch welche das Land seine jetzige Gestalt erhielt, eine der letzten ist vor dem Auftreten des Menschen. Wenn man nun auch in einem Lande, dessen Boden gewaltigen Revolutionen unterworfen gewesen, in die Augen fallende Beweise dieser letzten — aufgerissene und gewundene Schichten, Ueberdeckungen von Sediment Gesteinen durch krystallinische Felsarten, Umhüllungen einzelner losgetrennter Massen jener durch diese u. s. w. — gewissermassen voraussehen kann, so wird dennoch in Glarus die Erwartung des Forschers weit übertroffen, indem er Verhältnisse findet, deren befriedigende Deutung der Zukunft vorbehalten bleibt. Es bestehen diese räthselhaften Phänomene im unregelmässigen Auftreten eines krystallinisch gewordenen, wahrscheinlich der Oolith-Periode angehörigen Kalksteines, und in dem noch auffallendern einer Bildung, deren Gesteine durch rein krystallinische Kräfte, andere durch krystallinische und mechanische, und noch andere endlich fast ausschliesslich durch mechanische Kräfte erzeugt zu seyn scheinen; sie ist am mannigfaltigsten und mächtigsten entwickelt im Sernfthal, und unser Verf. bezeichnet dieselbe, nach dem bisherigen Gebrauche, als Sernfschiefer. (Die unter dem Namen Melser-Conglomerate bekannten Gesteine machen nur einige ihrer Abänderungen aus.) Da nun die Sediment-Bildungen durch jene abnorm auftretenden Gesteine in zwei, fast völlig von einander getrennte, Massen geschieden und die, über den Sernfschiefern befindlichen, zum Theile anders entwickelt sind, als die unter und südlich davon liegenden, so erachtete E. für geeignet, seine geognostische Beschreibung von Glarus in folgende drei Abschnitte zu theilen:

I. Krystallinische Felsarten und Sediment-Bildungen, welche zwischen den erstgenannten und den Gesteinen II. liegen;

II. Veränderte Kalksteine und Schiefer:

III. Sediment-Bildungen über den Sernfschiefern.

Von krystallinischen Felsarten kennt man im Kanton Glarus Granit und Gneiss nicht anstehend. Am Ostfusse des Tödi zeigt sich als Tiefstes ein „Granit-ähnliches" Gestein von dem gesagt wird, dass

es beinahe gar keinen Quarz enthalte und sich dem „Feldstein-Porphyr" nähere. Der ganze nördliche Fuss des Tödi, von der Höhe des Sand-Passes bis in die Thalenge der Sand-Alp u. s. w. besteht aus mehr oder weniger deutlichen schieferigen Gebilden, deren vorherrschende Gemengtheile Quarz und ein talkiges Mineral sind; sie verbinden sich südwestwärts innig mit entschiedenem Gneis.

Unter den Sediment-Bildungen werden erwähnt, und nach ihren Verhältnissen genauer geschildert: Jura- und Kreide-Formationen. Seit alter Zeit berühmt ist der Plattenberg wegen seines Reichthums an fossilen Fischen. Agassiz hat dieselbe in neuerer Zeit untersucht, und aus ihrem zoologischen Merkmalen gefunden, dass sie den jüngsten Kreide- oder den ältesten Tertiär-Absätzen angehören müssen; — ein Resultat, welches mit der aus den Lagerungs-Verhältnissen gefolgerten Alter-Bestimmung übereintrifft. Die bis jetzt in Plattenberg und bei Bettschwanden im Linththal gefundenen Fische gehören zu folgenden achtzehn Geschlechtern und einundvierzig Arten (wovon zur Zeit nicht eine anderwärts nachgewiesen worden): *Acanthoderma ovale* und *spinale*; *Acanthopleurus serratus* und *brevis*; *Acanus ovalis*, *Reglei*, *arcuatus*, *oblongus* und *minor*; *Podocys minutus*; *Fistularia Königii*; *Vomer priscus*; *Palaeorhynchum longirostre*, *Egertoni*, *glarisianum*, *latum*, *medium*, *Colei* und *microspondylum*: *Palymphyies longus*, *brevis* und *latus*; *Archanus glarisianus* und *brevis*; *Isurus macrurus*; *Pleionemus macrospondylus*; *Anenchelum glarisianum*, *isopleurum*, *dorsale*, *heteropleurum*, *latum* und *longipenne*; *Nemopteryx crossus* und *elongatus*; *Osmerus glarisianus*; *Clupea brevis*, *megaptera* und *Scheuchzeri*, *Uropteryx elongatus*, *Microspondylus Escheri*; *Elopides Couloni*. Ausser den Fischen kennt man vom Plattenberg auch Abdrücke einer Schildkröte und eines Sperling-artigen Vogels.

Es folgen nun ausführliche Betrachtungen über den veränderten Kalkstein und die *Sernf*-Bildung, so wie über die Sediment-Formationen über den Sernf-Schiefern (Jura-, Kreide- und Tertiär-Gesteine, Bildungen, neuer als die Entstehung der grossen Querthäler und Alluvionen). Indem wir unsern Leser in jener Hinsicht auf die Schrift selbst verweisen, sey gestattet, die Folgerungen anzudeuten, welche der Verf. aus der geognostischen Beschaffenheit des Kantons *Glarus* über die Vorgänge ableitet, durch deren Eintreten die gegenwärtige Gestalt der Gegend herbeigeführt ward.

Vom „sedimentären Transitions-Gebirge" ist im besprochenen Kanton, wie in den Schweizer-Alpen überhaupt, nichts bekannt. Ob die Anthra-

cit-Schichten der *Sand-Alp* eine Andeutung der, im nördlichen Europa und Amerika sehr mächtigen, Kohlen-Formation seyen, ist keineswegs bestimmt ausgemittelt; ebenso ob man die Sernf-Conglomerate als eine, mit dem rothen Todtliegenden ursprünglich gleichzeitige, Bildung zu betrachten habe. Vom Zechstein, wie von der ganzen Trias-Formation, ist keine sichere Spur nachzuweisen. Erst durch das Auftreten der Oolithe erhalten wir einen Vergleichungs-Punkt mit den Sedimentär-Ablagerungen anderer Gegenden. Sie sind mächtig entwickelt, jedoch ohne dass es, wenigstens gegenwärtig, möglich wäre, die verschiedene Unter-Abtheilungen anderer Länder genauer zu bezeichnen. Alle darin aufgefundene Fossil-Reste stammen ohne Zweifel von Meeres-Erzeugnissen ab; von Land- und Süsswasserthieren, oder Pflanzen lässt sich nicht die geringste Spur aufweisen (in so fern man den Anthracit der *Sand-Alpen* zur alten Kohlen-Formation rechnet); die *Glarner* Oolith-Bildung darf daher mit Sicherheit als Niederschlag aus Meereswasser angesehen werden. Sie erscheint im nördlichen Theile des Kantons in gleichförmiger Lagerung durch sämmtliche Etagen der Kreide-Formation bedeckt. Auch letztere enthalten nur Ueberreste von Meeres-Producten, so dass, während dieser Zeit, ebenfalls keine heftigen Umwälzungen sondern nur allmälige Senkung des Meeresbodens statt gefunden haben dürften. — Ganz anders verhält sich die Molasse (das Tertiär-Gebirge). Im Kanton *Glarus* sowohl, als in der übrigen *Schweiz*, und allgemein in einem sehr grossen Theil der Nordseite des gesammten Alpen-Gebirgs hört die Molasse auf mit dem Beginnen des Kalk- oder Flötz-Gebirges. [Wir müssen uns leider versagen, dem Verf. in seinen umfassenden Betrachtungen, das Molasse-Gebilde und dessen interessante Verhältnisse betreffend, zu folgen und wenden uns sogleich dem Schlusssatze zu.] Dass die grosse Revolution, welche dem Alpen-Gebirge seine jetzige Gestalt gab, zwischen der Ablagerung der Molasse und jener des Diluviums statt gefunden, geht deutlich daraus hervor, dass sämmtliche Molasse-Glieder davon betroffen, und in ihrer ursprünglichen Lagerung gestört wurden, jene des Diluviums dagegen nicht. Während der Bildung der geschichteten, augenfällig durch Wasser abgesetzten Diluvial-Massen, wovon im Kanton *Glarus* bis jetzt nichts mit Bestimmtheit gefunden ist, scheint ein, dem gegenwärtigen ähnliches Klima in der Gegend geherrscht zu haben. Erst nach Ablagerung der befragten Formationen, fand die Zerstreuung der grossen Alp-Blöcke, aus Hochthälern in die ebene Schweiz hinaus statt, und ihre Anhäufung in concentrische, oft die Thäler quer durchsetzende Wälle. Mögen auch Naturforscher über die Ursache je-

ner höcht merkwürdigen Erscheinung sich streiten; es bildete dennoch wahrscheinlich der Blockwall, auf dessen Ueberresten ein grosser Theil der Stadt *Zürich* steht, ursprünglich einen vollständigen Damm, und die von der *Sihl* hergeführten Geschiebe-Massen dürften den *Züricher-See* so aufgestaucht haben, dass er mit dem *Walen-See* eine zusammenhängende Wasserfläche ausmachte; der Schlamm, welchen man zwischen dem *Walen-* und *Züricher-See* überall als Sohle des breiten untern *Linththales* trifft, wo nicht der spätere Lauf des Flusses Geschiebe abgelagert und jenes lockere Material weggerissen hat, deutet unzweifelhaft darauf hin, dass die *Linth*, — deren damals noch nicht ausgeglichene Ufer gewaltige Schuttmassen liefern mochten, — ihre feinen Schlammtheile lange Zeit hindurch in ein Seebecken ausbreitete und damit dessen Boden erhöhte, wodurch der Grund zur jetzigen Fruchtbarkeit dieser Gegend gelegt wurde.

Als Anhang findet man Nachrichten über verschiedene, im Kanton *Glarus* vorkommende Mineralien und nutzbare Steinarten.

Die, der Schrift beigegebene, geologische Karte des Kantons, desgleichen die Gebirgsdurchschnitte sind ebenso genau als zierlich ausgeführt.

Wenden wir uns nun zur Arbeit Stotter's über die Gletscher des Vernagt-Thales in Tirol. Der Verf. ist ein Kenntniss-reicher, durchaus tüchtiger Geolog, von dessen regem Eifer noch sehr viel für die Kunde seiner so höchst anziehenden heimathlichen Gebirgswelt zu hoffen ist. Der Gegenstand, welchen er in vorliegender Schrift behandelte, gehört zu denen, die ein nicht gewöhnliches Interesse gewähren. Es ist die Rede von ausserordentlichen Vorgängen am Gletscher eines der bedeutendsten Tiroler Thäler, und die Art und Weise, wie die Aufgabe gelösst wurde, sichert dem Innsbrucker Gelehrten den wärmsten Dank jedes Freundes der Natur-Wissenschaft.

Zehn Stunden westwärts von *Innsbruck* öffnet sich das *Oetzthal*. Mauren gleich steigen die Berg-Reihen aus den Tiefen empor; bis zu schwindelnden Höhen thürmmt sich Fels auf Fels im kühnsten Baue. Nur in Spalten und Klüften des Gesteines, auf schmalen Absätzen und weniger steilen Gehängen vermögen Pflanzen sich festzuhalten, gelingt es den Wurzeln des Nadelholzes sich anzuklammern. Kuppen und Bergrücken sind nicht, wie im *Zillerthal*, mit duftenden Alpenweiden bekleidet; Schnee und ewiges Eis herrschen in weiter Fläche. Die Thalsohle allein ist Cultur-fähig. Hier, wo steile Berge die Wärme zusammendrängen, wo zahlreiche Bäche und Quellen den Boden befeuchten, gedeihet Flachs, reift Korn noch auf einer Meereshöhe, welche in andern Gegenden

Nord-Tirols den Bergwiesen eingeräumt ist. Diese schöne gesegnete Thalflur zerfällt in eine Reihe Kessel-förmiger Weitungen, Stufen-artig über einander gelegen, und durch steile Absätze geschieden. Alle diese Verhältnisse, denen sich noch andere beigesellen, führen zur mehr als wahrscheinlichen Ansicht: das ganze *Oetzthal* habe, in vorgeschichtlicher Zeit aus einer Reihe von höher und höher übereinander gelegenen See'n bestanden. Mit dem letzten dieser Becken endet unser Thal, welches sich bis dahin fast ungetheilt erhalten, und drei Hochthäler gehen von dort in divergirender Richtung aus. Südöstlich zieht der Saumweg durch das *Timlsthal* über das *Timlsjoch* nach *Passeir*; südwärts steigt das *Gurglerthal* an, und endet am Eismeer des grossen *Oetzthaler-Ferners*; südwestlich windet sich das Spalten-artige *Fenderthal* aufwärts.

Das *Fenderthal* — von *Zwiefelstein* bis *Fend*, 6045 Wiener Fuss über dem Meere, rechnet man fünfthalb Stunden — ist sehr schmal, die Berge steil, Gletscher blicken von beiden Seiten herab, und öfter überspannen Schnee-Lawinen-Reste Brücken-artig das tiefe Bett des Thalbaches. Im Winter dient letzteres, hoch mit Schnee erfüllt, als Strasse auf welcher die Bewohner von *Fend* und *Rofen* ihren Bedarf an Getreide und Holz sich zuführen. *Fend*, eine einsame Alpen-Gegend, dürfte die höchst gelegene Ortschaft in *Tirol* sein. Südwestlich scheidet die Kegel-förmige *Thalleit*-Spitze das Spiegelthal vom *Rofenthale*. Letzteres umschliesst den ehemaligen Burgfrieden von *Rofen*, berühmt in der Geschichte und im Sagenkreise von *Tirol*.

Alle Berge des *Oetzthales* und seiner Hochthäler, ja der ganze *Oetzthaler-Stubaier*-Gebirgsstock bestehen beinahe nur aus Gneiss, der von Hornblende-Schiefer und Eklogit durchzogen wird, mit Glimmerschiefer überlagert und nach aussen umgeben erscheint. Letztere Felsart bildet die erhabensten Spitzen und steigt nicht selten zu Höhen von 11,000 F. empor. An der Grenze des Gebirgsstockes trägt der Glimmerschiefer jüngere Kalk-Gebilde.

Der Verf. schickte diese topographische Skizze des *Oetz*- und *Fenderthales* — in der wir ihm nur sehr andeutend folgen konnten — voraus, um auf den eigenthümlichen Bau jener Thäler und Gebirge, und auf die Spuren vormaliger Gletscher-Ausdehnung aufmerksam zu machen. Er wendet sich nun zu dem Ferneren des *Vernagtthales*.

Keine Thal-Bewohner Tirols haben seit Jahrhunderten mit mehr Aufmerksamkeit die Gletscher beachtet, als die Oetzthaler. Nicht der Jäger, welcher das Murmelthiere in den Gestein-Klippen des Hochgebirges aufsucht, oder der Gemse über Schneefelder und Eisschründe nacheilt,

nicht der Senne allein, der in der Alpenhütte neben dem Ferner-Strome haust, kannten aus langer Anschauung diese Wunder ewigen Winters, wie es in allen Hochthälern der Fall ist, wo Gletscher die Bergspitzen umkleiden. Der gewohnte Anblick strahlender Eisflächen, welche von allen Seiten sich ins Thal neigen, das Fremde und Unbegreifliche dieser Gebilde, hätte, wie an andern Orten, wohl Sagen und Mährchen geschaffen; aber eine Beachtung der Bewegung dieser Eismassen würde auch hier nie erfolgt seyn, wenn nicht ausserordentliche Erscheinungen, und deren traurige Folgen die Oetzthaler gezwungen hätten, jene Ferner, welche im hintersten Theile ihres Thales eingeschlossen sind, nie völlig aus den Augen zu verlieren. Sie wussten, — und fast jede zweite Generation hatte es erfahren, — dass die Eisberge des *Gurgler*- und *Rofenthales* Ursachen der ausgedehnten Ueberschwemmungen sind, welche ihre fruchtbare Thalsohle von Zeit zu Zeit verwüsteten; mit ängstlicher Besorgniss sahen und verfolgten sie jede Bewegung in den Eislagern. Wenn der grosse *Oetzthaler*-Ferner seine „Zunge," Endspitze, so weit durch das *Gurgel*-Thal herabschob, dass er die Mündung des *Langthales* — ein Zweig des *Gurgler*-Thales — verschloss, und dadurch den Abfluss des *Langthal*-Ferners hemmte und zum See aufstaute, oder wenn der *Vernagt*-Ferner aus seinem Seitenthale gegen die Sohle des *Rofenthales* herabstieg, und mit seinem breiten Eisstrom, dem Laufe der *Ache* einen Damm entgegenwarf — verbreitete sich nicht nur im *Oetzthale* Angst und Schrecken, sondern auch im *Innthale* und selbst in *Innsbruck*. Die grossen Wassermassen, welche sich zu See'n von mehreren hundert Klaftern im Durchmesser anhäuften, schwebten gleichsam über den Köpfen der Thal-Bewohner, vom plötzlichen Abflusse nur durch leicht zerbrechliche Eisdämme geschützt. Brechen diese Dämme, zerklüftet das Eis, so ist Feld und Haus, und Alles was in der flachen Thalsohle liegt, aufs gefährlichste bedroht, ja der Vernichtung preisgegeben. Diese Ferner-See'n mit schwimmenden Eisstücken, welche von Zeit zu Zeit sich bildeten, und sodann mehr oder weniger zerstörend sich wieder entleerten waren Ursachen, die Oetzthaler zur Beobachtung der Ferner zwingend; sie veranlassten schon in frühern Jahrhunderten die Landes-Regierung zur Untersuchung jener ungewöhnlichen Ereignisse. — Man erzählt sich im *Oetzthal* die Sage, dass die Gletscher erst im dreizehnten Jahrhundert, nach einer Reihe sehr kalter und schneereicher Winter, enstanden seyen. — Die erste sichere Nachricht, von einer Bewegungs-Periode des *Vernagt*-Gletschers — deren, mit der neuesten, wovon später die Rede seyn wird, fünf nachweisbar — fällt in die Jahre 1599 bis 1601.

Im grossartigen Maassstabe erneuerte sich die Erscheinung 1677. Bis 1681 verschloss das Eis das *Rofenthal*, und nahm in den Sommer-Monaten stets ab, im Herbst und Winter aber zu. Nach Verlauf von fast neunzig Jahren erwachte wieder eine rege Thätigkeit in den Eisfeldern, wovon die Rede. — — Seit dem Jahre 1822 war das untere Ende des *Hoch-Vernagt*-Ferners mehr als eine Stunde zurückgewichen, und so niedrig geworden, dass man dasselbe an jeder Stelle ohne Mühe ersteigen konnte. Das Abschmelzen dauerte hier noch fort, als sich der *Rofenthaler* Ferner zur neuesten fünften Bewegungs-Periode rüstete, und auch der *Hoch-Vernagt*-Ferner im obersten Theile seiner linken Seite anzuschwellen begann. Im Jahre 1840 bemerkte man, dass der erst erwähnte Gletscher mächtig an Höhe zunahm, dass immer mehrere und grössere Klüfte sich erzeugten. Zwei Jahre später verbreitete sich das Auflösen des *Rofenthaler* Ferners bis an sein unteres Ende, der Schutt an der Vereinigungs-Stelle beider Gletscher wurde gehoben, ihre Verbindung stellte sich deutlich dar, und das Eis drängte schon ins *Vernagtthal* herein. Im Sommer 1843 zerklüftete auch der *Hochvernagt*-Gletscher und schritt im Herbst Thalabwärts, Dies vermehrte die Aufmerksamkeit der Bewohner von *Rofen*, und so oft die Witterung des stürmischen Winters von 1843 auf 1844 es gestattete, beobachteten sie das geheimnissvolle Treiben ihrer Eisberge. Das grossartige des Phänomens, besonders aber die Gefahr einer verheerenden Ueberschwemmung bewogen die Landes-Behörde genauere Untersuchungen einzuleiten.

Die milde Witterung im Januar 1845 — wo die Besorgnisse wegen drohenden Ueberschwemmungen im Oetz- und Innthale sich sehr verbreitet hatten — machte eine Reise zum *Vernagt*-Ferner ausführbar. Es war in wissenschaftlicher Hinsicht wichtig zu erfahren; ob der Gletscher in jener Jahreszeit vorrücke, da berühmte Naturforscher der Schweiz das Gegentheil beobachtet haben wollten. Zwei Forst-Beamte Rettenbacher und Hepperger, unternahmen am 3. Januar die mühevolle, mit Lebensgefahr verbundene, Wanderung. Sie fanden, dass der Ferner seit dem 18. October um 83° [Wiener Klafter?] vorgerückt sey und überall an Breite und Höhen zugenommen hatte. Er bewegte sich am erwähnten Tage, um die Mittagszeit, am untern Ende in einer Stunde sechs Zoll Thalabwärts, während der Seitenrand um drei Zoll anstieg. — Den schönen Januars-Tagen folgten ein strenger Februar und ein Schnee-reicher März. Erst im Mai schmolz der Schnee, und am 19. konnte man durch Beobachtung zur Ueberzeugung gelangen, dass der Ferner, in den letzten winterlichen Monaten, bedeutende Aenderun-

gen erlitten hatte. Eine genaue Bestimmung der Geschwindigkeit, womit derselbe an jenen Tagen vorrückte, war übrigens nicht zu erzielen; das litt jedoch kein Zweifel, dass der *Vernagt*-Gletscher in 136 Tagen, vom 3. Januar bis zum 19. Mai, 237⁰ vorgeschritten sey, und an Mächtigkeit und Breite so viel gewonnen hatte, dass er die am 18. October v. J. bezeichneten Marke um mehr als dreissig Fuss bedeckte. Alle Spuren ehemaliger Gandecken [Morainen] an der Seite des *Plattei*-Berges waren verschwunden, der Abfluss der Ferner gewährte bemerkenswerthe Aenderungen. Bei allen Verhältnissen — achtete man sich überzeugt, dass der Eisstrom in kurzer Zeit die Sohle des *Rofenthales* erreichen werde, und schon am 1. Juni stieg der *Vernagt*-Ferner ins *Rofenthal* hinab. Die Bewegung des Eises wurde in den letzten Tagen so beschleunigt, dass man das Vorrücken der Eis-Trümmer deutlich mit freiem Auge wahrzunehmen vermochte. Im *Oetz*- und im *Innthale* verbreitete sich allgemeine Furcht; mit gesteigerter Angst sahen die Bewohner der nächsten Zukunft entgegen. Der Chef des Landes-Gouvernements, Herr Clemens Graf zu Brandis, veranlasste Fachmänner, zu denen auch unser Berichterstatter gehörte, die ungewöhnlichen Erscheinungen an Ort und Stelle zu untersuchen, und Vorschläge zu machen, wie der drohende Ausbruch des Ferner-See's zu verhüten, oder wenigstens in seinen verderblichen Wirkungen zu mässigen wäre. Den 12 Juni wurde die Reise angetreten, an welcher auch der Herr Landes-Gouverneur selbst Theil nahm. Als die *Plattei*, der unterste Vorsprung des Berges gleiches Namens erreicht war, stand man, nach wenigen Schritten am Abhange derselben gegen das *Vernagt*-Thal. Der Anblick, welchen der untere Theil des Gletschers darbot, zeigte sich durchaus neu. Nirgends in *Tirol*, so gross das Gebiet der Ferner ist, so mannigfaltig deren Formen sich ausbilden, kennt man einen Gletscher, dessen Erscheinung mit jener vergleichbar wäre; nirgends sind die Klüfte so tief und breit, nirgends findet man die Zerstückelung der, mit zahllosen Eisblöcken bedekten Oberfläche so weit vorgeschritten. Das Krachen und Tosen zusammenbrechender Eis-Pyramiden, ein Knistern und Rauschen, welches aus dem Innern des Eisberges hervorzukommen schien, dauerte fast ohne Unterbrechung. Jenseit des Ferner-Endes breitete sich der See aus; seine Oberfläche reichte von einer Thalwand zur andern und ging eine Viertelstunde weit zurück, grosse Eistrümmer schwammen auf derselben herum und wurden vom Winde Thaleinwärts getrieben.

Es ist uns nicht vergönnt, den Verf. in seinen interessanten und

wichtigen Bemerkungen, die Untersuchungen der technischen Commission betreffend, zu folgen, mögen unsere Leser das Weitere im Gehalt-reichen Büchlein, das wir besprechen, nachsehen. Auf den Ferner selbst konnten unsre Bergfahrer nirgends gelangen, um die Tiefe der Klüfte zu messen, um den Stand der Temperatur und der Feuchtigkeit, die Structur des Eises u. s. w. zu untersuchen. Es wäre zu gefahrvoll, ja unmöglich gewesen, sich zwischen die Eistrümmer zu wagen, die jeden Augenblick Einsturz drohten. Später überzeugten sie sich auf indirecte Weise, dass eine compacte, nicht zerrissene Ferner-Masse unter den Ruinen bestehe. Zur Lösung practischer Fragen wurde es nothwendig, möglichst genaue Maasse von Mächtigkeit und Breite des Eisdammes, so wie von Ausdehnung und Tiefe des See's zu erlangen, um schützende Vorkehrungen gegen die drohende Wassernoth in Vorschlag bringen zu können. (Die Ergebnisse finden sich S. 48 ff. sehr genau angegeben.)

Am 14. Juni, gegen ein Uhr Nachmittags verliess man den *Vernagt*-Ferner und kehrte über *Plattei* zurück.

Wo immer Gneiss-artiger Glimmerschiefer von Rasen unbedeckt ist, zeigt er die entschiedensten Schliff-Flächen; seine Quarz-Adern sind so glatt und glänzend abgerieben, dass sie wie Glas spiegeln. Auf den *Rofnerwiesen* bemerkte man, dass die *Ache* plötzlich ihre Farbe änderte, dunkelbraun wurde und Eisstücke brachte. Der Ruf: „Der See bricht aus" gieng von Mund zu Mund. Auf der *Rofner* Brücke angelangt, es war $4^3/_4$ Uhr, fanden die Wanderer, dass der Bach um 3—4 Fuss höher floss, wie gewöhnlich, und sehr allmälig zunahm. Bald nach 5 Uhr zeigte das Senkblei 2^0 Wasserhöhe. Jetzt erhob sich die *Ache* sehr schnell; es wurde gewiss, dass der See plötzlich mit grosser Gewalt den Eisdamm durchbrochen habe. Nicht eine Stunde verstrich, so war der ganze See abgeflossen. Bestimmt man die Wasser-Menge nach hydrostatischen Regeln, so berechnet sich dieselbe auf 336,798 Cubic-Klafter. Jenes Schauspiel war grauenvoll. Die Wuth, womit das flüssige Element an jeder Biegung der Felsenkluft zurückgeworfen wurde, die Blitzes-Schnelle mit welcher es dahin schoss, die gährende Bewegung der Brandung und das Donnern der, an die Gestein-Wände geschleuderten, Felsbrocken und Eisstücke, lassen sich nur Erscheinungen vergleichen, wie solche der hohe Wasserfall eines mächtigen Stromes hervorbringt. — — Im Anblick des grossartigen Natur-Schauspieles versunken, hatten unsere Wanderer ihrer eignen Sicherheit nicht gedacht. Schon erreichten tobende Fluthen die Stütz-Balken der Brücken, auf welcher sie standen, und die Felsplatte, die jene Balken trug, war der ganzen Länge nach

gespalten, mit der Schlucht-Wand nur lose verbunden. Um 5 Uhr 18 Minuten erreichte die hohe Fluth *Fend*, zwischen 1 und 2 Uhr Morgens *Innsbruck*; in ungefähr acht Stunden hatte sie den zweiundzwanzigstündigen Weg zurückgelegt.

Stotter und seine Gefährten beabsichtigten am nächsten Tage einen abermaligen Besuch des Ferners, um von der Art des Durchbruchs sich genauer zu überzeugen, so wie um einige Maasse von Tiefe und Ausdehnung des See's zu nehmen. Sie erhielten jedoch am Morgen des 15 Juni die Kunde: man könne wohl ins Seebett gelangen, es sey aber in dem Grade mit Schlamm und Eis-Stücken bedeckt, dass ein Fortkommen unmöglich werde. Der ausgesendete Bote berichtete: der See habe den Eisdamm nicht, wie zu vermuthen gewesen, an der Querwand durchbrochen, sondern im tiefsten Grunde, da wo die Felsen-Schlucht unter demselben fortziehe; die Oeffnung sey wieder geschlossen, und der See sammle von neuem Wasser an; das Bächlein, welches höher am Eise entsprang, und über eine Felsen-Platte der Querwand in die Schlucht stürzt, fliesse, wie zuvor, ungestört fort. — Letztere Bemerkung war von besonderem Interesse: indem sie zu bestätigen schien; dass eine feste, dichte Eismasse unter den Trümmern vorhanden sey, und die Schlucht, einem Gewölbe gleich, überziehe. Reichte die Zerstückelung des Ferners bis auf den Grund, so müsste das Wasser jenes kleinen Baches nothwendig zwischen den Spalten der Trümmer versinken, und könnte nicht jenseit der Schlucht hervorquellen. Dieses starre, feste Eis-Gewölbe erklärt zugleich, warum der See an der breitesten Stelle des Dammes durchbrach. — Von der Oberfläche des Ferners rollten, ehe dieser das *Rofenthal* erreichte, viele Stücke ab, und wurden vom vorrückenden Gletscher fortgeschoben. Jene Eisstücke mussten die Schlucht der *Ache* schon erfüllt haben, als der Ferner dem Rande derselben nahe kam, und dieser schritt so fort über die ausgefüllte Schlucht mit seinem dichten untern Theile bis an die Querwand. Die Eisstücke in der Schlucht hatten immerhin nur lockere Verbindung, hemmten sie auch den Abfluss der *Ache*, so konnten dieselbe für die Dauer nicht jenen Widerstand leisten; welchen die dichte Eismasse dem Wasser-Drucke entgegensetzte. Je höher das See-Niveau stieg, um desto grösser wurde der Druck auf diese Trümmer. Endlich widerstand ihre lose Verbindung nicht länger, das Wasser bahnte sich einen schmalen Kanal, der schnell erweitert wurde und zuletzt den Abfluss des ganzen See's gestattete. Sobald der Wasserdruck gegen den Eisdamm aufhörte, rollten zahllose Eisstücke in das See-Becken und verschlossen den Abfluss-Kanal. Sie waren aber nicht

stark genug, und das Wasser musste bald wieder einen Ausweg finden. (Der Erzählung eines Hirten zu Folge, welcher während des Ausbruches an der *Plattei* war, sah man, wie das Wasser anfangs in sehr mächtigem Bogen-förmigen Strahle aus dem Ferner-Grunde hervorsprang, bis sich allmälig die Oeffnung erweiterte und der Druck nachliess.)

Die Erscheinungen, welche die Gletscher des *Vernagt*-Thales, in der besprochenen jüngsten Zeitscheide ihres Vorrückens, zeigten, haben, so weit Berichte darüber belehren, die grösste Aehnlichkeit mit denen früherer Perioden; nur in der Entwickelung findet ein Mehr oder Minder statt. Jede Periode verkündet sich durch gleichzeitiges und gewaltiges Aufblähen des Eises in den obersten Lagen und Firnkaren des *Rofenthaler*- und *Hoch-Vernagt*-Ferners. Erst nachdem dieses Aufblähen gewisse Grade erreicht hat, beginnt die Bewegung Thalabwärts; sie ist langsamer am ersten, schneller am zweiten der genannten Gletscher. Die grösste Geschwindigkeit tritt nach Vereinigung beider ein, und nimmt in dem Grade zu, als ihre Zungenspitze sich der Sohle des *Rofenthales* nähert. Nie beobachtete man, auch während der schnellsten Bewegung, eine Verminderung der Mächtigkeit des Eises in obern Regionen, im Gegentheil nahm der senkrechte Durchmesser stets in gleichen Verhältnissen mit der Ausdehnung der Längen-Axe des Ferners zu. — Die Bewegung selbst zeichnet sich durch ungewohnte Schnelligkeit aus, wie solche andern Gletschern keineswegs eigen ist, auch nicht den zunächst gelegenen. Mit dem sehr beschleunigten Voranschreiten, stand die Zunahme der Mächtigkeit in geradem Verhältnisse.

Während, den Beobachtungen der Schweizer Naturforscher gemäss, die Bewegung des Eises am Aar-Gletscher sich gegen das untere Ende in dem Masse verminderte, als er demselben näher war, und die Zungenspitze täglich kaum merkbar vorrückte, war es am *Vernagt*-Ferner gerade diese, welches ungewöhnlich schnell voraneilte. — Eine andere, nicht weniger interessante Erscheinung am letztern Gletscher, ist die Unabhängigkeit seiner Bewegung von der Temperatur verschiedener Jahreszeiten. Charpentier verneint jede Gletscher-Bewegung im Winter; Forbes gibt solche zu; Agassiz stellte sie, wenigstens in der frühern Zeit, ganz in Abrede; Hugi behauptete, dass Gletscher auch im Winter sich fortbewegen, im Frühling und Herbst sey die Ausdehnung am stärksten, allein im Sommer spreche sie sich ebenfalls sehr entschieden aus. Stotter's Erfahrungen stimmen mit dem allen nicht überein; denn der *Vernagt*-Ferner bewegt sich im Winter und im Frühlinge schneller, als im Sommer; das langsamere Vorrücken während der Som-

mer-Monate ist nur scheinbar und muss dem Abschmelzen und Verdunsten der Zungenspitze angerechnet werden..

Ungeachtet der beschleunigten Bewegung des *Vernagt*-Ferners ist der Verf. dennoch nicht der Meinung, dass er, nach Saussure's Gravitations- oder Rutsch-Theorie auf seiner Unterlage herabgleite. Alle Beobachtungen widersprechen derselben.

Am Schlusse der interessanten Schrift, finden sich Bemerkungen beigefügt, zur Beleuchtung örtlicher und allgemeiner Verhältnisse diensam, unter denen man die Gletscher des *Vernagt*-Thales trifft; sie dürften für künftige Erklärungen ihrer Phänomene von wesentlichem Nutze seyn. Die beigefügte Karte des *Rofenthales* entspricht vollkommen ihrem Zweck.

So weit waren wir in unserer Anzeige von Stotter's Schrift gekommen, als wir uns zu einem Ausfluge ins südliche Deutschland veranlasst sahen. Der Heimweg sollte durch *Tirol* führen, und so lag der Gedanke nahe, mit dem Drucke zu zögern, indem sich vermuthen liess, dass jene Wanderung noch einiges Material darbieten könne. Die Erwartung täuschte nicht. Zwar musste Ref., gedrängt durch die Zeit, sich leider begnügen, die *Oetzthaler* Ferner aus der Weite zu sehen, dafür wurde ihm in *Innsbruck* die Freude sich die persönliche Bekanntschaft des Verf. vorliegenden Berichtes über den *Vernagt*-Ferner zu erwerben. Herr Dr. Stotter war so gefällig, unsern Wünschen nachzukommen und, in einer brieflichen Mittheilung, die neueren und neuesten Ereignisse im *Oetzthale* zu besprechen. Wir glauben die Leser der Jahrbücher zu verpflichten, indem wir ihnen Nachstehendes nicht vorenthalten.

Die Schrift über die merkwürdige Natur-Erscheinung schloss mit dem letzten See-Ausbruch am 2. October 1845. Wie vorauszusehen, dauerte die Eis-Bewegung während des Herbstes und Winters fort, und kündete stets ihre stärkeren Anstrengungen durch vermehrtes Getöse an, welches, besonders an heiteren Tagen, auch in weiter Entfernung vernehmbar wurde. An der Querwand, die dem geradelinigen Vorrücken des Eis-Stromes entgegensteht, hatte derselbe, schon im Januar 1846, eine solche Mächtigkeit erreicht, dass er die, in des Verf. Karte vom *Rofenthale* (S. oben) mit „*Plattei*" bezeichnete Stelle überdeckte, und man nur in der Richtung des obern Pfades zum Ferner gelangen konnte. Von der Querwand war der Eis-Strom zugleich Thalabwärts gegen *Rofen* vorgedrungen das Bett der *Rofen-Ache* in der Strecke einer halben Stunde erfüllend.

(Schluss folgt.)

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Gletscher des Vernagt-Thales.

(Schluss.)

Die Ferner-Oberfläche liess noch immer jenen hohen Grad von Zerstückelung wahrnehmen, welche diesen Gletscher vor andern so sehr auszeichnet. Im Frühlinge verlor die Bewegung des *Rofner*-Ferners an Stärke, und im Sommer konnte man dieselbe kaum noch bemerken, während der *Hoch-Vernagt*-Gletscher in gleichem Masse seine Thätigkeit fortsetzte. Der Kanal, in welchem die *Rofner-Ache* unter dem Eisdamm ihren Abfluss findet, wurde mehrere Male verschlossen, und dadurch immer die Ansammlung des Wassers zum See veranlasst. Der Abfluss erfolgte aber stets nach einigen Tagen, ohne beträchtlichen Schaden zu verursachen. Gewöhnlich erreichte der See auch keine besondere Höhe. Nur als der Lauf der *Rofner-Ache* in der ersten Hälfte Novembers gehemmt wurde, und zwölf Wochen hindurch unterbrochen blieb, bildete sich ein See, der, zunächst hinter dem Eisdamme, eine Tiefe nahe an dreissig Klafter erlangte, und die armen Thal-Bewohner neuerdings ängstigte. Die Entleerung erfolgte jedoch allmählig und vertheilte sich zwischen dem 31. Januar und 11. Februar d. J. Etwas stürmischer war der See-Ausbruch am 6. Juli, das Wasser riss einige Brücken fort, und zerstörte die erst gangbar gemachten Wege.

Am 7 Juli besuchten S. K. H. der Erzherzog Johann den *Vernagt*-Ferner. Der erhabene Alpenkenner verweilte lange im Beschauen dieser grossartigen, räthselhaften Erscheinung.

Nicht ohne besondere Bedeutung ist auch die Bewegung des *Suldner*-Ferners im *Vintschgau*. Das *Suldenthal* bricht, südlich von *Stilfs*, an der Strasse über das *Wormser* Joch, in den Gebirgsstock des *Ortlers* ein, und endigt an den höchsten Bergspitzen *Tirols*, dem erwähnten Kolosse und der *Königswand*, um welche ausgedehnte Gletscher abgelagert sind. Besonderer Erwähnung verdienen: der *Marling*-Ferner an der westlichen Thalseite, die das *Ortler*-Gehänge übergiesst; der *Königs*- oder *Gampen*-Ferner, am Firn-Gebiete zwischen dem *Ortler* und der *Königswand* beginnend, und den höchsten Theil des *Suldenthales* erfüllend; südostwärts davon der *Platten*-Ferner mit den Eisbergen vom *Martell*-Thale in Verbindung; endlich der *Zeih*-Ferner, nordöstlich im

Hochthale des *Zeibbaches.* Alle diese Gletscher sind seit einem Jahre in lebhafter Bewegung, und vorzüglich ist es der *Königs*- oder *Gampen*-Ferner, der mächtigste darunter; er entwickelt die grösste und ausgedehnteste Regsamkeit. Seit seiner letzten Bewegungs-Periode in den Jahren 1815 bis 1817 hatte sich dieser Gletscher weit zurückgezogen, auch an Mächtigkeit sehr vermindert. Seine Oberfläche war nur wenig zerrissen, und konnte fast in jeder Richtung betreten werden, ohne auf Hindernisse zu stossen. In jüngster Zeit tratt eine Aenderung dieses Ruhe-Zustandes ein. Das Eis bläthe sich auf, zerklüftete, wurde verschoben, und gestaltete sich bald an der Oberfläche zu jenen Eisnadeln und Pyramiden, die stets eine heftige Bewegung andeuten. Solche Hergänge waren vom Knallen sich öffnender Klüfte begleitet, und von einem Geräusche in bedeutender Ferne vernehmbar; besonders während strenger Winterkälte vermehrt sich dasselbe sehr. Die Zungenspitze des *Königs*-Ferners lag, im Herbste 1845, noch weit von der Legerwand hinter dem *Gampenhofe*, jetzt steht sie, eine zweite Wand bildend, auf derselben. Nach oberflächlicher Schätzung beträgt die Gesammt-Länge des Weges, welchen der Eis-Strom in dieser Periode seiner Bewegung zurückgelegt hat, mehr als tausend Klafter, und noch schiebt er unverändert vor. Letzteres beweist das tägliche Abstürzen der Eisstücke von der Legerwand, die sich in der Ebene des *Gampenhofes* schon zu einem Eisberge heranbilden. Bis daher hat das Eis nicht das ganze Terrain, welches dasselbe in der Bewegungs-Periode von 1815 bis 1817 ausfüllte, und das noch in Ueberbleibseln der Moraine erkennbar ist, eingenommen, jedoch die Schnelle des Vorrückens, nach Aussage älterer Männer diesesmal grösser; als in den erwähnten Jahren, lässt Aehnliches befürchten, ja es ist wahrscheinlich, dass der Ferner seine Grenze nicht beachten, sondern dieselbe noch überschreiten werde. Gegenwärtig (das Schreiben ist aus der Hälfte des September-Monats) werden über das Voranschreiten genauere Beobachtungen gemacht. Es ist merkwürdig, dass die Ferner, welche von der Westseite der *Ortler*-Spitze gegen das *Trafoi*-Thal herabsteigen, in diesem Sommer fast in den nämlichen Verhältnissen schmelzen und einsinken, als dieselbe an der Ostseite des nämlichen Berges sich ausdehnen.

So weit Herr Stotter. Sicher wünschen nicht Wenige mit uns, dass wir bald weitere Berichte von dem achtbaren Naturforscher erhalten mögen.

Leonhard.

Reisen in Egypten, Nubien und Ost-Sudan, mit besonderer Rücksicht auf die naturwissenschaftlichen Verhältnisse der betreffenden Länder, unternommen in den Jahren 1836, 1837 und 1838, von Joseph Russegger. — Zweiter Theil. Mit 1 geognost. Karte von Nubien, 1 geognost. und 1 geogr. Karte von Ost-Sudan, 1 geogr. Karte der Länder am Tumat, 1 Blatt mit Durchschnitten und 5 Landschaften. — Stuttgart. E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung 1846. — 8. S. 776.

In einem früheren Jahrgange dieser Blätter fanden wir Gelegenheit den ersten Band und ersten Theil des zweiten Bandes von Russeggers Reisen zu besprechen. (Siehe Jahrg. 1844. S. 681—699.). — Die Fülle des, in vorliegendem Bande enthaltenen Materials erlaubt uns nicht den kühnen Wanderer auf allen seinen Fahrten zu begleiten; wir beschränken uns darauf, den Inhalt der verschiedenen Abschnitte und aus einzelnen das Wichtigste, besonders wissenschaftlich Interessante mitzutheilen.

Am Abende des dreizehnten März 1837 trafen Russegger und seine Gefährten in Chardum ein; am neunundzwanzigsten December 1836 hatten sie Cairo verlassen, waren glücklich über Theben, Assuan bis Korosko gekommen, von wo aus sie die mühsame Reise durch die Wüste antraten, und endlich über El Mucheireff nach Chardum gelangten. Chardum ist bekanntlich die grösste Stadt von Ost-Sudan, am Vereinigungs-Puncte des weissen und blauen Flusses gelegen. Eine weite, unermessliche Sandebene, die sich im Süden der Stadt hinzieht — das dunkele Grau der einförmigen Lehmhäuser mit ihren kegelförmigen Dächern — hoch emporwirbelnde Staubwolken — eine furchtbar brennende Sonne: Alles vereinigte sich, um der Landschaft einen unheimlichen Charakter zu verleihen und den Aufenthalt in Chardum nicht zu dem angenehmsten zu machen.

Auch waren die Gefühle unserer Wanderer keineswegs geeignet, der Natur hier eine heitere Seite abzugewinnen; die traurige Gegenwart liess auf keine bessere Zukunft hoffen. Der Zug durch die Wüste bot nur eine Fülle schrecklicher Erinnerungen, und mit verschiedenen Gefahren drohte die bald einbrechende, durch ihre klimatischen Einflüsse so furchtbare Regenzeit. Schwer krank lag ein Theil von Russeggers Gefährten darnieder, von Fiebern durchschauert hielt er selbst sich mit Wenigen noch aufrecht. Trübe Ahnungen beugten selbst das energische, thatkräftige Gemüth Russeggers; ein düsteres Schattenbild

schwebte seiner bangen Phantasie vor — der Trauer-Zug der Männer die, gleich ihm, in jene Gegenden vorgedrungen, der Wissenschaft als Opfer gefallen waren. Ohne alle ärztliche Hülfe, unter Menschen, die in stumpfsinniger Trägheit versunken, nur ein halbes Leben führen, mussten Russegger und seine Begleiter muthig ihr Schicksal in der Vorsehung Hände legen.

Erster Abschnitt. Reise von Chardum den weissen Fluss hinauf zu den Schilluck-Negern. Alle Dörfer der schwarzen, arabischen Völker am weissen Flusse sind fast nur veränderliche Niederlassungen, keine eigentlichen festen Punkte; regellos, weithin zerstreut, gewähren die kegelförmigen, aus Schilf und Stroh erbauten Hütten einen seltsamen Anblick. — Von den Reizen einer ächt tropischen Natur umgeben liegt Elis, eine frühere Hauptstadt der Schilluck-Neger, ungefähr eine Stunde vom weissen Flusse, auf dessen rechtem Ufer; zwischen dunklen Mimosen-Wäldern rauscht der mächtige Strom dahin. Schlingpflanzen mit den schönsten Blumen machen die Wälder undurchdringlich. In seltener Menge beleben Krokodile und Nilpferde die Ufer, während zahlreiche Schaaren von Affen in den Wäldern hausen.

Zweiter Abschnitt. Wissenschaftliche Bemerkungen gemacht auf einer Reise von Chardum bis zu den Schilluck-Negern, entlang dem weissen Flusse. 1) Ueber den Lauf des weissen Flusses, des Bacher el Abiad und über die Mondberge. Ohne allzuweitläuftig zu werden, können wir hier nicht auf diese interessanten Mittheilungen eingehen, und beschränken uns darauf, die Hauptresultate anzuführen. Der weisse Fluss Bacher el Abiad, theilt sich — ungefähr zwischen dem 10 und 11° n. B. in zwei mächtige Arme, den Bacher Ke-ila oder Ke-ilak und in den eigentlichen Bacher Abiad. Der erst genannte Fluss, dessen Ursprung man nicht kennt, kommt aus Westen, der andere aus Süden. Bis zum 4° der Breite wurde der Bacher Abiad in neuerer Zeit von Reisenden verfolgt, und es ist mehr als wahrscheinlich, dass er bis zur 9. und 8. Breitenparalelle aus Süden kommt, und dann eine grosse Krümmung beschreibt, und südlich der 6 Breitenparallele bereits aus Südost kommt und nach scharfen Wendungen im Süden der Lerha, zwischen dem 7° und 6° der Breite aus Osten in Westen fliesst. Dort führt er den Namen Habaja und entspringt südlich von Schoa, in den Bergen der Galla-Völker. Demnach dürfte sein Quellenland mit dem des Sebe bei Boscham zusammenfallen, und letzterer weder der obere Lauf des Quilimance noch des kürzlich entdeckten Hainesflusses, sondern identisch mit dem Habaja, und als solcher der obere Lauf des Bacher Abiad

sein. — Versetzt man die Mondberge, nach den Alten, in die Nähe der Nil-Quellen, so kann man dieselben nur als die höchsten Erhebungen jener Gebirgsmassen betrachten, die sich im Süden des Zana-Sees durch Godjam und Schoa noch weiter in die, südlich liegenden Gallaländer ziehen, und von welchen die an der inneren Seite des Flussbogens vom Bacher el Ahsrak liegenden wohl zu 10,000 Fuss über die Meeresfläche steigen. — 2) Meteorologische Beobachtungen während meines ersten Aufenhaltes zu Chardum und zu Tora am Bacher el Abiad. 3) Geognostische Beobachtungen auf der Reise von Chardum, den Bacher el Abiad hinauf bis zu den Schilluk-Negern, umfassend das Uferland. Die geognostischen Verhältnisse sind im Ganzen einfach, oder vielmehr einförmig. Der „Sandstein von Nubien" — bekanntlich der Kreideformation angehörig — herrscht vor.

Dritter Abschnitt. Reise in Kordofan und im Lande der Nuba-Neger. 1) Reise von Torra am Bacher el Abiad nach el Obeehd, der Hauptstadt von Kordofan und Aufenthalt daselbst, und 2) Reise von el Obeehd in das Land der Nuba-Neger, nach Scheibun uud an das Gebirge Tira. El Obeehd, Kordofans Hauptstadt liegt im Herzen des Landes und besteht eigentlich aus mehreren Dörfern, von keiner Mauer oder Schutzwehr umgeben. Die Bevölkerung belauft sich ungefähr auf 20,000 Seelen. El Obeehd und ganz Kordofan beziehen das nöthige Wasser aus Cisternen. Dem Verf. ist wenigstens keine an den Tag tretende Quelle und kein Bach zu Gesicht gekommen, die in der trockenen Jahreszeit fliessendes Wasser darböten. Für den Naturforscher ist el Obeehd äusserst wichtig als Hauptstation, von welcher sich Wanderungen zu den Nubas, nach Darfur, Teggele u. s. w. machen lassen. Der Aufenthalt in der genannten Stadt, die durch egyptische Truppen besetzt ist, hat — das Klima abgerechnet — keine Gefahr für den Europäer, und die wundersame Flora und Fauna um el Obeehd fordern von selbst zu Ausflügen auf. — Trotz den Schwierigkeiten, die man Russegger in den Weg zu legen wusste, brach dieser am 30. April (1837) von el Obeehd auf, begleitet von 300 Mann Infanterie (ausser den türkischen und arabischen Offizieren nur Neger) und von 150 Mograbinern, d. h. Araber aus dem nördlichsten Afrika, die eine Art von irregulärer Cavallerie in Dienste des Vicekönigs bilden. Russegger mit seinen Gefährten, den Bedienten und Kameltreibern bildete eine Schaar von fünfzig Mann. Die Infanterie besass 150 Kamele, so dass die halbe Mannschaft abwechselnd einen Tag um den andern reiten konnte. Ausserdem dienten noch eben so viele Kamele zum Transport des Gepäckes

und der Wasserschläuche. — Schon in einer der ersten Nächte ward der Carawane das schauerlich-prächtige Schauspiel einer tropischen Gewitternacht zu Theil. In Strömen floss der Regen herab, unter betäubendem Donner folgte Blitz auf Blitz — dazwischen her tönte das Geschrei der Soldaten, welche kaum die scheu gewordenen Pferde und Kamele zu bändigen vermochten und als ein furchtbares Echo auf das Rollen des Donners antwortete das dumpfe Brüllen wilder Thiere; die ganze Natur war in Aufruhr. — Am 4. Mai befanden sich die Wanderer am Fusse der Gebirge von Kadero, welche das südwestliche Ende des Dschebel Deier bilden, und demnach den nordwestlichen Rand des Gebirges von Teggele, die Berge von Kadero, Koldaschi und Tabatne und der Dschebel Deier trennen Kordofan vom Lande der Nuba-Neger. In einem Mimosenwald am Fusse der Kadero-Berge ward das Lager aufgeschlagen. In all ihrer Herrlichkeit hatte die tropische Vegetation sich hier entfaltet; in voller Blüthe stand Alles, Kaktusse, grosse Euphorbien Aloen u. s. w. Von Blüthenduft war die Luft ganz erfüllt und ihr balsamischer Hauch röthete wieder die vom Fieber gebleichten Wangen Russeggers und seiner Gefährten. — Bald darauf gelangte man nach Scheibun; an den Abhängen des Berges Scheibun liegen die Trümmer der alten Negerstadt, von wasserreichen Wäldern umgeben, die einer ganzen Thierwelt — Elephanten, Löwen, Leoparden, Giraffen, Antilopen, u. s. w. — zum Aufenthaltsorte dienen. Ehedem war Scheibun für den Negerhandel nicht ohne Bedeutung. Von Scheibun wendete die Carawane sich nach dem Hauptgebirgsstock von Teggele, dem Dschebel Tira und Dschebel Dahab (Goldberg). Alle Strombette zwischen Scheibun und Tira, in der Nähe des Berges Dahab führen Gold-haltige Alluvionen. — Hier wurde aber dem weiteren Vordringen ein Ziel gesteckt; die Mannschaft wollte nicht mehr vorwärts, denn schon hatte die Regenzeit begonnen. 3) Zweiter Aufenhalt zu el Obeehd und Rückreise aus Kordofan nach Chardum. — Die wenigen heiteren Tage in der Regenzeit wurden zu naturwissenschaftlichen Streifzügen in die Umgebungen von el Obeehd verwendet, die eine reiche zoologische und botanische Beute gaben. Nach einer dreimonatlichen Abwesenheit gelangte Russegger mit seinen Begleitern am 23. Juni wieder nach Chardum.

Vierter Abschnitt. — Wissenschaftliche Bemerkungen über die westlich des Bacher el Abiad liegenden Länder, namentlich Kordofan und Nuba. 1) Physikalische Beobachtungen während der Reise in Kordofan und Nuba mit besonderer Rücksicht auf das Klima dieser Länder. Das Klima der genannten Landstriche ist ein tropisches; sie sind daher

durch zwei Jahreszeiten characterisirt; eine trockene, von Nordwinden begleitet, eine Regenzeit mit stetem Südwind. Thau ist im allgemeinen — mit Ausnahme an den Strom- und See-Ufern — selten. Die Regenzeit, eine Reihe heftiger, über fünf Monate dauernder Gewitter, nur durch wenige, heitere Tage unterbrochen, fängt an mit April im Süden des Nuba-Landes und rückt langsam gegen Norden vor. Mit den Monaten September und October beginnt die trockene Jahreszeit. Zahlreiche meteorologische Tabellen zeugen von den unausgesetzten, fleissigen Beobachtungen des Verfassers. — 2) Geologische Physiognomie und geognostische Verhältnisse der Länder Kordofan und Nuba, und 3) physiognomischer Character der Länder Kordofan und Nuba in Beziehung auf deren Flora und Fauna. — Es sei uns gestattet, unsere Aufmerksamkeit besonders den geognostischen Beobachtungen Russeggers zuzuwenden. Die Ebene von Kordofan schliesst sich in ihrem westlichen Ansteigen an die Ebene von Darfur; südlich vereinigt sie sich mit dem halb ebenen, halb gebirgigen Nuba-Land. Gegen Süden, im letztgenannten Lande treten immer mehr isolirte Berge hervor und weiter südlich zu Gruppen zusammen, an Höhe und Umfang gewinnend. Im Westen des Bacher el Abiad vereinigen sich die einzelnen Berg-Parthieen in dem bedeutenden, aber nur wenig bekannten Gebirgsstocke von Teggele, der rings von waldiger Ebene umgeben ist; seine höchsten Punkte dürften zu 3500 P. F. ansteigen. Der Gebirgsstock verlängert sich gegen Süden, am Dschebel Tira, gleich einem Vorgebirge in die Ebene; gegen Osten fällt er in die sumpfigen Niederungen des Bacher el Abiad, gegen Norden ist er wie eine Mauer am Rande der Ebene von Kordofan abgeschnitten, gegen Westen löst er sich in eine Anzahl kleiner Berge auf, die wie Inseln aus der — ungefähr 2000 P. F. hohen — Waldebene des Nuba-Landes hervorragen. — Die Sandstein-Formation von Nubien dringt im Flussgebiete des Bacher el Abiad bis zum 15^{0} der Breite gegen Süden vor; weiterhin verschwindet sie unter den mächtigen Diluvial-Ablagerungen, aus welchen in Kordofan und im Nuba-Lande die isolirten Berge, von krystalinischen Gesteinen gebildet, hervorragen. Nach dieser orographischen und geognostischen Skizze wollen wir einzelne, wichtige Phänomene näher kennen lernen. Einer der interessanteren Bergrücken ist der, südwestlich von Torra gelegene Araschkol. Er besteht aus feinkörnigem Granit und lässt mitunter Uebergänge in Porphyr wahrnehmen. Ein eigenthümlicher Hügel ist der Assoe, kaum sechzig Fuss über die Ebene emporsteigend; es ist gleichsam eine kegelförmige Masse von Granit-Blöcken. Der grobkörnige

Granit, aus dem letztere bestehen, enthält nicht selten schöne Krystalle von Hornblende. Ein grosser Theil der Ebene im nördlichen Kordofan ist durch das häufige Vorkommen von Rasen-Eisenstein characterisirt, der auch fast in jedem Dorfe benutzt wird. Eisenschüssiger Diluvialsand so wie Thonschichten, mit demselben wechselnd, führen den Rasen-Eisenstein, dessen Bildung eine fortdauernde zu sein scheint. — Das Centralplateau Kordofans besteht aus grobkörnigem Granit, nicht selten von Quarz-Gängen durchsetzt, die krystalinische Parthieen von schwarzem Turmalin führen. Auch die Vorberge des Kadero gehören der Granit-Formation an. Zahlreiche Gänge von Diorit und Diorit-Porphyr, oft von beträchtlicher Mächtigkeit, treten in ihnen auf. Im Nuba-Lande erhebt sich aus dem waldigen Hügellande, das sich bis an den Fuss der Tiraberge, südlichste Spitze des Teggele hinzieht, der gegen 2218 P F. hohe Scheibun. Er besteht aus Gneiss, und wird nicht allein von Diorit- und Quarz-Gängen, sondern auch von Granit-Gängen durchsetzt. Nach des Verfassers Ansicht sind die Quarz-Gänge des Scheibun offenbar gleichzeitiger Bildung mit dem Gneisse in welchem sie aufsetzen; hingegen die Diorit und Granit-Gänge entschieden jüngeren Alters. Letztere erinnern Russegger an das Auftreten von Granit-Gängen in Granit am Heidelberger Schlossberge. — Die Schutt- und Gerölle-Ablagerungen in den Umgebungen des Scheibun, Tira und Tungur sind die bedeutendsten sekundären Fundstätten des Goldes im Lande der Nuba. Es findet sich gediegen im Schutte und Sande der Bäche und ist von vorzüglicher Reinheit. Der Gold-führende Sand besteht aus Gneiss, Quarz, Feldspath und Diorit-Fragmenten. Es ist demnach unzweifelhaft, dass das Gold aus dem oben erwähnten Gneiss-Gebirge stammt, und den Gängen angehört, welche den Gneiss durchsetzen. 4) Bemerkungen über die Völker, welche die Ufer des Bacher el Abiad, Kordofan und Nuba bewohnen. Es sind hauptsächlich Völker arabischer Abkunft; zu ihnen sind zu zählen die Bewohner des Bacher el Abiad bis zu den Schillucks, die Wandervölker Kordofans. Ausserdem müssen noch Völker ethiopischer Race und Negervölker genannt werden.

Fünfter Abschnitt. Zweiter Aufenthalt zu Chardum. — Am 23 Juni war Russegger, wie wir oben berichteten, nach Chardum gelangt, um dort das Ende der Regenzeit abzuwarten, — Immer trüber gestaltete sich die Gegenwart für unsere Reisenden, immer drohender wurden die klimatischen Einflüsse, auf Geist und Körper in gleichem Grade schrecklich wirkend. Hören wir, was der Verf. selbst darüber sagt: „Das Klima Chardums wurde mit dem Vorrücken der Regenzeit immer uner-

träglicher, besonders peinigte uns des Nachts die furchtbarste Hitze, ein beissender Ausschlag bedeckte die Haut, ein stetes herumwerfen in fieberhafter Angst trat an die Stelle eines ruhigen Schlafes, der Schweiss floss stromweise, und doch musste man mit Decken vorsichtig bereit sein, sich sogleich einzuhüllen, sobald ein kühlerer Windstoss erfolgte, weil jede Verkühlung höchst gefährlich ist. Am Morgen nach solchen Höllen-Nächten konnten wir uns vor Mattigkeit kaum auf den Beinen halten und wir sahen elend aus. Gerade jetzt galt es diesem feindlichen Einflusse des Klimas mit aller Kraft zu begegnen." — Fast alle anwesenden Europäer lagen krank darnieder, selbst unter den Eingebornen herrschte Siechthum der tropischen Fieber. Aber alle Vorsicht, die beste Pflege half nichts; das tückische Klima forderte seine Rechte, liess sich seinen Raub nicht entziehen. In wenigen Tagen starben die zwei letzten der europäischen Dienerschaft; wehmüthig folgte Russegger, von Fiebern durchschauert, einem Schattenbilde ähnlich, den Leichen der Getreuen. Nur ein so kräftiges Gemüth, wie das seine, konnte hier noch ausharren, was auch der trüben Zukunft Schleier noch deckte — muthig trat er dem Schicksal entgegen. — Ein lichter Moment in jenen Trauertagen war für R. die Bekanntschaft des Fürsten Pückler Muskau. Die beiden Reisenden hatten einander viel zu erzählen, mannigfache Erinnerungen wurden ausgetauscht. — Endlich nahete die Regenzeit ihrem Ende; alle Vorbereitungen zur Fortsetzung der Wanderschaft waren gemacht, und am 30. September verliess Russegger gegen Abend mit seinen Gefährten Chardum und zog am Flusse el Ahsrak hinauf zum Dorfe Buri. „Dort schlugen wir im Freien unser Lager auf, das Feuer loderte wieder in unserer Mitte, hinter uns lag Chardum mit seinen Lehmhütten und seiner Cadaver-Luft, vor uns der mächtige Strom, an dem hinauf unser Weg nach Süden führt. Da kehrten alte Kraft und alte Lust in unsere Herzen wieder, und wir, die wir noch vor Kurzem Chardum als unser aller wahrscheinliches Grab betrachten mussten, empfanden in diesem Augenblicke einen Grad von Frohsinn und Heiterkeit, den nur der Wechsel unserer passiven Lage mit dem activen, lebendigen Treiben der Reise hervorrufen konnte."

Sechster Abschnitt. Reisen in Sennaar, Roserres, Fassokl und in den südlich von Fassokl, am oberen Bacher el Ahsrak (Abai) und am Tumat liegenden Negerländern bis zu den Gallas. 1. Reise von Chardum auf dem Bacher el Ahsrak nach Woad Medinef und der Stadt Sennaar. Aufenthalt dasselbst und Excursionen nach den Bergen Szegeti und Moje im Inneren der Dschesirah. — 2. Reise längs dem Bacher el

Ahsrak von Sennaar nach Roserres. Aufenthalt daselbst. Reise nach Fassokl. — 3. Aufenthalt in Fassokl. Reise durch die Länder Akaro, Fabaur, Kassan und Kamamil nach Schongollo. Aufenhalt daselbst. Rückreise nach Fassokl und Roserres. — 4. Reise von da auf dem Bacher el Ahsrak zurück nach Sennaar, Woad Medineh und Chardum. Dritter und letzter Aufenhalt daselbst bis zum Antritt der Rückreise nach Egypten. — Dieser Abschnitt, in Form eines Tagebuches verfasst, enthält viele interessante Thatsachen. Wir können indess hier unmöglich auf Einzelnheiten weiter eingehen, ohne den uns vorgeschriebenen Raum zu überschreiten, und wollen uns lieber den aus der Reise hervorgegangenen Resultaten, den wissenschaftlichen Beobachtungen zuwenden.

Siebenter Abschnitt. Wissenschaftliche Bemerkungen, gesammelt während den Reisen in Sennaar, Roserres, Fassokl, und in den südlich von Fassokl, am Bacher el Ahsrak und am Tumat liegenden Ländern. — Mächtige Alluvial-Ablagerungen bilden zunächst Chardum das Uferland des Bacher el Ahsrak. Weiterhin erscheint der Sandstein von Nubien in bedeutender Verbreitung. In den Umgebungen von Sennaar erheben sich zwei Berggruppen, der Szegeti und der Dschebel Moje, beide aus granitischen Gesteinen zusammengesetzt. Der Granit des erstern ist grobkörnig und enthält viele Hornblende-Parthieen; er wird von, vier bis fünf Fuss mächtigen Diorit-Gängen durchsetzt; der Granit des Moje ist durch seine grossen Feldspath-Krystale ausgezeichnet. Besondere Erwähnung verdienen die zwischen den Dörfern Geiran und Umdurmann sich erhebenden isolirten Felsgruppen des Okelmi und Krduss. Beide bestehen aus einem quarzigen, glimmerreichen Gestein, das Feldspath und rothen Turmalin führt und von Quarz-Gängen durchsetzt wird, die Kupferkies, Kupferlasur und Fahlerz eingesprengt enthalten. Die Gebirgs-Formation von Fassokl besteht aus plutonischen Gebilden, Granit, Gneiss, Glimmerschiefer und Chloritschiefer und zeigt viele Analogieen mit der Central-Alpenkette des südlichen Deutschlands. — Ausführlich spricht Russegger über das Vorkommen des gediegenen Goldes. Im Innern von Afrika, im Schosse der dortigen primitiven Felsgebilde und in den Fluss-Alluvionen ist ein beträchtlicher Reichthum an Gold enthalten. Das Gold findet sich gediegen in Körnern, die aber nur selten eine regelrechte Form wahrnehmen lassen. Es kommt entweder ursprünglich auf Gängen von Quarz, Kalkspath und Feldspath vor, die im Granit- oder Gneiss-Gebirge aufsetzen, oder es erscheint auf grossen Quarz-Lagern mit Braun-Eisenstein in Chloritschiefer. Unter den Gold-führenden Schichten des Alluviums sind besonders jene reich an dem Metall, die aus ei-

ner lehmigen, eisenockerichen Masse oder aus einem festen, thonigen Gebilde bestehen.

Des zweiten Theiles dritter Band, der in Kurzem erscheint, wird die Rückreise durch Nubien und Egypten enthalten. Leider ist durch die Versetzung Russeggers von Hall in Tyrol nach Wieliczka einige Verzögerung entstanden, die indessen durch den Fleiss des Verfassers und bei der Regsamkeit des wackeren Verlegers, Herrn Schweizerbart, bald nachgeholt sein wird und so ist in Kurzem der Vollendung des ganzen Werkes entgegen zu sehen. Die Vortrefflichkeit der Ausstattung haben wir schon in unserem ersten Berichte rühmend erwähnt.

G. Leonhard.

Zur neuesten Brief- und Denkschriften-literatur Englands.

Oliver Cromwell's Letters and Speeches: with Elucidations. By Thomas Carlyle. Vol. I—III. Second Edition, Enlarged. London: Chapmann and Hall. 1846. 8. d. h. Oliver Cromwell's Briefe und Reden, mit Erläuterungen von Thomas Carlyle.

Während gegenüber frühern Zeiten historische Originalwerke in England nicht sehr häufig erscheinen, bemüht man sich seit etlichen Jahren ernsthaft um die Veröffentlichung wichtiger Quellen. Diese betreffen namentlich Briefe und Denkschriften, welche auf entscheidende Begebenheiten des siebenzehnten, achtzehnten und zum Theil neunzehnten Jahrhunderts Bezug haben, also auch die in Teutschland und Frankreich besonders beliebte, jedoch meistens lückenhafte und oberflächlich behandelte neueste Geschichte, erörtern. Für diese fehlt der feste Boden, wenn nicht manche, von bedeutenden Persönlichkeiten und Zeitgenossen ausgegangene Briefe und Memoiren diplomatischer Verhandlungen und Correspondenzen aus dem Geheimniss an das Tageslicht treten. Der historisch-politische Tact der Engländer verläugnet sich auch darin nicht, dass man angefangen hat, theils auf Staatskosten, theils durch Privatunternehmungen dem bezeichneten Mangel abzuhelfen und der künftigen Geschichtschreibung den Weg zu bahnen. Denn mit den offiziellen, bisweilen sogar verstümmelten und unvollständigen Documenten wird sich der Historiker nicht begnügen können; er muss in die Seele der handelnden Cabinette, Parlamente, Diplomaten,

Feldherrn hineinschauen und darnach bisweilen sogar den Stand der treibenden, meistens jedoch getriebenen Völkermassen beurtheilen lernen. Ref. hält es daher für nützlich, auf das jenseit der Meerenge gegebene Beispiel hinzuweisen und darin ein nachahmenswürdiges Vorbild, auch für Teutschland, anzudeuten. Denn mit dem allgemeinen patriotischen Gefühl und gesinnungsvollen Räsonnement kommt man in den geschichtlichen Dingen nicht weit. Wer kann z. B. das traurige und erhebende Jahrzehent von 1805 bis 1815. auch als Augenzeuge oder Zeitgenosse erforschen, beschreiben ohne die Bekanntschaft mit einer Reihe von jetzt so gut als verschlossenen Briefen, Denkwürdigkeiten, Klagen und Aufrufen jener beinahe verwaisten und der angeblich gesinnungsvollen, wirklich jedoch trägen Masse und Führerschaft als Antiquität oder halber Mythos begegnenden Zeit? —

Die erste Gruppe der hier kurz zu besprechenden Englischen Documente bezieht sich auf die Revolution des siebenzehnten Jahrhunderts, und das erste, oben bezeichnete Stück auf einen Hauptträger der Zeit, den vom Schicksal gesendeten Leu, Oliver Cromwell. Man möchte gegen dieses, bekanntermassen auf Perikles angewandte Bild (Herodot. VI, 131.) von vorneherein protestiren, eher eine Fuchs- und Wolfsnatur gelten lassen. Auch schwankt kein brittischer Name so sehr im Zwielicht der Geschichte als die Gestalt Cromwell's. Lobredner und Vertheidiger sind ihm niemals zu Theil geworden, wohl aber herbe, unbedingt verurtheilende Richter. Heuchler, Königs- und Freiheitsmörder, schurkischer Schlaukopf und glücklicher Bösewicht, — das sind meistens bis auf diesen Tag die historisch-kritischen Beinamen jenes ausserordentlichen, wahrhaft dämonischen Mannes gewesen. Royalisten und Republikanern ist er auf gleiche Weise ein Stein des Anstosses geworden, welchen man nirgends gehörig in den beabsichtigten Bau einfügen kann, ein seltsames, unheimliches Ding, ein Wunder- und Halbwesen, weder für die Königsgruft in Westminster noch für die etwaige Halle der Freiheits- und Unabhängigkeitsapostel geeignet, kurz, ein vereinsamtes Originalbild im matt beleuchteten Hintergrund der Geschichte. Selbst die an Zeit und Raum gebundene Entwicklung der angebornen und erworbenen Kräfte bietet hier merkwürdige Eigenthümlichkeiten dar. Während andere, etwa verwandte oder ähnliche Naturen, wie der Römer Julius Cäsar, der Teutsche Wallenstein, der Corse-Franzose Napoleon Bonaparte, im vollen frischen Jugend- und Mannesalter den Platz ihres weltge-

schichtlichen Schiksals suchen und gewinnen, tritt der Engländer spät, bei schon reifen Jahren aus dem Dunkel hervor, vertauscht die ländliche Stille mit dem Geräusch der parlamentarischen Debatte und des Feldlagers, bannt in kritischen Augenblicken mehr durch That dann Wort die unstäte, zerfliessende Bewegung an feste Bahnen, bringt Begeisterung, ja, Fanatismus in die oft spröden und faulen Massen, Gesetz und Regel in den chaotischen Wirwarr der Parteien, zertrümmert als leitendes Haupt den alten Thron und die alte Kirche, stiftet, Namen und Ehren des Königthums verschmähend, ein republikanisches Zwischenreich und hütet mit Argusaugen und Gideons Schwert die Ein- und Ausgänge dieser Uebergangsbrücke zweier Zeitenwenden, bei grauen Haaren voll Geistes, Gemüths und Leibeskraft, die unerschütterliche Mauer einer vielfach unnatürlichen, nur an eine grosse Persönlichkeit geknüpften Ordnung widerstrebender Gegensätze. — Um diesen spät reifen, jugendlich starken, vielfach räthselhaften Charakter historisch-psychologisch einigermassen zu erklären, muss man den Knäuel der Parteien in der Kirche und im Staat vor Augen behalten, gleichmässig für die weltlichen und geistlichen Dinge den royalistischen und republikanischen Standpunkt einnehmen, als Mittel für den Zweck vor allem die öffentlichen und vertraulichen Aeusserungen der handelnden Persönlichkeiten benutzen. Diess konnte aber namentlich gegenüber dem Centrum bisher nur ziemlich unvollkommen geschehen. Thomas Carlyle hat desshalb der Wissenschaft dadurch einen bedeutenden Dienst geleistet, dass er die Reden und Briefe Oliver Cromwell's mühsam sammelte, ordnete und mit Erläuterungen herausgab. Letztere verfolgen wie das einleitende Vorwort offenbar den Plan, die ganze Revolutionsgeschichte möglichst an den erwählten Hauptrepräsentanten anzuknüpfen und in diesem den Träger der vorzüglichsten treibenden Kräfte darzustellen. Ein derartiges Bestreben konnte aber schon desshalb nicht gelingen, weil die Hebel und Ursachen der erschütternden Begebenheiten in einem vielfach vorbereiteten Zusammenhange der Verhältnisse liegen und die Beherrschung auch durch die stärkste Persönlichkeit gleichsam von vorneherein abschütteln und unmöglich machen. Mit einem andern Wort, eine Revolution lässt sich nicht biographisch behandeln, selbst wenn ihr ein zwängender Machthaber auf dem Nacken sass; dafür ist der Strom zu gewaltig, und das Gewebe der Fäden zu fein und vielartig. Als die natürliche Folge der bezeichneten Auffassungs- und Darstellungsweise tritt dann die gefährliche apologetisch-idealisirende Tendenz

hervor. Sie will den erwählten Mittelpunkt und Lebensquell der stürmischen Zeitenwende wider Halbheit, Schwäche und Fehlgriffe um jeden Preis schirmen, kein allmähliges Wachsen und Abnehmen dulden, keinen Fleck des Rathens und Thatens anerkennen, überall nur das in seiner Weise abgeschlossene, vollendete Urbild erblicken. Aehnlich ist die Stellung des Herausgebers und Bearbeiters der vorliegenden Documente; feuriger Einbildungskraft und sprudelnden Eifers für Genialität, Entschiedenheit und Kraft feiert er überall den Triumpfzug des puritanischen Heroenthums als der letzten durchschlagenden Nationalbewegung, siehet ausserhalb seines Helden und etlicher Wahlverwandten nur niedriges Gestripp und selbstsüchtige Gemeinheit, verurtheilt auf gleiche Weise Königliche und Republikaner, Katholiken und Anglikaner, nur offen dem Lobpreisen puritanischer Independenten, spöttelt über Ludlow (II, 172) und andere betrogene Ehrenmänner des Freistaats, schafft sich das Bild eines herzlosen Pedanten Trockenstaub (Dryasdust), mahlt es bei unzähligen Gelegenheiten bald witzig, bald langweilig aus, und vergeudet durch dergleichen Jagd auf pikante, dem Ohr eines verwöhnten Publikums gefällige rhetorisch-poetische Auswüchse Talent und Zeit. So wird Cromwell's erste Rede im Bareboneparlament (II. 390.) auf folgende Weise eingeleitet. „Lauschend aus der Entfernung von zwei Jahrhunderten hinweg über Todesschlünde und heulende Reiche der Verwesung können wir nicht leicht jedes Ding wahrnehmen. Aber lasst uns unser Bestes thun! Ist einmal Meister Trockenstaub (Dryasdust) gepakt und mit seinem Geschrei! „Unsinn! Eitle Heuchelei! Ehrgeizige Triegerei!" u. s. w. unter Schloss und Riegel gebracht, — dann werden wir vielleicht ein oder das andere Wort hören und einen wirklichen Blick auf längst erloschene Dinge werfen u. s. w." — Dergleichen barocker Schwulst kommt oft vor. Bisweilen werden die Landsleute und überklugen, nach Weisheit und Geld dürstigen Zeitgenossen, welche alles Vergangene mit ihrer Brille sehen wollen, scharf und nicht übel gegeisselt: „Wir verstehen uns nur, heisst es, (II. 231.) auf Bekritteln, Eisenbahnen und Spinnereien. — Seit man anfing, mit dem Allerhöchsten zu tändeln, kühn zu werden nicht gegen die Menschen, sondern gegen den Allerhöchsten, kamen die schlimmen Tage. (III, 240.) — Himmel, in welche Gottesvergessenheit sind die einfältigen, Baumwolle spinnenden, Rebhühner (mit Baumwolle?) schiessenden Sterblichen seit diesem Jänner 1658 gefallen!" (III, 396.) — Sieht man weg von den häufigen, rhetorisch-didactischen Betrachtungen auf

den eigentlichen Gehalt, so hat der Herausgeber in vielen Beilagen der Briefe und Reden wahrhaft Brauchbares angehäuft, die Documente selber aber, einzelne Formen abgerechnet, wie es scheint, treu und unverstümmelt mitgetheilt. Diess erhellt aus der Vergleichung einzelner Schreiben und Berichte mit dem Abdruck bei Thomas Cromwell im Leben des Protektors (London 1822.) und bei Carey in den Denkwürdigkeiten des grossen Bürgerkrieges. (London 1842.) Wenn man aus der Einleitung entnimmt, (I, 4.) dass im brittischen Museum 30 bis 50,000 noch ungelesene und ungedruckte Revolutionsflugschriften liegen, so steigert sich die Dankbarkeit gegen den Herausgeber der Cromwell'schen Schriften. Denn diese bilden doch wohl mit einen Hauptstoff des historischen Wustes und geben nebst etlichen bekannten Quellen amtlicher wie privatlicher Art den sichersten Maassstab für die Beurtheilung jener denkwürdigen, noch vielfach dunkeln Zeit. Die Papiere selber sind zweckmässig chronologisch geordnet und durch grössere oder kleinere Vorworte erläutert. Das erste Document, ein Brief an Mr. Storie, fällt auf den eilften Jänner 1635 — 6., das letzte, eine Depesche an den Englischen Gesandten in Frankreich, Mr. Lockhart, auf den 26 Mai 1658. (III, 438.); aus frühern Jahren, welche etwa die Jugend- und Bildungsgeschichte des ausserordentlichen Mannes bezeichnen, hat sich nichts erhalten. Die Schreibart ist auch hier der Spiegel des Geistes und Gemüths; kurz, gedrungen, oft mit biblischen und religiösen Ergüssen versetzt, nur auf das Nothwendigste und Entscheidende gerichtet, erscheint Cromwell in den militärischen Berichten; feierlich-pomphaft, häufig breit und in verschlungenen, oft unvollendeten Sätzen treten die gleichfalls mit Psalmen und Bibelsprüchen gewürzten Parlamentsreden auf, welche in der Regel frei und ohne lange Vorbereitung gesprochen wurden; sie athmen beinahe sämmtlich Frische, Selbstgefühl und meistens auch offenes, nichts bemäntelndes Eingeständniss der Zwecke, Parteilagen ohne furchtsames, heuchelndes Ueberkleistern; liebevoll endlich, zart und voll Gefühls für Haus, Familie und Freundschaft sind die vertraulichen Briefe; auch in ihnen wohnt ein religiös-kirchlicher Geist, welcher überall wiederkehrend von der Aufrichtigkeit der betrachtenden Menschen- und Weltanschauung trotz ihres einzelnen Irrens Zeugniss ablegt. Wenn man erwägt, wie solche Blätter, die Depeschen und Familienbriefe, theils im Gewühl des Feldlagers, bisweilen kurz vor und nach einer Schlacht, theils im Wirbel der schwierigsten, vielartigen Staatsgeschäfte entstanden, dabei häufig nicht

den Gedanken der Veröffentlichung hatten, so befestigt sich der Glaube an die Geisteskraft und Aufrichtigkeit des Verfassers. Denn wo derselbe Gedankenkreis gegenüber weltlichen und geistlichen Dingen mit gleich ausgezeichneter Schärfe und Fülle in den mannichfaltigsten Verhältnissen und Formen wiederkehrt, da können Beschränktheit und Heuchelei keinen Spielraum finden. In alle Lebensfragen seines Jahrhunderts und Vaterlandes ging dieser eigenthümliche, feurige Geist ein; Staats- und Kirchenrecht hat er nicht blos praktisch, sondern auch theoretisch angebaut, Sitten und Glaubenslehren, da die Theologie neben der Politik wandelte, bald mystisch, bald dialektisch erörtert, die Principien des Handels-, See- und Colonialwesens, neben dem parlamentarischen Recht die Stütze der Englichen Grösse, ihren klaren Umrissen nach erkannt und angewandt, kurz, nichts abgewiesen, was in der Zeit und Nation entweder zu neuem Leben aufkeimte oder den zähen, unabweisbaren Wurzeln der Vergangenheit angehörte. Statt daher einzelne, durch die Correspondenz und die Reden in ein anderes Licht gestellte Thatsachen hier zu besprechen, möchte die Mittheilung etlicher Bruchstücke des Cromwell'schen Gedankenkreises nach kurzen, den Inhalt bezeichnenden Ueberschriften dem Zweck dieser Anzeige am besten entsprechen. Ueberdiess berührt der Stoff bisweilen Gegenstände, mit welchen sich auch unsere Zeit beschäftigt.

Falsche Gewissens und Bürgerfreiheit.

Unter dem Namen der Gleichmacher (levellers) und Fünfmonarchenleute traten in den ersten Jahren der Republik England Menschen hervor, welche unbedingte Kundmachung der angeblich vom heiligen Geiste eingegebenen Lehren, Beschlagnahme des Gemeindelandes zu gleichem Benutzungsrecht forderten und die Armuth als Aushängeschild für den Untergang der kirchlich-weltlichen Ordnung missbrauchten. Diesen Communismus und politischen Sansculottismus bekämpfte Cromwell, sonst ein eifriger Anhänger der kirchlichen und bürgerlichen Freiheit, mit den Waffen des Worts und Schwerts. Darüber lautet das Urtheil in der Eröffnungsrede des Parlaments vom 4. September 1654. buchstäblich also: „Was war unsere Lage bei dem Antritt der gegenwärtigen Regierung? — Der Bruder streckte die Hand aus wider den Bruder, wenigstens war sein Herz so gestimmt; was verbinden, einigen konnte, wurde nicht beachtet. —

(Fortsetzung folgt.)

Nr. 55. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Oliver Cromwell's Letters and Speeches.

(Fortsetzung.)

Welche Gestalt hatten unsere Angelegenheiten gegenüber dem Nationalinteresse? Gegenüber der Nationalautorität, der Obrigkeit, den Stufen und Ordnungen der Gesellschaft, in welchen man England seit Jahrhunderten erkannte? Edelmann (noble man), Gentleman, Freisasse (yeoman), solche Unterscheidungen bilden einen bedeutenden Haltpunkt für die Nation. Aber wurde diese natürliche Obrigkeit (magistracy) nicht verachtet und mit Füssen getreten von den Leuten der gleichmachenden Grundsätze? — Trachtet nicht das nivellirende Princip dahin, gegenüber den Rangstufen der Gesellschaft Alles gleich zu machen? Handelte es in Bezug auf Eigenthum und Nutzniessung (interest) mit Gewissenhaftigkeit oder nicht? Fehlte ihm die Absicht, jedenfalls den Pächter so gut zu stellen in den Glücksgütern als den Herrn? (landlord). Das würde, hätte man es durchgesetzt, freilich nicht lange gedauert haben. Wären die Leute des Princips Sieger geworden, sie würden dann wider Eigenthum und Nutzniessung arg genug geschrieen haben. Dass die Sache sich weiter entwickelt hätte, ist deutlich; denn der Ruf war wohl klingend für alle arme Leute und sicherlich nicht unwillkommen allen schlechten Leuten. (Carlyle, III, 26.)

Menschen, bei welchen die Gnade Gottes zur geilen Frechheit (Wantonness) wird, sprechen zur Obrigkeit. „Ihr habt nichts mit den Anhängern solcher Grundsätze zu schaffen. Denn das sind lediglich Gegenstände des Gewissens und der Meinung, der Religion. Was hat die Obrigkeit damit zu thun? Sie muss sehen auf den äusserlichen (outward), nicht auf den innerlichen Menschen u. s. w.“ — Wohin führen uns aber dergleichen Betrachtungen und Ansprüche auf Gewissensfreiheit? — Gewissensfreiheit, Freiheit des Subjekts, das sind zwar des Strebens preiswürdige Dinge und Gaben Gottes, aber beide werden gemissbraucht für den Schein jedweder Nichtswürdigkeit. Ja, man behauptete sogar, dass die Beschränkung dieser gefährlichen Begriffe nicht in dem Machtbereich der Obrigkeit liege, als welche sich keineswegs darum zu kümmern habe. „Wollte

jene, hiess es z. B., die Bibel für den Volksgebrauch drucken lassen, so gezieme das der obrigkeitlichen Befugniss nicht, wenn sie dadurch die Gewissen beschränkte. Denn das Volk würde dann die heilige Schrift traditionell und gewissermassen von der Obrigkeit bekommen." — So hoch verstieg man sich unter uns in abscheulicher Ungereimtheit. (S. 29.)

Dessgleichen wurde die Axt gelegt an die Wurzeln der Kirchendiener. In dem frühern, bischöflichen Aeussersten durfte kein Mensch, besass er auch die bessten Zeugnisse und Gaben von Christus, predigen, wenn er nicht ordinirt war. Jetzt, denke ich, leben wir in dem andern Aeussersten; man behauptet, der Ordinirte trage von vorneherein den Stempel der Nichtigkeit, des antichristlichen Princips; er dürfe daher nicht predigen, nicht angehört werden.

Ein anderes, feineres Uebel, welches manchen redlichen, gottesfürchtigen und aufrichtigen Menschen ergriff, liegt in den missgestalteten Lehren der Fünfmonarchenleute. — Die fünfte Monarchie klingt mehr geistlich denn weltlich; sie ist eine Hoffnung, welche wir alle erfüllt zu sehen wünschen, die nämlich, Jesus Christus werde dereinst sein Reich in unseren Herzen aufrichten durch Ausrottung aller dermaligen Gebrechen und bösen Lüste. Die fleischlichen Streitigkeiten und Parteiungen unter den Christen sind kein Vorzeichen dieses Reichs. Wenn aber Menschen, gestützt auf dergleichen Grundsätze, sich für bevorzugt halten, Fürstenthümer und Völker zu regieren und ihnen Gesetze zu geben, dann müssen sie vollkommene Beweise der göttlichen Gegenwart liefern; eher können sich verständige Leute ihren Beschlüssen nicht unterziehen. Allein gerade der Ungehorsam gegen obrigkeitliche Befehle zeugt für die Gefährlichkeit des neuen Geistes. Denn wären das nur Begriffe, wovon ich mehre Beispiele in der Kirche und im Staat anführte, so könnte man ruhig bleiben; denn Begriffe verwunden Niemanden als den, welcher sie hat. Aber wenn die Leute so weit gehen, dass sie behaupten, Freiheit und Eigenthum seien keine Bürgschaften des christlichen Staats; wenn sie uns melden, Gesetze müssten nicht etwa gegeben, sondern abgeschafft werden, wenn sie vielleicht das Einschmuggeln Jüdischer Satzungen erstreben: ja, dann müssen unsere Obrigkeiten aufpassen.

Während solche Dinge in unsrer Mitte geschehen, Familie wider Familie, den Gemahl wider die Hausfrau, die Eltern wider ihre Kinder aufregen, während Lippen und Herzen der Menschen rufen: „Stürz um! Stürz um" (overturn!) — eine offenbar gemissbrauchte Bibelstelle; — da schläft der gemeinsame Feind nicht. Er ist in allen

drei Königreichen thätig; nie erschienen die Jesuiten so zahlreich." — —

Bei vielfach veränderten Zeiten hat Cromwell's merkwürdiges Urtheil auch für die Gegenwart Bedeutsamkeit. Die konfessionellen Zerwürfnisse und Abentheuerlichkeiten wachsen namentlich in Teutschland desshalb an, weil theils für die staatsbürgerlichen Kräfte kein hinlänglicher Spielraum vorhanden ist, theils die sogeheissene subjektive Gewissensfreiheit den Sekten- oder Sondergeist nährt. Der Protestantismus kennt zwar nicht den Begriff einer alleinigen ausschliessenden Kirche, wohl aber den Kern fester, durch den langen und tief eingreifenden Reformationsprocess errungener Principien. Diese bei allem Wechsel der Formen festzuhalten und vom Anfluge unsauberer, trennender Stoffe zu reinigen, ist die einfache bei entschiedenem Willen gar nicht so schwierige Aufgabe. So lange keine neue Wahrheiten und Krankheiten nöthigen, ist auch eine frische Reformation überflüssig; denn die alte hat ihren Kreislauf auch für die Zukunft abgeschlossen, in der Geschichte gilt keine leere Wiederholung desselben Thema's; die Gegenwart bedarf nur einer verständigen Rekapitulation der im 16. und 17. Jahrhundert, oft durch blutigen Bürgerzwist, errungenen Gewinnste. Kirchliche Freischaaren sind allfällig nöthig im Kampf auf Leben und Tod, im eigentlichen Reformationsprocess, für welchen unsere Zeit weder Lust noch Kraft besitzen möchte; Teutsch-Katholiken, Rupp-Protestanten, Hallisch-Königsbergische Freigemeinden, lichtfreundliche und neu-katholische, mit Mosesjüngern versetzte Fusion, neue Wiedertäufer und ähnliche Aeusserungen der subjektiven Gewissensfreiheit sind dem Kern der evangelischen Kirche eben so fremd als hoffärtige Frömmler- und Muckervereine. Nur die Gesammtheit, nicht der Theil hat Ansprüche auf Hoheitsrecht; dem Gravitationsgesetz muss auch das religiös-kirchliche Leben folgen, nicht excentrisch, sondern concentrisch wirken, hier dem katholischen, dort dem protestantischen Kreise so lange folgen, bis etwa bei einem neuen Umschwunge der Dinge bisher unbekannte Entwicklungsgesetze als unabweisbare Nothwendigkeit hervortreten. Diese Krisis aber wird dermalen durch nichts angekündigt und eingeleitet. Uebel berathen wäre vor allen Völkern der Teutsche, wenn er, staatsbürgerlich getrennt und vielfach zerrissen, durch Sekten- und Rottengeisterei den Bruch vervollständigen und in den Wunden herumwühlen wollte! —

Schlechtes Regiment und Anarchie; Freiheit des Subjekts. (Aus der Parlamentsrede vom 25. Jänner 1658. bei Carlyle III, 415.)

„Eine schlechte Regierung, sprach Cromwell, ist besser als gar keine, eine falsche Ordnung (misrule) besser als Unordnung (no rule). Wir haben Lust am Wechseln, schlagen nicht nur Wunden, sondern erweitern auch die vorhandenen. Es ist gerade wie wenn ein Mensch des Andern Seite verwundet und mit den Fingern drein fährt und herumzerrt. Das möchten jene Leute (die Anarchisten) auch wohl thun, Wunden schlagen und in ihnen herumzerren. An gutem Willen fehlt es den Sektirern nicht, aber an Kraft. Darum ihr Aerger. Bedenkt, was solche Sekten thun! Sie hadern inmitten einer Menschengattung, welche man die bösartige Bischofspartei nennt. Wie wird das enden? — (S. 416.) So steht es, so ist es. Und welche Zeichen und Proben gab der Parteigeist dieser Leute? Der eine erhob die Waffen wider den Andern, jede Gattung mahnte die andere, für ihre Grundsätze zu streiten; jede glaubte, durch das Schwert entscheiden zu sollen und dabei unter dem Banner des Heilandes zu kämpfen. Diess die Zeitlage. Welche Mittel der Vertheidigung besitzt nun Ihr, und wodurch wird die einbrechende Fluth jener zerstörenden Kräfte abgehalten? Durch Eure Armee in Eng-, Schott-, und Ir-Land. Nehmet sie hinweg und die feindselige Stoffe stossen wider einander! Und in welchem Zustande befindet sich diese Armee? Sie ist arm, unbezahlt, der Soldat geht hier und anderswo barfuss einher, hier in dieser Stadt und bei diesem Wetter. Es sind gute, friedfertige Leute, welche Euch mit ihrem Leben dienen, unter Leiden und Nöthen den Offizieren und Euch gehorsam. — Verfassung und Heer bilden also Euren Schirm. Dawider haben die Cavalierpartei und die Launen unverständiger Menschen, seit Ihr Frieden geniesst, beständig ihr Geschütz gerichtet, Schmachbüchlein ausgestreut und Freiheit des Subjekts gepredigt. Diese möchten aber wohl weisere Leute als sie sind ansprechen. Denn um es ein für allemal zu sagen, das Englische Volk kommt niemals zu einer gerechten Freiheit, wenn uns ein neuer Bürgerkrieg überrascht. — Wenn Ihr nicht den Frieden wählt, damit wir die Früchte desselben und der Rechtschaffenheit geniessen, — so wird es von dieser Nation heissen: „Actum est de Anglia, es ist aus mit England!“ Jedoch Gott wird solchen Geist nicht aufkommen lassen, und so lange ich lebe und tauglich bin, werde ich mit Euch leben und fallen in der von Gott unter Euch aufgerichteten Ordnung. Ich werde meinen Eid, der dermaligen Constitu-

tion gemäss zu regieren, halten; ich weiss, ich suchte diesen Platz nicht; ich spreche es aus vor Gott, den Engeln und Menschen, ich suchte ihn nicht, Ihr suchtet mich für ihn, Ihr brachtet mich zu ihm und ich schwor Treue dem Volk und der Regierung. Gott segne Euch!"

Dieses offene, feierliche Bekenntniss zeigt neben andern, hierher nicht gehörigen Gründen deutlich, dass Cromwell die Protektorschaft nicht erschlich, wie man gewöhnlich glaubt, sondern auf offene Weise gewann. Sie war eine Entschädigung für die angebotene und theilweise erstrebte, jedoch vom Bürgergefühl zurückgewiesene Krone.

Sittenreform.

„Erklärt es für eine Schande, wenn sich Menschen ihrer Sünde und Ruchlosigkeit rühmen, und Gott wird Euch segnen! Ihr werdet Heil bringen dem Volk und den Bruch der Gesellschaft hindern. Es handelt sich hier um die Seelen und Geister, welche den Menschenbegriff ausmachen. Denn der Geist ist der Mensch. Wenn er rein bewahrt wird, so bedeutet der Mensch etwas, wo nicht, so sehe ich keinen Unterschied zwischen ihm und den Thieren. Er hat dann nur grössere Geschicklichkeit, mehr Böses auszuführen." (Carlyle III, 193.)"

Ein Mann, welcher den sittlichen Imperativ so bestimmt und gediegen ausspricht, kann kein Heuchler und Bösewicht seyn. Leeres Moralisiren und Phrasendrechseln lag überdiess nicht im Wesen der Puritaner und Independenten. Auch besserten sich die Sitten während der Republik; sie wurden schlechter mit der Restauration des Stuartischen Königthums, bewahrten jedoch namentlich in den häuslichen Kreisen eine feste, auf die spätere Zeit tief zurückgreifende Grundlage.

Beten und Streiten.

(Aus einem Briefe an den Obrist Hacker, Edinburgh den 25. Decbr. 1650. bei Carlyle III, 283.)

„Euer letztes Urtheil über den Leutenant Empson, er wäre ein besserer Beter denn Fechter, hat mich nicht befriedigt. Ich meine, wer am bessten betet und predigt, der streitet auch am bessten. Nichts verleiht meiner Ansicht nach mehr Muth und Vertrauen als die Kenntniss Gottes und Christi, und ich danke Gott, wenn es in dem Heere Männer gibt, welche ihre Einsicht für die Belehrung Anderer zu gebrauchen wissen."

Parteiwechsel das gröbste Laster.

Aus dem Bericht an den ehrenwerthen Sprecher Lenthall. 11 Juli 1648. (Carlyle I, 357.)

„Die von der Amnestie ausgeschlossenen Personen dienten früher der gerechten Sache. Da sie aber jetzt von ihr abgefallen sind, so glaubte ich sie eher denn die beständigen Royalisten ausnehmen zu müssen; denn die Schuld ist zwiefach."

Gewissensfreiheit, aber keine Messe.

(Aus dem Briefwechsel mit dem Irländischen Commandanten der Stadt Ross S. 86.)

„In Betreff der von Euch erwähnten Gewissensfreiheit diene zur Antwort, dass ich mich nicht in eines Andern Gewissen eindränge. Verstehet Ihr aber unter Gewissensfreiheit die Messe, so muss ich rund erklären, dass diese überall, wo das Englische Parlament herrscht, nicht vergönnt bleibt."

Hier spricht der Religionskrieg.

Sein theologisches System hatte Cromwell unwandelbar abgeschlossen, aus der Bibel und Vernunft den Glauben an Gott, Providenz, Christus, Gnade, Unsterblichkeit geschöpft, durch eine geordnete Sitten- und Lebensregel befestigt, der Theorie die Werkthätigkeit (Praxis) beigefügt. Das vom äussern Prunk möglichst befreite Christenthum erschien ihm und den Anhängern als gereinigte, puritanische, Kirche; Unabhängigkeit der lose verbundenen Gemeinden, Freiheit des Lehramts, jedoch so, dass sie einen gebildeten, durch Wissenschaft und Leben vorbereiteten Predigerstand als Kern anerkannte, galten als organisirende Grundsätze. Scharf streifte dieser religiös-kirchliche Gedankenkreis an das Gebiet der Mystik, der den Erwählten oder Heiligen mehr oder weniger verliehenen Eingeistung (Inspiration), wie sie die aus dem Niederschlag der Wiedertäufer hervorgegangenen Quäker entwickelten. Für diese und ähnliche Richtungen des innern religiös-kirchlichen Lebens, welches Strenge und Aufrichtigkeit entfaltete, bieten die Briefe und Reden einen reichen Stoff, tiefe Gedanken und reine Gefühle auf der einen, mystisches Dunkel und schwärmerische Leidenschaft auf der andern Seite. Wir begnügen uns mit einzelnen Zügen und möglichst kurzen Beispielen.

Im Glauben an die Providenz, welche die Geschicke der Völker und Menschen leitet, betrachtet sich Cromwell nur als erwähltes Werkzeug, hasst die persönliche Eitelkeit und Schaustellung und weiset den Quell der geleisteten Dienste von sich auf den Himmel und die Waffengefährten; er ist bei allem Selbstgefühl und Trotz bescheiden und demüthig. Er verschmäht sein Bildniss auf der von dem Parlament zu Ehren des Sieges bei Dunbar beschlossenen Denkmünze (Brief

vom 4 Februar 1650. bei Carlyle II, 290 und 359.), empfiehlt die Armee und den Spruch: „Der Herr der Heerschaaren" für die Inschrift, lässt in beinahe allen Berichten die eigene Persönlichkeit kaum durchschimmern, vielweniger in den Vorgrund treten. Dass dieses Benehmen nicht etwa ob schlau berechnender Klugheit eingehalten wurde, dafür bürgen durchweg ähnliche und gleichartige Wendungen in den vertraulichen, der Oeffentlichkeit unmöglich bestimmten Briefen. „Ich bin, schreibt er dem nordamerikanischen Geistlichen Cotton, (2. Oct. 1651. bei Carlyle III, 359.) ein armes schwaches Geschöpf und nicht werth, ein Wurm zu heissen; aber berufen für den Dienst des Herrn und seines Volk's."

In dem gedankenreichen Schreiben an den Obrist Robert Hammond, welcher den König Karl I. auf der Insel Wight nicht länger zu bewachen wünschte, heisst es neben anderm (25. Novbr. 1648. bei Carlyle I, 431):

„Was den ersten Punkt betrifft, so nenne deine Stellung nicht traurig (sad) und schwer! Legte sie Dir der Vater auf, so wollte er weder das eine noch das andere. Er ist ja der Vater des Lichts, von welchem kommt alles Gute und jede vollkommene Gabe. Er schuf uns freiwillig und gebot Freude, wenn Leiden kommen; denn die sollen den Glauben üben und die Geduld, wodurch wir am Ende, sagt der Apostel (Jakobus 1.) vollkommen werden und keinen Tadel haben. — Das fleischliche Vernünftelen, lieber Robin, betrügt uns. Es lässt die Worte: „schwer, traurig, vergnüglich, angenehm" fallen. War nicht auch dergleichen vorhanden, als Robert Hammond aus Missvergnügen Trennung von der Armee und ein stilles, abgeschiedenes Leben auf der Insel Wight wünschte? —*) Fand ihn Gott nicht dort? Ich denke das wird man nicht vergessen. Lieber Robin! Du und ich wir waren unwürdig, in diesem Dienste der Thürhüter zu seyn. Wenn Du suchen willst, suche den Geist Gottes in der ganzen Kette der providentiellen Umstände, wodurch Dich Gott hierher und den Mann (den König) zu Dir brachte, und dann sage mir, ob darin nicht eine erhabene, grossartige Absicht liege? — Weg mit der fleischlichen Vernunft! Suche den Herrn, dass er Dich darüber belehre, und es wird geschehen! Suche jenen Geist, damit er dich belehre, den Geist des Rechts und der Macht, der Weisheit und Gottesfurcht! Er wird Deine Augen schliessen und Deine Ohren verstopfen, auf dass Du nicht nach diesen urtheilest;

*) 6. Septbr. 1647.

denn Du sollst urtheilen für die Demüthigen der Erde und dich dazu geschickt machen. — — Mein lieber Freund, lass uns blicken auf die göttlichen Fügungen (providences)! Sie bedeuten sicherlich etwas; sie hängen genau zusammen, waren so fest, so deutlich; unverschleierte Bosheit, giftige Bosheit wider Gottes Volk, welches man jetzt die „Heiligen" heisst, Plan, auszurotten seinen Namen, dennoch diese armen Heiligen unter den Waffen und mehr als gesegnet!" —

Dergestalt geht aus den Briefen und Reden das Bild eines Mannes hervor, welcher nach festen, wenn auch nicht immer richtigen Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit handelt und im Ganzen durch Wort wie That den herkömmlichen Vorwurf der Heuchelei und schlauen Selbstsucht glänzend widerlegt. Es ist Zeit, dass man, ohne die Schwächen und Gebrechen dieses puritanischen Helden zu bemänteln, dem ungerechten, von Geschlecht auf Geschlecht fortgepflanzten Urtheile einigermassen begegne. Dazu geben die von Carlyle mitgetheilten Schriften einen sichern Anhaltspunkt, mit welchem andere bekannte Thatsachen, unbefangen aufgefasst, vollkommen übereinstimmen. Es bleibt jedoch leichter, eine historische Grösse in den Staub herabzuziehen als die gesunkene wieder zu heben. Dafür zeugten schon die Zeitgenossen, welche natürlich den blinden Parteistandpunkt nahmen. Wir treffen ihn in der zweiten, hier kurz hervorzuhebenden Sammlung an.

Memorials of the Great Civil War in England from. 1646 to 1652. By Henry Cary. London, Colburn 1842. vol. I and II. 8. *d. h. Denkwürdigkeiten des grossen Englichen Bürgerkrieges.*

Diese, mit einem kurzen Vorwort ausgestattete Sammlung theils gedruckter, theils handschriftlicher Papiere enthält Briefe der Könige Karl I. und II., der Königin Henriette, der Prinzen Karl Ludwig, Ruprecht und Moritz von der Pfalz, des Herzogs von York, des Grafen Hyde von Clarendon, des Erzbischofs Sancroft, Olivèr Cromwell's, Ireton's, Fairfax's, Haslerig's, Monk's, Hammond's, Blake's und anderer mehr oder weniger bekannter Persönlichkeiten. Das meiste allgemeine Interesse besitzt der Briefwechsel Sancroft's, des spätern (s. 1677.) Erzbischofs von Canterbury. Er beurtheilt vom theologisch-royalistischen Standpunkt aus die Wirren der Zeit, gibt kleine, oft heitere Lebensbilder und zeichnet die

Helden des Tages mit frischen, wenn auch grellen Farben. Cromwell ist natürlich der Hauptgegenstand des Hasses und Spottes; sein Wesen wird nicht ohne theilweise Wahrheit, im Ganzen aber mit karrikirender Schärfe beschrieben; Körper und Charakter müssen auf gleiche Weise herhalten. „Gestern schreibt z. B. Dillingham an Sancroft, (Mai 1650. II. 221), sahe ich den grossen Auswurf (excrement) des Königreichs, jene unnatürliche Nase, welche über den Kopf hinauswächst, jenen Auszug (epitome) Ostindiens, ein Ding ganz verschieden von dem des Erasmus. Sie (die Nase) erleuchtet, statt Schatten zu werfen, ringsum den Dunstkreis, sie ist das Original aller neuen Lichter, klarer denn die Sonne, Beschämerin des Mondes, Verdunklerin der Sterne. Was aber die Schärfe ihres Glanzes etwas mindert, ist die Nähe des Goldes und Flitters, womit er sich selber verunziert hat, es wäre dann, dass sich der Reichthum seiner Nase selbst hierher fortgepflanzt hätte. Von ihr mögen wir sagen, was die Juden von Og's Schenkelbeinen: „ein Mann kann darin einen ganzen Tag lang auf Wild jagen, bis er zum Ende kommt."

Am 30. Julius setzt derselbe Theologe seinen Feldzug also fort: (S. 227.)

„Bei einem Gespräch über den Gesalbten des Herrn scheute sich Jemand nicht zu sagen, er halte den Cromwell für gleich mit unserm Heiland. — Soll denn endlich diese Oelnase für den Gesalbten Gottes gelten? Nein, eine Wüstenei der Art können wir durch bessere Ausdrücke bezeichnen. Sie ist der Heiligen (der Puritaner) minimum quoddam naturale, die Null (the noll-o) mit dem Wischer (wisp), der geringste Schein des Lichts, welchen wir Menschen sehen; sie ist, wenn man es auf eine mehr donnernde Weise fassen will, der geröstete Irrthum (error corbonadoed), der rothe Drache, das dritte grosse Licht (d. i. neben Sonne und Mond), das noli me tangere der Republik, die Erbsünde aller neuen Lichter. Bald wird sie, wenn sich etliche Fliegen darauf setzen, ein Tausend junger Ketzereien ausbrüten. — Sie ist der Feuerbrand der Simsonschen Füchse, welche sich alle in der unerträglichen Nase zusammendrängen, sie ist des Staates feuriger Ofen seit dem neuen Act, der Elephant der Reform, welcher alle Verschwörungen wider den Staat in seinem Rüssel auffängt; sie ist des Teufels an der unrechten Seite aufwärts gezogenes Endtheil, durch ein Versehen an des Generals Gesicht zusammengeklappt. Jedoch Fliegen dürfen gegenüber dem Licht nicht zu kühn ihre Flügel schwingen; sie ist also Gott weiss! was, und ich muss sie, mag ich thun was ich will, so lassen wie man sie fand."

Herr Sancroft stand seinem Freunde an Hass gegen Cromwell nicht nach, äusserte sich aber manierlicher. Wir kennen, schreibt er am 10. Julius 1650, die Handlungsweise des Mannes recht wohl; er schmeichelt durch höfliche Vorschläge allen Parteien und entzückt sie, wenn er sich in einem ungewissen Dienstgeschäfte befindet. Ist seiner Meinung nach die Krisis vorüber, dann wird alles niedergeschlagen. (II. S. 225.) — — Ich mag den Cromwell weniger leiden, wenn er mit Absalon die Herzen hinwegstiehlt, als wenn er gleich Johann von Leyden die Köpfe abschlägt. Der Teufel ist ja gefährlicher in Schlangen- denn Löwengestalt."

So witzelten und trösteten einander diese gelehrten, gottesfürchtigen Theologen; das Schicksal aber liess sich dadurch nicht aufhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur allerneuesten Denkschriftenliteratur Deutschlands.

Das junge Deutschland in der Schweiz. Ein Beitrag zur Geschichte der geheimen Verbindungen unserer Tage von Wilhelm Marr. Leipzig. Verlag von W. Jurany. 1846. 8.

Diese elegant ausgestatteten Herzensergiessungen eines für Communismus, Socialismus, Republik und Humanität begeisterten, gemach aber wieder abgekühlten jungen Mannes werden bei dem alten und jungen Culturmichel grossen Beifall finden. Denn sie betreffen die allerneueste Evolution des zum Selbstbewustseyn erhobenen Geistes und schildern in einer pikanten, fliessenden Sprache die Thätigkeit der für die sublimsten Aufgaben gestifteten Vereine. Bruder Schlesier, Bruder Brandenburger und anderweitige Stammesgenossen beschwören im Angesicht der Hochalpen den Bund für Freiheit, Gleichheit, Humanität, entwerfen Feldzugsplane ohne Soldaten und Pulver, Legislationssysteme ohne Kopf und Erfahrung, Umsturz des Christenthums ohne Organisation des neuen Menschencultus. Der Briefwechsel dieser neuen Titanen, welche bei dem Anblick etlicher Gensdarmen oder Landjäger davon laufen, zeugt für die Harmlosigkeit der in das tiefste Geheimniss zurückweichenden Bestrebungen. Neben der für die hochfliegenden Plane unreifen und zu

schwerfälligen Schweiz kommen die konstitutionellen Liberalen, namentlich Badens, übel weg. „Ihr Hauptaugenmerk," meint der Herr Verfasser, S. 295. ist das „Zweckessen. — Dazu kommen die Leute zehn, zwölf Meilen weit her, und dieselben Leute, welche nicht einen Heller, z. B. für Verbreitung demokratischer Volksschriften, hergeben, zahlen das Couvert an der Table d'Hote mit einem Louisdor und betteln Hunderte zusammen, um durch Unterstützung irgend eines abgesetzten Professors diesem es fernerhin möglich zu machen, dass er täglich seinen Champagner trinken kann. Die lächerlichste Carrikirung einer Opposition!" aber

„— Dies Geschlecht
kann sich nicht anders freuen, als bei Tisch!"

Obgleich in diesem Spott hin und wieder ein Gran Realität liegen mag, so schimmert aus Meister Marr doch deutlich der Brodneid hervor. Ref. begnügt sich daher mit einer ganz kurzen Anzeige des unter königl. Sächsischer Censur gedruckten und indirekt wider die Schweiz bestimmten communistisch-socialistischen Revolutionsbüchleins. Habeat sibi! — Es mag das erheiternde Gegenstück zu den ernsten und trockenen Denkschriften des XVII. Jahrhunderts bilden, also hier an seiner Stelle stehen.*)

---

*) Bei diesem Anlass muss ich mich auch mit wenigen Worten von dem Münchener Herrn Professor Höfler verabschieden. Derselbe hat zum Anwalt seiner falschen Lesarten einen Abschreiber in Wien angenommen. Letzterer theilt nun in den Münchener Gelehrten Anzeigen eine Collation mit, welche bereits für etliche Stellen bei 15, in dem Höflerischen Text verstümmelte Lesearten enthält. Dabei versichert der Mann, weitere Abweichungen kämen nicht vor, die Handschriften seien häufig bis zur Unleserlichkeit verdorben. Aber wie konnte dann der wirkliche, von H. Höfler oder seinem Copisten gegebene Text ohne Lücken entstehen? — Die Sachen verhalten sich anders, wenn man die Handschriften lesen will. Wäre in ihnen aber wirklich der in dem Anhang des Kaisers Friedrich sichtbar gewordene Unsinn, so musste der kritische Herausgeber auf Remedur bedacht seyn. — In politischen Zeitungen werde ich den Gegenstand übrigens nicht behandeln; er ist nebst dem Pseudo-Fridericus dafür zu unbedeutend.

Kortüm.

Schriften des Alterthums-Vereins für das Grossherzogthum Baden zu Baden und seines Filial-Vereines [,] der historischen Section des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen. Erster Band. Mit acht artistischen Beilagen. Baden-Baden. Verlag der Scotzniovsky'schen Buchhandlung. 1846. Zweiter Jahrgang. 1846. S. 201—431. 12½ Bogen in gr. 8.

Dieser zweite Jahrgang bildet mit dem ersten, im vorigen Jahre erschienenen (s. unsere Jahrb. 1845. Nr. 57.) einen mässigen Band, welcher sich besonders durch seine vortrefflichen, in jeder Hinsicht wohlgerathenen artistischen Beilagen auszeichnet. Die letztern sind meistens von dem Director des Vereines, dem rühmlichst bekannten architectonischen Maler Herrn August von Bayer, und derselbe geht bei der ihm übertragenen Wahl der künstlerischen Beigaben und Bildertafeln um so mehr von Baden selbst, als dem Mittelpunkte der Gesellschaft aus, und breitet sich um so mehr von da in immer weitern Kreisen aus, als eben so in Baden, wie dem nahen Kloster Lichtenthal, ein nicht unbedeutender Schatz an Geschichts- und Kunstdenkmälern, zum Theil selbst von hohem künstlerischen Werthe, sich vorfindet, der würdig erscheint, in Abbildungen der Mitwelt bekannt gemacht zu werden.

Diese acht Tafeln selbst geben nämlich: 1) die Ansicht des schönen Denkmals Irmengard's, und 2) die perspectivische Ansicht des Grabmals Rudolf's VI. von Baden und des Chores der Fürstenkapelle zu Lichtenthal mit dem Denkmale Rudolf's IV.; 3) die geometrischen und messbaren Oberansichten der genannten drei Monumente Irmengard's, Rudolf's VI. und Rudolf's IV. von Baden; 4) und 5) Grundrisse der Klosterkirche und Fürstenkapelle zu Lichtenthal, mit genauer Angabe ihrer resp. Lage zu einander und alle zur Stunde noch vorfindlichen und lesbaren Grabsteine des Bodens; 6) den Grundriss der Stiftskirche zu Sinsheim, einer der frühesten christlichen Stiftungen unseres deutschen Vaterlandes; 7) einige der römischen Alterthümer aus der Sammlung des Vereins, und 8) die Heidenhöhlen zu Goldbach am Bodensee.

Der zweite Jahrgang 1846 aber zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste Abtheilung aber, unter dem Titel: „Wissenschaftliche Arbeiten", enthält zuerst die Arbeiten des Alterthums-Vereins für das Grossherzogthum Baden zu Baden selbst, als 1) den von dem Herrn von Bayer als Director in der Generalversammlung am 15. Oktober

1845 erstatteten Bericht über Bestand und Wirken der Gesellschaft während des Jahres 1845; 2) eine übersichtliche Darstellung und Verzeichniss der in dem Grossherzogthum Baden aufgefundenen Schriften, d. h. römischen Inschriften, von Ministerialrath Zell; 3) ein Dutzend geschichtliche Notizen von Archiv-Director E. J. Mone; 4) eine Geschichte der Aufhebung des adeligen Collegiats-Stifts Sintzheim von Stadtpfarrer K. Wilhelmi in Sinsheim; 5) ein Verzeichniss urkundlicher Quellen zur Geschichte des badischen Hauses vom 15. bis. 17 Jahrhundert, von E. J. Mone; 6) Bemerkungen über römische Burgen, von demselben, und 7) Beiträge zur Finanzgeschichte der Markgrafschaft Baden-Durlach, aus den Papieren des J. J. Schmauss, von ebendemselben. — Und diesen Arbeiten folgen dann, eben so besonders, die Arbeiten der historischen Section des Vereins für vaterländische Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen. — Die sehr kurze zweite Abtheilung aber führt den Namen: „Bestand der Vereine"; und sie gibt zuerst das Verzeichniss der Mitglieder des Alterthums-Vereins in Baden selbst und der demselben zugegangenen Geschenke; sodann die Verzeichnisse der 22 Mitglieder und Arbeiten des Vereines für vaterländische Geschichte und Naturgeschichte in Donaueschingen; und endlich die Erklärung der dem I. Bande beigegebenen Bilder-Tafeln.

Und wenden wir uns nun zu dem Inhalte der Schriften des Alterthumsvereines in Baden selbst, so geht 1) aus dem Berichte des Directors desselben auf das erfreulichste hervor, dass der Zustand des Vereines fortgehend ein nicht nur sehr befriedigender ist, sondern auch immer befriedigender wird. Die Zahl der Mitglieder ist in dem letzten Jahre von 160 auf 181 angewachsen, und das Comité sah sich veranlasst, um die Wechselwirkung zwischen sich und den auswärtigen Mitgliedern um so mehr zu befördern, auch sein Augenmerk auf das Institut von Mandataren der Gesellschaft zu richten. Nach Deckung aller Passiva blieb noch ein Activvermögensrest von 294 Gulden 44 Kreuzer Cassa. Nöthige Bauvornahmen und Restaurirungen an verschiedenen grossen katholischen Kirchen Badens wurden durch den Verein bewirkt, sowie Schritte zur Erhaltung, resp. Restaurirung eines der ausgezeichnetsten Kunstwerke altoberdeutscher Malerei, einer unzweifelhaften Schöpfung aus der blühendsten Epoche deutscher Kunst — wahrscheinlich von M. Schaffner aus Ulm —, nämlich eines alten in der St. Notburga-Kapelle der evangel. protestantischen Gemeinde Hochhausen unfern Mosbach am Neckar vorfindlichen schönen Altargemäldes, gethan. Die Untersuchung alten römischen Mauerwerkes in Mörsch, Amtes Ettlingen, auf dem dort erst neu

angelegten Kirchhofe wurde vorgenommen und mit einem grossen, aus fremdartiger Steinmasse gefertigten Tische und mehreren Fragmenten sehr schöner römischer Töpferarbeit aus terra sigillata belohnt. Nicht minder wurde ein anderer nicht unwichtiger Fund gemacht in einem Fragmente einer römischen Steinschrift von bedeutender Grösse, welches man bei Legung der Gasbeleuchtungsröhren in einer der Strassen Badens selbst ausgegraben hat. So geht die Thätigkeit des badischen Vereines nach allen Richtungen, gleichwie Herr von Bayer seinen Bericht mit den Worten schliesst: „dass die Direction keinen andern Beruf kennt, als die „Interessen des Vereins nach allen Richtungen hin zu vertreten und zu „pflegen.“ Möchte sie nur zu um so schnellerem und vollkommeneren Gedeihen des Vereines an diesem Berufe recht fest halten!

2. Herr Ministerialrath Zell handelt in seinem Aufsatze auf sehr interessante und belehrende Weise nicht nur von den römischen Inschriften überhaupt, von dem weit häufigern Gebrauche solcher Inschriften in dem Alterthume, als jetzt in der Neuzeit (man berechnet bloss die Zahl solcher noch vorhandenen römischen Inschriften auf etwa 6000), und von den Männern, welche sich bisher mit den in dem badischen Lande gefundenen römischen Inschriften beschäftigt haben, sowie von den Fundorten, der Zeit der Abfassung, dem Materiale, der Sprache und dem Inhalte derselben, sondern gibt auch ein alphabetisch nach den Ortsnamen der Fundorte derselben geordnetes Verzeichniss dieser Inschriften selbst. Und während wir ein solches noch gar nicht hatten, hat zugleich auch Herr Professor Ph. W. Rappenegger in Mannheim diese römischen Inschriften nach den vier Kreisen Badens und den einzelnen Fundorten in denselben zusammengestellt und in zweien Hälften, als Beilagen zu den Mannheimer Lyceumsprogrammen von den Jahren 1845 und 1846 dem Publikum übergeben und vollständig erklärt. So haben wir nun mit Einem Male zwei Verzeichnisse dieser Inschriften. Allein beide Zusammenstellungen von Zell und Rappenegger sind nicht vollkommen vollständig und müssen erst einander ergänzen. Ja es gab sogar In- und Aufschriften noch in Baden, welche beide gelehrte Männer noch gar nicht kennen. Solche sind z. B. die römischen Inscriptionen, welche Reinhard von Gemmingen in dem dritten Kapitel des ersten Buches seines, noch ungedruckten, Gemmingen'schen Stammbaumes aufführt. Sie wurden in dem Jahre 1556 zu Rohrbach bei Sinsheim gefunden und standen auf zwei römischen, von der civitas Aurelia Aquensis, also von der alten römischen Bürgerschaft in Baden, gesetzten Meilenzeigern. Sie heissen aber:

IMP. CAES. DIVI. SEVERI. NEPOT. DIVI. ANTONINI. P. MAG. FIL. M. AV....NTO,.. PIO. COS. III. P.P. PRoCOS. C. A. AQ. AB. AQ. LEVG. III. *), und

.... SEVERI. PII. NEPOTI. ANTONINI. dIvi. MAG. PII. FILIO. M. AVRE. SEVERO. ALEXANDRO. PIO. FELICI. AVG. PONtifiCI. MAXIMO. TRIBVNICIAE. POTESTA. COS. PATRI. PATRIAE. CIV. A. ....**), und durch sie erweitert sich nicht nur die Zahl der bis jetzt bekannten Meilenzeiger dieser Civitas von 8 auf 10, sondern wir sehen auch, dass das Gebiet derselben bis in unsre Gegend und bis an die Elsenz also gereicht hat; gleich wie das Gebiet der civitas Nemetensis (Speier) bis Heidelberg und das Gebiet der civitas Moguntiacensium (Mainz) bis Ladenburg an den Neckar ging. — Auch bemerkt Herr Zell, dass Herr Archiv-Director Mone „an dem Thurme „des römischen Steinsberges bei Sinsheim römische Steinmetzzeichen" erkenne. Allein es ist noch lange nicht bewiesen, dass die Römer nur Steinmetzzeichen hatten. Und die Steinmetzzeichen an dem Thurme des Steinberges sind auf jeden Fall keine Römischen; denn dieser Thurm ist gar kein Römischer, sondern, wie auch die ganz kürzlich erst Statt gehabten gründlichsten Untersuchungen eines unsrer unterrichtesten besonders mit der mittelalterischen Baukunst höchst vertrauten Architecten dargethan haben, ein nicht deutscher und erst Jahrhunderte nach Vertreibung der Römer aus Deutschland erbauet worden.

3. Als Einleitung zu seinen geschichtlichen Notizen sagt Herr Mone: „Die Absicht bei dieser Mittheilung ist doppelt: einmal wünsche ich Notizen zu geben, die alle Theile des badischen Landes betreffen, so viel „diess bei solchen Bruchstücken thunlich ist; sodann möchte ich den Inhalt so vielseitig machen, dass es den Mitgliedern des Vereines als „Beispiel dienen könnte, auf wie mancherlei Gegenstände sich die Forschung verbreiten möge." — Und, in der That, die von ihm gegebenen Notizen sind höchst vielseitig: sie betreffen Taradunum, die einst Römische Stadt unfern des heutigen Freiburg, so wohl, als die Goldwäscherei am Rhein — eine dogmatische Abbildung der Dreieinigkeit

---

*) Imperatori Caesari, Divi Severi nepoti, Divi Antonini Pii Magni Filio Marco Aurelio Antonino Pio, Consuli III. Patri Patriae, Proconsuli, Civitas Aurelia Aquensis, ab Aquis leugae III.......

**) ....Severi Pii nepoti, Antonini Divi Magni Pii filio Marco Aurelio Severo Alexandro, Pio Felici, Augusto, Pontifici Maximo, tribuniciae potestatis, Consuli, Patri Patriae, Civ. A.......

so wohl, als die Sage von einem zweiten Tell zu Rohrbach bei Heidelberg, der selbst einen Pfennig einem Knaben vom Kopfe schoss. Doch das Wichtigste ist, was Herr Mone uns über die erwähnten so genannten Heidenhöhlen zu Goldbach am Bodensee bei Ueberlingen mittheilt.

4. Des Ref. Geschichte der Aufhebung der adeligen Collegiat-Stiftes Sinsheim ist ein Auszug aus einem grössern Werke, an dem derselbe arbeitet, nämlich aus einer ausführlichen, meistens aus noch ungedruckten Quellen geschöpften Geschichte der Stadt und des Klosters Sinsheim. Derselbe wollte auch hier fürs Erste nur eine Probe dieser Geschichte geben, gleichwie er bereits auch eine solche in seinem zehenten Jahresberichte an die Mitglieder der Sinsheimer antiquarischen Gesellschaft unter dem Titel gegeben hat: „Die Erstürmung und Plünde-„rung und der Brand oder der Stadt Sinsheim schwere Zeiten in der „zweiten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts.“ In der hier gegebenen Probe erscheint besonders auch der eine der grössten Churfürsten der Pfalz bei Rhein, Friedrich III. auf dem ersten Reichstage, den Kaiser Maximilian II. in dem Jahre 1566 zu Augsburg hielt, in hoher unerschrockener Frömmigkeit, so dass nicht nur der Churfürst August von Sachsen ihm auf die Schulter klopfte und sagt: „Fritz, Du bist frömmer, denn wir alle!“ sondern auch der Markgraf Karl II. von Baden-Durlach ausrief: „Was fechten wir diesen Fürsten an! „Er ist frömmer denn wir alle.“

5. Durch die Vormundschaft, welche Herzog Wilhelm IV. von Baiern über die minderjährigen Söhne des Markgrafen Bernhart III. von Baden führte, mussten viele Verhandlungen und andre Schriften, welche das badische Haus betreffen, nach München gelangen, wo sie nun in dem Reichsarchive aufbewahrt sind. Herr Mone hat sie in dem Jahre 1838 zum Behufe seiner Quellensammlung für die badische Landesgeschichte durchgesehen. Da es aber noch einige Jahre dauern wird, bis er an die Urkundenabtheilung des Quellenwerkes kommt, so hat er es zum Behufe der Arbeiten anderer Forscher für nützlich gehalten, einstweilen diese Verzeichnisse, welche er ausgezogen, öffentlich bekannt zu machen.

(Schluss folgt.)

Nr. 56. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Schriften des Badisch. Alterthumsvereines.

(Schluss.)

6. In seinen Bemerkungen über die Römischen Burgen in Deutschland handelt derselbe von der Riesenburg zu Liebenzell auf dem linken Ufer der Nagold vier Stunden oberhalb Pforzheim und von der Jburg zwischen Baden und Steinbach; auch diese, gleich dem Weiler Thurme, für Römische Bauwerke haltend; und erklärend: „In meiner Urgeschichte „des badischen Landes habe ich die Beschreibung einiger Römerburgen „versucht; hier will ich Ergänzungen dazu geben.“

7. In seinen Beiträgen endlich zur Finanzgeschichte der Markgrafschaft Baden-Durlach bringt Herr Mone einen Gegenstand zur Sprache welcher die Aufmerksamkeit eben so des Geschäftsmannes, wie des Geschichtschreibers verdient. Herr Mone hat nämlich aus den Papieren des J. J. Schmauss die Notizen zusammen gestellt, welche die Geschichte des Staatshaushaltes in der Markgrafschaft Baden-Durlach betreffen, weil von den Geschichtschreibern dieser Gegenstand meist übergangen wird und die Eigenthümlichkeit der Schmaussischen Arbeiten dadurch hervortritt. Was wir jetzt General-Staatscasse nennen, hiess damals die Landschreiberei, und Herr Mone gibt zuerst einen Auszug aus der Landschreiberei-Rechnung von 1719. und lässt darauf einzelne Angaben über verschiedne Zweige des Staatshaushaltes folgen. Das Ganze ist voll höchst interessanter Mittheilungen. —

Was nun auch die Arbeiten der historischen Section des Vereines für vaterländische Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen noch näher betrifft, so hat denselben Friedrich Freiherr Roth von Schreckenstein veranlasst. Es bildete sich die „Gesellschaft der schwäbischen Naturforscher“ den 1. Juli und 1. October 1801. Von Schreckenstein, v. Engelberg und Rehmann in Donaueschingen waren constituirende Mitglieder, und jenen wurde das Präsidium der botanischen Section übertragen. Er beschränkte die Grenzen der wissenschaftlichen Thätigkeit geographisch auf das Fürstenthum Fürstenberg, dehnte sie aber zugleich auf die Geschichte dieses Hauses und Landes aus, und in dem Januar 1805 verwandelte sich der Verein in eine Gesellschaft der Freunde va-

terländischer Geschichte und Naturgeschichte an den Quellen der Donau. Doch diese Gesellschaft gewann keine rechte Basis; die Hauptgründer und Förderer derselben starben hinweg, und sie gerieth mit ihrer ganzen so schön begonnenen Thätigkeit in gänzliches Stocken. Da reorganisirten dieselbe noch in dem October 1842. der seitdem gestorbene Fürstl. Fürstenbergische Leibarzt Dr. Rehmann und der gegenwärtige wissenschaftlich so rege Gymnasial-Director Dr. L. B. A. Fickler in Donaueschingen, und der Fürst Karl Egon zu Fürstenberg übernahm sogar das Protectorat dieser Gesellschaft. Die beiden Abtheilungen des Vereines, Geschichte und Naturgeschichte, blieben, und beide begannen auch sogleich eine sehr erfreuliche Thätigkeit. Allein während derselben constituirte sich zugleich in dem Märze 1844. der weit bedeutendere Alterthums-Verein in Baden-Baden, und von dem Gedanken ergriffen, dass eine Vereinigung sämmtlicher Badischen Special-Vereine zu Einem allgemeinen Vereine von dem wesentlichsten Vortheile nicht nur für sie alle, sondern auch für die Gewinnung umfassender Ergebnisse der vaterländischen Geschichtsforschung sei, hat sich die historische Section des Donaueschinger Vereines in diesem Jahre dem Baden'schen Alterthumsvereine, als Hülfsverein, einverleibt, und zwar unter den Bedingungen hauptsächlich, dass ihr Zweck und das Feld ihrer Thätigkeit unverändert beibehalten wird, dass ihre Abhandlungen unter besonderm Titel, und abgesondert also, in den Schriften des Baden'schen Alterthumsvereines erscheinen, und dass jedes Mitglied der historischen Section des Donaueschinger Vereines ein Exemplar der Schriften des Baden'schen Alterthumsvereines gegen eine Vergütung von je 36 Kr. für das Heft und 5 Kr. für die Illustrationen per Blatt erhält, dagegen aber für die dem Drucke übergebenen Arbeiten des Donaueschinger Vereines ein Honorar von acht Gulden per Bogen durch die Verlagshandlung gegeben wird. Und es sind wirklich solche Arbeiten der historischen Section des Donaueschinger Vereines dem zweiten Jahrgange der Schriften des Baden'schen Alterthums-Vereines beigefügt, und zwar unter dem Titel: Alterthümer aus der badischen Baar: I. in und bei dem Dorfe Erfingen, und II. bei dem Dorfe Hausen vor Wald.

Fortgesetzte Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bei Nordendorf. — Erklärung der i. J. 1844 ausgegrabenen und abgebildeten Antikaglien; dann Würdigung dieser Grabstätte in Beziehung auf Zeit und Volk. Von Dr. von Raiser, kgl. bayr. Regierungs-Director etc. Regensburg 1846. Gedruckt in der Lauter'schen Buchdruckerey. 50 S. in gr. 4. nebst 3 Tafeln lithogr. Abbildungen.

De operibus antiquis ad vicum Nordendorf e solo erutis. Scripsit D. Georgius Casparus Mezger Gymnasii Augustani Aug. conf. addicti rector. Cum II. tabulis lithographicis. Augustae Vindelicorum MDCCCXLVI. Typis Wirthianis. 44 S. in gr. 4.

Die berühmten Ausgrabungen bei Nordendorf in dem Landgerichtsbezirke Wertingen sind, so weit sie geschehen sollten, beendigt, nachdem sie in zweien Jahren, in dem Jahre 1843 und 1844, angestellt worden waren, und zwar hat sie Herr Feigele in dem Jahre 1845. auch auf eine noch methodischere Weise vollführt. Er hat namentlich, was hätte sogleich geschehen sollen, immer besonders aufgezeichnet, welche Gegenstände ein jedes einzelne Grab enthielt. Und es lassen sich nun die Resultate dieser ganzen Ausgrabungen vollständig angeben: 520 Fuss lang von Süden nach Norden und 120 Fuss breit von Westen nach Osten dehnte sich der grosse alte Gottesacker $2\frac{1}{2}$, $7\frac{1}{2}$ bis 9, ja 10 bis 12. Fuss tief unter Fruchtäckern aus. Allein es sind dennoch noch nicht alle Gräber geöffnet, sondern diese gehen in der Breite unter der Aeckeroberfläche von Privaten fort. Die geöffneten Gräber aber waren, gewöhnlich 4 bis 6 Schuh, oft auch 2 bis 3, ja nicht minder auch 10 bis 20 Schuh von einander entfernt in Reihen von Süden nach Norden angelegt und selbst von Westen nach Osten gerichtet, so dass die in denselben Ruhenden sich mit dem Haupte von Westen nach Osten kehreten. Und zwar waren es 20 gerade symmetrischen Gräberreihen. Diese enthielten im Ganzen 362 Gräber, welche sich durch ihre schwarze Erde in dem gelben Lehmboden auszeichneten und in welchen 152 erwachsene männliche, 186 erwachsene weibliche Personen und 27 Kinder, also 365 Menschen beigesetzt waren. In dreien Gräbern lagen nämlich je zwei Skelette über einander. Ausserdem waren noch vier längere Gräber oder Gruben, in welchen man neben den Gräbern von vier Männern deren Rosse begraben hatte. Und die Gräber der Männer waren in der Regel 6 und selten über $6\frac{1}{2}$ Schuh, die der Weiber zwischen 5 und 6 Schuh lang. Ihre Tiefe betrug bei beiden Geschlech-

tern $2^1/_2$ bis 3 Schuh, selten und nur bei den Doppelbegräbnissen $6^1/_2$ Schuh. Breit waren die Gräber 2 bis 3 Schuh. Von dem ursprünglichen Erdaufwurfe über den Gräbern konnte man natürlich nichts mehr sehen; an eine Hügelbedeckung darf noch weniger gedacht werden. Eben so war keines dieser Gräber ausgemauert oder mit Steinplatten ausgelegt. Auch nicht die geringste Spur eines Todtenbaumes oder Sarges war ausfindig zu machen. Um so häufiger zeigten sich Kohlen und deren Brandplätze in und neben den Gräbern, und die Todten waren offenbar zu ihrer Erhaltung in Kohlen und Asche gelegt und damit zugedeckt worden. Diese Kohlen erschienen zumal häufig in den Gräbern der Männer und in den Gräbern mit dem reichsten Schmucke. Ja in den letztern waren die Leichname zum Theile fast mit Lehm oder mit Thonerde ausgestampft, und bei der Ausgrabung derselben verbreitete sich ein sehr starker Verwesungsgeruch. Unter den Skeletten selbst war kein männliches unter 6, und kein weibliches unter 5 Schuh gross, und die natürliche Körpergrösse dieser Menschen war also eine mässige. Die Todten waren in den Gräbern, mit einer Erdunterlage für den Kopf, auf den Rücken gerade hingelegt worden, mit zu beiden Seiten ausgestreckten Armen und Händen. Doch hatten auch mehrere Skelette die Arme über der Brust oder gegen den Unterleib kreuzweise über einander gebogen. Die Skelette waren übrigens nicht mehr sehr erhalten; doch konnte man eine Anzahl Schedel, welche zum Theile noch alle 32 Zähne hatten, ganz erheben. Die noch vollständigen Pferdegerippe lagen wie ruhend hingestreckt zu der linken Seite der Männer und waren ohne Hufbeschläge und ohne alle Ueberreste von Sattelzeug. Bei denselben fand sich blos eine eiserne Thrense. Was aber diese Gräber so sehr auszeichnet und für die Geschichte der Vorzeit so wichtig macht, ist nicht ihre grosse Anzahl, sondern die überaus reiche und mannigfaltige, ja häufig kostbare, so wie nicht selten zierliche, selbst schöne Ausstattung der Todten. Und zwar sind die Mitgaben theils, aber nur dem ganz allerkleinsten Theile nach, entschieden römische Gegenstände, (nämlich nur ungefähr 46 Münzen, eine einzige Fibula, ein Siegelring, 3 Schlüssel, ein Salbengefäss und zwei Schminckschälchen mit Schäufelchen), theils, und zwar zum allergrössten und allerherrlichsten Theile, gehören sie eben so entschieden einer nicht römischen oder griechischen, sondern ganz andern mehr morgenländischen (Byzantinischen) Kunst und Weise an, und weisen sie uns mehr auf den scandinavischen Norden und die wunderbaren phantastischen Gestalten an den ältesten Deutschen Domen hin. Doch fand man auch in dem Jahr 1844 eigentlich nichts

von Bedeutung, das man nicht eben so oder auf ähnliche Weise in dem Jahre 1843 gefunden hätte. Das in diesem letztern Jahre Gewonnene ist aber bereits schon von uns in unsern Jahrbüchern (1845. Nr. 18 und 19.) beschrieben; und wir bemerken nur noch in dem Allgemeinen, dass die Grabesausstattung ganz nach dem Geschlechte, Alter, Stande, Vermögen etc. der Beerdigten sich richtete und mehr oder minder zahlreich und kostbar war. 43 Männerskelette, 1 weibliches Skelett und 3 Kinderskelettchen hatten auch so gar durchaus keine Mitgaben in das Grab erhalten. Im Allgemeinen aber zeichneten sich die Männergräber durch Waffen, Feuerzeuge und wenigen Schmuck, die Frauen- und Jungfrauengräber durch Gefässe, vielen Schmuck und Messerchen, und die Kindergräber durch Spielzeug und Lieblingsvögelchen aus. Die Gräber der Kinder hatten beinahe alles, was sich in den Gräbern der Erwachsenen fand, aber möglichst in verkleinertem Massstabe, nur kleine Gefässe, kleine Schnällchen, kleine Messerchen, kleine Muscheln, einen kleinen Sporn, kleine bronzene Zierscheiben etc. und es lagen in denselben auch Schalen von Hühnereiern und ein zerbrochenes Ei. Zu dem herrlichsten Schmucke aber der Frauen gehörten vorzüglich kleine herz-, schild-, blatt- und glockenförmige Anhenkerchen von dem feinsten unser 24 karätiges Gold übertreffenden Golde. Diese bestehen oft aus Filigran-Arbeit, sind auch bisweilen mit rothem Glase eingelegt, und haben ein Oehr. Gewöhnlich trug man an den Korallenschnüren an dem Halse drei beisammen; aber ganz reiche Damen trugen auch 4 und 5, ja 6 an dem Halse. Doch weit kostbarer noch sind die an Hals, Brust, Gürtel und Knie gefundenen Brochen aus dem reinsten Golde. Diese haben die Gestalt theils von cirkelrunden Scheiben, theils von blätterförmigen Rosetten, theils von einem grossen Lateinischen S. Die eine auch stellt einen sitzenden Vogel, wie einen Papagei, und die andere eine Bandschleife dar. Diese Brochen sind durchaus nicht gelöthet, haben verschiedne Abtheilungen, sind durch Filigran-Arbeit verschönert und mit Steinen von hellblauem und hell- und dunkel-, rosen- und purpurrothem Glase eingelegt.

Die Hauptfrage aber bleibt immer noch: Von wem rührt dieses so merkwürdige Nordendorfer Leichenfeld her? Welchem Volke gehörten die Menschen an, welche ihre Todten auf demselben beerdigt haben? Herr Mezger fasst als Resultat seiner Rede zusammen: „Ex iis autem „quae de rebus Baeticis dixi, id mihi videor assecutus esse, ut, eos, „qui in agro Nordendorpensi sepulti erant, pateret, defensores et custo- „des valli munitionumque apud Drusomagum exstructarum eo tempore

„fuisse, quo Romani repulsi satis habebant imperium suum intra Danu-„bium tueri. At vero ne quis mihi objiciat, quod ipse explicavi, non „solum Gallorum opera ad pericula propulsanda tum usos esse Romanos, „sed Germanorum ipsorum aliorumque, tantum abest, ut coloniam mi-„litarem, cujus sepulchra prope castella Romana in illo provinciae sinu „fuerunt, Gallos sive Celtas unos aluisse existimem, ut eam diversis-„sima hominum natione compositam fuisse, lubenter largiar. Hoc pono „Celtas, qui cultu ceteros et humanitate praecucurrerint, artificia sua or-„natumque omnibus etiam adeo commendasse, ut in provincia praepolle-rent.“ Und Herr von Raiser erklärt, dem Herrn Mezger beipflichtend: „Durch die Ausgrabungen des Jahres 1844. bis zur Erschöpfung „des ganzen Nordendorfer Grabfeldes stellt sich nunmehr in Uebereinstim-„mung mit dieser Rector Dr. Mezger'schen Meinung auch die eigene „Meinung des Verfassers dieser Fundgeschichte dahin fest, dass auf dem „Nordendorfer Grabfelde begraben wurden: 1) zum grössern Theile: „romanisirte Urbewohner des Landes, nemlich Vindelizier, welche ur-„sprünglich Kelten — und insbesonders ausgezeichnete Arbeiter in Me-„tallen waren. Diese Urbewohner gemischt 2) mit römischen Colonisten, „nemlich mit zahlreichen mit Grundbesitz belohnten römischen Veteranen, „welche zugleich Gränz-Soldaten und wohl bewaffnet waren. Dann „nicht unwahrscheinlich gemischt 3) weiter mit römischen Garnisons-Sol-„daten und ihren Familien aus der wichtigen nahen Gränzveste Druso-„magus, und endlich 4) auch gemischt mit einigen bei feindlichen Ue-„berfällen in das gesicherte Römerland diesseits der Donau geflüchteten „und hier geduldeten römischen Ansiedlern aus dem jenseitigen römi-„schen Decumaten-Land;“ und Herr von Raiser zieht zuletzt den Schluss, dass also die Grabstätte bei Nordendorf, „eine gemischte,“ dass die Zeit derselben von der Mitte des II. bis gegen das Ende des IV. Jahrhunderts zu bestimmen, und dass die wahrscheinliche Zeitdauer dieser Begräbnisse auf zwei Jahrhunderte fest zu stellen sei. Allein Ref. fühlt sich durch alles, was beide so gelehrte Herren, namentlich Herr Mezger, gegen seine Ansicht vorgebracht haben, nichts weniger als in derselben erschüttert oder widerlegt; er beharrt vielmehr darauf, die Gräber bei Nordendorf seien entweder Alemannische, oder Ostgothische, oder wohl noch spätere, wohl Fränkische. Ja, er entscheidet sich jetzt unbedingt dafür, dass diese Gräber Fränkische sind, und zwar in Anbetracht, dass Herr Fr. Troyon in den, diesen Gräbern ganz gleichen, Grabstätten bei Bel-Air unfern Lausanne, nach einer ihm selbst von jenem gewordenen gütigen Nachricht, Monogramme der Me-

rowinger und zehen Münzen von Karl dem Grossen getroffen hat. Dazu hat man bisher nicht nur bei unserm Sinsheim ganz solche Gräber, wie bei Nordendorf entdeckt, sondern auch in den beiden letzten Jahren 1845 und 1846. ist man auf eben solche reichen Gräber mit den herrlichsten Leichenausstattungen aus Gold und Silber und mit den prächtigsten Thon- und Glaskorallen, indem man neue Chauseen und Eisenbahnen anlegte, bei Ludwigsburg, bei Gundelsheim am Neckar unterhalb Wimpfen und bei Auerbach unfern Mossbach *), gestossen. Diese Gräber alle, welche durchaus dieselben Waffen und Schmucksachen, wie die Nordendorfer enthalten, sind unläugbar auch von demselben Volke und aus derselben Zeit, wie die bei Nordendorf und Bel-Air. Gehören die Nordendorfer Gräber Celtischen Gränzwächtern an, so stammen auch die genannten Gräber alle bei Sinsheim und in dessen Nähe von solchen Celtischen Gränzwächtern. Wer aber könnte, wer möchte so etwas behaupten? — Im Gegentheile, diesseits des Rheines in dem schönen Rheinfranken am Neckar und seinen Nebenflüsschen blühete Fränkisches Leben; da stand eine ganze Anzahl von Pfalzen selbst der Karolinger: in Weiblingen, in Heilbronn, in Eppingen, in Bruchsal, in Michelstadt, in Ladenburg, in Weinheim und in Heppenheim. Da war Fränkischer Reichthum und Pracht. Da konnte man die Todten auch noch in den Gräbern nach der alten Väter Weise auf das reichste und kostbarste ausstatten, wie solches bei geringen, stets von dem Feinde beunruhigten und oft beraubten armen Gränzwächtern gar nicht möglich war. Und die neuen Eisenbahnen und Chauseen führen uns so gleichsam nicht bloss über der Erde in der Neuwelt schnelle umher, sondern auch mit Riesenschritten unter die Erde in die alten Zeiten der Väter zurück.

Die nationale Alterthumskunde in Deutschland. Reisebemerkungen von J. J. A. Worsaae. Aus dem Dänischen. Kopenhagen. Verlag von F. H. Eibe. 1846. Nur 58 Seiten in 8.

Erst mit dem wieder erwachten Selbstgefühle und der wieder neu aufgeblüheten Selbstschätzung der Deutschen nach den grossen Siegesschlachten in dem Jahre 1813 hat man sich nicht mehr begnügt, bloss

---

*) Man hat bei Auerbach namentlich nicht nur die erzenen durchbrochenen Scheiben, sondern auch eine mit verschiedenen farbigen Steinen eingelegte Rosette aus dem feinsten Golde mit dem Griechischen Kreuze gefunden.

die Römer und Griechen über die älteste Germanische Urzeit zu lesen, sondern hat man sich zu den ältesten Denkmalen derselben selbst, zumal zu ihren Grabstätten, gewandt, diese mit Eifer gesucht und mit Sorgfalt geöffnet, so wie das in denselben Gefundene gesammelt, und besteht also eine nationale, d. h. eine ächt Deutsche volksthümliche Alterthumskunde, die nicht allein nur Römisches, Griechisches, Aegyptisches, Persisches, Indisches und Transatlantisch-americanisches schätzt, sondern auch das Nächste, das Einheimische, das von den eignen Altvordern Herstammende gebührend zu würdigen versteht.

Erst seitdem haben sich durch ganz Deutschland Alterthums- und Geschichtsvereine gebildet, deren es jetzt schon an Zahl weit über siebenzig gibt, gleichwie Referent dieses zuerst klar und bestimmt in seiner an dem 5. November 1844 in der ersten General-Versammlung des Alterthumsvereines zu Baden gehaltenen Rede*) dargestellt hat. Allein diese Gesellschaften zusammen sind einerseits noch lange nicht gehörig organisirt und zu Einem lebendigen, mit aller Weisheit und Kraft Hand in Hand einmüthig zusammen wirkenden Ganzen vereinigt, und anderseits fehlt den meisten Sammlungen derselben eine wahrhaft wissenschaftliche, der Geschichte wirklich erspriesliche Resultate bereitende Anordnung. Dazu kennen die Hauptarbeiter auf dem grossen Felde der Deutschen Alterthumskunde sich nicht persönlich von Angesichte zu Angesichte. Dass sie sich eifrig schreiben, Jahre lang unermüdlich ihre Correspondenzen fortführen und endlich zu den Vätern gehen, ohne je auf dieser Erde sich mit Augen geschauet zu haben, ist noch lange nicht hinlänglich: sie müssen öfter persönlich zusammen kommen, sich sehen, sich sprechen, ihre Gedanken, Kenntnisse und Erfahrungen einander mündlich mittheilen und sich gemeinsam bereden, wie sie am besten zusammenwirken können und wollen. Das hat Referent längst gefühlt, und darum hat er wenigstens einzelne Reisen zu Hauptmännern in dem Fache der Deutschen Alterthumskunde und zu Hauptsammlungen gemacht. Und von gleichen Gefühlen durchdrungen hat Herr Worsaae vielmehr in dem Jahre 1845 eine ganz grosse Reise durch ganz Deutschland unternommen. Er ist zu uns über die Ostsee herüber gekommen, hat uns alle, die wir Gesellschaften vorstehen, freundlichst besucht und unsre Sammlungen genau eingesehen und speciell geprüft; und der Bericht über

---

*) Ueber die Entstehung, den Zweck und die Einrichtung der gegenwärtigen Geschichts- und Alterthumsvereine deutscher Zunge. Eine Rede — von Karl Wilhelmi, etc. Heidelberg, J. C. B. Mohr, 1844.

diese seine viele Monate gedauerte Reise ist das zwar nur kleine, aber inhaltschwere, gewichtige, höchst schätzbare, oben genannte Schriftchen. Er beabsichtigt in demselben, nicht nur den Standpunkt zu schildern, auf welchem die nationale Alterthumskunde in Deutschland gegenwärtig sich befindet, sondern auch, wo möglich, die Nothwendigkeit darzuthun, dass die Deutschen Alterthumsforscher künftig mehr in Gemeinschaft arbeiten müssen, als sie es bisher gethan haben. Und um besser die Richtung anzudeuten, nach welcher hin die Deutsche Alterthumskunde nach seiner Überzeugung sich entwickeln muss, hat er zugleich die zerstreuten Denkmäler der Deutschen Vorzeit in ein allgemeines System zu bringen gesucht. So zerfällt sein Schriftchen in drei Abtheilungen.

I. Herr Wörsaae fast also zuerst den ganzen gegenwärtigen Zustand der Alterthumskunde in Deutschland in die Augen. Denselben findet er nämlich doch noch für nichts weniger als genügend, so gern er auch das viele bereits Geschehene belobend anerkennt. Er erinnert zunächst an die berührte Art und Weise, wie die meisten Deutschen Alterthümer-Sammlungen, selbst in den grössten Städten, durchaus ohne Ordnung und wissenschaftliche Consequenz aufgestellt sind und selbst so viele noch „das Aussehen von blossen Polterkammern zur Aufbewahrung von allerlei Curiositäten und Gerümpel“ haben. Ja, die Alterthumsforscher sind noch nicht einmal mit einander einverstanden über ein vernünftiges, allgemein gültiges, von Vorurtheilen freies System, nach welchem die Sammlungen zu ordnen sind. Auch hat man in Deutschland eben so, wie früher in Skandinavien, den Denkmälern des Alterthums den schriftlichen Nachrichten gegenüber eine ganz untergeordnete Bedeutung beigelegt; und es müssen die Alterthumsforscher in Zukunft nothwendig das Verhältniss zwischen den Denkmälern des Alterthums und den schriftlichen Nachrichten auf eine ganz andre Weise betrachten, als dieses bisher geschehen ist. „Hierzu rechne man noch“, fährt Herr „Worsaae fort, dass die nationale Alterthumskunde bei weitem noch „nicht eine allgemeine Anerkennung gefunden hat, und dass sie als eine „Folge hievon gewissermassen unter äusserm Drucke leidet. So ist z. B. „sehr auffallend, dass man überall in Deutschland selbst in manchen sehr „kleinen Städten, z. B. in Sinsheim, antiquarische Gesellschaften findet, „die mit grossem Eifer für die Förderung der Alterthumskunde gewirkt „haben, während man hingegen vergebens in den beiden wichtigsten „Hauptstädten Deutschlands, Wien und Berlin, eine Gesellschaft sucht, „die vorzugsweise und mit Kraft ihre Aufmerksamkeit auf die nationalen „Denkmäler des Alterthums gerichtet hätte.“ Und Herr Worsaae

sagt an dem Schlusse dieser Abtheilung mit Recht, dass die Römischen und Griechischen Archäologen sich nicht länger von den Deutschen absondern oder wohl gar höhnisch auf sie herab blicken dürfen, sondern brüderlich und unverdrossen mit ihnen zusammen wirken müssen.

II. Demjenigen, was noch fehlt, abzuhelfen, gibt weiter Herr Worsaae einen möglichst klaren Ueberblick über die Sammlungen Deutscher Alterthümer und macht er den Versuch, dieselben in ein allgemeines System zu bringen; und zwar geht er hier von den antiquarischen Verhältnissen in Scandinavien aus, weil Scandinavien in antiquarischer Rücksicht einen vollständischen Gegensatz zu Griechenland nnd Italien bildet und weil man, da nun Deutschland in der Mitte zwischen beiden liegt, auch von den Denkmälern der Deutschen Vorzeit sich wird keine gründliche Kenntniss erwerben können, wenn man nicht zugleich diese beiden Aussenseiten berücksichtigt. Die Alterthümer in Scandinavien aber lassen sich nach den bekannten, auch in diesen unsern Jahrbüchern wiederhohlt berührten drei Zeitaltern ordnen. Zuerst erscheint in dem „Steinalter" ein Volk, welches das Metall noch nicht allgemein kannte und benützte, sondern seine meisten Geräthschaften noch aus Stein verfertigte. Eine ungeheure Menge solcher verarbeiteten Stücke aus Feuerstein zumal werden überall in dem südlichen Skandinavien, besonders an den Seeküsten, aus der Erde gegraben, wogegen diese weit seltner in Norwegen und dem nördlichen Schweden vorkommen, und daselbst erheben sich auch eigenthümliche Begräbnisse, Steingräber (Steendyser, d. i. Steinhaufen), und Riesenbetten (Jättestuar, d. i. Riesengemächer), welche unverbrannte Leichen, so wie allerlei Geräthschaften aus Stein und Knochen, Geschmeide von Bernstein, Urnen aus Thon u. s. w. enthalten. — Darauf folgt das „Bronzealter," in dem alle Waffen, schneidende Geräthschaften, vielerlei Geschmeide u. s. w. aus Bronze, und zwar aus einer Mischung von ungefähr $^{9}/_{10}$ Theilen Kupfer und $^{1}/_{10}$ Theil Zinn, verfertigt wurden. Auch diese sind in Unzahl über das ganze südliche Skandinavien zerstreut; aber die Todtenhügel enthalten nun nicht mehr grosse Grabgewölbe, sondern gewöhnlich nur kleine Steinhaufen oder viereckige Einfassungen von Steinen, welche verbrannte Leichen in irdnen Urnen bewahren. Diese stammen von einem eingewanderten Volke her, und selbst die bronzenen Geräthe, zumal die Schwerter, Schilde, Helme und eine Art Blasinstrumente, Lurer (Schallhörner) genannt, und die so wohl erzenen, als goldnen Schmucksachen, weisen auf ein solches eingewandertes Volk hin, als indem sie sogleich in schönen, geschmackvollen und dabei zugleich nüancirten Formen erscheinen. Die

auf denselben am häufigsten vorkommenden Verzierungen sind entweder spiral-, ring- oder wellenförmig. — Das „Eisenzeitalter“ endlich characterisirt sich dadurch, dass jetzt die Waffen und schneidenden Geräthschaften aus Eisen, und auch die Schmucksachen nicht mehr allein aus Bronze (aber auch selbst aus einer andern Composition derselben, nämlich meistens aus Kupfer und Zink), und aus Gold, sondern auch aus Silber, Electrum (Silber und Gold) oder Mosaik bestehen. Eine eigene Art Schmucksachen bilden jetzt auch die sogenannten Goldbracteaten, die oft sichtbar rohe Nachahmungen byzantinischer Münzen aus dem fünften und sechsten Jahrhundert sind. Die Verzierungen auf den Schmucksachen zumal, bilden jetzt meistens symmetrische Windungen und Arabesken. Dieses Eisenalter aber scheint in Norwegen und dem nördlichen Schweden früher hervor getreten zu seyn, als in dem südlichen Skandinavien, vorzüglich in dem altdänischen Lande Schonen und in Dänemark. Hier, wo die Cultur des Eisenalters schwerlich alle Ueberreste des alten Bronzealters früher, als etwas um das Jahr 700, völlig verdrängt hat, sind die Gräber bei weitem seltner, und wenn man sie mitunter einmal antrifft, so bilden sie gewöhnlich grosse Begräbnissplätze in natürlichen Sandhügeln, wo die Leichen unverbrannt bestattet wurden. — — Und diese Eintheilung in drei Zeitalter hält Herr Worsaae auch für offenbar gültig für die Denkmäler des Alterthumes in Deutschland. Nur gibt es hier besondre Verhältnisse, die wohl in Betrachtung gezogen werden müssen. Nämlich blos hinsichtlich des nördlichen Deutschlandes allein kann man von einem Steinalter reden; nur von Holland an bis nach West- oder wohl gar nach Ostpreussen hat man aber dieselben Ueberreste aus dem Steinalter, welche sich in dem südlichen Skandinavien finden. Auch in diesen Gegenden bloss trifft man verschiedne ganz den skandinavischen entsprechende Steingräber und grosse Steingewölbe mit unverbrannten Leichen und Geräthschaften aus Feuerstein. Je mehr man sich aber von den Küstenländern entfernt, desto geringer wird die Anzahl von Gräbern aus dem Steinalter; sie kommen dann nur noch bei den grössern Flüssen vor, z. B. bei der Oder und Elbe, bis sie endlich gegen Thüringen hin ganz verschwinden. In der ältesten Zeit, d. i. eben in dem Steinalter, waren das südliche Skandinavien und nördliche Deutschland oder die Gegenden um die Ostsee von Einem Volke bewohnt, welches, in Ermanglung der Metalle, Geräthschaften und Waffen von Stein oder Knochen verfertigte und welches sich seinen Lebensunterhalt besonders durch Jagd und Fischerei verschafft zu haben scheint. — Auch die Denkmäler aus dem Bronzealter treten in grösster Zahl in dem nörd-

lichen Deutschland hervor. Ihre Uebereinstimmung mit den skandinavischen ist ausserordentlich in die Augen fallend. Und der ganze Unterschied der Verhältnisse in dem nördlichen Deutschland und in Skandinavien scheint nur darin zu bestehen, dass in dem letztern die bronzenen Sachen so wohl zahlreicher als auch imponirender sind. Die gewöhnlichen Grabhügel aus diesem Zeitalter enthalten keine grossen Steingewölbe, sondern nur Steinhaufen oder höchstens kleine Steinkisten, und da sie zugleich im Gegensatze zu den ältern Gräbern verbrannte Leichen bedecken, deuten auch sie offenbar auf eine neue Einwanderung hin.

Im Uebrigen aber haben die Denkmäler aus dem Bronzealter in Deutschland eine weit grössere Ausdehnung, als die aus dem Steinalter; sie erstrecken sich, wenn auch seltner, durch West- und Ostpreussen über Schlesien hinaus, so wie durch das ganze mittlere und südliche Deutschland. Doch sieht man deutlich aus den Sammlungen, dass nach Süden zu nicht nur die bronzenen Sachen abnehmen, sondern auch verschiedne Nuancen in den Verzierungen eintreten. Die bronzenen Sachen beschränken sich in dem südlichen Deutschlande meistens nur noch auf Schwerter, Celte, Paalstäbe, Lanzenspitzen und verhältnissmässig wenige Schmucksachen. Und statt der spiralförmigen Verzierungen kommen an bronzenen Sachen jetzt gewöhnlich eine eigene Art Streifen oder Linienverzierungen vor, die man entweder gar nicht, oder doch nur äusserst selten in dem Norden sieht. Wir haben so weiter auch in Deutschland, in dem Bronzealter dasselbe eingewanderte Volk, welches nicht nur andre Begräbnissgebräuche mitbrachte, sondern auch Keime der ersten Cultur, indem es nämlich zwei Metalle kannte: Bronze und Gold, aus welchen es seine Geräthschaften, Waffen und Geschmeide verfertigte. Und dieses eingewanderte Volk bestand, nach der Verschiedenheit und der Menge dieser Sachen zu urtheilen, aus verschiednen Stämmen, welche sich so wohl in dem östlichen und südlichen Skandinavien, als in den Gegenden südlich von der Ostsee und durch das ganze übrige Deutschland verbreiteten. Diese Bronzecultur selbst aber hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht bloss einem einzelnen Volke z. B. den Kelten, angehört, sondern ist verschiednen Stämmen auf einer gewissen Stufe der Cultur, oder sowohl den Kelten, als den Griechen, Skythen, Germanen und Skandinaviern, gemein gewesen. — Die Menge der Denkmäler aus dem Bronzealter aber nimmt in dem Verhältnisse ab, als die Ueberreste aus den Zeiten der Römer zunehmen, und in der Regel sind die römischen Alterthümer sowohl in Absicht des Materiales, als auch, was die Form und Verzierungen betrifft, von denen aus dem Bronzealter durch

aus verschieden. Die Mischung der Bronze scheint auch nun aus Kupfer und Zink zu bestehen. Und jetzt mit den Römern in Deutschland, also mit dem ersten christlichen Jahrhunderte, bildete sich für dasselbe noch ein drittes Zeitalter, das Eisenalter, in welchem ein ganz anderer und neuerer Geschmack, als in dem Bronzealter, herrschte. „In der spätern „Zeit hat man nämlich," sagt Worsaae, „zum Theil durch glückliche „Umstände, besonders im südlichen Deutschland: bei Nordendorf in der „Nähe von Augsburg, im Elsass und überdies in der Schweiz: bei Ba„selaugst, Lausanne u. a. O. viele allgemeine Begräbnisse aus dem Ei„senalter entdeckt, die eine Menge Steinkisten mit unverbrannten Lei„chen, Schwertern, Dolchen, Messern, Pfeilen und Lanzenspitzen, Schild„knöpfen u. s. w. aus Eisen: Schnallen, Platten mit gebrochener Arbeit, „Ketten von Bronze, Schmucksachen von Gold, bisweilen mit eingeleg„ten Steinen, Mosaikperlen, u. s. w. enthalten." Und in Absicht einer genauen Zeitbestimmung ist höchst merkenswerth, dass man in Baselaugst, wo in der Vorzeit eine Römische Colonie war (Augusta Rauracorum), die noch gegen Ende des vierten Jahrhunderts blühete, dergleichen Gräber gefunden hat, die von zerschlagenen Römischen Leichensteinen errichtet und mit Steinen gedeckt sind, auf welchen man Kreuze und Inschriften bemerkt, die auf das Christenthum hindeuten. Die Leichen wurden nicht mehr in einzelnen Hügeln, sondern in grossen Begräbnissplätzen bestattet. Und man traf nicht bloss bei Baselaugst nebst Römischen Münzen von Gratian und Valentinian eine Merovingische Goldmünze, sondern auch bei Bel-Air unfern Lausanne nebst Römischen Münzen nicht minder solche aus Karls des Grossen Zeit. Die Sachen aus dem Eisenalter haben überhaupt in den verschiednen Gegenden des südlichen Deutschlandes eine solche Uebereinstimmung mit einander und ein so bestimmtes Gepräge, dass man sie mit grosser Leichtigkeit von allen andern unterscheiden kann. — Das ist der historische Gang der Entwickelung der Alterthümer in Deutschland, ganz wie uns denselben Herr Worsaae so klar vor die Augen stellt, und einen eigenen Excurs bildet noch in dieser zweiten Abtheilung eine klare Darlegung, dass die so genannten „obotritischen Alterthümer und Runensteine," in Neu-Strelitz gänzlich unächt, verwerflich und nur eine schlechte Sache des Luges und Betruges sind. Hinsichtlich des bekannten so genannten goldnen Hutes mit ringförmigen Verzierungen in dem Antiquarium zu München erklärt Herr Worsaae, dass offenbar ebensowohl derselbe, als die kleinen runden, ebenfalls mit ringförmigen Zierathen versehenen goldnen Schalen in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft zu Augsburg Ge-

fässe sind. — Doch wir kehren zu dem zuerst berührten Zustande der Alterthumskunde in Deutschland, zumal zu der im Allgemeinen schlechten Anordnung der Sammlungen, zu der Zerstreuung der Kräfte der Alterthumsforscher und dem Mangel einer gehörigen Unterstützung ihrer Bestrebungen von Seiten der Gelehrten und des Volkes zurück. Diese bestimmen nämlich den Herrn Worsaae

III. zu Vorschlägen zur Bildung einer neuen Art Gesellschaften zur Förderung der Deutschen Alterthumskunde. Diese Vorschläge aber, welche wir noch etwas erweitern, bestehen darin, dass die zahlreichen archäologischen Gesellschaften jede kleinliche Eitelkeit bei Seite setzen, ihre abgesonderte Stellung aufgeben und aus allen Kräften dahin streben müssen, gewisse Mittelpunkte oder Central-Vereine und dadurch einen wirklichen Verein der Vereine zu bilden. Die Central-Vereine könnten natürlich nur in grossen Städten seyn, wo sich viele Gelehrte und Kunstkenner in verschiednen Richtungen finden, wo es nicht an den nöthigen wissenschaftlichen Hülfsmitteln fehlt, wo die meisten pecuniären Kräfte in Anspruch genommen werden können und endlich wo man auch am besten Unterstützung von Seiten der Regierung erwarten dürfte. Und zu solchen Centralpunkten schlägt Herr Worsaae vor: Berlin für das nördliche, Wien für das südöstliche und besonders München für das südwestliche Deutschland. Diese Central-Vereine müssten beständig eine allgemeine Uebersicht über alle Forschungen aller einzelnen Vereine in ihren Kreisen haben, alle einzelne zerstreute Beobachtungen und Entdeckungen, wie sie in den Schriften der einzelnen Vereine zerstreut sind, in die nöthige Verbindung bringen, jenen ihren rechten Platz anweisen und sie in besondern Central-Zeitschriften veröffentlichen, so wie in den letztern auch allgemein durchgreifende Fragen besprechen. Es müssten zumal auch, wie Freiherr Hans von und zu Aufsäss so zweckmässig vorschlägt *), möglichst genaue Abbildungen und kurze bündige Beschreibungen aller Gegenstände der verschiednen Sammlungen und aller schriftlichen Quellen zur Bearbeitung derselben, so wie ein allgemeines vollkommen geordnetes General-Repertorium gegeben werden, damit ein jeder, welcher irgend einen Gegenstand findet, sich schnell orientiren und unterrichten kann, wo er seine Hülfsmittel alle zu finden

*) In seinem so geistvollen höchst empfehlungswerthen „Sendschreiben an die erste allgemeine Versammlung deutscher Rechtsgelehrten, Geschichts- und Sprachforscher zu Frankfurt am Main. Nürnberg, Riegel und Wiessner. 1846.“ Freiherr Hans von und zu Aufsäss hat bereits auch auf die edelste und uneigennützigste Weise, wiewohl leider vergeblich, in dem Jahre 1833, also schon vor 13 Jahren, den Versuch gemacht, eine allgemeine Gesellschaft für Deutsche Alterthumskunde und Geschichte zu gründen.

vermag. Jene drei Central-Vereine aber müssten sich zugleich unter sich selbst und, jeder nach einer gewissen geographischen Richtung hin, mit dem ganzen Auslande in einer beständigen Verbindung erhalten, welche für die einzelnen kleinen besondern Vereine sehr schwierig, ja beinahe unmöglich ist. Dabei müssten in jedem Bezirke jährlich, und zwar bald in dieser bald in jener Stadt, eine allgemeine Versammlung der einzelnen Vereine und möglichst von Zeit zu Zeit eine grosse Gesammt-Versammlung der drei Central-Vereine, eine General-Versammlung in dem weitesten Sinne, gehalten werden, zu welcher alle Vereine Deputirte schickten und jedes Mitglied jeden Vereines Zugang hätte. So nur würde rechtes Leben und Gedeihen in das ganze Deutsche Alterthumsvereins-Wesen kommen; so nur könnten die einzelnen Alterthumsforscher alle sich persönlich von Augen zu Augen sehen und kennen lernen, ihre Ansichten und Erfahrungen vollkommen austauschen und die Sammlungen mit einander beschauen, besprechen und beurtheilen; so nur würden sich bald die Gegensätze ausgleichen, würden sich Gemüther mehr und mehr einander annähern und würden sich allgemeine Principien hinsichtlich der Ausstellung der Sammlungen geltend machen; so nur würden diese jetzt allgemein wohl geordnet und für die Wissenschaft und eine gründliche Anschauung des Alterthums recht förderlich und anregend werden; so nur würde sich ein wirklich allgemeines Interesse für die Alterthümer und deren Gewinnung, Aufbewahrung und Erhaltung durch alle Stufen der Gesellschaft von den Höchsten bis zu den Niedersten unter dem ganzen Deutschen Volke verbreiten, und so nur würde die Alterthumskunde in Deutschland eine solche Grundlage erhalten, dass sie die Vorzeit in ein klares Licht stellen und eine ganz neue Einleitung zu der Geschichte Deutschlands geben könnte. — Doch das sind für jetzt erst fromme Wünsche. Wir verkennen nicht die hohen Schwierigkeiten ihrer Verwirklichung und können nur ausrufen: möchten unsre besten Wünsche von Allen auf das Beste gefördert werden und möglichst bald ihre Erfüllung erlangen! **K. Wilhelmi.**

Höhen von Tirol und Vorarlberg. Gesammelt von M. Stotter, Doctor der Medizin u. s. w., Secretär des Ferdinandeums. 88 *S. in* 8. *Innsbruck, bei Wagner.* 1845.

Eine, mit Umsicht und Fleiss verfasste, Arbeit, die Vielen willkommen seyn muss. Die, in Schriften verschiedenster Art zerstreuten, Höhen-Bestimmungen aus jenen so interessanten Gebirgsländern wurden nicht

nur sorgsam zusammengetragen, sondern auch die Ergebnisse von Messungen beigefügt, die bis jetzt nicht veröffentlicht wurden. Das Verzeichniss, ohne auf Vollständigkeit Anspruch zu machen, liefert eine sehr beträchtliche Menge von Angaben. Der östliche Theil vom Pusterthal, Primör, Judikarien, Sulz- und Nonsberg, der westliche und nördliche Theil vom Ober-Innthal, und die Seitenthäler der Landgerichte Passeier, Sterzing, Mühlbach, Brixen, Klausen und Kastelrutt lassen noch beinahe jede Nachweisung vermissen; da indessen der grössere Theil jener Gegenden vom geognostisch-montanistischen Verein nicht untersucht, wenigstens nicht revidirt ist, so lässt sich mit Recht erwarten, dass auch diese Lücken bald ausgefüllt seyn werden. Das Verzeichniss ist — was für leichtere Auffindung sehr zweckgemäss — in alphabetischer Reihenfolge aufgestellt. Die Orts-Höhen findet man in Wiener Fuss angegeben, und stets zugleich in Parisern, wo der Gewährsmann diese berechnete. Alle, durch trigonometrische Messungen bestimmte, Höhen sind mit einem besondern Zeichen versehen. Wir können die Bemerkung nicht schweigsam übergehen, dass die ältesten barometrischen Höhen-Messungen — wenn die Walcher'schen Angaben des Barometer-Standes zu Fend im Oetzthale unbeachtet bleiben — aus dem Jahre 1784 herrühren und vom Innsbrucker Professor Fr. von Zallinger stammen.

v. Leonhard.

Ueber das Verbot ganzer Verlagsfirmen. Von Heinrich Bernhard Oppenheim. Karlsruhe, bei Chr. Th. Groos. 1846.

Diese Flugschrift wurde durch eine in mehreren deutschen Bundes-Staaten zu wiederholten Malen angewandte Massregel hervorgerufen, welche dem ganzen Press-Rechte im höchsten Grade gefahrdrohend zu seyn scheint. Der Verf. suchte darum nachzuweisen, dass die Unterdrückung ganzer Verlags-Unternehmungen mehreren anerkannten Grundsätzen des Privatrechtes wie des öffentlichen Rechtes widerstreitet, dass sie namentlich vom Standpunkte des Kriminal-Rechtes aus (als Strafe) keinerlei Rechtfertigung finden kann. Andererseits musste untersucht werden, ob durch das betreffende Verfahren die richterliche Kompetenz derjenigen Souverainetäten verletzt worden war, gegen deren Unterthanen man durch die erwähnten polizeilichen Massnahmen eingeschritten war. Hierbei ergab sich zugleich folgerichtig die Gelegenheit zur Prüfung der Stellung und der Befugnisse des preussischen Ober-Censur-Kollegiums.

H. B. O.

Nr. 57. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Von den falschen Decretalen und von einigen neuen in Bamberg entdeckten Handschriften der falschen Decretalen und alter collectiones canonum.

Nichts machte unter den Quellen des canonischen Rechts mehr Aufsehen, als die falschen Decretalen. Nachdem die Eigenmacht des Pseudoisidors längst erkannt war, bemächtigten sich die Magdeburgenser und Blondell dieser Erscheinung, und die katholischen Canonisten, selbst die grossen Ballerini und Blascus waren eingeschüchtert. Wer nur den Muth blicken liess, der Sache ehrlich nachzusehen, um zu untersuchen, wie gering etwa die Schuld sey, wurde ein Curialist genannt. Dieses bezeugt gegen die Eiferer noch der neueste Schriftsteller in dieser Sache, auf dessen Schrift wir ebenfalls Rücksicht nehmen wollen: „Wasserschleben, Beiträge zur Geschichte der falschen Decretalen. Breslau, bei Adlerholz. 1844." Vrgl. „Reuter, Repertorium der theologischen Literatur. 1845. August. S. 107." (welche Schrift wir leider nicht gelesen haben).

Man muss vor Allem aufmerksam seyn auf zwei Dinge:

1) auf Isidori mercatoris decreta pontificum und deren Handschriften, vor Allem auf die Vorrede, wo der Verf. schon indirect merken lässt, dass er etwas beigetragen hat (die Neueren haben daher geglaubt, von den merces komme sein Name), und wesshalb man schon etwas gemässigter denken sollte;

2) auf die alten collectiones, welche auf die Vorsiricischen Decrete hindeuten.

Viele Schriftsteller haben über die falschen Decretalen geschrieben, ohne Handschriften der einen und andern Art gesehen zu haben. Nichts war natürlicher, als dass man, hinblickend auf das sub 1. angeführte Werk, ein Falsum fand, nicht nur in den Inscriptionen der Decrete, als auch in der Erzählung der Umstände, die der narratio oder decisio, auch wenn sie richtig wäre, zu Grunde gelegt sind. Daher sagte Blasius mit Recht: Porro illi catholici, qui pro Ps. decretalibus decertaverunt, utiliorem sane operam impendissent, si hoc unum pro viribus curassent, ut doctrinam catholicam, cujus perpetuitatem Christus dominus promisit,

ab injuriis et calumniis tantummodo vindicarent. Ac etiam idcirco pro sinceritate Ps. decretalium decertare non debebant, quod ecclesia catholica, etsi illis usa fuerit, nullo tamen unquam decreto interposito, nullaque declaratione adjecta, easdem pro genuinis, authenticis et indubiis agnoverit: quia usu ipso, quae duriuscula de disciplina videbantur, fuerit moderata. Atque adeo verum est, ecclesiam catholicam nullo decreto vel declaratione interjecta habuisse pro authentica Isidori conlectionem, ut id ipsi haeretici fateri coacti sunt, ut patet ex iis, quae habuit Christophorus Justellus praefatione ad codicem canonum, quem inscripsit ecclesiae universae.

So stand die Sache, bis zuletzt K. F. Eichhorn über die spanische Sammlung in den Abhandlungen der Berliner Akademie, Jahrgang 1834., und später in Savigny etc. Zeitschrift neue Argumente in Beziehung auf päbstliche Intriguen brachte, welche jetzt der ebengedachte Wasserschleben zu widerlegen bestrebt war, wogegen es noch Niemandem eingefallen ist, der Sache tiefer auf den Grund zu gehen, um zu zeigen, wie gross oder gering die Schuld desjenigen wirklich war, der die pseudoisidorische Sammlung zusammenstellte. Nur den Ballerini's ist bis jetzt das Verdienst geblieben, dasjenige herausgefunden zu haben, was schon lange vor der collectio Isidori bekannt gemacht war (Walter, Kirchenrecht. §. 95.); aber auch hier ist noch Manches zu thun, besonders seitdem die Schrift von Knust geschrieben ist.

Es sey uns erlaubt, zuerst auf die Vorrede der berühmten Ballerini zu verweisen, welche anführen, wie viel noch zu thun sey durch die Vergleichung der Manuscripte der alten collectiones. Und wir sind seit ihrer Arbeit nicht viel weiter gekommen, will man nicht die compilatorischen Versuche und neuen Entdeckungen einiger Decretalenhandschriften Augustin Theiner's ausnehmen, denn auf die Entdeckung der Handschriften des vorgratinischen Rechts sind kaum zwei ausgegangen. Daher bemerkt der neueste Schriftsteller über die falschen Decretalen, Wasserschleben, gleich im Eingange der oben erwähnten Schrift:

„Obgleich der Verfasser der folgenden Blätter überzeugt ist, dass eine definitive Lösung und Entscheidung der Kontroversen über Alter, Verfasser und Vaterland der Pseudoisidorischen Decretalen nicht ohne eine sorgfältige Vergleichung der noch vorhandenen Handschriften möglich ist (worunter er die oben ad 1. angeführten meint), so wolle er doch mit Hülfe des vorhandenen Materials jene Kontroversen und die bis jetzt aufgestellten Hauptlösungen einer neuen Prüfung und Revision unterwerfen.“

Wir setzen bei, auch die älteren collectiones, die entweder schon entdeckt sind, oder noch entdeckt werden, und die leicht auf vorsiricische Decrete hinweisen können, müssen nochmals verglichen werden, denn mancher Zweifel, ob nicht dieses oder jenes Decret, dieses oder jenes Concilium ächt ist, bleibt noch zu entscheiden, weil man aufeinmal den ganzen Pseudoisidor verworfen hat. Die Gedanken der Canonisten aller Art gerade in dieser Richtung wurden nämlich von einer einzigen Idee absorbirt: es habe ein schlechter oder unbesonnener Zweck des fasarius gewaltet, welchen jeder Schriftsteller auf seine Art aufzusuchen bemüht war. Nur Möhler (Aufsätze, herausgegeben von Döllinger. 1. Bd. S. 283.) weicht davon ab. So hat denn der eben zuletzt schreibende Wasserschleben mit Recht dasjenige widerlegt, was Febronius und Anton Theiner zu Partheizwecken hervorgehoben und K. F. Eichhorn noch in der neuesten Zeit so dargestellt haben, als sey der Betrug geflissentlich von Rom ausgegangen, um dem päbstlichen Systeme eine Stütze zu verleihen. Dabei hat Wasserschleben auch die andern Kirchenrechtslehrer der neueren Zeit, aber nur deutsche, angeführt, die natürlich auch blos rathen können, selbst wenn sie sich der Idee des Cardinal Bona anschliessen, der die Arbeit eine pia fraus nannte (Blascus bei Galland. Tom. II. p. 34.). Zuletzt sind wir dem Herrn Prof. Wasserschleben in seinen eigenen Untersuchungen vielen Dank schuldig, denn er frischt Manches auf, was noch mit allen hieher gehörigen Dingen einer neuen Untersuchung bedarf, selbst wenn es durch die tüchtigsten Historiker schon abgethan schien. Herr Wasserschleben hat nämlich, wie uns scheint, sehr gut gezeigt, dass Pseudoisidor die capitula Angilramni benützt habe, und dass nicht umgekehrt Angilramnus den Pseudoisidor gekannt habe. Freilich hat sich auch hier schon ein neuer Opponent gefunden, nämlich Walter in der zehnten Auflage des Kirchenrechts §. 99., der dazu einen Karton drucken liess, aber eben desshalb nur auf einen einzigen Punkt der Opposition sich beziehen konnte, dass nämlich Wasserschleben ein römisches Concil müsse anerkennen, was doch Pseudoisidor erlogen habe. Dabei beruft sich Walter auf die Ballerini; er hätte sich aber auch auf Blascus berufen können, der sogar Folgendes beisetzt: Sic iidem Magdeburgenses et Blondellus non odorarunt falsitatem synodi 116 episcoporum sub Julio etc., und allen fiel doch nicht ein, dass die Lüge Isidor's eine sehr detaillirte gewesen wäre, wenn man die Synode auf 116 Häupter setzen konnte. Die Sache verdient einer grossen Ueberlegung. Es sey uns auch erlaubt,

auf die Ansicht des Herrn Wasserschleben über den Zweck des Pseudoisidor's hinzusehen. Er conjecturirt, die Sammlung sey im Interesse der Bischöfe von Lothar's Parthei als Waffe gegen den Kaiser und gegen die Synoden nach der Verurtheilung und Absetzung der Bischöfe in Didenhofen von Otgar von Mainz anno 835 gemacht, denn das Aachner Concil vom Jahre 835 habe sie zuerst benützt. Gleichwohl gesteht Wasserschleben gleich zu, Wala, Conventional oder Abt von Corvey, habe schon anno 833 etwas Aehnliches an Pabst Gregor IV. übergeben, dagegen könne man auf keinen Fall an Benedict als Verfertiger der pseudoisidorischen Sammlung denken, der vielmehr die Ansichten Otgar's theilweise aufgegeben habe. So wäre denn Wasserschleben mit Knust und Walter im Widerspruche, die nach hergebrachter Weise Alles dem Benedictus zuschreiben; er selbst aber hatte doch Nichts für sich anführen können, als dasjenige, was man im Allgemeinen von den Ereignissen jener Zeit weiss, welche Ereignisse freilich ohne diese nichts weniger als gehörig begründete Vermuthung auch schon die Ballerini und Blascus (IV. Cap.) angegeben haben. Mit gutem Grunde konnte daher Zachariä in der Zeitschrift von Schneider sagen: „auf den unbefangenen Leser mache die gründliche Ausführung Wasserschleben's eher den Eindruck, als ob die falschen Decretalen nicht aufeinmal und nicht von einem und demselben Betrüger verfertigt, sondern allmählig entstanden, aus verschiedenen Quellen geflossen und erst nachträglich vielleicht nicht gerade von einem sich der Sache vollkommen bewussten Betrüger gesammelt worden seyen.“ Davon ist gewiss Vieles wahr, aber nicht Alles, am wenigsten, wenn Zachariä wieder auf die päbstlichen Interessen zurückkömmt, die man nun einmal in Deutschland gar nicht aus den Augen lässt. Vor Allem hätte man nicht so vielen Werth auf die Arbeit Knust's legen sollen, der zwar in der Nachspürung der Zusätze des Isidorus Verdienste hat, aber überall mit einer vorgefassten Meinung zu Werke geht. Knust hätte nie übersehen sollen, wie die Bibliotheken jener Zeit beschaffen waren, worüber er ja selbst in seinem Buche de Benedicti levitae collectione Capitularium Francof. 1836. (Pertz tom. IV. pars II. p. 19.) die beste Darstellung gibt. Sein hieher gehöriges gelehrtes Werk heisst E. H. Knust de fontibus et consilio Ps.-Isidorianae collectionis. Gott. 1832.

Dass in der Sache viel Untergeschobenes ist, wer wird dieses leugnen wollen? Ob Einer oder Mehrere an dem Hauptwerke gearbeitet haben, was kümmert uns dieses? Aber untersucht sollte werden: was war die Tradition der Zeit seit Siricius über die Kirchenrechtsge-

schichte vor ihm? Dazu könnten auch neue Handschriften behülflich seyn. —

Der Verf. glaubt nun, bei einem kurzen Aufenthalte in Bamberg Einiges gefunden zu haben; allein verlassen von den nächsten Büchern, und andern Geschäften zugethan, war es ihm nicht möglich, genaue Untersuchungen anzustellen, und er wollte es auch nicht, weil er an die königl. baierische Regierung das Ansuchen stellte, die Handschriften auf kurze Zeit ihm zuzustellen. Aber nach zwei Monaten hat er erfahren, dass das Ministerium des Innern gerade die von ihm unter einer Masse von Handschriften vielleicht zufällig herausgesuchten Schriften nach München gefordert hat, wodurch des Verf. Bitte vor der Hand abgeschlagen und wahrscheinlich die unreine Absicht eines Münchner Gelehrten unterstützt ist, mit demjenigen, was ein Anderer gesucht, und was er, der vielleicht lange in Baiern Eingebürgerte oder Eingelebte hundertmal hätte sehen können, aber nicht gesehen hat, die gelehrte Freude dieses Andern zu verderben. Und wer ist dieser Andere? Einer, welcher der Entdeckung gefährlich seyn wird, oder von der Sache Nichts versteht. Zudem ist es derjenige, wie der Bibliothekar in Bamberg ihm bezeugen wird, welcher seit mehr als 30 Jahren, soferne er einige Tage nach seiner Vaterstadt kam, die alten Handschriften musterte, ja schon im Jahre 1819 in den Heidelberger Jahrbüchern auf diese bedeutenden Handschriften des römischen Rechts zuerst aufmerksam machte, die dann Cramer, von Savigny, Schrader, Bucher und Andere benützten, und wovon der Verf. selbst den ältesten Codex der Institutionen, der in der Welt existirt (man vergleiche dazu die Turiner Handschrift), bekannt machte, und der endlich seit der Säcularisation der Bamberger Dom-, Stifts- und Klosterkirchen der erste Mann ist, der einen Blick in die Handschriften des canonischen Rechts geworfen hat, soweit sie nicht theilweise durch die Romanisten bekannt wurden, wie z. B. die collectio Anselmo dedicata oder Ivonis, welche auch von Savigny und Schrader gesehen haben. Gerne hätte der Verf. dieser Schrift die canonischen Handschriften einige Zeit in den Händen gehabt, um ihre nicht unwichtige Bedeutung zu untersuchen, denn er glaubt, dass mit solcher Beihülfe dereinst eine neue Meinung über die falschen Decretalen aufgestellt werden könne. So aber bleibt ihm Nichts übrig, als diesen Weg zu wählen, und auf einzelne Handschriften aufmerksam zu machen, auch etwa anzudeuten, wohin dereinst das Urtheil über die Ps. Isidorianischen Decretalen hinauslaufen wird. Wir führen vorerst folgende Handschriften an:

I. P. I. 8. ist eine sehr gute Handschrift: Isidori mercatoris de-

creta Pontificum. Mit Recht sollte diese Handschrift vor allen verglichen werden, so wie es überhaupt noch an einer Ausgabe dieses Buches fehlt (abges. von Merlin). Für das älteste Manuscript halten die Ballerini bekanntlich den Cod. Vat. 630 — dem unser Codex ganz an die Seite gestellt werden kann. Die Bibliothek in Bamberg bezeichnet den Codex sogar als aus dem achten Jahrhundert durch eine Note. Das Innere konnten wir nicht vergleichen, denn wir hatten nicht einmal die Vergleichungen der Ballerini zur Hand. Auf Knust allein wollten wir uns nicht verlassen. Doch scheinen uns in diesem Codex Zusätze zu seyn, z. B. bei Pius I. und Victor, die in das zweite Jahrhundert gehören, bei Cornelius, der in das dritte Jahrhundert gehört: aber verantworten können wir darüber ohne eine wenigstens mit den Ansichten der Ballerini geschehene Vergleichung nichts.

II. Sehr alt ist eine collectio canonum antiqua. P. I. 2, welche anfängt mit den canones apostolorum prolatae per Clementem ecclesiae romanae pontificem, quae ex grecis exemplaribus in ordine primo ponuntur, quibusquam plurimi quidem consensum non praebuere facile est — et tamen postea quaedam constituta pontificum ex ipsis canonibus adsumpta esse videntur. Die Decrete gehen von Siricius an. Es sind denn in dieser collectio auch afrikanische Concilien, namentlich das Concilium von Carthago, sub Grato episcopo, die statuta ecclesiae antiqua, die der afrikanischen Kirche aber kaum angehören, sondern der spanischen (Wasserschleben, Regino p. 379, Note m) das Concilium in civitate arclatensi apud Marianum episcopum.

III. P. I. 9. enthält ebenfalls eine vetus collectio canonum. Es ist dieses offenbar der schon von den Ballerini beschriebene Cod. 854 in der Vaticana (Gallandi I. p. 671) wie wir wenigstens aus folgenden Nachweisungen schliessen: Incipiunt sacrae relationes et statuta ex decretis providorum patrum collecta, sed pro singulis libris subsequentibus praeponuntur tituli, ut quicquid ex eis quaeratur facile inveniatur. Das erste Buch handelt von dem Primat und von der Autorität des römischen Stuhls, von den Primaten und Patriarchen, von den Erzbischöfen, Metropolitanen et comprovincialibus episcopis. Das zweite Buch von der Ordination der Priester, de parochialibus presbyteris. Das dritte von den Klöstern etc. Das vierte von Kirchen und Taufkirchen; das fünfte von der Taufe und von dem Chrisma; das sechste von den Osterferien und den Festen; das siebente von den Todtschlägen, Kindermord etc.; das achte de legitimis conjugiis, de raptis et raptoribus, de adulteris et

incestuosis; das neunte de synodo celebranda, de judicibus et judiciis ecclesiasticis, de testibus, de episcopis injuste exspoliatis, de depositione et restitutione episcoporum; das zehnte de regibus et principibus — von weltlichen Verbrechen, excommunicatione et reconciliatione, de judeis, ariolis, de natura daemonum. Das elfte de principalibus vitiis et eorum remediis, de poenitentia. Das zwölfte de virtutibus et qualitate creati hominis, de praedestinatione et origine mortis corporeae, de animabus defunctorum, de igne purgatorio et igne aeterno, de adventu Anti-Christi, de poena malorum et gloria justorum. In dieser Sammlung kommen viele pseudoisidorische Decretbriefe vor, und die Ballerini sagen: non pauca ex apogryphis inserta praefert. Allein weitere Erinnerungen machen die gelehrten Männer nicht.

IV. P. I. 10. ist abermals eine vetus collectio canonum. Die Bücher sind: 1) de sacramentis; 2) de festivitate et jejuniis de crapula et ebrietate; 3) de homicidiis; 4) de conjugiis; 5) de excommunicatione; 6) de synodo celebranda; 7) de poenitentia et reconciliatione.

V. P. 3. 20. Miscellanea — eine Handschrift, die man erst durch und durch untersuchen muss. Sie enthält sehr viele pseudoisidorische Stellen: wie wir auf den ersten Blick wahrgenommen haben.

Um nun wieder auf die falschen Decretalen zurückzukommen, wollen wir hier auf zwei Stellen uns berufen: 1) auf die Ballerini, welche im §. III. sagen: „haec autem novae et immutatae disciplinae reprehensio, quam minus aequa sit, quisque facile intelliget, si duo animadvertat, nimirum pleraque pseudoepistolarum Isidori excerpta esse ex sententiis SS. patrum ex sinceris constitutionibus Romanorum pontificium post Siricium, ex canonibus conciliorum ac ex Romanis legibus quae sane novi juris novaeque disciplinae non sunt, cetera vero eam disciplinam plerumque exhibere, quae vel jam diu inoleverat, vel jam ante aliquanto induci coeperat. 2) Auf die neueste Schrift von Wasserschleben, der ziemlich gründlich bemerkt, die Stelle Felix I. im dritten Jahrhundert sey wohl pseudoisidorisch, und desshalb habe Pseudoisidor die Worte Angilram's „tempore a canonibus praefixo Nicaenis" geändert, eben weil Felix I. vor dem Concilio zu Nicäa gelebt habe; demnach aber habe das von Angilram citirte römische Concil der 116 Bischöfe existirt. Obgleich nichts von Wasserschleben desshalb bewiesen ist, so ist schon dieser neue Zweifel, der wohl noch durch eine Handschrift gelöst werden könnte, an sich genügend, die Sache weiter zu untersuchen. Selbst die Ballerini und Blascus haben in solchen Puncten dem Pseudoisidor zu wehe gethan. Noch

weher thut ihm Wasserschleben, wenn er immer auf die Gründe und Umschreibungen Isidors zurückgeht, von welchen ja erkannt ist, dass sie zugesetzt (merces) waren, was ja der Verfertiger in der That selbst nicht geläugnet hat. Wie sehr sich Knust geirrt hat, immer von dem schlimmen falsum auszugehen, hat auch Wasserschleben zugestanden, und so durfte es Zeit seyn, nochmals an die Sache zu gehen und namentlich alle Einzelnheiten mit Zuziehung neuer Handschriften zu untersuchen.

Dem Isidorus oder denjenigen, die die Zusammenstellung machten, fehlte es nicht

a) an einer Art von Tradition in den vielen Quellen, die schon die Ballerini angezeigt haben; sie hatten

b) vor sich den liber pontificalis (s. darüber Blascus cap. XV.) und die Zeugnisse der Kirchenhistoriker;

c) es muss sich nachweisen lassen, warum man den einzelnen Päbsten diese oder jene Bestimmung zugeschrieben hat;

d) es ist bekannt, dass in jener Zeit auch viele solche Urkunden in weltlichen Regierungsgeschäften gemacht worden sind, wobei man keineswegs dasjenige finden kann, was unsere Zeit ein falsum heisst (s. nur Pertz, tom IV. pars altera);

e) das wirklich Falsche muss offenbar vor Allem auf die Seite gebracht werden, namentlich dasjenige, was als Entscheidungsgrund aus andern Schriften genommen ist, wenn es auch authentisch ist.

Man kann sich leicht erklären, warum man schon in den ersten Zeiten, z. B. unter Hincmar von Rheims, unter Nicolaus I., nicht Alles an der Sache verwerfen wollte, wenn man auch den Pseudoisidorus selbst nicht anführen konnte; man hat schon damals auch in andern kirchen-historiscen Dingen ausser dem pseudoisidorischen Decrete viele Fehler und Zufälligkeiten eingesehen, z. B. dass etwas Gregor dem Grossen zugeschrieben wurde, was Gregor II. gebührt; man wusste wohl, dass der canon Silvestri aus den gestis Silvestri entlehnt ist, und überhaupt, wie war der Stand der Literatur in jener Zeit? War es nicht ein blosser Zufall, dass man die pars moralium von Gregor dem Grossen gefunden hat, wie die Mauriner bezeugen.

Aber eben dieses Alles muss uns von Neuem darauf bringen, alle neue Handschriften zu prüfen, um nicht nur wegen des Alters und Vaterlandes des pseudoisidorischen Decrets, als wegen der Sache selbst zu einer bessern Ansicht zu kommen. Sicherlich kann kein Einzelner die Bezeichnung der Päbste gemacht haben, sondern vielfache Conjecturen

haben darauf geführt, wie man noch aus neuen Handschriften und aus der Prüfung schon bekannter Handschriften wird erkennen können. In der Folge werden denn auch jene Dinge unterbleiben müssen, die als Conjectur gebildet sind, um der päbstlichen Autorität entgegenzutreten. Was will es heissen, wenn Wasserschleben S. 72 anführt, in der Aachner Synode des Jahres 835 sey Nichts vorgekommen vom Primat Petri, von den Appellationen nach Rom, von den causae majores et episcopales, wenn er S. 6 nichts wissen will von der censura des ersten Bischofs über die andern, wenn er überhaupt die disciplina ecclesiae, wie wenn in jener enthusiastischen oder besser wahrhaft hierarchischen Priesterverbindung Anarchie geherrscht hätte, zur Seite stellt. Sollte die hergebrachte, Jedem bekannte Ordnung in jedem Particularconcilio wiederkehren? Waren es nicht die Gesammtconcilien der Kirche, die Entscheidungen der Päbste, welche hier überall eingreifen mussten; konnte nicht mit gutem Grunde Nicolaus I. der fränkischen Kirche vorwerfen, dass sie die decreta vernachlässigt habe. Und wer weiss nicht, was in allen diesen Dingen auf andere Art durch die unverdächtigsten Zeugnisse bewiesen ist. Steht nicht überall das Concilium von Sardica: ut inter discordes episcopos conprovinciales antistites audiantur, quod si damnatus appellavit romanum pontificem, id observandum, quod ipse censuerit (P. I. 2). Wird man endlich nicht auch billig seyn, gegen den Turrianus, den schon Blascus in Schutz genommen hat?

Sey es uns erlaubt, hier, wo wir die weitere Untersuchung, da die neugefundenen Handschriften uns nicht zu Gebote stehen, aufgeben müssen, ein Resultat unserer vorläufigen Ueberzeugung auszuprechen:

1) In jenen Zeiten, wo man fand, dass das erste Jahrtausend der christlichen Zeitrechnung zu Ende ging, folglich die Kirchenhistorie gebildet werden musste, und wo man viele Traditionen hatte, und Zeugnisse unverdächtiger Schriftsteller aber auch unsichere Andeutungen aus den drei ersten Jahrhunderten vorlagen, in welchen die Kirche durchaus unterdrückt war — wagte man Alles, um dasjenige zu ergänzen, was nicht in den scriniis lag. Siricius befahl desshalb alle Decrete in die Registraturen zu sammeln, aber er befahl nicht, die früheren Nachrichten zusammenzuhalten. Dieses wollte man zu der Zeit, wo die Geschichte in collectiones zusammentreten sollte, ergänzen. In derselben Art hat man auch die Staatsgeschäfte verarbeitet, und neue Documente geschaffen, wie man schon bei Pertz tom IV. part. alt. sieht, und Niemand hat desshalb grosses Bedenken erhoben. Schreiben ja auch heutzutage die Gelehrten ohne Urtheil und mit Widersprüchen Alles von einander ab;

Knust konnte daher mit Recht in Knust's Sinn Herrn Anton Theiner einen andern Pseudoisidor nennen.

2) Die meisten Decisionen waren nicht nur traditionell in der Kirche, sondern einzelne lassen sich auch in den gestis pontificum nachweisen.

3) Isidorus hat sie daher vorgefunden, wenn auch in anderer Gestalt gegeben.

4) Die Unächtheit der Ausstattungen und Gründe in dem Buche des Isidorus Mercator hat schon ihre Nachweisung gefunden: so muss die unhistorische Form der Inscriptionen jedenfalls wegfallen: die materiellen Gründe sind biblisch und christlich, dies hat am besten von den dogmatischen Standpunkte aus gezeigt Möhler zuletzt in seinen Schriften und Aufsätzen herausgegeben von Döllinger I. Bd. S. 283, und alle die Tendenzen, welche die neuere Zeit, besonders seit der Reformation her, hineingelegt hat, waren nicht da.

5) Wenn es dereinst dazu kommen wird, durch eine bessere Einsicht der Dinge vieles von den Ansichten zu beseitigen, welche van Espen in seiner Schrift (som III. der op. om.) aufgestellt hat, und worin man erkennen wird, dass auch die im Eingange gegebene Darstellung von Knust nicht richtig ist, indem Vieles, was dieser dem Isidorus als Erdichtung zugeschrieben hat, diesem nicht gehört; dann wird man den wahrhaft historischen Standpunkt gefunden haben, auf welchem diese Controverse zu schlichten ist. Keider sind wir in der neuesten Zeit von der Entscheidung der Controverse wieder in der That weiter abgekommen, theils durch die polemische durchaus unbegründete Richtung K. F. Eichhorn's, theils durch die Hyperkritik des Herrn Knust's, aber die Vergleichung neuerer Documente wird sicherlich dieser Tendenz entgegenwirken.

6) Die kirchenhistorische Richtung hat andere Quellen als die pseudorischen Decretalen: Diese Arbeit selbst war eine Privatarbeit, und auch das Decret Gratians war ursprünglich eine Privatarbeit: geheiligt wurde das Decret Gratians erst durch die Kirche und Schule, und was menschlich daran ist, kann nicht fehlerlos seyn; dem Geiste des Kirchenthums aber thut es keinen Eintrag.

Daher sollte man aufhören, von den falschen Decretalen zu sprechen, und sie in dem Sinne apogryph nennen, wie man auch die canones Apostolorum so nennt und zu allen Zeiten so genannt hat. So haben wir in einem Manuscript gelesen, welches auch die vorsiricischen Decrete hat: denique propter eorum auctoritatem ceteris conciliis proposuimus canones, qui dicuntur apostolorum, licet a quibusdam apocrifi

dicantur, quum plures eos recipiunt et sancti patres eorum sententias sine doli aucsoritate roboraverint et inter canonicas posuerunt constitutiones. Und wer am Ende wird die Lehre verwerfen wollen, die über die accusatio episcoporum und über die spoliatio und restitutio in pseudoisidorischem Geiste vorgetragen ist.

Zum Schluss soll nur noch Etwas beigefügt werden über andere Handschriften des canonischen Rechts, die sich in der Bamberger Bibliothek finden. Ein Manuscript, auf dessen Aussenseite steht „Die zehn Gebote Mosis", und welches dem Joannes Sutorius bambergensis mercator gehört hat, enthält das Decret Gratian's mit Glossen vor der glossa ordinaria. Ausserdem kommen schon bekannte alte collectiones vor Gratian vor, wie schon oben erwähnt wurde. Endlich auch wichtige Handschriften über die Privatsammlungen der Decretalen vor Gregor IX. Manches ist hier nicht richtig bezeichnet; so steht auf einer collectio — decretales abbreviatae Gregorii IX; allein es ist die compilatio quarta, welcher dann folgt die compilatio quinta Honorii; in der Mitte und am Ende stehen feudorum constitutiones lib 1 tit 1—28 excl. und lib 1. tit 1—4. — Ausserdem gehören hierher P. II. 4. 6. 7. und 10. und P. I. 18. Gesehen haben wir auch Alani Magistri ab Insulis poenitentiale. Sarti spricht von diesem Gelehrten, aber von dem angeführten Werke nicht.

Es versteht sich, dass Vieles noch vorhanden ist vom Decrete Gratian's und von den Decretalen — namentlich auch die wichtigsten ersten Schriftsteller über canonisches Recht, nicht weniger über die ersten Schriften des Prozesses. Für die Literaturgeschichte des canonischen Rechts sind diese Werke sehr lehrreich.

Es würde sehr wichtig seyn, dass sich ein deutscher Gelehrter einige Wochen Zeit nehmen würde, alle Handschriften des canonischen Rechts in der Bamberger Bibliothek zu prüfen und einen genauen Catalog derselben bekannt zu machen.

Rosshirt.

Geschichte unserer abendländischen Philosophie. Entwicklungsgeschichte unserer spekulativen, sowohl philosophischen als religiösen Ideen von ihren ersten Anfängen bis auf die Gegenwart, von Dr. Eduard Röth, ausserordentl. Prof. der Philosophie an der Universität Heidelberg. Erster Band. Die ältesten Quellen unserer spekulativen Ideen. Mannheim, Verlag von Friedrich Bassermann. 1846. gr. 8.

Auch unter dem Separat-Titel:

Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre, als die ältesten Quellen unserer spekulativen Ideen.

Es ist Sitte dieser Blätter, von den Werken hiesiger Universitäts-Mitglieder keine Recensionen, sondern nur Selbstanzeigen aufzunehmen. Dies veranlasst den Verf. obiger Schrift, von seiner Arbeit in den folgenden Zeilen selbst eine erklärende Rechenschaft abzulegen, welche auch vielleicht durch den Inhalt des Buches in mancher Hinsicht räthlich erscheinen dürfte.

Das ganze Werk, dessen erster Theil hier vorliegt, soll den Entwicklungsgang unserer spekulativen Philosophie von ihren ersten Anfängen bis auf ihre gegenwärtige Ausbildung darstellen. Die richtige Kenntniss der geschichtlichen Entwicklung soll die richtige Einsicht in das Wesen der Spekulation vermitteln; aus der Vergangenheit soll das Verständniss der Gegenwart geschöpft werden. Dass der geschichtliche Weg der einzige ist, der zu einer solchen Einsicht führt, unterliegt keinem Zweifel. Es wird dabei von der Grundansicht ausgegangen, dass unser jetziger spekulativer Ideenkreis selber nur ein untergeordnetes Glied in der geschichtlichen Entwicklung des Denkens ist, das untergeordnete Glied einer Kette, die aus dem Alterthum durch die vergangenen Jahrhunderte bis auf die Gegenwart und, wie sich von selbst versteht, auch noch über diese hinaus in die künftigen Jahrhunderte reicht; mit Einem Worte, unser gegenwärtiger Ideenkreis wird selber als unabgeschlossen, unfertig und einer weiteren Entwickelung fähig betrachtet. Auch diese Ansicht möchte jetzt wenig Widerspruch mehr finden, seitdem die letzten philosophischen Schulen ihre früheren Ansprüche auf den endlichen Besitz der Wahrheit nothgedrungen haben aufgeben müssen. Diesen Entwicklungsgang unseres spekulativen Ideenkreises soll also das Werk darstellen; aber auch nur diesen. Nur den Entwicklungsgang unserer abendländischen Philosophie soll es enthalten, nicht den der übrigen noch vorhandenen selbstständigen Philosophieen, die auf unsern Ideenkreis keinen

Einfluss gehabt haben, und die wir zu einer solchen Darstellung auch noch gar nicht einmal hinreichend kennen. Daher die Beschränkung auf dem Titel: Geschichte unserer abendländische Philosophie. Auch so ist das zu durchmessende Feld noch gross genug. Diesen Entwicklungsgang soll das Werk aber vollständig in seinem ganzen Umfange enthalten, und da die philosophischen Ideen mit den religiösen im allerengsten auch geschichtlichen Zusammenhange stehen, ja aus religiösen Vorstellungskreisen unsere wie jede Philosophie erst entstanden ist, Philosophie und Religion also durchaus nicht so getrennt werden können, wie dies in den letzten Jahrhunderten Sitte geworden ist, so werden auch die in den Entwicklungsgang des spekulativen Denkens verflochtenen religiösen Ideenkreise und ihre Entwicklung in die Darstellung hereingezogen werden. Daher auf dem Titel der erläuternde Zusatz: Entwicklungsgeschichte unserer spekulativen, sowohl philosophischen als religiösen Ideen.

Soviel über die Tendenz und den Umfang des Werkes im Allgemeinen. Die mit dieser Auffassungsweise zusammenhängenden Fragen über das Wesen der Philosophie selbst, ihre geschichtliche Entwicklung in den verschiedenen Systemen und über die in den einzelnen Philosophieen möglicher Weise enthaltene Wahrheit werden in der Einleitung des vorliegenden ersten Bandes so ausführlich und genau besprochen, als es die Natur der geschichtlichen Darstellung zu fordern schien.

Dieser vorliegende erste Band enthält nun, den aufgestellten Ansichten von dem Entwicklungsgange unserer Philosophie gemäss, die ersten geschichtlich bekannten Anfänge dieses Entwicklungsganges, die Inkunabeln unserer Philosophie. Dass dies zwei religiöse Ideenkreise seyen, und zwar zwei orientalische: der ägyptische und persische, gegen die bisher herrschende Ansichtsweise, welche die griechische Spekulation als die älteste Quelle unserer philosophischen Ideen betrachtete, dies ist das erste eigenthümliche Ergebniss der Forschungen des Verfassers. Der Verf. zweifelt nicht, dass dies Ergebniss den meisten Lesern auf den ersten Augenblick befremdend genug seyn möge, so einfach, so nothwendig auch ein solcher Zusammenhang der abendländischen Bildung mit der orientalischen aus dem geschichtlichen Zusammenhange hervorgeht; war es doch dem Verf. selbst eine sehr überraschende Entdeckung, die ihn gar manche früh eingesogene Lieblingsmeinung aufzugeben, gar manches Neue zu lernen, gar manches Alte zu verlernen zwang. Mögen also die Zeitgenossen diese Mühe auch über sich nehmen, und ihre philosophische Vorurtheilsfreiheit an diesen Untersuchungen üben. Es war schon manches Jahr verflossen, seitdem der Verf., von den modernen Systemen un-

befriedigt, sich dem Quellenstudium der älteren Philosophie zugewandt hatte, als ihm die in diesem Buche dargestellten Aufschlüsse über die geschichtliche Abstammung unserer Philosophie aufgingen, und es kostete ihn mühevolle Anstrengungen, nicht blos des Nachdenkens, sondern auch ganz neuer Sprach- und Quellenstudien, bis die ersten dunkeln Ahnungen von diesem wichtigen Zusammenhange des Orients mit unserem Ideenkreise, und seinem fortdauernden Einflusse durch die ganze Entwicklung unserer abendländischen Philosophie bis auf unsere Tage, ihm zu einer völlig klaren Einsicht reiften. Denn es handelt sich bei diesen Untersuchungen nicht um Conjekturen und Hypothesen, sondern um die Ausbeutung theils vernachlässigter, theils noch fast unbekannter und erst in den letzten Zeiten zugänglich gewordener, aber doch vorhandener und wenn auch nur noch in Trümmern erhaltener Literaturen, insbesondere der hieroglyphischen und der zendischen. So konnte die Darstellung der ägyptischen und der persisch-baktrischen (zoroastrischen) Glaubenslehre aus den Originaldenkmälern gewonnen werden, welche den Inhalt dieses ersten Bandes ausmacht. Dass aber von diesen beiden Glaubenslehren sowohl die ältere griechische Spekulation, als auch der jüdisch-christliche Ideenkreis in direkter Linie abstammen, wird dem Nachdenkenden schon aus diesem ersten Bande klar werden, und in dem Fortgange des Werkes zur vollen Evidenz gelangen. Welche ganz unerwarteten Umgestaltungen durch diese Wiederauffindung des wirklichen geschichtlichen Entwicklungsganges unsere sehr unrichtigen und lückenhaften Kenntnisse von den alten spekulativen Ideenkreisen erfahren werden, braucht daher nicht weiter hervorgehoben zu werden.

Der Wichtigkeit des Gegenstandes angemessen, wird die Untersuchung daher mit der skrupulösesten Sorgfalt und Genauigkeit geführt, und bei der grössten, dem Verf. nur irgend möglichen Gedrungenheit und Schärfe der Darstellung wird keine Frage unberührt gelassen, deren Beantwortung zur Aufhellung dieses dunklen Gebietes nöthig schien. Dabei ist dem Leser durch die Zusammenstellung des den Untersuchungen zu Grunde liegenden Materials in möglichster Vollständigkeit nicht blos aus den griechischen und römischen, sondern auch aus den orientalischen Schriftstellern, und durch die wörtliche Anführung und grammatische Interpretation der Quellencitate aus den bis jetzt noch weniger bekannten Literaturen die Möglichkeit gegeben, dem Verf. bis in die kleinste Einzeluntersuchung auf Schritt und Tritt nachzugehen und so selber die schärfste Kontrole auszuüben. Diesen so strengen Gang der Darstellung befolgte der Verf. eines Theils, weil er ihm der einzig würdige zu seyn

schien, denn er gewährt dem Leser die Stellung eines Mitforschers, der in Gemeinschaft mit dem Verf. aus dem Gegenstande lernt; andern Theils aber, weil diese Gebiete, zum grössten Theile noch unbekannt, gerade desshalb bisher ein Tummelplatz der windigsten Hypothesensucht waren und sich ihren Kredit bei den nüchternen Forschern erst noch zu erwerben haben. Damit aber doch die Lesbarkeit des Buches unter diesem Gange der Untersuchung nicht leide, ist die Einrichtung getroffen, dass der Text in einfacher Darstellung nur die Resultate der Forschungen enthalte, die Beweisführung aber sich in einer zweiten, nur den Noten gewidmeten Abtheilung zusammengedrängt finde. Durch diese Sonderung des gelehrten Apparates von der Darstellung ist es jedem Gebildeten möglich, die Ergebnisse der Forschung sich anzueignen, auch ohne in die Einzeluntersuchungen sich einzulassen, während auch der Forscher vom Fache unverkürzt ist und zu einem genauen kritischen Studium alle Gelegenheit hat.

Ein weiteres Eingehen in das Detail der Untersuchungen scheint nicht dieses Ortes zu seyn; die Inhaltsanzeige des Buches ist wohl hinreichend, um von den behandelten Gegenständen einen ungefähren Begriff zu geben:

und indischen, und insbesondere der buddhistischen. S. 347. Erstes Kapitel. Quellen unserer Kenntnisse von der zoroastrischen Spekulation, insbesondere von den Zendbüchern und dem gegenwärtigen Stande ihrer philologischen Interpretation. S. 360. Zweites Kapitel. Zoroaster's Lebenszeit und Lebensverhältnisse. Erhebung der zoroastrischen Lehre zur persischen Staatsreligion durch Darius. S. 375. Drittes Kapitel. Darstellung der zoroastrischen Lehre. S. 392. Viertes Kapitel. Wie kam Zoroaster zu seiner Lehre? S. 439. Schlussbemerkungen. Standpunkt der Denkentwicklung in diesen beiden ältesten Spekulationen. S. 456.

Dies ist der Inhalt des Textes auf 461 Seiten. Hieran schliesst sich die zweite Abtheilung, die Noten enthaltend, deren 760 sind, auf 291 Seiten. Der Reichthum des Materials aus zwei Gebieten, die bisher noch so gut wie unbekannt waren, und die nothwendig daraus erfolgende Neuheit der Untersuchungen ist aus dieser blossen Inhaltsanzeige wohl schon ersichtlich. Die Untersuchungen sind zum bei weitem grössten Theile dem Verf. eigen, denn die wenigen in diesen letzten Jahren erschienenen Werke über dieselben Gegenstände hatten keinen Einfluss auf die Ausarbeitung des Buches, da dessen Druck, des schwierigen Satzes der Noten wegen, über anderthalb Jahre gedauert hat, das Manuscript also seit dieser Zeit nicht mehr in den Händen des Verf. war. Ebenso erhellt aus diesem Inhaltsverzeichniss, dass nicht blos Philosophen vom Fach, sondern auch die Alterthumsforscher und Philologen überhaupt eine reichliche Ausbeute sprachlichen, geschichtlichen und besonders mythologischen Materiales in dem Buche finden werden, da es nicht blos die Religionen der Aegypter, Perser und Baktrer, Phöniker und Griechen, sondern auch die so dunkle ältere Geschichte dieser Völker aufhellt, und zwar durchgängig aus den bisher zu solchen Zwecken noch nicht benutzten Original-Quellen, den noch erhaltenen Resten der Sprachen und Literaturen dieser Völker selbst. Die Noten enthalten daher nicht blos eine möglichst vollständige Sammlung der bezüglichen griechischen und römischen Nachrichten, sondern auch Quellencitate aus den orientalischen Literaturen: aus der altägyptischen in Hieroglyphen mit beigefügter Lesung im Koptischen, aus den von Burnouf herausgegebenen und erklärten Schriften Zoroaster's in Zend, aus dem Sanskrit, dem Chinesischen, dem Phönikischen und Hebräischen; dem Babylonischen — eine von Gesenius herausgegebene, aber unerklärt gelassene Inschrift, paläographisch erklärt und übersetzt, — und endlich aus den übrigen semitischen Dialekten; dem Arabischen, Aethiopischen und Syrischen. Der Verf. darf daher getrost sagen, dass er überall aus den ersten unmittelbaren Quellen selbst geschöpft habe, und dass er kein Opfer weder an Zeit noch Anstrengung gespart habe, um durch die ausgedehntesten philologischen Studien sich diese Quellen zu seinen philosophischen Untersuchungen zugänglich zu machen. Mögen ihm Andere auf diesem Wege nachfolgen und seine Forschungen ergänzen und übertreffen! Denn weit gefehlt, dass die Quellen erschöpft seyen, so sind sie vielmehr kaum angebahnt und eröffnet.

Röth.

Nr. 58. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Geographie der Griechen und Römer von den frühesten Zeiten bis auf Ptolemäus; bearbeitet von F. A. Ukert, Dr. der Philosophie, herzogl. sächs. coburg-goth. Hofrath, Oberbibliothekar und Aufseher des Münzkabinets; Mitglied der kön. Academie zu München u. s. w. Dritten Theils zweite Abtheilung. Mit zwei Karten. Weimar, Druck und Verlag des Landes-Industrie-Comptoirs 1846. XII und 658 S. in gr. 8.

Auch mit dem besondern Titel:

Skythien und das Land der Geten oder Daker nach den Ansichten der Griechen und Römer, dargestellt von F. A. Ukert u. s. w.

Es kann wahrhaftig nicht unsere Absicht seyn, mit dieser Anzeige ein Werk wie das vorliegende etwa erst einführen zu wollen, oder dasselbe einer die Grundsätze, wie die Ausführung im Einzelnen beachtenden Kritik zu unterwerfen, da wo aus einer Reihe von Bänden das ganze Unternehmen, die würdige Lebensaufgabe eines der Veteranen unserer Literatur, nach seinem ganzen Charakter sattsam bekannt ist, und wohl die Versicherung genügen kann, dass derselbe Geist einer besonnenen, nüchternen Forschung und einer umsichtigen Kritik, wie sie auf diesem Gebiete so nothwendig erscheint, auch in diesem Bande vorwaltet, und die gewaltige Masse des Stoffs durchdringt und beherrscht, dass der positive Boden nie verlassen worden, um Gebilden der Phantasie Platz zu machen, mit denen wir gerade hier ziemlich freigebig bisher beschenkt worden sind. Es gilt dies vorzugsweise von den Ländergebieten, welche den Gegenstand dieses Bandes bilden: sie sind in neuesten Zeiten ein wahrer Tummelplatz aller möglichen Deutungen und Vermuthungen geworden, zu denen man bei der spärlichen und mangelhaften oft auch verworrenen Kunde, welche wir aus dem Alterthum erhalten haben, gewissermassen sich berechtigt glaubte, ohne (um die Worte unsers Verfassers S. IX hier anzuwenden) zu bedenken, dass das Meiste, was Griechen und Römer über Herkunft der Scythen und Sarmaten mittheilen, mehr als Muthmassung, denn als zuverlässige Ueberlieferung oder Ergebniss genauer historischer Forschungen zu betrachten ist. Wir halten es daher für unsere Pflicht, nachdem in

diesen Blättern mehrfach von verschiedenen Versuchen der neuesten Zeit die Rede gewesen ist, die dunklen Gebiete der alten Völkerkunde des nordöstlichen Europa's und der daran stossenden Theile Asiens aufzuhellen, nun auch eines Werkes zu gedenken, das, streng an die Ueberlieferungen der Alten sich haltend und auf dieser Grundlage die einzelnen uns zugekommenen Nachrichten griechischer und römischer Schriftsteller mit grösster Sorgfalt zusammenstellend, mit einander vergleichend und prüfend, und hier auch die neuere Kunde dieser Gegenden herbeiziehend, zu sichern und festen Resultaten zu gelangen sucht, ohne in das unsichere Meer von Vermuthungen und Deutungen sich einzulassen, und negative Resultate, wie sie hier oft nicht ausbleiben, durch Hypothesen ersetzen zu wollen. In der That, man wird auch kaum einen Verein von Kenntnissen, selbst auf Gebieten, denen der Alterthumsforscher mehr oder minder fremd bleibt, finden, wie er hier angetroffen wird, wo selbst die in der Masse naturwissenschaftlicher Zeitschriften zerstreuten einzelnen Angaben und Notizen zweckmässig benutzt sind, während eine ruhige, aber strenge Kritik überall geübt wird und jeden Gedanken an irgend eine Willkühr fern gehalten hat. Ueberall das Wahre, oder, wo diess nicht möglich war, doch das Wahrscheinliche, in diesem Gewirr oft widersprechender Angaben herauszufinden, war die Aufgabe des Verf., der hier an die als Motto dem Titel beigesetzten Worte des Cicero sich gehalten hat: „Sequimur probabilia, nec ultra quam id, quod verisimile occurrerit, progredi possumus, et refellere sine pertinacia et refelli sine iracundia parati sumus.“ Eine allgemeine Schilderung der gesammten Ländermasse, welche in diesem Bande behandelt wird, geht dem Ganzen voraus, und gibt uns von der Lage und von der Naturbeschaffenheit derselben eine klare Anschauung. In dem nächsten Abschnitt: Geschichte der Entdeckung des von Skythen und Sarmaten bewohnten Landes, sehen wir, wie diese ganze Ländermasse nach und nach sich den Blicken des Alterthums entfaltet: wir sehen, wie nach und nach einzelne Theile des Pontus Euxinus, und dann immer mehr die nordwärts und ostwärts daran stossenden Ländergebiete des heutigen Europa wie Asiens den Griechen bekannt werden; aber wir sehen auch bald, welche Vorsicht hier nothwendig ist, um Wahrheit und Dichtung in gehöriger Weise von einander zu halten und nicht, indem wir die eine suchen, in die andere uns zu verirren. Für die ältere Zeit ist, wenn man von einzelnen sagenhaften Angaben und dichterischen Nachrichten absieht, bekanntlich Herodotus unsere einzige und hauptsächliche Quelle: seine Nachrichten über die den Pontus Euxinus, besonders auf der Nordseite umgebenden oder von da

aus ostwärts sich hinziehenden Landesstrecken, die den Alten mehr oder minder eine terra incognita waren, und auch im Ganzen, bis zu den Zeiten der Völkerwanderung, alles Handelsverkehrs ungeachtet, geblieben sind, bilden darum auch die Grundlage unserer Kunde, um so mehr, als noch lange Zeit spätere Schriftsteller, wir wollen nur den einzigen Mela nennen, an ihn sich halten, und kein uns zugänglicher späterer Geograph eine genauere Schilderung uns hinterlassen hat. Es kommen daher auch hier die Angaben des Herodotus insbesondere zur Sprache, zuvörderst soweit sie den berühmten Feldzug des Darius wider die Scythen betreffen, der allerdings, was die Angaben über die Ausdehnung desselben betrifft, nicht in den engen Rahmen der Zeit passen kann, den ihm derselbe Schriftsteller, welcher die nähern Angaben über die Richtung und Ausdehnung des Zugs uns mittheilt, angelegt hat. Auch unser Verf. gelangt, in Erwägung der gewaltigen Ausdehnung und Grösse des Landes, das die persische, mit vielem Tross beladene und dadurch in ihren Bewegungen schwerfällige Armanda in so kurzer Zeit durcheilt haben soll, der zahlreichen, dieses Land durchströmenden und zum Theil doch bedeutenden Flüsse, des Mangels an Holz, namentlich auch, um für ein so zahlreiches Heer die erforderlichen Brücken zum Uebergang zu schlagen, des Mangels an Lebensmitteln, um ein solches Heer zu nähren, zu dem durch die Betrachtung der jetzigen Beschaffenheit dieser Länder allerdings unterstützten Resultat, „dass ein Heer, besonders ein persisches, einen solchen Zug durch absichtlich verödete Gegenden nicht unternehmen und ausführen konnte“ (S. 25). Die Herodot's Angaben weit beschränkende, aber in den Bereich der Wahrscheinlichkeit setzende Angabe des Ctesias, welche das persische Heer über den Ister nur fünfzehn Tagemärsche weit vordringen lässt, würde in soweit jedenfalls der Wahrheit näher liegen, wenn wir nicht bei diesem Schriftsteller, von dessen Erzählung uns ohnehin nur ein schwaches Excerpt vorliegt, auch alle Vorsicht anwenden und hier das entgegengesetzte Motiv, wie bei Herodotus in Betracht ziehen müssten, wornach es ihm darauf ankam, die den Persern nachtheiligen und eben desshalb von Herodot oder vielmehr seinen Quellen oder Berichterstattern übertriebenen Ereignisse in einem möglichst gelinderen Lichte darzustellen, wie diess auch wohl in den Aufzeichnungen der königlichen Schreiber, denen er folgte, bereits geschehen war. Hier wird es schwer, zwischen dem Zuviel und Zuwenig das Richtige herauszufinden; vielleicht bringt uns die vielbesprochene, und jetzt, wie wir hören, auch entzifferte Inschrift von Bisutun darüber eine Nachricht, die aber — das ist unsere Meinung — schwerlich zu Gunsten des Hero-

dotus; wohl aber des Ctesias ausfallen dürfte. Uebrigens ist, wie auch unser Verf. bemerkt, viel in neuester Zeit über diesen Feldzug geschrieben, insbesondere auch versucht worden, die einzelnen Märsche der Perser in der jetzigen Localität nachzuweisen und damit die ganze Richtung und Ausdehnung des Zugs zu bestimmen. Wenn der Verf. jedoch darauf im Einzelnen nicht weiter eingeht, so wird ein solches Verfahren wahrhaftig in den Augen derer keinen Tadel verdienen, welche mit diesen Forschungen sich näher beschäftigt und, nachdem sie viele Mühe und Zeit vergeblich aufgewendet, sich überzeugt haben, wie wenig eigentlich mittelst dieser Untersuchung herauszubringen ist, was über die Sphäre des Unsichern und Ungewissen hinausreicht. Herodot erscheint in seinem Werke, ruft der Verf. S. 32 aus, überall als ein wahrheitsliebender Mann, aber in vielen Gegenden gelang es ihm nicht, das Wahre zu finden. Diesem Urtheil stimmen wir bei, da wir uns selbst überzeugt haben, wie genau, auch bis in Alles Detail die Berichte dieses Mannes da sind, wo er aus eigener Anschauung beschreibt, während, wo er Andern folgt oder vielmehr folgen musste — wie eben in Beschreibung Alles dessen, was nördlich und östlich vom Pontus Euxinus landeinwärts liegt —, Irrthümer, Uebertreibungen, zumal in Zahlen und Maassen, kaum ausbleiben konnten. Die in den griechischen Handelsstädten am nördlichen Rande des Pontus Euxinus angesiedelten Kaufleute, welche dem Herodot diese Nachrichten mittheilten, gaben sie selbst nicht aus eigener Anschauung, wenigstens einem grossen Theile nach, sondern hatten *sie* durch ihren Handelsverkehr mit dem Innern und mit dessen Bewohnern, oft auch erst durch die zweite oder dritte Hand erhalten. Hiernach mag man den Grad der Verlässigkeit des Ganzen bemessen, und man wird nicht auf jede Detailangabe in Bestimmung von Maassen, Entfernungen und dergleichen ein allzugrosses Gewicht legen wollen, zumal wenn man diese Bestimmungen auf die Gegenwart und die jetzigen Verhältnisse anwendet. In Bezug auf Aeschylus, der, besonders im Prometheus bei den Irren der Jo auch Einzelnes, was auf diese Gegenden fällt, berührt, haben wir uns nicht des Gedankens erwehren können, dass der Dichter das, was er im Allgemeinen von jenen Gegenden vernommen hatte, was unter seinen Mitbürgern darüber in Umlauf gesetzt war, nur benutzt, um es den Zwecken seiner Dichtung gemäss zu einem staunenerregenden Bilde zu vereinigen, in welchem auf die Wirklichkeit Rücksicht zu nehmen, ausser den Zwecken des Dichters, ja selbst ausserhalb der Möglichkeit überhaupt lag. Diess wird zu doppelter Vorsicht mahnen, wenn aus diesen in verschiedener Weise zusammengeworfenen, Mythisches wie

Faktisches enthaltenden Angaben Etwas für die Wirklichkeit, für die wirkliche geographische Kunde jener Länder entnommen werden soll. Dass der Verf. diese von Vielen versäumte Vorsicht nirgends ausser Acht gelassen hat, wo er die Angaben des Aeschylus anführt (vrgl. z. B. p. 77, 27, 330 f.), bedarf wohl kaum einer besondern Bemerkung; da die gleiche Vorsicht allerwärts bei den Angaben anderer Schriftsteller angewendet ist. Wie nachher die Kenntniss dieser Länder sich unter Alexander und seinen Nachfolgern, dann unter den Herrschern von Syrien und Pontus, zuletzt unter den Römern immer mehr erweiterte, das legt der Verf. in klaren und scharfgezeichneten Umrissen vor, die mit Ptolemäus sich abschliessen. Jetzt erst, nach einer solchen Einleitung folgt die eigentliche Beschreibung der auf diese Weise uns bekannt gewordenen Ländermasse, indem der Verf. zuerst über Lage, Gestalt und Grösse des von Scythen und Sarmaten bewohnten Landes (p. 75 f.), die Angaben und Bestimmungen der Alten vorlegt, dann in gleicher Weise die Ebenen, die Gebirge, die verschiedenen Gewässer, Meere, Seen, Flüsse durchgeht, und uns die Ansichten und Vorstellungen des Alterthums über dieselben mittheilt, woran die ähnlichen Erörterungen über Klima, über Producte und zwar des Mineral-, Pflanzen- und Thierreiches sich knüpfen. In dem Abschnitt von den Meeren heben wir besonders hervor die Bestimmungen über die Ausdehnung des Pontus Euxinus, seine Länge und Breite und dergleichen (p. 151 f.), über die verschiedenen in denselben sich mündenden Flüsse (p. 181 f.), so wie über das kaspische Meer (p. 211 f.), sammt den in dasselbe einlaufenden Flüssen, unter denen wir nur den Araxes (p. 224 f.) und Oxus (p. 233 f.) hier nennen wollen, weil beide zu den am öftersten genannten, aber auch eben desshalb am schwersten nachweisbaren Flüssen gehören, weil hier die verschiedensten und zum Theil widersprechendsten Angaben zusammenlaufen. Doch, wollten wir hier Alles Einzelne der Art anführen, so würde der Raum dieser Blätter nicht ausreichen: Dasselbe kann fast noch mehr von dem nun folgenden Abschnitte über die Bewohner Scythiens gelten, welcher mit der schwierigen Erörterung über die Abstammung der Scythen und Sarmaten beginnt, worüber schon die Alten, wie wir aus Herodot ersehen, getheilter Ansicht waren, die Neuern natürlich noch mehr, indem der feste Boden fehlt, auf dem zu einer sichern Lösung dieser Frage zu gelangen wäre.

Der Verfasser zeigt, wie die dreifach überlieferten Traditionen des Alterthums, welche die Scythen bald zu Eingebornen machen, sie bald aus dem Norden, bald aus dem Osten oder Südwesten kom-

men lassen, damit keineswegs uns auch den Stamm oder die Race angeben, oder doch erkennen lassen, welcher wir diese Völkerschaften zuzuweisen haben; er zeigt ferner, wie wenig die Sprache oder vielmehr das Wenige, was wir davon durch das Medium der Griechen kennen, geeignet ist, zu einem sichern Ergebniss zu führen: während der einzige, noch übrig gebliebene, darum auch von den Meisten eingeschlagene Weg, aus dem, was uns über Sitten und Gebräuche scythischer Völker überliefert ist, einen Schluss zur Beantwortung dieser Frage zu ziehen, auch wieder zu verschiedenartigen Resultaten führte, unter welchen Niebuhr's Ansicht, welche in den Scythen keine Slaven, sondern ein Volk mongolischer Abkunft erkannte, dem Ref. in so fern der Wahrheit näher zu liegen schien als andere Annahmen und Deutungen, weil, wenn auch nicht Alles, so doch jedenfalls Manches von dem, was uns Herodot von den Sitten und Gebräuchen der Scythen berichtet, auf mongolische Stämme passt, mithin die allgemeine und den Griechen geläufige Benennung der Skythen immerhin, wenn auch nicht ausschliesslich, Völker mongolischen Stammes in sich schloss, neben und unter welchen auf der weiten und ausgedehnten, mit dem Namen Scythien belegten, Landesstrecke, auch wohl Stämme anderer Abkunft, persischer oder medischer, oder slavischer, gewohnt haben mögen. So glauben wir z. B., dass die ackerbauenden Scythen des Herodotus allerdings für Slaven gelten können, wie auch Schaffarik annimmt; ebenso auch die königlichen, die unser Verf. ebenfalls, gleich wie die Freien, für Slaven zu halten scheint (vgl. S. 295 296). Allerdings kommt, wie auch ein Blick auf das, was der Verf. S. 273 f. vorgebracht hat, zeigen kann, gar Manches in diesen Sitten und Gebräuchen scythischer Völker war, was eben so gut auch auf andere als mongolische Stämme sich beziehen lässt, ja selbst einer ausschliesslichen Beziehung auf derartige Stämme im Wege steht: während schärfere und genauere Bestimmungen, welche eine bestimmte Charakteristik dieser Völkerschaften erlauben würden, uns fehlen. Aus diesem Grunde erheben sich auch Zweifel und Bedenken ähnlicher Art über die Sarmaten, welche als den Scythen verwandt ausgegeben werden, so wie über andere, die Scythen umwohnende Völkerschaften, welche in bald grössere bald geringere Verwandtschaft mit eben diesen gesetzt werden. Wir können nicht umhin, Eine Stelle S. 283 hier aufzunehmen, weil sie die, von Niebuhr allerdings abweichende Ansicht des Verf. in ziemlich bestimmter Fassung ausspricht:

„Nach den bis jetzt mitgetheilten Nachrichten der Griechen und

Römer, und wenn wir die nächstfolgenden Zeiten betrachten, darf man wohl nur sagen, dass Stämme, die von den Germanen verschieden waren, vielleicht Slaven, und Völkerschaften, die mit diesen mehr oder weniger verwandt waren, die Gegenden nördlich und östlich vom Pontus bewohnten. Zu welchem Stamme die von ihnen ganz verdrängten Kimmerier gehörten, lässt sich nicht ermitteln.“

Wenn hier, was wir durchaus billigen, germanische Stämme ausgeschlossen werden, auf die wir keine der Herodoteischen Angaben, auch die nicht über die Budinen, alles Gerede der Neuern ungeachtet, beziehen möchten, so wird auch im Weiteren vom Verf. ein eben so bestimmter Widerspruch gegen die vermeintliche Abkunft der sogenannt scythischen Völker und der Anwohner des Pontus wie des Kaukasus aus Indien und ihre Einwanderung von dort her in die Gegenden von Pontus eingelegt; hoffentlich wird das genauere Studium indischer Sprache und Alterthümer, verbunden mit abendländischer Kritik, uns ferner hier mit solchen Hypothesen verschonen und die entschiedene, aber wohl begründete Einsprache, die hier erhoben ist, solchen Behauptungen für immer ein Ziel setzen. Die nun folgende Schilderung der Scythen, ihrer Gestalt, ihrer Lebensweise, ihrer Regierungsform, ihres Cultus u. s. w. bietet uns eine mit äusserster Sorgfalt und Genauigkeit gemachte Zusammenstellung aller der einzelnen von den Alten über die bemerkten Gegenstände berichteten Züge, zu deren Vervollständigung auch manche aus neueren Schilderungen entnommene und in den Noten beigefügte Angaben dienen. Auf Auslegung und Deutung des Einzelnen, z. B. der Götternamen, hat sich der Verf. nicht eingelassen; was ist auch, fragen wir offen, mit allen bisherigen Deutungen gewonnen worden, da wo jede sichere Unterlage abgeht? Darauf folgt S. 327 f. eine Uebersicht der einzelnen scythischen und sarmatischen Völkerschaften und darauf S. 360 f. die Schilderung einzelner Völkerschaften der Scythen und Sarmaten, und zwar auch hier wieder streng geschieden nach der mythischen und historischen Zeit. Der ersten gehören Kimmerier, Amazonen, Hyperboreer, Arimaspen und einige andere an: eine nähere und ausführliche Untersuchung ist diesen noch in neuester Zeit von Geographen und Historikern, wie von Mythologen und Archäologen viel besprochenen Gegenständen gewidmet, in welchen bei der offenbaren Vermischung geschichtlichen und geographischen Stoffes mit mythischem und der weitern Fortbildung solcher in ihrer Grundlage zum Theil orientalischen Schöpfungen durch die Dichter Griechenlands es jetzt so unendlich schwer wird, auf den Grund zu kommen, auf welchem das Ganze erwachsen ist. Der Verf. befolgt

hier denselben Gang, den er auch in andern Theilen seines Werkes genommen hat, indem er von den ältesten Quellen ausgehend, dann in streng chronologischer Folge herabsteigt zu den spätern, um so im Einzelnen genau Ursprung und Ausbildung zu verfolgen, und bestimmte Ergebnisse für den historisch-geographischen Gebrauch daraus zu gewinnen. Er beginnt daher auch bei den Kimmeriern mit Homer, und gelangt hier zu der S. 366 niedergelegten Ansicht, dass im Homerischen Zeitalter man die Kimmerier sich im Westen — als dem Orte des Dunkels — wohnend gedacht, dass aber dann nach Homer und Hesiod, als die Ansichten über die Erdgestaltung sich geändert, die Kimmerier nach Nordwesten und Norden, der nun als der Ort des Dunkels erschien, verlegt wurden, und dann immer weiter aus dem Norden nach den Gegenden des Pontus gezogen, von wo sie, verdrängt von den Scythen, in Kleinasien eingefallen, wo sie alsbald gänzlich verschwinden, vertrieben von da, wie Einige erzählten, ohne dass wir wissen, wohin sie sich gewendet. Sollten nicht in diesen Sagen Nachklänge von Wanderungen keltischer oder iberischer Stämme uns erhalten seyn, deren letztes Verschwinden in einer Auflösung oder Verschmelzung mit andern Stämmen des vordern Asiens seinen Grund hat *)? Auch in dem Abschnitt, wel-

*) Referent hatte dies eben niedergeschrieben, als ihm der Aufsatz eines französischen Gelehrten (Vivien de Saint-Martin) im Septemberhefte der Nouvelles Annales des voyages p. 262 f.: Recherches sur les populations primitives et les plus anciennes traditions du Caucase in die Hände fiel. Der Verf. weiss in der schwierigen und verwickelten Frage über die Kimmerier leichter fertig zu werden und spricht sich mit einer Bestimmtheit und Entschiedenheit aus, die uns diesseits des Rheins wohl in Staunen setzen mag. Die Kimmerier fallen nämlich zusammen mit Gomer, dem Sohne Japhet's in der Völkertafel der Genesis: Que le Gômer de la Genese et les Kimmériens des vieilles traditions helleniques ne soient qu'un seul et même peuple c'est un point que nous n'avons pas même cru devoir discuter: tant l'identité nous paraît évidente. Il n'y a pas à cet égard deux opinions parmi les critiques. Tout en effet se rapporte de la manière la plus frappante, le nom, le temps, la position (p. 470). In dieser dreifachen Beziehung wird nun die Identität nachgewiesen: wir wollen unsere Leser damit verschonen, und nur die Identität der Namen berühren. Gômer ohne Vokale reducirt sich auf die drei Consonanten G M R, welche man aussprechen kann Gamr oder Ghimr oder Ghimer. C'est absolument le Kimmer des Hellènes, ruft nun der Verf. freudig aus! Und wer wird nun noch weitere Beweise verlangen über ein Volk, das die Genesis und die hellenische Tradition übereinstimmend an den Kaukasus verlegt, und zwar an die Nordseite desselben, nach der mäotischen See hin! Den Zusammenhang dieser Kimmerier mit

cher den Amazonen gewidmet ist, verfährt der Verf. auf ähnliche Weise, nicht sowohl die Bedeutung und den Ursprung der Sage ins Auge fassend, sondern die verschiedenen, aus dem Alterthum über die Amazonen auf uns gekommenen Angaben und Nachrichten, in wohlgesichteter Ordnung und chronologischer Folge, nach einander uns vorführend, um auf diesem Wege zu zeigen, welche Wohnsitze das Alterthum diesem in der Sage und im Liede, wie selbst in der Kunst so hochgefeierten Weibervolke anwies, das freilich, als ein wirkliches Volk mit der seit der Römerzeit immer lichter werdenden Kunde jener Gegenden, in welche die Sage es verlegt, auch immer mehr verschwindet und in der Art und Weise seines Verschwindens uns die schwache historische Grundlage erkennen lässt, die einerseits auf die Theilnahme wehrhafter Frauen kriegerischer Volksstämme des Kaukasus und seiner Umgebungen an Waffenkämpfen und kriegerischen Unternehmungen, es sei zum eigenen Schutze und zur Vertheidigung oder selbst zu Raub und Beute bezweckenden Unternehmungen sich beschränkt, andererseits aber auch einen Zusammenhang mit vorderasiatischen Culten hat, durch welchen, wie Ref. glaubt, Manches in dem, was die Griechen uns von diesen Amazonen berichten, erklärlich und in seinem wahren Grunde erkennbar wird, wie dies Ref. an einem andern Orte anzudeuten versucht hat (s. Pauly, Realencyklopädie I. p. 391 f.): den Grund aber, warum die Griechen in der Ausbildung dieser Sage sich so sehr gefielen, sucht Ref. in den ganz entgegengesetzten Verhältnissen des weiblichen Geschlechts in dem alten Hellas, zumal der frühern Zeit: wodurch die Aufmerksamkeit sich den aus den Gegenden des Kaukasus und des Pontus ihnen zugekommenen, dunkeln und unbestimmten, auch übertriebenen Nachrichten von mannhaften und kriegerischen Frauen, die in einer hellenischen Begriffen entgegengesetzten Weise erschienen, und (wie auch noch heutigentags zum Theil) am Kampfe der Männer selbst Antheil nahmen, um so mehr zuwendete, diese dann mehrfach ausschmückte, mit ältern hellenischen

---

den Cimbern und der grossen keltischen Völkerfamilie des westlichen Europa's näher nachzuweisen, ist zwar dem Verf. für jetzt nicht möglich, ce serait nous écarter du théâtre, où notre attention doit maintenant se concentrer et d'autres ailleurs ont amplement traité de cette parenté ethnologique. Da jedoch, meint er, die Genesis uns die Kimmerier schon siebenzehnhundert Jahre vor Christus in den Gegenden des Kaukasus zahlreich und mächtig zeigt, so lasse daraus wohl sich schliessen, in wie früher Zeit die Wanderung der Gallier oder Kelten nach dem Westen erfolgt seyn müsse! (Vgl. noch p. 289.) — Auch die Trerer fallen dann zusammen mit Tiraz, dem Sohne Japhet's (S. 276)!!

Mythen in Verbindung setzte, und damit sogar in die Geschichte von Hellas einführte. War diess einmal geschehen, so fanden Dichter wie Künstler Veranlassung genug, dieser Sagen sich zu bemächtigen und dieselben für ihre Zwecke zu benutzen. Der den Griechen von frühester Zeit an — man denke an die Prometheussage, an die Argonautenfahrt und Anderes — in dunkler Ferne als ein geheimnissvolles Wunderland vorschwebende Kaukasus sammt dem Pontus Euxinus und seinen geheimnissvollen Umgebungen begünstigte seinerseits wohl auch die Ausbildung aller solcher Sagen. Wir werden nach Allem dem die Amazonen weder für „indische Skythen" halten, wozu sie ein neuer deutscher Schriftsteller in einer zu diesem Zwecke abgefassten Monographie hat machen wollen, noch mit einem französischen Schriftsteller ihre Urbilder in — China suchen! Wer solche und ähnliche Deutungen über die eben so viel besprochenen Hyperboreer, auf welche nun des Verf. Darstellung übergeht, hier etwa zu finden hofft, wird sich freilich sehr getäuscht sehen: weder Indien noch China, weder Sibirien noch Polen, weder die Bulgarei noch der lusitanische Westen werden herbeigeholt, um die wahre Stätte eines Volkes zu bestimmen, das, wenn auch einzelne der ihm beigelegten Züge der Wirklichkeit, d. h. einem wirklich vorhandenen Volke zukommen, oder von diesem entnommen seyn sollten, doch weit mehr in dem frei bildenden und schaffenden Geiste der Dichter seine wahre Wohnstätte hat, hier also auch, d. h. in den Liedern und Gesängen der Dichter, aufgesucht und in der weiteren Ausbildung, welche die Sage genommen, verfolgt werden muss. Diess ist es aber gerade, was der Verf. hier unternommen hat, ohne dabei den unleugbaren Zusammenhang mit apollinischem Cultus, der die ganze Ausbildung dieser Sage gewiss sehr gefördert hat, zu verkennen: demgemäss erhalten wir hier eine wohlgeordnete Zusammenstellung aller der einzelnen, über die Hyperboreer uns zugekommenen Nachrichten, und können so die ganze Sage in einem durch keine Deutungen des Einzelnen unterbrochenen Gesammtbild überblicken. Wie der Verf. über solche Dinge denkt, mag wohl aus den beachtenswerthen Eingangsworten dieses Abschnitts (S. 394 f.) entnommen werden. Mit dem immer mehr sich ausbreitenden Handelsverkehr der Griechen, wodurch sie, zumal durch Seefahrten, nach fernen, bisher wenig oder gar nicht bekannten Gegenden geführt wurden, steigerte sich das Verlangen, über diese, in der Sage verschrieenen oder doch bedeutsam gewordenen Gegenden, nähere Auskunft zu erhalten, um so mehr, als eben von dorther durch diesen wachsenden Handelsverkehr manche schätzbare Produkte nun den Griechen zugeführt wurden. In dem

natürlichen Streben, diesem Verlangen auch zu genügen, liegt allerdings eine Quelle mancher dieser Sagen, die einmal aufgenommen, durch die Phantasie der Dichter dann immer weiter ausgebildet und ausgeschmückt wurden, so dass, zumal bei dem gänzlichen Mangel einer genauen Kunde der fernen Gegenden, nun Wahrheit und Dichtung in einander lief, ohne dass eine genauere Ausscheidung uns jetzt überhaupt möglich werden kann. In diese Gebilde der Dichtung rechnen wir auch, was von Arimaspen und Greifen erzählt wird: die einen wie die andern gehören der Phantasie des Orients an, und lassen uns in den mannigfachen Thiergebilden, welche wir noch bis auf den heutigen Tag auf persepolitanischen und andern Denkmalen erblicken, Grund und Wurzel dieser durch griechische Kunst allerdings mit mehr Geschmack behandelten und umgebildeten Schöpfungen erkennen.

Der nun folgende Abschnitt: historische Zeit, führt der Reihe nach die einzelnen Völkerschaften auf, welche in Scythien oder Sarmatien, zwischen den Flüssen Ister und Tanais, von den Alten genannt werden, wobei ebenfalls wieder derselbe Gang in vollständiger Zusammenstellung aller auf uns gekommenen Nachrichten, aber gleich grosser Vorsicht in Deutung derselben oder Beziehung auf gegenwärtige Verhältnisse und Localitäten, genommen ist: der Verf. zieht es oftmals vor, lieber gar kein Resultat aus verworrenen oder widersprechenden Angaben der Alten über ein Volk abzuleiten, als durch eine neue Vermuthung darüber die Zahl der bereits vorhandenen Vermuthungen zu vermehren. So, um nur ein Beispiel anzuführen, bei den Agathyrsen (S. 421), bei den Neuren (S. 423), oder bei den Menschenfressern, den Androphagen (S. 425); ja selbst bei den Schwarzröcken oder Melanchlänen, in denen man in neuerer Zeit mit besonderer Vorliebe die schwarzgekleidete heimische Bevölkerung der Ostseeprovinzen, die Esthen und Letten, hat erkennen wollen, enthält sich der Verf. weiterer Deutung (S. 425). Wohl liesse sich noch Manches der Art anführen, was wir hier unterlassen müssen, wo es uns doch nicht möglich ist, von Allem dem im Einzelnen zu berichten, was über die verschiedenen Völker und deren Wohnsitze nach den Angaben der Alten hier sich zusammengestellt findet in einem Ganzen, zu dessen Vollständigkeit schwerlich irgend Etwas vermisst werden dürfte. Nachdem zuerst die Völker des Innern und die daran anstossenden der Küste, sammt den dortigen Fremdniederlassungen und der Insel Leuke, das Land der Taurer und das bosporanische Reich durchgangen worden, wendet sich der Verf. zu den Völkerschaften an der Ostküste des Pontus Euxinus (S. 494 f.). Dass er

bei den Sindi oder Indi, welche den Anfang machen, über welche auch alle darüber vorhandenen Nachrichten und Stellen mit der gewohnten Schärfe und Genauigkeit uns vorgeführt werden, nicht an indische Colonisten denkt, welche von den Ufern des Indus oder gar des Ganges mit buddhistischem Cultus hieher gewandert sind, bedarf nach dem, was wir schon oben bemerkt haben, kaum einer besondern Erwähnung, und jeder besonnene Forscher, der nun einmal in diesen indischen Hypothesen sich nicht festgerannt hat, wird ihm auch gerne darin beistimmen. Auch das, was über Kolchis hier zusammengestellt ist, zeigt in Allem von gleicher Vorsicht, wie sie auch eben so sehr am Platze ist in dem nächsten Abschnitte: Völkerschaften und Städte zwischen dem Tanais, der Mäotis und dem kaspischen Meere (S. 534 f.), wo uns bald nach dem Eingang die vielbesprochenen Budinen entgegentreten. Die nüchterne Forschung des Verf. hat sich hier durch keine der zahlreichen, dem Verf. übrigens (wie die in der Note 58 S. 541 gegebenen Nachweisungen beweisen) wohl bekannten Vermuthungen neuester Zeit in irgend einer Weise hinreissen lassen, um uns Buddhisten oder Germanisten, oder Slaven und Wenden vorzuführen: er schliesst vielmehr seine genaue, und wenn man will trockne, Zusammenstellung der freilich meist auf Herodotus zurücklaufenden Nachrichten über dieses Volk mit der leider wahren, wenn auch wenig tröstlichen Bemerkung: „Fast über kein Volk des Nordens ist in neueren Zeiten so Viel geschrieben und gemuthmasst worden, als über die Budinen, aber nichts berechtigt uns, mit Bestimmtheit ihnen ihre Wohnsitze anzuweisen, oder sie für Buddhisten, Wenden u. s. w. zu erklären" (S. 541). In ähnlicher Weise lautet das Urtheil über die Sitze der Jyrken, die ein berühmter Orientalist nun absolut zu Türken machen will, und über die Wohnsitze der Thyssageten: „Die Angaben sind alle zu schwankend und mangelhaft, um irgend mit Sicherheit den Wohnsitz dieser Völker bestimmen zu können: höchstens liesse sich muthmassen, dass sie nördlich von der Wolga zu suchen sind" (S. 543). In solcher Weise hat sich der Verf. durchweg ausgesprochen, wo es nöthig war, oder er hat es vorgezogen, einfach die Berichte der Alten in gedrängter übersichtlicher Kürze neben einander zu stellen; es wird nicht fehlen an solchen, die das, was Manche bei solchem Verfahren etwa vermissen, in grösserer und reichlicherer Fülle, als uns lieb ist, schon bringen werden; sie werden den reichen und wohlgeordneten Stoff, der ihnen hier vorliegt, schon für ihre Zwecke zu benutzen und auszubeuten wissen, ohne dem Verf. Dank zu wissen, der mit unsäglicher Mühe ein solches Werk

unternommen und durchgeführt hat. Zwei weitere Abschnitte bringen uns den Abschluss des Ganzen in der ähnlichen Darstellung der Völkerschaften und Städte am Kaukasus, so wie östlich vom kaspischen Meere; ein eigener Anhang schildert das Land der Geten oder Daker*) (S. 595 f.): ihm folgt das genaue Wortregister nebst den beiden auf dem Titel angegebenen Karten, von welchen die eine Scythien und Serica sammt den anstossenden Ländern nach Ptolemäus, die andere Sarmatien und Dacien nebst dem Pontus Euxinus und Kaukasus, ebenfalls nach Ptolemäus, umfasst.

---

1) *Scymni Chii Periegesis quae supersunt. Recensuit et annotatione critica instruxit B. Fabricius. Lipsiae. Sumtibus et typis B. G. Teubneri. MDCCCXLVI. 76 S. in gr. 8.*

2) *Scymni Chii Periegesis et Dionysii Descriptio Graeciae. Emendavit Augustus Meineke. Berolini. Prostat in libraria Friderici Nicolai. MDCCCXLVI. XXII und 164 S. in 8.*

Die unter No. 1 erwähnte Ausgabe, welche uns einen auf eine kurz vorher erschienene Schrift**) revidirten Text dieser Periegese bringt, unter welchem zugleich die Varia Lectio vollständig und sorgfältig verzeichnet ist, gab die nächste Veranlassung zu dem Erscheinen der andern unter No. 2 genannten Ausgabe, deren Herausgeber anfangs blos eine kritische Nachlese der erstgenannten Ausgabe beabsichtigte, bald in dem Fortgang seiner Arbeit dieselbe so weit ausdehnte, dass eine Zugabe des griechischen Textes passend erschien und somit eine neue Bearbeitung einer Schrift geliefert ward, deren Text nun durch die vereinten Bemühungen mehrerer Gelehrten Deutschlands und Frankreichs in den drei nach einander erschienenen Ausgaben allerdings zu demjenigen Grade von urkundlicher Treue gebracht ist, der unter den gegebenen

---

*) Herr Vivien weiss (p. 283 am o. a. O.), dass der Kern (le fond dominant) der parthischen Nation bestand aus den Dahen oder Dakhen, und dass die Dakhen durch die Sprache wie durch den Namen nur ein und dasselbe Volk ausmachen mit den Daken der untern Donau, und mit den Deutch (sic) oder Teutonen des innern Germaniens!! Wir könnten so Manches aus dem bemerkten Aufsatze anführen, so auch die Anknüpfung der Rhipäengebirge an Riphat, den dritten Sohn Gomer's in der Genesis (S. 295 f.) und Aehnliches.

**) Die 1844 zu Dresden bei Teubner erschienen Lectiones Scymnianae.

Verhältnissen zu erreichen nur immer möglich ist, da wo der Text grossentheils nur auf einer einzigen Handschrift (der Pariser), und zwar einer, wenn auch alten, so doch mehrfach verstümmelten und verdorbenen, und einer darnach gemachten Abschrift (der Pfälzer in Rom) beruht. Hier steht der Conjecturalkritik allerdings noch ein weites Feld offen, sowohl in Ausfüllung einzelner Lücken, als insbesondere in Wiederherstellung zahlreich verdorbener Stellen: geschieht diess in der Weise, wie es der Herausgeber der unter No. 2 aufgeführten Ausgabe in der dem Texte vorausgehenden Commentatio critica an einer nahmhaften Zahl solcher Stellen versucht hat, so wird man sich in der That darüber freuen können. Diese Abhandlung nämlich, fast achzig Seiten füllend, enthält eine Reihe von kritischen Bemerkungen, meist Verbesserungen einzelner verdorbener Stellen, insbesondere solcher, in denen bisher die Herausgeber vergeblich das Richtige gesucht hatten: durch leichte, ansprechende, einfache Aenderung wird in der Regel geholfen, dabei auch manches Andere, selbst Sachliches besprochen; zu gewaltsamen Mitteln aber keineswegs seine Zuflucht genommen. Doch dieses Verfahren des Herausgebers ist aus andern kritischen Leistungen desselben genug bekannt, um hier noch ausführlich geschildert zu werden. Mit diesem kritischen Beitrage begnügte sich jedoch derselbe nicht; er hat in der Praefatio p. VII f. noch eine besondere Untersuchung über den Verf. dieser versificirten Periegese eingeleitet, die allerdings zu einem bestimmten, wenn auch gleich etwas negativen Resultate geführt hat. Der als Verf. dieses geographischen Abrisses in Versen in den Ausgaben von Hudson an bis auf diese neueste, prangende Scymnus aus Chius ruht auf sehr schwachem Grunde. Die erwähnte Pariser Handschrift enthält bekanntlich keinen Namen des Verfassers; was in dieser, am Ende verstümmelten Handschrift fehlt und (von Vers 743 an) aus dem unbekannten Verfasser des Periplus des Pontus Euxinus jetzt beigefügt ist, gibt auch keine bestimmte Andeutung über den Verfasser, für welchen die ersten Herausgeber des grösseren Theils des Gedichts, welcher in der Pariser Handschrift enthalten ist, den Marcianus von Heraclea ansehen wollten, weil in dieser Handschrift sich die Worte εὐτυχῶς Μαρκιανῷ dem Texte vorausgesetzt finden, welche auch den Schreiber der pfälzisch-vaticanischen Handschrift zu einem ähnlichen Irrthum geführt haben. Im Widerspruch mit diesen ersten Herausgebern, David Höschel und Friedrich Morell, waren es alsbald Lucas Holstein und Isaac Vossius, welche zuerst für die beiden Theile des Gedichts die Identität eines und desselben Verfassers geltend machten und diesen keineswegs in jenem Marcianus von Heraclea, sondern in einem auch sonst her noch bekannten geographischen Schriftsteller Scymnus aus Chius finden wollten. Ihrer Autorität folgte man von nun allgemein, ohne in eine weitere Prüfung der Gründe einzugehen, auf welchen die ganze Existenz dieses Autors beruht. Diese Gründe erscheinen aber, wie hier gezeigt wird, äusserst schwach und unhaltbar. Holstein stützt sich auf eine Stelle des Scholiasten zu Apollonius Rhodius IV, 284, in welcher über den Lauf des Ister die Angabe eines Scymnus ἐν τῇ ἑκκαιδεκάτῃ περὶ Εὐρώπης —

enthalten ist, die aber nur durch eine Emendation (ἀπὸ ἑσπέρου für ἀπὸ ἐρήμου) erst in Uebereinstimmung mit dem gebracht werden kann, was wir in der vorhandenen Periegese (Vers 774 vgl. 664) über denselben Punkt lesen. Von einem aus sechzehn Büchern mindestens bestehenden Werke über Europa wird aber eben auch nicht die Rede seyn können: man wird immerhin geneigt seyn, mit Holstein zu lesen: ἐν τοῖς περὶ Εὐρώπης, oder, wie Meineke vorschlägt: ἐν τῇ ϛ (für ις) τῶν περὶ Εὐρώπης: so dass die Schrift des Scymnus wenigstens auf sechs Bücher reducirt wird, in keinem Falle aber wird hier die noch vorhandene, dem Scymnus beigelegte versificirte Periegese gemeint seyn können, aus welcher wohl bei Stephanus von Byzanz zwei Verse (753 f.) vorkommen, aber ohne alle Angabe des Verfassers; s. v. Διονύσου πόλις. Auf diesen Stephanus und seine Anführungen hatte der andere der beiden Gelehrten, die den Dichter Scymnus in die Welt eingeführt haben, Isaac Vossius, sich zunächst berufen. Und allerdings wird von diesem Lexicographen einmal am Schlusse des Artikels über Πάρος, ausdrücklich citirt Σκύμνος ὁ Χῖος ἐν πρώτῳ περιηγήσεως, an einer andern (s. v. Ἀγάθη) einfach Σκύμνος ἐν τῇ Εὐρώπῃ und ein andermal (s. v. Ἄρεως νῆσος) ἐν Ἀσίᾳ. Derselbe Σκύμνος ohne Zweifel ist noch einmal (s. v. Ἑρμώνασσα) citirt, wegen des Namens Ἑρμώνεια, den er dieser Stadt gebe, die in dem vorhandenen Gedicht jedoch unter einem andern Namen: Ἑρμώνασσα Vers 841 vorkommt. Ein ähnlicher Widerspruch zeigt sich in der Stelle über Πάρος, was in dem Gedicht Φάρος heisst: in den beiden andern Citaten ist allerdings Scymnus angeführt bei Orten, die in dem vorhandenen Gedicht vorkommen: allein, fragen wir billig, kann diess als ein Beweis der Identität des von Stephanus citirten Scymnus mit dem Verfasser des vorhandenen Gedichts genügen? Allerdings wird man an der Existenz des von Stephanus genannten Scymnus aus Chius, als Verfassers einer Periegese, nicht zweifeln können, aber diese Periegese war, wie Meineke aus dem Scholion zu Apollon. Rhod. IV, 284 in Verbindung mit Apollon. Hist. mirabb. 15 und mit einem Fragment bei Herodian Dict. solit. p. 19, 4 (Dindorf, Gramm. Graec. Vol. I.) *), nachzuweisen sucht, ein in Prosa abgefasstes Werk, dessen Beziehung zu dem noch vorhandenen metrischen Werke allerdings um so weniger anzugeben möglich ist, als die prosaische Periegese, bis auf die wenigen bemerkten Nachrichten, völlig untergegangen und deren Verfasser uns gar nicht weiter bekannt ist. So wird uns also der Verfasser der poetischen Periegese eben so unbekannt bleiben, da der ihm gegebene Name Scymnus jeder äusseren Autorität und damit eines sichern und festen Haltes entbehrt, mithin für nicht mehr als eine Vermuthung gelten kann, die man beibehalten mag oder nicht. In wie weit aus der

---

*) In der Ausgabe des Fabricius ist dieses Fragment, das Cramer und Letronne in Verse umzusetzen suchten, eben weil sie es für ein Stück der poetischen Periegese ansehen, p. 65 am Schluss beigefügt, ebendaselbst auch das prosaische Bruchstück bei Apollonius.

ganzen Fassung des Gedichts, aus der vorzüglichen metrischen, an die besten Muster der früheren Zeit sich anschliessenden Behandlung (vgl. nur die gelegentlichen Bemerkungen Meineke's p. 36, 44, 51), oder aus der Sprache und dem Ausdruck, der allerdings in Manchem von dem ältern Gebrauche abweicht *), oder auch aus dem Inhalt, d. h. aus einzelnen geographischen Angaben und Notizen sich Folgerungen über die Zeit der Abfassung (oder Versificirung) des Werkes und die Lebensperiode des Verfassers, den man wegen der Anrede Vers 2 unter den bithynischen König Nikodemus II. zu setzen pflegt (s. Forbiger, Handb. d. alt. Geogr. I. p. 248), mit einiger Sicherheit noch werden entnehmen lassen, mag weiterer Forschung überlassen seyn, die jedenfalls in dem durch die neuesten Bemühungen besser gestalteten Texte eine verlässigere Basis erhalten hat. Und so wollen wir hoffen, dass der Herausgeber auch noch dereinst die Worte am Schlusse seiner Vorrede zurücknehmen wird, in welchen er sich über den Verfasser in folgender Weise ausgesprochen hat: „metrici operis — quis auctor fuerit, latet aeternumque latebit, nisi certior alicunde lux affulserit."

Eine passende Zugabe der Berliner Ausgabe bildet die, bisher unter des Dicäarchus Namen laufende, hier aber, nach einer Vermuthung von Lehrs, dem Dionysius, dem Sohne des Calliphon beigelegte und unter dieser Aufschrift auch abgedruckte Ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος. Aber auch hier ist es keineswegs bei einem blossen Wiederabdruck dieses, dem vorhergehenden Gedicht allerdings inhaltsverwandten und in Manchem ähnlichen Bruchstücks geblieben: zahlreiche Stellen sind in derselben ansprechenden Weise, die wir schon vorher bei dem andern Gedicht hervorgehoben haben, berichtigt, so dass der Herausgeber wohl auch in dieser Beziehung in der Vorrede p. VII sagen konnte: „addidi, cui suum nuper nomen Lehrsius restituit, Dionysii descriptionem Graeciae, male habitam a librariis, nec melius a criticis, nunc autem, ut speramus, ita emaculatam, ut pleraque sine magna offensione legi possi videantur." Unter dem Text sind ebenfalls, wie bei dem andern Gedicht, die Abweichungen der Lesart bemerkt; Einzelnes ist auch in der oben erwähnten Commentatio critica berücksichtigt worden; siehe p. 65 f., wo der Herausgeber seine Ansicht über den Werth des Gedichts ausgesprochen, das er weit unter das des Scymnus stellt, ohne jedoch den Nutzen, durch manche, sonst nicht bekannte Angaben, zu verkennen. Auch die Beobachtung der Gesetze der Metrik wird hervorgehoben, obwohl auch darin Scymnus den Vorzug verdient. Dem Ganzen sind beigefügt zwei Indices: die ganze Ausstattung in Druck und Papier ist vorzüglich. Der einzige Druckfehler im Texte Vers 62 προὺ für πρὸς wird leicht zu berichtigen seyn.

*) Meineke hat in der Commentatio critica auf mehreres Eigenthümliche der Art aufmerksam gemacht, wie z. B. p. 6 über das Vorkommen hellenischer Formen; p. 30 f. über πρὶν mit dem Genitiv, ἐπώνυμος ἀπό τινος u. dgl.

Ch. Bähr.

Nr. 59. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Badische Programme.

Indem wir auch in diesem Jahre, gleichwie in den beiden vorhergehenden *), eine Zusammenstellung der in diesem Jahre an den verschiedenen Mittelschulen des Landes erschienenen Programme wissenschaftlichen Inhalts hier liefern, haben wir darunter freilich einige anzuführen, welche durch den grösseren Umfang, wie durch die Bedeutung des Inhaltes über den gewöhnlichen Kreis derartiger Leistungen hinausreichen und füglich der Klasse selbständiger Werke zuzuzählen sind, welche auf gründlichen Forschungen und vieljährigen umfassenden Vorarbeiten beruhen. Es gilt diess insbesondere von dem, was von den Anstalten zu Carlsruhe und Heidelberg und ihren würdigen Vorstehern ausgegangen ist; wir würden daher auch gern in grösserer Ausführlichkeit diese Leistungen besprechen, wenn die Bestimmung dieser Anzeige und selbst die persönlichen Verhältnisse des unterzeichneten Ref. solches verstatten dürften. So müssen wir uns begnügen, im Allgemeinen aufmerksam gemacht zu haben auf diese Erscheinungen, die, so verschiedenartig auch dieselben nach Gegenstand und Inhalt sind, doch gleiche Beachtung, jede in ihrem Kreise, ansprechen können; beide sind überdem hervorgerufen durch ein freudiges Ereigniss — durch die dreihundertjährige Jubelfeier des Lyceums zu Heidelberg. Dieser Schwesteranstalt, zur Feier ihres dreihundertjährigen Bestandes gewidmet, ist die nachfolgende Schrift, die als wissenschaftliche Beigabe das vom Carlsruher Lyceum zu den Herbstprüfungen ausgegebene Programm begleitet:

Prosodisches zu Plautus und Terentius. Als zweite Lieferung der Beiträge zur lateinischen Etymologie und Lexicographie von E. Kärcher. Carlsruhe. Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung. 1846. XII und 75 S. in gr. 8.

Vier Hauptpunkte oder vielmehr Hauptsätze sind es, deren Erörterung den Inhalt dieser unter solchem Titel auftretenden Schrift bildet, und diese Sätze sind nicht bloss für die beiden auf dem Titel genannten und allerdings hier auch berücksichtigten Autoren, in ihrer Anwendung auf die einzelnen Stellen und deren Textesgestaltung, von Wichtigkeit, sondern sie greifen tiefer in das innerste Wesen der Sprache ein, und gewinnen dadurch eine allgemeine Bedeutung und Wichtigkeit. Diess zeigt schon der erste hier aufgestellte Satz, wornach die lateinische Sprache zum Grundrythmus den trochäischen Gang hat, hiernach dann die ictus in manchen Stellen des Terentius und Plautus anders gesetzt werden müssen (S. 3. 11). Die Bedeutung, die Wich-

*) S. Jahrg. 1844 p. 955 ff. 1845 pag. 959 ff.

tigkeit dieses Satzes, der als Grundmass der römischen Sprache das trochäische betrachtet, bedarf kaum besonders hervorgehoben zu werden: wohl aber glauben wir darauf hinweisen zu müssen, wie der Verfasser seinen Satz nicht bloss aus den Zeugnissen der Lateinischen Grammatiker, sondern auch durch eine selbständige Untersuchung über die Natur des Trochäus und Jambus zu begründen sucht: daher hält er auch, um das Eine hier anzuführen, in dem anerkannt ältesten Versmaasse der Römer, dem sogenannt saturnischen, den ersten Theil für trochäisch, mit einer vorausgehenden *syllaba anceps*: eine Ansicht, die sich auch dem nähert, was unlängst noch Corssen im letzten Abschnitt der Origines poesis Romanae (Berolin. 1846. p. 192 ff.) über diese vielbestrittene und viel besprochene Frage der neuesten Zeit*) bemerkt hat. Wir können bei den Grenzen, die dieser Anzeige gesteckt sind, unmöglich alle die zahlreichen einzelnen Bemerkungen des Verfassers, der dabei stets alle die Stellen, in welchen das Wort vorkommt, berücksichtigt, und alle die daran weiter geknüpften Erörterungen über die richtige Messung so mancher Worte hier namhaft machen: wir müssen uns aus demselben Grunde eine gleiche Beschränkung bei dem zweiten Hauptsatze des Verfassers auferlegen, worin verlangt wird, dass genauer als bisher geschehen, zwischen Scandiren (d. h. Syllabiren) und Vortrag (Lesen) der Verse unterschieden werde und als Folge dieses Unterschiedes hervorgehoben wird, dass dann viele der namentlich bei Plautus bisher statuirten Freiheiten entweder ganz verschwinden oder doch nur auf wenige Fälle sich reduciren. Für die Scansion sagt der Verf. S. 13 muss jede Silbe ihre bestimmte Geltung haben, ausser wo eine Vokalsylbe mit einem nachfolgenden Vokal zusammentrifft, in welchem Falle beide Silben auch für die Scansion als eine gelten können, aber nicht müssen. Hier also kann keine Silbe unterdrückt oder verschlungen werden: wohl aber mag diess im Vortrag geschehen, durch welchen Manches, was nach der Scansion oftmals sehr unharmonisch und zerrissen lautet, gehörig vereinigt, gedeckt und unmerklich gemacht werden muss. Wie der Verf. diess versteht, hat er im Einzelnen an einer Reihe von Wörtern nachgewiesen; erschöpfend ist, was über das quantitative Verhältniss von neutiquam, von navis, von autem, von domi und domo, um nur diese unter so vielen andern hier zu nennen, bemerkt wird, und zwar immer unter Berücksichtigung aller Stellen, in welchen das in Frage stehende Wort bei Plautus und Terentius vorkommt; bei domi und domo gelangt der Verf. zu dem Resultat (S. 26), dass beides in den Versen der Komiker, für die Scansion, die zweisilbige Geltung und natürliche Quantität (⏑ —) behält, und nur in wenig Fällen einsilbig gesprochen werden kann. Der dritte Satz, den der Verfasser (S. 42) aufstellt, bestimmt, dass die natürliche Betonung lateinischer Wörter sich nie auf die viertletzte Silbe zurück erstrecke, und nur die künstliche (im Verse) diess ertrage (S. 42); der vierte Satz: dass die Kraft des ictus bei Plautus sehr oft, bei Terentius nur sehr selten, die Kürze zu einer Scheinlänge mache (S. 45 ff.). Auch hier fehlt es nicht an ähnlichen Detailerörterungen über die quantitativen Verhältnisse einzelner Worte in gleich erschöpfender Weise, wohin auch noch die in der Beilage S. 57 ff. gegebene Erörterung über

---

*) Vgl. diese Jahrb. 1845. p. 837 ff.

die Kürze von med und ted gehört. Wir müssen auch hier, wegen des Näheren, auf die Schrift selbst verweisen und uns mit diesen Andeutungen des Inhalts begnügen: es ist über die vielen einzelnen Wörter, die in den bemerkten Beziehungen hier angeführt und besprochen werden, ein genaues Verzeichniss des Inhalts beigefügt: auf eben dieses Verzeichniss müssen wir noch insbesondere verweisen wegen der zahlreichen Stellen des Plautus und Terentius, die hier, in Folge dieser metrischen und prosaischen Erörterungen, auch in kritischer Hinsicht behandelt werden. Man sieht daraus, welch' ein werthvoller Beitrag für die Textesgestaltung beider Komiker, namentlich des erstern zugleich in dieser Schrift enthalten ist, welche uns einen weitern Beweis liefert, wie auch auf diesem Gebiete eine gründliche Forschung nur dazu beitragen kann, den Glauben an eine hier herrschende Willkür zu entfernen und gänzlich zu beseitigen. Im Hinblick auf diese in der Schrift enthaltenen zahlreichen Verbesserungen einzelner Stellen des Plautus, wollen wir auch nicht unerwähnt lassen den in den Nachträgen S. 69 mitgetheilten Versuch einer Wiederherstellung eines grössern zusammenhängenden Stücks der drei und zwanzig Verse des Prologs des Pseudolus, wobei durch verschiedenartigen Druck das mit dem gewöhnlichen Text Gleichlautende und das Geänderte kenntlich gemacht ist. Ein weiterer Anhang bespricht die streitige Lesart (superne oder superna) bei Horatius Od. II. 20., 11. und entscheidet sich, um des Gewichts der innern Gründe willen, für superna.

Von Heidelberg selbst erschien:

Lycei Heidelbergensis Origines et Progressus. Disseritur etiam de Schola Nicrina et Contuberniis Heidelbergae olim constitutis. Commentatio historica — literaria, quam ad Lycei festum saeculare tertium pie celebrandum ex monumentis literarum fide dignissimis iisque maximam partem ineditis conscripsit Joannes Fridericus Hautz, lycei Heidelbergensis professor. Heidelbergae. MDCCCXLVI. sumtibus I. C. B. Mohr, bibliopolae Academici. VIII und 142 S. nebst 2 S. Index in gr. 8.

Bis in das zwölfte Jahrhundert rückwärts lassen sich die Spuren einer Schule für höhere, wissenschaftliche Bildung in Heidelberg verfolgen: im fünfzehnten Jahrhundert finden wir unter dem Namen der Neckarschule bereits eine durch die Fürsorge der Fürsten der Pfalz gegründete Anstalt, die wenn auch als Bildungsschule selbst untergegangen im Laufe der Zeit, doch jetzt noch durch den Rest glücklich geretteter Fonds tüchtigen und würdigen jungen Leuten, die in den zur ehemaligen Pfalz gehörigen Landestheilen geboren sind, eine Unterstützung bietet, die oft schon die schönsten und dankenswerthesten Früchte getragen hat. Zu der jetzt als Lyceum in Heidelberg blühenden, in der letzten Zeit in erfreulicher Weise erweiterten Anstalt ward der eigentliche Grund gelegt durch eine Stiftung Friedrich's II. Churfürsten der Pfalz, am neunten October des Jahres fünfzehnhundert sechs und vierzig. Und so hatte die Anstalt allerdings Grund genug, die Jubelfeier ihres dreihundertjährigen Bestandes zu begehen *): ihre würdigste Feier aber war gewiss die gründliche,

*) Ueber die Feier selbst, welche von verschiedenen Seiten angeregt, am

aus den unmittelbarsten Quellen selber entnommene Darstellung ihrer Gründung und ihrer Schicksale, zumal in den bewegten, unruhevollen, für Heidelberg wie für die ganze damalige Pfalz so unheilvollen und doch in manchen zumal literärischen Beziehungen auch wieder so segensreichen Zeiten der beiden letzten Jahrhunderte! Eine solche Darstellung aber wird uns hier, im Namen der Anstalt von einem ihrer würdigen Vorsteher geboten, der keine Mühe und keine Zeit gescheut hat, seiner Arbeit denjenigen Grad quellenmässiger, das ganze Detail erschöpfenden Forschung zu geben, der allerdings solchen Leistungen auch wahren Werth zu verleihen vermag. Im ersten Abschnitt: De Paedagogio instituto (p. 10—52) wird die ganze Geschichte der Gründung aus den betreffenden urkundlichen Akten erzählt, und zwar in der Weise, dass die betreffenden Urkunden und Akten meist selbst reden, aus ihnen die betreffenden Verhandlungen, welche der Gründung vorausgingen, die Gutachten, welche über die künftige Einrichtung der Anstalt und über die Gegenstände, so wie die Methode des Unterrichts verlangt und auch eingereicht wurden, mitgetheilt und daraus auch die Verhältnisse zur Universität, zumal zur philosophischen Facultät, dargestellt werden. Der zweite Abschnitt (De Paedagogio destituto p. 53—65) schildert die weiteren Schicksale der Stiftung Friedrichs II., welche unter dem Nachfolger Otto Heinrich, der andern Anstalten wissenschaftlicher Bildung, namentlich den Lateinischen Schulen, desto grössere Aufmerksamkeit zuwendete, zwar einging, aber unter dessen Nachfolger Friedrich III. von Neuem hergestellt, und durch Zuweisung der Einkünfte des aufgehobenen Stifts Sinsheim für alle folgenden Zeiten in ihrem Bestand gesichert und selbst erweitert ward. Der dritte Abschnitt De Paedagogio restituto (p. 66 ff.) und der vierte: De Paedagogio amplificato (p. 98 ff.) behandeln diese Gegenstände ausführlich und mit Vorlage aller der darüber gepflogenen Verhandlungen, der verschiedenen Gutachten, welche erstattet, der Schulpläne, welche vorgelegt wurden u. s. w, in ähnlicher Weise, wie diess auch im ersten Abschnitt geschehen war. Im fünften Abschnitt kommen die Schicksale der Neckarschule (De Schola Nicrina p. 123 ff.) zur Sprache: die Verordnung des Administrator Johann Casimir, vom Jahre 1587, über die Bestimmung und Einrichtung dieser Anstalt wird vollständig mitgetheilt; der letzte Abschnitt (De Contuberniis sive Bursis p. 134 ff.) handelt von den verschiedenen Bursen, die früher in Heidelberg bestanden, und durch ihre vielfältigen Berührungen mit der hiesigen Anstalt allerdings von dem Geschichtsschreiber der Letztern kaum übergangen werden konnten, zur Vervollständigung des ganzen Bildes aber gewiss dienen.

Aus diesem schwachen Umriss mag die Fülle des Stoffs bemessen werden: es ist aber dieser Stoff, während das, was in Druckschriften über diesen Gegenstand vorlag, aufs sorgfältigste und ohne dass auch nur das Geringste dem Verfasser entgangen wäre, benutzt ist, insbesondere entnommen aus den bisher zu solchen Zwecken noch gar nicht benutzten, ja kaum bekannten Protocollen

---

19. October (der 9. October fiel in die Ferien) statt fand, wird noch eine besondere Schilderung nebst den dabei gehaltenen Vorträgen im Druck erscheinen.

und Verhandlungen der Universität Heidelberg*), des Akademischen Senats sowohl wie insbesondere der philosophischen Facultät, sowie den Kirchenrathsprotocollen u. s. w.; hier fand der Verfasser die erwähnten Verhandlungen, hier die Berichte der einzelnen, zum Gutachten aufgeforderten Gelehrten, hier alle die Erlasse und Statuten, die Schulplane, die der geschichtlichen Darstellung als Unterlage, aber auch zugleich als eine Beigabe dienen, welche auf die Culturzustände jener Zeit, auf das gesammte Schulwesen derselben und alle damit verknüpften Einrichtungen, auf die Verhältnisse der Lehrer, deren Verpflichtungen wie deren Belohnungen, die Methode des Unterrichts und die Befolgung des vorgeschriebenen Planes ein Licht wirft, das um so mehr Beachtung verdient, als es aus der ungetrübten Quelle noch vorhandener Urkunden eben jener Zeit entnommen ist. Auch für die Geschichte des Universitätswesens jener Zeit, insbesondere der Verhältnisse der philosophischen Facultät, die mehr als andere Theile und Glieder des Universitätskörpers in neuer, ja neuester Zeit dem Einfluss des veränderten Staats- und Studienlebens unterlegen ist, die aber in jenen Zeiten eine ungleich bedeutungsvollere Stellung einnahm, findet sich Manches Werthvolle in diesen urkundlichen Mittheilungen. Endlich ist es aber auch die Gelehrtengeschichte, die hier gleiche Bereicherung gewinnen kann: denn diejenigen Männer, die wir hier in ihrem wohlthätigen Wirken für die Pflege und das Gedeihen einer tüchtigen Jugendbildung erblicken, gehören zum Theil zu den angesehensten, auch ausser dem nächsten Kreise, in dem sie wirkten, mit Achtung genannten Gelehrten jener Zeit. Hier hat nun der Verfasser nirgends verabsäumt, diejenigen Notizen über ihr Leben, ihre Wirksamkeit an der Schule wie im Gebiete der Literatur mitzutheilen, welche als Grundlage einer Gelehrtengeschichte der Pfalz anzusehen sind, die nur nach solchen Vorlagen ausführbar seyn wird. Wünschen wir darum sehnlichst, dass der Verfasser seine derartigen Forschungen in gleicher Weise fortsetzen und uns recht bald die versprochenen Biographien eines Xylander, eines Leunclav und Anderer, deren Leben so innig mit einer früheren Glanzperiode Heidelbergs verknüpft ist, liefern möge; der vorliegenden, so mühevollen und schwierigen Leistung kann in der musterhaft durchgeführten, streng quellenmässigen und urkundlich-getreuen Forschung die wohlverdiente Anerkennung nicht ausbleiben.

Als Beigabe zu dem Mannheimer Lyceumsprogramm erschien:

Die Römischen Inschriften, welche bisher im Grossherzogthum Baden aufgefunden wurden. Zusammengestellt von Ph. W. Rappenegger. Mannheim. Druckerei von Kaufmann 1846. (S. 43—106.) in gr. 8.

Wir erhalten hier den Schluss der höchst verdienstlichen Arbeit, die der Verfasser zur Förderung, ja vielmehr zu einer sichern Grundlage unserer Kunde römischer Vorzeit unternommen, in dem vorjährigen Programm zur

*) Sie befinden sich in ziemlicher Vollständigkeit, mit nur wenigen Lücken, welche in die Kriegszeiten fallen, und zwar vom Jahre 1386 an bis auf die neueste Zeit, auf der Universitätsbibliothek, wohin das ganze Archiv der Universität jetzt gebracht worden ist.

Hälfte durchgeführt und hier nun zum Schluss gebracht hat; s. diese Jahrbb. 1845 p. 962 seq. Wir haben alle Ursache, dieser schönen Arbeit uns zu freuen, die auch in diesem Theile mit der gleichen Sorgfalt und Genauigkeit, mit der gleichen Gründlichkeit und Berücksichtigung Alles Dessen, was bereits von Andern auf diesem Gebiete über einzelne Inschriften bemerkt worden, ausgeführt ist, wie diess seiner Zeit in diesen Blättern auch von der ersten Abtheilung bemerkt worden ist. Und da der Verf. Alles selbst an Ort und Stelle wo möglich untersucht hat, so erhalten wir hier allerdings einen authentischen Text dieser in urkundlicher Treue hier mitgetheilten Inschriften: gewiss die erste Pflicht eines jeden Sammlers und Herausgebers von Inschriften, die freilich nicht immer in gleichem Grade berücksichtigt wird, eben weil ihre Erfüllung mit grossen Schwierigkeiten und vieler Mühe verknüpft ist. Dabei hat sich der Herausgeber nicht begnügt, bloss dieser Pflicht im vollen Sinne des Worts nachzukommen: er hat auch, ausser dem Text, den Inhalt und die Bedeutung einer jeden Inschrift zu würdigen, beides zu erörtern oder zu weitern historischen und andern Anmerkungen zu benützen gewusst, die von einem gesunden und richtigen Urtheil, wie von gründlicher Kenntniss des Gegenstandes zeugen. Mit Verbesserungen des Textes oder Ergänzungen lückenhafter Stellen ist der Verfasser sehr vorsichtig gewesen: wer wird diess nicht billigen? Recht aber glauben wir ihm, um Ein Beispiel wenigstens anzuführen, geben zu müssen in der unter Nr. 64 aufgeführten Inschrift, wenn er statt der Deae viro, welcher dieser Votivstein gewidmet ist, vorziehen will: Deae virt. (T statt O) d. i. Deae virtuti; denn eine Dea virorum, wie man theilweise hier zu deuten versucht hat, befremdet uns, zumal da unsers Wissens doch auch keine einzige Spur einer solchen Dea virorum, es sey auf Inschriften namentlich in unsern rheinischen oder süddeutschen Gegenden, oder sonst wo, vorkommt. Anderes, was in den Kreis der Mythologie fällt, wird man gleichfalls erörtert finden: wir erinnern als Beleg nur an die auf dem Neidensteiner Stein vorkommenden Matronae, hinsichtlich deren der Verfasser sich, wir glauben mit Recht, an Schreiber's Meinung hält (S. 76 77); oder an den vermeintlichen Weschnitzgott (!) Visucius; was der Ref. ganz richtig (S. 69) als Beiname des Mercurius auffasst, dessen öfteres Vorkommen in unsern Gegenden, zumal unter Namen, die auf fremde, gallische Localitäten schliessen lassen, den besten Beweis für die gallische (keltische) Bevölkerung abgiebt, die unter Römischem Schutz auf dem rechten Rheinufer angesiedelt war, und ihre vaterländischen Götter nun unter römischer Bildung und selbst unter Römischen Namen, hier jedoch oft mit lokalen Zusätzen, fortwährend verehrte. Daraus auch allein dürfte sich der Mercurius in der Nähe der bedeutendsten Niederlassung, der Civitas Aurelia Aquensis, (auf der Spitze des Mercuriusberges bei Baden) erklären lassen, nicht aber aus einer Beziehung auf Handel und Wandel und Handelsverkehr, der schwerlich auf des kegelförmig zugespitzten Berges Höhe gepflogen ward. Uebrigens erscheint in dieser Schrift dieser (Keltische) Mercur mit einem neuen, bisher so weit wir wissen, unbekannten Beinamen bezeichnet, den ein erst vor Kurzem im Jahr 1844 zu Mannheim ausgegrabener Stein bringt, welcher genio Mercurii Alauni von einem Freigelassenen des Kaisers, Julius Aquinius mit Namen, gesetzt ward. Der Verfasser (S. 81) denkt an Alauna oder Alaunium, zwei Städte in Gallien, von welchen die letztere im Narbonensischen Gallien

lag, die dann als die Heimath des Aquinius anzusehen wäre. So könnten wir noch Manches aus dieser Sammlung vaterländischer Inschriften anführen, die hier über die nördlichen Theile des Grossherzogthums sich erstreckt und unter nr. 69 mit einem erst im verflossenen Frühjahr zu Hockenheim aufgefundenen Votivstein schliesst, an welchen sich noch eine Anzahl kleiner Inschriften unter nr. 70—97 anreiht, da, was nur zu billigen ist, hier durchaus Nichts, auch das Geringste, übergangen ist. An Nachträgen freilich, und wir wollen es selbst wünschen, wird es dem Verfasser nicht fehlen können: die in diesen Blättern, oben S. 878 seq. mitgetheilte Inschrift kann einen Beleg dazu liefern, so wie Anderes, was unlängst bei Baden wieder zum Vorschein gekommen ist, und vielleicht noch weiter zu Tage kommen wird. Von einer andern Inschrift, welche ein der (auch zu Nierstein — aber auch in Siebenbürgen und in Italien verehrten Göttin) Sirona geweiheter Stein enthält, ist dem Ref. unlängst Kunde zugekommen. Und so schliessen wir mit dem Wunsche, dass namhafte, neue Funde den Verfasser recht bald in den Stand setzen möchten, einen Nachtrag zu dieser Zusammenstellung zu liefern, die nun ein schönes, wenn auch nicht gerade umfangreiches Ganze eines Corpus Inscriptionum Badensium liefert.

Eine ähnliche Vollendung einer im Programme vorigen Jahres begonnenen Arbeit bringt das Programm von Donaueschingen unter der Aufschrift:

Anniversarienbuch des Klosters Maria-Hof bei Neidingen. Ein Beitrag zur vaterländischen Geschichte. Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von C. B. A. Fickler. II. Abtheilung. Donaueschingen. Druck von Alb. Willibald. 1846. 32 S. in gr. 8.

Die erste Hälfte dieses Anniversarienbuchs ward im Jahrgang 1845 p. 960 f. dieser Blätter angezeigt, und dort auch gezeigt, von welcher Bedeutung der Inhalt dieser Publication ist für die nähere Kunde der Baar im Mittelalter und der dort einst blühenden Adelsgeschlechter, insbesondere des Fürstenbergischen Hauses in seinen einzelnen Zweigen und Gliedern, so wie seinen Besitzungen: es ward zugleich hingewiesen auf die umfassenden Anmerkungen des Herausgebers, welche diesen Abdruck begleiten und durch die reichhaltigen Mittheilungen, zum Theil aus ungedruckten und unbekannten Quellen, über einzelne Orte, Geschlechter und dergleichen einen eigenen Werth ansprechen. Wenn wir es unterlassen, Einzelnes daraus als Beleg unseres Urtheils anzuführen, das jede Seite bestätigen kann, so können wir jedoch nicht die Bemerkung unterdrücken, wie ganz anders es mit der geschichtlichen Kunde unsers Vaterlandes, zunächst während des Mittelalters stehen würde, wenn auch über andere Theile und Gauen des Landes ähnliche, auf die Urkunden gestützte Specialforschungen vorgenommen würden, wie sie der Herr Verf. über die Gegenden der Baar, und mit besonderer Berücksichtigung des Hauses Fürstenberg und seiner Besitzungen unternommen hat. Solche Forschungen, dächten wir, dürften vor Allem die Aufgabe vaterländischer Vereine seyn, welche den schönen Beruf haben, beizutragen auf diese Weise zu dem Ganzen einer allgemeinen, alle Theile des Vaterlandes umfassenden Geschichte, die nur auf solchen Grundlagen ausführbar ist. — Im Anhange finden wir noch einige andere, urkundlichen Quellen entnommene Mittheilungen: wir finden darunter Einiges,

was für die gegenwärtige, über Theurung der Früchte klagende Zeit nicht ohne Interesse seyn wird, entnommen einem Anniversarienbuche von Hüfingen (S. 28) über die Theurung der Lebensmittel in der ersten Periode des siebenzehnten Jahrhunderts. Im Jahre 1606 galt dort das Malter Haber vier Gulden, im Jahre 1622 aber dreissig Gulden „und ist eine grosse Hungersnoth gewesen, darumb das man die Früchte fürkkaufft zwei Malter umb hundtert Gulden." Von ähnlicher Hungersnoth wird aus den Jahren 1628 und 1635 berichtet, im erstgenannten Jahre in der Weise, dass man das Fleisch vom Schindanger holte und verzehrte, im andern Jahr „Sind vill Leudt des Hungers gestorben und haben Behren grisch und spryer Brodt miessen essen. Darvon geschwollen und entlich Armsellig gestorben. Auch die Leidt von Hauss und Hoff getrieben wegen des villfeltigen quatiren. Hoc anno hett das Viertel kernen zu Villingen golten 40 Bz." Das Malter vesen (d. i. Spelz) hielt so ziemlich die gleichen Preise ein, wie der Haber. Welche Mittel wurden damals getroffen, dieser Theurung zu steuern? Was geschah von Seiten der Regierungen in solchen Tagen allgemeiner Noth? Diese Fragen drängen sich unwillkührlich auf, wenn wir einen Blick auf die Gegenwart werfen und auf das, was unter ähnlichen Verhältnissen jetzt allgemein von Seiten der deutschen Regierungen geschieht. Finden wir auch in jenen Zeiten eine gleiche Fürsorge? Und von welchem Erfolg war sie begleitet?

Die wisssenschaftliche Beigabe des Programms des Lyceums zu Rastatt führt uns wieder dem alten Rom zu, jedoch von einer Seite, die mit unserer Gegenwart in naher und fast unmittelbarer Berührung steht, was unser Interesse erhöhen muss. Es handelt nämlich diese Beigabe:

Ueber den Wein- und Obstbau der alten Römer. Von Johann Schneyder, Professor am Grossh. Lyceum zu Rastatt u. s. w. VI und 58 S. in gr. 8. (Buchdruckerei von W. Mayer in Rastatt. 1846.)

Welche Bedeutung für uns Römischer Landbau und Römische Landwirthschaft hat, ist noch vor Kurzem durch Mone's Urgeschichte von Baden in den diese Gegenstände betreffenden Abschnitten (S. diese Jahrb. 1845 p. 198 ff.) wieder recht klar geworden: jeder Beitrag zur nähern Aufklärung dieser Verhältnisse wird daher um so erwünschter seyn: zumal da er ein Feld betrifft, das von Philologen und Alterthumsforschern bisher zu wenig, von Oekonomen oder Naturforschern noch weniger beachtet worden ist, indem hier allerdings eine Verbindung von Studien gefordert wird, wie sie selten zusammen angetroffen werden. Und doch kann nur von einer solchen Verbindung eine bessere Behandlung und ein richtigeres Verständniss der so lange vernachlässigten, erst jetzt wieder immer mehr in ihrem Werthe und in ihrer Bedeutung anerkannten Scriptores rei rusticae erwartet werden! Schon früher war Cato, der älteste dieser Schriftsteller, zum Gegenstand eines vaterländischen Programmes*)

*) Wir meinen die Beigabe zum Programm von Donaueschingen 1844, welche von Prof. Ganter eine Uebersetzungsprobe einiger Abschnitte aus Cato's Schrift enthält.

gewählt worden: der vorliegende Aufsatz schliesst sich hauptsächlich an Columella und Palladius an. Der Verfasser „will in kurzen und wenigen Zügen nachweisen, was das alte Römervolk schon vor Jahrtausenden vom Wein- und Obstbau gewusst, was wir von den Römern, unsern Lehrmeistern, hierüber gelernt und angenommen haben und vielleicht treuer, als es geschieht, befolgen sollten“ (p. V). Zu diesem Zweck giebt er im ersten, vom Weinbau handelnden Abschnitt, eine wohl geordnete und in sich zusammenhängende Darstellung zuvörderst der Ansichten und Forderungen der Römer, hinsichtlich des für Weinbau geeigneten Bodens, dann der von ihnen gekannten und empfohlenen Traubensorten; es folgen die Bestimmungen über die Anlage einer Rebschule, über den Satz, das Schneiden, das Pfählen, das Ausbrechen, das Graben, das Pfropfen, die Vorschriften über die Erneuerung eines Weinberges, so wie über die beste Lage eines Rebberges, über das Düngen der Reben, die Lese, das Keltern und die Aufbewahrung der Trauben. Auf diese Weise ist eine vollständige und anschauliche Uebersicht gegeben; die betreffenden Stellen des Columella sind unter dem Text angeführt; Vergleichungen mit dem, was jetzt gilt oder gelehrt wird, und Nachweisungen darüber begleiten allerwärts die einzelnen Angaben. In derselben Weise ist in dem andern Theile eine Uebersicht des Obstbaues gegeben, in welcher zuerst die Bestimmungen römischer Schriftsteller über die Anlagen einer Baumschule vorgeführt werden, so wie die über Versetzungsart; dann folgt: der Obstgarten, das Veredlen der Obstbäume (durch Pfropfen, Aeugeln, Copuliren, Bohren die Behandlung der Obstbäume, die Obstarten (Aepfel, Birnen u. s. w.), das Einsammeln, die Aufbewahrung und Benutzung des Obstes. Den Schluss macht der Kastanienbaum.

Einen Beitrag exegetischer Art bringt das Programm des Lyceums zu Wertheim:

Bemerkungen zu Horatius Od. I. 28. Beilage zum Programm des Lyceums zu Werthheim für 1846. Von Platz, Hofrath. Werthheim. Druck von Hofbuchdrucker Nic. Müller. 1846. 32 S. in gr. 8.

Zuerst giebt der Verfasser den lateinischen Text der in den neuern Zeiten so viel besprochenen, so viel gedeuteten Ode, die auch am Schluss in einer wohlgelungenen deutschen und zwar metrischen Uebersetzung mitgetheilt wird. Die weiter auf den Text folgenden Bemerkungen verbreiten sich über Bestimmung und Charakter dieses Gedichts, dessen Form wie dessen Inhalt; die verschiedenen Ansichten früherer Erklärer, zumal was die dialogische oder monologische Auffassung des Gedichts betrifft, werden besprochen und nach dem Grade ihrer Zulässigkeit in einer eben so anziehenden als überzeugenden Weise gewürdigt; und wenn wir zuletzt nach der eigenen Ansicht des Verfassers fragen, die er sich, von dem Ungenügenden früherer Versuche überzeugt, gebildet, so werden wir auch hier nicht unbefriedigt entlassen. Die Schwierigkeiten und Inconsequenzen der dialogischen Auffassung dieser Ode sind dem Verfasser keineswegs entgangen; er entscheidet sich darum für die monologische, und findet in dieser Ode den Monolog eines Schiffbrüchigen, der ans Gestade von den Wellen ausgeworfen ist, eines armen Verunglückten, in welchem der Blick des nahen Grabmals des Archytas Betrachtungen über das allgemeine Loos des

Todes, so wie am Schluss die Bitte an einen Vorbeischiffenden um Bestattung seiner Gebeine durch einen dreimaligen Wurf Erde, hervorruft. (vgl. p. 24 ff.) Unter diesem Schiffbrüchigen aber kann der Verfasser, so sehr er auch in Manchem Weiske's Auffassung beizupflichten geneigt ist, keineswegs den Dichter selbst sich denken: und Jeder, der unbefangen das Gedicht liesst, wird ihm darin Recht geben müssen.

Von dem Lyceum zu Freiburg erschien:

Erläuternde Andeutungen über die σύνοικοι, περίοικοι ἄντοικοι und ἀντίποδες des Geminus und ἀντίχθονες des Achill. Tatius von F. A. Reinhard. Freiburg 1846. Gedruckt bei Franz Xaver Wangler. 24 S. in gr. 8.

Diese Andeutungen bilden einen Theil einer grösseren, aber für den Umfang eines Programms zu ausgedehnten Arbeit über die Isagoge des Geminus, mit welcher der Verfasser schon seit einiger Zeit sich beschäftigt, und schliessen sich an die Hauptstelle des Geminus cp. XIII. an, die hier im Original, wie in einer deutschen Uebersetzung mitgetheilt ist; worauf die Erörterungen über Sinn und Bedeutung der auf dem Titel genannten Ausdrücke folgen. Bei einer weitern Fortsetzung dieser Arbeit werden wir auch erwarten dürfen, dass die hier auf jeder Seite hervortretenden Accentfehler in den Griechischen Worten (S. 9. steht einmal σὐνοίκοί, zweimal σὐνοικοί und einmal σὐνοικοι!) vermieden werden.

Von dem Lyceum zu Constanz erschien:

Darstellung der Antigone des Sophocles. Beigabe zum Programm des Lyceums zu Constanz vom Professor Scherm. Constanz 1846. Druck von F. Stadler. VI und 42 S. in gr. 8.

Was Reisig in seiner (Lateinischen) Enarratio des Oedipus auf Kolonos zu leisten suchte, das wollte der Verfasser für die Antigone durch diese fortlaufende, eine Uebersicht des ganzen Inhalts wie des Ganges gebende Darstellung liefern; bei dem Umfang, den dieselbe in der hier gegebenen Ausführung erhalten hat, war es dem Verfasser nicht möglich eine weitere Abhandlung beizufügen, welche die Begründung seiner Auffassung einzelner Stellen wie des Stückes und der einzelnen darin auftretenden Personen enthalten sollte. In eben dieser Beziehung finden wir in das Vorwort einige Bemerkungen über die Person des Kreon wie der Antigone, der Ismene und des Hämon aufgenommen.

Chr. Bähr.

Kurze Anzeigen.

Agrippina, des M. Agrippa Tochter, August's Enkelin, in Germanien, im Orient und in Rom. Drei Vorlesungen im Winter 1846 in München gehalten von Dr. C. Burkhard, königl. bair. Gymnasialprofessor. Mit einer artistischen Beilage. Augsburg 1846. Verlag der Math. Riegerschen Buchhandlung. (I. P. Himmer). 100 S. in gr. 8.

Diese auch äusserlich wohl ausgestattete Schrift bringt eine äusserst anziehende und ansprechende Schilderung, die zunächst zwar für ein grösseres Publicum bestimmt und in einer diesem Zweck angemessenen Form gehalten, darum doch nicht minder geeignet ist, auch die Blicke des Mannes von Fach auf sich zu ziehen, der hier in einer durchaus quellenmässigen und doch geschmackvollen Darstellung die Lebensgeschicke einer Fürstin behandelt sieht, die durch ihre Stellung, wie durch ihre Schicksale unser Interesse doppelt in Anspruch nehmen muss. Dabei ist der Verfasser nirgends auf der äussern Oberfläche der Fakten stehen geblieben: überall geht er tiefer den Motiven und Veranlassungen nach, welche die einzelnen Begebnisse in dem Leben der Agrippina hervorgerufen oder doch bestimmt haben, um so ein leben- und seelenvolles Bild dieser Fürstin von den ersten Jahren ihrer Jugend an, bis zu ihrem tragischen Lebensende uns vorzuführen. Die erste Vorlesung schildert Agrippina's Jugend und ihren Aufenthalt in Germanien (S. 1—41). Wir werden hier eingeführt in die Familienverhältnisse des Augustus, in sein häusliches Leben, in welchem er, als Gatte, Vater und Grossvater, in einem nicht ungünstigen Lichte erscheint; aber auch mit Livia und ihrem Treiben werden wir bekannt; insbesondere kommen dann in Folge der Verheirathung Agrippina's mit Germanicus, die Verhältnisse Germaniens zur Sprache, da auch hier Agrippina durch ihr Benehmen sich auszeichnete. Die zweite Vorlesung (S. 42—62) zeigt uns Agrippina, ihrem Gatten folgend nach Griechenland, Asien und Africa, wir erblicken sie am Todesbette des Germanicus, welcher in einer Vorstadt Antiochia's einem traurigen Geschick erliegt, und dann auf der Rückkehr nach Rom. Die dritte Vorlesung (S. 63—100) zeigt uns Agrippina als Wittwe in Rom: wir werden eingeführt in das ganze Gewebe schändlicher Intriguen, die sich nun entspinnen, bis ein schon lange beabsichtigter Tod für Agrippina die Reihe der schweren Leiden endigt, welche die letzten Jahre der unglücklichen Verbannten auf der Insel Pandataria trübten. Wir können nur wünschen, dass der Verfasser auch die übrigen, in diesen Kreis fallenden, theilweise selbst noch, namentlich für die germanischen Zustände bedeutenderen Persönlichkeiten, wie die des Drusus und des Germanicus, uns in ähnlichen Bildern vorführe, und dadurch beitrage, eine durch ihre Beziehungen zu Deutschland für uns so wichtige Periode der römischen Weltherrschaft in ein immer klareres Licht zu setzen, dessen sie allerdings noch mehrfach bedarf.

Demosthenis Opera recensuit Graece et Latine cum fragmentis nunc primum collectis et indicibus auctis edidit Dr. Johannes Theodorus Voemelius, rector Gymnasii Frankf. Pars altera. Parisiis, editore Ambrosio Firmin Didot. MDCCCXLV. Seite 481 — 820 in gr. 8.

Von dem ersten Bande dieser neuen Ausgabe des Demosthenes ist seiner Zeit in diesen Jahrbüchern (1844 p. 393 ff.) Nachricht gegeben und das von dem Herausgeber in der Behandlung des Textes eingeschlagene Verfahren näher bezeichnet worden. Dieses Verfahren ist sich auch gleich geblieben in dem, was dieser zweite Band enthält, welcher den Rest der Reden (von der Rede gegen Lacritus an), die Proömien, die Briefe, bringt und als Schluss eine auch mit weitern Erörterungen und Nachweisungen begleitete Zusammenstellung der Fragmente liefert; endlich fehlen auch nicht die Reiske'schen „*Indices historici et geographici*" aber „*correcti, aucti, dispositi*". Wenn wir also gewiss alle Ursache haben, über diese neue Bearbeitung des demosthenischen Textes, welche unter den verschiedenen, durch die Pariser Presse in neuester Zeit gelieferten Ausgaben griechischer Classiker, gewiss in jeder Hinsicht eine der ersten Stellen einnimmt, unsere Freude und Zufriedenheit wie unsern Dank gegen den Herausgeber, der wie Wenige seinen Schriftsteller kennt und zu behandeln versteht, auszusprechen, so bleibt uns doch der Wunsch übrig, den wir ihm oder vielmehr dem Verleger, ans Herz legen möchten, da wir an der Bereitwilligkeit des Ersten zur Erfüllung dieses Wunsches kaum zweifeln, der Wunsch nemlich nach der vollständigen Bekanntmachung des bedeutenden kritischen Apparats, auf welchen eigentlich die ganze Ausgabe basirt ist: dann erst wird auch ein begründeteres Urtheil über die Aufnahme der einzelnen Lesarten und das ganze, vom Herausgeber eingeschlagene Verfahren möglich werden können, der Herausgeber selbst aber dann Gelegenheit finden, nicht bloss die Begründung und Rechtfertigung von Manchem zu geben, was jetzt nur geahnet oder vermuthet werden kann, sondern auch manchen eigenen Beitrag zur besseren Auffassung und Beurtheilung eines Schriftstellers hinzuzufügen, mit welchem vieljährige Studien den Herausgeber so bekannt und vertraut gemacht haben, dass vielfache neue Aufschlüsse gewiss nicht ausbleiben werden. Diesen Wunsch theilen mit uns die Freunde des Demosthenes: möchten seiner baldigen Erfüllung keine Hindernisse, von welcher Art sie auch seien, im Wege stehen!

Lukian's Prometheus, Charon, Timon, Traum, Hahn. Mit sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und griechischem Sachregister. Herausgegeben von Dr. Friedr. August Menke, ordentlichem Lehrer der Gelehrtenschule in Bremen, Mitgliede der archäologischen Gesellschaft zu Athen. Bremen. 1846. Druck und Verlag von Carl Schönemann. IV. und 312 S. in gr. 8.

Der einsichtsvolle Herausgeber ging bei seinem Unternehmen von dem gewiss richtigen Satze aus, dass es vor Allem wichtig sey, bei dem Schulunter-

richt der Jugend Stoffe zu wählen, welche auch durch den Inhalt anziehen und dadurch selbst das Streben, auch der Form, d. h. der Sprache sich zu bemeistern, unterstützen: wenn er darum bei dem griechischen Sprachunterricht insbesondere auf Lucian seine Blicke richtete, insofern kaum irgend ein andrer Schriftsteller durch muntern Witz den Geist mehr anzuregen vermöge, so hat ihn darin mehrjährige Erfahrung in dieser Ueberzeugung nur bestärkt, und dadurch auch zu der dankenswerthen Bearbeitung der vorliegenden Schrift geführt, welche in der Reihe der verschiedentlich schon zu ähnlichen Zwecken veranstalteten Ausgaben einzelner Dialoge und Aufsätze des Lucianus gewiss eine ausgezeichnete Stelle einnimmt, daher ihre weitere Verbreitung nur höchst wünschenswerth seyn kann. Diesen Vorzug aber hat sie erstens durch die passende Auswahl der hier gelieferten fünf Dialoge — fünf andere (Kataplus, Toxaris, Anacharsis, Lob des Vaterlandes, Von der Trauer) sammt dem Protrepticus des Galenus sollten nach dem anfänglichen Plane des Herausgebers noch hinzukommen, sie sind, um diesen Band nicht allzusehr auszudehnen, einem weitern, wir wollen wünschen, recht bald folgenden Bande vorbehalten. Zweitens empfiehlt sich diese Ausgabe durch einen durchaus correcten Text, (meistens nach Jacobitz, jedoch nicht ohne einzelne Abweichungen) und einen guten Abdruck desselben, bei neuen, dem Auge angenehmen, nicht zu kleinen Lettern; drittens und hauptsächlich sind aber die dem Text untergesetzten Anmerkungen in Anschlag zu bringen, die einen reichhaltigen und vollständigen Commentar zu den fünf Stücken liefern, wobei nicht blos für die nächsten Bedürfnisse junger Leser oder Schüler durch passende Erklärung schwieriger Stellen und Constructionen, so wie Verweisungen auf die im Gebrauch befindlichen Grammatiken gesorgt ist, sondern auch weitere Erörterungen, Parallelstellen und dergleichen, namentlich bei der Erklärung sachlicher Gegenstände, so wie Verweisungen auf andere gelehrte Werke hinzukommen, die, während sie die Aufmerksamkeit des Schülers rege halten und auf ein höheres Ziel hinweisen, auch vorgerückten Lesern wie selbst Lehrern höchst nützlich werden können, immerhin aber zeigen, wie dem Herausgeber Nichts, was auf den Gegenstand sich bezog, unbekannt oder unbeachtet geblieben ist. An einem höchst genauen Doppelregister, einem Wortregister und einem Register zu den grammatischen Bemerkungen, hat es die bewährte Sorgfalt des gelehrten Herausgebers nicht fehlen lassen.

Aristotelis Organon. Graece. Edidit Theodorus Waitz, *ph. Dr. pars posterior.* Analytica posteriora, Topica. *Lipsiae, sumtibus Hahnianis MDCCCXLVI. X und 599 S. in gr. 8.*

Anlage und Ausführung dieses verdienstvollen Unternehmens ward bereits in diesen Blättern (Jahrgang 1845 p. 635 ff.) bei dem Erscheinen des ersten Bandes näher besprochen und kann darauf um so mehr verwiesen werden, als in der gleich sorgfältigen Behandlung des Textes wie des Commentars, in dem kritischen wie in dem exegetischen Theile, keine Verschiedenheit von dem ersten Bande wahrnehmbar ist, dem dieser zweite mit den auf dem Titel

genannten Schriften sich durchaus gleichmässig anreiht. In der Vorrede erklärt sich der Herausgeber über einige Missverständnisse in einer gewiss befriedigenden Weise: eim Anhang giebt die Abweichungen von Bekker's Lesart und die Verbesserungen, welche in den von Brandis gesammelten Scholien der Herausgeber vorschlägt. Der Abdruck des griechischen Textes der auf dem Titel genannten Schriften sammt der untergesezten Varia Lectio reicht bis S. 290. Dann folgt der Commentar, bis S. 582. an welchen ein äusserst sorgfältig ausgearbeiteter Index, der nach den Seitenzahlen der Bekker'schen Ausgabe veranstaltet ist, sich anschliesst. Im Commentar wird man insbesondere auf die Entwicklung des oft schwierigen Inhalts, des Gedankengangs und Zusammenhangs in den von Aristoteles behandelten Lehren und Sätzen die gehörige Rücksicht genommen und hier ältere wie neuere Erklärer seiner Philosophie benuzt finden, ohne dass neben dieser mehr philosophischen Seite der Erklärung das kritische und grammatisch-philologische Element vernachlässigt worden wäre: wider den Vorwurf der allzu grossen Kürze, der dem Herausgeber gemacht worden, vertheidigt er sich im Vorwort p. VII. in einer Weise, die wir als Schluss dieser Anzeige beifügen wollen: „ — explanationem proliziorem facere non ausi sumus: namque quum nihil admiserimus quod ita dictum esset, ut breviore eoque obscuriore sermone usi dissimularemus quod non satis intelligeremus, nobis certe facile erat copiosius exponere quae brevius diximus, sed veriti, ne, si fusius explanaremus quod facilius esset ad intelligendum, ipsi videremur legentes admonere, ut quaedam eorum, quae scripsimus non lecta transirent, nos cohibuimus; scilicet semper id egimus, ut, quo id difficilius esset et brevius dictum ab Aristotele, eo copiosius et accuratius exponeretur, quamquam non ita, ut eos, qui Aristotelem legerent, omni labore liberare vellemus, sed ita, ut quantum quidem in nobis esset, iis suppeditaremus, quae reconditiorem quandam et sermonis et doctrinae cognitionem requirerent. Est autem modus quidam tenendus in exponenda argumentatione philosophica, qui si exceditur, per ipsam explicationis longitudinem res fit obscurior!

De Eupolidis Adulatoribus scripsit Joachimus Töppel, *Rostochiensis. Commentatio de sententia Decanorum academiae Rostochiensis praemio ornata. Accedunt* F. V. Fritzschi *Emendationes. Prostat Lipsiae apud Herm. Fritzschium. MDCCCXLVI. 75 in gr. 8.*

Die vorliegende kleine, aber gründlich gearbeitete Schrift, die des akademischen Preises, der ihr zuerkannt ward, ganz würdig erscheint, kann als eine Vervollständigung der bisherigen Forschungen und Fragmentensammlungen des Eupolis gelten, insofern sie speciell mit einem der namhaftesten Stücke dieses Dichters, welches bei seiner Aufführung den Vorzug vor dem Frieden des Aristophanes durch die Richter erhielt, sich beschäftigt, und auf der Basis der einzelnen noch daraus erhaltenen Verse, in Verbindung mit sonstigen Angaben und einzelnen Notizen den Gang des Stückes, seinen Inhalt und seine Tendenzen zu ermitteln sucht, dann aber auch die einzelnen Fragmente selbst, wohl geordnet, berichtigt und erklärt, zusammenstellt. Jenes bil-

det den Inhalt des ersten Capitels; im zweiten folgen die Fragmente. Da nun der Inhalt der Κόλακες zunächst auf Callias sich bezog, diesen Schlemmer, der umgeben von Schmeichlern und Schmarozern bald die unermesslichen Reichthümer seines Vaters in Schwelgerei und Ueppigkeit in einem solchen Grade vergeudete, dass er selbst am Ende in bittere Armuth herabsank, so verbreitet sich der Verfasser zuerst über die Familienverhältnisse des Callias, und geht dann über zu Andeutungen über den wahrscheinlichen Gang und Inhalt des Stückes, welchen im Einzelnen genau und sicher nachzuweisen, die wenigen davon noch vorhandenen Bruchstücke kaum erlauben. Und hier sucht der Verfasser nicht durch Vermuthungen, die, mögen sie auch noch so geistreich seyn, doch am Ende willkührlich und aus der Luft gegriffen sind, die Lücken auszufüllen, welche hier allerdings von allen Seiten uns entgegentreten; er hat diesen Abweg, und wir müssen diess zumal bei einer Erstlingsschrift, wie die vorliegende, durchaus billigen, vermieden, indem er lieber das nicht wissen wollte, was nun einmal nicht zu wissen ist. Allerdings war es neben Callias auch das Gefolge und die gemeine Umgebung niedriger Schmeichler und Schmarozer, welche dem Dichter reichlichen Stoff zu Angriffen jeder Art boten: sie bildeten darum auch den Chor, nach welchem das Stück seinen Namen erhielt: nur wird man nicht annehmen dürfen, dass das Laster der Schmeichelei oder der Schmarozerei im Allgemeinen Hauptgegenstand gewesen: solche allgemeine Sujets kamen erst mit der mittleren Komödie und der Zeit des Uebergangs in dieselbe auf, während sie der älteren fremd waren, die mehr an bestimmte Gegenstände und Personen sich hielt: wie denn auch aus den noch vorhandenen Bruchstücken der Κόλακες soviel hervorgeht, dass die Angriffe des Dichters zunächst wider Callias und seine, durch jene Schmeichler und Schmarozer, überhaupt durch eine niedrige und gemeine Umgebung, geförderte Schwelgerei gerichtet waren und diess wohl den Hauptinhalt des Stückes ausmachte. In der Zusammenstellung und kritischen Behandlung der einzelnen Fragmente zeigt der Verfasser allseitige Kenntniss dessen, was Andere hier geleistet: aber er hat auch aus eigenen Mitteln Manches zum bessern Verständniss wie zur richtigen Gestaltung des oft dunkeln, oft auch verdorbenen und entstellten Textes beigesteuert, wovon jede Seite seiner Schrift Zeugniss geben kann. Am Schlusse S. 59 ff. sind noch beigegeben: J. V. Fritzschi Emendationes, welche Bemerkungen, Berichtigungen und Erörterungen über einzelne Stellen dieses Stückes enthalten.

---

1) *Poetae scenici Graecorum. Recensuit et annotatione siglisque metricis in margine scriptis instruxit* **Fridericus Henricus Bothe.** *Editio secunda emendatior. Volumen septimum et octavum.*

Auch mit dem besondern Titel:

Aristophanis Comoediae. Recensuit et annotatione instruxit **Fridericus Henricus Bothe.** *Editio secunda emendatior. Volumen tertium. Lysistrata. Thesmophoriazusae. Ranae. Lipsiae sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXLV.* 320 S. *in gr.* 8. *Volumen quartum. Ecclesiazusae. Plutus. Index.* 334 S. *in gr.* 8.

2. *Poetarum scenicorum Graecorum, quorum integra opera supersunt, Frag-*

menta edidit **Fridericus Henricus Bothe.** *Lipsiae sumtibus librariae Hahnianae MDCCCXLVI. 260 S. in gr. 8.*

Auch mit dem besondern Titel:

Sophoclis Dramatum fragmenta. *Recensuit et annotatione siglisque metricis in margine instruxit* **Fridericus Henricus Bothe** *etc.*

Nro. 1. bringt die Vollendung der in ihren beiden ersten Bänden bereits in diesen Jahrbüchern zur Sprache gebrachten (s. Jahrg. 1845 p. 633 1846 p. 310) zweiten Ausgabe der Dramen des Aristophanes. Die Ausführung ist sich auch in diesen beiden Bänden, welche die auf dem Titel bemerkten sechs Stücke enthalten, durchaus gleich geblieben und bietet uns, neben einem möglichst geläuterten Texte, eine Auswahl der zum Verständniss nothwendigsten Erklärungen in der bekannten, auch bei den andern Tragikern angewendeten Weise des Herausgebers, mit besonderer Berücksichtigung der alten Scholien. Wie bei den andern Theilen der Sammlung, ist auch hier das Metrum am Rande bemerkt, überhaupt in der äussern Einrichtung Nichts verändert worden, ausser die bessere Ausstattung des Ganzen in Druck und Papier. Eine besondere Erwähnung verdient der am Schlusse des vierten Bandes beigefügte, umfassende Index, der in doppelten Columnen von Seite 221 bis 334 reicht, also über hundert Seiten bei ziemlich compressem, obwohl deutlichem Druck füllt.

Die unter Nro. 2 angeführte Sammlung der Fragmente des Sophocles schliesst sich, was die ganze Einrichtung und Behandlung betrifft, durchaus den ähnlichen Sammlungen der Bruchstücke des Aeschylus und Euripides an, von welchen in diesen Blättern Jahrg. 1843 p. 143 ff Nachricht gegeben ward. Nur in der Anordnung der Fragmente hat der Herausgeber hier einen andern Weg eingeschlagen, indem er nemlich die einzelnen Dramen, welchen diese Bruchstücke angehören, nicht in der alphabetischen Ordnung (nach den Titeln) auf einander folgen lässt, sondern es vorgezogen hat, dieselben nach der Ordnung, welche Welcker in Bezug auf die einzelnen Mythenkreise, die Inhalt und Gegenstand dieser Dramen bilden, in Vorschlag gebracht hat, zusammenzustellen: zu welchem Zweck auch Welcker's Erörterung dieses Punktes mit dessen eigenen Worten vorausgeschickt ist: wie denn auch im Einzelnen von dieses Gelehrten Forschungen ein öfterer Gebrauch gemacht ist. Diese Punkte ausführlicher hier zu besprechen, ist weder im Plan noch in der Absicht dieser Anzeige; aufmerksam aber soll dieselbe machen auf das Verdienst des Herausgebers in der Behandlung des Textes der oft so entstellten oder verstümmelten Bruchstücke, wie diess auch bei den oben genannten Fragmentensammlungen der beiden andern Tragiker der Fall ist. Es sind in Allem achtzig Nummern Sophocleischer Dramen hier aufgeführt, darunter freilich manche zweifelhafte oder mindestens ungewisse; die Fragmenta incerta, wo in dem Citat oder in der Glosse nur im Allgemeinen Sophocles genannt ist, ohne Anführung des Stückes, folgen am Schluss S. 218 ff.; sie bilden eine nicht unbeträchtliche Zahl und sind meistens gnomologischer Art. Als eine Appendix erscheint ein Abdruck eines unter dem Namen des Sophocles zuerst von Mathäi zu Moskau hervorgezogenen und dann von Struve in einem Program zu Riga im Jahr 1807 wieder abgedruckten Drama's, das zwar die Aufschrift Σοφοκλέους Κλυταιμνήστρα führt, aber bald als das Werk eines weit später lebenden christlichen Verfassers, wahrscheinlich eines Mönches des siebenten Jahrhunderts sich darstellt; bei der Seltenheit der beiden früheren Abdrücke ist dieser erneuerte Abdruck, zu dem sich hier eine schickliche Gelegenheit darbot, allerdings eine dankenswerthe Beigabe. — Die äussere Ausstattung dieses Bandes, so wie der vorher erwähnten beiden Bände ist äusserst befriedigend ausgefallen, die erste Ausgabe auch in dieser Hinsicht überragend.

(Schluss folgt.)

Nr. 60. HEIDELBERGER 1846.

JAHRBÜCHER DER LITERATUR.

Kurze Anzeigen.

(Schluss.)

Aristophanes. Von Ludwig Seeger. Zweiter Band. Inhalt: 1. Die Wespen. 2. Der Frieden. 3. Die Vögel. Frankfurt a. M. Literarische Anstalt. J. Rütten. 1846. 400 S. in gr. 8.

Von dem ersten Bande ist in diesen Blättern Jahrg. 1845. pag. 309 berichtet worden; der vorliegende zweite, welcher die drei auf dem Titel genannten Stücke enthält, zeigt in erfreulicher Weise den raschen Fortgang dieses Unternehmens, das eine günstige Aufnahme wohl mit Recht ansprechen darf. Die in jenem Bericht erwähnten Vorzüge dieser neuen Uebersetzung des Aristophanes treten gleichmässig auch in diesem Bande hervor, und zeigen uns aufs neue, mit welcher Gewandtheit der Uebersetzer die in der That nicht leichte Aufgabe gelöst und sich dadurch ein Verdienst erworben hat, das wir bei ähnlichen Versuchen, griechische wie römische Dichter in unsere Sprache zu übertragen, nur zu oft vermissen, das Verdienst der Deutlichkeit, der Verständlichkeit auch für den, welcher nicht fähig ist, das Griechische Original selbst zu lesen, und durch eine Uebersetzung in den Stand gesetzt werden soll, einen Begriff der alten Komödie sich zu bilden. Es ward desshalb schon in der früheren Anzeige dieser neue Versuch in einer Weise empfohlen, welche auch auf diesen zweiten Band übertragen werden kann, der seinem Vorgänger in Nichts nachsteht, und, wir wollen es wünschen, auf gleiche Weise dazu beitragen wird, Eifer, Liebe und Sinn für die Meisterwerke des alten Drama auch in weitern Kreisen, als die der eigentlichen Philologen zu verbreiten, und damit zu einer lautern Quelle der Bildung Manche zurückzuführen, welche derselben bisher ferner geblieben sind. Zur richtigen Auffassung eines jeden Stücks dient die auch hier, wie bei dem ersten Bande, einem jeden Stück vorgesetzte Einleitung, welche in freier und geschmackvoller Weise in den Gegenstand des Stücks und die Tendenzen desselben uns einführt: eben so folgen am Schluss eines jeden diejenigen erklärenden Notizen, welche zum Verständniss mancher Sachen nothwendig sind: an beiden Orten, in der Einleitung, wie in den Noten, ist an Manches auch aus neuern Verhältnissen und neuern Zeiten und Völkern erinnert, namentlich auch aus französischen Dramen, wodurch das Ganze unserer Anschauungs- und Begriffsweise näher gebracht werden soll. Bei den Vögeln ist diese Einleitung ausführlicher ausgefallen, indem der Verf. hier die schwierige Aufgabe zu lösen gesucht hat, die wahren Tendenzen und Absichten des Dichters bei dieser phantastischen Schöpfung zu ermitteln, welche, nach seiner Ansicht, eine humoristische Kritik der hellenischen Volksreligion enthält: eine Ansicht, welche, von der einen Seite aus betrachtet, auch schwerlich so

leicht verworfen werden kann, ohne dass sie darum für die einzige und ausschliessliche Absicht sich wird gelten machen können, welche den Dichter geleitet, der, wir glauben es wenigstens, auch noch gar manche andere Tendenzen hier verfolgt hat. Immerhin aber wird man der lebendigen Darstellung des Verfassers gerne folgen, die durch mancherlei Beziehungen und Andeutungen auf gegenwärtige Zeiten und Lagen gewürzt ist, und die bisher über diesen Punkt geltend gemachten Ansichten einer nähern Kritik unterwirft, welche von guter Kenntniss der über Aristophanes und seine einzelnen Dramen in neuester Zeit geführten Untersuchung zeugt, bis auf Bernhardy's Grundriss, herab, welcher Gelehrte jedoch hier (S. 266) in einen Leonhardy verwandelt wird.

C. Cornelii, Taciti opera quae supersunt ad fidem codicum Mediceorum ab Jo. Georgio Baitero denuo excussorum ceterorumque optimorum librorum recensuit atque interpretatus est Jo. Caspar Orellius. Volumen I. Turici, sumptibus Orellii, Füsslini et sociorum. MDCCCXLVI. XXXVI u. 628 S. 8. max.

Studia critica in Mediceos Taciti codices. Scripsit Carolus Heraeus, Dr. phil. Pars prior. Cassellis a. MDCCCXLVI. Veneunt in libraria Kriegeriana. VIII u. 181 S. 8.

So viel auch für die Textverbesserung der Geschichtsbücher des Tacitus in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, so war doch eine sichere Lösung der vielfältigen kritischen Probleme, welche bei diesem Schriftsteller aufstossen, aus dem Grunde nicht wenig erschwert, weil man bei den verschiedenen Collationen, welche bis jetzt von den zwei Mediceischen Handschriften vorlagen, in nicht wenigen Stellen über die wirkliche Lesart der Handschriften in grosser Unsicherheit schwebte. Dazu kommt noch, dass die Kenntniss des zweiten Mediceus, der die letzteren Bücher der Annalen und die Historien enthält, auch dadurch erschwert ist, als nach der Versicherung Bandini's (Catalog. bibl. Laurent. II. p. 834 f.) die Handschrift am Rande Summarien und einige Anmerkungen von verschiedener, aber sehr alter Hand hat, und die erste Schrift an vielen Stellen erloschen ist, wo eine spätere, aber gleichfalls alte Hand die entschwundenen Züge in den Interlinear-Räumen ergänzt hat. Bei dieser Sachlage hat sich Hr. Orelli, der, wie aus seinem reichhaltigen Commentar zu schliessen ist, schon seit langer Zeit mit einer Bearbeitung des Tacitus umging, ein nicht geringes Verdienst um die römische Literatur dadurch erworben, dass er nicht eher mit seiner Ausgabe hervortrat, als bis durch eine nochmalige Vergleichung der beiden Florentiner Handschriften für die Kritik eine völlig verlässige Grundlage gewonnen war. Die Möglichkeit hiezu verschaffte Hrn. Orelli die preiswürdige Liberalität seiner geachteten Verlagsbuchhandlung, welche — und es galt doch eine philologische Unternehmung — nicht zurückscheute, die Kosten einer zweimaligen Reise des Hrn. Prof. Baiter nach Florenz zu bestreiten. Hr. Baiter hat seine bei dem Zustande der Handschriften höchst schwierige Arbeit mit einem musterhaften Fleisse vollendet, und eine Collation geliefert, die fast nirgends mehr einen Zweifel über die wirkliche Lesart der Handschriften aufkommen lässt. Dabei ist besonders zu rühmen,

dass er niemals verfehlte, in solchen Stellen, wo verschiedene Angaben von Lesarten vorlagen, immer ausdrücklich die handschriftliche Autorität zu bekräftigen, so dass bei dieser Collation kein verdächtiges Schweigen irre führen kann. Hr. Orelli hat die Baiter'sche Collation auf das Gewissenhafteste benutzt, dieselbe vollständig selbst mit allen orthographischen Abweichungen mitgetheilt, mehrere Stellen theils aus den neugewonnenen Lesarten, theils aus eigenen Vermuthungen und solchen seines Freundes Baiter entschieden richtig verbessert und überhaupt seinen kritischen Takt auch in dieser neuen Arbeit wieder auf das Trefflichste bewährt. Ref. hat in dem kritischen Theile der Ausgabe nur Eines ungern vermisst, nämlich die Benutzung mehrerer für die Kritik wichtiger Monographien aus den letzten Jahren, durch deren Hilfe er für die Verbesserung seines Autors noch Bedeutenderes hätte leisten können. Von diesen sind die zwei Programme von Bezzenberger (Observationes in Tacitum, Dresden 1840, und Emendationum Delectus in der Begrüssungsschrift an die Philologen-Versammlung zu Dresden 1843) ohne Zweifel das Bedeutendste; denn muss auch die Mehrzahl der Conjecturen des scharfsinnigen Verf. als unstatthaft zurückgewiesen werden, so finden sich doch nicht wenige Goldkörner unter denselben, wegen deren man über das viele Misslungene gerne mit Nachsicht hinweggehen wird. Es wäre sehr zu wünschen, Hr. Orelli möchte, da seine Ausgabe immer die kritische Grundlage bleiben wird, in dem zweiten Bande als Nachtrag eine Aehrenlese aus den von ihm nicht benützten oder seitdem erschienenen kleinen Schriften über die Annalen des Tacitus mittheilen, wozu ihm in der unten anzuzeigenden Schrift von Heraeus ein sehr reichhaltiges Material geboten ist. Indess so mannigfaltige Kräfte sich auch in der neuesten Zeit für die Verbesserrung der Geschichtswerke des Tacitus in Bewegung gesetzt haben, so liegt doch besonders in der zweiten Hälfte der Annalen, für welche man schmerzlich den trefflichen Corbeiensis vermisst, noch so manche Stelle im Argen, und neuen Vermuthungen steht noch immer ein weiter Spielraum geöffnet. Eine der schwierigsten Stellen der Annalen findet sich XIII, 26, wo über die Beschränkung der Zügellosigkeit der Freigelassenen die Rede ist. Daselbst heisst es: „Per idem tempus actum in senatu de fraudibus libertorum, efflagitatumque ut adversus male meritos revocandae libertatis ius patronis daretur. nec deerant qui censerent. sed consules relationem incipere non ausi ignaro principe; perscripsere tamen consensum senatus, ille an auctor constitutionis fieret ut inter paucos ei sententiae adversos: quibusdam coalitam libertate inreverentiam eo prorupisse frementibus, vine an aequo cum patronis iure agerent, sententiam eorum consultarent, ac verberibus manus ultro intenderent, impulere vel poenam suam dissuadentes." So schwer auch die Worte „vine an aequo etc." verdorben scheinen, so lassen sie sich doch durch folgende sehr leichte Aenderung mit ziemlicher Sicherheit herstellen: quibusdam coalitam libertate inreverentiam eo prorupisse frementibus, ut, vine an aequo cum patronis iure agerent, sententiam amicorum consultarent etc. In dem Folgenden hat schon Orelli sich für die Aenderung von impulere in impudenter als die wahrscheinlichste mit Recht entschieden. Ann. XIV, 43, wo die Verhandlung über die Abschaffung des strengen Senatus consultum Silanianum mitgetheilt wird, macht C. Cassius mit Rücksicht auf die Ermordung des Praefectus urbis, Pedanius Secundus, für die Beibehaltung desselben, unter andern Folgendes gel-

tend: decernite Hercule impunitatem, ut quem dignitas sua defendat, cum praefectura urbis non profuerit! quem numerus servorum tuebitur, cum Pedanium Secundum quadringenti non protexerint? cui familia opem feret, quae ne in metu quidem pericula nostra advertit? Zu den Worten ut quem — defendat bemerkt Hr. Orelli: Egregia βραχυλογία pro: decernite impunitatem, et hoc decernendo efficite, si placet, ut quem (τινά aliquem) dignitas sua defendat; at vero videtis, ne insigni quidem sua dignitate praefectum urbis protectum esse. Allein bedenkt man, abgesehen von der Gezwungenheit dieser Erklärung, dass die beiden folgenden Fragesätze mit quis beginnen, und an beide ein Concessivsatz sich anschliesst, so ist kaum zu zweifeln, dass ut quem — defendat, bei dem folgenden cum — profuerit gleichfalls auf diese Satzform hinweist, welche sich durch folgende leichte Aenderung herstellen lässt: decernite Hercule impunitatem! at quem dignitas sua defendet, cum praefectura urbis non profuerit? quem numerus servorum tuebitur, cum Ped. Sec. quadringenti non protexerint? cui familia opem feret etc. Das adversative at bedarf wohl keiner Rechtfertigung, da Hercule im Sinne von sane (immerhin), wofür Tacitus auch immo gebraucht, gesetzt ist. Wir können es daher auch nicht billigen, dass Hr. Orelli Ann. XI, 30 mit den Handschriften geschrieben hat: frueretur immo his, et redderet uxorem rumperetque tabulas nuptiales, und die so leichte Verbesserung Ernestis's „his, sed (set) redderet“ verschmäht hat. — Sehr dunkel sind auch die Worte in der Rede Seneca's, in welcher er den Nero um Entlassung aus seiner bisherigen Stelle bittet, und am Schlusse sagt XIV, 54: superest tibi robur et tot per annos visum fastigii regimen: possumus seniores amici quietem respondere. Hier hat die neue Collation festgestellt, dass die Mediceische Handschrift quietem liest, so dass jetzt wohl Niemand mehr die Vertretung der hartnäckig vertheidigten Lesart quieti respondere wird übernehmen wollen. Alle bis jetzt versuchten Verbesserungsvorschläge liegen von den handschriftlichen Zügen zu weit entfernt; vielleicht hat folgender eine grössere Wahrscheinlichkeit: possumus seniores amici quietem reposcere. — XI, 32 liest man in den Ausgaben: Messalina . . . ire obviam et aspici a marito, quod saepe subsidium habuerat, haud segniter intendit, iussitque, ut Britannicus et Octavia in complexum patris pergerent. Allein da der cod. Med. nicht missique, wie man bis jetzt geglaubt hat, sondern misique liest, so liegt es wohl näher misitque zu schreiben. So wie es in solchen und andern Stellen noch immer einer kritischen Nachhilfe bedarf, so fehlt es andrerseits auch nicht an solchen, wo die handschriftliche Lesart ohne Grund angefochten worden ist. So schreibt z. B. Hr. Orelli XI, 28 mit Lipsius: nunc iuvenem nobilem, dignitate formae, vi mentis ac propinquo consulatu maiorem ad spem adcingi, nach welcher Aenderung die nackten Ablative selbst im Tacitus als eine unerträgliche Härte erscheinen müssen. Diese wird vermieden, wenn man nach der handschriftlichen Lesart mit geänderter Interpunction liest: nunc iuvenem nobilem (i. e. insignem) dignitate, forma, vi mentis ac propinquo consulatu, maiorem ad spem adcingi. In der dem Sinne nach nicht unähnlichen Stelle XII, 1 liest Hr. Orelli gleichfalls nach Lipsius: suam quaeque nobilitatem, formam, opes contendere, ac digna tanto matrimonio ostentare. Dafür haben die Handschriften gewiss richtiger: ac dignam (scil. se) tanto matr. ostentare, was Hr. Orelli zu hart findet. Allein er hat doch selbst Ann. I, 35 nach Rhena-

nus Conjectur geschrieben: et si vellet imperium, promptos (scil. se) ostentavere. Dass dignam richtig ist, zeigt Ann. IV, 59 exstimulatur, ut erectum et fidentem animi ostenderet. ibid. XII, 11 ut non dominationem et servos, sed rectorem (scil. se) et cives cogitaret. IV, 18 destrui per haec fortunam suam Caesar, imparemque tanto merito rebatur. So auch Livius IV, 10: postquam ... repente inopem (scil. se) omnium rerum videt. — XV, 41 liest Hr. Orelli: fuere qui adnotarent XIV. Kal. Sextiles principium incendii huius ortum, quo et Senones raptam urbem inflammaverint. Allein warum sollte die handschriftliche Lesart et quo unrichtig seyn, wenn man ergänzt: et illius incendii, quo etc.? In den unmittelbar folgenden Worten „alii eo usque cura progressi sunt, ut totidem annos mensesque et dies inter utraque incendia numerent," die bis jetzt noch kein Herausgeber richtig gedeutet hat, ist Hrn. Orelli die scharfsinnige und entschieden richtige Erklärung entgangen, welche der jüngere Grotefend im N. Rhein. Mus. 1843 S. 152 gegeben hat.

Doch um auch von dem Commentare des Hrn. Orelli noch Einiges mitzutheilen, so hat sich derselbe in diesem Theile seiner Arbeit ein eben so entschiedenes Verdienst um seinen Autor erworben, als in der kritischen Behandlung. Sein Commentar ist die Frucht einer langen Beschäftigung mit Tacitus, und rechtfertigt völlig die Begeisterung, mit der Orelli's Schüler seine Erklärung dieses Schriftstellers zu rühmen pflegen. Vergleicht man ihn mit den neuern zahlreichen Commentaren zu den Annalen, so ist ohne alles Bedenken dem Orelli'schen die erste Stelle einzuräumen. An äusserm Umfange übertrifft ihn blos der Ruperti'sche; dafür leidet er aber auch nicht an der unerträglichen Weitschweifigkeit dieses wüsten und unkritischen Commentares, und übertrifft ihn weit durch die Selbstständigkeit des Urtheils und die grosse Zahl von neuen Bemerkungen. Hingegen lässt er die Commentare von Walther, Ritter, Bach, Burnouf und Dübner durch seine Vollständigkeit und gleichmässige Behandlung aller Seiten der Interpretation weit zurück, und macht dieselben so ziemlich entbehrlich, indem das brauchbare Neue, was diese Erklärer haben, mit umsichtiger Auswahl in Hrn. Orelli's Commentar aufgenommen ist. Blos die Walther'sche Ausgabe ist nicht überflüssig gemacht, indem dieser wackere und überaus sorgfältige Herausgeber des Tacitus in allen Stellen, deren Erklärung oder Kritik streitig ist, die verschiedenen Erklärungs- und Emendationsversuche der früheren Interpreten mit grosser Vollständigkeit gesammelt hat, worunter sich noch manches Brauchbare findet, was der Aufmerksamkeit des Hrn. Orelli entgangen ist. Sein eigenes Verdienst besteht hauptsächlich in der Vervollständigung der historisch-antiquarischen Interpretation, für welche er aus seiner umfassenden Belesenheit manchen sehr schätzenswerthen neuen Beitrag geliefert hat. Verhältnissmässig die mindeste Aufmerksamkeit ist der lexicologischen Seite der Erklärung zugewendet, für welche im Tacitus noch mancherlei zu thun übrig ist, indem das Lexicon Taciteum von Boetticher, wie jetzt wohl allgemein anerkannt ist, selbst mässigen Anforderungen nicht genügen kann. Um so mehr wäre zu wünschen, dass der tüchtige Eckstein sein längst gegebenes Versprechen, ein Lexicon zum Tacitus zu liefern, endlich erfüllen möchte.

Wir verbinden mit dieser kurzen Anzeige noch einen Bericht über den neuesten wichtigen Beitrag, den die Kritik der Geschichtsbücher des Tacitus

in den Studia critica von Heraeus erhalten hat. Der Verf., ein sehr viel versprechender Schüler des berühmten Professors C. F. Hermann, hat sich in dieser Schrift die Aufgabe gesetzt, die sämmtlichen Fehler der beiden Mediceischen Handschriften nach bestimmten Rubriken zu verzeichnen, und theilt von den 23, die er angenommen hat, in dem vorliegenden ersten Hefte die 13 ersten mit. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass bei einem solchen Verfahren manche Stelle, für deren Verbesserung verschiedene Wege vorliegen, ihrer Entscheidung näher gerückt werden muss, während anderseits die Wahrscheinlichkeit vieler Emendationen bedeutend sinken muss, wenn sich durch ein vollständiges methodisch geordnetes Verzeichniss der Fehler einer Handschrift herausstellt, dass gewisse Arten von Verderbnissen in derselben entweder gar nicht oder höchst selten vorkommen. Allein ein solches Verfahren muss, wenn es zu erheblichen Resultaten führen und nicht in einen todten Mechanismus ausarten soll, von wichtigen kritischen Principien geleitet seyn, durch welche allein auch der weitere Abweg glücklich vermieden werden kann, auf welchen eine Ueberschau des so häufigen Vorkommens gewisser Verderbnisse leicht führen kann, dass man nämlich zu gerne verführt wird, wo äussere Umstände die Entstehung eines vermeinten Fehlers begünstigen, alsogleich einen wirklichen Fehler anzunehmen. Diese Bedenken stiessen uns sogleich bei einem flüchtigen Blick in die Schrift des H. H. auf; allein eine genaue Durchsicht derselben hat uns gelehrt, dass der besonnene Verf. sich vor Missgriffen, die bei einem solchen Verfahren fast unvermeidlich erscheinen, in den meisten Fällen glücklich gewahrt hat. Seine Arbeit verräth eine tüchtige kritische Schule, gründliche Kenntniss des Lateinischen, ein überaus sorgfältiges Studium des Tacitus, einen feinen und sicheren Takt in Beurtheilung controverser Stellen und nicht geringen kritischen Scharfsinn, von welchen trefflichen Eigenschaften sich noch sehr gediegene Arbeiten von der Hand des Verf. erwarten lassen. Auch müssen wir der Methode, welche H. H. im Einzelnen verfolgt, unsern vollen Beifall zollen. Er führt nämlich in den einzelnen Abschnitten zuerst diejenigen Stellen auf, wo die Art eines Verderbnisses ausser allem Zweifel steht, und geht dann erst auf die einschlägigen controversen Stellen über, um an ihnen zu untersuchen, welcher der vorliegenden Emendationsversuche die grösste innere und äussere Wahrscheinlichkeit haben dürfte. Dieses allein richtige Verfahren hat z. B. Doederlein in seiner Ausgabe der Annalen nicht befolgt, der in der Vorrede gleichfalls einige in den Mediceischen Handschriften häufig vorkommende Verderbnisse verzeichnet, aber als Belege derselben auch seine eigenen Emendationen aufgeführt hat, eine petitio principii, welche am wenigsten zur Beglaubigung seiner zahlreichen Aenderungen durch Transposition eingeräumt werden kann. Es bedarf übrigens kaum einer Erwähnung, dass bei einem solchen Verfahren Hr. Heräus zur Besprechung aller Stellen gelangen muss, über deren Verbesserung unter den Herausgebern noch ein Zwiespalt obwaltet; in den vielen Stellen, welche derselbe in dem ersten Hefte erörtert, hat derselbe einen sehr schätzenswerthen Beitrag zur Herstellung eines gereinigten Textes des Tacitus gegeben, und überhaupt einem künftigen Herausgeber desselben eine ganz unentbehrliche Arbeit geliefert. Schon der Umstand erregt für die gründlichen Untersuchungen des Hrn. H. ein günstiges Vorurtheil, dass derselbe in sehr vielen Fällen, ohne Hrn. Orelli's Ausgabe noch benutzen zu können

mit demselben zu gleichen Resultaten gelangt ist; wo die Resultate verschieden sind, müssen wir häufig das von Hrn. H. gewonnene als das richtigere erkennen; solcher Stellen zählten wir in den Annalen mehr als dreissig; in andern wird sich derselbe wohl gerne bescheiden, sich dem Urtheile des erfahrenen Kritikers unterzuordnen. Eigene Vermuthungen theilt der Verf. nur sehr wenige gelegenheitlich mit, darunter keine namhafte Verbesserung; die bedeutendste ist wohl p. 172. Ann. XV, 55 quae audierat coniectaveratve, wie auch Orelli geschrieben und mit Recht in den Text aufgenommen hat. Dass aber auch solche Beiträge von ihm zu erwarten stehen, erhellt aus den Aeusserungen p. 99: Ceterum quomodo reliqua sententiae pars constituenda sit, dicam alibi, ubi meas ipsius emendationes Tacitinas proponam. Uebrigens ist zu bedauern, dass der Verf. für seine Untersuchungen die Baiter'sche Collation der beiden Mediceischen Handschriften noch nicht benutzen konnte, nach derselben sind jetzt mehrere unrichtige Angaben zu berichtigen, so hat der Med. richtig XII, 2 vimentis, nicht vimentibus, XII, 22 Cottam Messalinum; XIV, 37 octinginta, nicht octingenta, so dass die Verbesserung octoginta jetzt ein neues Moment von Wahrscheinlichkeit erhalten hat; XV, 14 hat der Med. richtig quid de Armenia decernerent, nicht quod, woraus man fälschlich quo, was auch Hr. H. p. 43 will, geändert hat. Eigentlich unrichtige Angaben, die sich auch ohne Kenntniss der Baiter'schen Collation vermeiden liessen, haben wir nur wenige gefunden, wie z. B. p. 52., wo Hr. H. durch Döderleins Versehen verführt, als Lesart des Med. Ann. XV, 26 angibt: orditurque magnifica de auspiciis imperatoriis rebusque a se gestis, adverse inscitiam Paeti declinans, wornach Döderlein auf den unglücklichen Gedanken gerieth: adversa, inscitiam (d. i. adversa et inscitiam) Paeti declinans zu lesen. Hr. H. weist zwar den seltsamen Einfall zurück, allein er hätte auch die Berichtigung beibringen sollen, dass die Mediceische Handschrift, wie man längst wusste, nicht adversa inscitiam, sondern adversam inscitiam hat, wodurch vollends auch aller äusserer Halt dem verunglückten Einfall entzogen wird. Noch bemerken wir, dass Hr. H. die neuere Literatur zum Tacitus sehr genau kennt, und die meisten Monographien, wie die Programme von Bezzenberger, Heinisch, Held, Jacob, Otto, Pabst, Petersen, nebst mehreren Recensionen benutzt hat, welche Schriften zum grössten Theile Hrn. Orelli unbekannt geblieben sind. Wir sprechen zum Schlusse noch den aufrichtigen Wunsch aus, Hr. H. möchte die Freunde des Tacitus recht bald mit der zweiten Abtheilung seiner fruchtbaren Studia erfreuen, deren baldiges Erscheinen schon aus dem Grunde wünschenswerth wäre, weil bei einer Arbeit der Art genaue Indices über die näher behandelten Stellen zur leichteren Benutzung als ganz unentbehrlich erscheinen.

Elemente der Mineralogie von **Dr. Carl Friedrich Naumann**, *Professor an der Universität Leipzig. — Mit 157 in den Text eingedruckten Holzschnitten. — Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann. 1846. 8. IV. 440 S.*

Naumann hat bekanntlich seit einigen Jahren (1842) den Lehrstuhl zu Freiberg mit dem zu Leipzig vertauscht. Seine Thätigkeit war an dem erstgenannten Orte theils den Vorträgen über Geognosie gewidmet, theils den Arbeiten

an der grossen geognostischen Karte des Königreiches Sachsen, welche er schon lange Zeit, und seit 1833 mit seinem würdigen Nachfolger Cotta eifrigst betrieb. Ein anderer Wirkungskreis erwartete Naumann in Leipzig; den geologischen Vorlesungen gesellten sich nun noch die mineralogischen zu, und für letztere bedurfte er eines zweckmässigen Leitfadens. Sein im Jahre 1828 erschienenes Lehrbuch der Mineralogie konnte — trotz seiner Vortrefflichkeit — bei den Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr genügen, und zu diesem Behufe schrieb Naumann vorliegende „Elemente der Mineralogie“. Ursprünglich nur für seinen Zuhörerkreis bestimmt, werden diese Elemente der Mineralogie — wir müssten uns denn sehr täuschen — auch bei einem grösseren Publicum Eingang finden.

Präparativer und applicativer Theil der Wissenschaft sind, wie der Verf. bemerkt, in möglichst gedrängter Darstellung zusammengefasst. Der Hauptinhalt des Buches ist ungefähr folgender:

Einleitung. Begriff von Mineral etc. Präparativer Theil. I. Physiologie und Terminologie der Mineralien. 1. Von den morpholischen Eigenschaften der Mineralien. Krystallographie (ein Feld, worauf Naumann, wie bekannt, sich mit ausgezeichnetem Erfolg bewegt hat). Die Krystallsysteme zerfallen in das tesserale, tetragonale, hexagonale, rhombische, monoklinoedrische und triklinoedrische System. Daran reihen sich Bemerkungen über Unvollkommenheiten und Messungen der Krystalle, über Zwillings-Krystalle u. s. w. 2. Morphologie der krystallinischen Aggregate, umfasst besonders das wichtige Capitel über Pseudomorphosen. II. Von den physischen Eigenschaften der Mineralien, als da sind: Spaltbarkeit und Bruch, Härte, Tenacität, specifisches Gewicht, Magnetismus; optische Eigenschaften: Glanz, Farbe und Electricität. III. Von den chemischen Eigenschaften der Mineralien. Zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, nämlich: von der chemischen Constitution der Mineralien und von den chemischen Reactionen der Mineralien.

Der zweite Abschnitt enthält die mineralogische Systematik. Naumann theilt die Mineralien in fünfzehn Classen: 1. Classe. Hydrogenoxyd. Wasser und Eis sind so ganz singuläre Körper des Mineralreiches, dass sie nothwendig von allen übrigen Mineralien abgesondert und in eine für sich bestehende Classe gestellt werden müssen. — 2. Classe. Hydrolyte. Säuren, Sauerstoffsalze und Haloidsalze, welche grösstentheils im Wasser leicht auflöslich sind und auf der Zunge einen deutlichen Geschmack erregen. — 3. Classe. Chalcite. Im Wasser unauflösliche, grossentheils farbige Körper, meist von salzähnlichem Habitus, welche sich ihrer chemischen Zusammensetzung nach als Sauerstoffsalze und Haloidsalze mit metallischen Radicalen der vorwaltenden Basis oder Säure erweisen. Hievon werden aber alle Silicate und Aluminate, alle titan- und tantalsauren Verbindungen ausgenommen. — 4. Classe. Haloide. Im Wasser unauflösliche, meist farblose Körper von salzähnlichem Habitus; Sauerstoff- und Haloidsalze mit nicht metallischen Radicalen der vorwaltenden Basis und Säure. Auch mit obiger Ausnahme. — 5. Classe. Erden. Kieselerde, Thonerde, Talkerde und deren Hydrate. — 6. Classe. Geolithe. Desshalb so genannt, weil die meisten steinartigen und dabei aus erdigen Bestandtheilen gebildeten Körper in dieser Classe auftreten; es gehören hierher diejenigen Silicate und Aluminate, deren Basen in allen Varietäten vorwaltend nur Erden

und Alkalien sind. — 7. Classe. Amphoterolithe. Siliciate und Aluminate deren Basen entweder wesentlich theils Erden und Alkalien, theils Metalloxyde sind, oder deren erdige Basen oft und grösstentheils durch isomorphe Metalloxyde vertreten werden. — 8. Classe. Calcolithe. Silicate und Aluminate, deren vorwaltende Basen wesentlich schwere Metalloxyde sind. 9. Classe. Metalloxyde. Oxyde schwerer Metalle und solche Verbindungen derselben, welche keinen salzähnlichen Habitus haben. — 10. Classe. Gediegene Metalle und einige ihrer Verbindungen. — 11. Classe. Galenoide (Glanze). Schwefel- Selen- und Tellur-Metalle, von metallischem Habitus und meist grauer, schwarzer, selten tombackgelber oder weisser Farbe. — 12. Classe. Pyritoide. (Kiese) Schwefel-, Arsen- und Antimon-Metalle. — 13. Classe. Cinnabarite. (Blenden) Schwefelmetalle von nicht metallischem oder nur halb-metallischem Habitus. — 14. Classe. Thiolithe. (Selenschwefel. Schwefel). — 15. Classe. Anthracide. Kohlenstoff und mancherlei Kohlenstoff-Verbindungen. — An diese allgemeine Eintheilung reiht sich nun die Physiographie der Mineralspecies, eine Aufzählung aller bekannten Substanzen. Es sind deren sechs hundert und zwanzig. — Die in den Text eingedruckten Holzschnitte lassen, so wie Druck und Papier nichts zu wünschen übrig. —

Die Erzgänge und ihre Beziehungen zu den Eruptivgesteinen, nachgewiesen im Département de l'Aveyron, von Fournet, Prof. in Lyon; frei übersetzt und mit vergleichenden Bemerkungen über die sächsischen Erzgänge versehen von B. Cotta. Mit fünf Steindrucktafeln. Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung. 1846. 8. XII. 84.

Der Aufsatz des Herrn Fournet erschien unter dem Titel: Essai sur les filons metallifères du département de l'Aveyron, in den Annales de la Société royale d'agriculture et d'histoire naturelle et des arts utiles de Lyon. — Fournet gehört, nebst Burat, Daubrée und Dufrénoy zu den Geognosten Frankreichs, welche den Gängen, so wie den mit ihnen verbundenen, zum Theil noch räthselhaften Erscheinungen die meiste Aufmerksamkeit schenken. Indess hat Fournet hinsichtlich der Erzgänge sein geologisches Glaubensbekentniss einigermassen gewechselt; früher theilte er die Meinung Vieler, dass ein grosser Theil der Gänge durch erhitzte Dämpfe und Quellen ausgefüllt worden sei; in neuerer Zeit hält er die meisten Erzgänge für Injectionen aus der Tiefe, d. h. er glaubt dieselben, als in feuerig-flüssigem Zustande dem Schoose der Erde entstiegen, ansehen zu müssen. Hierdurch treten die Erzgänge mit den plutonischen Gesteinen in eine noch nähere Verbindung.

Eine doppelte Schwierigkeit trat Fournet bei seinen Theorieen in den Weg: die verschiedene Schmelzbarkeit zugleich vorkommender Mineralien, wie Kalkspath, Braunspath, Barytspath, Quarz, Eisenkies, Blende und deren, häufig sich sogar wiederholende symmetrische Anordnung. Es waren diess Einwürfe, die ihm gleichsam von der Natur selbst gemacht wurden. In Betreff der Schmelzbarkeit suchte der französische Geognost in dem Verflüssigungs-Zustand des Quarzes ein Hülfsmittel. Die Kieselerde sollte — abgesehen von ihrer Strengflüssigkeit — noch in einem Zustande der Weichheit verharren, während

andere Substanzen bereits ihre Krystall-Form annahmen, wenn sich ihr nicht leere Räume zur Ausbildung von Krystallen bieten. Fournet's nennt diess surfusion (Ueberschmelzung). Die allmählige Absetzung krystallinischer Lagen von Quarz, Kalkspath, Barytspath u. s. w. längs der Sahlbänder steht nach Fournet nicht in Beziehung mit dem Grade ihrer Schmelzbarkeit; sie scheint ihm bedingt durch jene Affinität, welche die besondere Krystallisation nach der Natur und dem Zustande der in zusammengesetzte Auflösungen getauchter fester Mineralkörper bewirkt: (Vergl. Compt. rend. 1844. XVIII. pg. 1050. oder Jahrb. f. Min. 1844. S. 606.).

Cotta glaubt für die meisten der, in vorliegendem Werke besprochenen Erzgänge die oben angedeutete Entstehungsweise vermittelst heisser Quellen und Dämpfe richtiger, und bemerkt diess auch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung. Er sagt ferner: aber trotz dieser Meinungsverschiedenheit erscheinen mir die von Fournet in dem nachstehenden Aufsatze mitgetheilten Thatsachen in hohem Grade beachtungswerth, und für noch wichtiger halte ich die darin versuchte spezifische Zuordnung der einzelnen beschriebenen Gang-Gruppen zu bestimmten Eruptivgesteinen oder zu deren Eruptionsperioden. Sollte sich eine solche Coordination auch anderwärts bestätigen, wie aus vielen Gangbeschreibungen hervorzugehen scheint, und sollte sie sich vielleicht als ein allgemeines Gesetz herausstellen, dann kann es nicht fehlen dass sie, abgesehen von dem nothwendigen Einfluss auf die Wissenschaft, für den Bergbaubetrieb ganzer Länder von der grössten Wichtigkeit wird. Zur vielseitigen Untersuchung dieser Frage anzuregen, das ist der Hauptzweck, der mich bestimmte, diesen Aufsatz den deutschen Bergleuten zugänglicher zu machen.

Der Aufsatz selbst zerfällt in zwei Capitel: Umgebungen von Ville franche und von Milhau. In der Gegend von Ville franche treten von neptunischen Gebilden auf: bunter Sandstein, Muschelkalk, Lias und Gesteine der Jura-Formation; ferner finden sich Glimmerschiefer, alte Granite, Quarzporphyre, Serpentin. Im Gebiete von Milhau erscheinen gleichfalls bunter Sandstein, Muschelkalk und Lias, dann Glimmerschiefer, alte Granite, Hornblendegesteine und Diorit. Aus Fournet's Untersuchungen geht hervor, dass das Departement de l'Aveyron auf beiden Seiten seiner Urgebirgsmasse verschiedene Gang-Gruppen enthält, nämlich: 1) alte Gänge des Porphyr-Systemes; sie enthalten silberreichen Bleiglanz und feinkörnigen Quarz, begleitet von Barytspath, Bournonit, Kupferkies, Blende, Eisenspath und Kalkspath. 2) Gänge des Serpentinsystemes von Najac; sie führen Bleiglanz, Eisenspath, Kalkspath und Quarz, häufig in Gesellschaft von Bournonit und Kupferkies. 3) Gänge des Serpentin-Systemes von Milhau, auf welchen hauptsächlich Bleiglanz, Barytspath und Quarz brechen.

Alle diese Gänge betrachtet Fournet, nicht minder wie die sie umschliessenden Gesteine, als eruptive Bildungen; er schliesst diess zumal aus dem Regellosen der Structur, aus den Ausdehnungen und Zusammenziehungen, während er eine regelmässige Schichtung gänzlich vermisst.

Besondere Beachtung verdienen die Bemerkungen des Uebersetzers, die Gänge des Erzgebirges betreffend. Das Freiberger Gang-Gebiet liegt in dem inneren Winkel zweier sich fast rechtwinklich kreuzender Eruptiv-Gebiete. Das ältere derselben, zwischen Waldenburg und Rosswein, gehört dem Granulit an;

das jüngere den Quarzporphyren zwischen Meissen, Altenberg und Lobositz. Der Richtung dieser beiden Eruptiv-Gebiete entspricht ein Theil der Freiberger Gangzüge. Cotta sieht sogar in dem Quarzporphyr eine Eruptivbildung, die zweien der Freiberger Hauptgangrichtungen parallel geht, und deren Hauptentwickelungsknoten mit dem Hauptgebiete dieser Erzgänge fast zusammenfällt. Kein anderes eruptives Gestein tritt demnach mit den Freiberger Gängen in so innige Berührung, als die Quarzporphyre. Zwar werden die isolirten, das Freiberger Gneiss-Terrain durchschneidenden Porphyrgänge da, wo sie sich mit den Erzgängen kreuzen, stets von denselben durchsetzt; hingegen kennt man in der grossen Porphyr-Region keine ordentlichen Erzgänge.

Am Schlusse seiner Betrachtungen stellt Cotta noch einige Fragen auf, deren Beantwortung ein bedeutendes Licht auf manche Verhältnisse des Erzgebirges werfen dürften. Für besonders wichtig halten wir die Fragen: sollte die verhältnissmässig grosse Erzsterilität der aus Gneiss bestehenden Gebirgsgegenden südlich von Freiberg durch den grossen Mangel plutonischer und namentlich porphyrischer Durchbrechungen zu erklären sein? Könnten die Erze vielleicht in grösserer Tiefe condensirt sein? Sollten sich Umstände ermitteln lassen, welche darauf hindeuten, dass die Porphyreruptionen der Freiberger Gegend einen sehr grossen Zeitraum ausgefüllt und innerhalb desselben vielleicht auch allgemein metamorphosirend und vorbereitend auf das nachher von Erzgängen durchsetzte Gneissgebiet eingewirkt haben?

Die Steindrucktafeln, welche das Werk begleiten, sind eben so lehrreich, als deren Ausführung lobenswerth ist.

Vereinfachung der Lehre von den Gängen, von J. Fournet, übersetzt und mit vergleichenden und erläuternden Bemerkungen versehen von H. Müller. Mit einem Vorwort von B. Cotta. — Hierzu sechs Steindrucktafeln. — Freiberg, Verlag von J. G. Engelhardt 1846. 8. 118.

Vorliegende Schrift steht in innigem Zusammenhange mit der eben besprochenen. Sie erschien unter dem Titel: simplification de l'étude d'une certaine classe de filons. Da bereits von dem Originale in diesen Blättern die Rede war, so beschränken wir uns dahin, auf die sorgsame und gelungene Bearbeibeitung des Herrn Müller aufmerksam zu machen. Ref. kennt die, mit der Uebersetzung dieses Aufsatzes verbundenen Schwierigkeiten nur zu gut; hatte er doch selbst die Absicht, eine solche zu unternehmen.

Das Ganze zerfällt, wie das französische Original in: 1. Theil. Allgemeine Uebersicht. (S. 1—22). 2. Theil. Parallele zwischen grossen und kleinen Gängen (S. 23—85). 3. Theil. Kurze Wiederholung und Schlüsse (S. 86—95). An diese reihen sich (S. 96—119) einige Bemerkungen des Uebersetzers.

Herr Müller ist ein theoretisch und praktisch gebildeter Bergmann, mit den Gang-Verhältnissen seines vaterländischen Gebirges wohl vertraut; wir wünschen desshalb, dass die von demselben mitgetheilten Beobachtungen nicht minder als seine fleissige Bearbeitung von Fournet's wichtiger Schrift von

den Bergleuten Deutschlands einiger Aufmerksamkeit gewürdigt würden. Das Studium der Erzgänge und ihrer Beziehungen zu Eruptivgebilden ist ein Feld, auf dem noch Manches zu thun ist. Erst seit einiger Zeit hat man sich demselben mit mehr Eifer gewidmet, und besonders geschah dafür in Freiberg sehr viel, wohl am meisten in Deutschland. Die Namen der Männer, die sich dort um diesen Zweig des Wissens verdient gemacht haben — sie sind allenthalben bekannt; mögen sie noch recht viele und ihrer würdige Nachfolger finden!

Die der Uebersetzung beigefügten sechs Steindrucktafeln stehen jenen des Originals keineswegs nach.

Grundriss der Geognosie und Geologie, als zweite Auflage der Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie, von Dr. Bernhard Cotta, Professor der Geognosie in Freiberg. Mit einer Titelskizze, 76 eingedruckten Holzschnitten und einer besonderen Beilage. — Dresden und Leipzig. Arnoldische Buchhandlung. 1846. 8. XII. 428. Beilage IV. III.

Im Jahrgang 1845 (S. 775 und 776) der Heidelberger Jahrbücher hatten wir bereits Gelegenheit, die erste Lieferung von Cotta's Geologie zu besprechen; dieselbe enthielt die äussere Geognosie oder physikalische Geographie, ferner eine Charakteristik der Gesteine und eine tabellarische Reihenfolge der Schichtgesteine. Der Wunsch, den wir am Schlusse unseres Berichtes auszudrücken uns erlaubten, ist nun erfüllt: das Werk ist vollendet. Hören wir für's Erste die Gründe, welche Cotta — seinem Versprechen in der ersten Lieferung gemäss — für die Umgestaltung der zweiten Auflage seiner Geognosie giebt. „Die in dem Vorworte und auf dem Titel der ersten Auflage ausgesprochene Tendenz dieser Schrift hat sich mit meiner Stellung für die zweite Auflage wesentlich verändert. Von einer Akademie für Forst- und Landwirthe bin ich als Lehrer der Geognosie und Versteinerungskunde an eine Bergakademie versetzt worden. Natürlich musste es mein Wunsch sein, meinen Vorträgen das eigene Buch zu Grunde legen zu können; das war aber für die Dauer nur durch eine gänzliche Umgestaltung desselben möglich. Der Bergmann macht andere und höhere Ansprüche an die Geognosie, wie der Forst- oder Landwirth als solcher. Es war desshalb nöthig, in viele Theile der Wissenschaft etwas tiefer einzudringen, hie und da mehr auf theoretische Begründung, ja selbst auf kritische Abwägung mancher Ansichten und auf Vorlegung neuer einzugehen. Im Vergleich zur ersten Auflage erforderte insbesondere die Lehre von den Erzgängen eine weitere Ausführung, dagegen konnten die Abschnitte über Lithurgik und Bodenkunde füglich wegbleiben, da die erste für den Bergmann zu wenig, die letztere zu viel bieten würde."

Die zweite Lieferung (S. 113—428) ist, ihrem Umfange und Inhalte nach, noch reichhaltiger als die erste. Sie beginnt mit der innern Geognosie oder Geognosie im engeren Sinn, und betrifft demnach die Zusammensetzung der Gesteine, die Lehre über deren Textur und Absonderung, über Streichen und Fallen, etc. Die kurzen und treffenden Bemerkungen des Verf. sind durch instructive Holzschnitte erläutert. Dann folgt (S. 181) die Versteinerungskunde,

eine Wissenschaft, die seit Jahren gewaltig fortgeschritten ist. Cotta giebt in diesem Abschnitt eine sehr erleichternde Uebersicht der fossilen Pflanzen, auf Ungers nützliches Werk: „synopsis plantarum fossilium" gegründet, so wie der verschiedenen Thierreste, wozu ihm die unlängst vollendete, treffliche Versteinerungskunde von Geinitz als Leitfaden dient. — Hierauf beginnt (S. 227) die Lagerungslehre oder Architektur der festen Erdkruste; die Begriffe von Schichtung, Lagerung, Formation u. s. w. werden erklärt; daran schliesst sich ein Bild der neptunischen Formationen, von den Alluvial-Gebilden bis zur Grauwacke-Gruppe. Dann folgt eine Beschreibung der Schiefer- und Massen-Gesteine, sowie der wichtigeren Erscheinungen, welche mit dem Auftreten der letzteren verbunden sind, wie z. B. das Durchsetzen von Gängen, das relative Alter verschiedener Gesteine. (Wir haben schon in unserem früheren Berichte erwähnt, dass die ältere Literatur vor 1830, die zum Theil unbrauchbar geworden, nur ausnahmsweise berücksichtigt, die neuere hingegen sehr vollständig angeführt wurde.

Ein wichtiger Abschnitt beginnt (S. 307) mit der Ganglehre, welcher der Verf. auch eine besondere Aufmerksamkeit widmet. An die Erklärung der im Bergbau üblichen Ausdrücke und der gewöhnlichen Erscheinungen reiht sich eine kurze, aber lehrreiche Skizze der Freiberger und anderer Gangformationen (S. 324 — 338); dann folgt Theorie der Erz- und Mineralgänge. Da bereits von Gangtheorieen die Rede war, dürfte es vielleicht nicht ohne Interesse sein, die Ansichten Cotta's, besonders jenen von Fournet gegenüber, kennen zu lernen.

Alle wahren Gänge sind als Ausfüllungen von Spalten anzusehen. Die Spalten selbst wurden in den meisten Fällen durch erdbebenartige oder Eruptions-Erschütterungen aufgerissen; desshalb bemerkt man auch so viele Gänge in der Nähe eruptiver Gesteine. Diess sind die sogenannten Contact-Gänge. Hinsichtlich der Ausfüllungs-Weise der Gänge wurde früher des Wunderbaren und Abentheuerlichen viel behauptet; es bot dieser Zweig des Wissens allzu lebhaften Phantasieen einen willkommenen Spielraum. Man kann besonders drei Haupt-Ausfüllungs-Methoden der Gänge annehmen. 1) Die Theorie der Lateralsecretion. Nach derselben stammen die Ausfüllungsmassen der Gänge aus dem Nebengestein und haben sich nur in den Spalten concentrirt. Für die Erz-Gänge nur wenig haltbar ist die Behauptung, dass durch einen galvanischen Process die metallischen Theile aus dem festen und schon fertigen Nebengestein auf den Spalten concentrirt worden seien. Eher lässt sich annehmen, dass viele Mineral- und manche Erzgänge gleich den meisten Blasen- und Drusenräumen durch eine Art von Auslauguug oder Auskrystallisation aus dem Nebengestein erfüllt worden sind. Wo diess aber der Fall ist, werden sich stets die Bestandtheile der Ausfüllungen im Muttergestein nachweisen lassen. So sind wohl die meisten Zinnerz-Gänge (namentlich solche, die aderweise den Granit oder Greisen durchziehen) während der Erstarrung der Felsarten in Drusen oder auf kleinen Gangspalten auskrystallisirt. Auf grössere, mächtige Gangspalten lässt sich indessen obige Theorie durchaus nicht anwenden. 2) Die Descensions-Theorie kann nur für wenige Erzgänge gelten. Nach derselben sollen die Gangspalten durch Ablagerung aus Wasser, oder überhaupt von oben nach unten ausgefüllt worden sein. Werner sprach diese Ansicht aus, sie auf die

Freiberger Erzgänge beziehend; auf scharfsinnige Art wies bekanntlich v. Beust nach, dass gerade die Erzgänge um Freiberg die beste Widerlegung der „Descensions-Theorie" seien. 3) Die Ascensions-Theorie zerfällt in drei Abtheilungen, nemlich: a) Erklärung durch Injection der Gangmasse im heissflüssigen Zustande; b) Erklärung durch Infiltration von unten, d. h. durch Ablagerung aus aufsteigendem mineralischem, meist heissem Wasser, und c) durch Sublimation aus aufsteigenden Dämpfen.

Als Beispiel der durch Injection aus der Tiefe in feuerig-flüssigem Zustande heraufgekommenen Gänge führt Cotta die bekannten Schwarzenberger Gänge an. Aus der grossen Mächtigkeit und der oft sehr flachen Lage dieser Spaltenausfüllungen ergiebt sich, dass die sie erfüllenden Materialien zugleich den spaltenden Keil gebildet haben müssen. In völliger Uebereinstimmung damit ist die massige Textur der Mineralien, welche letztere von den auf den Freiberger Erzgängen auftretenden wesentlich verschieden sind, wie Granat, Magneteisen, Hornblende, Augit-Substanzen, deren Auflösung in Wasser und massige Ablagerung aus Wasser oder durch Sublimation in keiner Weise wahrscheinlich ist. Hiergegen zeigt ihr Gesteinsverband die grösste Analogie, ja völlige Uebergänge mit den ihnen verbundenen Grünsteinen, deren eruptive Natur keinem Zweifel mehr unterworfen ist. Fournet zählt den grössten Theil der Erz-Gänge zu den injectiven; viele gehören — nach des Ref. Ansicht — gewiss hierher.

Durch Infiltration, durch aus der Tiefe kommende Quellwasser wurden nach Cotta's Ansicht gewisse Mineral- und Erzgänge gebildet, so z. B. die Freiberger. Bedeutende Gründe für diese Theorie sind die ungleichen Schmelzgrade der die Gänge constituirenden Mineralien, als Kalk- und Braunspath, Baryt- und Flussspath, Quarz, Bleiglanz, der Silber- und Kupfererze; ferner die innige chemische Verwandtschaft vieler Bestandtheile der genannten Mineralien, die in heissflüssigem Zustande wohl Silicate gebildet haben würden, und endlich die symmetrische Ablagerung einzelner Ganglagen. — Eine gewichtige Stütze hat die Infiltrationstheorie an dem geistreichen Chemiker, G. Bischof; indess dürfte derselbe — möge er uns diesen Einwurf nicht verargen — besagte Theorie etwas zu weit ausdehnen, und das Wasser vielleicht eine grössere Rolle spielen lassen, als es wohl der Fall war.

Durch Sublimation sind nicht allein an Vulkanen Gangbildungen nachgewiesen, sondern man kann ohne Zweifel auch auf manchen Erzgängen Sublimations-Producte erkennen

Die Betrachtungen über die Gänge, bei welchen wir verweilten, schliessen mit einigen Bemerkungen über deren relatives Alter. Ein recht interessanter Abschnitt (S. 356—383) ist der kurze Abriss einer Geschichte der Geologie, so wie der (S. 383—408) skizzirte Versuch einer Entwicklungs-Geschichte der Erde. — Von der Beilage war schon in unserm kurzen Berichte über die erste Lieferung die Rede.

Die zweite Auflage von Cotta's Geognosie und Geologie wird wohl auch das Loos der ersten theilen — recht bald vergriffen zu werden; wenigstens wünschen wir ihr, so wie dem thätigen Verfasser ein herzliches: Glück auf!

G. Leonhard.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für Schule und Haus. Von Dr. Joseph Beck, Mitglied des Grossh. Badischen Oberkirchen- und Oberstudienrathes. Erster Cursus. Vierte, durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Hannover 1846. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung. XVI. u. 206 S. in gr. 8. (Auch mit dem besondern Titel: Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die untern und mittlern Classen höherer Unterrichtsanstalten.) Zweiter Cursus, (ebenfalls unter dem besondern Titel:) Geschichte der Griechen und Römer mit Beziehung auf die vorzüglicheren Völker, die mit jenen in Berührung kommen und mit besonderer Rücksicht auf Archäologie und Literatur). Zweite durchaus verbesserte Ausgabe. Hannover etc. XVI und 272 S. in gr. 8.

Bei Schriften, welche schon in mehreren Auflagen dem Publikum bekannt geworden sind und ihre Zweckmässigkeit für den Schulgebrauch insbesondere bewährt haben, bedarf es keiner ausführlichen Anzeige ihres Inhalts, ihres Gangs und der Methode, die in der Ausführung und Behandlung des Einzelnen eingehalten ist; es wird auch eben so wenig eine weitere Empfehlung nöthig seyn, da wo bereits, wie in Baden, durch die von der obersten Schulbehörde angeordnete Einführung beider Lehrbücher im Schulgebrauch auf den Mittelschulen*) (Lyceen, Gymnasien u. s. w.) die Zweckmässigkeit und Brauchbarkeit derselben für die genannten Zwecke anerkannt ist. Aber auch ausserhalb dieses nächsten Kreises wird die Einführung und Verbreitung dieser Lehrbücher zum Nutzen und Frommen des — leider an so manchen Orten wenn auch nicht gerade vernachlässigten, so doch minder berücksichtigtrn Geschichtsunterrichts, zu empfehlen seyn: zumal da der Verfasser durch sorgfältige Nachhülfe bedacht war, der neuen Ausgabe einen höhern Werth zu verleihen, ohne Plan und Anlage des Ganzen zu ändern. Diess mag insbesondere auch von dem zweiten Cursus gelten, der in der That eine eben so gedrängte, als klar und fasslich entwickelte Uebersicht der Geschichte des Alterthums giebt, wie sie für Mittelschulen passend erscheint, zumal da hier eben so wohl die äussern Ereignisse und Thatsachen als die innere Entwicklung berücksicht ist, darum auch in einem eignen Anhang ein kurzer Abriss der griechischen und römischen Literaturgeschichte beigefügt ist, welcher da, wo dieser Gegenstand nicht in den Kreis des Unterrichts gezogen seyn sollte, eine zweckmässige Anleitung für das Privatstudium dem Schüler geben kann. So erscheint das Ganze als ein den Zwecken der Schule wie des Privatgebrauchs entsprechender Leitfaden, welcher durch klare Begriffsentwickelurg, anschauliche und lebendige Darstellung, den Schüler anspricht und daher geeignet ist, nicht bloss bekannt zu machen mit der Kenntniss äusserer Ereignisse, wie sie nun einmal die Schule verlangt, sondern anzuregen für ein weiteres Studium, das über die Schule hinausreicht und eben dadurch am besten die Zwecke eines wahren Schulunterrichts zu erfüllen im Stande ist.

*) Zu diesem Zweck ist auch dem ersten Cursus in dieser vierten Ausgabe in einem eigenen Anhang passend ein kurzer Abriss der badischen Geschichte beigefügt.

U l r i c h v o n H u t t e n, der Ritter, der Gelehrte, der Dichter, der Kämpfer für die deutsche Freiheit. Dargestellt von A u g u s t B ü r k. Mit einem Bildniss Ulrichs von Hutten. Dresden und Leipzig, Arnoldische Buchhandlung. 1846. VI. und 351 S. in 8.

Aus dem Titel schon lässt sich entnehmen, dass es hier um eine populäre Darstellung der Lebensgeschichte Huttens sich handelt, welche auf die bisherigen gelehrten Forschungen gestützt, deren Resultate hier in einer für ein grösseres Publicum passenden Form vorlegen soll, da Leben und Wirken dieses Vorkämpfers der Reformation noch keineswegs so allgemein bekannt sei, als man wünschen möge. „Meine Ansicht ist", sagt der Verfasser, „Ulrich von „Hutten i n s e i n e r Z e i t einfach und treu vorzuführen. Durch seine Hand„lungen und Schriften lass ich ihn selbst sprechen, ohne dem Urtheil des Lesers „durch lange Betrachtungen und Reflexionen vorgreifen zu wollen und dasselbe „vielleicht gar dadurch zu verdunkeln." Es ist diess allerdings diejenige Weise der Behandlung, welche für ein grösseres Publikum am geeignetsten bei derartigen Werken erscheinen dürfte: dabei hat der Verf. überall aus den besten Quellen geschöpft, und so ein, wie wir glauben, eben so nützliches, als anziehendes und lebendig geschriebenes Buch geliefert, das für die Kreise, für die es bestimmt ist, mit Recht empfohlen werden kann.

E l f r i d e. Roman von Henriette Hanke, geb. Arndt. Hannover. Im Verlage der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1846. Erster Band 430 S. Zweiter Band 430 S. in 8.

Wir haben der früheren, nun in einer Sammlung vereinigten Leistungen dieser fruchtbaren Schriftstellerin in diesen Blättern gedacht und dieselbe, insbesondere ihres sittlichen Inhaltes wegen, einem grösseren, auch weiblichen Publikum empfohlen: wir dürfen daher auch dieser neuen Leistung gedenken, auf welche wir gern das früher ausgesprochene Urtheil in gleicher Weise übertragen, als auch dieser Roman durch gleiche Tendenzen, gleich anmuthige und ansprechende, vielfache Abwechlung gewährende Schilderungen sich empfiehlt und einen wohlthuenden Eindruck hinterlässt, dem die künstlerische Anlage und Ausführung des Ganzen, mag man darüber denken und urtheilen wie man will, gewiss nicht störend in den Weg tritt.

B e r i c h t i g u n g e n.

S. 778. Zeile 20 v. o. lese man $\chi(x, y, \alpha)$ statt $X(x, y, \alpha)$.
„ „ 21 „ „ „ „ $f(x, y, a + \alpha)$ statt $f(x, y, a - \alpha)$.
„ „ 22 „ „ „ „ $\chi(x, y, - \alpha)$ statt $x(x, y, - \alpha)$.
in Zeile 25 und 26 müssen die Funktionszeichen X, x in χ umgewandelt werden.

Inhalt

der

Heidelberger Jahrbücher der Literatur.

Neununddreissigster Jahrgang.

1846.

